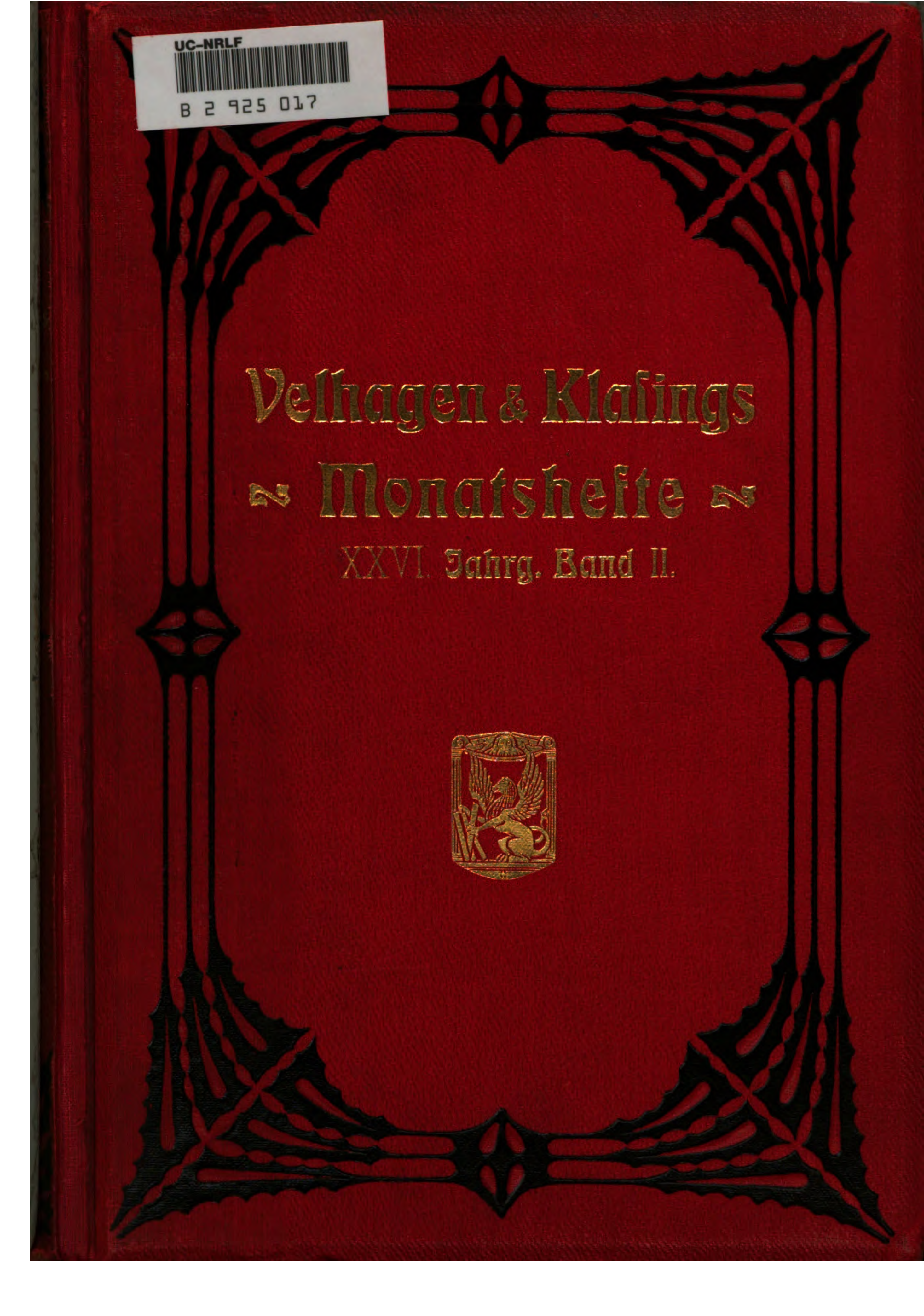
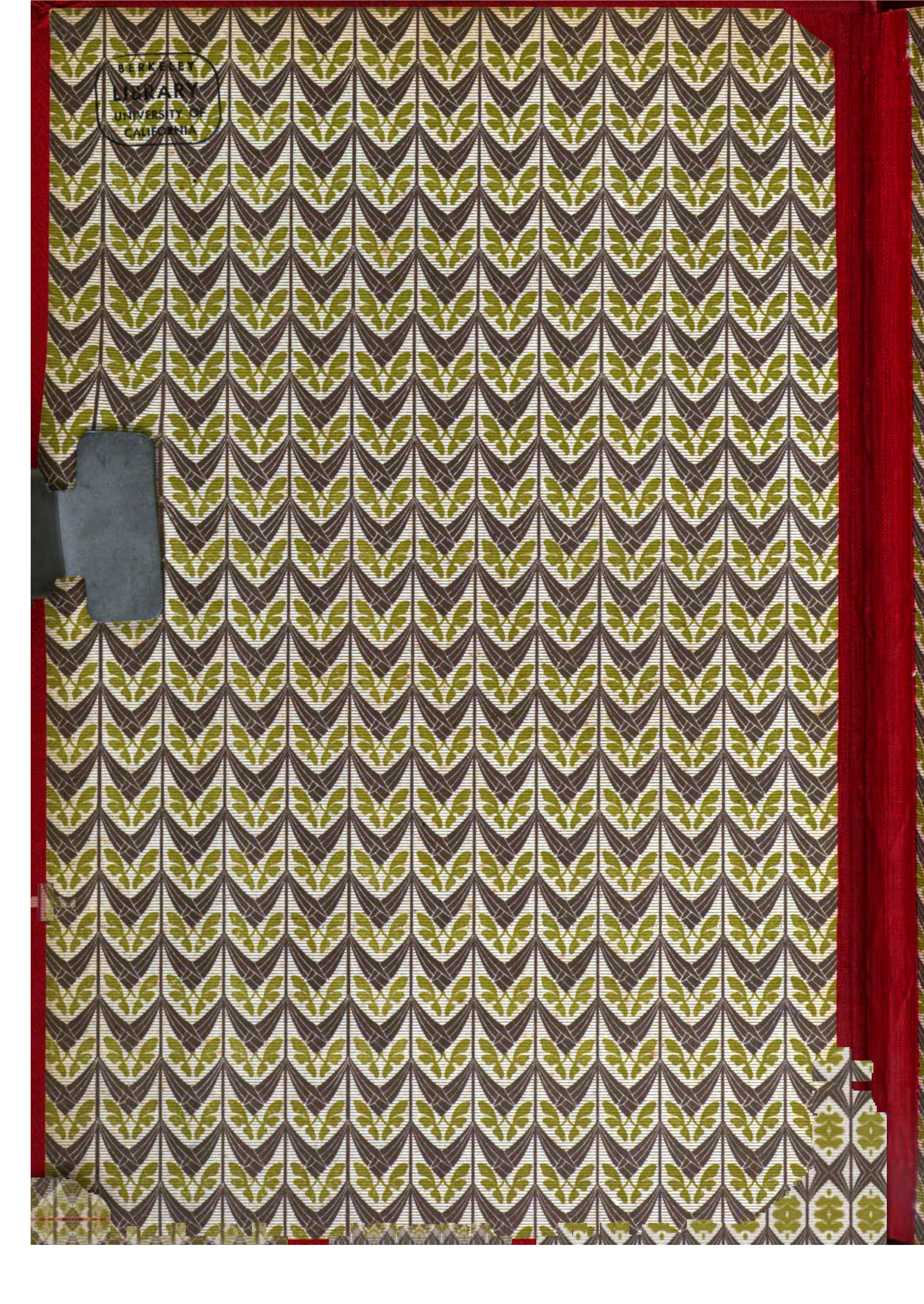

UC-NRLF
B 2 925 017
Velhagen & Klasings
Monatshefte
XXVI. Jahrg. Band II.


BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA



Velhagen & Klasings Monatshefte

XXVI. Jahrgang 1911/1912

2. Band



Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.

LOAN STACK

Inhaltsverzeichnis.

XXVI. Jahrgang 1911/1912. Zweiter Band.

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet.

AP30 V4 v.26:2

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes.

Gedichte, Sprüche.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Kunst und Literatur.

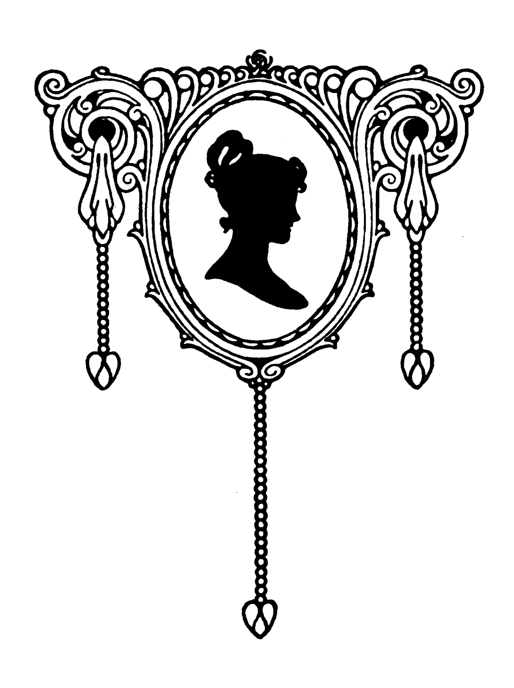
Sonstige Aufsätze.

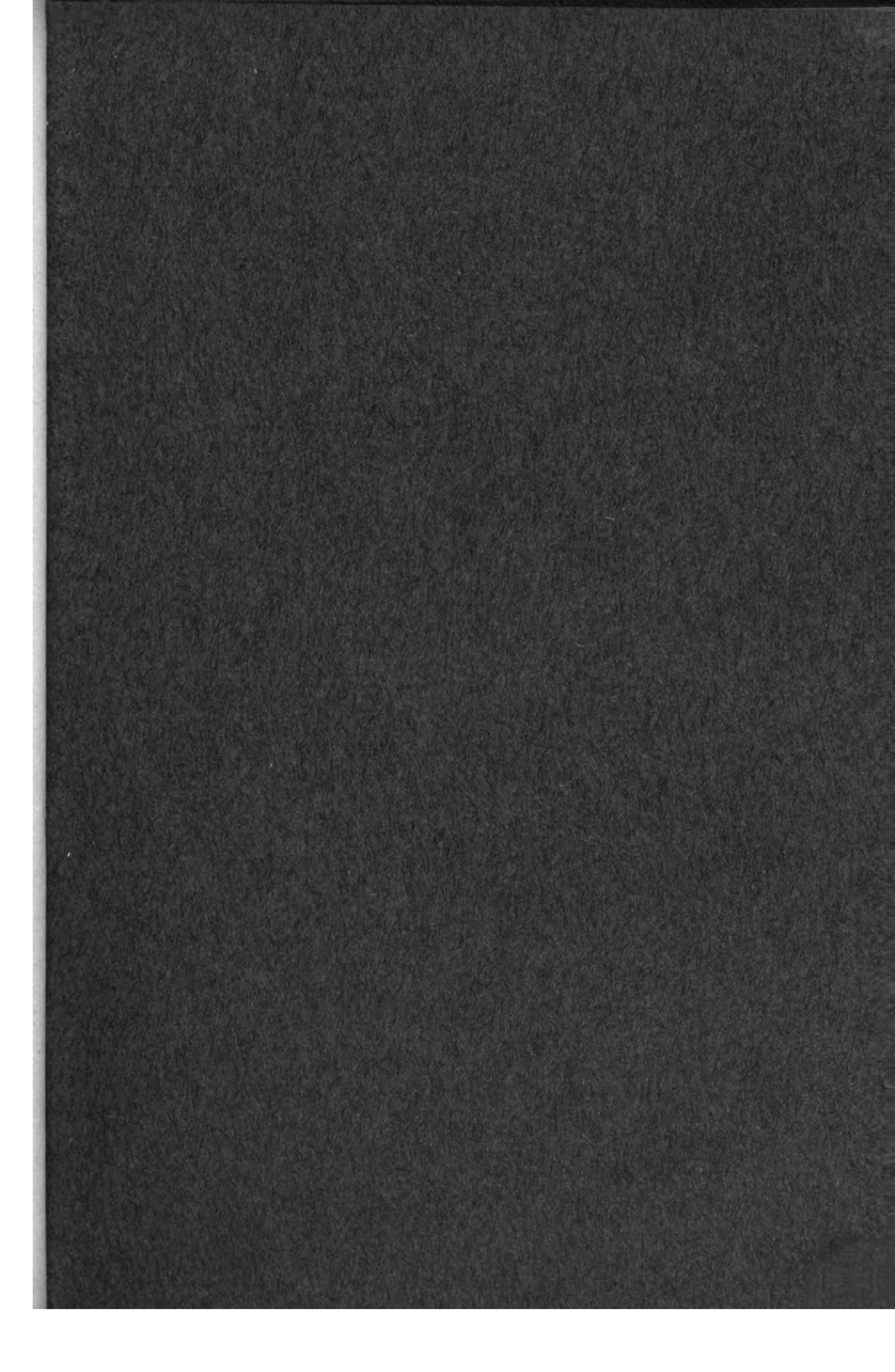
Neues vom Büchertisch.

Kunstbeilagen.

Einschalt- und Text-Bilder.

Kunst, Kunstgewerbe und anderes.







Kinderbildnis.

Gemälde von A. Neven du Mont.

Aus Eduard Schultes Kunsthandlung in Berlin W.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXVI. Jahrgang 1911/1912. Heft 5. Januar 1912.

Sieg. Roman von Hanns von Zobeltitz.

(Fortsetzung.)

ie ein Träumender, mit tiefgesenktem Kopf, schritt Kurt Berkenfelde neben seinem Zuge. Der Marsch schien endlos. In Erwartung des Kampfes marschierten die Divisionen, Brigaden, Regimenter, meist in breiter Front, querfeldein. Wiederholt stockte der Marsch, wiederholt wurden längere Raste notwendig. Aber die Gelegenheit zum Wasserholen fehlte trotzdem. Grell brannte die Augustsonne.

Hauptmann von Hafften konnte sich über seine Kompagnie freuen. Die Leute marschierten, als täten ihnen Durst und Hitze nichts an. Eine gehobene Stimmung war in ihnen. Auf dem Halt bei Mars la Tour hatte ein kurzer, kerniger Gottesdienst stattgefunden. Der Brigadepfarrer sprach knapp und schön über das Bibelwort: ‚Sei getreu bis in den Tod, so werde ich dir die Krone des Lebens geben.‘ Er segnete die Truppe: „Schon in den nächsten Stunden vielleicht greifen wir an. Ich gebe euch als Diener des Allmächtigen meinen Segen zum Kämpfen, ich gebe euch meinen Segen zum Siegen und, wenn es sein muß, zum Sterben. Amen.“ Der Kommandeur brachte ein Hoch auf den König aus, die Regimentsmusik spielte ‚Heil dir im Siegerkranz‘, begeistert stimmten die Tausende ein.

Fast war es, als klänge in der Seele der Grenadiere die Feier noch nach.

Auf diese seine Grenadiere konnte der Hauptmann bauen. Er hatte sie nicht vergeblich erzogen in harter Friedenspflicht.

Nur der junge Leutnant, den er besonders gern hatte, verdroß ihn. Der war zwar immer ein wenig ein Sonderling gewesen, und er hatte gestern den Vater begraben. Man durfte ihm etwas nachsehen. Aber wie er so neben seinem Zuge einherging, mit hängendem Kopf: kein gutes Beispiel war's.

Hauptmann von Hafften faßte nicht immer mit Glacéhandschuhen an. „Leutnant von Berkenfelde!“

Wie aus einem Traume fuhr der Offizier hoch. „Herr Hauptmann!“

„Ich bitte mir aus, daß Sie sich um Ihren Zug kümmern. Wir gehen hier nicht spazieren.“

Hochrot wurde das Gesicht.

Eine Weile reckte er sich. Dann kamen die Gedanken zurück, kam die Erinnerung an gestern, und der Kopf sank wieder nieder. Mechanisch schritten die Füße im Mehlstaub des Feldes weiter. Und er sah im Geiste Großmutter und Mutter im Trauerkleide und mit ihnen in der Heimat Tausende und aber Tausende von Frauen und Müttern.

„Leutnant von Berkenfelde, auf ein Wort. Bitte — hierher.“

„Herr Hauptmann.“

„Berkenfelde, Sie gefallen mir nicht. Sie müssen schärfer gegen sich vorgehen. Sie werden doch Ihre Pflicht tun können?“

Zum zweiten Male schoß ihm das Blut ins Gesicht. Was fiel Hafften ein?! Seine Pflicht tun? Das war doch selbstverständlich. Nur ... seinen Gedanken gebieten ...

doch das kann man freilich dem Hauptmann nicht sagen ...

Aber ihn stolz ansehen, das kann man. Und ihm antworten: „Ich hoffe, Herr Hauptmann."

„Na — also! Ich mein's doch gut mit Ihnen. Ihre verfl— Nerven!" Hafften tat's schon wieder leid. Er reichte ihm vom Pferd herab die Hand. „Verletzen wollt' ich Sie nicht, Berkenfelde. Aber sehen Sie sich mal unsere Kerle an. Nicht einer macht solch trübetümpliches Gesicht wie Sie. — Bitte, einzutreten."

Gen Norden war der Marsch gerichtet gewesen. Doch die Sonne stand fast in der Mittagshöhe, ohne daß die Armee des Prinzen Friedrich Karl auf den Feind gestoßen wäre. Oder doch? Vom rechten Flügel tönte, dumpfhallend, seit einiger Zeit Geschützfeuer herüber, dann auch das ferne Knattern des Kleingewehrs. Die Offiziere zogen die Karten heraus. Es mochte von der ersten Armee kommen, die ja gestern ungefähr Gravelotte erreicht haben sollte. Oder war es näher? War schon das rechte Flügelkorps engagiert? Manstein mit den Schleswig-Holsteinern und den Hessen? Dort — drüben, auf Verneville zu?

Aufs neue ein Halt. Endlich kann Wasser geholt werden. Dann ein Einschwenken nach rechts, nach Westen, auf Metz —

Die Wasserholer müssen im Laufschritt, mit klirrenden Kochgeschirren, dem Regiment nacheilen, so jäh ist der Aufbruch. Glücklich, wer noch einen Trunk erhascht. Denn die Mittagshitze ist drückend geworden. Unerträglich der dicke, dichte Staub auf dem Stoppelacker.

Querfeldein geht's auf Habonville. Weit hinten auf dem Höhenzug steigen plötzlich ein paar weiße Wölkchen auf, unscheinbar, wie vom leichten Winde emporgehoben. Und dann saust die erste Granate über das Feld, über die Bataillone. Und noch eine, und wieder eine —

Eine Staublawine wälzt sich von rückwärts heran. Die Divisionsartillerie jagt im scharfen Trabe vorbei. Jetzt geht sie im Galopp in Stellung, und ihre vierundzwanzig Kruppgeschütze donnern dem Feinde den Gegengruß.

Die Avantgarde der Division — die Gardefüsiliere — hat St. Marie-aux-Chênes mit stürmender Hand genommen. Wacker haben dabei die Sachsen mitgetan, Gegner von 1866, nun treue Freunde unter ihrem tapferen Kronprinzen Albert. Der Feind ist auf St. Privat zurückgegangen. Dort muß seine Hauptstellung liegen.

Dicht hinter dem erstürmten Dorf lagert das Regiment bei den zusammengesetzten Gewehren. Todmüde vom langen, heißen Marsch haben sich die Grenadiere hingeworfen. Es ist eine Ruhepause in der Schlacht eingetreten gleich dem tiefen Atemholen zweier gleich Starker. Das Gewehrfeuer ist fast ganz verstummt; die Artillerien feuern hüben und drüben langsamer als bisher. Das Gardekorps massiert sich. Weitausgreifend führt Kronprinz Albert seine Sachsen zur Umfassung des Feindes gen Nordosten auf Roncourt zu. Nur vom Südwesten her tönt starker Kanonendonner. Das neunte Korps mag einen harten Kampf haben.

Kurt Berkenfelde war aus seiner Träumerei emporgefahren, als die erste Granate krachend neben der Kompagnie einschlug, sich in den Boden bohrte, Sand und Sprengstücke bis an seinen Zug schleuderte. Es war wie ein Weckruf, der ihn jach in die Wirklichkeit zurückrief. Da kam die zweite. Er sah auf seine Leute. Der und jener duckte sich. Aber es waren nur wenige. Der dürre Kruse aus der Priegnitz verzog sein hageres Bauerngesicht zu einem Grinsen. „Die höfliche Verbeugung könnt ihr euch sparen, Jungens. Die nutzt nix mehr. Wenn ihr den Brummer hört, ist er schon mang euch oder weit dahinten. Det kenn ick noch von 66." Und der Kronide machte mit dem rechten Arm eine seiner großartigen Kreisbewegungen. „Großartig. Ich wittere Morgenluft. So war's auch bei Buttle Run ..."

Famos waren die Kerle. Man mußte sich über sie freuen.

Freuen? Weshalb freuen?

Sie wußten nicht, daß sie dem Tod entgegen gingen. Sie dachten nicht an die Tränen, die in der Heimat um sie flossen ...

Er wollte aufs neue zu grübeln anfangen. Aber als er noch einmal über diese schweißigen, staubbedeckten Gesichter hinsah, sagte er sich wieder: ‚Famos sind die Kerle!' Fast etwas wie Neid war dabei.

Die Offiziere des Bataillons standen vor den Gewehren; der und jener hatte die Karte in der Hand. Es wurde diskutiert. Gandern hatte vorhin ein paar Worte des Brigadekommandeurs aufgefangen. Danach stand Steinmetz mit der ersten Armee bei Gravelotte schon seit dem Morgen im heftigen Kampf gegen den feindlichen linken Flügel. Und wir scheinen hier den rechten vor uns zu haben, wenn er sich nicht noch weiter ausdehnt, dort nach Roncourt hin. Hafften wies gen Norden: „Da kann man die Staubwolke sehen ... das sind die Sachsen, die zur Umfassung angesetzt haben. Das ist noch ein hübsches Stück Marsch, ehe sie in Aktion treten können. Wir müssen uns in Geduld fassen."

Es war in allen eine starke Spannung. Auch in Berkenfelde. Nein, nein: zum Grübeln, zum Sinnieren war's nicht an der Zeit ...

Und es wirkte auch alles, alles so ganz anders auf ihn, als gestern der Ritt über das Schlachtfeld. Dicht vor dem Bataillon war in einem Hause der Dorfumfassung ein Feldlazarett etabliert worden. Verwundete wurden dorthin getragen; auch einige blessierte Offiziere. Dann faßten sie alle unwillkürlich salutierend an den Helm. Ab und zu sprengten Ordonnanzoffiziere zu Boltenstein, zum Kommandeur, heran, der in eherner Ruhe am Dorfeingang zu Pferde hielt. Gardehusaren jagten mit Meldungen und Befehlen. Einmal kam Wangenheim herangeritten. Er hatte heut ganz sein kluges Generalstabsgesicht, erzählte, was er von dem Sturm auf St. Marie gehört hatte, daß die Maikäfer ihren vergötterten Obersten Erckert verloren hätten. Und bisweilen sauste auch jetzt eine vereinzelte Granate über das Regiment hin. Die Grenadiere kümmerten sich gar nicht mehr darum. Sie lachten.

Wirklich, es war heut alles ganz anders als gestern. Gestern hatte er den Tod gesehen. Heut war alles Leben, Leben, Leben ...

Er schlenderte zu seinem Zug zurück. Manche von den Grenadieren schliefen ganz fest. Andere hockten in kleinen Gruppen zusammen und plauschten. Wer noch etwas im Brotbeutel hatte, knabberte. Die beiden Berliner, Ulrich und Langhans, schmauchten gemeinsam an einem Zigarrenstummel, jeder immer einen Zug, worauf ihm der andere das Kraut von den Lippen riß. Der forsche Reserve-Unteroffizier Uhlenhuth, der Forstkandidat, schrieb für ein paar Polacken Feldpostkarten; eine prächtige Art hatte er, mit den Leuten umzugehen, ihr Vertrauen zu gewinnen. Man konnte ihn fast beneiden um diese Kunst.

Dann sah Berkenfelde doch einen, der mit gesenktem Kopf saß, als ob er vor sich hin träumte: den langen Grun, den Neumärker. Dem mußte man ein bissel aufhelfen. Dem tat's not, schien es. Und vielleicht tat's einem selber gut.

Er klopfte ihm auf die Schulter: „Na, Grun! Was lassen Sie den Kopf hängen? Was haben Sie denn?"

Es war ein schwerfälliges Menschenkind. Man sah's daran, wie er hochkam. Auch daran, wie er antwortete: „Ich — nichts hab' ich, Herr Leutnant." Ganz langsam rang er sich's von den Lippen. Und es war sicher eine Lüge.

„Sind Ihre Füße in Ordnung? Sie hatten sich stark durchgelaufen."

„Ist allens gut, Herr Leutnant."

„Sehen Sie! Ich hab's Ihnen gleich gesagt. Rindertalg und guter Wille. Dann geht's schon. Sagen Sie mal, Grun, haben Sie Nachricht von zu Hause gehabt?"

Der lange Mensch fing an mit dem Halse zu drehen, als ob er den Kopf verneinend schütteln wollte. Dann mochte ihm einfallen, daß das unmilitärisch wäre, und er sagte: „Nee ... Herr Leutnant." Es kam wieder wie herausgezwungen. Und er sah an Berkenfelde vorbei.

„Sie haben doch noch Eltern?"

„Nee ... Herr Leutnant."

„Gewiß eine Braut, Grun?"

Es sollte ein Scherzwort sein. Aber Berkenfelde erschrak: jetzt sah ihn plötzlich der Mann an. Aus Augen, in denen alles mögliche lag: Zweifel und Schmerz und verbissener Grimm und Haß. „Ick weeß nich, Herr Leutnant. Wenn se mer mein Bruder nich weggeschnappt hat ... dat Luder ..."

„Aber, Grun ..."

Berkenfelde wollte noch mehr sagen. Aber ihm war's mit einem Male, als hätte ihn jemand an die Gurgel gegriffen und schnürte

sie ihm zu. Fest und fester. Er sah sich wieder im Wohnzimmer der Eltern, Bruno und Hedwig standen am Fenster, und Vater sagte: ‚Wir haben ein Brautpaar im Hause …‘

Dann hatte er's aber schon hinuntergewürgt. Nur heut nicht daran denken! Nur heut nicht! Er zwang sich. „Grun, so sollen Sie nicht reden. Wir haben wahrscheinlich ein blutiges Gefecht. Da sollen Sie nicht mit Haß in der Seele hineingehen."

Indem er's sprach, fühlte er: es war wohl zu schwer gesagt für den Mann; es war dem kaum verständlich. Aber Grun sah zu Boden, wie im Sinnen. Und dann sagte er: „Is eenjahl, Herr Leutnant… ick komm nich' zurück."

„Unsinn, Grun. Jede Kugel trifft ja nicht."

Diesmal schüttelte der lange Mensch doch den Kopf, ganz unmilitärisch. Schwieg eine Weile, sagte dann plötzlich: „Vielleicht bin ick och daran schuld. Ick weeß nich … wenn Juste den Wilhelm lieber hat … wat kann se davor." Und dann wieder heiser, halblaut, bitter und doch bittend: „Herr Leutnant, ick hab' ihr geschrieben. Vor 'n paar Tage schon." Er faßte sich an die Brust. „Hier steckt der Brief. Wenn ick nich zurückkomme, Herr Leutnant…"

Da schallte das Kommando: „An die Gewehre!"

Von rechts herüber war das Gewehrfeuer lebhafter geworden, auch der Geschützdonner. Dann und wann sauste eine Granate über St. Marie hin, oder ein Schrapnell platzte hoch oben in der Luft.

„Es geht los!" sagte Hafften.

Kaum fünfhundert Schritt nach rechts hatte die 1. Garde-Infanterie-Brigade gelegen. Berkenfelde sah, wie der Divisionskommandeur, Generalleutnant von Pape, zu ihr heransprengte. Gleich darauf kam Bewegung in die Masse. Die Helme, die Gewehre glitzerten in der Sonne. Dann trat die Brigade an. Die Potsdamer Riesen zogen mit dröhnenden Schritten ziemlich dicht am Regiment vorüber. Kompagniekolonnen voran, Halbbataillone dahinter.

Südlich Marie aux Chênes, hart am Dorfrande vorbei, wandte sich die Brigade nach vorn. Eine gewaltige Staubwolke wirbelte aus dem trockenen Stoppelfelde auf. Nur die Gestalten der berittenen Offiziere und die entfalteten Fahnen blieben noch einige Minuten sichtbar.

Berkenfelde sah nach der Uhr. In dem unwillkürlichen Empfinden, den Zeitpunkt festzuhalten. Es war dreiviertel auf sechs.

Unmittelbar darauf schwoll vorn das Feuer mächtig an. Der Gegner hatte den Vormarsch der neuen Kräfte bemerkt.

„Still gestanden! Das Gewehr über!"

Wie auf dem Tempelhofer Exerzierplatz kommandierten die Regimentskommandeure nach: „Still gestanden! Das Gewehr über!" — „Rechtsum!" — „Regiment —" — „Bataillon — marsch!" Es war e i n Griff, es war e i n e Wendung, es war e i n Antreten: wie auf dem großen Schulplatz der preußischen Garde.

Sechs Uhr nachmittags am 18. August.

Plötzlich, jäh überkam Berkenfelde ein Schmerzgefühl. Ihm war's, als preßten sich alle Rippen fester zusammen. Er mußte tief Atem schöpfen. Und noch einmal. Dann war es vorüber. Er sah auf seinen Flügelmann, unsicher, ob der ihm etwas angemerkt hätte. Aber Wultich stampfte, die Augen geradeaus. Nur hatte vielleicht auch sein braunes Gesicht etwas Farbe verloren.

Was war das gewesen, diese Beklemmung? Angst? Angst vor der Gefahr?

Berkenfelde biß die Zähne aufeinander, daß sie knirschten. Pfui Teufel! Angst? Feigheit? Oder war's nur die heiße Sorge, daß der verfl— moralische Schweinehund doch in ihm hochkommen könnte? Es kam im Grunde auf dasselbe hinaus. Gottlob, daß das nun vorüber war. Und sollte nicht wiederkommen! Bei Gott — nein!

„In Kompagniekolonnen auseinander gezogen! Die vordersten Züge — schwärmen!"

Gerade schlugen die Tamboure an. Berkenfelde stürzte seinem Zuge mit erhobenem Degen voran. Und im gleichen Augenblick fast brach das Feuer über das Regiment herein. Ein paar Granaten zuerst, noch wirkungslos, ein Schwirren dann, aus dem nicht mehr das schrille Pfeifen der einzelnen Chassepotkugeln herauszuhören war. Wie ein Hornissenschwarm sausten sie heran, wie Hagelkörner. Ächzend stürzte Wultich in die Knie, lautlos sank der Führer der mittelsten Sektion, Sergeant Krämer, nieder —

„Vorwärts! Vorwärts!“

Tiefaufatmete Berkenfelde. Aber — Gottlob! Gottlob! — er atmete frei, ganz frei. Und mit ganz klaren Sinnen sah er das Schlachtfeld vor sich: die schier endlose, ansteigende Ebene; als Ziel weit vorn St. Privat, festungsartig, mit weißen Mauern; wenn der Pulverdampf sich auf Momente hob, eine dichte Feindeslinie noch vor dem Dorf; aus den Umfassungsmauern, aus den Fenstern der Häuser ein unaufhörliches Aufblitzen. Und rechts, etwas weiter vor, im langsam vorschiebenden Angriff Schützen, Kolonnen dahinter. Und links, jenseits der schnurgeraden Chaussee von St. Marie auf St. Privat, wieder Schützenschwärme, von Kolonnen gefolgt. Das mußte die erste Brigade sein.

Wie ein feuersprühendes Kastell lag dies St. Privat dort oben auf der Höhe —

„Vorwärts! Vorwärts!“

Dann und wann mußte er stehen bleiben, um Luft zu schöpfen, weil die Kräfte versagen wollten vom rasenden Lauf. Mein Gott, wie sah die Schützenkette aus? Sie schmolz zusammen, von Minute zu Minute mehr. Schon waren die anderen Züge eindoubliert. Mit dem letzten sprengte Hafften in die Front. Schwang noch einmal den Degen: „Vorwärts, Grenadiere! Vorwärts, Kinder!“ Schwankte im Sattel, glitt herab. „Mir nach!“ rief Schulenburg, der Premier, stürzte nach vorn, riß die Schützen wieder ein Stück vorwärts —

War's Mannesmut, der sie alle, alle vorwärts trieb? War's die eiserne Disziplin? War's ein unwillkürliches Gefühl, daß die Rettung nur noch vorwärts liege? Was verschlug's! Sie kamen vorwärts, die Grenadiere. Wie jemand ausschreitet im schwersten Wetter, den Kopf gebeugt, den Nacken gebeugt, ankämpfend, so kamen sie vorwärts. Mancher hatte den Arm erhoben, schob ihn vors Gesicht, als könnte er sich so schützen, wie man sich gegen einen Regenschauer schützt; schaute nicht rechts noch links, schritt aus, schritt aus: „Vorwärts! Vorwärts!“

Und immer stärker, immer gewaltiger wurde das Feuer. Der Hang dort drüben, das Dorf sprühte, sprühte Verderben. Mehr und mehr schossen sich die Batterien ein; dicht vor, in der Linie, die dünner und dünner wurde, schlugen die Granaten nieder, schleuderten ihren Sprengstückkegel zwischen die Schützen; die Mitrailleusen mähten die Front entlang...

Und dennoch, dennoch, die Grenadiere kamen vorwärts! Hoch auf schlug es in Berkenfeldes Brust: es war doch etwas Wunderbares um Preußens Garde! „Vorwärts! Vorwärts!“ Die Trommeln wirbeln. Dumpf nur hört man's in dem Getöse, in dem Sausen der Chassepotkugeln, im Schwirren der Sprengstücke — ja, und unter dem Ächzen der Niederbrechenden, der zum Tode Verwundeten: „Vorwärts! Vorwärts!“

Dann wieder ein kurzer Halt. „Hinlegen!“ Nur der Offizier bleibt aufrecht stehen. Er soll ein Beispiel sein, ein Vorbild soll er sein.

... man hat Terrain gewonnen. Wir... drüben die Kameraden auch. Aber der Weg nach dem Ziel ist noch weit, weit! Ein Blick nach rückwärts! Nein, nicht dort hinsehen! Nicht auf das Blachfeld, bedeckt mit Toten und Verwundeten. Nicht auf den dunkeln Strom, der von drüben her, wo die Kameraden sich verbluten, sich zurückwälzt auf St. Marie, auf den Strom der Blessierten, die bei den Verbandstätten Hilfe suchen.

Da kommt der Oberst angesprengt. Im kühnen Sprung nimmt sein schöner Rappen den Chausseegraben. „Vorwärts, vorwärts!“ Gleich drauf stürzt der Gaul in die Knie, ein Granatsplitter hat ihm die Brust zerrissen, ein anderer Boltenstein das Schulterblatt zerschmettert. „Lazarettgehilfe!“

„Vorwärts! Vorwärts! Tambour — schlagen!“

Es sind doch nicht nur Helden, die Grenadiere. Da will einer, ein Unverletzter, liegen bleiben, starrt mit angstverzerrtem Gesicht, mit verglasten Augen. „Auf, Berg! Auf! Zum Geier!“ Und rechts und links packen ihn ein paar Kameraden, unsanft stößt ihn ein Gewehrkolben in den Rücken. „Schäm' dich!“ ruft Langhans, der Berliner. „Elender Drückeberger!“ Vorwärts! Vorwärts!

Die Fahne ist bei der Kompagnie. Sergeant Rürich, der sie schon 66 zum Siege getragen, trägt sie auch heut. Immer vorn ist er. Immer der ersten einer, die aufspringen, vorwärtsstürmen. Aber — nun

— nun bricht er zusammen. Dicht neben dem Premier. Der greift nach dem Feldzeichen, hält es hoch, stürzt vornüber im schnellen, gnädigen Tod. Kruse, der Priegnitzer, hat die Fahne gefaßt, sie flattert wieder im Winde.

„Vorwärts! Vorwärts!“ Nun ist Berkenfelde der letzte Offizier der Kompagnie. Der einzige —

... der Kompagnie? Ein Häuflein nur ist's noch. Ein paar Gruppen sind's, auf eine dünne, dünne Linie auseinandergezerrt. „Tambour, schlagen!“ Kein Wirbel tönt. Kasling, der Feldwebel, meldet kurz, bitter: „Brückner war der letzte. Ihm ist eben das rechte Handgelenk zerschmettert.“

Vorwärts! Vorwärts! Es muß auch ohne Trommelwirbel gehen —

Wenn man nur erst auf Feuernähe heran wäre! Wenn das Zündnadelgewehr so weit reichte wie das Chassepot. Dann und wann heben einzelne Grenadiere im unwillkürlichen Gefühl der Vergeltung die Knarre, knallen los. „Nicht feuern! Nicht feuern! Erst heran sein — was ein braver Kerl ist, folgt mir! Hierher! Hierher!“

Und noch einmal läßt sich die dünne Schützenlinie vorwärts tragen. Noch einmal —

Dann liegt sie fest. Nicht nur Berkenfelde mit seinem Häuflein, auch rechts und links, soweit das Auge im dichten Pulverdampf sehen kann. Alles, was vom Regiment noch übrig ist. Alles, was von der ersten, was von der Grenadierbrigade noch lebt, liegt fest. Etwa siebenhundert Schritt von St. Privat, etwa vierhundert Schritt von den vordersten feindlichen Schützen, die allmählich zurückgehen.

Der Angriff der preußischen Garde ist ins Stocken gekommen. Er ist — gescheitert. Die Hälfte, mehr als die Hälfte der Grenadiere liegt tot, verwundet zwischen St. Marie und St. Privat. Nur noch Trümmer, ausgebrannte Schlacken sind am Feinde. Nur noch wenige Offiziere bei ihnen —

Aufrecht steht Berkenfelde zwischen den Schützen, die in der Ackerfurche kümmerlichen Schutz suchen, sich mit den Händen die staubtrockene Erde zur Deckung zusammenscharren. Es ist ein seltsames Wundern in ihm: daß er noch lebt. Aber seine Brust weitet sich: ihm ist's, als wäre er erst in dieser Stunde ein Mann geworden. Weit, weit liegt das Grübeln hinter ihm, versunken ist's und kann nie wieder auferstehen. Schrecklich der Krieg! Schrecklich die Schlacht! Gerade diese Schlacht heut vor hundert anderen — gewiß. Aber beseligend, erhebend, groß das Überwinden, das Starksein und Starkbleiben ... bis zum Tode ...

Kein Held darum. Aber ein Mann, ein aufrechter Mann —

... in dieser kurzen Stunde zum Mann geworden. Ja, ist's denn wirklich nur eine Stunde, was wie eine Ewigkeit schien?

Er zieht die Uhr: halb sieben. Halb sieben erst ... in dreißig Minuten hat sich das Regiment verblutet, bis auf diese schwachen Häuflein hier, auf die noch immer mit unverminderter Gewalt das Feuer herabsprüht.

Und was nun?

Ausharren bis zum letzten — irgendwie, irgendwoher muß doch Hilfe, muß Rettung kommen.

Jetzt mögen die Grenadiere die Zündnadel brauchen. Die Entfernung ist noch groß, immerhin —

Der Pulverdampf weht, webt über die dünne Linie. Man fühlt förmlich, wie es die Herzen erleichtert, dem Feinde den Gegengruß hinüberschicken zu können, nicht mehr ganz wehrlos zu sein. „Langsam feuern, Kinder! Wir werden die Patronen noch brauchen!“

Plötzlich steht Uhlenhuth, der Reserve-Unteroffizier, auf. „Nein so was, schießen die Kerle mit Standvisier. Wollt ihr wohl so gut sein und die große Klappe hochschlagen.“ Und langsam geht er im tollsten Feuer die Schützenkette entlang, korrigiert hier die Stellung, instruiert über die Distanz. Ganz wie im Frieden. Das Feuer wird ruhiger. Bravo, Uhlenhuth! Wunder wirkt solch Beispiel.

Berkenfelde fällt ein: er hat noch eine Zigarre in der Tasche. Er nimmt sie heraus, wendet sich an die Nächstliegenden: „Hat denn keiner Feuer für mich? Ich kann mir meinen Tobak doch nicht am feindlichen Feuer anstecken.“ Gleich strecken sich ihm ein paar Streichholzschachteln entgegen, und er sieht in lachende Gesichter. Wahrhaftig, sie lachen. Wie wundervoll, daß sie lachen können!

Da ist Marheinke. Hat natürlich noch etwas zu knabbern. Aber er faßt seinen Leutnant am Rockschoß: „Knien Herr Leutnant doch man wenigstens nieder," bittet er. „Nein, Marheinke, du mußt das einsehen: das geht nicht." Und bleibt stehen. „Alle Kugeln treffen nicht, Marheinke, guter Kerl." Zündet seine Zigarre an, schmaucht. „Schmeckt besser, als der verd— Pulverdampf. Ich wollte, ich könnte jedem von euch n' Tobak geben. So muß ich für euch alle rauchen." Sie lachen wieder. Wundervoll, daß sie lachen können.

Nein, wirklich, alle Kugeln treffen nicht. General von Pape kommt geritten. Der Divisionskommandeur in der Schützenkette! Die ganze Linie reitet er entlang. Sehr ernst ist sein Gesicht. Aber er hat für jedes Häuflein ein paar freundliche, anerkennende Worte: „Habt ihr brav gemacht, Grenadiere! Nur aushalten — wir kriegen sie schon noch! Es kommt Hilfe — ihr könnt euch auf mich verlassen."

Bei Berkenfelde hält er einen Augenblick, läßt sich berichten. Der Leutnant will die Zigarre fortstecken. Aber der General winkt: „Lassen Sie nur, Berkenfelde. Ich wollte, Ihr Vater hätte Sie noch so sehen können, mit der brennenden Zigarre in dem Höllenfeuer."

Immer noch ist es ein Höllenfeuer, immer noch speit es aus St. Privat Tod und Verderben. Jetzt sieht man's deutlich, sobald sich der Pulverschwaden einmal hebt: unter, hinter der Umfassungsmauer liegt die vorderste Linie, Mann neben Mann; dahinter ist jedes Haus, jedes Fenster, jede Dachluke besetzt. Unerschöpflich scheint ihr Munitionsvorrat. Manchmal ebbt auf einen Moment das Feuer ab, aber gleich darauf rast es wieder los. Ein Höllenfeuer —

„Donnerwetterchen!" meint der Kronide, die verdrehte Schraube. „Ich hab' doch manches erlebt in meinem reichlich bewegten Dasein. Aber so toll war's selbst bei Buttle Run nicht. Und das ist nun beinah meine letzte Patrone." Er schiebt sie bedächtig in den Lauf. „Ja, Kinderchen, ich hab' schon mal so 'ne letzte Patrone verfeuert. Da sagte mir mein Freund, der General Stewart: ‚Krönechen,' sagte er, ‚drüben steht solch verfl—, langer Oberst. Putz' mir den mal weg.' Schwapp, lag der Kerl. Seht ihr, jetzt werd' ich mal die lange Latte da drüben wegputzen —"

„Kavallerie von links!"

Uhlenhuths Jägerauge hat sie zuerst erspäht. Chasseurs sind es, die in einem dichten Schwarm nördlich St. Privat zur Attacke hervorbrechen. Ein leichtes Spiel mag's ihnen dünken, die armseligen deutschen Trümmer niederzureiten. Doch schon knattern die Zündnadeln. Berkenfelde war vorgesprungen, „Stopfen! — Legt an, Feuer!" Die Salve schlug in die Reiter. Schnellfeuer folgte. Die Schwadronen wandten zur Flucht.

Es war nicht mehr als eine Episode. Aber der schnelle Erfolg brachte ein Aufatmen. Man war doch noch nicht ganz widerstandsunfähig. Man konnte sich doch noch wehren. Und so lange man sich wehren konnte, durfte, mußte man hoffen —

Die Munition begann knapp zu werden. Die Grenadiere krochen in den flachen Erdfurchen nach rechts und links, um die Patronentaschen der toten Kameraden zu leeren.

Da lag auch Grun, lang hingestreckt. Er hatte nicht gelitten, gerad in die Schläfe, dicht unter dem Helmrand, war die Kugel eingedrungen. Einen friedlichen Ausdruck trug das Gesicht, all das Verbissene, Trübsinnige schien der schnelle Tod ausgelöscht zu haben. Ihm war wohl. Berkenfelde kniete nieder, riß ihm den Rock auf. Wahrhaftig, da stak der Brief, auf dem zerknitterten, durchschwitzten, nicht einmal geschlossenen Umschlag die Adresse in eckiger, grober Bauernhandschrift. Es soll besorgt werden, armer Kerl — wenn wir selber diesen Tag überleben.

Dieser Tag ... wollte er denn kein Ende nehmen? Schon dämmerte es leicht. Die siebente Stunde war vorüber.

In all der Zeit des blutigen Vorgehens über den endlosen Hang, des harten Ausharrens in ungedeckter Stellung, in dieser letzten schwersten Stunde der Resignation hatte Berkenfelde gehofft, mit heißem Sehnen darauf gewartet, daß von rückwärts her die preußischen Gußstahlröhren helfen, retten sollten. Dann und wann sah er auch beim Feinde, daß eine vereinzelte Granate einschlug, wie sich dann die Rothosen duckten, sich auseinanderschoben, wie an der Stelle des Treffers auf ein paar

Augenblicke das mörderische Feuer verstummte. Aber was nützten die wenigen Schüsse? Schlag auf Schlag mußten die Granaten in dies Bollwerk drüben einschlagen, es zerschmettern, es vernichten —

Nun endlich will die Hoffnung, die letzte, sich erfüllen. Nun endlich kommt die Vergeltung! Im hohen Bogen sausen die Granaten über die Schützentrümmer hinweg, nicht einzeln mehr, nicht in langen Pausen: Schlag auf Schlag schmettern sie in den Feind, auf die weißen Mauern, in die roten Dächer. Zu Dutzenden kommen sie, zu Hunderten. Und nicht von rückwärts nur. Auch aus nördlicher Richtung. Dicht und dichter. Das müssen die Sachsen sein — endlich! Endlich!

Deutlich erkennbar drüben die Wirkung. Matter wird das verheerende Chassepotfeuer. Die feindlichen Geschütze verstummen. Eine Unruhe ist zwischen den Franzosen, fast als gingen einzelne Gruppen, hier und dort, zurück. An ein paar Stellen steigt dichter, dicker Rauch über dem lagernden Pulverdampf hoch. Flammen züngeln daraus empor, mehr und mehr, stärker und stärker, bis zur leuchtenden Lohe. Das Dorf brennt —

Ein Reiter jagt in sausendem Galopp die Linie entlang. Ein Gardehusar auf leuchtendem Schimmel. Er scheint gegen die Kugeln gefeit. Überall sieht man ihn. Berkenfelde kennt ihn: Leutnant von Esbeck-Platen ist's, Ordonnanzoffizier der Division. Er ruft mit hell schallender Stimme in die Trümmer der stolzen Regimenter hinein: „Die Sachsen kommen! Auch das zehnte Korps kommt!"

Noch einmal blickt Berkenfelde nach rückwärts. Eine lange, lange, feuernde Artillerielinie erkennt er; längs der Chaussee von St. Marie her geschlossene Kolonnen; über den Ort hinaus, gen Nordosten neue Schützenlinien, Massen, Massen. Und alles im Vormarsch, im Vorwärtsfließen — —

Und ihm ist's, als töne durch das Getöse der Schlacht von fernher wirbelnder Trommelschlag —

Wie ein Wunder ist es: plötzlich kommt in die dünne, schwache Schützenlinie Bewegung. Die Grenadiere richten sich auf. Auch sie spähen um sich. Ein Aufleuchten in den geschwärzten Gesichtern. Kaum eines Befehles bedarf es. Hier eine Gruppe, dort ein Häuflein, alles was noch Kraft und Leben hat, springt empor —

Da ist noch Günther, ein Hornist. „Schnell avancieren!" ruft ihm Berkenfelde zu. Schon tönt das gleiche Signal von rechts und von links her. Es reißt auch die letzten auf aus den Reihen der toten Kameraden. „Vorwärts! Vorwärts! Jetzt gilt's! Jetzt oder nie!"

Und sie stürzen, stürmen voran, diese schwachen, zerschmetterten Kompagnien, Bataillone, Regimenter, Mannschaften, Generäle, Stabsoffiziere, Hauptleute, Leutnants — alle in einer Linie, mit der letzten gewaltigen Anspannung von Geist und Körper, im unwiderstehlichen Willen zu siegen. Sie stürzen und stürmen voran, einer den anderen überholend, wetteifernd, von Ost und Nord, Grenadiere, Füsiliere der Garde, die wackeren Sachsen vom 100. und 101. Regiment. Wie eine Flutwelle branden sie gegen die Mauern, in einem Anlauf dringen sie bis zum Dorfeingang vor, zwischen die brennenden Häuser, in die Gärten hinein mit ihrem donnernden Hurra! Hurra! Überall, überall weichen die Rothosen aus der Lisiere zurück — setzen sich wieder, hier und dort, werden mit dem Bajonett vorwärts getrieben, von Straße zu Straße, von Haus zu Haus —

„Hurra! Hurra!"

Ein Chaos ist's im Dorf. Alle Regimenter wirbeln durcheinander, alle Verbände sind gelöst. Die Häuser lodern. Noch immer schlagen preußische, sächsische Granaten ein, unter Freund und Feind. Vom Nordeingang, von der Kirche her noch heftiges Feuer. Um jeden Brunnen ein Strudel der erschöpften Ringer. Nur einen Trunk Wasser! Gefallene, verwundete Franzosen, Gefangene, einzelne, in Gruppen, in Scharen. Umgestürzte Munitionswagen, Berge von geleerten Patronenkisten. Ärzte in Hemdärmeln. Schmerzensschreie, dumpfes Stöhnen und dazwischen immer wieder das donnernde: Sieg! Sieg! Hurra! Hurra!

Nur ein paar seiner Grenadiere hat Berkenfelde um sich. Den Priegnitzer Kruse, der noch immer die Fahne trägt, Uhlenhuth, die beiden Berliner, einige andere. Er drängt mit ihnen vorwärts, immer vorwärts durch all das Gewühl



Diner.

Studie von A. Neven du Mont.

Aus Eduard Schultes Kunsthandlung in Berlin W.



hindurch, dem Ostausgang zu. Wie im Rausch ist er, sind sie alle, alle. Es singt und klingt in ihnen. Der Donner der Geschütze, das Krachen der platzenden Granaten, das Knattern des Kleingewehrs — das alles ist ihnen zu einem hohen Liede geworden, zu einem Halleluja. Die Nerven zittern und beben, in ihrer ungeheuren Spannung wachsen neue Riesenkräfte, wächst Übermenschliches empor.

Und nun steht er mit seinen Wenigen an der letzten Mauer. Vor ihm dehnt sich die Hochebene. Weit drüben an den Steinbrüchen blitzen aus der Abenddämmerung die Geschütze. Das Feld ist bedeckt, besät mit zurückflutenden Franzosen, Schützenschwärmen, dunklen, dichten Kolonnen.

„Schnellfeuer! Die letzten Patronen, Kinder! Gebt's ihnen! Gebt's ihnen!"

Die Gewehre knattern —

Und er steht zwischen den Wenigen. Mit bebenden Gliedern, zitternd vor Erregung. Jeden einzelnen hätte er umarmen, ans Herz drücken mögen. Es jubelt in ihm. Er hebt noch einmal den Degen, er breitet die Arme: „Sieg! Sieg!"

⌘ ⌘ ⌘

Die alte Frau saß in dem hochlehnigen Holzstuhl auf der Veranda von früh bis spät. Nun schon den dritten Tag.

Frühmorgens kam sie heraus, saß den ganzen Tag, fast ohne sich zu rühren. Das spanische Rohr mit der Elfenbeinkrücke, mit dem sie so lange regiert, lag neben ihr auf der eichenen Tischplatte. Niemand traute sich recht zu ihr und an ihren Schmerz heran. Sie mußten ihr das Essen hinsetzen. Sie dankte nicht, nahm ein paar Löffel, schob den Teller zurück, saß und saß, bis der Abend sank. Dann ging sie, wortlos, in ihr Schlafzimmer, und niemand durfte ihr folgen. Einmal hatte es die Schwiegertochter versucht. Da hatte sie mit dem Krückstock aufgestoßen. „Laß!" Es war fast das einzige Wort, das sie in den drei Tagen gesprochen.

Keine Träne war in ihren Augen. Sie saß und starrte geradeaus auf den breiten grauen Weg, der sich vom Garteneingang durch die sonnenverbrannten Rasenflächen bis zur Rampe zog. Derselbe Weg, auf dem sie als junge Frau ihren Einzug in Pinnow gehalten hatte, unter blumengeschmückten Ehrenpforten hindurch, derselbe Weg, auf dem sie hinter dem Sarge ihres Mannes zum Friedhof geschritten war. Hundert und aber hundert Gäste, Verwandte und Freunde, hatte sie des gleichen Weges kommen und gehen sehen. Auf ihm ihre Kinder, die beiden Buben, mit der Kindermuhme erst, mit dem Hofmeister dann, und endlich als junge Offiziere, wenn sie zum Urlaub im Elternhause einkehrten.

Und nun ruhten sie beide im fremden Boden. Im Böhmenlande der eine, ältere, in Frankreich der andere. Keinen deckte die Heimaterde. Als die Nachricht kam, in früher Morgenstunde, war sie ganz gefaßt gewesen. Gefaßt und starr. Nur die breite Unterlippe hatte sich ein paarmal stark vorgeschoben, wie im Krampf. Die Schwiegertochter schluchzte in tiefstem Schmerz. Da sagte sie: „Du hast zwei Söhne!" Die Enkelin weinte. Da trat sie an den Tisch und legte den Zeigefinger ausgestreckt auf das Telegramm. „Lies!" Es stand da: Er fand den Heldentod. Ein Wort des Trostes hatte sie nicht für die eine, nicht für die andere.

Und nun saß sie doch, Stunde auf Stunde, in ihrem hochlehnigen Eichenstuhl auf der Veranda und starrte auf den langen staubigen Weg hinaus, über dem die Augustsonne brütete. Fast reglos saß sie; nur die knochigen Finger griffen manchmal ineinander, lösten sich und suchten sich wieder, und dann und wann war es, als würgte sie an einem Bissen, den sie nicht zwingen konnte. Sie machten alle einen weiten Bogen um die alte Frau, die Tagelöhner, wenn sie von der Arbeit heimkamen und am Schloß vorüber mußten. Der Postbote ging auf einem Umweg gleich zu dem Seiteneingang im Souterrain. Auch als Grunwald, der junge Pfarrer, gekommen war, um sein Beileid auszusprechen, war er ihr ausgewichen, als fühlte er, daß seine Trostworte vergeblich sein müßten.

Sie hatte ja auch gestern, am Sonntag, in der Kirche gefehlt, zum erstenmal, seit er in Pinnow im Amt war. Ein Dankgottesdienst war es gewesen für die gewonnenen Siege — ein Trauergottesdienst um die Gefallenen. Noch wußte man nur, daß der General auf dem Felde von Vionville geblieben war. Seitdem war aber schon die zweite große Schlacht geschlagen, die von Gravelotte-St. Privat, über die gestern die Depesche des Königs gekommen:

,Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von Paris mit ihren Verbindungen abgeschnitten und gegen Metz zurückgeworfen.'

Auch die Frau Generalin war nicht beim Gottesdienst gewesen. Fräulein Hedwig hatte allein auf der Herrschaftsempore gesessen mit dem stolzen Gesicht, in das die verweinten Augen doch so seltsam gut hineinpaßten. Verweinte Augen: es gab deren viele in diesen Tagen, die die Herzen jubeln und betrübt sein ließen zu gleicher Zeit. Die Linken, die Tagelöhnerin vom Schloß, hatte ihren Mann im Felde. Marzankes Ältester stand bei den Garde-Dragonern, Wilhelm Kule bei den Züllichauer Ulanen, der Franz Salzmann bei der Artillerie. Und um jeden einzelnen sorgten und bangten Eltern und Geschwister, bangte manch Mädchenherz. Der junge Pfarrer hatte es noch nicht erlebt, solange er in Amt und Würden war, daß in einem Gottesdienst so viele Tränen geflossen waren. Es ging ihm glatt herunter, als sein blondes Frauchen ihm nachher, auch mit feuchten Augen, sagte: „Das hast du heut wunderschön gemacht, Johannes. Wir haben alle weinen müssen, so ergreifend sprachst du." Aber er schüttelte doch ernst den Kopf: „Nein, Dorothee, dazu haben meine Worte das wenigste getan. Es ist die Zeit, die die Herzen weich macht und empfänglich."

Er sah sie im Geist noch jetzt alle vor sich, wie er sie im Gestühl gesehen: die lederharten Gesichter der alten Männer mit den wenigen Tränen auf der pergamentenen Haut, die schluchzende Matrone, die in das bunte Sonntagstaschentuch weinte, die jungen Frauen und die Mädchen, die vergeblich gegen die hervorbrechenden Tränen anzukämpfen versuchten.

Und dann die eine, das brandrote Mädchen auf der Kantorsbank. Er wußte genug von ihr, mehr als genug: die alte Baronin hatte ihm die Augen geöffnet. Die Augustine Rust war eine leichtsinnige Fliege, gelinde gesagt. Sie war auch verstockt. Als er ihr sehr ernst, väterlich als Seelenhirte ins Gewissen zu reden versuchte, hatte sie es ihm mit trotzig gepreßten Lippen vergolten. Der alte Rust mochte seine Not mit dem Mädchen haben, war freilich auch ein schlechter Pädagoge, der nur mit dem Bakel zu regieren wußte, in der Schulstube und im Hause ...

... aber die Ergriffenheit des rothaarigen Mädchens heut in der Kirche, die war echt gewesen, aus Herzenstiefen geboren. Er hatte es deutlich gesehen: erst saß sie, wie sie gewöhnlich saß, mit hochgerecktem Kopf — gerade so hochgereckt, wie ihn die Baroneß Hedwig trug — das Gesicht verbittert, die Augen halb geschlossen, um die Lippen einen fast hochmütigen Zug. Dann war es über sie gekommen. Eine Weile hatte sie noch gekämpft. Ihr ganzer Körper schütterte dabei. Und dann hatte sie geschluchzt — geschluchzt, als ob sie allein wäre im Gotteshause. Schließlich lag der Kopf ganz vornüber, auf dem Gesangbuch, zwischen den Händen. Man sah nur, wie der Nacken und die vollen Schultern bebten —

„Hast du die Kantorstochter gesehen, Dorothee?" fragte er plötzlich aus seinem Erinnern heraus.

Frau Dorothee legte eben den Talar zusammen. „Die rote Hexe —"

„Aber Dorothee!"

Sie zog die Achseln hoch. „Ist sie doch! Allen Mannsleuten verdreht sie den Kopf. Der Lehnschulzensohn ist wie toll hinter ihr drein. Ich begreif es nicht."

Der Pfarrer war an seinen Arbeitstisch getreten, schob an den Papieren herum, sah nicht auf. „Dorothee, das klingt nicht hübsch aus deinem Munde. Ich hätte am meisten Grund, über die Tine Rust zu klagen. Sie ist mir nur störrischen Sinnes begegnet. Aber heut — heute — weißt du, Dorothee, wer noch so weinen kann, der ist nicht schlecht." Er zögerte einen Moment. „Du solltest dich des Mädchens ein wenig annehmen, Dorothee."

Die junge, blonde Frau hatte den Talar in der weißen Hülle über den Arm genommen, um ihn wegzuhängen. Sie war schon nahe der Tür. Nun wandte sie sich doch. Sie sah ein wenig erstaunt zu ihrem Mann hinüber. Es kam ihr ein ganz wunderlicher Gedanke... diese rote Hexe! Aber gleich wies sie den Gedanken als häßlich und unwürdig zurück. Sie schämte sich. „Ich will's versuchen, Johannes," sagte sie warm. „Leicht wird's freilich nicht sein."

Er beugte sich so tief über die Schreibtischplatte, daß ihm das Blut ins Gesicht

stieg. „Nein — leicht wird es gewiß nicht sein. Auch uns gilt jedoch das Wort: je schwerer die Arbeit, desto reicher der Lohn.“

Da ging sie. Und er setzte sich vor seinen Arbeitstisch. Er wollte die Predigt noch einmal durchgehen, die er im Filialdorf zu halten hatte. Aber er kam von dem einen Gedanken nicht los: um wen wohl die Augustine Rust, die sie im Dorf die rote Hexe nannten, so herzzerreißend geweint haben mochte?

⌘ ⌘ ⌘

Die Generalin war am zweiten Tage, nachdem sie die Todesnachricht erhalten, nach Berlin gefahren. Es litt sie nicht mehr in dem todesstummen Hause, unter den Augen der alten Frau, deren starrer Schmerz um den Sohn die eigene Wunde immer tiefer riß.

In ihr war auch im Leid der starke Trieb nach einer Betätigung. Sie konnte nicht stille sitzen und sich ausweinen. Sie mußte etwas beginnen, irgendeine Ableitung suchen, sonst erstickte sie. Das einte sich alles in der großen Herzenssehnsucht, die sterblichen Reste des Geliebten aus der Fremde zu holen und in der Heimaterde zu betten. Es kam aber noch etwas anderes hinzu: die Sorge um die Söhne.

Die Nachrichten über die Schlacht von Vionville waren bei ihrer Abreise noch sehr dürftig gewesen. Das Mutterherz bangte nach Nachricht. Aller Wahrscheinlichkeit nach war Bruno im Feuer gewesen. Aber auch Kurt? Ob die Garde mitgeschlagen hatte am 16., darüber berichteten die dürftigen Depeschen noch nichts.

Hedwig hatte sie bis zur Bahnstation begleitet. Wortlos fast saßen sie nebeneinander, während der offene Wagen durch den wundervollen Augustmorgen rollte. Der Weg führte fast ganz durch Pinnower Gebiet, und jede Terrainwelle, jede Biegung der Straße, jedes Feld, jeder Baum erinnerte die Witwe an den geliebten Mann. Wie oft war sie den gleichen Weg mit ihm gefahren. Dort für die Mergelgruben hatte er immer besonderes Interesse gehabt; jenes lebhafte Interesse des Nichtlandwirts, über das die Mutter gern ein wenig hochmütig lächelte. Die Schonungen drüben, die im frischen Grün leuchteten, hatte er so sehr geliebt. „Das ist gut angelegtes Kapital für unsere Jungens!“ Das Wort klang ihr heut wieder im Sinn nach. Immer hatte er die Sorge für die Kinder im Herzen getragen — die Sorge und die Sorgen — — in großer väterlicher Liebe — — —

Als der Wagen in die Chaussee einbog, sah sie, kaum hundert Schritt entfernt, ein Bauermädchen kommen. Gleich darauf erkannte sie Tine Rust, erkannte sie eigentlich nur am leichten federnden Gang, denn die Kantorstochter trug nicht mehr städtische Kleidung, sondern den kurzen Rock der Bäuerin; nicht einmal einen Hut hatte sie auf dem roten Haar.

Einen Augenblick zögerte die Generalin. Dann rief sie dem Kutscher zu: „Halt, Peters!“ Im gleichen Moment erschrak sie ein wenig. Sie dachte an Hedwig, sah zu ihr hin. Aber Hedwig saß steif aufgerichtet, hatte wieder ihr stolzestes Gesicht. Wenn nicht die tief geröteten Augen gewesen wären, wenn man Hedwig nicht besser gekannt hätte, man hätte glauben können, sie trüge nicht mit an dem schweren Leid dieser Tage.

„Tine!“ Der Wagen hielt.

Es war etwas wie innerstes Widerstreben in den Bewegungen des Mädchens: wie sie nur zögernd die letzten Schritte machte, zögernd auf den Anruf stehen blieb, mit einem fast trotzigen Gruß.

„Wo kommst du so früh her, Tine?“

Die Generalin hatte doch das Empfinden einer leisen Unzufriedenheit mit sich selber, daß sie hatte halten lassen. Es war aus der Augenblickserinnerung heraus geschehen, daß ihr Mann in einem seiner letzten Briefe geschrieben: ‚Sieh einmal nach Tine Rust.‘ Es war wohl auch im Mitleid geschehen: das Mädchen hatte so Schweres durchlebt — und doch nicht nur aus eigener Schuld.

Aber wie sie so dastand, ohne zu antworten, wollte das Mitleid untertauchen. Es klang fast hart, als sie ihre Frage wiederholte: „Wo du herkommst, Tine?“

„Von der Station — Exzellenz.“

„So früh. Was hattest du denn da zu tun?“

Da hob die Kantorstochter den Kopf. Wie ein Hochreißen war es. Das brandrote Haar gleißte im scharfen Sonnenlicht. Und Frau von Berkenfelde sah in ein von Angst und Gram zerwühltes Gesicht, in dem jede Muskel zu zittern schien.

„Es ist wieder eine große Schlacht gewesen!" Tine Rust schrie es hinaus.

Nun, plötzlich, wußte die Generalin, was das Mädchen in der Morgendämmerung hinausgetrieben hatte. Heimlich, daß der Vater es nicht merkte. Um halb sechs kam der Frühzug von Berlin. Er brachte die erste Post, brachte die letzten Nachrichten.

Es ist wieder eine große Schlacht gewesen —

... und dort draußen, im fremden Lande, wo der geliebte Mann den Heldentod gefunden, standen die Söhne in der Front!

Es ist wieder eine große Schlacht gewesen —

Lieber Gott, lieber Gott, sei barmherzig! Laß mir die Kinder! Erbarme dich meiner, lieber Gott... Bruno... Kurt... nimm sie mir nicht...

Wie eine schwere, schwarze Wolke senkte es sich über die Mutter. Sie griff nach der Seitenlehne, fragte hastend: „Weißt du Näheres?"

„Wir haben gesiegt. Natürlich — wir siegen ja immer! Weiter weiß ich nichts." Sie schrie es nicht mehr. Aber sie stieß es heraus wie eine bittere Anklage. Und ihre Augen sprühten Leidenschaft. Haß sprühten sie zu dem kühlen, stolzen Gesicht hinüber: Dich, Hedwig Berkenfelde, freut der Sieg wohl noch, wenn er — er — verblutet ist!

Das sah die Generalin nicht. Sie sah nur den heißen Schmerz, die Angst, die Angst. Dieselbe Angst, die ihr das Herz zerriß.

Sie wurde weich und rang nach einem guten Wort —

„Exzellenz ... wenn wir noch zurecht kommen wollen ..." Peters wandte sich um.

Da streckte sie die Hand aus, zu dem armen Mädchen hinüber, und fand das Wort: „Nicht verzagen, auf Gott vertrauen, Tine!" Vielleicht tat es nicht das Wort, vielleicht tat es der Ton. Das Mädchen stürzte vor, griff nach der Hand — eine große, heiße Träne fiel darauf ...

Peters hieb auf die Pferde ein. Es war wirklich höchste Zeit. Der Staub wirbelte auf.

Und wieder saßen sie ein paar Minuten wortlos nebeneinander im Wagen. Wieder war in der Älteren eine leise Befangenheit, die Unsicherheit: hast du richtig daran getan, das Mädchen anzusprechen, in Hedwigs Gegenwart? Aber zugleich keimte der Verdruß in ihr: warum ist sie so steinern — sogar zu mir? All diese Zeit — und jetzt! Ich bin ihr Mutter gewesen durch Jahre, ich glaubte, ich hätte ihr Herz, hätte mir ihr Vertrauen erworben und verdient. Aber sie schweigt, schweigt, frißt allen Kummer in sich hinein. Warum ist sie so anders geworden, so ganz anders ... seit jenem Tage ...

Mit einem Male fühlte sie ihre ganze Verlassenheit: an jenem Tage war Wilhelm bei uns, ich hatte seine Hilfe, seinen Beistand. Nun bin ich allein —

Die Erinnerung war so mächtig, so überwältigend stark, daß sie laut aufschluchzte. Die Tränen traten wieder in die Augen. Mit bebender Hand zog sie das Taschentuch, schob den Schleier hoch. Und während sie die Augen trocknete, dachte sie schon weiter, dachte an ihre Kinder — und daß Hedwig ihr nie anders als eine Tochter gewesen — und daß Hedwig ihren Ältesten, ihren Bruno liebte ...

Sie ließ das Tuch in den Schoß fallen und griff nach der Anderen Hand. „Es ist wieder eine Schlacht gewesen, Hedwig." In aller Mutterangst stieß sie es hervor.

„Ja ... wir haben wieder gesiegt."

Ganz anders klang das, als es vorhin von den zuckenden Lippen der roten Tine gekommen war. Ein Klingen fast wie ein Jubelton war diesmal darin.

Tief sank der Kopf. Sie konnte nicht weiter sprechen. ‚Da hab' ich immer gemeint, ich sei eine tapfere Frau', dachte sie. ‚Nein, nein... ich bin keine Heldenmutter. Ich will's auch nicht sein ...' Aber sie fühlte, es hatte sich eine Kluft aufgetan zwischen ihr und dem Mädchen an ihrer Seite, dem sie Mutter gewesen war, Jahr um Jahr, und der sie eine treue Mutter zu bleiben sich gelobt hatte, gerade in jener Stunde ...

Hedwigs Rechte hatte sich leise gelöst. Ganz fest preßte sie nun ihre beiden Hände ineinander. Sie wußte, Tante hatte sie nicht verstanden, hielt sie für hartherzig. Lieber Gott ... für hartherzig! Weil sie nicht mehr weinen, nicht immer, nicht immer weinen konnte, wo ihre Augen schon in stillen, heimlichen Stunden wie ausgedörrt waren von Tränen. In den stillen,

heimlichen Stunden, die nicht nur heut und nicht nur gestern gewesen waren, sondern Wochen nun schon. Tante konnte das nicht begreifen, ihr nicht nachfühlen. Niemand vielleicht. Auch nicht die Großmutter. Wie hätte sie ihnen sagen dürfen, daß sie über Liebe und Haß in dem einen Trost suchte: wir haben gesiegt!

⁂

Die Generalin war dennoch eine tapfere Frau.

Fernab von der Heerstraße lag Pinnow. Nur verhalten, abgeschwächt drang der Geist der Zeit über Land. Mochte er einzelnen Leid bringen, mochte alt und jung an jeder neuen Nachricht Anteil haben wollen, mochten heiße Bitten und Gebete auch hier, täglich und stündlich, zum Herrn der Heerscharen emporsteigen: die Bilder, die der Krieg auch in der Heimat schuf, zogen doch andere Wege.

Als der Zug in den Frankfurter Bahnhof einrollte, war gerade ein schier endloser Zug aus entgegengesetzter Richtung gekommen: ein Gefangenentransport, der nach den schlesischen Festungen bestimmt war. Auf dem Perron standen lange Tische, eine Kaffeeküche war eingerichtet. Die Gefangenen durften aussteigen.

Weit beugte sich Frau von Berkenfelde vor. Es waren die ersten französischen Soldaten, die sie sah.

Die meisten trugen's leicht, schien es. Es war des Schwatzens und Lachens kein Ende unter den jungen Leuten, und sie ließen sich den Milchkaffee schmecken; nur das schwarze Brot schoben sie mißtrauisch beiseite. Aber dann waren auch andere da, ältere Männer mit Medaillen auf der Brust, die düster dreinstarrten und in deren Gesichtern die Trauer stand, Troupiers, die wohl schon in Algier oder in der Krim mitgefochten hatten und es nimmer begreifen mochten, daß das Kriegsglück von der Großen Nation gewichen sein sollte. Und wieder andere, bewegliche kleine Kerle in bunten, phantastischen Uniformen mit brauner Haut und glitzernden, scharfen Augen, Zuaven und Turkos, die heftig gestikulierten, sich truppweise vordrängten, bis einer der pommerschen Landwehrmänner, ein Riese von Gestalt, den einen, der nicht parieren wollte, hochhob, zweimal um sich selber drehte und schließlich wieder ganz leicht und sanft auf die Erde setzte. Und noch andere waren da, die in den Waggons sitzen blieben, leicht Blessierte; der mit einem Pflaster an der Stirn, der mit verbundenem Arm. Ein Militärarzt ging den Zug entlang, fragte hier und dort, lockerte den Verband, zog eine Binde fest an. Dann ein paar Glockenschläge, ein paar deutsche Kommandorufe: wie ein Bienenschwarm, hastend, schwatzend, lachend, mit all ihrer nationalen Lebhaftigkeit stoben die Reihen an den Tischen auf, stürmten den Wagen zu, stießen sich, drängten, schrien, schnitten Kapriolen — — —

Das also waren die Feinde — und hatten sich doch wie Löwen geschlagen.

Tief prägte sich ein letzter Eindruck der Generalin ein. Als der Zug schon in Bewegung war, sah sie an einem der Wagenfenster einen alten Soldaten stehen, mit Tressen am Rockaufschlag, wohl einen Sergeant. Er hatte das Käppi zwischen den Händen, das Haupthaar und der spitze Kinnbart waren ergraut, fast weiß. Über das gefurchte Antlitz liefen die dicken, schweren Tränen.

Solch einer mochte die Jungen, Leichtfertigen hinreißen können, fortreißen, dem Tode entgegen. Und weinte nun vielleicht, daß der große Schnitter gerad ihn verschont hatte.

⁂

Um die Mittagsstunde kam Frau von Berkenfelde in Berlin an. Sie stieg im Hotel de Rome ab.

Es war der Sonntag. Unter den Linden wogten die Massen noch stärker als gewöhnlich an Festtagen um die Mittagszeit. Auf vielen Häusern, aus einzelnen Geschäften flatterte die Preußenfahne, schwarzweiß. An der Ecke der Friedrichstraße stauten sich die Menschen. Zuerst erkannte die Generalin den Grund nicht; dann sah sie eine offene Droschke, einen Offizier darin und einen Unteroffizier, zwischen ihnen hochaufgerichtet ein erobertes französischen Feldzeichen. Hell leuchtete der goldene Adler, die Fahnenbänder der Trikolore hingen herab zwischen frischem Grün. Alles grüßte, schwenkte den Hut —

Endlich hielt der Wagen vor dem Hotel. Gerad als Frau von Berkenfelde ausstieg, donnerte ein Kanonenschuß, dann noch einer —

Sie war doch ein wenig nervös, schrak zusammen, fragte den Portier: „Was ist das?"

Da war auch schon Herr Mühling selbst, der Besitzer, eilte herbei: „Sie schießen im Lustgarten Viktoria, Exzellenz."

„Weiß man schon Näheres?"

„Wenig nur. Aber wenn Exzellenz eine Zeitung einsehen wollen —"

Dann saß sie oben, in ihrem Zimmer, nahm sich gar nicht die Zeit, Hut und Mantel abzulegen, hatte die Kreuzzeitung in der bebenden Hand.

Es war wirklich nur wenig, was die Zeitung brachte, bringen konnte. Wenig — und so viel, so Gewaltiges. Die Depesche des Königs vom Schlachtfelde von Gravelotte. Wenige Worte darüber, vom Augenblick geboren, die Stimmung des Moments widerspiegelnd: ‚Der Sieg kommt vom Herrn. Ihm sei die Ehre ... Ein Hurra unserem Heldenkönig Wilhelm, dem deutschen Heerführer, dessen greises Haupt Gottes Gnade aufs neue mit dem Siegerkranze geschmückt hat.'

Sie las. Und vom Lustgarten her donnerten die Geschütze, tönte der hehre Klang der Domglocken, zum Sieges- und Dankgottesdienst ladend —

Ihre Hände schoben sich zum Gebet ineinander. Ihr Herz füllte wieder die alte Tapferkeit. Sie verstand plötzlich, warum Hedwig aus allem Schmerz und Leid heraus hatte triumphieren können: ‚Ja . . . wir haben wieder gesiegt!'

Die Glocken verklangen.

Langsam faltete die Generalin das Zeitungsblatt auseinander. Auf das Eiserne Kreuz sah sie hin, lange, das die erste Seite krönte. Das Eiserne Kreuz von 1813, das nun neu erstanden war. Des Vaters Brust hatte es nicht mehr schmücken können, aber den Söhnen — den Söhnen war es gewiß Herzenswunsch und Herzenssehnsucht. ‚Vorwärts mit Gott für König und Vaterland' stand im Halbkreis darum. Das Wort gilt auch ihnen; das Wort muß uns allen, allen, draußen im Felde und daheim, Richtung und Weg weisen!

Eine Stunde später war die Generalin im Kriegsministerium.

Sie fand das Vorzimmer überfüllt. Auf allen Stühlen Frauen in Trauerkleidung, in den Fensternischen Zivilisten in schwarzem Rock, mit sorgenvollen Gesichtern. Leises, verhaltenes Weinen; Gespräche im Flüsterton. Ordonnanzen kamen und gingen. Dann und wann ein Stabsoffizier, ein Adjutant mit gefüllter Mappe. Es gab hier keine Sonntagsruhe.

Endlich wurde sie vorgelassen. Sie kannte den Stellvertreter von Exzellenz Roon, den Oberst Klotz, aus loser gesellschaftlicher Berührung. Er kam ihr sofort entgegen, küßte ihr die Hand, sprach tröstend, voll Teilnahme.

Aber als sie ihr Gesuch vorgebracht, hob er beide Hände: „Exzellenz, ich rate dringend ab. Die Verbindungen sind schlecht. Sie würden mehrere Tage brauchen, um nach den Schlachtfeldern zu gelangen. Doch das ist für mich nicht das Ausschlaggebende. Ihr teurer Herr Gemahl ruht auf der Stätte, wo er den Heldentod fand. Kann es eine schönere Ruhestätte geben? Und wenn der Boden, der ihn aufnahm, heut noch nicht deutsch heißt: er wird deutsch werden! Das dürfen wir hoffen, darauf dürfen wir vertrauen."

Sie schwieg.

Dann, plötzlich, überrann sie wieder die heiße Sorge um die Söhne. Sie fragte, ob schon die Verlustlisten eingetroffen wären, fragte, welche Korps im Kampf gestanden —

„Haben Sie im Vorzimmer die Damen und Herren gesehen, Exzellenz? Die Mütter und Väter, die um ihre Kinder bangen? Ich kann ihnen allen leider keine Auskunft geben. Bis die Verlustlisten hier sind, werden noch Tage vergehen. Auch über die Beteiligung der einzelnen Truppenkörper haben wir bisher nur unsichere Nachrichten. Freilich —" er zögerte — „die Garde hat besonders schwer gelitten —"

Die Garde! Kurt also — Kurt —

Aber sie wollte tapfer sein. Auf Gott vertrauen, hoffen —

In ihre Augen stiegen die Tränen. Doch sie blieb aufrecht.

Aufrecht auch schritt sie durch das Vorzimmer zurück. Sie fühlte, wie aller Augen auf sie gerichtet waren. Nicht schwach werden! Auf Gott vertrauen, hoffen — hoffen —

In der langen Nachmittagsstunde aber, in den endlosen Nachtstunden trat die graue

Frau wieder an sie heran. Da half kein Wille und half kein Gebet. Die fiebernde Angst schüttelte sie, daß sie immer aufs neue hätte aufschreien mögen: Meine Kinder! Meine Kinder! Daß sie die Hände in die Kissen krallte: den geliebten Mann hab' ich hingeben müssen! Ist das Opfer nicht groß genug! Laß mir meine Kinder! Laß mir meine Söhne!

Bis in der dämmernden Morgenstunde die Tränen kamen. Unter den lösenden Tränen dachte sie dann, wie mit ihr tausende, hunderttausende in allen deutschen Landen, arm und reich, hoch und gering, zagten und zitterten, sorgten und bangten. Wie sie nur eine von Unzähligen war, die gleiches Leid trugen. Und unter den lösenden Tränen gedachte sie derer, die nicht im Siegessturm die Kugel dahingerafft, die nicht den Heldentod gefunden, die in Blut und Wunden lagen. Noch einmal schrie es in ihr: Meine Kinder! Meine Kinder! Aber nun lag sie mit geschlossenen Händen, und im Gebet rang sich eine Pflicht und eine Aufgabe in ihr empor und füllte ihre Seele — —

Gegen Abend des nächsten Tages traf sie in Pinnow ein.

Sie hatte telegraphiert, der Wagen war an der Bahn. Peters sah seltsam ernst drein: „Gnädige Frau ist sehr krank."

Mutter...

Sie kam an ein Sterbebett.

Bis gestern zur Dämmerstunde hatte die Greisin auf der Veranda gesessen, anteillos scheinbar, gerade vor sich hinstarrend auf den breiten Einfahrtsweg zwischen den ausgedörrten Rasenstücken. Um sechs Uhr hatte Hedwig ihr einen Teller Suppe gebracht. Aber sie hatte nur mit dem Kopf geschüttelt.

Dann war sie plötzlich, jäh zusammengebrochen. Nach dem Krückstock griff sie noch, glitt vorüber, riß das spanische Rohr mit auf den Estrich, schrie ein einziges Mal auf.

Hedwig und die Mamsell brachten sie zu Bett. Der Arzt wurde geholt, zuckte die Achseln.

Eine Viertelstunde lang lag sie still, im Gesicht, das ganz klein erschien unter der schwarzen Haube, noch immer den harten, strengen Ausdruck; dann wieder sprach sie hastend, mit heiserer Stimme, in abgebrochenen Sätzen. Wirr durcheinander — von der Ernte, vom Inspektor, vom Kriege; ob es gewittere; von Moses Meier, ihrem Hofjuden aus Zibingen, vom alten Rust. Das meiste war unverständlich, aber bisweilen kamen Worte, Sätze, die darauf deuteten, daß das Bewußtsein nicht völlig erloschen war. Sie fragte: „Wo ist Marie?" Dann wieder: „Kurt soll meine Uhr haben." Einmal sagte sie: „Der Herr hat's gegeben — der Herr hat's genommen."

So traf sie die Schwiegertochter. Am Fußende des schmalen Bettes stand Hedwig. Sie reichten sich die Hand, flüsternd —

Dann beugte sie sich über die Greisin, nahm ihre Rechte, fragte: „Ich bin's, Mutter — erkennst du mich nicht?"

Nein, sie erkannte sie nicht. Sie erkannte niemand mehr. Nur die Lippen bewegten sich. Es war so schwer zu verstehen, was sie sagte, sagen wollte. Es konnte heißen: „Kommt Wilhelm nicht?"

Die Nacht verging ohne eine Änderung. Bisweilen schlossen sich auf Minuten die schweren Lider, dann sah die Kranke wieder geradeaus mit weit offenen, fiebrigen Augen. Wollte plötzlich wissen, wer den Schlüssel zum Weinkeller hätte, der Larose müsse für Wilhelm bleiben. So verstanden sie wenigstens. Dann wieder ein Bibelspruch: „Wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn —"

Grau dämmerte der Morgen durch die Vorhänge. Das Wetter war umgeschlagen, der Regen peitschte gegen die Fenster. Als die Generalin einmal aufstand, um den Senfumschlag, den der Arzt angeordnet, zu erneuern, sah sie, daß der Garten im dicken, dichten Nebel lag. Wie schwarze Türme standen die Pfosten am Eingang.

Jetzt lag Mutter ganz still.

Hedwig war an die Kommode getreten, löschte das Nachtlicht im Ölglase aus, kam zurück, stand neben der Tante, flüsterte leise: „Vielleicht wird es doch besser. Großmutter ist so ruhig."

Da schlug die Greisin plötzlich wieder die Augen auf. Es war, als ginge ein Leuchten über das kleine Gesicht. Langsam, mühsam hob sie die Hand...

Und sie sprach langsam, mit starker Stimme, ganz deutlich: „Beide — beide sind für unseren König gestorben..."

Die Hand sank nieder.

Noch ein tiefes, tiefes Atemholen. Kein Krampf, kein Todesschmerz. Ein einziges Aufzucken, die Glieder streckten sich wie erlöst von aller Erdenschwere.

Die Schwiegertochter drückte ihr sanft die Augenlider zu, küßte sie auf die Stirn. Dann ging sie, nach altem märkischen Brauch die Fenster zu öffnen, in dem seltsamen, frommen Volksempfinden, daß der scheidenden Seele der Weg geöffnet werden solle zu den ewigen Höhen.

Als sie sich umwandte, sah sie im Dämmerlicht Hedwig über das Sterbelager gebeugt. Sah, wie das junge Mädchen sich aufrichtete, sah in das schöne Gesicht, in dem sich so gar kein Schrecken vor dem Tode prägte. Wohl hing eine Träne in den langen Wimpern, aber die Züge waren ruhig und gefaßt. Als ob Hedwig Berkenfelde fühlte: ‚Nun ruht Großmutter aus nach langem Erdenwallen. Und schön war ihr Tod —‘

Der Tag kroch mühsam herauf. Ein trüber Augusttag mit Sturmstößen und Regenschauern.

Sie hatten die Tote im großen Saale gebettet. Die Fenster waren schwarz verhangen, der Gärtner hatte hohe grüne Topfpflanzen und weiß blühende Blumen gebracht. Auf den silbernen Kandelabern, die so oft den gastlichen Tisch geschmückt, brannten die umflorten Kerzen. Es kamen der junge Pastor mit seiner blonden Frau, der alte Rust kam, der Arzt; es kamen die Dienstboten, die Tagelöhner, die Bauern und Kossäten. Triefend vor Regen kamen sie, standen mit gefalteten Händen, wollten noch einmal die Patronin und Gutsherrin sehen, die so streng hatte sein können und die doch für jede Not ein offenes Herz und eine offene Hand gehabt hatte.

Es war Mittag geworden.

Die beiden Frauen hatten hastig ein paar Bissen genossen, saßen im Wohnzimmer einander gegenüber in den tiefen Lehnstühlen, schweigend nun. Es war wohl alles erledigt, was zu sagen war, was der Tag forderte.

Noch mit keinem Wort hatten sie von denen gesprochen, die ihrem Herzen die Nächsten waren. Als ob eine Scheu davor in ihnen wäre. In jeder die Scheu vor den Wunden der anderen. Und sie warteten doch beide.

Es war die Stunde, zu der die Post kommen mußte.

Sie verbargen sich voreinander. Aber manchmal lugte Hedwig auf, durch die beschlagenen Fensterscheiben in den Regentag hinein. Manchmal erhob sich die andere, ging mit müden, schweren Gliedern bis zur Tür, öffnete sie, lauschte hinaus nach der Treppe.

Seit Tagen hatten sie keine Nachricht außer der einen furchtbaren, die den Tod des Generals gemeldet. Und sie wußten doch: der eine mindestens dort draußen war immer ein fleißiger Briefschreiber gewesen.

Eine Viertelstunde verrann und noch eine. Die Kuckucksuhr an der Querwand meldete sie, bis die Ältere aufstand und das Werk abstellte. Der Kuckucksruf im Totenhaus tat ihr weh.

Dann endlich — endlich lag die schwarze Ledermappe vor ihnen. Aber der Schlüssel fehlte, mußte erst geholt werden. „Immer hat Mutter aufgeschlossen," sagte die Generalin. Es war wohl das erste Wort, das seit einer Stunde fiel.

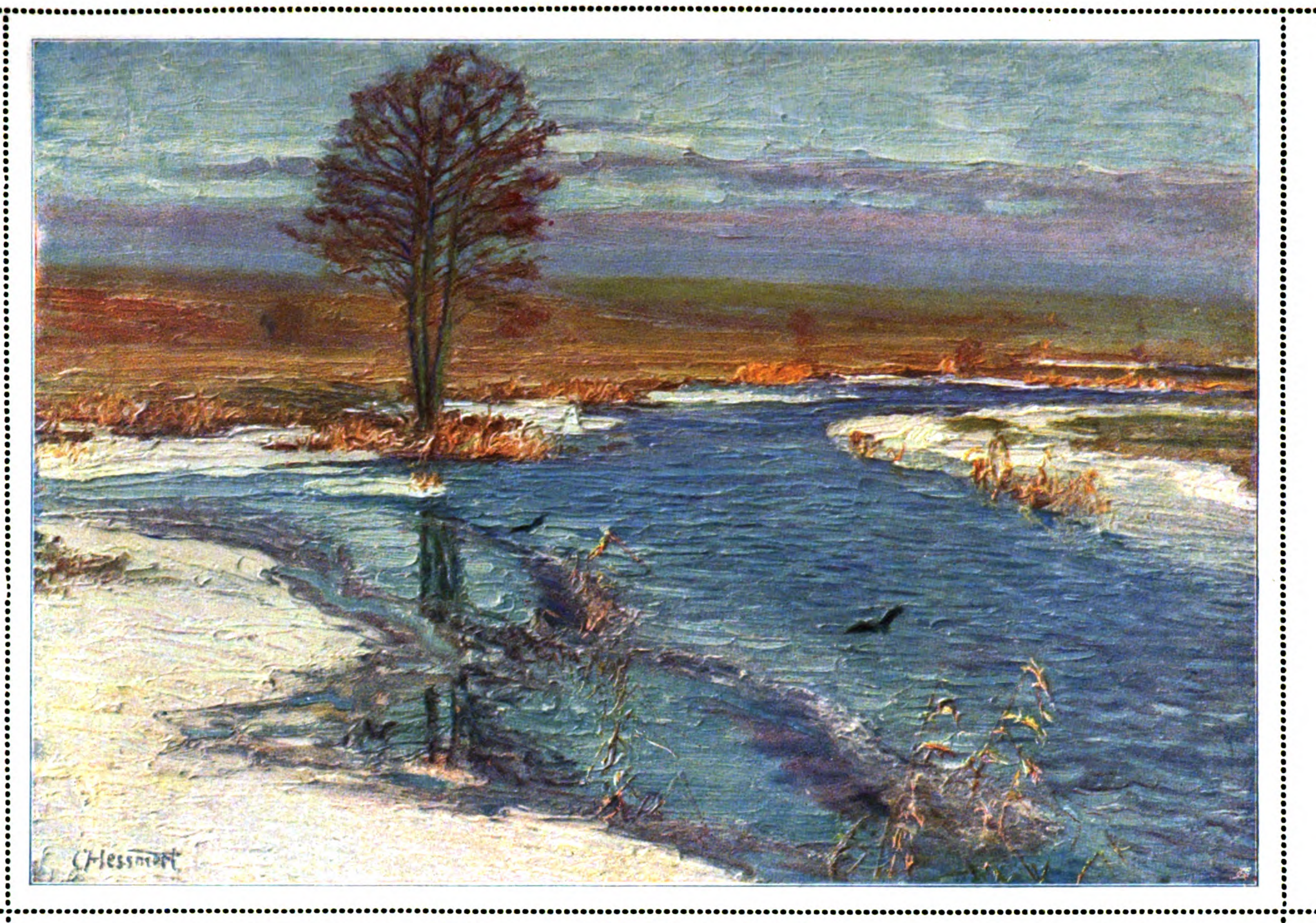
Hedwig schüttete den Inhalt aus. Sie sah einen Brief mit wohlbekannter Handschrift, zuckte zusammen, reichte ihn hinüber. Da schrie die Tante auf — und dann zog sie den Brief an die Lippen, küßte und küßte ihn wieder.

Es währte eine lange Zeit, bis sie ihn lesen konnte — den letzten Brief ihres Mannes, den er am Vorabend der Schlacht geschrieben hatte, so voller Mut, voller Gottvertrauen und voll heißer, schlichter Liebe.

Hedwig hatte die anderen Postsachen durch die Hände gleiten lassen, eine Karte beiseite gelegt. Das, was sie suchte, hatte sie nicht gefunden. Nun saß sie still und sah zu der Witwe hinüber, deren Kopf sich tiefer und tiefer neigte. ‚Daß du ihr doch um den Hals fallen, mit ihr weinen könntest!‘ dachte sie.

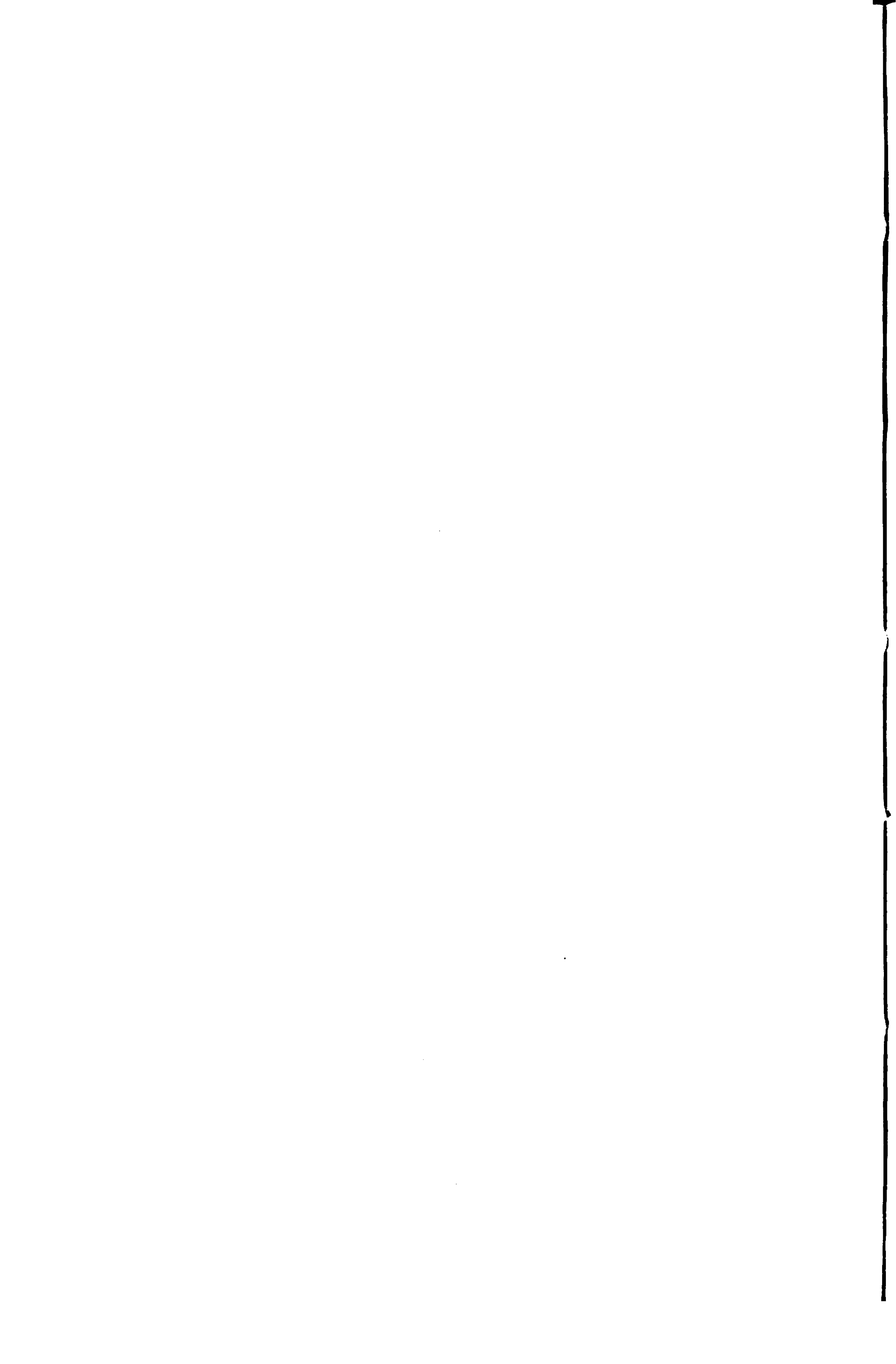
‚Sie trösten!‘ Und ihre Gedanken gingen weiter ins trauernde Land hinaus. In wieviel tausend Häusern legten die Mutter und Schwester, die Frauen und Bräute das schwarze Gewand an, wie viele Tränen flossen in diesen Tagen? Aber über Tod und Trauer und Tränen mußte doch der große Jubel sein: Wir haben gesiegt!

Endlich ließ die Tante den Brief sinken.



Wintermorgen. Ölstudie von C. Heßmert.

Aus Eduard Schultes Kunsthandlung in Berlin W.



Hob ihn gleich wieder und reichte ihn Hedwig hinüber. „Lies… nachher," sagte sie mit ihrer umschleierten Stimme. Und fragte dann gleich, wie in wiedererwachender Angst: „Sonst… nichts?"

„Doch, Tante Marie. Eine Karte von Kurt."

Sie lasen beide: ‚…ich will Dir nur sagen, daß ich unseren lieben, guten Papa noch gesehen habe. Er war gar nicht entstellt… ganz friedlich sah er aus, so daß er sicher nicht gelitten hat. Auch Bruno war bei der Beerdigung…'

Vom 17. August war die Karte.

Sie sprachen es nicht aus, aber in beiden war der eine Gedanke: ‚…und am Tage darauf schlugen sie bei Gravelotte und St. Privat.'

‚…man hat uns erzählt, daß er wie ein Held starb, uns allen ein Vorbild…'

„Bruno hat nicht geschrieben?"

Hedwig schüttelte den Kopf. Sie sah nicht auf. Sie konnte der Mutter nicht ins Gesicht sehen.

Es war wieder ein Schweigen zwischen ihnen.

Plötzlich, in jähem Impuls, nahm die Ältere, die Mutter, beide Hände der Jungen. Immer noch schweigend. Zog sie an sich, fragte ganz leise: „Hedwig… Hedwig… du liebst ihn doch?"

Da schluchzte das Mädchen auf und warf ihre Arme um der andern Hals. „Mutter!" schrie Hedwig. Nichts weiter. Als ob das eine, eine Wort alles sagen könnte. —

Am dritten Tage wurde die Greisin zur letzten Ruhe bestattet. Das Herrenhaus schloß sich.

Die Generalin reiste nach Wiesbaden, wo sie die Leitung eines Lazaretts übernehmen sollte. Das hatte sie schon in Berlin vereinbart. Mit ihr fuhr die Nichte. Auch sie wollte heilen, helfen, trösten. Arbeiten wollte sie und sich selber in der Arbeit zurückgewinnen.

Als der Wagen in der Frühsonne durch die langgestreckte Dorfstraße rollte, stand eine Dritte hinter der Rotdornhecke des Kantorgartens. Sie sah dem Wagen nach, mit heißen, sehnsüchtigen Blicken, bis er hinter dem Lehnschulzenhofe verschwunden war.

„Ich komme euch nach!" sagte sie ganz laut in den stillen Morgen hinein. „Ihr mögt es wollen oder nicht: ich komme euch nach!"

⁂

Mister Theobald Krohn… Colonel Krohn… richtiger Grenadier Krohn von der Königlichen Achten hatte Pech. Das hatte er wohl in seinem vielbewegten Leben schon zu oft gehabt, als daß er sich besonders erschüttert dadurch fühlen sollte. ‚Extremity was the trier of spirits,' hätte er mit einer seiner großartigen Handbewegungen gesagt — ‚Es sei das Unglück Prüfstein der Gemüter' — und damit würde er sich auch mit der Tatsache abgefunden haben, daß das Pech nicht ganz unverschuldet war. Er hatte jedoch auch einen Kameraden, den Berliner Fritz Langhans, in die mißliche „Chose" mit verwickelt. Und nicht nur das: auch Lulu war Mitleidender.

Man wußte freilich noch nicht recht, wes Geistes Kind Lulu eigentlich war. Aber er war doch nun einmal da, und man trug die Verantwortung für das junge Blut. Am zweiten Tage nach St. Privat hatte er sich plötzlich angefunden, ohne eine andere Legitimation als einen grünen Kragen an seiner abgeschabten Joppe und einen grünen Streifen um die Feldmütze, die freilich im Futter den Stempel G. Sch. B. 1 — Garde-Schützen-Bataillon, 1. Kompagnie — trug, aber ebensogut gefunden oder gestohlen, wie verliehen sein konnte. Er hieß im übrigen eigentlich nicht Lulu, wenn er sich auch selber so nannte, sondern, wie er nach einigem Zögern und etwas energischem Zureden des Herrn Leutnant von Berkenfelde eingestand, Otto Schmits, war aus Treptow gebürtig und etwa 14 Jahre alt. Auf weiteres Zureden gab er an, daß er seinem „Ollen" aus der Schusterwerkstatt entlaufen wäre, vom unwiderstehlichen Drange getrieben, ein Kriegsheld zu werden; daß er „mit die Schützen", zuerst unter der Bank eines Waggons versteckt, ins Feld gerückt sei. Es wäre soweit auch alles schön und gut gewesen. Aber am 18. hätten die verfl— Franzosen ihm alle seine Gönner fortgeschossen; da hätte er sich davon gemacht, um sich einen anderen Truppenteil zu suchen — und nun wäre er da.

Das letztere war unbestreitbar, und daß der Junge, der halb verhungert erschien, gefuttert werden mußte, war auch nicht zu

vermeiden. Was von seinen Angaben sonst wahr oder erdichtet, mußte dahingestellt bleiben, bis man mal wieder mit den Garde-Schützen zusammentraf; daß das brave Bataillon am 18. völlig zusammengeschossen war, daß am Abend der Schlacht ein blutjunger Fähnrich die Trümmer gesammelt, war freilich bekannt. Es gab ja auch solcher mitgelaufener Jungen, in denen die alte deutsche Abenteurerlust gar zu mächtig gewesen, eine ganze Menge. Und dieser Knirps da, mit dem wuschligen Blondkopf und der Stupsnase, machte gar keinen so schlechten Eindruck. Er hatte schon militärische Politur angenommen und erwies sich in den nächsten Tagen als recht anstellig, marschierte wie der strammste Grenadier, war im Quartier frisch und findig und hatte eine erstaunliche Gabe, überall noch etwas „Gutes" zu finden, wenn Monsieur oder Madame Pisang auch bei allen Heiligen schwuren, es gäbe nix de vin und nix de pain. An Colonel Krohn hatte er sich besonders attachiert. Vielleicht in dem angeborenen Bildungsdrang des Berliner Kindes, der in dem Deutschamerikaner etwas Besonderes witterte. Und der Colonel war ganz der Mann dazu, sich einen kleinen Privatdiener gefallen zu lassen.

Doppelt betrüblich, daß der Junge nun in die dumme Chose mitverwickelt war.

Sie waren zum Wasserholen kommandiert gewesen während des Rendezvous am 29., nicht weit von Banthéville, mitten im Argonner Walde, etwa 20 Mann unter dem Sergeanten Bölting. Dabei hatte Krohn im Garten einer verlassenen Ferme ein armseliges Huhn gesehen, das er für ein edles Poulet ansprach, würdig eines preußischen Garde-Grenadiers. Aber auch dem Berliner war das Huhn nicht entgangen, und auch ihn lockte der Kauf zu „fünf Sous", wie er lebhaft mit dem energischen Schließen der fünf Finger der rechten Hand demonstrierte. Selbstverständlich war Lulu dabei. Der war sogar sehr erwünscht bei solcher Gelegenheit. Denn was der gestrenge Vorgesetzte bei einem Grenadier vielleicht als Marodieren aufgefaßt hätte, wurde bei dem dummen Jungen mit einer Ohrfeige gesühnt.

Das Huhn kriegten sie nicht. Das war sogar schneller und gerissener als Lulu. Aber als sie nach heißem Wetteifer die Jagd einstellten, war Sergeant Bölting mit den Wasserholern schon abmarschiert. Eine verdammte Chose. Krohn kratzte sich hinter den Ohren: das konnte ein Himmelkreuzdonnerwetter geben. Er schämte sich auch wirklich, daß so etwas einem Kriegsmanne, der in zwei Weltteilen gekämpft hatte, passieren konnte. Grenadier Langhans nahm die Sache gelassener auf: „Na, wir machen eben lange Beine. Wir werden sie schon einholen."

Gut also: sie machten lange Beine. Aber mit einem Male standen sie an einer Wegegabelung und wußten nicht, war der Sergant rechts oder links marschiert. Colonel Krohn meinte zwar zuerst: „Langhans, du unterschätzt mich!" — Seit Privat war auch er zu dem kameradschaftlichen Du übergegangen. — „Du vergißt, daß ich den Spürsinn eines indianischen Pfadfinders besitze. Beim großen Lederstrumpf, das ist eine Kleinigkeit!" Er spürte denn auch auf dem linken und auf dem rechten Wege nach Fußstapfen, aber das Resultat war kläglich. Auf beiden Wegen waren wohl schon ganze Regimenter marschiert; der vom starken Regen der letzten Tage aufgeweichte Boden zeigte außerdem die Spuren unzähliger Wagenräder und Rossehufe. Es war nichts zu machen —

Einen Weg mußten sie einschlagen. Aufs Geratewohl also den rechten. Nach einer Viertelstunde kam wieder ein Kreuzweg. Diesmal gingen sie den linken Weg. Der wurde immer steiler und immer dürftiger, schließlich war's nur noch eine Holzschneise —

Seitdem irrten sie im Argonner Waldgebirge umher, einen Tag nun und eine Nacht. Das Unglück verfolgte sie. Sie trafen nicht einmal auf ein Forsthaus, nicht auf eine einsame Ferme. Sie hungerten. Den Durst konnten sie wohl an irgendeinem Tümpel stillen, aber zu „fassen" gab's nichts. Nicht einmal ein Stück Wild sahen sie. Das letzte Krümel Brot war geteilt worden; dann hatten sie den Leibgurt ein paar Loch enger geschnallt. Der arme Junge hatte nicht einmal solch einen Leibgurt. Er flennte nicht. Immer wieder riß er ein paar Blätter ab, kaute sie, spuckte sie wieder aus. Die beiden anderen machten es bald ebenso. Aber es half nichts.

Anfangs hatte der Colonel noch große

Rosinen. Er war in einem der letzten Quartiere, einem Schulmeisterhaus, in den Besitz einer Karte von Frankreich gelangt. Es war freilich nur ein dürftiges Atlantenblatt, aber er war sehr stolz darauf. Vorgestern noch hatte er der Korporalschaft einen strategischen Vortrag gehalten. „Wißt ihr, was ein Rechtsabmarsch ist? Natürlich wißt ihr das nicht! Aber ich weiß es. Als wir unter unserem glorreichen General Lee bei Chancellorsville den dämlichen Burnside aufs Haupt geschlagen hatten, marschierte unser großer Führer rechts ab — nach..." Weiter kam er freilich nicht, denn es gab wie immer, wenn er von seinen amerikanischen Heldentaten erzählte, ein stürmendes Hallo. Aber die Grenadiere hörten dann doch zu, wie er ihnen auseinandersetzte, daß er sich tief in die Geheimnisse der Moltkeschen Kriegskunst eingedrungen fühle. „Erst sind wir auf Verdun marschiert, sozusagen auf der geraden Straße nach Paris. Der Kronprinz muß auch von Südosten her — seht ihr: hier! — die gleiche Richtung eingeschlagen haben — etwa auf Chalons. Dann aber hieß es mit einem Male: rechts um! Der Vogel, Mac Mahon genannt, war nämlich ausgeflogen. Was weiß ich, vielleicht um dem Kollegen Bazaine in Metz zu Hilfe zu kommen. Seht ihr... und da machen wir Jagd auf ihn..."

So etwa hatte der große Kronide doziert. Jetzt sprach er nicht mehr von dem Vogel, der ausgeflogen war. Jede Erinnerung an ein Poulet war ihm vorläufig vergällt. Aber beim letzten Dämmerlicht des 29. und im grauenden Morgen des 30. saß er auf einem Baumstumpf, zog seine Karte aus dem Brotbeutel und studierte — studierte —

„Ich, der ich im glühenden Sonnenbrand die Savanne durchquert habe!" — „Ich, der das Felsengebirge allein überschritt, auf unwegsamen Pfaden!" — „Ich, dessen Falkenauge —"

„Quatsche nich, Krohn!"

Nun waren sie beide still geworden.

Am 30. in aller Morgenfrühe schnupperte der Junge, der Lulu, in der Luft, behauptete, Kanonendonner zu hören. Sie spitzten die Ohren. Wahrhaftig — es schlug wieder einmal ein. Irgendwo.

„Auf den Kanonendonner marschieren! Das ist der Grundsatz aller großen Feldherren! Auf, Langhans! Vorwärts!"

Eine Weile schien es wirklich, als ob sie die rechte Richtung gefunden hätten. Sie glaubten, dem Geschützkampf näher zu kommen, meinten, das Knarren der Mitrailleusen, dann und wann auch knatterndes Gewehrfeuer zu erkennen. Dann verhallte das Getöse wieder. Vielleicht war der Kampf verstummt, vielleicht schob sich zwischen ihn und sie eine Bergkette ein, die den Schall dämpfte. Vielleicht hatten sie sich wieder im Wege geirrt. In diesem Wirrwarr von Waldwegen, die bergauf, bergab führten.

Wieder sank der Tag. Es war zum Verzagen. Eine Handvoll Brombeeren — das war das einzige, womit sie den Hunger stillen konnten. Schließlich warfen sie sich, todmüde vom Umherirren, am Rande einer Lichtung nieder. Lulu wollte ein Feuerchen anzünden, denn die letzte Nacht war hundekalt gewesen. Aber Krohn verbot es. In den letzten Tagen hatten sie gehört, daß in diesem vermaledeiten Argonner Walde Franktireurs aufgetaucht wären; einige zurückgebliebene Fußkranke waren meuchlings ermordet worden; die Täter hatte man nicht fassen können, aber man vermutete sie zwischen den Bauern, den Kerlen mit der blauen Bluse, die scheinbar friedlich ihres Weges gingen. Nein, lieber frieren, als diese Gesellen auf sich locken. Frieren und hungern — und dazu noch im Herzen die Scham, nicht bei der Truppe zu sein!

Am 31. war's nicht anders, nicht besser. Als die Sonne aufstieg, versuchten Krohn und Langhans, sich aufs neue nach ihr und der elenden Karte zu orientieren. Ein armseliges Ding, dieser Wisch Papier. Da war die Maas, da lag Clermont, wo sie vor drei Tagen durchmarschiert waren, da Stenay, Beaumont, Sedan. Viel half's nicht. Das Sicherste war noch, sie marschierten so, daß sie immer die Sonne im Rücken hatten. Einmal mußte man doch auf eine Ortschaft treffen, auf eine große Chaussee —

Und sie schnallten den Leibgurt noch enger. „Jetzt braut sich der Ulbrich seinen Kaffee!" schimpfte der Berliner. „Seinen — meinen Kaffee. Er hat meine Portion mit in seinem Brotbeutel. Solch ein Kerl!"

Der Mittag kam heran. Einmal hatten sie gerastet, denn der Junge konnte kaum noch weiter. Er heulte nicht, er klagte nicht, aber er humpelte erbärmlich. Es war ein Jammer. Und immer, immer die gleiche Waldeinsamkeit. Eigentlich eine wunderbare Gegend. Fast wie der Harz oder Thüringen. Was nützte es, wo der Kümmelkäse und die Kartoffelklöße fehlten —

„Achtung!" rief plötzlich der Berliner. Einen schmalen Waldweg waren sie hinaufgeklommen, schwer, müde, Schritt um Schritt. Langhans voran. „Achtung!" rief er noch einmal, duckte sich und winkte zurück. Krohn hastete herauf.

Dicht unten sahen sie in eine Schlucht, auf eine Straße. Ein Zug Wagen stand dort, unbespannt, ein paar Pferde daneben. Und um die Wagen kribbelte und wibbelte es von Blauröcken. Merkwürdig genug sahen die aus. Preußen waren es nicht Aber rote Hosen hatten sie auch nicht an. Und Helme hatten sie auf, aber ganz wunderliche, mit einer mächtigen Raupe anstatt der Spitze.

Einen Augenblick spähte der Colonel noch. Dann machte er eine seiner großartigen Handbewegungen — „Bayern!" Er sagte es wie etwas Selbstverständliches. Aber es war ein Schluchzen in seiner Stimme dabei, und er schloß: „Gott sei's gesungen und gepfiffen! Bayern — und die haben was zu futtern gefunden!"

Ein paar Minuten später stand er unten vor einem jungen Offizier, stramm, mit Gewehr auf: „Melde versprengt zwei Grenadiere von der preußischen Garde." — „Schau — schau!" sagte der. „Na dann komm mal mit uns, Landsmann —"

So waren die drei unter die Bayern geraten und fuhren nicht schlecht dabei. Denn die Blauen hatten gerad die zurückgelassene Bagage eines französischen Husarenregiments erbeutet mit allem Drum und Dran, Offizierkoffer, Uniformen, Stiefel, Kaffeesäcke, Zucker, Brot. Brot! Das war das Wichtigste, viel wichtiger als all die zierlichen Toilettenkästen, die Bürsten und Parfüms. Wichtiger sogar als die wohlgefüllte Regimentskasse, aus der jeder Mann zwanzig Franken erhielt.

Prachtkerle, die Bayern! Gaben ab, was sie hatten — Lulu stopfte sich ordentlich voll. Und nachher im Biwak bei Remilly führten die Blauröcke eine richtige Karnevalsmaskerade auf mit den eben erbeuteten französischen Uniformen, und die Offiziere standen dabei und wollten sich schief lachen. Lachen konnten die Bayern — es klang ganz anders, wie wenn ein Norddeutscher lacht. Und erzählen konnten sie auch. Gestern hatten sie bei Beaumont die Franzosen wieder einmal vertobacken helfen. Und heut, am Vormittag, hatten sie zum erstenmal den König von Preußen gesehen. Den Oberfeldherrn! Als das zehnte Infanterieregiment rastete, war er vorüber geritten mit seinem großen Stabe, hatte haltgemacht, hatte mit ein paar Offizieren gesprochen. „Ist das ein Greis! Sitzt noch so fest im Sattel, wie der Jüngste. Und als einer ein bissel viel redet von den großen Verlusten gestern bei Beaumont, da meint er: ‚Ja, ja, das pflegt im Kriege so zu gehen.' Hat ganz recht, der alte Herr. Was, Landsmann?! Ist schon recht, du Preuß'! Prost!"

Sie waren sehr nett, sehr gemütlich. Ein kleines Verhör hatten die beiden Grenadier freilich vor dem Bataillonskommandeur zu bestehen. Der machte es aber kurz: „Vorläufig bei uns bleiben. Wo euer Regiment ist, weiß ich auch nicht." Nickte und meinte: „Sie, Herr Hauptmann, geben's ihnen zu essen — wenn Sie selber was haben." Und lachte. Er lachte auch so recht aus der tiefen Brust heraus.

⁂ ⁂ ⁂

Knapp vier Uhr in der Früh, am 1. September. Dicker, dichter Nebel liegt noch im Tal. Man sieht nicht zwei Schritt weit. Die Wachtfeuer werden verlöscht, das „Gelumpe" umgehängt. „An die Gewehre." Komisches Gewehr haben die Bayern, Patronen noch mit Zündhütchen. Der und jener probiert an der Schlagfeder des Hahns, bläst mit dem Mund durch den Zündkanal. „Podwills" nennen sie ihre Flinten. „Zum Gebet!" kommandiert der Major, und die Regimentsmusik spielt. „Vater, ich rufe dich!" Hm — also gibt's heute was. Und da donnern auch schon von vorn her die Kanonen.

Antreten. Da ist der Fluß — die Maas. Auf einer Pontonbrücke geht's herüber. Hin und her schwankt die. Unheimlich dunkel ist's noch. Einzelne Leute haben als Wegweiser Laternen vorn an den Gewehren.

Wie die Irrlichter glimmen die in dem faustdicken Nebel. Halt —

Vorne scheint's schon lustig zuzugehen. Jetzt knattert zwischen dem Geschützfeuer das Gewehr. „Hörst du's, Landsmann? Du, Preuß', hörst du's?" Famose Kerle, die Bayern. Sie lachen dazu. Und das Zündnadelgewehr wollen sie sehen. Die Griffe zum Chargieren müssen Krohn und Langhans ihnen zeigen.

Es dämmert. Aber der Nebel will und will sich nicht heben. Wie ein dichter Schwaden liegt er auf der ganzen Gegend. Der Kronide hat wieder einmal seine Karte vorgezogen, eines der Laternchen leuchtet dazu. Die Maas hier — und da drüben, nordwestlich, gar nicht weit, muß Sedan liegen. Weiß denn keiner, wo die Kanonen brummen? Ja, einer hat's gehört von den Offizieren an der Pontonbrücke: Bazeilles oder so ähnlich heißt der Ort.

Antreten. „Komm, Landsmann!"

Weiter geht es durch den grauenden Morgen, durch den dicken, dichten Nebel. Nur ganz hoch oben am Himmel ist es hell, blau, wie zum Vorzeichen eines schönen Tages. Und dann und wann kommt ein Sonnenstrahl, kämpft, taucht wieder unter, verschlungen von wogenden Dunstwolken.

Schwärmen! Schon pfeifen die Kugeln. Nicht so hageldick, wie bei St. Privat, aber doch ganz nett, findet Langhans. „Bist du da, Lulu?" — „Jawohl!" — „Na also. Leg' dich hierhin, Lulu." — „Ich geh' mit!" — „Dummer Junge ... na denn man los!"

Sie stürzen in den Nebel hinein, geradaus. Ein Ziel sieht man noch nicht. Nur in ganz dunklen Umrissen Mauern, ragende Gebäude, Aufblitzen der Schüsse. Und es ist, als ob die Pulverschwaden sich mit dem Nebel mischen, ihn verdichten. Es stinkt — pfui Geier!

Eine Dorfstraße. Jawohl. Es scheint so — Häuser rechts und Häuser links. Aber die Kugeln fegen die Straße herunter. „Donnerwetter, Krohn ... das ist doch fast so, wie bei St. Privat!" Drüben brennt ein Haus und da noch eins. Wo sind denn die Bayern? Wo sind denn die Franzosen? „Langhans, Lulu, hierher! Immer dicht an den Mauern entlang." — „Halt mal, du, Landsmann! Wo willst hin?" — „Geradaus ... vorwärts!" Und sie stürzen, tasten sich vorwärts. Hier ein Häuflein, dort ein Häuflein, schreiend, fluchend, unsicher, wer Freund, wer Feind. Dann und wann hebt sich ein Gewehr, sinkt zurück. Der fällt und jener, stumm der eine, mit kurzem Wehlaut der andere. „Jesses-Maria!" Dann und wann ein Kommandowort, halb nur zu verstehen im Getöse —

Seit frühestem Morgen wogte der Kampf in Bazeilles. Fast ohne einen Schuß zu tun, waren die bayrischen Jäger und die vom zweiten Regiment eingebrochen, mit einem brausenden Hurra, hatten die Franzosen überrascht. Aber sie fanden einen ebenbürtigen Gegner, Marineinfanteristen, Kerntruppen. Aus dem Schlaf aufgejagt, stürzten die an die Fenster, verrammelten die Türen, sandten Schuß auf Schuß in die durch die dunklen Straßen vordringenden Bayern. Jedes Haus fast schien eine feuerspeihende Zitadelle. Jedes Haus wollte einzeln erobert sein. Trotz allem — die Bayern kamen voran. Bis zum Nordrand fast, bis zu einem großen Haus, das einem Fort glich. Hier stockte der Ansturm. Vergeblich folgte Kompagnie auf Kompagnie. Sie zerrannen den Führern wie Sand unter den Händen, in der Dunkelheit, im Gewirr des Kampfes, zwischen diesen Häusern und Gärten, Villen und Schlößchen. Und immer neue Kompagnien, Bataillone mußten hineingeworfen werden, lösten sich auf in lauter Einzelkämpfe, wurden verschlungen von dem Höllenstrudel —

„... du Preuß', Landsmann — da — auf das Haus!"

Ein Dutzend Leute oder zwei — wer kann's in der Dunkelheit wissen — hat der junge Offizier beisammen. Sie schlagen mit den Kolben die Türe ein. Leer scheint das Haus. Aber kaum sind sie auf der Treppe, so schmettern die Kugeln auf sie. Himmelsakrament, wie die Bayern anbeißen! Wie die Stiere sind sie! Wer fällt, fällt. Mit einem Wutbrüllen über sie hinweg nach oben. Ein paarmal knallen die Büchsen, dann tut's der Hirschfänger, tut's das Bajonett besser! Es wird still. Nur ein Stöhnen noch ...

„Ans Fenster — drüben ins obere Stock zielen, immer wo ein Schuß aufblitzt. Mordio ... gebt's ihnen, Kerls! Huber, ruhig schießen. Landsmann, du, gib mir mal deine Zündnadel ..."

Von unten her, aus dem Erdgeschoß, schreit's laut auf. Und noch einmal. Ein Krankenträger, mit der weißen Binde am Arm, kommt herauf, glühend heiß im Gesicht, brüllt: „Aus dem Keller schießen sie. Pisangs sind! Kommt mit! Einer von uns hat schon einen Schrotschuß im Nacken!“ Zwei, drei, acht Jäger sind gleich am Werk. „Heimtückische Schufte!“ In großen Sätzen geht's die Treppe herunter, die Kellertür fliegt in Trümmer. Ein paar Blaublusen sind undeutlich zu erkennen, an der Wand stehen sie, mit Jagdflinten in den Händen. „Schurken —“ und da sitzen den Kerlen schon die blutigen Messer im Leibe. Und wieder hinauf, atemlos, wieder an die Fenster, wieder drüben auf das große Haus gefeuert, Schuß auf Schuß. Den Kameraden zu helfen, die gegen dies verfluchte Haus vorgehen, das aus allen Stockwerken Feuer sprüht —

„En avant! En avant, mes braves!“ Trommelwirbel ... in dichten Haufen stoßen die Franzosen vor, frische Marineinfanterie, todesmutig.

Langsam, langsam, Schritt um Schritt, müssen die Bayern zurück. „Verflucht! Zurück!“ Setzen sich wieder, hinter jedem Vorsprung, an jeder Straßenecke. „Teuer sollen sie's bezahlen — teuer!“

... und wieder wirft General von der Tann neue Kompagnien, neue Bataillone in die Hölle hinein. Das ganze Leibregiment, das erste Regiment, die neunten Jäger. Wieder stürmen sie mit Hurra vorwärts, die Hauptstraße entlang, lösen sich wieder in dem tobenden, tosenden Kampf auf, zersplittern in Gruppen und Häuflein. Aber sie halten doch die Hälfte des Ortes fest, nisten sich in den eroberten Häusern ein. In dem einen, in dem andern, und zwischen beiden ein drittes, in dem noch die Mariniers stecken und sich wehren wie die Helden —

„Hier, Lulu! Hier! Bist du da?“ — „Freilich bin ich da!“

Hinter einem Prellstein lag Krohn, den hageren Körper in die Straßenrinne gezwängt. Hinter ihm ein Bayer, vor ihm ein anderer, daneben der Junge.

Mohrenelement, ja — da hatte man gedacht, schlimmer als bei St. Privat könnte es nicht sein. Aber das hier — das war doch noch toller! Der reine Mord war's. Wie die blauen Brüder zupacken! Wie die Wilden gingen sie los. Furor teutonicus. So was hatte es drüben in 'Merika doch nicht gegeben, nicht bei Frederiksburg und nicht bei Richmond —

Eine Patrone nach der andern schob er in das Gewehr. Der Lauf glühte.

Donnerwetter, die eine Tasche war schon leer, und in der andern nur ein kümmerlicher Rest. Verflucht — hier gab's keinen Ersatz. Die Patronen für die alten Bayernknarren paßten nicht in die Zündnadel. Haushalten mußte man —

War wohl auch solch kleine Pause. Ein Atemholen. Bis die blauen Stiere von neuem vorstürmten. Der Tag war noch lang.

Allmählich wurde es hell. Der Nebel sank. Mit einemmal stand die Sonne leuchtend hell am Himmel.

... als ob der Vorhang fortgezogen wäre vor einem Bilde des Grausens ...

Krohn sah gerad in das Gesicht des Jägers vor ihm. Verzerrt sah es aus, verbissen. Das Blondhaar lag dem Bayern tief in die Stirn. Ganz schwarz war die und die Backen auch, nur der Schweiß zog helle Streifen hinein. Und drüben brannte das Haus und da rechts noch eins. Oben zum Dach schlugen die Flammen heraus. Die Fenster waren längst zersprungen, schwarz wälzten sich die Rauchschwaden die Straße entlang. Und durch den Rauch schossen feurige Blitze, unaufhörlich, unaufhörlich. Unaufhörlich wie das Knattern des Feuers, das Pfeifen der Kugeln, ihr Aufprallen, Klatschen gegen das Pflaster, gegen die Mauern. Unaufhörlich — unaufhörlich —

Die Zunge klebte am Gaumen. Kaum atmen konnte man in dem stinkenden Dunst. Als ob in den brennenden Häusern Betten schwelten und Lumpen. Wenn es nicht noch schlimmer war! Wenn nicht Menschen darin verbrannten, Tote — Verwundete. Wer konnte sie retten? Einmal — vorhin — war einer herausgekrochen. Bis zur halben Straße war er gekommen; nun lag er stumm und still. Ein Toter mehr. Wer zählte sie heut!

Mit einem Male kommt von rückwärts her die frische junge Stimme des Jägerleutnants. Also der lebt doch noch. „Auf!“ Und es kommt gleich darauf das scharfe Trab — Trab einer Kolonne und ein Hurra dann —

Auf! Auf!

Wieder geht es vorwärts, die Straße entlang gegen das vermaledeite Haus, das zur Zitadelle wurde. —

Und im wilden Jagen kommen zwei Geschütze hinterdrein. Die Führer schwingen den Kantschu, tief bohren sich die Sporen in die Leiber der schauernden, bäumenden Pferde. Ein Kugelhagel ... das Gespann zuckt auf dem Pflaster — ein paar Kanoniere daneben. Aber das Abprotzen glückt doch. Sie fühlen es alle: die Kanonen bringen Rettung! Neben den Jägern greift Krohn ein, das erste Geschütz ist herumgeworfen: „Feuer!" Krachend schlägt die Granate ins Haustor. Auf siebzig Schritt: Und noch eine — und die dritte. Da verstummt der Chassepot. Ein Drauf noch, ein Hurra —

Das Eckhaus ist genommen. Eins von vielen. Aber drüben die Villa, in der die Franzosen sitzen wie ein Wespenschwarm, die trotzt noch immer.

„Die Geschütze vor!"

Es ist kein Pferd mehr da. Krohn ist der erste an den Speichen. „Brav, Landsmann!" Durch eine Nebenstraße schieben, ziehen sie die Kanonen bis vor die Villa Beurmann, die furchtbare, mörderische. Mitten im Kugelregen protzen sie wieder ab. Zwölfmal feuern sie, zwölfmal. Dann schweigen sie. Der letzte Kanonier ist gefallen. Nur der Leutnant lebt noch, wie durch ein Wunder —

Aber das feste Landhaus trotzt weiter. Und weiter brodelt, tobt der Kampf in dem Krater Bazeilles, Stunde auf Stunde. Um jedes Gehöft, um jedes Haus, um jede Straßenbiegung. Ein Raufen ist's, Mann gegen Mann, zwischen den brennenden Mauern, stürzenden Dächern, im wilden Getöse, unter dem Krachen des Feuers, dem Stöhnen der Verwundeten, dem vergeblichen Ruf der Signale, vergeblichen Kommandoworten. —

Sie mußten wieder zurück. Ein kleiner Haufe stehen sie zusammen in einem Hofe, auch die beiden Preußen und Lulu, der Junge. Wo ist der Leutnant mit der frischen, kampffrohen, hellen Stimme? Einer weiß es: Liegen geblieben beim letzten Vorstoß — tot — das junge Blut. Wo ist der Oberjäger Huber, der alte, bärtige Allgäuer? Wieder weiß es einer: ein Dachsparren hat ihn erschlagen. Mit heiserer Stimme erzählt's einer: „Ja, Landsmann, Preuß' ... in ein Haus war ich, da hat ein Weib geschossen auf uns —" und er zeigt sein blutiges Messer. „Mußte ja sein ..." Und einer erzählte: „Unseren guaten Hauptmann han wir drüben ins Haus getragen. Fangt das an zu brennen. Als da wir reinkomme, ihn rauszuholen, unse guate Hauptmann, schaun wir erst, das ganze Haus liegt voll blessierte Franzosen. Sechs, acht han wir herausgeschafft, die andern ..." Er schweigt — weist mit der umgekehrten Hand nach drüben auf die geborstenen Trümmer, aus denen kohlschwarz der Rauch hochsteigt.

Da ist noch einer, der hat bislang geschwiegen. Stockgerade steht er gegen die Mauer gelehnt. Das Blut sickert aus einem Schnitt quer über der rechten Wange. Manchmal preßt er ein schmutziges Tuch dagegen. Dann läßt er's wieder rinnen, blickt mit rollenden Augen um sich, ballt die Fäuste. —

Und mit einem Male stößt er's heraus, laut, brüllend: „Unse Tann läßt nicht los... wir kriegen sie doch!"

⌘ ⌘ ⌘

Auf der Höhe von Frenois stand der Preußenkönig, der Bundesfeldherr.

Weit vor ihm dehnte sich das Schlachtfeld. Gerad vor dem Glase seines Fernrohrs hob sich aus dem Talkessel, an einen bastionbewehrten Kegel gelehnt, Sedan, Festung und Stadt. Dunkel starrten über den Kirchtürmen und den weißen Mauermassen des alten Schlosses der Herzöge von Bouillon die Waldsäume der Ardenner Vorberge. Dort hinten lag die belgische Grenze. Tief unten schlängelte sich, silbrig hell im klaren Sonnenlicht, die Maas durch das Tal, durch grüne Wiesen und braune Ackerfelder. Am Fuß des Hügels schimmerte zwischen Baumwipfeln, friedlich fast, das weiße Schlößchen Bellevue auf. Jenseits war das Wasser der Maas hoch aufgestaut, deckte seengleich die Niederung mit leichtwogendem Spiegel.

Dicht hinter dem königlichen Greise stand Moltke, der Schlachtendenker und Schlachtenleiter. Neben ihm sein Gehilfe im Rat, Podbielsky. Weiter zurück das große, große Gefolge. Prinz Karl von Preußen darunter, die Herzöge von Weimar und von

Gotha, die russischen, englischen, amerikanischen Militärbevollmächtigten: Kutusoff, Walker, Sheridan.

Ein Einsamer saß am Rande eines Stoppelfeldes, lange Zeit, und blätterte im Papieren. Fast, als ginge ihn das gewaltige Schauspiel nichts an. Aber dann stand er auf und reckte die Riesengestalt im Kürassierkoller, hob das gewaltige Haupt mit der weißen Feldmütze, richtete die Blauaugen durchdringend scharf auf das ungeheure Kesseltreiben dort unten: Bismarck.

... das ungeheure Kesseltreiben, das Moltke ersonnen, das die deutschen Heerführer durchführten, dem die wackeren Regimenter, Schwadronen, Batterien in heißen langen Tagesmärschen rastlos vorgearbeitet, in dem sie nun Blut und Leben einsetzten.

Ein Sommertag war triumphierend aus den Frühnebeln emporgestiegen.

Aber der Friede ist längst aus der lieblichen Landschaft gebannt. Um all die Dörfer, die wie ein Perlenkranz das jenseitige Ufer säumen, Givonne, Daigny, Moncelle, Bazeilles, um die Schlösser und Schlößchen und Villen, um die mauerumhegten Parke und Gärten tobt der Kampf.

Als der Bundesfeldherr um die achte Morgenstunde die Höhe von Frenois bestieg, braute unten in Bazeilles schon das Verderben. Dichte, dunkle Rauchwolken lagen über dem Ort. Unsicher mochte dem Uneingeweihten noch Ziel und Ausgang des Ringens sein. In starken Stellungen harrten rings um Sedan die Franzosen. Überall sah man ihre bunten, dichten Massen, weiße Zeltlager, krönende Batterien.

Aber nun vollzog sich, gleich den wohlberechneten Zügen des geübten Schachmeisters, das grandiose Schauspiel. Hart nebeneinander, Hand in Hand, griffen die deutschen Korps in die Schlacht ein. Drüben jenseits des Tals die nach den Entscheidungskämpfen vor Metz unter dem Kronprinzen von Sachsen neugebildete Maas-Armee: neben den Bayern Tanns die Sachsen, dahinter das 4. preußische Korps, nördlich die preußischen Garden. Weiter und weiter drangen sie vor, nahmen Moncelle, eroberten Daigny, stürmten Givonne, Dorf und Wald. Schon donnerten drüben, zu ungeheurem Halbkreis geschlossen, die Hunderte von Geschützen, und es barsten immer aufs neue die todesmutigen Gegenstöße der Franzosen in blutende Trümmer.

Und hier, auf dem Westufer der Maas, hatten sich seit zwei Uhr nachts das preußische 5. und 11. Korps in Marsch gesetzt. Nordwärts zogen sie zur weiteren Umfassung, über Donchery hinaus, längs der gewaltigen Schleife, die der Fluß durch die Niederung zieht.

Nach ihnen, nach Norden spähten und spähten die Fernrohre von der Höhe von Frenois und von dem anderen nahen Hügel, auf dem Friedrich Wilhelm, Preußens Kronprinz, als Führer der III. Armee Wacht hielt. Denn geradeswegs in den Rücken des Feindes führte ihr Marsch. Sie hatten ihm den letzten Ausweg zu verschließen: den Durchbruch zur belgischen Grenze.

Jetzt — jetzt —

Weit drüben, jenseits der großen Biegung der Maas, dort, wo die Karten die Dörfer St. Menges, Floing und Illy weisen, steigt ein silberweißes Wölkchen zum blauen Himmelsrand empor. Und noch eins — und noch eins. Sie verdichten sich, heben sich: die Batterien des 11. Korps sind in den Kampf getreten.

Langsam, gemessen faltet Moltke seine Karte zusammen. Kaum eine Miene zuckt in dem hageren Gesicht, nur ein Leuchten ist in seinen Augen. So tritt er zum obersten Kriegsherrn, legte die Rechte an den Mützenschirm. Und ganz gelassen spricht er seine Meldung: „Majestät, der Kessel ist geschlossen!“

⌘ ⌘ ⌘

Um halb fünf in der Frühe war durch Escombres der Alarm gegangen mit Ramtam — Ramtam. Viel Schlaf hatten sie freilich nicht gehabt, die Grenadiere. Erst gegen zehn Uhr am Abend waren sie in das elende Nest gekommen, und die Unterkunft war arg dürftig. Die Grenadiere lagen zum guten Teil auf der Dorfstraße an großen Feuern, in merkwürdig friedlichem Verein mit zahlreichen Turkos, die auf dem letzten Marsch „aufgelesen“ worden waren; die Auflösung im französischen Heer mußte schon einen bedenklichen Grad erreicht haben.

Wenn die Unterkunft schlecht war, so



Hummer. Gemälde von Hermann G. Krichelsdorf.

war's um die Verpflegung noch schlechter bestellt gewesen. Die Lebensmittelkolonnen der Garde waren weit zurück. Monsieur und Madame Pisang hatten die Zähne gebleckt: „Rien du tout; rien du tout; nix du pain — nix du vin“ Das letztere, das mit dem vin war freilich gelogen, denn als man ihnen etwas auf den Zahn fühlte, gab's genug roten Rotspon. Das war aber auch das einzige.

Berkenfelde hatte es noch gut getroffen. Er führte seit St. Privat die Königliche Achte; als hoher Kompagnieführer war er des Vorzugs eines eigenen Bauernstübchens und sogar eines eigenen Bettes — eines wirklichen leibhaftigen Bettes — teilhaftig geworden. Er hatte denn auch geschlafen wie ein Murmeltier. Immer schlief er jetzt wie Gott in Frankreich. Als Marheinke ihn auf die Alarmtrommelei weckte, wollte er — im Halbschlaf — mit ihm unterhandeln, wie's der junge Offizier mit dem Burschen in der Kaserne tut, wenn der kommt: „Aufstehen, Herr Leutnant!“ Dann hatten sie beide gelacht. Herzlich lachen konnte Kurt Berkenfelde jetzt . . .

An Kaffee, Sahne, Milchbrot und Butter war freilich nicht zu denken. Rein in die Kanonenstiefeln! Raus aus der Bude! Rauf auf den Gaul — die Grenadiere kamen ja schon von allen Seiten im Trab — Trab an. „Erste Korporalschaft?“ — „Alles hier!“ — „Zweite Korporalschaft?“ — „Alles hier!“ Die Zugführer meldeten. Nur der Krohn fehlte und der Langhans. Zum Geier nicht nochmal! Wenn die Kerle nur den Franktireurs nicht in die Hände gefallen waren. Na, Unkraut vergeht nicht so leicht. „Stillgestanden! Das Gewehr — über! Mit Sektionen rechts schwenkt — marsch!“

Vor dem Dorf, noch in dunkler Nacht, sammelte sich das Regiment. Major von Lassow konnte zufrieden sein: knapp zwanzig Minuten waren seit dem ersten Ramtam vergangen. So schnell ging's kaum in der Kaserne.

Man wußte natürlich mal wieder von nichts. Der Frontsoldat weiß nie etwas. Man ahnte höchstens, daß sich etwas vorbereitete. Es lag in der Luft. In der ungefähren Richtung auf die kleine Festung Sedan ging der Marsch. Dicht dabei lag die belgische Grenze. Vorgestern hatte es bei Beaumont gedonnert; das Regiment war gerad noch zurecht zu einiger Nachlese im verlassenen französischen Lager gekommen; Mac Mahon war auf dem Rückzuge — man ahnte etwas; die Leutnantsstrategie zog ihre Schlüsse. Aber die gingen neunmal unter zehnen in die Quere. Nur eins wußte man bestimmt: der Magen knurrte.

Der knurrte den ganzen Vormittag über. Während des langen mühseligen Marsches auf den steinigen Gebirgswegen, die bergauf und bergab führten. Aber da man bald Kanonendonner von Westen her hörte, stärker und stärker, vergaß man den Knurrpeter und machte recht lange Beine. Ganz von selber taten's die Grenadiere.

Dann gab's eine Rendezvousstellung, fast die ganze Division geschlossen. Nur zwei Bataillone des Regiments wurden vorgetrieben, auf Givonne zu. Das dritte Bataillon blieb vorläufig am Westrand des Gehölzes vorwärts Villers Cernay. So hieß das Nest auf der Karte. Auch Berkenfeldes Kompagnie blieb hier.

Nun sahen sie's —

Auf einem Bergrücken standen sie, und wie ein gewaltiges Panorama breitete sich das Schlachtfeld vor ihnen. Kaum tausend Schritt vor ihnen fiel die Höhe zur Schlucht ab; unten auf dem Grunde waren die Kameraden schon im Gefecht. Man hörte das, aber der Blick war hier beschränkt, so plötzlich und steil war der Abhang. Doch jenseits der Schlucht auf dem ebenso steilen Hang — da sah man Schützengräben über Schützengräben, Batteriestellungen dazwischen, tief eingegraben; das Ganze in Pulverdampf gehüllt, nur dann und wann, auf Augenblicke, Scharen von Rothosen darin. Dahinter ein großer grüner Wald, aus dem sich ein Prunkbau mit blaugrauen Dächern erhob, irgendein Chateau, wie sie nur Frankreich kennt.

Der Feind drüben in seiner mächtigen Stellung schien das Häuflein hier auf der Höhe gar nicht zu bemerken. Ab und zu nur streifte ein verirrtes Geschoß herüber. Dafür hagelte es nach halblinks: Chassepot, Mitrailleuse, Geschütz. Auch dort unten, wo Daigny liegen mußte. Da bramte der Kampf —

Ganz in Berkenfeldes Nähe hielt seit ein paar Minuten der Divisionskommandeur, General von Pape, schaute aufmerksam

nach drüben und nach links. „Das sind die Sachsen," sagte er einmal.

Dann kam Prinz Hohenlohe, der Kommandeur der Artillerie des Gardekorps, auf seinem langen englischen Braunen angesprengt.

„Gut, daß Sie da sind, Prinz!" rief ihm der General zu. „Sehen Sie doch, wie die Kerle den Sachsen zusetzen. Schaffen Sie mir nur zwei Kanonen her, und wir wollen ihnen bald in der Flanke einheizen!"

„Nein, Exzellenz! Zwei Kanonen nicht — die würden schnell vernichtet sein. Aber neunzig Stück bring ich herauf!"

Und da kamen sie auch schon, die geliebten Donnerbüchsen. Seit St. Privat waren es den Grenadieren wirklich die geliebten Kanonen. Man sah's jetzt. Die Pferde konnten's nicht schaffen, sie krochen, matt vom langen Anmarschtrab, den Berg herauf. Da griffen die Grenadiere ein, ganz von selber, um die Wette mit den schwarzkragigen Kameraden. Nun waren sie herauf, die ersten drei Batterien, protzen ab. —

Aber der Feind drüben hatte auch nicht geschlafen. Mit einem Male rast das Feuer los, vom Hange drüben, weit her von jenseits des großen Waldes, von Illy herüber. Krach auf Krach — Schlag auf Schlag. In ein paar Batterien gab's Unruhe. Das lange „H—a—a—l—t!" kommandierte Prinz Hohenlohe. Da mußten die Kanoniere still stehen neben den Geschützen. „Ich lass' euch stehen, bis ihr zusammengeschossen seid, wenn ihr schlecht zielt. Um Batterien, die nichts treffen, ist's nicht schade!" Das half. Und schon kamen weitere Batterien herangerasselt, gingen in Stellung, sandten ihre Eisengrüße hinüber.

Ha! Wie sie aufräumten! Berkenfelde sah es deutlich durch das Glas. Erscheint dort drüben eine Batterie, ganz mit Schimmeln bespannt. Prachtvoll! Taucht auf, bricht unter dem Feuer zusammen, noch ehe sie zum Schuß gekommen. Bricht zusammen in einen einzigen wirren Knäul von Geschützen, Protzen, Geschirren, Pferden, Menschenleibern. Weit, weit konnte man sehen heute, so klar war die sonnenhelle Luft.

Ja, unsere geliebten Donnerbüchsen! Wie ist das heut anders als bei St. Privat. Heut arbeiten sie uns vor, heute bahnen sie uns den Siegesweg! Die braven, lieben Donnerbüchsen. „Was, Uhlenhuth? Feine Arbeit das heute!" Der Unteroffizier nickt. Auch er hat solch eigen frohes Lächeln. „So muß es sein. Das fluscht! Das fluscht! Sehen Herr Leutnant nur unsere Kerle. Der Pischko tanzt mit Lüttjohann einen Schleifer vor lauter Vergnügen." Wahrhaftig — die Kerle tanzten. Ja, das war anders als auf der Blutbahn von St. Privat.

Heute gab das wieder einen Siegestag, größer vielleicht noch als den vom glorreichen Achtzehnten! Und alle deutschen Stämme, so schien es, taten dabei mit: Preußen, Sachsen — auch die Bayern sollten dabei sein. Eine Entscheidungsschlacht würde es vielleicht. Bazaine in Metz festgekettet, dort unten Mac Mahon ... eine andere Armee hatte Frankreich nicht mehr ins Feld zu stellen.

Die beiden Generäle, von Pape, Prinz Hohenlohe, beobachten noch immer mit ihren Gläsern. Sie müssen etwas ganz Besonderes bemerkt haben, etwas, was sie sich selber noch nicht recht erklären können. Jetzt kommt auch der Prinz August von Württemberg, der Korpskommandeur, auf die Höhe. In dem großen Stabe gibt's Erregung, die Adjutanten sprengen davon. Einmal jagt der kühne Schimmelreiter, den jeder in der Garde kannte, der Gardehusar, am Halbbataillon vorüber, auf den Major zu: „Dort drüben — der Kronprinz!"

Was war denn das?

Wahrhaftig: weit dort drüben — jenseits Illy mußte es nach der Karte sein — stiegen weiße Wölkchen auf, verzogen sich wieder, zeichneten sich von neuem am blauen Himmel ab. Waren das wirklich Geschütze von der dritten Armee? Dann wäre ... dann wäre das ja wie ein Ring, um Sedan gezogen, um das Heer Mac Mahons, das letzte Frankreichs ...

Jetzt geht unsere Artillerie weiter vor. Sie nimmt den großen Wald unter Feuer. Aber da kommt es aus dem herausgestürzt: eine Masse, ein Regiment, eine Brigade vielleicht. Im Sturmschritt auf Daigny zu, laufend und im Lauf ununterbrochen feuernd. In grauem Pulverdampf ist die Kolonne eingehüllt, aber man sieht's doch deutlich: oben blau, unten rot — blaue Röcke, rote Hosen! Alle Wetter, laufen die

Kerle! Arme Kerle: jetzt kommen unsere Donnerbüchsen über sie — da ... da sitzt schon die erste Granate, mitten im Haufen ... die zweite ... die dritte ...

Trotz allem, sie kommen vorwärts. Trotz der ungeheuren Verluste. Brave Kerle ... arme Kerle! Nun ist's keine Kolonne mehr, nun ist's nur noch ein Haufen — jetzt sind's nur noch Schwärme ...

Unten liegt eine dünne Schützenlinie. Ganz ruhig liegt sie. Kein Schuß fällt aus ihr. Fast unheimlich ist diese Feuerdisziplin.

Da ... da sind die Rothosen dicht an sie heran. Zweihundert Schritt mögen's noch sein. Plötzlich knattert die Zündnadel. Schnellfeuer! Und die braven Rothosen fallen wie die Hasen auf der Treibjagd ... man sieht's, Kobolz schießen sie, kopfüber fallen sie ...

Antreten!

Ah — nun kommen wir doch noch an die Reihe —

Es ist wie ein Rausch, der über Berkenfelde gekommen ist. Über ihn, über alle. Ein leichter, wonniger Rausch, geweckt durch dies stundenlange Hinschauen auf das gewaltige Schlachtenbild, durch Erwartung und Hoffnung. Als ob ihnen ein starker Wein durch die Adern strömte, so ist's.

Hinab ging's den steilen Hang nach Givonne hinunter. Das hatten die Kameraden schon gewonnen. Gute Ernte hatten sie gehalten. Haufen von Gefangenen standen entwaffnet am Wege, Geschütze, Mitrailleusen, Pferde, Maultiere. Nun hinauf auf den steinigen Feldwegen, dem Walde zu, den man den ganzen Tag über vor Augen gehabt hat, den Bois de la Givonne. Dort drinnen müssen noch viele Franzosen stecken. Die vom ersten Bataillon, auch die grünen Brüder, die Garde-Jäger, sind schon voraus.

Schwärmen —!

... ein Höllenwald ist das ja! Man kommt gar nicht vorwärts, so dicht ist das Unterholz, verwachsenes Gestrüpp. Aus dem leuchtenden Sonnenglast ist man jäh in der grauen Dämmerung, kaum fünf Schritt weit sieht man. „Zusammenhalten!“ Ja, wenn's nur ginge! Alles kommt durcheinander, stürzt, strömt dabei vorwärts, ruft, brüllt. Es knallt von rechts und von links, es knallt von vorn und von rückwärts. Der Geier mag's wissen, ob von Freund oder Feind.

... ein Höllenwald ist das! Hier ein Trupp Franzosen, da einer. Der wehrt sich, der schmeißt die Chassepots hin. Dabei der Boden aufgewühlt, aufgerissen von den Granaten, die Hohenlohe hineingeschickt, bedeckt mit abgebrochenen Ästen. Vorwärts — nur vorwärts! „Uhlenhuth! Sind Sie da?“ — „Zu Befehl, Herr Leutnant!“ „Immer links halten — immer links!“

... eine tiefe Grube, ein Steinbruch. Ein paar Dutzend Rothosen stecken darin, haben Schutz vor den preußischen Donnerkeilen gesucht, winken mit weißen Tüchern, schießen dann doch wie die wilden Tiere ... werden überwältigt ... vorwärts, nur vorwärts ...

... eine Waldblöße, eine Lichtung, ein Gehöft, in Flammen lodernd. Hurra — und drauf! „Rendez-vous! Rendez-vous!“ Diesmal wehren sie sich blutig, Hunderte sind's, Tausende. Schießen sinnlos, laufen umher, schreien. Die französischen Clairons klingen dazwischen. Ein paar Offiziere versuchen, die Mannschaft zu sammeln. Es quirlt durcheinander, Freund und Feind. Plötzlich vom Westen her ein geschlossenes Bataillon. Gerade noch Zeit ist's, in das Gehöft einzudringen. „Hierher! Mir nach!“ Nun aushalten — aushalten —

Da kommt schon Hilfe. Schnellfeuer! Mit Hurra stoßen die anderen Kompagnien nach. Der Feind geht zum Teil zurück, wird verfolgt. Durch das Dickicht, bis ins freie Feld. Die anderen werfen die Gewehre fort. Hunderte noch, Tausende. Ein Glücklicher, Goldacker, entreißt einem Franzosen ein Fahnentuch: Jena steht darauf gestickt — Jena! Und da ist auch der goldene Adler, der dazu gehört. „Rendez-vous! Rendez-vous!“

Erntetag — Siegestag! Siegestag sondergleichen! Sedan —

⌘ ⌘ ⌘

Auf der Höhe von Frenois steht der König von Preußen, der Bundesfeldherr. Auch der Kronprinz — „unser Fritz“ — ist zu dem königlichen Vater hinübergekommen von seinem Beobachtungsposten oberhalb Donchéry.

Moltke steht bei ihnen. Im weiten Halbkreis dahinter das große Gefolge, Fürsten und Generäle. Etwas abseits der einsame Riese, Bismarck, im tiefen Sinnen. Als ob er plante, fügte, baute, schon über das Heute hinaus.

Sie wissen es nun alle, sie fühlen es: es war ein Erntetag, ein Siegestag sondergleichen.

Eisenfest ist der Gürtel längs der lodernden Maasdörfer um Sedan gezogen, zurückgeschmettert wurden alle Vorstöße des Feindes. Sie haben es mit angesehen, miterlebt: wie die französischen Divisionen im Südosten vor Moncelle und Bazeilles zerschellten, daß der heldenkühne Todesritt der französischen Reiter gen Floing sich brach. Es geht zu Ende, wie der Tag sich neigt.

Der oberste Kriegsherr hat befohlen, daß die deutsche Artillerie ihr Feuer auf Sedan vereinigen soll. Seit vier Uhr donnern die Geschütze. Schon sind bayerische Jäger bis an die Palisaden des einen Festungstors vorgedrungen. In der Stadt, zwischen den Bastionen, in denen sich die Trümmer des geschlagenen Heeres zusammendrängen, lodern die Feuergarben empor. Von allen Seiten eilen die zu den deutschen Korps entsandten Generalstabsoffiziere zurück nach der Höhe von Frenois, und immer wieder melden sie: Sieg! Sieg!

Da steigt in Sedan die weiße Flagge hoch.

Der Bundesfeldherr hat den Oberstleutnant von Bronsart und den Hauptmann von Winterfeld nach der Festung hineingesandt, um zur Kapitulation aufzufordern. Sie kommen zurück, sie bringen neue Kunde: Kaiser Napoleon ist bei der geschlagenen Armee —

Und ein weißhaariger, französischer General kommt — Graf Reille heißt er —, steigt vom Pferde, geht schweren Schrittes, gebeugten Hauptes auf den königlichen Sieger zu, lüftet das Käppi, überreicht den Brief seines Gebieters:

„Nachdem es mir nicht vergönnt war, in der Mitte meiner Truppen zu sterben, bleibt mir nichts übrig, als meinen Degen in die Hände Eurer Majestät zu legen —"

⁂

Feldpostbrief.

Hedwig von Berkenfelde an Bruno von Berkenfelde.

Wiesbaden, den 26. Oktober 1870.

Lieber Bruno!

Ich bin schon zu lange feige gewesen. Ich will endlich tun, was ich längst hätte tun müssen: ein Ende machen. Ich gebe Dir Dein Wort zurück. Erlaß mir Erklärungen, erspare uns Erörterungen. Es war ein Irrtum, der uns zusammenführte, das ist alles. Das eine nur muß ich Dir sagen: ich habe mir diese Erkenntnis schwer erkämpft. Dafür steht sie nun unerschütterlich fest.

Wir wollen beide versuchen, zu vergessen, und wenn wir uns wiedersehen, will ich Dir die schwesterliche Freundin sein, die ich Dir und Kurt seit Kindheitstagen war. Hedwig.

⁂

Als der Feldpostschwager diesen Brief mit tausend anderen in Pont à Mousson übernahm und die Briefsäcke unter fröhlichem Hörnerklang auf seinem Chaischen nach dem Stabsquartier fuhr, war Metz gerad gefallen. Der Brief mußte weit wandern, ehe er Bruno Berkenfelde erreichte.

Am 29. Oktober hatte er mit im endlos langen Spalier gestanden, durch das die erste Staffel der Gefangenen, das Gardekorps, schreiten mußte, an dem Bezwinger von Metz vorüber, dem Prinzen Friedrich Karl, seit gestern Generalfeldmarschall.

Ein Regentag war's, wie sie deren so viele vor den Wällen der Festung erlebt, erlitten hatten. Heut achtete niemand darauf. Von den Bastionen flatterten ja nun endlich die schwarz-weißen Fahnen; brausende Hurras begrüßten sie, die Regimentskapellen spielten: „Heil dir im Siegerkranz" —

... und da kamen sie, die ersten der 173000 Mann, die heut die Waffen streckten.

Zu Fuß voran ein alter graubärtiger Oberst, straff, die Hand am Säbel. In breiter Marschkolonne dann die Karabiniers der Garde, Artillerie, Kavallerie zu Fuß, die Grenadiere, die Chasseurs, die Voltigeurs, die Gardezuaven in ihren bunten, phantastischen Uniformen. Die Elite des Kaiserheeres. Respekt vor dem besiegten Feind! Würdig, in militärischer Haltung marschierten sie vorüber, mit den Ehren-

zeichen auf der Brust. Offizier auf Offizier tritt an den kommandierenden General heran, den alten Fransecky, lüftet die Mütze, überreicht den Rapport. Weiter zieht die Kolonne. Geradaus starren die Augen, kummervoll, zornig. Mitten unter ihnen Kameraden, mit dem Arm in der Binde, mühsam sich fortschleppend, Blessierte und Kranke, die nimmer von ihrer Truppe weichen wollen, die treu bei ihr bleiben — auch im Unglück. Respekt vor solchen Feinden!

... und es kommen andere, in aufgelösten Kolonnen, wild durcheinander, den Stecken in der Hand, die roten Hosen in Fetzen, die Gamaschen verfault, mit zerrissenen Schuhen; schieben und drängen sich, schreien, taumeln. Bis dicht an Bruno lief einer vor, streckte die Hände aus, bettelte: Brot! Brot! Es mochte schon wahr sein: für die kaiserliche Garde war bis zuletzt Rat geschafft worden, indes die anderen darbten. Aber es war doch nicht nur das. Jene alten Troupiers hatten Ehre im Leibe, Soldatenehre; über diese jungen Burschen hatte die Mannszucht keine Gewalt mehr. Man sah's den Offizieren, man sah's den ergrauten Sergeanten an, wie sie doppelt litten, unter dem Unglück der Kapitulation und unter der Demütigung, den Siegern solche Mannschaft vorführen zu müssen. Finster, verbissen, gebeugten Hauptes schritten sie daher.

Aber es gab Ausnahmen. Lehrstunden sind's hier. Wo ein Kolonel sein Regiment, ein Kapitän seine Kompagnie fest in der Hand gehabt, wo er nicht nur der Vorgesetzte gewesen, wo er Herz für seine Untergebenen gehabt, zeigte sich's heut. Wie eine Insel im Meer ragten solche Verbände aus den Trümmern empor. Und wenn solche Offiziere von ihren Leuten Abschied nahmen, dann gab's Händedruck und Tränen. Gerade Bruno gegenüber spielte sich eine ergreifende Szene ab. Ein alter Husarenoberst wurde umdrängt wie ein Vater von seinen Kindern. Kaum rühren konnte er sich. Bis er plötzlich die Arme ausbreitete, den und jenen und noch einen an die Brust zog, küßte. „Haltet euch gut, meine Braven!" Der Diener stand schon da mit dem Pferd. Jeder wollte ihm den Steigbügel halten. Nun saß er im Sattel, winkte, winkte, und dann sprengte er im sausenden Galopp nach Metz zurück, wo die Offiziere ihres weiteren Schicksals harrten —

Weiter zogen sie, Artillerie, Zuaven, Chasseurs, Genie und Train, durch den sprühenden Oktoberregen, durch den grauen Tag, in die Ferne, nach Deutschland zu.

„Sie haben sich's anders gedacht", hörte Bruno hinter sich den flinken Welling sagen.

Er sah sich um. Es hätte ihn verdrossen, wenn er ein Spottlächeln gesehen hätte. Aber Mann für Mann blickten ernst drein. Sie fühlten die Schwere dieses Soldatengeschicks. Lieber tot — als gefangen.

⌘ ⌘ ⌘

Addio, ihr Sumpflöcher um Metz! Addio, du knietiefer Lehmboden, du Laubhütte, du Regenfall, du Jammerbiwak, du Drecknest!

Wir reiten —

Quer durch Frankreich zog das Regiment. Die Sonne schien wieder, und das reiche Land lachte im Herbstsegen. Alle Tage ein neu Quartier und neue Gesichter. Heut ein Chateau auf Bergeshöh, morgen eine einsame Ferme im Walde. Heut beim Herrn Curé mit Poulardenbraten, morgen in einer verlassenen Bauernhütte, wo der Bursche die letzte Erbswurst im Kessel aufbrodelte. Wein gab's ja überall. Mal besser, mal schlechter. Aber auch der rote Krätzer ließ sich noch als Glühwein verwenden, und die Kognakflasche hatte immer einen guten Pegelstand. Nur der Tobak... mit dem sah's bald bös aus...

Wir reiten — Hurra — wir reiten —

Hinausjubeln möchte es Bruno. Er... alle! Das träge Blut kommt endlich mal wieder in Bewegung. Wie neuer Saft schießt's empor. Die alten Husarenlieder klingen wieder auf den Märschen und neue dazu. Ganz merkwürdige neue. Plötzlich sind sie da. „Was kraucht denn da im Busch herum? Ich glaub', es ist Napoleum. — Was hat er nun zu krauchen dort? Drauf, ihr Husaren, jagt ihn fort!" — „Das geht mir sehr im Kopf herum: Auf Wilhelmshöh' Napoleum! Was hast du da aufs Schloß zu tun — Als Prisonjeh? Das frag' ich nun." Und dann das blitzneue Marketenderlied:

> Es leb' der Marketender,
> Der dort an dem Geländer

Bei seinem Karren steht!
Er ist fürwahr der Beste
In diesem ganzen Neste —
Geht alle hin und seht!
Holländ'schen Käs', auch Schweizer,
Brot gibt's für wenig Kreuzer
Ein großes Stück allda.
Er hat auch schöne Kerzen,
Ein Töchterchen zum Herzen
Das ist die Hauptsach' ja —

Herrlich war's. Als ob man alle Sorgen vor dem vermaledeiten Metz im knietiefen Lehmboden, in der elenden Laubhütte hätte stecken lassen. Alle Sorgen — und alle dummen Gedanken. Und wo noch solch Restchen von Sorgen und dummem Zeug im Kopf stecken geblieben war: hinaus damit! Hinaus!

Auch die geliebten Pferde merken's. Ganz stumpf und steif waren sie geworden. Jetzt heben sie wieder die Köpfe, wiehern hell auf, greifen gut aus. Hurra!

Immer gibt's was Neues, was Pläsierliches. Gestern, gerad sind wir eingerückt in den fetten Pachthof, steht der Welling da, hat seine große, silberne Bolle herausgezogen, weist sie Madame Pisang, bläst die Backen auf; zeigt auf die drei, sagt ‚manger'; auf die sechs, sagt ‚manger'; auf die neun, sagt ‚manger' — und dann rund um die Uhr herum: „Vin — vin — vin —" Um Mitternacht möcht er noch futtern, der Kerl. Kriegt's schon fertig, so, nach den verfluchten Metzer Monaten. Ein rechter Husar kriegt alles fertig.

Fragt der dämliche Schlesier, der Krotzanke, den Einjährigen Werner: er müßte seine Attila flicken, wollte sich von Madame Pisang einen Faden geben lassen, was ‚der Faden' in dem französischen Kauderwelsch hieße? ‚Un fil.' Schönecken! Kommt der Krotzanke zu Frau Pisang, die ein Baby im Schoß hat, sagt erst — selbstverständlich — ‚manger! manger!' Das sagen sie alle und immer. „Qui, Monsieur." Pause. Worauf Krotzanke eine Weile nachsinnt, bis es herauskommt ... seltsam gedehnt: „Fille! Fille! Madame Pisang!" Schreit die Frau auf, rennt auf die Straße, ringt die Hände: „Menschenfresser! Kannibalen! Ich habe einen Prussien, der will meine Tochter essen!"

Und dann unser Herr Wachtmeister, der dicke Pullrich. Der findet das Französisch kinderleicht. Ihn verstehen sie immer, die dummen Kerle, sagt er. Das gab ein Lachen, als wir hinter das Geheimnis kamen. Er schiebt sich ins Quartier. Natürlich hat er das beste. Der Deubel soll den Quartiermacher frikassieren, der nicht für ihn und seine „Helene", die immer in erstaunlichem Futterzustand ist, sorgt. Schiebt sich also ins Quartier, stellt sich mitten in die gute Stube, so dick wie lang, stößt gewaltig mit dem Säbel auf den Boden, dreimal, daß die Wände dröhnen; rollt die Augen, ungefähr, wie er sie rollt, wenn er einem Rekruten, der seinen Gaul gedrückt, Zuchthaus und Totschießen androht; stellt die Beine breit auseinander, sperrt den Mund auf. „Rum — bum! Assay — rassey! Rum — bum! Tazzey — schassey! Rum — gum!" Streicht rechts und links den Schnurrbart: das heißt essen! Legt die linke Riesentatze an die Backe: das heißt schlafen. Legt den Kopf zurück, hebt die rechte Klaue an den Mund: „Gluck — gluck! Rum — bum! Assay — schassey — rassey! Rum — bum! Habt ihr's verstanden, ihr Pisangs!"

Und dann, eine Stunde später, sitzt der dicke Pullrich ganz sicher vor der Haustür, hat ein Franzosenbaby auf den Knien, macht: „Hoppla — hoppla" und streichelt dem Göhr so sanft die Bäckchen, wie's kaum 'ne Mutter besser kann. Ein bissel verlegen fast: „Na ja, Herr Leutnant, man denkt doch manchmal ans eigene Kroppzeug — daheim —"

Daheim! Ja ... daheim! Ist schon besser, man denkt nicht ans Daheim. Da trotzt das Mädel immer noch! Das süße, stolze Mädel!

... wird schon wieder gut werden. Pah! Sie schmollen und trotzen alle gern, und dann küssen sie desto süßer...

Und wenn sie nicht wollen? Gar nicht wollen? Wie macht der dicke Pullrich: „Rum — bum! Nassey — tassey — schassey! Rum — bum!" Das verstehen die Mädchen auch — komm den Frauen zart entgegen, du gewinnst sie, auf mein Wort — doch wer keck ist und verwegen, kommt am End' noch besser fort...

Na überhaupt, die Mädchen!

Nette Pusselchen unter den zierlichen Französinnen mit dem schwarzen Schopf und den blanken Augen, in den kleinen Städten auf dem Lande, den Bourgeoises und den Pisangtöchtern. Was anderes

kriegt man ja nicht zu sehen. Nette Käfer — ein Brandfuchs freilich ist nicht drunter gewesen. Einen Brandfuchs gibt's vielleicht überhaupt nicht zum zweitenmal. Wer weiß? Man muß abwarten. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Respekt aber vor den kleinen Schwarzhaarigen hier. Temperament mögen sie haben, doch ihrer Haut wissen sie sich zu wehren! Nicht rühr' an!

Jetzt machten sie sich übrigens merkwürdig dünn. Meist waren sie ausgerückt, Frau Pisang und Fräulein Pisang. Nur die ganz alten Megären und die Klappergreise hüteten das Haus. Man hatte die Jungen wohl graulich gemacht. Unsinn: wenn ein Husar mal handgreiflich werden wollte, vertobakten ihn die Kameraden, daß ihm Hören und Sehen verging.

Aber die jungen Männer sind auch fort, wie vom Erdboden verschlungen. Es ist überhaupt manches anders geworden in den letzten acht Tagen. Nicht gerade gemütlicher.

Erst war das fast wie ein Friedensmarsch. Nun regt sich's. Am Ende hat der Oberst recht, wenn er meint, wir kriegen noch feste zu tun. Erstaunlich eigentlich: da haben wir den Franzosen die zwei großen Armeen abgeknöpft, haben Metz erobert, Straßburg und ein halbes Dutzend anderer Festungen, und sie sind nicht klein zu kriegen. Paris hält sich, und hinter der Loire sollen sie schon wieder ein neues Armeechen aufgestellt haben. Werden wir ihnen schon besorgen, wir sind ja auf dem besten Wege dahin. Aber auch sonst: heut knallt es hier, morgen knallt's dort; mal aus einem Gehöft, mal aus 'ner Waldecke. Eine Schwefelbande, diese Franktireurs. Kaum, daß man noch seine Nachtruhe hat. Und die alten Mummelgreise, die man im Quartier trifft, sind verbissen und höhnisch; der dicke Wachtmeister rasselt sogar sein ‚Rum — bum! Tessey, schassey, lessey!' umsonst herunter.

Nee — so nett wie er im Anfang war, ist der Marsch nicht mehr. Ist auch eklig kühl geworden. Am Tage geht's noch, aber in der Nacht kann man noch solch grand feu im Kamin machen, es wird nicht warm. Und dann liegt man und liegt, und die dummen Gedanken kommen doch wieder, die Gedanken an die Heimat —

Ein Glück, daß es genug vin gibt. Jetzt gerade, wo man so dicht am gesegneten Burgunderland vorüberstreift. Welling hat sich schon 'ne ganz rote Nase angesoffen. In Gießkannen und Stalleimern holen es die Kerle aus den Kellern der verlassenen Häuser. Kann man's ihnen verdenken?

Die brave Feldpost kam doch überall durch. Manchmal wurde ein Postschwager abgeknöpft, manchmal brauchte ein Brief aus der Heimat höllisch lange Zeit; aber im großen und ganzen — allerhand Achtung —

Gestern nacht hatte der Befehlsempfänger einen ganzen Sack Briefe mitgebracht. Auf dem Rendezvous in aller Herrgottsfrühe wurden die Briefe verteilt. Bruno hatte auch einen. Er wollte ihn gerade öffnen, da rief ihn der Oberst. Also nachher; weg mit dem Brief in die Satteltasche.

„Berkenfelde, suchen Sie sich aus Ihrem Zuge ein halb Dutzend Husaren heraus mit guten Pferden. Hier, bitte — sehen Sie mal auf die Karte. Ihre Schwadron sichert die linke Flanke, ich habe schon mit Ihrem Rittmeister gesprochen. Sie greifen aber noch weiter südlich aus, bis über Chablis. Seien Sie ein bissel vorsichtig, die Gegend soll voll Franktireurs stecken. Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

Dann war der Rittmeister da. „Sie, schöner Bruno, jagen Sie mir die Gäule nicht so ab! Und wenn Sie wirklich bis Chablis kommen, bringen Sie mir 'ne Pulle mit. Die Austern dazu werden wir uns freilich beide verkneifen müssen."

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

Sie lachten beide. Schließlich schmeckte Chablis auch ohne Austern.

Aber Bruno kam das Lachen nicht recht aus freier Brust. Er dachte an den Brief in der Satteltasche. Er hatte ja die Handschrift erkannt, diese feste, steile Mädchenhandschrift. Es war der erste Brief von Hedwig, den er empfing seit dem Ausmarsch aus der Heimat —

Der Morgen war wunderschön. Auf den Hängen lag leichter Reif, aber die Sonne war schon im Hochkommen. Die Luft war so klar, weithin konnte man sehen. Es wurde sicher ein herrlicher Ritt. Die Wege waren freilich hart auf den Kreidebergen, doch die Gäule hatten sich schon daran ge-

wöhnt. Und dann Chablis! Eine Pulle Chablis an Ort und Stelle zu trinken: das war doch mal was Besonderes! Los also!

Wenn nur der Brief nicht wäre. Daß der gerade heut kommen mußte. Was schrieb Hedwig? Vorwürfe natürlich. Schön — die hatte man sich schon selber gemacht, die waren also eigentlich überflüssig.

Komisch... die Satteltasche schien schwer und schwerer zu werden während des Ritts. Und dabei zögerte Bruno immer noch, den Brief herauszuziehen, den Umschlag aufzubrechen. Zu dumm! Feige geradezu! Feige vor den paar Vorwürfen? Feige vor Hedwig...

Wohl eine halbe Stunde waren sie geritten; auf der großen Straße erst, dann ein paar Male links auf die eine, auf die andere Höhe, Ausschau zu halten. Zu sehen war nichts. Ein Meer von Rebengärten, ein paar ganz friedliche Gehöfte darin.

Nun blieb er ein wenig zurück. Mochte Welling mal die Spitze übernehmen. Der konnte sich vielleicht heut die Tressen verdienen.

Im Schritt ritt er hinter den anderen drein. Zögerte noch immer, strich sich rechts und links über den Schnurrbart. Zog langsam den Brief heraus, brach langsam den Umschlag auf —

Jetzt hielt der Gaul. Unsanft hatte er die Kandare angezogen.

...und dann kam er plötzlich in der Karriere nachgesprengt, daß die Funken auf der Pflasterstraße stoben.

„T—rab!“ kommandierte er. Es wurde ein sehr, sehr langer Trab. Welling wunderte sich. Der Gäule wegen und dann: nicht einmal wurde Ausschau gehalten, immer ging's den Weg entlang, zwischen den Weingärten hindurch, bergauf und bergab. Die Pferde schnauften und kamen stark in Schweiß. Wenn das der Rittmeister wüßte oder gar der dicke Pullrich, der Wachtmeister, der immer schonen wollte.

Was nur der Leutnant hatte? Sonst war gerade der doch immer lustig, machte seine Späßchen, teilte den letzten Schluck aus der Feldflasche. Heut sah er nicht rechts, nicht links, sprach kein Wort.

Einmal wagte der Gefreite einen Ton: „Das Gehöft drüben, Herr Leutnant.“ Der schüttelte nur den Kopf, und weiter ging die wilde Jagd.

Bis die Gäule wirklich nicht mehr konnten. Erst blieb ein Husar zurück, dann der zweite. Und selbst die unverwüstliche Halbblutstute, die Jenny, kam ins Stolpern. Da hob er endlich den Arm: „Schritt.“

Aber nun dösten sie im Schritt auf der Straße hin. Wenn sich ein paar Kerle in den Weinbergen versteckt hatten, konnten sie abgeknallt werden wie die Hasen. Ganz anders war das, als damals auf der Patrouille vor Vionville —

Schließlich gab sich der Leutnant einen Ruck. Es war wirklich, als ob er sich einen Ruck gäbe. Er hielt plötzlich seine Jenny an. Sah sich um, strich sich mit dem Handrücken über die Stirn, auf der die dicken Schweißtropfen standen, sagte ganz laut: „Ja — so!“ Und dann lachte er. Es klang aber wieder ganz wunderlich: es kam fast wie ein Schluchzen heraus.

Aber er war nun wieder ganz bei Besinnung, fand Welling. Es hatte jetzt alles wieder seine Ordnung. Der Leutnant holte die Karte heraus, orientierte sich. Welling mußte links auf die Höhe. Zu sehen war nichts, als da unten ein paar Fermen. Da wurde ein kurzer Halt gemacht, daß wenigstens die Gäule Wasser kriegten. Ja — und die Menschen du vin.

Dann ging's weiter. Und um die Mittagsstunde tauchten endlich ein paar Türme auf. „Chablis,“ sagte der Leutnant. „Kinder, da woll'n wir uns was zugute tun.“

Sie preschen heran an den Ort und gleich durch. Groß ist das Nest nicht. Sieht aber gut aus, recht wohlhabend. Vom Feinde keine Maus, keine Laus. Da und dort steht ein Bourgeois in der Haustür, die Hände in den Hosentaschen, glotzt: natürlich glotzt er, hat ja noch nie einen Prussien gesehen. Also gut: Kehrt und im Schritt zurück bis zum Hauptplatz. Da ist eine feine Auberge. Der Leutnant pocht ans Fenster, steigt ab. Der Proprietaire erscheint, dienert. Es riecht gut aus dem Hausflur, das Diner scheint parat.

„Welling, absitzen. Ich lass' euch Essen herausbringen und Wein, Chablis — trinkt ihn mit Verstand.“

Er scheint wieder ganz lustig, der Leutnant. Und der Proprietaire ist ein vernünftiger Mann. Es kamen ein paar dralle

Mägde. Ein Tisch wird aufgestellt, Weinflaschen darauf, und bald dampft eine mächtige Schüssel dazwischen. So gut hatten wir's lange nicht — — —

Drinnen in der Wirtsstube sitzt Bruno Berkenfelde. Er hat den Säbel zwischen den Knien, vor ihm auf dem Tisch liegt die Karte, drauf ein Brief. Der Proprietaire bedient eigenhändig und sehr beflissen. Aber Bruno schiebt das Essen beiseite. Nur dem Wein tut er alle Ehre an. Trinkt, trinkt — starrt auf den Brief — trinkt weiter. Sehr schnell, in großen Zügen. Sapristi, können die Prussiens saufen!

Mit einem Male gibt's draußen ein Hallo. Lautes Brüllen, Fluchen, deutsch und französisch. Es fällt ein Schuß —

Berkenfelde ist am Fenster, reißt es auf. Sieht drüben auf der Straße einen Trupp Menschen, Gesindel, mit Misthaken, Dreschflegeln, Gewehren. Die Husaren werfen den Tisch um, sind schon bei den Pferden, haben die Plempen 'rausgerissen. Er springt aus dem Fenster, fällt, rafft sich hoch. „Hier, Herr Leutnant!" „Aufsitzen!" Da knallt es... es ist wie ein Schlag gegen die Brust — „Fort, Welling! Fort! Ich —" Noch einmal rafft er sich empor. „Herr Leutnant —" „Fort, drauf! Ich befehle —" Und er sieht noch, zusammenbrechend, wie die Gäule sich bäumen, daß die Säbel blitzen, das Gesindel auseinanderstiebt. Ein Schuß blitzt auf ... noch einer ... dann ist es Nacht — dunkle Nacht —

Ob er träumt?

...er liegt in einem weißen, weichen Bett. Eine verhüllte Lampe brennt. Eine Frauengestalt steht am Lager, neigt sich, streicht ihm sanft das Haar aus der Stirn...

...er will sprechen, fragen. Die Frau legt den Finger an die Lippen, wie Schweigen gebietend. „Mon enfant," sagt sie. „Mon enfant..." und hat doch gar nichts Mütterliches. Jung ist sie und schön...

...aber es ist doch nur ein Traum...

Feldpostbrief.

Major von der Decken an Exzellenz von Berkenfelde, Berlin.

St. Florentin, 18. November 1870.

Ew. Exzellenz wollen mir gestatten, mit der durch die Verhältnisse gebotenen Flüchtigkeit über Ihren Herrn Sohn, der am 15. in Chablis überfallen worden, einige beruhigende Worte zu schreiben, die Euer Exzellenz hoffentlich noch vor der Benachrichtigung durch die Verlustliste erreichen. Ihr Herr Sohn befindet sich in Pflege der Gräfin de Brissonet auf Chateau Bellegarde bei Chablis (Depart. Yonne). Er ist bei einem Überfall verwundet worden, durch einen Schuß in die Brust; nach ärztlicher Ansicht ist die Verwundung zwar nicht leicht, aber eine augenblickliche Gefahr ist nicht vorhanden.

Zur Erklärung dieser Zeilen erlaube ich mir hinzuzufügen, daß ich gestern auf Befehl des Königlichen Generalkommandos mit einem Detachement in Chablis war, um den Ort für jenen Überfall zu bestrafen. Ich konnte, da ich am Abend mich bereits wieder an das Korps anschließen mußte, Ihren Herrn Sohn nicht selbst aufsuchen. Herr Stabsarzt Rose ist aber nach dem nur wenige Kilometer von Chablis entfernten Schloß geritten und versichert, daß Ihr Herr Sohn in jeder Beziehung vortrefflich aufgehoben wäre. Die Gräfin de Brissonet hat ihn selbst aus den Händen des Pöbels gerettet. Eine weitere Belästigung durch die Bevölkerung erscheint nach unseren Maßnahmen ausgeschlossen.

Euer Exzellenz wollen die Versicherung der ausgezeichneten Verehrung genehmigen

Ihres gehorsamsten

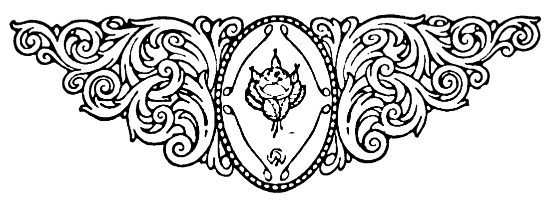
C. v. d. Decken,

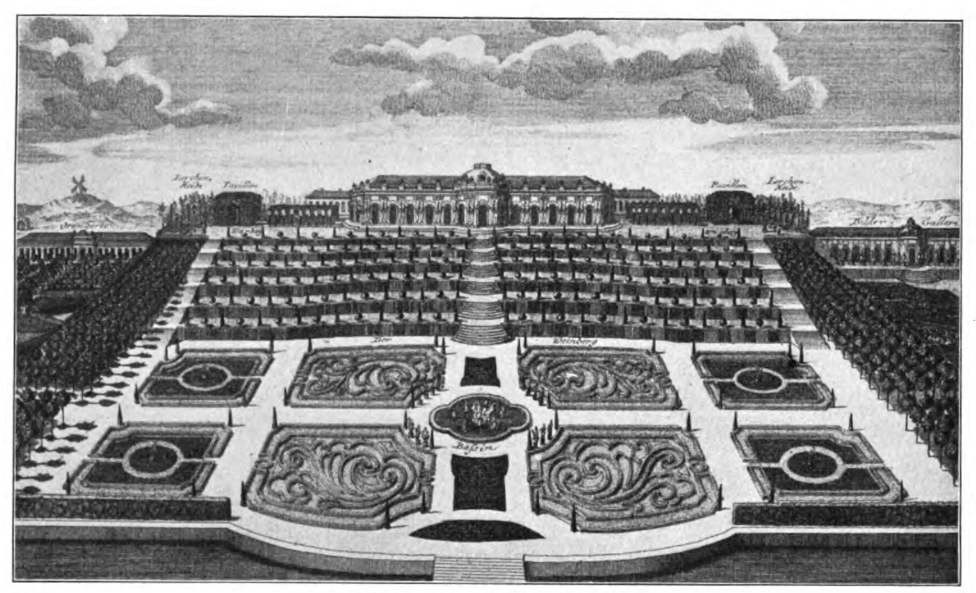
Major und Bataillonskommandeur im Infant.-Rgt. Nr. 16.

Übermittelt, da Adressatin postalisch in Berlin nicht auffindbar, durch das stellvertretende Kriegsminist.

J. A.: Sietmann.

(Schluß folgt.)





Schloß Sanssouci mit den Terrassen.

Sanssouci. Von Prof. Dr. Hans Mackowsky.

Zum 200. Geburtstag Friedrichs des Großen (24. Januar 1712).

„Von Marly kommend und der Friedenskirche
Hin am Bassin (es plätscherte kein Springstrahl)
Stieg ich treppan; die Sterne blinkten, blitzten,
Und auf den Stufen-Aufbau der Terrasse
Warf Baum und Strauchwerk seine dünnen Schatten,
Durchsichtige, wie Schatten nur von Schatten.
Rings tiefe Stille, selbst der Wache Schritt
Blieb lautlos auf dem überreiften Boden,
Und nur von rechts her, von der Stadt herüber,
Erscholl das Glockenspiel.
Nun schwieg auch das,
Und als mein Auge, das auf kurze Weile
Dem Ohr gefolgt war, wieder vorwärts blickte,
Trat aus dem Buschwerk, und ich schrak zusammen,
Er selbst, im Frackrock, hinter ihm das Windspiel,
(Biche, wenn nicht alles täuschte) dazu Krückstock
Und Hut und Stern. Bei Gott, es war der König . . .“

Kein Ort, an dem Friedrich geweilt, der nicht durch die Ferne der Zeiten hin sein Bild in irgendeiner Gestalt auftauchen ließe. Den kleinen Trommelschläger, wie Pesne ihn mit der Schwester gemalt, glaubt man im Charlottenburger Schloßpark zu hören; an der kahlen Front des Küstriner Schlosses sucht der Blick unwillkürlich das Eckfenster neben dem Turm, als sollte sich hinter den Scheiben das trotzig-schmerzvolle Gesicht des Gefangenen zeigen; im Turmkabinett der Rheinsberger „Tranquillité“ mit der Aussicht auf den spiegelnden See vermeint man ihn sitzen zu sehen über dem Manuskript des Antimacchiavell, und unverhofft, fernab in Straßburg, tritt er uns in dem durchsichtigen Inkognito des Grafen du Four entgegen, wo am alten Kornmarkt im Schlußstein eines Fensters ein spätes Relief des Flöte blasenden Königs an seine erste große, bald nach der Thronbesteigung angetretene Reise gemahnt. Aber es blitzt und wetterleuchtet nur in unserer Erinnerung; andere Gestalten, Sophie Charlotte, die erste Königin, der Rheinsberger Prince Henri, General von Werder, Straßburgs Eroberer, drängen sich dazwischen.

Unverrückbar und fest, in wachsender, deutlicher Körperlichkeit schreitet das Bild des großen Königs vor uns her, sobald wir in Potsdam die Lange Brücke hinter uns haben. Goldener Staub wölkt auf hinter den Kolonnaden des Stadtschlosses, von grellen Lichtern durchblitzt: ist das nicht die Wachtparade, die Friedrich alltäglich abnimmt? Und hier, um die Bittschriftenlinde, stehen sie schon und warten, meist Bauern in ihrer farbigen Tracht, bis sein Dreispitz über dem hochbeinigen Schimmel sichtbar wird. Und nun „von rechts her, von der Stadt herüber“ erklingt das Glockenspiel der Garnisonkirche. Die Flügeltür unter der Kanzel ist geöffnet, und verwundert über die Stimmungslosigkeit des Raumes, betrachten wir den Marmorsarkophag ohne Schmuck und ohne Inschrift, der neben dem ungefügen Sarge des Vaters Platz gefunden hat. Warum nur hat man ihn hier beigesetzt, während er „ni Disequé ni embaumé“ begraben sein

wollte, wo sein innerstes Leben sich abgespielt, „à Sanssouci au haut des terrasses“? Wieder hinaus auf die Straßen, deren Häuserzeilen mit ihrem Säulenschmuck und schweren Attiken nach seinem Geschmack aufgeführt sind, die sein Auge wohlgefällig gestreift. Hic et ubique. Aber das alles ist nur Vorbereitung, nur Vorgefühl. Zum persönlichen Erlebnis wird der König erst dem, der ihn in seinem eigensten Bezirk, in Sanssouci aufsucht. „Von Marly kommend und der Friedenskirche“, biegen wir bei der Hofgärtnerei scharf ab und stehen mit wenigen Schritten auf dem Platz, den die beiden Sphinxe, von Amoretten umtändelt, abschließen. Ein Flimmern und Leuchten von der Höhe herab — aber den Blick hemmt zunächst eine Vase auf hohem Sockel über einem Blumenrondell, dann die weiße Masse der Marmorkopie von Rauchs Reiter unter den Linden; doch endlich ist die Bahn frei: im weiten Becken („es plätscherte kein Springstrahl“) spiegelt sich zwischen schwarzgrünen Laubmassen und leuchtenden Marmorbildern der rhythmische Anstieg der Terrassen, und oben in mattem Goldton mit der kupfergrünen Kuppel, wie versteckt, träumt das Schloß. Nichts hat dem Zauber dieses Ortes etwas anhaben können, so vielfach alles ringsum verändert wurde. Hier steht die Zeit seit lange still; hier lebt noch immer Friedrich. Und jeden rührt einmal der Zauber des Ortes an, wenn's in den hohen Laubwänden knistert oder ein Wolkenschatten über den blendenden Gartenkies huscht ... „Bei Gott, es war der König ...“

⁂ ⁂ ⁂

Im Nordwesten der Stadt, vor dem Brandenburger Tor, hatte sich Friedrich Wilhelm I. nach seinem Geschmack ein ländliches Idyll anlegen lassen. Das Praktische wog vor, der Garten von mäßiger Ausdehnung sollte zunächst Gemüse und Obst für die Tafel liefern; nur einige Orangenbäume in großen Kübeln sorgten für etwas Schmuck. Zur Unterkunft für sich und seine Familie, mit der er dort kurz zu verweilen liebte, diente ein bescheidenes Lusthaus, und nichts erinnerte an den vielfältigen Prunk des berühmten Lustparkes, den Louis XIV. sich bei Versailles geschaffen, als der pompöse Name Marly, den Friedrich Wilhelm, gedankenlos der Mode folgend oder, was seiner Art besser entspräche, in bewußtem Gegensatz gewählt hatte. Wenn Kronprinz Friedrich hier mit den Geschwistern spielte, so gingen seine Augen über die Mauer hinweg die Höhe des gegenüberliegenden Berges hinauf, wo dunkler Eichenbestand im Winde rauschte. Hinter diesem Hügel ragte der Höneberg auf, zu seinen Füßen, von Gräben durchzogen und begrenzt, lagen die Dämmchenwiesen. Hügelhinan, wo sich Eichen und Erlen mischten, waren Schießstände für das sogenannte „Schnepperschießen“ hergerichtet, und nach Westen hin dehnte sich der vom Großen Kurfürsten angelegte, allmählich verwilderte Fasanengarten. An diesem Bilde, das zu den Jugendeindrücken Friedrichs gehörte, änderte sich nichts, nur daß, bald nach der für Friedrich verhängnisvollen Reise an den Dresdener Hof, der Eichwald droben auf der Sanssoucihöhe abgeholzt wurde und nun „als Hütung und bergiger Acker mit Haferboden“ sich den Blicken darbot.

Von diesen topographischen Verhältnissen muß man ausgehen, um Friedrichs Schöpfung zu begreifen und zu würdigen. Zu verfolgen, wie hier sein Geist sich ein Feld ureigenster Tätigkeit absteckt und anbaut, wie er in ein ziemlich reizloses Wirrsal der Natur Ord-

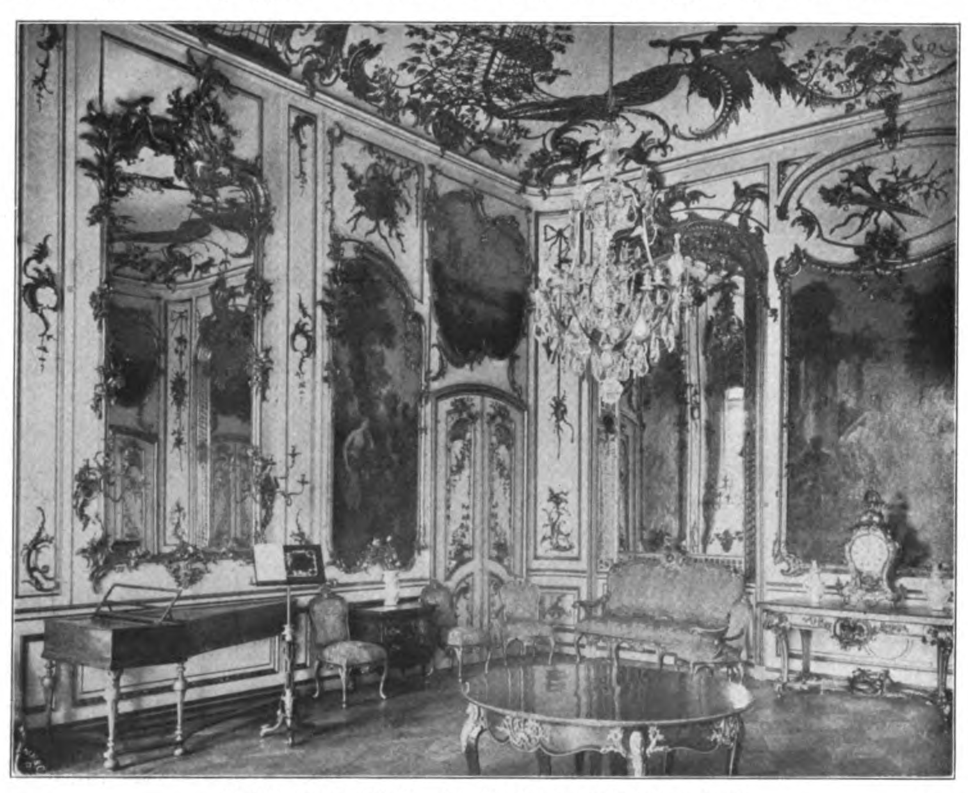


Schloß Sanssouci.
(Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft in Steglitz-Berlin.)

nung bringt, ein Terrain von zusammenhanglosen Einzelheiten zu dem rhythmischen Gefüge eines Kunstwerks umgestaltet, den Rohstoff der Natur in den Strophenbau dieses bukolischen Gedichtes, das Sanssouci darstellt, zwingt, dann im Laufe eines langen Lebens erweitert, abrundet und beendet, das gewährt eine doppelt reizvolle Beschäftigung. Denn wenn wir in der Anlage und in der Ausgestaltung der Einzelheiten den Künstler in Friedrich von einer Seite kennen lernen, die im Gegensatz zu anderen der Kritik auch heute noch standhält, so erscheint zugleich das Kunstwerk, weil es der Künstler für sich selbst geschaffen, als der treueste Reflex seines Innenlebens. Sanssouci, Park und Schloß, ist zeitlebens Friedrichs eigentliches Zuhause gewesen. Da er es sich vom Kleinsten bis zum Größten selbst schuf, wieviel muß es über den Menschen aussagen nach dem alten Erfahrungssatz, daß die Wohnstätte nur das erweiterte Innere des Individuums darstellt. Dazu ist freilich nötig, daß wir die alte Lesart des Gedichtes erst wieder herstellen. Wir müssen wissen, welche Zerstörungen unter Friedrich Wilhelm II. und ganz besonders, welche Umwandlungen „antiker Form sich nähernd“, unter Friedrich Wilhelm IV. Schloß und Park Sanssouci erlitten haben. Ohne die Tätigkeit von Forschern wie Sello und Höckendorf*) wäre das ein mühseliges Stück Arbeit; an der Hand ihrer Studien indessen und mit Zuhilfenahme der alten Pläne und Prospekte kann der Versuch nicht mißlingen, aus der persönlichsten Schöpfung des Königs wie durch ein Teleskop der Zeiten den Menschen Friedrich in dem Glück und der Einsamkeit seines Herzens zu erkennen und zu begreifen.

Von Jugend auf hat Friedrich, darin ganz Kind des höfischen Rokoko, die lauschige Zurückgezogenheit als Erholung von dem Theater der großen Welt geliebt. Schon in seiner ersten Garnison Ruppin schuf er sich Amalthea, „meinen lieben Garten“, wo sein Wein, seine Kirschen, seine Melonen und seine Philosophie reiften; für ihn war von jeher der Weinberg mit einem (nicht zu primitiven) Winzerhäuschen der Inbegriff glückseliger Weltverlorenheit. Comme philosophe suchte er die Stille und das gehaltvolle Gespräch mit wenigen Gleichgesinnten, nicht, wie die andern großen Herren, das Liebesversteck und die galanten Unterhaltungen.

*) Vgl. Georg Sello, Potsdam und Sanssouci. Forschungen u. Quellen zur Gesch. von Burg, Stadt und Park. Breslau 1888, und Dr. P. Höckendorf, Sanssouci zur Zeit Friedrichs des Großen und heute. Betrachtungen und Forschungen, Berlin 1903.



Musikzimmer Friedrichs des Großen im Schloß Sanssouci.
(Nach einer Photographie von A. Frisch in Berlin.)

So hat ihn, nachdem er lange zwischen dem zu nahen Charlottenburg, dem zu entfernten Rheinsberg und dem unmöglichen Neu-Ruppin geschwankt, wohl die glückliche Lage des Sanssoucihügels mit seinem nach Süden abfallenden Hang sich für Potsdam entscheiden lassen. Hier rauschten um ihn die Wälder, und hier, wenn auch nicht so nah wie bei Ruppin oder Rheinsberg, beruhigten die breiten Wasserflächen der Havelseen seinen schweifenden Blick. In einer glücklichen Eingebung brachte ihn die starke Senkung des Hügels auf das Motiv der Terrassen, den Kern der ganzen Anlage. Nach der flüchtigen Skizzierung des ersten eigenen Entwurfes (jetzt im Hohenzollern-Museum) hat es den Anschein, als seien nur drei Terrassen beabsichtigt gewesen. Sehr bald aber muß der König sich überzeugt haben, daß damit das Terrain nicht zu überwinden war, und schon im August 1744 werden durch Diterichs die sechs Terrassen abgesteckt und zwar in parabolischer Linie „wegen mehrerer Ab- und Gegenprallung der Sonnenstrahlen nach allen einzelnen Stellen". Ein Weinberg also war auch hier beabsichtigt; die Terrassen, jede von etwa zehn Fuß Höhe, wurden mit Nischen und Schutzfenstern für die edelsten Rebensorten versehen, an der Wand zwischen den Nischen spreizte Spalierobst seine Fruchtarme. Man weiß, ein wie leidenschaftlicher Obstzüchter Friedrich gewesen ist, und man kennt seine Vorliebe besonders für die saftreichen Früchte, die nie auf seiner Tafel fehlen durften. Mit ihren 168 Nischen, den Taxuspyramiden an ihren Rändern, zwischen denen im Sommer die Kugelformen der Orangenbäume mit ihrem helleren Grün schimmerten, mit dem Stufenfall der absteigenden mittleren Treppen bot die Terrassenanlage den Anblick eines prachtvollen Amphitheaters.



Bibliothek im Schloß Sanssouci.

Sie endete in ein Parterre, darin Zierbeete ihre kunstvoll geschnittenen Teppichmuster ausbreiteten, und in deren Mitte ein Bassin, viel kleiner als das jetzt vorhandene, sich rundete. Seitlich rechts und links begleitete eine fünffache Allee von Laubbäumen in sanfter Senkung den Absturz der Terrassen. Oben auf der Höhe, keineswegs dominierend als Bekrönung des Ganzen, sondern halb zurückgezogen in die Tiefe des Hügels liegt Schloß Sanssouci. Friedrich, der von der Idee eines Weinbergs ausgegangen war, beabsichtigte keine prunkvolle Schloßarchitektur, sondern ein bescheidenes Winzerhaus, allerdings königlicher Art und königlichen Ansehens. Wenn er, wie Bielfeld erzählt, — vielleicht mit der bescheideneren Terrassenanlage — „une espèce de vin de bouteille" in Aussicht genommen hatte, so entschied er sich bald, in seinem ganzen Wesen durch die Waffenerfolge in Schlesien gehöht, für ein Sommerschloß, das sich freilich nicht allzu stolz über eine Retraite de Roi erheben sollte. Auch dafür hat Friedrich den Grundriß selbst angegeben. Erinnerungen an seine Kronprinzentage in Rheinsberg, wohin er zeitlebens wie an eine glückselige Insel im Sonnenzauber der Ferne zurückgedacht hat, bewegten seine Phantasie. Aber in einem hatten sich die Zeiten völlig verändert: am Rheinsberger Hof spielten die Damen ihre anmutigen Nebenrollen, aus Sanssouci waren sie verbannt. So begnügte sich denn der



Kleine Galerie in Schloß Sanssouci.

trifft man sich in dem Mittelbau; ohne strenge höfische Etikette kommt man sich fast mit der gleichen Schrittzahl entgegen. An das Militärische erinnert nur der Parolesaal, gleich anschließend an den Raum der Tafelfreuden, wie Pflicht und Erholung in dieses Königs Leben unvermittelt sich ablösten.

Es ist allbekannt, wie bei der Ausführung dieses Planes sich Unstimmigkeiten zwischen dem Bauherrn und seinem Architekten von Knobelsdorff ergaben. Ganz allmählich begann Friedrich sich von der künstlerischen Bevormundung Knobelsdorffs zu befreien. Für die Einbuße, die wir dadurch hinsichtlich des Künstlers Knobelsdorff erfahren, entschädigt uns der Einblick, den der selbstherrliche König uns in sein Inneres werfen läßt. Übrigens bleibt genug für Knobelsdorffs Ruhm übrig. Das Wesentliche an der Fassade und der inneren Ausschmückung des Schlosses ist sein Werk. Betrachtet man diese Außenseite mit dem großen „bowlenförmigen" Mittelrisalit und den paarweise zwischen den hohen Rundfenstern aufgestellten Hermen von Satyrn und Nymphen, so wird man an die Zeit erinnert, da sie beide, der König und der Baumeister, in gemeinsamen Plänen zur Ausschmückung des Rheinsberger Parkes freundschaftlich vereinigt waren. Scheinen nicht hier in Sanssouci die Orangerie in Rheinsberg mit dem allein ausgebauten Mittelsaal und der nie ausgeführte Bacchustempel, dessen Kuppel in Form einer umgekehrten Punschbowle von zwölf kolossalen Satyrn getragen werden sollte, zu einer originellen Einheit verschmolzen? Ein Muster des reinen Baustils Knobelsdorffs ist die großartige Kolonnade der Hofseite, die ein Lieblingsmotiv des Baumeisters, die doppelte Säulenreihe in kühner Halbbogenform, vielleicht angeregt von den Peterskolonnaden, die er in Rom gesehen, zu majestätischer Entfaltung bringt. Ebenfalls seinen Geist zeigen die beiden Repräsentationsräume des Schlosses: der festlich heitere Speisesaal, den man sich ohne Menzels Tafelrunde gar nicht vorstellen kann, und der würdevoll-ernste

König mit dem linken Flügel des Schlosses, in dem fünf Räume untergebracht wurden: das Audienzzimmer, der Konzertsaal, das Schlafzimmer und daran anstoßend, deutlich an das runde Kabinett von Rheinsberg erinnernd, die Bibliothek; nach der Hofseite ist den drei ersten Räumen die Bildergalerie vorgelagert, in der der König seine geliebten französischen Meister unterbrachte. Der rechte Flügel „Pour des étrangers" (wie auf dem Plan steht) war für die Gäste bestimmt; der der Bildergalerie entsprechende Raum in mehrere Zimmer für die „gardes" aufgeteilt. In der Mitte aber, wo die Flügel zusammenstoßen, tritt ein großer ovaler Saal, der Speisesaal heraus, dem sich der Parolesaal nach der Hofseite zu anschließt. Wieviel sagt allein dieser Grundriß über Friedrich und sein Wesen aus. Hier will er Mensch sein, ungestört in seinem Nachdenken, ungestört in seinen Liebhabereien. Bücher und Musik, dazwischen das Schlafzimmer und dicht dabei die Anregung durch die bildende Kunst. Die Gäste, nicht zu viele, nur auserwählte, wohnen drüben, aber zu den Mahlzeiten, bei denen Friedrich den Witz und die Unterhaltung am wenigsten missen mochte,

Parolesaal, in denen wiederum die gedoppelten korinthischen Säulen und die Abneigung gegen alles spielerisch Dekorative für ihren Urheber zeugen. Der Statuenschmuck, den der König meist von dem Hofbildhauer François-Gaspard Adam anfertigen ließ, präzisierte den Charakter der Säle. Aus den beiden großen Nischen des Speisesaales über dem nach florentiner Art bunt ausgelegten Marmorfußboden blicken sich Apollo und Venus Urania an; Apollo, der „Leuchteprinz", der überall, in Ruppin, in Rheinsberg, am Berliner Opernhause als der Musaget des jungen Friedrich gefeiert wird, hält hier ein Buch, worauf mit goldenen Buchstaben aus dem Lukrez geschrieben steht:

Te sociam studeo scribundis versibus esse,
Quos ego de rerum natura pangere conor.

Venus Urania sendet einen Himmelsblick empor, so schwärmerisch, wie Friedrich sie selbst angerufen:

„J'implore ton secours, ô divine Uranie!
Accorde à ma raison les ailes du génie,
Montre-moi la nature au feu de tes clartés:
Heureux qui peut connaître et voir tes vérités!" *)

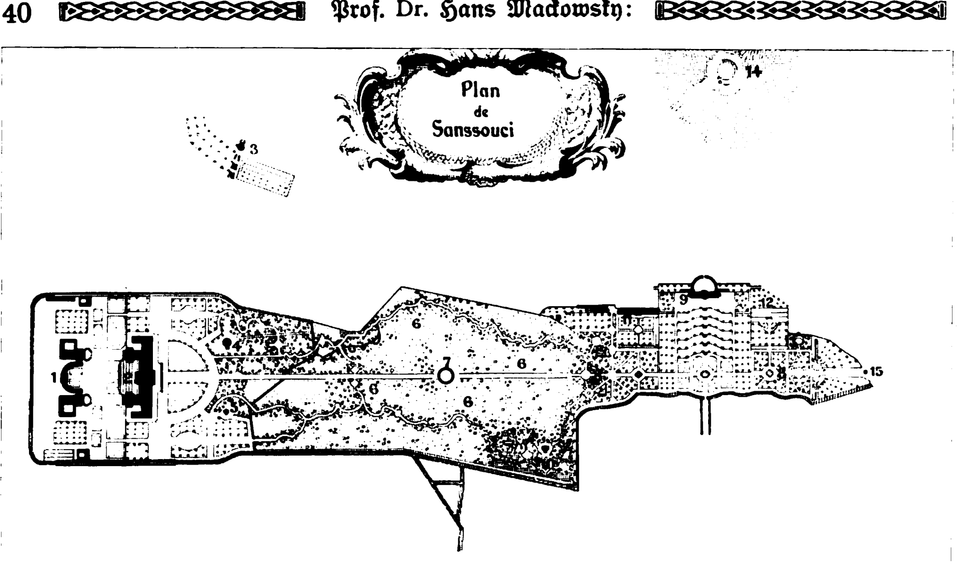
Später erst kam als Geschenk der Schwester in Schweden Bouchardons großgeschnittener Cäsarenkopf von Karl XII. hinzu. Im Parolesaal fand eine Kopie des Mars Ludovisi Aufstellung, der sich dann als ein Andenken an die Bayreuther Lieblingsschwester ein antiker Merkur zugesellte.

Beim Schmuck der andern Räume standen dem Könige einheimische geschulte Stukkateure und Zieratenbildhauer zur Verfügung, wie sich denn auch allmählich ein einheimisches Kunsthandwerk heranbildete, das, an den französischen Mustern geschult, es schließlich unter Melchior Kambly zu einer ganz bestimmten Potsdamer Spielart des Rokoko brachte. Auf der Westseite, dem Departement für die Gäste, das später Friedrich Wilhelm IV. bezog, hat sich nur noch das allbekannte Voltairezimmer mit seinen graziösen Tierphantasien erhalten. Leider blieb auch auf der Ostseite die Reihe der Privatgemächer nicht unberührt. Der Konzertsaal mit seinen Spiegeln und dem kapriziösen Stuckzierat der Decke (von Merk), wo an den Wänden nur fünf Gemälde von Pesne hingen, ist glücklicherweise so unversehrt, wie die herrliche, in Zedernholz und Gold flimmernde Bibliothek mit den vier antiken Köpfen, deren Wahl an dieser Stelle wieder für den König so bezeichnend ist: Homer, Apollo, Sokrates und ein unbekannter Philosoph. Das Allerheiligste aber, das Schlaf- und Sterbegemach, hat leider Friedrich Wilhelm II. von Erdmannsdorf in den strengen Formen des Frühklassizismus umbauen lassen. Nur die Nische des Alkovens, in der das Bett hinter einem Bronzegitter stand, ist noch zu sehen. Und wie muß gerade dieser Raum mit der Pendüle, die noch die Stunde seines Todes, zwei Uhr zwanzig in der Nacht, anzeigt, und der Marmorbüste Marc Aurels auf dem Kamin — „l'exemple des humains, mon



Voltaire-Zimmer im Schloß Sanssouci.
(Nach einer Photographie von A. Frisch in Berlin.)

*) Epître XVIII, au maréchal Keith.



Plan zum Garten und Schloß Sanssouci.

1. Die Kommuns. 2. Neues Palais. 3. Belvedere. 4. Antikentempel. 5. Freundschaftstempel. 6. Reb- und Fasanengarten. 7. Große Kolonnade. 8. Lustpark. 9. Schloß Sanssouci. 10. Chinesisches Haus. 11. Neue Kammern. 12. Bildergalerie. 13. Neptungrotte. 14. Ruinenberg. 15. Obelisk.

héros, mon modèle" — in seiner Schlichtheit eindrucksvoll gewesen sein!

Den Blick von der obersten Terrasse, der heute über ein Blättermeer streift, aus dem, wie zum Hohn, der spitze Turm der Sophienkirche in der Brandenburger Vorstadt herausdroht, beschreibt Büsching 1775 und öffnet ein weitgedehntes Panorama: „Man siehet über den schönen und mit vielen alten und neuen Bruststücken und ganzen Figuren angefüllten Garten weg und gerade vor sich bis in die Havel und nach dem Dorfe Caputh, zur linken Hand über die Stadt nach Neudorf und Nowa-Wes, nach dem Babelberge und nach Klein-Glienicke, und zur rechten Hand über den Lustwald nach dem neuen Schloß." Aber wie dieser Blick von der Terrasse, so hat sich auch auf der Terrasse viel geändert, was den ursprünglichen Charakter verwischt hat. Die oberste Terrasse hatte Friedrich besonders geräumig anlegen lassen. Ein Tierfreund, wie er war, wollte er hier seinen Lieblingen, den maßlos verzogenen Windspielen, einen Tummelplatz gewähren, den gelegentlich auch der Schimmel, sein Condé, betreten durfte. Hier lustwandelte allein oder im Gespräch der Mann und freute sich der warmen Sonnenstrahlen, während ihn an grauen Regentagen die kleine Galerie flöteblasend sich Bewegung schaffen sah; hier ließ der immer fröstelnde Greis, wenn ihn die Gicht plagte, seinen Krankenstuhl heraussetzen und sah gedankenvoll, wie auf dem bekannten Blatt Chodowieckis, in den abnehmenden Glanz des Gestirns.

Den Übergang des Schlosses in die freie Natur vermittelten rechts und links Bogenlauben von Gitterarbeit, vor denen antike Büsten mit Vasen von sächsischem Porzellan wechselten; sie endeten in zwei Kabinetten, durchbrochen und luftig, aus grüngestrichenem Eisengitterwerk mit reicher Vergoldung, wie deren eines das Lancretsche Bild „le moulinet" in der kleinen Galerie zeigt. Das Kabinett auf der Königsseite rahmte eine höchste Kostbarkeit: die Bronzestatue des betenden Knaben, die, aus der Sammlung des Prinzen Eugen stammend, von Friedrich für 5000 preußische Taler angekauft wurde. Ob der König für den hervorragenden Kunstwert dieses Stückes, das inzwischen ins Berliner Museum wanderte und an Ort und Stelle durch einen Nachguß ersetzt wurde, wirklich das Kennerauge besaß, oder ob er sich durch Knobelsdorff, diesen feinsinnigen Vorschmecker griechischer Formenreinheit vor Winckelmann, bestimmen ließ, steht dahin. Kein Zweifel jedoch, daß den König der empfindsame Gegenstand der Darstellung lebhaft ansprach; deutete man doch allgemein diesen Knaben auf Antinous, wie er sich in den Nil stürzen will, um ein Gelübde, das er zur Genesung Hadrians getan, einzulösen. Das Kabinett der Gegenseite blieb leer.

Dunkle, tiefschattende Partien von Lärchen und Tannen begrenzten beiderseits die oberste Terrasse, als verlöre sich hier das Terrain in die Waldstille eines Haines. In jedes dieser Boskette war ein Halbzirkel eingeschnitten, dessen Rundung moderne Büsten antiker Cäsarenköpfe aus weißem und rötlichem Marmor dekorierten. Im Mittelpunkt des Halbkreises fand je eine größere Gruppe Aufstellung, beide vom Hofbildhauer Adam 1749 und 1750 ausgeführt; links, du côté

des étrangers, Kleopatra „sehr natürlich“ im Ausdruck ihres Schmerzes, die ein kleiner Amor von dem Todesspiel abzuhalten sucht, rechts, unter den Fenstern des Königsflügels, Flora anmutig hingestreckt von dem Blumengetändel eines Genius umspielt. Diese Stelle, die er unmittelbar vor Augen hatte, wenn er aus den hohen Fenstern über die Terrasse sah, hat sich Friedrich zur Gruft gewählt und schon früh, noch ehe das Schloß fertig dastand, graben und mit Klinkern auswölben lassen. Wie entspricht das Bild der unbekümmerten, in Blumen sich verschwendenden, in Blumen sich erneuernden Natur über der Stätte der menschlichen Verwesung der von antiker Heiterkeit verklärten Todesphilosophie des Königs! So schrieb er in seinem Testamente vom 8. Januar 1769: „Je rand de bon gré et Sans regret ce Soufle de Vie qui m'anime à La Nature bienfaisante qui a Daigné me le pretér, et mon Corps aux Ellements dont il a été Composé. j'ai vecû en filosofe et je Veux etre enteré comme Tel.“ Und so hatte er schon in der XVIII. Epître au maréchal Keith gedichtet:

Ce n'est pas, croyez-moi, ce fantôme qu'on peint,
Ce squelette effrayant dont la faim dévorante
Engloutit des humains la dépouille sanglante
Et, par d'amples moissons qu'il fait dans l'univers,
Remplit incessamment l'abîme des enfers ...
Dépouillons le trépas de tous les attributs
Dont la secrète horreur révolte la nature ...
Ne voyons dans la mort qu'un tranquille sommeil
A l'abri des malheurs, sans songe, sans réveil ...

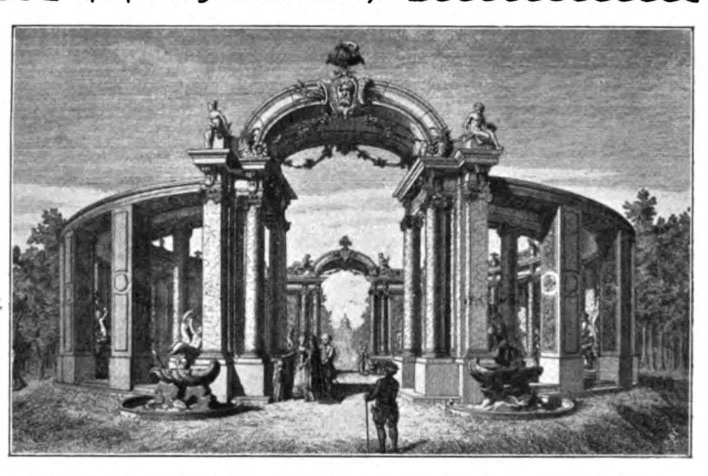
Aber die Gruft ist leer geblieben, seinem ausdrücklichen Willen zum Trotz, und die treuen Hunde, Biche, Alcmene, Thisbe, Phyllis, Diane, Superbe u. a., die er auch im Tode um sich haben wollte, harren unter ihren Grabplatten in der Runde noch immer ihres Herrn, der sie im Leben so zärtlich verwöhnte.

Eine Anekdote berichtet, und das Bild von Frisch, das sie darstellt, ist in Sanssouci selbst zu sehen, wie der König einmal mit dem Marquis d'Argens spazierengehend die Arbeiter an dem Gruftgewölbe getroffen und zu seinem Begleiter gesagt habe: Quand je serai là, je serai sans souci, und sucht damit den Namen des Schlosses zu erklären. Aber wenn Friedrich an der Fassade mit schönen Gußbuchstaben die Worte Sans, Souci anbringen ließ, so dachte er nicht an Tod und Entrücktheit über alle Nöte des Diesseits, sondern der Ausdruck war ihm lang, wenn nicht aus der älteren französischen Kultur- und Literaturgeschichte, so doch sicher von seinem Rheinsberger Freunde, dem alten ehemals sächsischen Premierminister Grafen Manteuffel geläufig, der nach seinem Gute den Namen „Junker von Kummerfrei“ führte und der von ihm zum Schutz der Leibniz-Wolfianischen Philosophie gegen die Hallenser Orthodoxen gegründeten Gesellschaft der Wahrheitsfreunde den Namen „chevalerie de



Gartenkabinett mit dem betenden Knaben in den Anlagen neben Schloß Sanssouci. (Nach einer Photographie von Boll.)

Sanssouci"gegeben hatte*). Sind mithin die Worte selbst keine originale Erfindung des Königs, so ist es doch sehr bezeichnend für ihn, für das, was sein Weinberg ihm sein sollte, wenn er sie als Namen, als Motto wählte. In Rheinsberg hatte der klassisch gesinnte Knobelsdorff, natürlich im Einvernehmen mit Friedrich, auch für die klassische Inschrift gesorgt: Friderico tranquillitatem colenti stand über der Eingangspforte mit der Jahreszahl 1739. Hier sollte diese Ruhe, diese Feierstille wohnen, die der junge Poet 1736 so schwärmerisch besungen: die Stille der Seele, „difficile à trouver, et difficile à conserver, ô seul et vrai bonheur! ô seul bien de la vie!"



Kolonnade in der großen Hauptallee zwischen Sanssouci und dem Neuen Palais.

„Mais ta plante belle et tardive
Ne prospère point sur la rive
Que possède l'ambition."

Inzwischen aber waren die beiden schlesischen Kriege geführt und die friedliche Olive, der in Rheinsberg Lob gesungen, war mit dem „Palmenzweig von Ruhm bedeckt, mit dem Lorbeerreis von Blut befleckt" vertauscht worden. Was der König jetzt in seiner Vigne suchte, war nicht mehr die verscherzte Feierstille, sondern ein Sorgenfrei von den Lasten und Mühen des Herrscherberufs. In der Epistel an d'Argens, dem ersten dichterischen Produkt vielleicht, das in Sanssouci entstanden, preist er das Glück dieses Sich-Selbst-Gehörens, das allein ihm dort beschieden ist:

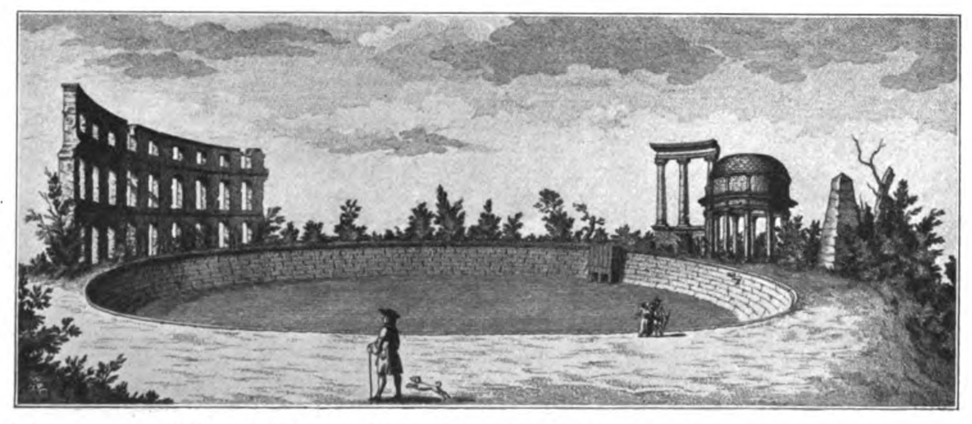
„Venez à Sans-Souci, c'est là que l'on peut être
Son souverain, son roi, son véritable maître,
Ce champêtre séjour, par sa tranquillité,
Nous invite à jouir de notre liberté."

⌘ ⌘ ⌘

Zur selben Zeit, als soviel fleißige und geschickte Hände dem Könige seine behagliche Solitüde schufen, regten sie sich auch zur Verzierung der Gartenanlagen, die das Haupt- und Mittelstück der ganzen Anlage, den Weinberg mit dem Schlosse, einrahmten. Aber, wie natürlich, schritten die plastischen Gartendekorationen in einem etwas gemäßigteren Tempo vorwärts.

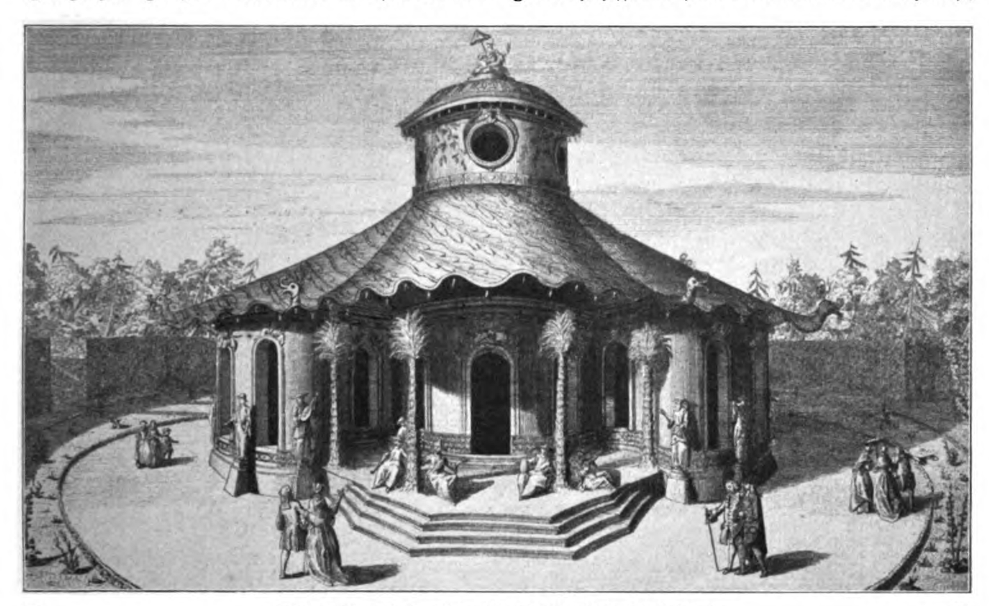
Die Anlage des eigentlichen Lustparkes ist Friedrichs persönliche Schöpfung. Hierbei bewies er nicht nur, wieviel er von Knobelsdorff gelernt, sondern abermals, wie fest die Erinnerung an Rheinsberg sich in ihm

*) Vgl. Dr. Volz. Zwei Inschriften. Zum Friedrichstag, 24. Januar 1910. Vossische Zeitung Nr. 38.



Bassin mit Ruinen auf einem Hügel gegenüber dem Schloß Sanssouci.

eingewurzelt hatte. Vergleicht man die Grundrisse dort und hier, so springt, so verschieden die Bedingungen der Bodenbeschaffenheit waren, die Verwandtschaft der beiden Parkschöpfungen in die Augen*). Vor allem beruht die Gliederung in Sanssouci auf demselben axialen System wie in Rheinsberg. Eine kürzere Hauptachse wird von einer längeren Querachse geschnitten, der die Aufgabe zufällt, den künstlerisch stilisierten Park mit der anschließenden Waldung und Wildnis zu vermitteln. Geht man in die Details, so häufen sich die Ähnlichkeiten. Lassen wir die Sphinxgestalten, die Friedrich auch in Rheinsberg in ähnlich philosophierender Tendenz an den Eingang des Parkes gestellt hatte, beiseite, so erinnert besonders der Zugang zur großen Querallee an sein Kronprinzenelysium. Wo die Fahrstraße nach Bornstädt abbiegt, erhebt sich wie ein monumentales Ausrufungszeichen ein großer steinerner Obelisk; eine breite Allee öffnet sich und führt zu dem halbmondförmigen Eingang, von dem die hohen, zu viert zusammengetretenen korinthischen Säulen mit Gebälk und Vasenaufsatz noch stehen, während das ehemals niedrige vergoldete Gitter durch ein zu hohes Tor von reicher Schmiedearbeit ersetzt wurde; Vertumnus und Pomona halten als Parkhüter wie in Rheinsberg die Torwacht, auch die großen Vasen auf der Einfassungsmauer fehlen nicht.

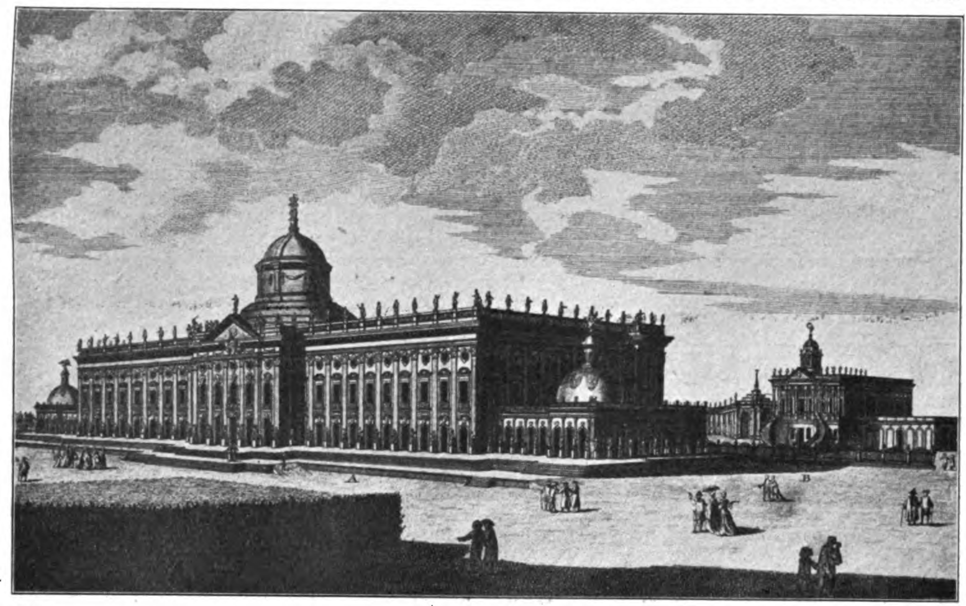


Chinesisches Häuschen im Garten von Sanssouci.

Und nun leuchtet's und glänzt es von nah und fern; weiß schimmert der Marmor vor dunklem Grün, vergoldete Statuen aus Blei blicken am Ende von Baum- und Laubgängen, aus dem brennenden Rasen flammen die Blumenkelche, aber alles ordnet sich einem strengen Rhythmus unter, ist gebändigt von einem bewußten Künstlerwillen. Die Dekorationen für den Garten ließ Friedrich zum Teil in den Potsdamer Bildhauerwerkstätten, die unter Adams Aufsicht standen, anfertigen, zum Teil verwendete er den reichen, wenn auch nicht sonderlich gewählten Bestand von Antiken, den er mit der Sammlung des Kardinals Polignac erworben hatte. Solange Adam die künstlerische Regie führte, haben die Bildhauer, ein Ebenhecht, Giese, Glume, Nahl, durchaus Erträgliches, ja manchmal über den Durchschnitt Gelungenes zustande gebracht; später sinkt das Niveau beträchtlich; die Heynmüller und Benkert, auf sich selbst angewiesen, versagen in dem Maße, wie auch das Interesse Friedrichs an bildender Kunst abnimmt.

Nur eins vermissen wir in dieser Parkherrlichkeit: das klingende, belebende und erfrischende Spiel der steigenden Fontänen. In dem Mittelbassin, das die schönsten Marmorwerke, Geschenke des französischen Königs von der Hand Pigalles und des ältesten Adam, der Hofbildhauer Ludwigs XV. war, umgeben, steht von der Sonne umglüht die vergoldete Thetisgruppe, aber kein Springstrahl mildert den brutalen Glanz des Goldes, verschleiert die gröblichen Formen und überzieht den unbeweglich-harten Spiegel mit dem Spitzengewebe seiner fallenden Tropfen. An Mühe und Kosten hat Friedrich nicht gespart, diesen letzten glänzendsten Schmuck hervorzuzaubern. Oben auf dem alten

*) Vgl. E. Jobst Siedler. Die Gärten und Gartenarchitekturen Friedrichs d. Gr. in der Zeitschr. f. Bauwesen LXI (1911) Heft I—VI.



Das Neue Palais.

Höneberg steht heute noch die malerische Gruppe antiker Ruinen, die das große Wasserreservoir zu kachieren hatte. Nur einmal sollte ein halbmißlungener Erfolg den König lohnen und ihm zugleich für immer die Lust benehmen. An einem Apriltage 1754 glaubte man am Ziel zu sein; allein „das stürmische Wetter verhinderte die Schönheit des Strahls einzusehen, und die wenige Menge Wasser machte der Lust bald ein Ende“. Dafür entschädigte ein klein wenig die ferne Silhouette der Ruinen, an denen die Sentimentalität des Zeitgeschmackes ihr Genüge fand.

Kein Teil des Gartens ist so einschneidenden Umgestaltungen unterworfen gewesen wie die Westpartie des Lustparkes. Volles, südliches Sonnenlicht bestrahlte das Schloß, leuchtete auf den Terrassen, weckte das farbige Leben der Blumenfülle des Parterre. Aber es gab auch Stunden, an denen der Glanz lästig wurde, wo das Auge ruhen wollte, wo der Geist bei Kühle und Schatten mit sich selbst zu verkehren das Bedürfnis fühlte; Sanssouci war ja der Garten eines Philosophen und seiner gleichgestimmten Freunde. Und dies gewährten die schattigen, waldartigen Partien, die westlich sich bis an den Anfang des Reh- oder Fasanengartens erstreckten. Wie gut ließ es sich wandeln zwischen diesen grünen, mehr als mannshohen Hecken, über die Laubbäume ihre Kronen ausbreiteten, auf einsamen Gängen, die sich zu Salons und Rondells öffneten mit Gruppen und Statuen und in der Mitte zu einem größeren Rund zusammenliefen, das den bedeutungsvollen Schmuck von acht Musen zeigte. In schmeichelhaften Versen erklärt Lieberkühn, warum die neunte fehlt:

Acht Musen seh ich hier. — Doch ach!
Die neunte fehlt! — Hat Glume sie
vergessen?
Nein; nur er konnte nicht der lezten
Schönheit messen;
Denn die folgt ungesehn dem großen
Friedrich nach.

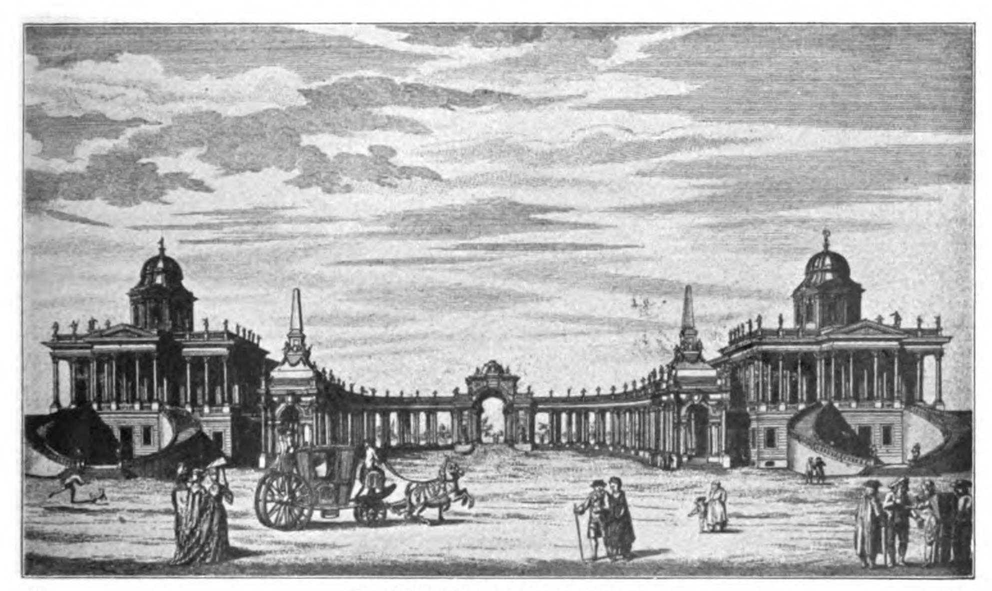
Sah man von da den Gang hinunter zur Parkmauer, so traf das Auge Papenhovens Venus, die heut noch an ihrem Platze steht und ein Kopfschütteln über die Begeisterung Ewald von Kleists erweckt. Und rechts den Gang hinaufwandelnd, wo er sich zu dem alten Kirschgarten öffnete, traf man auf ein echtes Meisterstück, auf die Darius-Vase, die Ebenhecht getreu nach Corradinis Original im Großen Garten zu Dresden kopiert hatte. Diese Stelle hatte sich der Marquis d'Argens, angezogen von der stimmungsvollen Ruhe dieses Gartenteils, als Grabstätte von Friedrich erbeten. Es ist alles anders gekommen. Der Marquis starb 1771 hypochondrisch und mißvergnügt in Toulon auf einer Reise zu seiner Schwester, die in der Nähe ein Gut besaß, Friedrich, sein dankbarster Freund, ließ ihm in Aix ein Denkmal errichten, und die Vase wechselte im Lauf der Jahre ihren Standort. Verirrte sich der Geist des Marquis nochmals nach Sanssouci, er würde seine Lieblingsstelle nicht wiederfinden.

Gewiß, Sanssouci war der Sitz eines Liebhabers der Philosophie und der schönen Künste, der Weinberg eines Obstzüchters und Blumenfreundes, der Musenhain eines nachdenklichen Poeten, aber dieser vielseitige (oder vielsaitige?) Dilettant im besten Goethe-

schen Sinne des Wortes war doch ein Kind seiner Zeit, des Rokoko, und das Charakterbild, das wir seiner Schöpfung entnehmen, wäre unvollständig, ließe sich nicht auch das Spielerische, Neckende, der Humor mit dem Hang zur Groteske darin aufspüren. Er kichert uns schon von den Wänden und aus dem Mobiliar des Voltairezimmers entgegen, er schaltet, immer von der Grazie des feinen Zeitgeistes gebändigt, frei und ungehindert in dem bizarren Annex mit dem Chinesischen Haus und Garten in der Südostecke des Reh- oder Fasanengartens. Ein gärtnerisch-architektonisches Bijou, umschlängelt von einem Labyrinth von Heckenwegen, umstellt von spitzen Zedernstämmen, die mit Orangebäumchen in bleivergoldeten Kübeln wechseln, so präsentiert sich auf einer Lichtung in komischer Mandarinenwürde ein Pavillon, dessen goldenes Zeltdach, von Glöckchen behängt, von zwölf Säulen, die Palmbäume vortäuschen, getragen wird, während oben auf der ganz flachen Kuppel in behäbiger Beschaulichkeit ein Chinese unter seinem fransenreichen Sonnenschirm sitzt. Unter den Säulen sind Tee trinkende Gruppen gelagert, rund herum stehen mit seltsamen Musikinstrumenten, phantastisch angetan, bezopfte Söhne und Töchter der chinesischen Frau Musika. Einst glänzte das alles von Gold und Flimmer und innen hüpfte gedämpftes Licht auf den spiegelnden Glasuren des Porzellans zum gläsern feinen Klange einer Spieluhr. Heut bleibt die Pforte geschlossen, das Gold ist verblichen, der Wald hat längst die Zedern und Orangen niedergetreten und der Chinese auf dem Dach schützt sich mit seinem Fransenschirm gegen eine Sonne, die kaum noch durch das Dickicht ihm auf den phlegmatischen Buckel brennt. Die Parkgroteske wurde ein Waldspuk . . .

⌘ ⌘ ⌘

Und ähnlich war überhaupt das Schicksal dieses ganzen zweiten Teiles der Anlage Friedrichs. Wir lesen in des alten, gewissenhaften Nicolai Beschreibung: „Nun geht der sogenannte Reh- oder Fasanengarten an, ein Wald, der nur durch die Kunst etwas gelüftet und geordnet ist und eine Menge Fasanen enthält. Durch diesen angenehmen Park, der voll vortrefflicher Partien ist, läuft erstlich der oft genannte Hauptgang gerade aus, und dann rechts und links sehr geschlängelte Gänge, die sich durch Wälder von den schönsten Bäumen winden, oft unerwartet zu großen und reizenden Anlagen bringen, und hin und wieder vortreffliche Aussichten auf Wiesen, Wasser, Hügel und andere Anlagen gewähren." Der Wildbestand, die Rehe und die Fasanen, hatten nichts von der Kugel dieses abgeschworenen Jägers, der Friedrich war, zu fürchten! Er selbst hat kaum jemals gejagt, aber für seine ausgesuchte Tafel war dieser Garten genau so wichtig wie die Rebennischen und Obstspaliere der Terrassen. Niemand wird bedauern, heute keinem Wild dort mehr zu begegnen, mehr schon, daß der allseits ansteigende Hochwald, die „vortrefflichen Aussichten" verdeckt hat, am meisten, daß Friedrich Wilhelm II. die dekorative pièce de résistance dieses romantischen Waldteiles, die Kolonnade von Knobelsdorff zum Bau seines Marmorpalais verwandt hat. Genau in der Mitte der großen Querachse hatte Knobelsdorff auf einem Rondell eine große, offene runde Säulenhalle geplant mit zwei flach gewölbten Durchgangsportalen und



Die Kommuns am Neuen Palais.

reichstem Statuenschmuck, der in seiner Weiße mit dem rötlichen schlesischen der 26 Säulen sich zu einer diskreten Polychromie verbinden sollte; ein Gesims, von Konsolen getragen und verziert mit vergoldeten Vasen und Gruppen, krönte den inneren Säulenkreis. In den Durchsichten waren große Brunnengruppen aufgestellt, und überall plätscherte, rieselte, ergoß sich das Wasser mit melodischem Fall. Ein Werk, noch ganz im Geiste Berninis ersonnen, nur in der Strenge des architektonischen Gerüstes ein sprechender Beweis, daß Knobelsdorff, auch wo er theatralisch und dekorativ wirken wollte, sich in den Unklarheiten des endenden Barock nicht verirrte. Und auf diese theatralische, dekorative Wirkung hatte er es hier mit Recht abgesehen. Denn sein Werk bildete den effektvollen point de vue für diese lang sich hinziehende Querachse und sollte schon dem beim Obelisken Eintretenden die großartige Perspektive malerisch abschließen. Die Ausführung dieses Baus hat Knobelsdorff so wenig überwachen können, wie er seine Vollendung — erst 1762 — noch erleben durfte. Auch die Neptunsgrotte im östlichen Teil, beim Eingang des Parks, die namentlich mit ihrem seitlichen Kaskadenmotiv wie eine Studie zur Kolonnade wirkt, hat er nicht mehr vollendet gesehen.

Beide Werke gingen Hand in Hand, wurden wenige Jahre vor seinem Tode entworfen. Den Abbruch des Bedeutenderen, für das uns die Erhaltung des Bescheideneren nicht entschädigen kann, beklagen wir um so mehr, weil damit auch seinem Gedenken Eintrag geschah. Sind es doch nach den Worten seines vortrefflichen Biographen und Nachkommen „nur die letzten Schwingungen harmonischer Akkorde, die letzten Regungen der königlichen Freundschaft“, die sich in seinem Anteil an Sanssouci nachweisen lassen.

⌘ ⌘ ⌘

Im Sommerschlößchen über den Terrassen wollte Friedrich comme philosophe für sich leben, ungestört sein „son souverain, son roi, son véritable maître“; für die wachsenden Repräsentationspflichten des Königs, der nach außen hin ein immer mächtiger aufstrebendes und sich weitendes Reich zu vertreten hatte, sah er sich bald nach größeren Räumlichkeiten um. Da trat, während er noch über den Platz dieses neuen Palais mit sich zu Rate ging, der große Krieg mitten in seine Projekte, aus dem er mit einer Last von Lorbeeren, aber auch mit der Gedankenschwere eines früh Gealterten heimkam. Mehr als je vordem sollte ihm jetzt sein „Kummerfrei“ die Stätte gesammelter Arbeitsstille werden; rief ihn seine Königsrolle auf die große Schaubühne der Welt, so wollte er zum mindesten mit wenigen Schritten auf dem Theater der Repräsentation sein. Und so wählte er denn einen Platz, am Ausgang des Rehgartens, der bisher nie in Frage gekommen war, und ließ nach älterern Plänen, die Manger nach seinen Angaben schon 1755 entworfen hatte, unter der entscheidenden und umgestaltenden Oberaufsicht des Bauintendanten von Gontard das sogenannte Neue Palais und gegenüber nach Legeays Entwurf die Kommuns mit der verbindenden Kolonnade aufführen. Sehr eilig, sehr prunkvoll, denn die Welt sollte erfahren, daß der Krieg seine Baulust nicht geschwächt, seine Kassen nicht geleert hatte, aber auch mit der Sorglosigkeit für alle Details, die solche Hast unabwendbar macht. Als Dekoration ein rauschendes Finale mit vollem Orchester, als Kunstwerk ein erstes betrübendes Bekenntnis, daß die Kunst ihm gleichgültiger geworden. Er selbst gestand später, dieser Bau unmittelbar nach dem Kriege sei eine „Fanfaronade“ gewesen. Ernste Kunstrichter haben die verschiedensten Anlehnungen darin erkannt: an der Fassade deute die Anwendung von Backsteinen auf holländische Muster, die großen Pfeiler trügen palladianischen Charakter, das Gesamtbild wiese auf englische Vorbilder zurück. Kein Zweifel jedenfalls, daß Friedrich inzwischen die allgemeine Schwenkung des Modegeschmackes zu England hinüber mitgemacht hatte, wie er in jüngeren Jahren ebenfalls unter dem Druck der Mode auf Frankreich geschworen hatte. Die laute Pracht des Innern, mit seinem barocken Riesen-Muschelsaal, seinen Prunkzimmern und Galerien ist ein Echo der Außenfront. Hier war der König nur bei sich selbst zu Gaste. Im Garten aber spürt man an zwei Orten wieder seines Geistes eigensten Hauch. Die „von der Kunst etwas gelüftete“ Wildnis des Fasanengartens wird in respektvoller Entfernung von dem nach englischem Vorbild regelmäßig angelegten Vorgarten des Schlosses gehalten. Aber da, wo die Grenze beider ihren leisen und doch bestimmten Strich zog, ließ er hüben und drüben ein tempelartiges Gebäude aufführen: den Freundschaftstempel zum Gedenken an die unvergeßliche Bayreuther Schwester und den Antikentempel zur Aufnahme der vorzüglichsten Statuen*) und Büsten, meist aus der Sammlung Polignac, die nun durch die Erbschaft von Bayreuth eine stattliche Vermehrung erfahren hatten, also ebenfalls das Gedenken an die Geschiedene bewahren sollten. Ein anstoßendes Kabinett beherbergte die kostbaren antiken Gold- und Silbermedaillen, die geschnittenen Steine und Kameen. In beiden Gebäuden macht sich der Durchbruch des Frühklassizismus englischer Herkunft bemerkbar. Besonders bezeichnend indessen für den Umschwung der Zeiten ist der

*) Hierzu gehörten die zehn Statuen, die die sogenannte Familie des Lykomedes bilden, manche so stark ergänzt, daß sie als moderne Werke gelten müssen. Heute in den Königlichen Museen an verschiedenen Orten aufgestellt.

Schlußpunkt, mit dem Friedrich sein Werk vollendete, das hochgelegene Belvedere, das eine Übersicht über die ganze Anlage in ihrer Ausdehnung gestattete. Vom Weinbergschlosse hatte er vor Jahren den Blick hinaufgeführt zu dem melancholischen Stillleben der Ruinen auf dem Höneberge; jetzt gab er ihm als Endziel das römisch-klassische Säulenrund des Belvedere!

Und auch dies noch: er mühte sich um keinen Namen, um kein symbolisches Motto für die Stirnseite dieses Palastes. Mit feiner Unterscheidung nannte er es mon palais de Sanssouci, während das alte den traulichen Namen ma vigne behielt. Dem entsprach das S. und das V. in Golddruck auf den Büchereinbänden der beiden Bibliotheken; dem entsprach auch die strikte Gewohnheit, die Kabinettsbefehle mit dem Ortsvermerk Potsdam, die Freundschaftsbriefe mit Sanssouci zu versehen.

ꕥ ꕥ ꕥ

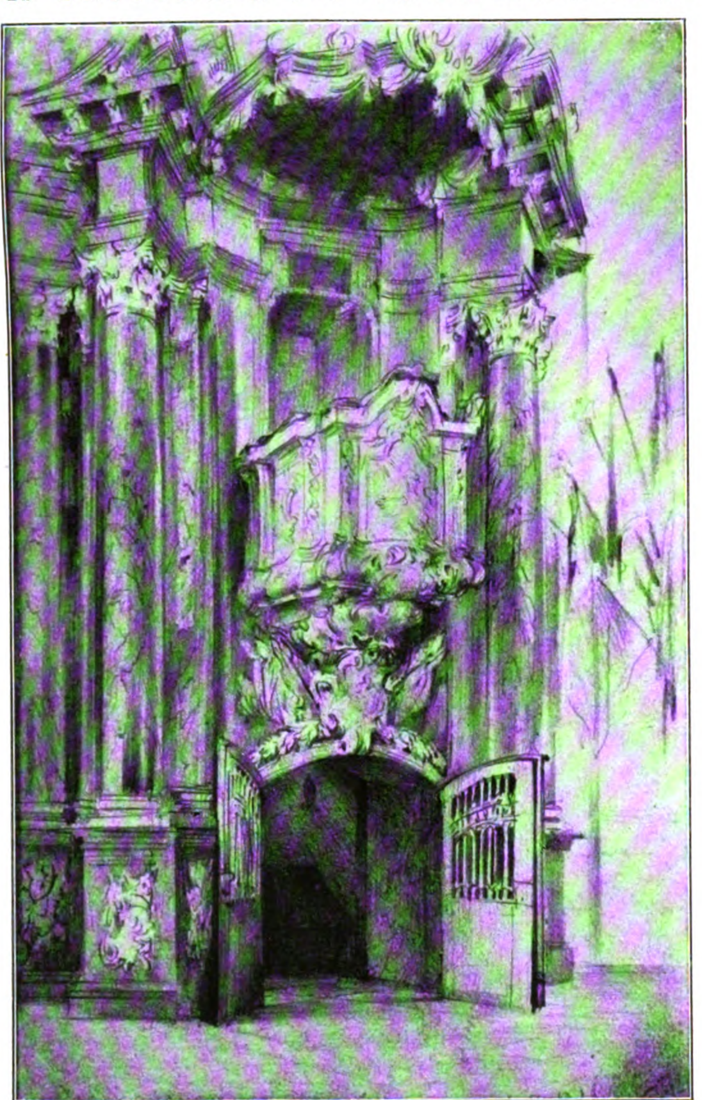
Durchschreiten wir, Abschied nehmend, die lange Querallee, so müssen wir noch der beiden Bauten gedenken, die Friedrich rechts und links von dem Sommerschloß an Stelle von Treib- und Gewächshäusern, die zuerst dort standen, aufführen ließ: der Bildergalerie und des Kavalierhauses, der sogenannten Neuen Kammern. Im Spätherbst 1755 schon schrieb er an die Schwester nach Bayreuth: „je forme à présent une galerie de tableaux à Sans-Souci; cela fera un petit embellissement et servira d'une promenade agréable lorsque le mauvais temps empêchera de descendre au jardin“. Was damals begonnen wurde, war aber erst 1763 fertig gestellt. Das Gebäude mit dem heraustretenden runden Mittelrisalit und der adlergekrönten Kuppel schließt sich harmonisch der Architektur des Schlosses an. Der Statuenschmuck in den Nischen und zwischen den Fenstern ist grobe Steinmetzenarbeit. Amüsant ist der Abriß von Kunstgeschichte, den die Porträts in den Schlußsteinen der Fenster geben. Raphael, Apelles und Michelangelo halten die Ehrenplätze der Mitte, daran schließen sich einerseits Bloemart, Lucas Cranach, Vasari, Jos. Wingen, Dürer, Spranger, Stefano (?), Mazzoli; anderseits van Dijck, Protogenes, Perin del Vaga, Rubbens (sic), Phidias, Robusti, Giulio Romano und Adam van Cori. Wiewohl fast allen derselbe antike Dichtertypus zugrunde liegt, so verrät doch van Dijck mit seinem Knebelbart und „Rubbens“ trotz seines Vollbartes, daß der brave Giese Porträtähnlichkeit angestrebt hat.

Das Innere mit seinem Vorsaal und der prächtig in Mattgold und Weiß gehaltenen Galerie kennt jeder, wenn nicht im Original, so doch in dem reizenden Holzschnitt Menzels aus Kuglers Werk, das den einsamen Flötenbläser und die weit herumfahrenden Hunde so meisterhaft vorstellt. Der Inhalt der Galerie, obwohl mannigfach verändert, läßt doch noch erkennen, wie damals Friedrich begann, sich von den Franzosen zu den Vlaemen und Italienern zuzuwenden. Auch der vorliegende Garten war im holländischen, nicht im französischen Geschmack angelegt mit einer langen Brüstung, drauf Vasen und Kunstgruppen abwechselten, mit „Luststücken von Glaskorallen“ und einer oberen Terrasse, deren Mauer kunstvoll-spielerisch mit Perlmutterschalen, Bergkristall, Korallen und Muscheln ausgelegt war.

Als Gegenstück zur Bildergalerie baute der König das alte Orangenhaus um, ließ durch Unger 1774 sieben Zimmer, zwei Säle und zwei Galerien in dem alten Gebäude einrichten und die Fassade mit Turm und Kuppel der Bildergalerie anähneln. Der Kirschgarten aber, der schon von jeher unterhalb der Orangerie gestanden hatte, blieb, wie er war. Auch ließ er ruhig die alte Mühle ihren dicken Haubenkopf dahinter



Belvedere.
(Nach einer Photographie von A. Frisch in Berlin.)



Die Gruft Friedrichs des Großen in der Garnisonkirche zu Potsdam. Zeichnung von A. Menzel. (Mit Genehmigung von F. Bruckmann, A.-G., München.)

emporheben und freute sich des malerischen Kontrastes, den der Treppenwitz der Geschichte zu der bekannten Anekdote vom rechtsgewissen Müller und der rechtswidrigen Laune des Königs ausgenutzt hat.

Dieser Umbau war das Letzte, was zur Abrundung des Ganzen geschah. In den letzten zwölf Jahren seines Lebens hat der König nicht mehr die Hand an seine Schöpfung gelegt.

⌘ ⌘ ⌘

Auch dann nicht, als sie anfing, die ersten Spuren der Vernachlässigung aufzuweisen. Ja, es erfüllte den alten Mann mit einer Art wehmütiger Genugtuung, zu verfolgen, wie seine Lieblingsschöpfung gleich ihm der Zeit ihren Tribut zahlte. Auch die Poesie hüllte sich in Schweigen, aber leise klang es noch in verschleierter Wehmut aus ernsten Mannestagen in die Greisenstille:

O Maupertuis, cher Maupertuis
Que notre vie est peu de chose! . . .
Bientôt les siècles destructeurs
Font périr toutes vos grandeurs,
L'homme meurt, le héros s'oublie.

Dieser langsame Verfall hat die Nachfolger veranlaßt, einzugreifen, zu retten, zu erhalten. Schmerzliche Erinnerung, ein eingebildeter reinerer Kunstgeschmack, schließlich bei Friedrich Wilhelm IV. ein historischer Enthusiasmus romantischer Färbung, der ein Fragment sah, wo doch nur ein Vollendetes Lücken aufwies, haben diesen unersetzlichen Kommentar zu Friedrichs Seele unleserlich gemacht. Der Kritik will es nicht gelingen, die Handschrift in jedem Worte wieder herzustellen. Aber so mächtig ist dem Ganzen der Stempel dieser Persönlichkeit aufgedrückt, daß es keiner Rekonstruktion bedarf, um in den Bann dieser Stätte gezwungen zu werden.

Kein Ort, an dem Friedrich geweilt, der so wie die Terrasse von Sanssouci seine Geisternähe heraufbeschwört. Und wenn's in den hohen Laubwänden knistert oder ein Wolkenschatten über den blendenden Gartenkies huscht, fährt jeder erschrocken zusammen, als habe er seinen Weg gekreuzt,

„Er selbst, im Frackrock, hinter ihm das Windspiel,
(Biche, wenn nicht alles täuschte), dazu Krückstock
Und Hut und Stern. Bei Gott, es war der König . . .“



Gedichte von Hugo Salus.

Trauriger Wald.

Der Sehnsucht wilden Schmerz zu bannen,
Bin ich in diesen Wald entflohn,
Jedoch der Wald auf seinen Tannen
Geigt einen dunklen Bratschenton.

In dieses traurig düstre Rauschen,
Das wie des Blutes Rauschen tönt,
Muß ich nun all die Stunden lauschen,
Wie es den Einsamen verhöhnt.

Es höhnt: Was frommt dir dein Gewander,
Du sehnsuchtskranker Wandersmann!
Wir Bäume stehn eng beieinander
Und rühren uns mit Zweigen an.

Trost suchst du zwischen kühlen Bäumen?
Wir sind nicht kühl, wir glühn im Wind!
Hier wirst du zwiefach schmerzlich träumen
Von Lippen, die wie Blüten sind.

Der Ton verstummt. Der Wald wird schaurig,
Ein schweres Dunkel hüllt ihn ein,
Und durch die Wipfel flimmert traurig
Des Abendsternes Blinkerschein ...

Das Orakel.

Sie wandelten die Flur dahin,
Die weich im Abend ruhte,
Dem Greis und seiner Enkelin
Ward feierlich zumute.

Nun sie Orakelblumen pflückt,
Spricht er: „Du mußt nicht fragen!
Was kann der Braut, durch Treu beglückt,
Noch das Orakel sagen!“ —

In Gluten sie: „Du Blume, sag',
Wann pocht es an die Türen?
Sollst künden, wann er kommen mag,
Mich zu sich heimzuführen ...“

Und zupft und zählt die Blätter leis
Und zählt vom neuen wieder.
Er schaut und sinnt; dann bückt der Greis
Sich zu den Blumen nieder.

Er zupft und zählt, spricht wie zu sich:
„Wann pocht er an die Türen,
Wann kommt es endlich, Blume, sprich,
Mich zu sich heimzuführen ...“

Friedrich der Große als Feldherr.

Von Gustaf Dickhuth.



Es ist außerordentlich schwer, dem Nicht-Soldaten einen Begriff zu geben von den Schwierigkeiten der Heerführung, und damit von dem eigentlichen Wesen und der Bedeutung des Feldherrntums.

Der nachträglichen Betrachtung, sofern sie nicht Fachstudium ist, erscheinen die Aufgaben und Entschlüsse, sowie deren Ausführung, in der Regel sehr einfach.

Daß die deutschen Armeen nach dem Siege von St. Privat auf Paris weiter marschierten, war doch eigentlich selbstverständlich. Und als man während des Marsches erfuhr, daß Mac Mahon von Chalons sich auf Montmédy gewendet habe, da war es doch nur natürlich, die Korps nach Norden zu drehen. Aus dem weiteren Verlauf der Dinge ergab es sich dann gewissermaßen von selbst, daß die französische Armee gegen die belgische Grenze gedrängt und von allen Seiten eingeschlossen wurde.

Um derartige Gedanken zu fassen und auszuführen, dazu scheint der gesunde Menschenverstand auszureichen.

So stellt sich einer mechanischen und laienhaften Auffassung der Verlauf der Dinge dar.

Man muß die Kriegswissenschaften und die Kriegsgeschichte gründlich kennen, um die Genialität der oben angedeuteten Entschlüsse zu verstehen; um zu erkennen, mit welcher ungeheuren Gewalt die hemmenden Einflüsse wirken, die sich der Ausführung entgegenstellen.

Wie kommt es, daß so oft Männer von hoher geistiger Begabung, auf die im Frieden alle Blicke sich richteten, im Kriege versagt haben? Wie kommt es, daß Blücher, von mäßigen Geistesgaben und geringer Bildung, auch nicht ohne Schwächen des Charakters, doch einer der ersten Feldherren gewesen ist, während der für einen oberflächlichen Blick ähnlich veranlagte Steinmetz nur als Unterführer zu gebrauchen war?

Ohne auf solche und ähnliche Fragen mit ganz klaren und deutlichen Gründen antworten zu können, hat die Menschheit doch immer gewußt, was groß und genial ist. Sie hat ein instinktives Gefühl dafür, und Friedrich von Preußen hat sie den Großen genannt.

Wenn wir versuchen wollen, uns zu vergegenwärtigen, was König Friedrich als Feldherr gewesen ist, so müssen wir zunächst daran denken, daß alles Wirken des Heerführers in der lebendigen Gegenwart liegt. Große Erfindungen und Entdeckungen, philosophische Systeme, Kunstwerke jeder Art, Statuen, Gemälde, Sinfonien, können zu Lebzeiten ihres Schöpfers unerkannt und unbeachtet bleiben, und erst lange nach seinem Tode in ihrem ganzen Werte gewürdigt werden. Das liegt daran, daß die einmal gemachte Erfindung oder Entdeckung, das fertiggestellte Kunstwerk ein gewissermaßen selbständiges Dasein hat, unabhängig von dem, was sonst noch in der Welt geschieht.

Was der Heerführer tut, das ist, solange der Feldzug dauert, niemals fertig, es hat keine Existenz für sich, es ist ein fortgesetztes Handeln, das sich dauernd den Verhältnissen anpassen und dauernd die Verhältnisse überwinden muß. Vor allem: es muß den augenblicklichen Erfolg für sich haben. Die klügsten Gedanken, die erfolgreichsten Kombinationen sind ganz nutzlos, wenn sie nicht im geforderten Augenblick wirksam sind.

Dazu aber gehören noch andere Eigenschaften des Feldherrn, als solche, die auf dem geistigen Gebiet liegen. Diese Eigenschaften theoretisch formulieren zu wollen, führt zu nichts. Man findet sie am sichersten, wenn man zu erkennen sucht, wodurch ein Feldherr ersten Ranges seine Erfolge errungen hat.

König Friedrich hat seine praktischen Studien gemacht in der Schule seines königlichen Vaters und des Fürsten Leopold von Anhalt. Sie beschränkten sich wesentlich auf die Durchführung des Infanterieangriffs im Rahmen eines Regiments. Seine theoretischen Lehrmeister waren die Generale des spanischen Erbfolgekrieges, deren Feldzüge er studiert hat. Er war gebildet und erzogen in den militärischen Anschauungen des Rokoko.

Die überfeinerte Zierlichkeit dieses Zeitalters, eine Reaktion gegen die wüste Roheit des Dreißigjährigen Krieges, hatte auch der Kriegführung ihr Gepräge gegeben. Eine Schlacht betrachtete man als das letzte Auskunftsmittel ungeschickter Leute. Den Feind ohne Schlacht aus dem Lande hinausdrängen, nur durch gewandte Manöver, das galt als höchste Kunst.

Diese Art der Kriegführung war nur möglich, weil jeder nach einer stillschweigenden Konvention das Manöver des andern als einen wirklichen Erfolg gelten ließ.

Friedrich war ein viel zu nüchterner Geist, um sich von solchen Ideen einspinnen zu lassen. Er wußte, daß die mit dem Schwert geschaffenen Entscheidungen ganz anders ins Gewicht fallen, als herkömmliche Zugeständ-

nisse. Und doch ist auch er lange Monate hindurch den methodischen Manövern seiner Gegner mit ebenso methodischen Manövern begegnet.

Das hat mancherlei Gründe.

Zunächst: auch Friedrich war ein Kind seiner Zeit. So klar er das eigentliche Wesen des Krieges erkannte, so lebte er doch mitten in der Kriegführung des Rokoko, und konnte sich von deren hergebrachter Routine um so weniger völlig frei machen, als alle seine Generale in ihr befangen waren. Einen von allen ihn umgebenden Bedingungen seines Erdendaseins losgelösten Menschen gibt es eben nicht.

Sodann: In seinen ersten Kriegen war er abhängig von den Leistungen seiner Verbündeten, die am letzten Ende wesentlich andere politische Ziele erstrebten. Hätte er dauernd alle seine Kräfte mit voller Wucht eingesetzt, so hätte er sich schließlich allein geschlagen, und teilweise für Zwecke, die ihm ganz fremd waren. Als er dann im Siebenjährigen Kriege allein stand, hat er zu Beginn des Kampfes die durchschlagende, sofortige Entscheidung durch rücksichtsloses Einsetzen seiner gesamten Kräfte herbeizuführen gesucht. Nachdem das mißlungen war, war er ganz außerstande, den Krieg in dieser Weise weiter zu führen. Er mußte hinhalten, aufhalten, hinausschieben, an einer Stelle der Entscheidung ausweichen, um sie an einer andern suchen zu können. Denn dabei ist er doch immer geblieben: eine wirkliche Entscheidung gibt nur die Schlacht. Darum hat er sie gesucht, sobald die Verhältnisse es erlaubten.

Endlich: die Zeit gab dem Könige nicht die Mittel an die Hand, um den Krieg in der Weise zu führen, wie Napoleon ihn geführt hat. Die Ergänzung des Heeres durch Werbung, die Schwerfälligkeit der Verpflegung, die elende Beschaffenheit der Wege, die Armut des Landes, der geringe Anbau, die Befangenheit seiner Unterführer in der methodischen Schule — das alles waren Fesseln, durch die eine spätere Zeit nicht in gleicher Weise gebunden war. Friedrich hatte seine ganze Zeit zum Gegner, während Napoleon von seiner Zeit gefördert und getragen wurde.

So sehen wir denn den großartigsten Krieg, den König Friedrich geführt hat, in der Weise verlaufen, daß beide Parteien wochenlang in verschanzten Lagern stehen, durch klug ausgedachte Märsche den Feind von seinen rückwärtigen Verbindungen abzuschneiden suchen, und daß nur von Zeit zu Zeit eine Schlacht die Einförmigkeit dieser Kriegführung unterbricht.

Und doch ist ein ungeheurer Unterschied in den Operationen. Den Gegnern Friedrichs ist das Manöver selbst Zweck. Sie wollen damit die Besetzung eines Landstriches oder einer Festung erreichen. Zur Schlacht entschlossen sie sich nur, wenn der „rohe, ungeschickte Naturalismus" des Feindes sie an einer „kultivierten Kriegführung" hinderte. In diesem Sinne hat Prinz Heinrich gesagt: „Mein Bruder konnte eigentlich nur bataillieren. Das war seine ganze Kunst."

Der König dagegen verzichtete auf die Schlacht nur, wenn ihm die Kräfte dazu fehlten. Der Besitz eines Landstriches, einer Festung war ihm nur sicher, wenn kein feindliches Heer mehr da war, ihm diesen Besitz streitig zu machen. Also strebte er danach, das feindliche Heer zu zertrümmern, indem er wußte, daß alle andern Fragen damit von selbst erledigt waren.

Diesen Gedanken in seinem höchsten Sinne zu verfolgen, ist ihm nur einmal in seinem Leben vergönnt gewesen, im Feldzug von 1757.

Aus Sachsen und Schlesien brach er überraschend in Böhmen ein.

Sein Operationsziel war nicht Prag, nicht die Besetzung des österreichischen Kronlandes, sondern die österreichische Armee. Die suchte er auf, zwang sie unter den Mauern von Prag zur Schlacht und schlug sie völlig.

Und doch war der Erfolg nicht der beabsichtigte. Eine Reihe von widrigen Umständen, Ungeschick der Unterführung und Mißgeschick der Truppe kamen zusammen, um die Schlacht ganz anders verlaufen zu lassen, als sie geplant war. Das ist fast immer so. Denn das Heer ist kein Mechanismus, den man aufziehen und ablaufen lassen kann. Es besteht aus Menschen, mit menschlichen Irrtümern und Schwächen, und so wird kaum jemals etwas so ausgeführt, wie es vom Feldherrn gedacht war.

Bei Prag kam es so, daß die geschlagene Armee sich in die Festung flüchten konnte, obgleich der König die sorgfältigsten Vorkehrungen getroffen hatte, um gerade das zu verhindern.

Die Entscheidung, die sofort hatte fallen sollen, war hinausgeschoben, bis das eingeschlossene Heer zur Kapitulation gezwungen war.

Und inzwischen nahte eine zweite österreichische Armee zum Entsatz.

Die Feldherren der Rokoko-Schule hätten nun die Belagerung von Prag aufgehoben, und hätten versucht, dem Gegner so lange als möglich die Pässe nach Sachsen und nach Schlesien zu sperren.

Friedrich ließ einen Teil seiner Truppen vor Prag stehen, mit dem andern Teil ging er dem Feldmarschall Daun entgegen und griff ihn an. Wenn es gelang, ihn zu schlagen, dann fiel Prag, und dann hatte Österreich zunächst kein Heer mehr im Felde stehen.

Freilich waren damit die Kräfte des Kaiserstaates entfernt nicht erschöpft. An eine wirkliche, materielle Niederwerfung der habsburgischen Monarchie war überhaupt nicht zu denken. Dazu war das Mißverhältnis der Machtmittel zu groß.

Wohl aber konnte Friedrich erwarten, daß

Maria Theresia zum Frieden bereit sein würde, wenn alle ihre Hoffnungen und Erwartungen gleich im ersten Anlauf scheiterten, wenn ihre Heere geschlagen und zertrümmert waren, ehe noch die weit entfernten Bundesgenossen auf dem Kriegsschauplatz erschienen, und wenn nach solchen Erfolgen Preußen keinen materiellen Gewinn forderte, sondern nur die Anerkennung seiner Großmachtstellung.

Das Ziel schien erreichbar. Es war zudem die einzige Möglichkeit, sich dem drohenden Kampfe gegen fast ganz Europa zu entziehen, und darum hat der König die Schlacht gewagt.

Die Niederlage von Kolin vernichtete seine Hoffnungen, und zwar nicht nur für diesen Feldzug, sondern für immer.

Österreich war, nachdem der nie Besiegte einmal geschlagen war, für Friedensvorschäge fortan nicht zu haben, und von allen Seiten rückten Russen, Schweden, Franzosen und die deutsche Reichsarmee heran, um mit ihrer Übermacht den brandenburgisch-preußischen Staat zu erdrücken.

Nie mehr konnte es gelingen, das vereinzelte Österreich so zu erschrecken, daß es den Frieden annahm. Eine Niederwerfung von Rußland oder Frankreich war vollends ganz undenkbar. Die eigentlichen Machtmittel dieser Staaten waren dem König Friedrich überhaupt unerreichbar. Er konnte nichts weiter tun, als ihre Armeen in der Schlacht besiegen, und sie damit so weit und so lange zurückdrücken, daß er sich inzwischen gegen einen andern Feind wenden konnte. Mochte er taktisch noch so offensiv sein, operativ war er unwiderruflich in die Defensive geworfen.

Damit war aber auch die Entscheidung über den Ausgang des Krieges aus seiner Hand gewunden. Er konnte nur sich wehren, konnte suchen, seinen Feinden zu imponieren, ihnen den Eindruck beizubringen, daß sie mit Preußen doch nicht fertig werden würden. Das war alles. Welchen Einfluß diese Haltung auf den endlichen Ausgang haben würde, ließ sich gar nicht voraussehen. Oder vielmehr, es war nur zu wahrscheinlich, daß der Ausgang kein anderer sein würde, als ein ehrenvoller Untergang.

Kolin war also viel mehr als eine verlorene Schlacht, als ein verlorener Feldzug. Es war bereits ein verlorener Krieg. Nur ein Wunder schien Preußen noch retten zu können.

Das alles muß man sich gegenwärtig halten, um zu verstehen, wie tief getroffen König Friedrich durch diese Niederlage war.

Am Tage nach der Schlacht traf er im Lager bei Prag ein, zu Tode erschöpft, auf demselben Pferde, das ihn nun schon seit sechsunddreißig Stunden trug. Und doch hat er sich zu einer guten Haltung gezwungen, wie selbst die zugeben, die ihm feindlich gesinnt waren

Dann aber, in seinem Quartier, als der äußere Zwang nicht mehr nötig war, da ist er für kurze Zeit unter der furchtbaren Last zusammengebrochen, die er fortan tragen sollte.

Nicht auf lange. Am Abend desselben Tages führte er sein Heer von Prag hinweg, in stolzer Haltung, ohne daß der Feind wagte, ihm zu folgen.

Man findet es wohl öfters, daß ein Mensch imstande ist, aus tiefster Verzweiflung seine Nerven gewaltsam zusammenzuraffen zu einer Haltung, die die Umgebung und fast den Menschen selber über das täuscht, was eigentlich in ihm vorgeht. Das dauert natürlich nur eine kurze Zeit.

Fast unbegreiflich aber ist es, daß König Friedrich durch sechs lange Jahre diese Haltung bewahrt hat, daß er durch diese für sein Empfinden endlose Zeit bei immer sinkender Hoffnung die Zuversicht zur Schau trug, die die Seinen erhob, die den Feind erschreckte.

Nur so ist es ihm gelungen, auch die Folgen späterer schwerer Niederlagen abzuwenden.

Der Rückzug nach Hochkirch ist ein unerreichtes Meisterstück. Aus dem verlustreichen Ringen dieses nächtlichen Kampfes führt der König sein Heer in guter Ordnung zurück, und macht kaum eine Meile vom Schlachtfeld entfernt wieder Front. Der siegreiche Feind getraut sich nicht, von neuem anzugreifen.

Friedrich aber, der seit dem Tage von Kolin die Franzosen bei Roßbach geschlagen hat, die Österreicher bei Leuthen und die Russen bei Zorndorf, ist nun auch am Ende seiner Kräfte. Niemals hat er das Schlachtenglück verwegen auf die Probe gestellt. Im Glück wie im Unglück hat er die schwere Kunst bewährt, das rechte Augenmaß zu behalten, Erfolg und Mißerfolg nicht zu überschätzen.

Da er nicht mehr imstande war, anzugreifen, schlug er nun seine Gegner mit ihrer eigenen Methode, und so sehr wußte er ihnen zu imponieren, daß es ihm gelang, nur durch geschickte Manöver bis zum Anbruch des Winters Sachsen und Schlesien von den Feinden zu befreien.

Und doch konnte der König nicht verhindern, daß im folgenden Jahre die Österreicher sich mit den Russen vereinigten. Friedrichs Operationen gegen dieses Bündnis endeten mit der Schlacht von Kunersdorf.

Es war eine der furchtbarsten Niederlagen, die die Kriegsgeschichte kennt. Vergebens hatten die preußischen Truppen die äußersten Anstrengungen gemacht, um noch in letzter Stunde das Schicksal des Tages zu wenden, vergebens hatte der königliche Feldherr sein Leben aufs Spiel gesetzt, um die weichenden Truppen zum Halten zu bringen.

Als er, einer der letzten, mit hereinbrechender Dunkelheit das Schlachtfeld ver-

ließ, war seine Armee nicht auf dem Rückzuge, sondern auf der Flucht; er selbst in dringender Gefahr gefangen zu werden. Kaum viertausend Mann von einem Heer von vierzigtausend ließen während der Nacht sich sammeln. Das, was Friedrich seit drei Jahren hatte kommen sehen: das Ende war da.

Seit dem Unglück von Kolin hatte der König seinem Heere, seinem ganzen Volke das Beispiel einer unerschütterlichen, durch nichts zu besiegenden Standhaftigkeit gegeben. Er hatte Not und Entbehrung und Gefahr treulich mit seinen Truppen geteilt, er hatte nach der Niederlage wieder schlagfertig gestanden, als ob nichts verloren sei. Er allein wußte, wie schwer solche Niederlage wog, wie unersetzlich die erlittenen Verluste waren, aber er verschloß die trüben Gedanken in verschwiegener Brust. Wie furchtbar — dieses schweigende Tragen durch so lange, schwere Zeit! Friedrich hatte niemand, dem er sich anvertrauen konnte. Seine Brüder hatten seltsamerweise anfangs die Vorstellung gehabt, als ob es ihr gutes Recht wäre, in die Regierung und die Kriegführung des Königs hineinzureden. Als sie bald merkten, daß sie diesen Anspruch nicht durchsetzen würden, zogen sie sich in tiefer Verstimmung zurück. Überzeugte Anhänger der methodischen Schule, hielten sie den ganzen Krieg für verderblich, und die Art, wie er geführt wurde, geradezu für aberwitzig. Bei ihnen durfte der König auf Trost und Verständnis nicht rechnen.

Von den Generalen war Winterfeldt der einzige gewesen, der dem Gedankengang seines Herrn zu folgen vermochte; er war schon vor dem Tag von Roßbach gefallen.

Die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth hatte von den Geschwistern dem Könige am nächsten gestanden. Ihren Tod erfuhr er wenige Tage nach der Schlacht von Hochkirch.

Zu seiner Gemahlin hatte Friedrich überhaupt kein Verhältnis.

Alles, was an weichen Empfindungen in seiner Seele lebte, das hatte er auf seine Mutter übertragen.

Die Königin Sophie Dorothea war keine bedeutende Frau, aber was ist sie ihrem Sohn gewesen! Sie hat ihn geliebt, sie hat ihn, soweit es möglich war, geschützt, sie hat an ihn geglaubt, als der rauhe Vater ihn aufgab und verstieß. Alle Wärme in dem freudlosen Leben des jungen Prinzen war von seiner Mutter gekommen, das hat er nie vergessen. Ihr galten seine herzlichsten Briefe, ihr sendete er die ersten, flüchtig hingeworfenen Berichte von seinen Schlachtfeldern.

Und ihr Tod wurde ihm gemeldet, als er nach Kolin nur eben seine Fassung mühsam wieder gewonnen hatte.

Es ist wirklich, als hätte es das Schicksal darauf abgesehen, die Standhaftigkeit des Königs immer wieder auf die härteste Probe zu stellen. Wie Moses in der Wüste eine eherne Schlange aufstellte, daß alle, die nach ihr hinsahen, gesund würden, so konnte jeder im Preußenvolke, der mühselig und beladen war, auf seinen König sehen. Der trug mehr als er.

Der Fluch der Größe ist die Einsamkeit. Friedrich stand ganz allein auf eisiger Höhe. Ihm fehlte das frohe Bewußtsein, getragen zu werden von dem Vertrauen seines Volkes. Das, was man heute die öffentliche Meinung nennt, läßt sich damals nur erst in schüchternen Anfängen erkennen. Es fehlte der schnelle Nachrichtendienst, es fehlte auch für die nicht unmittelbar betroffenen Gegenden die lebendige Teilnahme an diesem Kriege, dessen Sinn und Zweck die Leute nicht verstanden, und der geführt wurde von einer Armee, die zum größeren Teil aus geworbenen Söldnern bestand. Dazu gab es damals überhaupt noch kein preußisches Volk. Es gab Brandenburger, Pommern, Schlesier, West- und Ostpreußen. Erst der Siebenjährige Krieg sollte den Grund legen zu einem allgemeinen preußischen Nationalgefühl.

König Friedrich hat gesagt: „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf seiner Armee."

In Wahrheit ist er der Atlas gewesen, der mit seinem Riesenwillen den Staat getragen hat. In seinem Feldlager war Preußen. Er allein hat das Heer zusammengehalten, das ohne ihn sicherlich auseinandergelaufen wäre.

Es ist tief ergreifend zu lesen, wie er in seiner herzbeklemmenden Einsamkeit und Verlassenheit während dieses langen Krieges sich dadurch tröstet, daß er französische Verse macht.

Und alles dieses hat er getan mit einem Körper, der die äußerste Schonung zu verlangen schien. Friedrich war am Tage von Kunersdorf erst siebenundvierzig Jahre alt, also in der Vollkraft seines Lebens. Aber schon zeigt er die gebeugte Haltung, den hageren Körper, das faltige Gesicht, den zahnlosen Mund, die wie von dem Hammer eines unbarmherzigen Schicksals zusammengeschlagene, uns so teure Gestalt des Alten Fritz. Bald nach Kolin hatten Schlaf und Appetit ihn verlassen, nach Leuthen setzten die schweren Gichtanfälle ein, die ihn zeitweise an Hand und Fuß gänzlich lähmten, und zum Skelett abgemagert, von Fiebern geschüttelt, marschierte er den Österreichern und Russen bei Kunersdorf entgegen.

Die Katastrophe dieses Tages war zu viel, selbst für seine eisenfeste Seele. Körperliches Elend, Not, Entbehrung, Gefahr, Sorge und Kummer, alles hatte er getragen, solange noch ein Schimmer von Hoffnung leuchtete. Nun sah er keine Rettung mehr. Schon in den Tagen vor Roßbach hatte er seinem Vorleser das Fläschchen mit Gift gezeigt, das er immer bei sich trug. „Ich kann die Tragödie enden, wenn ich will," hatte er ihm gesagt.

Jetzt war es so weit. Der König war entschlossen „sich zu expedieren", wie er mit grausigem Humor sich ausdrückt. Er befahl, daß die Armee dem Thronfolger schwören solle, und wies die Minister an dessen Befehle. Die Weiterführung der militärischen Operationen übertrug er dem Prinzen Heinrich.

Das war in der Nacht nach Kunersdorf.

Aber schon am andern Morgen hatte er sich selbst wieder gefunden. Von neuem nahm er den Kampf auf gegen seine Feinde, gegen seine Leiden, und — was wohl das Schwerste war — den Kampf gegen sich selbst, gegen die eigene Kampfesmüdigkeit und Todessehnsucht. Der todmüde Held richtete sich auf an dem Gefühl seiner königlichen Pflicht.

Indem er die wenigen Truppen zusammenraffte, die ihm noch geblieben waren, stellte er sich zwischen Frankfurt und Berlin auf.

„Ich habe mich hier auf ihre Straße gestellt," schreibt er seinem Bruder Heinrich. „Weiß nicht, ob sie heute kommen werden oder morgen. Aber wenn sie kommen, werde ich kämpfen, weil es fürs Vaterland ist."

Und nun geschieht das Wunder, „das Mirakel des Hauses Brandenburg", wie Friedrich selbst sagt. Der Feind, der durch einen neuen Angriff den ganzen Krieg beenden konnte, zieht ab. Der todwunde Löwe schüchterte die gestern siegreichen Feinde derart ein, daß sie keine neue Schlacht wagten.

„Die Dinge stehen hier nicht so, wie ich wünschen möchte," schreibt der englische Gesandte, „aber der König von Preußen lebt, und solange er lebt, wird er fortfahren Wunder zu tun."

Größeres kann in solcher Lage von keinem Feldherrn gesagt werden. Der englische Gesandte hat richtig gesehen. Wenn es das Unglück gewollt hätte, daß König Friedrich bei Kunersdorf gefallen wäre, dann gäbe es heut kein Preußen mehr.

Mit welchen Gedanken mag der König dem Beginn des fünften Kriegsjahres entgegengesehen haben! Seine besten Offiziere waren gefallen. Viele Stellen waren unbesetzt, an anderen Stellen standen Leute, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren. Die Riesenverluste mit heimischen Rekruten zu decken, war nicht mehr möglich. Die Landbevölkerung, auf der fast ausschließlich die Wehrpflicht lag, gab das Menschenmaterial nicht mehr her. Geworbene Sachsen, Überläufer, selbst Kriegsgefangene mußten die Lücken füllen. Das war nicht mehr das Heer, das die Siege von Hohenfriedberg, von Roßbach und Leuthen erfochten hatte. Die Geldnot war aufs äußerste gestiegen. Für gleichmäßige Einkleidung der Truppen waren längst keine Mittel mehr vorhanden. Der Sold wurde knapp, die Ergänzung verlorener und unbrauchbarer Waffen wurde immer schwieriger.

Und die Rettung lag so nahe. Frankreich wünschte dringend den Frieden. Wenn Friedrich Schlesien aufgab, dann hatte alle Not ein Ende. Aber auch Preußens Großmachtstellung war zu Ende. Das Königtum war dann nur noch ein leerer Titel, mit dem der Marquis von Brandenburg prunkte. Für die Stellung Preußens hat König Friedrich seine Ruhe, seine Gesundheit, jeden Gedanken an sich selbst geopfert, hat er Unsagbares, Übermenschliches gelitten.

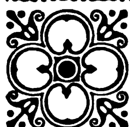
Und doch würde aller Heroismus nicht ausgereicht haben, dem Schicksal zu trotzen, wenn er nicht verbunden gewesen wäre mit dem durchdringenden Scharfblick für jede politische und operative Lage, mit der kühlen Nüchternheit der Erwägung, mit dem unerschütterlichen Entschluß und der blitzschnellen Ausführung. Dafür nur ein Beispiel.

Nach Kolin brauchte der König dringend einen Waffenerfolg, um das geminderte Ansehen wieder herzustellen. Und doch hat er weder die Österreicher in Böhmen angegriffen, noch die Stellung der Reichsarmee und der Franzosen in Thüringen. Die Angriffe boten wenig Aussicht auf Erfolg, und Friedrich hat nicht wie ein verzweifelter Spieler gespielt. Mit zäher Ausdauer, immer ruhig und nüchtern, hat er gewartet, bis die Gegner eine Blöße boten. Da hinein stieß er dann unerwartet mit voller Wucht. Der Erfolg war der glänzende Sieg von Roßbach.

Ganz in derselben Weise hat der König in den letzten Kriegsjahren, wie er selbst sagt, „das wenige Öl genutzt, das er noch auf der Lampe hatte".

Mehr und mehr zog es sich um ihn zusammen, immer enger wurde das Kriegstheater, immer dürftiger wurden seine Hilfsmittel, aber seine Feinde scheuten ihn bis zuletzt, und wenn einer unvorsichtig zu nahe kam, dann holte die Löwenpranke aus zu gewaltigem Schlage. Die Schlachten von Liegnitz und von Torgau haben Maria Theresia die Gewißheit gegeben, daß sie mit diesem Gegner niemals fertig werden würde. Sieben Jahre waren vergangen, ohne daß die so heiß ersehnte Eroberung von Schlesien gelungen war. Frankreich war tatsächlich bereits vom Kriege zurückgetreten, auch der Kaiserstaat litt schwer unter den ungeheuren Ausgaben, die doch ganz vergebens gemacht wurden. So waren denn der Tod der Zarin Elisabeth und die Wendung der russischen Politik ein willkommener Anlaß, um das auch öffentlich einzugestehen, was man sich heimlich längst gestanden hatte: daß die weitere Fortführung des Krieges aussichtslos und darum sinnlos sei.

König Friedrich war Sieger geblieben. Nicht ein Dorf der Monarchie trat er beim Friedensschlusse ab. Preußens Ehre war gerettet, seine Großmachtstellung unwiderruflich begründet und anerkannt. Es war ein Segen für den Staat, daß an seiner Spitze in entscheidender Stunde ein Feldherr ersten Ranges stand.




Die Hand der Vorsehung.

Novelle von Hans Müller.



Wenn ich mich recht erinnere, kam Professor Arnold Mathesius aus Heidelberg. Anfangs fand er sich in Wien nicht zurecht, sei es, weil ihm der allzugroße klinische Betrieb unbehaglich war, sei es, weil er die gesellschaftlichen Zerstreuungen fürchtete, die den Trägern berühmter Namen hierzulande reichlicher als anderwärts zugemessen sind. Denn er war nichts weniger als ein Gesellschaftsmensch; ernst und ruhig, mit einer Art scheuer Gelassenheit, ging er durch seinen Hörsaal, und wer im Ordinationszimmer vor ihm stand — in dieser kleinen, melancholischen Stube mit ihrem altväterischen Hausrat und den nachgedunkelten Porträts verschollener Kliniker —, hatte für einen Augenblick die Empfindung, als sei alle vorlaute Menschlichkeit von dieser Schwelle verbannt. Dennoch — nie hatte es einen Menschen gegeben, der Menschliches tiefer und lautloser verstanden hätte als Arnold Mathesius; darin lag ja wohl auch das Geheimnis seiner „psychischen Kuren", über die soviel Abenteuerliches in der Welt herumgeschwatzt worden ist. Er meinte, daß die medizinische Wissenschaft sich in all den Jahrhunderten zuviel mit dem Kadaver, zuwenig mit der Seele des Menschen befaßt habe; und es komme bei so und soviel Leiden weniger auf Arzneifläschchen und Verbandzeug an, als auf die tiefe, priesterliche Erkenntnis seelischer Vorgänge. Wieviel von dieser Lehre der Nachwelt gehört, weiß ich nicht; gewiß ist, daß Professor Mathesius eine Menge überraschender Heilerfolge damit erzielte, und daß man in Wien, nachdem alle Fachgrößen ihn vernichtet und alle Bänkelsänger ihn verulkt hatten, zu dem sonderbaren Gelehrten ein wachsendes Zutrauen zu fassen begann. Dabei blieb er einsam wie vordem; sein Verkehr beschränkte sich auf Doktor Eschhut, seinen Assistenten aus Heidelberg, drei jüngere Wiener Ärzte, die ihm Schüler waren, und sonst noch auf ein paar Maler, Physiker, Schriftsteller — lauter Menschen mit einem gemeinsamen Hang zum Absonderlich-Träumerischen, denen der graubärtige Alte die Zäune zwischen Wissenschaft und Kunst, zwischen Buchweisheit und Lebensgebot niederzureißen schien. Diesen Kreis nannte man scherzend die Tafelrunde des Mathesius. Denn alle Donnerstage, im Winter zuweilen noch öfter, gab uns der Professor ein „Souper" in seiner Junggesellenwohnung, draußen in Währing; das heißt, er öffnete zwei Stuben, die mit außerordentlich gichtischen Stühlen geschmückt und mit einer gemeinsamen Gasflamme verfinstert waren, stiftete für jeden Besucher eine Trabuccozigarre und für je zwei eine Flasche Pilsner Bier, hieß die alte Frau Zack einen Gaurisankar von Butterbroten aufstreichen und überließ es im übrigen der einzelnen Individualität, für höhere kulinarische Bedürfnisse selbstdenkend aufzukommen. Wer aber außer einer Sardinenbüchse auch noch einen „Fall", eine Erinnerung, eine leidenschaftlich bestrittene Hypothese mitbrachte, der galt dann als der eigentliche Wirt des Abends. Denn an diesen Donnerstagen — welche Fülle von Seltsamkeiten, Geheimnissen, Erlebnissen, wieviel Blicke in die flimmernde Rätselglut des Menschlichen haben wir da bei einem Glase schlechten Biers genossen! Hätte einer von uns sich die Muße zu Notizen genommen — er besäße jetzt einen Band unerhört verwegener Novellen, vom Phantastisch-Skurrilen angefangen, bis zur Tragik der „erdgeborenen Leidenschaften"!

An diesen Abenden war es, daß der sonst so scheue Alte mitteilsam wurde und ab und zu einen Schleier von seiner Vergangenheit löste; es kam ihm wohl darauf an, uns ahnen zu lassen, wie er allmählich zu seiner Lehre gekommen war. Und von all den merkwürdigen Erzählungen — deren größeren Teil ich seitdem wieder vergessen habe — steht mir eine noch heute besonders lebendig vor Augen, weil sie den geheimnisvollen Schlüssel zum Leben des großen Sonderlings enthielt. — Ich glaube, wir sprachen damals über Determinismus.

Einige behaupteten, jeder Mensch sei stark genug, dem äußeren Zufall zu trotzen, einer — ich glaube sogar, der war ich selbst — sagte, es gäbe keinen „Zufall“, alles diene irgendwie dem höheren Schöpfungswillen, nur wo wir die Absicht dieses höheren Willens nicht durchblickten, plapperten wir gedankenlos das Wort von den „Zufälligkeiten“. Mathesius, nach seiner gewohnten Art, ließ die Wechselreden hinüber- und herüberschwirren, lächelte manchmal unmerklich und blies dazu aus seiner Tonpfeife — einer Reliquie Feuerbachs — blaugraue, silberumrandete Wölkchen in die Luft. Dann sagte er: „Meine Freunde, ich glaube, der Irrtum liegt auch hier in der Abgrenzung. Ihr solltet die Begriffe so scharf nicht gegeneinanderstellen. Würden die Menschen — deren ganze wissenschaftliche Arbeit seit Jahrzehnten im Anlegen von Grenzpfählen und im Zimmern von Aufbewahrungsschränken liegt — den Mut haben, einige ihrer Begriffsgrenzen selbst wieder zu überspringen, es begänne eine neue Art von Erkenntnis ... Glaubt mir, auch hier sind wieder nur jene Dämmerfälle lehrreich, wo der einzelne nicht mehr unterscheiden kann, ob er schiebt oder geschoben wird, wo er in einem Augenblick sich als Bauherrn der Materie fühlt, während er gerade da ihr schlechtestbezahlter Taglöhner ist. Die Erkenntnis vom wahren Zusammenhang bleibt oft ganz aus, manchmal dämmert sie hinterher auf, als Treppenwitz — immer kommt sie, wenn es für den Erdenwurm längst zu spät ist...“ Mathesius schien einen Augenblick mehr vor sich hin als zu uns zu sprechen. Der Assistent aber, der seines Meisters Art kannte, schob ihm kühn die eigene, halbgeleerte Bierflasche zu und stopfte aus dem großen, gestickten Tabaksbeutel noch einmal Feuerbachs Pfeife. Da lächelte der Alte wieder, sah uns einen Augenblick ruhig an und erzählte.

„Ich war damals gerade erst ein halbes Jahr in — na, das ist gleichgültig, eben in einer deutschen größeren Universitätsstadt. Arbeit gab es die Fülle. Mein Buch über ‚Psychische Kuren‘ war gerade ins Französische und Italienische übersetzt worden und hatte in den Fachblättern jenen Sturm aufgewühlt, ohne den, scheint es, die bescheidenste neue Wahrheit nicht ins Land ziehen kann. Mein Ruf, entweder als Heiland, oder als abgefeimter Schwindler, war im Wachsen; jede Woche brachte neue närrische Amerikaner an die Klinik, die von der Seele her gegen Darmträgheit oder Leberschwund behandelt sein wollten. Mit dem Beruflichen konnte ich also soweit zufrieden sein; nur was das Leben selbst betrifft, die Sehnsucht nach einem bißchen menschlicher Wärme, das sozusagen animalische Glücksgefühl — na, davon wollt' ich übrigens nicht erzählen ... Eines Tages — es war im April, vor den Fenstern meiner Wohnung fing es schon zu blühen an; wenn ich mich hinauslehnte, konnte ich über Gärten sehen bis weit an die begrünten Neckarberge — eines Nachmittags also brachte mir die Zackin, das alte Dienstmöbel, eine höchst merkwürdige Visitenkarte ins Zimmer. Ich war gewohnt, daß Ausländer, ehe sie mich konsultierten, um eine bestimmte Stunde ansuchten — und ich habe da im Laufe der Jahre die absonderlichsten Namen auf den absonderlichsten Zetteln zu Gesicht bekommen; aber was ich damals las, versetzte mich doch in eine Art metaphysisches Staunen. Auf der Karte stand nämlich in feinen und verzierten Buchstaben zu lesen: ‚Professor Arnold Mathesius‘ ...

„‚Ja, was bedeutet das, schätzbare Frau Zack,‘ sagte ich, ‚daß Sie mir nun gar meine eigene Karte — ?‘ ‚I mei Gott,‘ antwortete die Alte mit ihrem verschmitzten, zahnlosen Lächeln, ‚wo werd ich denn! Der Herr Professer hawwe doch immer bloß gedruckte Kärtle. Sell ischt fei lithographiert.‘ ‚Ja aber — zum Donnerwetter, wie kommt es dann, daß — ?‘ — ‚Ha, der Herr Professer wünscht ebe den Herrn Professer zu schpreche. Weiter nix.‘ Ich erinnerte mich nicht, jemals von einem Namensbruder gehört zu haben, geschweige denn von einem, der auch Professor war... ‚Haben Sie denn dem Herrn — dem Herrn Professor Arnold Mathesius gesagt, daß ich augenblicklich keine Sprechstunde halte?‘ ‚Ha freilich. Aber der macht's gar dringend. Auf der Schtell müßte der Herr Professer den Herrn Professer anhöre ...‘ Hm. Komisch. Wenn die Türe sich jetzt öffnete, würde ich selber hereinspazieren und mich meinetwegen in einer dringenden Sache konsultieren ... Ich machte der



Der Spiegel. Bronzestatuette mit Elfenbein von S. Wernekinck.

Zackin ein Zeichen, den Metaphysischen eintreten zu lassen. Ich muß sagen, daß — so lächerlich es klingt — ich im Augenblick gespannt, fast ein wenig aufgeregt war. Unter einem Namen stellt man sich ja meistens irgend etwas Bestimmtes vor; was aber unter seinem eigenen — ?

„Die Türe ging auf, und jemand trat ein, bei dessen Anblick ich unter anderen Umständen in ein schallendes Gelächter ausgebrochen wäre. Es war das Bizarrste, was ich je im Leben gesehen hatte. Ein Mann, nicht größer als ein Nußknacker oder Schraubenzieher, obenauf mit einem unförmlichen Riesenschädel, dessen Durchmesser mit der Länge der Beine erfolgreich konkurrieren konnte, rotbraune, flatternde Locken unter einem Samtbarett, am Kinn ein mephistophelisch gestutztes Spitzbärtchen — und dieses ganze sonderbare Rufzeichen in Pumphosen von Sackleinwand ertrinkend, ‚Hosen an sich', möchte ich sagen, deren Farbe, deren Weite und deren Kürze — so deutlich ich auch alles vor mir sehe — ich nicht annähernd beschreiben kann. Der Gast trat rasch und tänzelnd vor mich hin, lüftete das Samtmützchen und sagte mit einer hellen, gläsernen Stimme: ‚Arnold Mathesius.' ‚Desgleichen', erwiderte ich, mich verneigend, indem unwillkürlich ein Lächeln über mein Gesicht flog: ‚Sie sind auch Professor?' Er machte eine weit ausholende Bewegung mit dem rechten Arm. ‚Dies ist die Titulatur, deren ich mich gemeinhin erfreue.' ‚Bitte, wollen Sie Platz nehmen, Herr Kollege. Darf ich fragen, welches Ihr Fach ist — ?' ‚Wie belieben Sie — ?' sagte er rasch. Dabei wandte er das Gesicht zu mir herauf und sah mich mit unverhohlenem Staunen, zugleich auch ein wenig mitleidig an. ‚Sollte diese Äußerung so zu verstehen sein, daß ich Ihnen unbekannt wäre — ?' ‚Verzeihen Sie, ich bin erst seit kurzem hier, ich muß bekennen —' Er war auf einen Stuhl geklettert, und man sah jetzt nur seinen Kopf über der Tischplatte liegen, diesen blassen Riesenschädel mit den großen, grüngrauen Augen und den wirren Flatterlocken — etwa wie das abgeschlagene Haupt des Täufers auf der irdenen Schale. ‚Ich bin Künstler, Herr,' sagte er ruhig, nicht ohne Bewußtsein. ‚Bin Maler, Bildhauer und Radierer. Mein Ruf fliegt über die Länder, schon auch über die Meere. Aber da er von einem gänzlich Einsamen kommt, dringt er wohl wieder nur zu Einsamen ...'

„Was er sprach, hätte im Munde jedes gewöhnlichen Menschen töricht geklungen. Daß überhaupt ein Fremder zu einem Fremden ohne Anlaß so feierliche und gespreizte Worte gebrauchte — schon das hätte jeden andern lächerlich gemacht. Aber der Mann, der da vor mir saß, der jetzt den Kopf mit einer nachdenklich melancholischen Gebärde in die Händchen stützte, war in jeder Beziehung so vom Normalbild eines Erdenbürgers entfernt, daß man förmlich beruhigt war, ihn ganz unbürgerlich reden zu hören. ‚Entschuldigen Sie meine Unkenntnis, Herr Mathesius,' sagte ich höflich. ‚Die vielfache klinische Arbeit läßt mir leider nicht soviel Zeit, wie ich möchte, um in Dingen der Kunst überall Schritt zu halten. Aber nun freue ich mich aufrichtig, Ihre Bekanntschaft zu machen — was immer der Grund Ihres Kommens sein mag.' Er sah mich einen Augenblick prüfend an, ob meine Worte nicht ironisch gemeint seien, dann zog er etwas aus einer seiner abgrundtiefen Taschen und sagte: ‚Der Grund liegt gerade in der fatalen Namensgleichheit mit Ihnen. Gäbe es nicht, ziemlich überflüssigerweise, neben mir noch einen Professor Mathesius in der Stadt — ein Zweifel wäre gar nicht erst entstanden.' Damit ließ er mich einen kuvertierten Brief aus Berlin sehen, der, ohne nähere Berufs- und Wohnungsangabe, an den Professor Arnold Mathesius in — nun eben in jener Universitätsstadt gerichtet war. ‚Ja, und wieso hat die Post das Schreiben Ihnen — ?' ‚Das darf Sie durchaus nicht wundernehmen, Herr. Ich bin Künstler.' Wieder klang es, wie er das sagte, weder lächerlich noch anmaßend, eher lag eine ungewollte Tragik darin; und ich fühlte mein Interesse für den absonderlichen Gast, mein menschliches und medizinisches, wachsen ...

„Der Brief, um den es sich handelte, war mit großen energischen Buchstaben auf ein englisches Papier geschrieben, roch stark nach Flieder oder irgendeinem andern Blumenaroma und lautete: ‚Verehrter Herr! Wollen Sie so freundlich sein, mir nach Berlin W., Postamt Lützowstraße, bekannt-

zugeben, an welchem Tage dieser Woche und zu welcher Stunde ich bei Ihnen vorsprechen kann. Hochachtungsvoll Ellida Roon.'

„Eine Sekunde lang, während ich das Blatt in Händen hielt und auf die großen, fremden Buchstaben schaute, während dieser starke Geruch von Blühendem zu mir aufstieg, der mich immer irgendwie an südliche Nächte, an fernen Frühling erinnert — einen Augenblick war mir, als ginge diese Sache mich an, als könnte sie irgend etwas für mich bedeuten, für mein Leben oder meine Erkenntnis. Aber im nächsten Augenblick, da das unerklärliche Gefühl vor der nüchternen Wirklichkeit wich, interessierte mich wieder nur mein Gegenüber. ‚Sie kennen die Dame —?' fragte er, mit einem ängstlich lauernden Ton. ‚Nein, der Name ist mir fremd. Und Sie — kennen Sie die Briefschreiberin?' ‚Nein. N — nein. Das heißt — ja. Ich weiß, daß sie jung und schön ist. Sehr jung und wunderbar schön.' ‚Ah — woher wollen Sie das so genau wissen?' Er sprang vom Stuhl und fuhr sich mit einer heftigen Bewegung durch die Haare. ‚Genug: ich weiß es, Herr. Ich bin Künstler ... Oder vielmehr: ich fühle es. Fühlen ist mehr als Wissen. Wissen ist Kälte, Ahnen ist Glut, Schönheit, Beseligung ... Ich — ich erwarte diese Frau seit fünfzehn Jahren. Seit ich Künstler bin und die Qualen des Schaffens dulde. Ich schaffe nur für sie, müssen Sie wissen. Für diese Frau, die jetzt endlich zu mir kommt. Und die jetzt — jetzt endlich meiner Kunst das Letzte bringen wird ...' Ein arger Gedanke ging mir durch den Kopf: diese Frau ist die siebenundsechzigjährige, pergamentgelbe Witwe eines Steuereinnehmers aus Itzehoe, hat eine Nase wie Stecknadeln, falsches Gebiß und eingefettete Haarlöckchen, und sie kommt in diese Stadt, um mich wegen chronischer Frostbeulen zu konsultieren ... ‚Hm. Halten Sie es aber nicht doch für wahrscheinlicher,' sagte ich, ‚daß es sich hier um einen simplen ärztlichen Besuch handelt — der dann natürlich mich anginge!' Er wandte sich jäh um. Sein Gesicht war noch fahler geworden, die Augen, groß und erschrocken wie die eines Kindes, tasteten ängstlich zu mir hin. ‚Nein,' sagte er langsam, ‚nein — das ist ausgeschlossen.' Und noch einmal, flehentlich, als trüge er mir eine Bitte vor, als hätte ich darüber zu entscheiden, wiederholte er: ‚O nein. Nein. Das dürfen Sie nicht sagen. Das ist in jedem Fall ausgeschlossen ...' Ich sah zu ihm hinab. Merkwürdig. Der Kopf dieses Zwerges war eigentlich nicht häßlich. Jetzt, wo etwas Verborgenes in diesen weitaufgerissenen Augen zu quellen schien, Traum, Furcht oder Hoffnung, jetzt war ein Ausdruck in seinem Antlitz, der faszinierte. Ein dunkler, dämonischer Zug von ‚drüben' — etwas, das den Mißton der übrigen Glieder nicht lächerlich, sondern furchtbar erscheinen ließ. ‚Sie werden mich nicht verstehen, mein Herr,' sagte der andere, indem er einen Schritt von mir wegtrat und wie ermattet die Augen schloß. ‚Abgesehen davon, daß hier unten kein Mensch einen andern Menschen verstehen kann ... Aber es ist so. Was ich Ihnen da von meiner Kunst sage, darauf kommt es eigentlich nicht an. In erster Linie handelt es sich um mich selber. Denn ich, sehen Sie, mein Herr, ich bin allein. Ausgestoßen ... Gemieden. Vielleicht weil ich — weil mein Körper nicht ganz — ja; aber das hat mit der Seele nichts zu tun. Auch ich habe eine Seele, mein Herr. Es ist offensichtlich zum Kranklachen, aber ich verbrenne wie ein lumpiger Kerzendocht. Das ist meine Kunst. Wenn Sie mir einmal in meinem Atelier die Ehre erweisen, ich bin da von lauter herrlichen Frauen umgeben. Sie werden sehen, ich denke sie mir aus, ich meißle sie, ich male sie, ein Strom von Schönheit, von Jugend ist um mich her, ich gieße alles in marmorne Schalen hin — aber es ist tot, es ist Schlacke, und die Flamme, die sie anglüht, die verzehrt mich. Ich brauche das lebendige Weib, Herr. Die eine, die mein Herz umspannt mit ihren blutwarmen Fingern und es — ja. Hm. Sehen Sie, diese einzige, die jetzt zu mir kommen will, die Ellida Roon, werde ich dann noch malen. Mit all der wahnsinnigen Kraft und Glut, die seit zwanzig Jahren hier um Erlösung bettelt. Ja. Aber die anderen Bilder, die von Stein — die werde ich alle mit dem Hammer zerschlagen ... Ja.'

„Er ging mit raschen Schritten, hörbar atmend, auf und ab; wie ein phantastischer

Schmuck flatterten ihm die Locken um den bleichen Schädel. Ich kämpfte gegen ein aufsteigendes Gefühl. War es Scham, daß ich mich über den Sonderbaren lustig gemacht hatte? Oder mehr noch — eine Art Brudergefühl, diese scheue Kameradschaft, mit der zwei Männer am Grab einer gemeinsamen Hoffnung einander stumm die Hände reichen? Was war es denn anderes, was diesen andern Arnold Mathesius durchwühlte, als mein eigenes Schicksal, meine eigene uneingestandene Qual? Auch ich ging arm durchs Leben, arm und ohne Geleit wie er. Und vielleicht nur, weil ich kein Künstler war, war es mir bis zu dieser Stunde noch nie so schmerzlich in den Sinn gekommen ...

„‚Ich glaube, daß ich Sie verstehen kann,‘ sagte ich warm, indem ich ihm die Hand hinstreckte, ‚gebe Gott, daß Sie Ihrer Sehnsucht die rechte Erlösung finden.‘ Er sah mich rasch von unten an, scheu, fast verlegen, und berührte meine Hand flüchtig mit seinen schmalen Fingern, die sich kalt wie Marmor anfühlten. Dann ward er rasch ganz anders — so, als schämte er sich, von diesen Dingen überhaupt gesprochen zu haben — und kehrte zu dem anfänglichen herablassenden Ton zurück ... ‚Es bleibt also dabei,‘ meinte er ruhig, ‚ich werde der Dame, die sich an mich gewendet hat, auch geziemend antworten und ihr einen Tag dieser Woche bestimmen, an dem sie mich treffen kann. Sollte wider Erwarten — sollte ihre Anfrage am Ende doch —‘ ‚Ja, ich verstehe schon —‘ ‚Dann würden Sie binnen der nächsten acht Tage Nachricht erhalten.‘ Er verbeugte sich förmlich, langte das Samtbarett vom Tisch herab und ging oder vielmehr tänzelte zur Türe. Dort wandte er sich noch einmal um und sagte rasch: ‚Sie waren sehr gut zu mir. Ich danke Ihnen. Es wäre mir eine Freude, wenn Sie mich in meinem Atelier besuchen wollten ...‘

„Die nächsten Tage brachten mir eine Fülle von Arbeit. Der internationale Kongreß der Nervenärzte tagte in unserer Stadt, und man hatte mich zum Vorsitzenden des Empfangsausschusses gewählt, so daß ich nicht nur den Beratungen zu präsidieren, sondern auch Begrüßungen, Festmähler und allen sonstigen Geselligkeitskram zu ordnen hatte. Dabei tauchte eine Galerie von Gesichtern um mich auf: Kollegen, deren Erinnerung mir entschwunden war, junge Gelehrte, die ich bis dahin nur als Mathesiusfresser kannte und die nun mit gesegnetem Appetit neben mir an der Tafel saßen, altersschwache Distriktsärzte, die durch Anwendung meiner Methode sich plötzlich als Nihilisten entpuppten — alles in allem ein artiges Kaleidoskop menschlicher Narrheit und Komödienspielerei. Drüben am Neckar standen die Bäume schon weiß und rosig im Frühling, vor meinen Fenstern war ein morgendliches Konzert von verliebten Meisen und Finken, und diese Zeit, die mich immer ein wenig menschenscheu, sozusagen traumduselig macht, ließ mich erleichtert aufatmen, als endlich, endlich der letzte gelehrte Nervengast zum Stadttor hinauskomplimentiert war. Meines Namensbruders hatte ich im Trubel der Woche ganz vergessen. Wenigstens scheint es mir jetzt so. Aber dann einmal, zur Mittagsstunde, ich stand barhaupt und schnuppernd im Hausgärtchen, ganz von Sonne begossen, und ringsum brach dieser köstliche Frühlingsduft aus dem Boden, der alles sein kann: Primeln und Baumrinde und Erde, und Wein und Traurigkeit und Liebe — mit einemmal, ganz plötzlich, kam mir das Abenteuer mit sonderbar heftiger Mahnung wieder zu Sinn. War's ein augenblickliches, stärkeres Gefühl von Einsamkeit, von Sehnsucht — oder ein blühender Strauch, an den Duft jenes Frauenbriefs erinnernd — wieder hatte ich, eine Sekunde lang, die Empfindung: da ist etwas Unbekanntes, das zu dir gehört, du müßtest nur die Hand ausstrecken, irgendwo wartet etwas auf dich, es ist vielleicht das lang Versparte, das dein Leben erst warm und lebenswert macht ... Im nächsten Augenblick lächelte ich. Hatte jetzt nicht *er* aus mir gesprochen, er, der andere Arnold Mathesius? Besaßen wir am Ende doch nur *eine* Seele, und die hatte den Luxus getrieben, sich zwei Wohnungen auf Erden einzurichten, eine größere, eine kleinere ...? Ich rechnete nach, wie lange es her war seit seinem Besuch. Der Kongreß hatte gerade eine Woche beraten, seitdem waren noch neun Tage vergangen. Und wenn die Sache mich angegangen wäre, hätte ich in längstens acht Tagen eine Verständigung ge-

habt ... Was für ein unverbesserlicher Kindskopf ich war! Immer diese weibische Neigung zur Mystik, zum Geheimnis, zu Traumgespinsten ... Mit einem Ruck, ärgerlich, fast ein wenig beschämt, steuerte ich nach meinem Arbeitszimmer und vergrub mich sogleich wieder in die Untersuchung über ‚Falsches Gedächtnis, Zwangsvorstellung und Selbsthypnose'.

Aber was ich da fein säuberlich, durch Fälle aus meiner Praxis erläutert, zu Papier brachte — ich konnte es bis zu einem gewissen Grad an mir selbst studieren. Herr Arnold Mathesius, der andere, wollte mir gar nicht recht aus dem Sinn. So oft in der Sprechstunde die Tür aufging, meinte ich, jetzt und jetzt würde er wieder über die Schwelle treten, tänzelnd, mit Samtbarett, Spitzbärtchen und Pumphosen. Im Hörsaal, während ich angestrengt vortrug, widerfuhr es mir, daß mir plötzlich eine fremde, erregte Stimme ins Ohr sprach, die Stimme des Herrn Arnold Mathesius, und ob ich wollte oder nicht, ich sagte ein paar Worte nach seiner Art, romantisch verstiegen und mit dem bebenden Ton, den er seiner Rede gab. Bis in meine Arbeitsstube verfolgte mich der tragische ‚Zwerg Nase', und es geschah, daß aus dem Schein der angezündeten Lampe, von meinem Manuskript, vom Regal der Bibliothek, durch den Schatten der Vorhänge sein blasses Gesicht sich zu mir herüberbog, mit den erschrockenen glasgrünen Augen und dem wirren Flatterhaar ... Dabei versuchte ich krampfhaft, nicht an ihn zu denken. Kein Fremder sprach mir von ihm, und eine sonderbare Scheu, halb Angst, halb Scham, hielt mich davon ab, auf ihn je die Rede zu bringen — was in Form einer Erkundigung über den Künstler leicht möglich gewesen wäre. Ich hatte die Empfindung, daß man mir in solchem Fall geantwortet hätte: Mathesius? Arnold Mathesius der andere? Den gibt es nicht. Das haben Sie geträumt. All das besteht nur in Ihrer aufgeregten Phantasie ... Ja, meine aufgeregte Phantasie — daran lag es offenbar. Ich war überarbeitet. Die riesige klinische Praxis neben der eigenen Forschungsarbeit, der Lärm und Trubel des Kongresses, täglich Sprechstunden mit dreißig Besuchern und immerfort, immerfort dieses Studium seelischer Konflikte, nervöser Folterzustände — war es denn zu verwundern, daß man da schließlich mit seinem eigenen Verstand in die Klemme kam? Mir tat Ruhe not, Ruhe und der Einfluß der Natur ... Von nun ab schränkte ich meine ärztliche Praxis ein und wanderte, sowie ich von der Universität frei war, barhaupt über Land. Der Frühling stand schon in vollem Glanz. Selbst in den Straßen roch es von Lenzwiese, die Kastanien streckten ihre weißen Kerzen über den Gartenzaun, das ganze grüne Pfalzland lag da wie hochzeitlich zugerüstet für den tieferen, glühenderen Farbenaustausch des Juni ...

„Je öfter ich wanderte, desto freier ward mir zu Sinn. Mein Herz, ob es auch die wehe Sehnsucht dieser Tage mitgenoß, schlug einen bedächtigeren Takt. Und ich schritt, ohne quälende Gedanken, Tag für Tag weiter vor die Stadt hinaus, bis wo die Häuser nur mehr weiße Stufen der Hügel sind, schüchtern hinanweisend, und auch sie, in Fenstern, Giebeln und Gesims, bäuerisch mit Blumen ausgeziert: Levkoien, Hyazinthen und Krokus ...

„An solch einem Hause war es, daß ich eines Nachmittags die Tafel las: ‚A. Mathesius, akademischer Maler und Bildhauer.' Ich blieb überrascht und lächelnd stehen. Also war er doch ein Wesen von Fleisch und Blut, der arme Metaphysische? Und wohnte in einem rechtschaffenen Haus von Stein, nicht nur in meiner Phantasie! Was mochte er wohl all die Wochen über getrieben haben? ... Ich erinnerte mich seiner Worte, daß es ihn freuen würde, wenn ich ihn in seinem Atelier besuchte. Und da es früh am Nachmittag war und die Zackin mir um diese Stunde noch keinen Kaffee vergönnt, stieg ich, ohne mich lange zu bedenken, die zwei Stockwerke zum Atelier hinan.

„Die Holztreppe ächzte erbarmenswürdig unter meinen Füßen, dann klang der Ton jedesmal fremd von der Mauer zurück. Mein Herz, das eben noch still und kummerlos gewesen war, fing mit einemmal unruhig zu tanzen an. Was ist dir? sagte ich ärgerlich. Musizierst du wieder die alte Narrenmelodie? Willst mir mit deinem Gehämmer am Ende weismachen, daß da droben weiß Gott was Geheimnisvolles mich erwartet? Still, nimm dich in acht,

und daß ich dir nicht wieder mit dem Baldrianfläschchen kommen muß! ... Jetzt stand ich oben vor der Türe und zog die Klingelschnur. Wie ein Altweibergekreisch schrillte es durchs Haus. Einen Augenblick hörte man nichts, dann kam jemand drinnen bis an die Türe und fragte, ohne zu öffnen: ‚Wer ist da?‘ ‚Ich,‘ sagte ich, ‚Mathesius.‘ ‚Ah, sind sie schon aus München angekommen?“ sagte die Stimme drinnen, und die Türe öffnete sich. Ich trat in einen schmalen Raum, der sehr lang zu sein schien — schien, denn ringsum war es so finster, daß ich mein Gegenüber gar nicht unterscheiden konnte; nur nach der Stimme vermutete ich, daß es weiblich war. ‚Wir erwarteten Sie erst für den Abend,‘ sagte die Stimme, ‚aber das tut nichts, kommen Sie nur weiter, Meister Arnold wird bald zurück sein ...‘ Die Sprechende ging vor mir hin, und ich folgte ihr, mechanisch tastend, während ein unerklärliches Gefühl mich unfähig machte, zu reden. Man hielt mich für irgendwen andern, für jemanden aus München, schien es; wenn ich nicht widersprach, würde ich Komödie spielen müssen, dann würde man mich trotzdem erkennen — ja, aber das alles kam mir im Augenblick gar nicht wesentlich vor, ich lauschte immer nur der dunkeln Stimme, die vor mir klang, und fühlte einen starken Duft sich um meine Schläfe legen, einen Duft von Flieder oder einem anderen Blumenaroma oder — ‚Jetzt öffne ich die Türe zum Atelier,‘ sagte die Stimme vor mir, ‚folgen Sie mir, bitte...‘ Ein Lichtstreif fiel quer über den Boden, und ich sah einen Augenblick den Umriß der Sprechenden, eine schlanke, mittelgroße Gestalt, um die Schultern einen Schal von farbiger Seide. ‚Und Sie,‘ fragte ich rasch, aus einem unwillkürlichen Instinkt, ‚Sie sind Ellida — —‘ Aber der Name kam nicht mehr von meinen Lippen. Denn da ich über die Schwelle trat, stürzte ein so ungeheures Licht über mich hin, ein so jähes, gleißendes, tanzendes, blendendes Lichtmeer, daß ich wortlos, betäubt, erschreckt an die Wand zurückwich, und mich mit zitternden Händen dort festhielt. ‚Ich bin die, vor der Sie Ihren armen Stiefbruder so oft warnen,‘ sagte meine Begleiterin lächelnd, und indem sie sich voll nach mir umwandte, ließ sie das Tuch von ihren Schultern fallen, so daß ich sie nun in einem weiten, weißen, griechischen Gewand, die Haare gelöst, den freien Hals von Goldspangen und Blumen umfaßt, inmitten des flimmernden Sonnennetzes dastehen sah. ‚Kommen Sie näher, Herr Stiefbruder,‘ sagte sie fröhlich, ‚ich tue nicht weh, man muß mich nur getrost so nehmen, wie ich nun einmal bin ...‘

„Sie war schön. Nein — das heißt — — ich weiß nicht. Schön ist solch ein abgegriffenes, fadenscheiniges Wort; man kann gar kein lebendiges Bild daraus schöpfen. Es gibt Frauen, deren untadelige Schönheit Kühle, Entfernung ist; dann wieder Frauen mit körperlichen Mängeln, mit krausen Eigenwilligkeiten — und man wehrt sich vergebens gegen sie, kein Verstand ist nütze, willenlos erliegt man ihnen. Von diesen letzten, von den Faszinierenden, Betäubenden, war sie. Auf einem schmalen, schlanken Leib ein Knabenkopf — das heißt — ja, die herben, kecken Augen paßten schon eher in ein Bubengesicht — aber das Haar, das unbeschreiblich prachtvolle, bronzene Haar, das, aufgesteckt, einem leuchtenden Goldhelm glich, und die weiche, zärtliche Linie des Halses — — ich kann es nicht genug deutlich machen — ich hab's nicht im Pinsel, wie unser Freund Carus sich ausdrücken würde — aber da wir einmal auf die närrische Zeit zu sprechen gekommen sind, sollt Ihr ein rechtschaffenes Bild davon zu sehen bekommen ...“

Der Professor stand entschlossen auf und schritt durch die beiden, uns wohlvertrauten Zimmer zur gegenüberliegenden Türe. „Lasse sich einer von der Zackin eine Lampe geben,“ sagte er, „da nebenan ist's dunkel — zur Abendstunde gehe ich selbst niemals über die Schwelle ...“ Wir folgten ihm, halb neugierig, halb erstaunt; unter dem Schein einer alten, verschnörkelten Lampe, die Doktor Eschhut aus Frau Zacks Stube geholt hatte, traten wir in den anstoßenden Raum, ein kleines, viereckiges Gemach, dessen Boden — sehr im Gegensatz zur übrigen Wohnung — mit kostbaren Teppichen und Wildfellen ausgelegt war. „Sie sind die ersten, die dieses Museum betreten,“ sagte der Professor, „tun Sie es behutsam und mit der Pietät, die einer lang versunkenen Zeit gebührt...“ Das gelbe Lampenlicht tastete zitternd zu den Wänden, zwi-

schen große und kleine Bilder, farbig leuchtende und gedämpft beschattete, huschte über Büsten, Masken, Staffeleien und berieselte mit mattem Glanz den Marmor einer Kolossalgruppe, die den eigentlichen Mittelpunkt des Raumes vorstellte, seine Krönung gewissermaßen, seinen Altar . . . Ich erinnere mich des Werkes noch ganz deutlich. Auf einem Hügel, an einen Baum gelehnt, steht die Gestalt eines nackten Weibes, das den schönen Kopf lockend zur Tiefe zu neigen scheint, von wo ein Knäuel verstrickter, leidenschaftlich gebäumter Leiber, Knaben, Jünglinge, Männer, Greise, zu ihr aufstrebt, emporgerissen von einem dionysischen Taumel ... Aber indes sie mit dem geneigten Antlitz noch lockt und verheißt, wendet sie sich schon zur Flucht, ihr ausgestreckter rechter Arm weist von der Gruppe der Dürstenden ins Weite, und über ihr, aus dem Kronengewirr des Baumes, reckt sich eine geballte Riesenfaust, die Faust des Schöpfers vielleicht oder die seines Gegenspielers, verfluchend oder satanisch triumphierend, je nachdem sie dem Trugwerk des Weibes oder der Pein der Werbenden gelten soll ...

Die Gruppe machte, gerade weil sie Ewigwahres in so naiver Form aussprach, einen menschlich starken Eindruck; und wir standen schweigend, fast ergriffen vor diesem steingewordenen Aufschrei. „Es ist ins Allgemeine, Symbolische erhoben," sagte der Professor, „aber das Weib trägt deutlich ihre Züge ..." Wenn man zur Seite trat, fiel einem im Gewirr der Männer ein verkrümmter Zwergenleib auf durch die fast ätzende Tragikomik, womit die Leidenschaft des Kleinen dargestellt war. Ich sah fragend auf den Professor. „Ja," sagte er, mit dem Kopf nickend, „es ist sein Werk, wie alles, was Sie zwischen diesen vier Wänden sehen. Später, im Schmerz, in der Einsamkeit, ist er als Künstler so groß geworden ..." Einer von uns trug das Licht an den Wänden entlang und wir betrachteten ihren Schmuck: an zwanzig Bilder hingen da, in allen Formaten und Techniken, Öl, Tempera, Kreide, Bleistift, manches auch nur Studie oder unvollendeter Entwurf — aber überall das gleiche Modell: der schmale, knospig-geschmeidige Leib dieser Frau, ihr merkwürdiger Kopf, an dem die Augen, die leidenschaftliche Linie der halbgeöffneten Lippen, dann ein förmlich ekstatisch gemaltes Geleucht der Haare am stärksten auffiel. Einmal war sie so zu sehen, wie der Professor sie eb'en geschildert hatte: im griechischen Gewand, Goldspangen und Blumen um den freien Hals, die Locken gelöst, den Mund wie träumerisch lächelnd aufgetan — ganz und gar ein Sinnbild selig-unseligen Wahns, das betörend Irdische, das ewig erdenwärts Vernichtende...

„Lassen Sie mich den Schluß erzählen," sagte der Professor, der unsere Blicke anders deuten mochte und dem doch eine Frage nach der Bewandtnis des Museums nicht gefallen hätte; „er führt dorthin zurück, von wo unser Streit ausgegangen ist... Was mich bestimmte, damals die Rolle des Stiefbruders aus München schweigend anzunehmen, weiß ich nicht mehr. Wenn ich mich heut prüfe, scheint mir fast, es geschah aus Angst vor mir selbst. Denn je länger ich die Unbekannte sah, desto rätselhafter war ihr Einfluß auf meine Sinne: Gesicht, Gehör, Geruch — alles sog Süße, Verlangen, Berauschung von ihrer Schönheit, und wer wie ich ein Menschenleben lang durch Einsamkeit und Armut gegangen war, der konnte hier wohl von seiner Sehnsucht übermannt werden — war er nicht vorsichtshalber der ‚strenge Stiefbruder aus München'. Ich biß also die Zähne fest aufeinander und spielte die fremde Rolle weiter. ‚Lieben Sie ihn nun aber wirklich, ihn, den Bruder?' fragte ich. ‚Eine Enttäuschung könnte er, wie es jetzt um ihn steht, kaum mehr verwinden ...' Sie wurde sehr ernst und sah mich an. ‚Ich kenne ihn erst seit ein paar Wochen, und er ist von Natur kein Apoll, wie Sie wissen. Aber trotzdem — er hält mich gebändigt. Irgendwie, ich weiß es nicht. Durch seine menschliche Größe, durch seine Verlassenheit, durch seine Kunst, deren Inhalt ich jetzt bin... Hätten wir uns nicht gerade vorhin gezankt und wäre er nicht zornig weggelaufen, Sie hätten ihn in der Arbeit an meinem Porträt überrascht... Wir zanken uns übrigens oft,' fügte sie übermütig hinzu, und ein merkwürdiger Glanz sprang aus ihren Augen, von ihren entblößten Zähnen, ‚ich quäle ihn, ich muß ihn quälen, es ist meine Natur, dann schreit er auf und läuft fort — aber er kommt wieder.

Jedesmal kommt er wieder und jedesmal in einer tolleren Zerknirschung. Zu mir kommen alle wieder — wer jemals mich geliebt hat, den geb' ich nie mehr frei ...' Sie war groß und schön, da sie dies sagte. Verwirrend schön wie die Evasünde selbst. Ja, ich begriff es. An wessen Tür sie stand, der demütigte sich vor ihr. Der erlag ihr in Wonne und Qualen ... ‚Und dabei ist es mit uns beiden die sonderbarste Fügung der Welt,' setzte sie lachend hinzu, indem sie den Kranz von Akanthusblüten aus dem losen Haar nahm, ‚man könnte beinahe an Vorsehung glauben. Ich bin nicht zu ihm gekommen in diese Stadt. Denken Sie, gar nicht zu Arnold. Ich wollte zu einem ganz anderen Mathesius, zu dem Nervenprofessor, der ein berühmter Seelenarzt sein soll. Dem hatte ich geschrieben... Aber was will einer gegen sein Schicksal? Arnold antwortete mir auf den Brief, ich kam ahnungslos zu ihm, und — da bin ich noch immer.'

„Während sie dies sagte, fühlte ich mein Herz bis in den Hals hinauf hämmern. Unwillkürlich schloß ich eine Sekunde lang die Augen und lehnte mich zurück. Wie nannte sie es? Fügung? Schicksal —?... Sie hatte vielleicht so unrecht nicht. Dies war die Hand der Vorsehung, das Dunkle, Unerforschliche, das ich so oft vom stillen Port der Schulstube aus geleugnet hatte, und das nun doch funkelnd über mir schwebte — über mir, ich fühlte es wohl, nicht über ihr und jenem andern meines Namens. Von weit weg hatte die lockende Schönheit sich aufgemacht und war zu mir hergewandert, nach meinem einsamen, freudearmen Leben — aber wer weiß, die Schönheit war vielleicht morgen Qual und Selbstvernichtung und Vorwurf — und da stand einer am Weg, an einer Straßenkreuzung, ein fremder Bettler, der nahm dies alles von mir fort auf sich: Schönheit und Pein, Wollust und Ekel, Liebe und Lüge und Verzweiflung ... Ich öffnete die Augen und atmete tief. Sie stand vor mir im Sonnenlicht, den Kopf ein wenig zurückgelehnt, die Lippen zu einem erstaunten Lächeln geöffnet. ‚Gut so,' sagte ich laut, indem ich aufstand, ‚es war die rechte Fügung. Was hätten Sie bei einem Seelenarzt zu suchen, Sie, die so jung und schön sind, so in allem verheißungsvoll, daß — daß ich meinen kleinen Bruder fast ein wenig beneiden könnte ...!' Unter einem Vorwand — weil ich noch kein Hotel bezogen hätte — verabschiedete ich mich einstweilen. Als sie mir ihre Hand gab, die schmal, warm und weich war, zitterten unser beider Hände einen Augenblick ineinander. Narr du, sagte ich zu meinem hämmernden Herzen, erkennst du die Zeichen der Vorsehung nicht über dir? Sei eines Mannes Herz! Bezwing dich! ... Und ich habe mich bezwungen. Durch die sinkende Sonne ging ich schweigend in meine Einsamkeit zurück, zu den leeren, engen Stuben, in denen Frau Zack schon die Lampe bereitet hatte, zu meinen Büchern und den Kranken, zu den kleinen Mühen und Freuden eines Lebens, das nur Arbeit bleiben sollte, Arbeit und Fleiß — nicht weniger, nicht mehr."

„Und Mathesius?" fragte einer. „Arnold Mathesius der andere?"

Der Professor schwieg eine Weile, als hätte er die Frage überhört. „Mathesius?" sagte er dann, aus seinen Träumen aufschreckend, indem er mit der Hand über die Stirn strich. „Mathesius? — Ja ... Er hat Ellida Roon zu seiner Frau gemacht. Er hat sie geliebt, wie nie vordem ein Mann ein Weib geliebt hatte. Zehn Jahre lang diente er ihr, zehn Jahre lag er vor ihr im Staub, demütigte sich, erniedrigte sich, war ein Sklave, wie irgendein anderer Sklave, schwankte besinnungslos von Hoffnung zu Verzweiflung, zwischen Glück und Qual. Nach zehn Jahren verließ sie ihn. Eines Tages — er klopfte an ihre Türe, um sie wegen eines Streites um Verzeihung zu bitten — fand er ihr Zimmer leer, sie war, ohne ein Wort des Lebewohls, von ihm fortgegangen ..."

Wir standen schon in den Mänteln, um uns zu verabschieden. Carus, der junge Maler, lehnte an dem matt schimmernden Marmor des Denkmals. „Hätten Sie damals den Mut zu Ihrem eigenen Schicksal gefunden, Herr Professor — wer weiß, der arme Zwerg wäre vielleicht noch glücklich geworden ..." „Ah — und dies sagt Carus, der Künstler?" fragte der Alte, indem er dem Jüngling das Gesicht zuwandte. Eine merkwürdige, milde Hoheit war über seine Züge ausgegossen, etwas Feierliches, das wir sonst an ihm nicht kannten. Nie

war er mir so alt, so nah dem Tod erschienen wie in diesem Augenblick. „Nein, Carus," sagte er leise. „Nur wer durch Schmerzen geht, weiß vom Glück dieser Welt. Von allen Schmerzen aber, die euch adeln, die jeden von euch jede Nacht wieder zum Heiland machen können, ist dieser der tiefste und heiligste: der Schmerz der Liebe ..."

Als wir aus dem Hause traten, blieb der Assistent kopfschüttelnd stehen. „Wie merkwürdig," sagte er, „daß er am Ende gerade das Gegenteil von dem erzählte, was wirklich geschah ... In Heidelberg hat man's uns gesagt. Er hat sich in der entscheidenden Stunde nicht bezwungen. Er nahm Ellida Roon in sein Haus, und jener Mathesius, der sie zu seiner Frau machte, der zehn Jahre lang das Martyrium dieser Ehe erlitt, der eines Tages ihr Zimmer leer und verlassen fand — war er, er selber — nicht der andere ..." Erstaunt sahen wir auf den Redenden. „Ja," sagte Eschhut leiser, „ich weiß mehr von seinen Qualen, als er uns heute verraten hat. Aber ich bitte euch: hütet dieses Geheimnis. Es ist wohl sein Stolz, von niemandem bemitleidet zu werden, und vielleicht liegt in seiner Einsamkeit jetzt soviel Traumglück, soviel Vergessen und Sühne, daß wir mit lautem Zuspruch seine Seele nur zerstören könnten ..."

Die Doppelspur.

Oft taucht in mir mein Vater auf,
Wie er zur Jagd hinausgezogen,
Die eine Hand am Büchsenlauf,
Die andre um mein Haupt gebogen.

Da fühl' ich mich so frisch und stark,
So voll mir alle Nerven strotzen,
Da fühl' ich wohl gestählt mein Mark,
Dem Sturm des Lebens stolz zu trotzen.

Doch bald versinkt des Vaters Bild,
Und wie ein Blühen in der Wildnis,
So fromm verklärt, so ernst und mild
Erhebt sich meiner Mutter Bildnis.

Da will, je mehr sie schwebt empor,
Je trüber alles mir erscheinen,
So trüb wie ihres Auges Flor,
Gewebt von einem innern Weinen.

Und oft durchwogen mir sogar
Zugleich die Brust der Beiden Triebe,
Als kämpfte drin mein Elternpaar
Den Kampf noch zwischen Pflicht und Liebe.

Nur manchmal fühl' den Zwist ich ruhn
Und mich erlöst von allem Bangen,
Als hielten so die Beiden nun
Versöhnt und liebend sich umfangen.

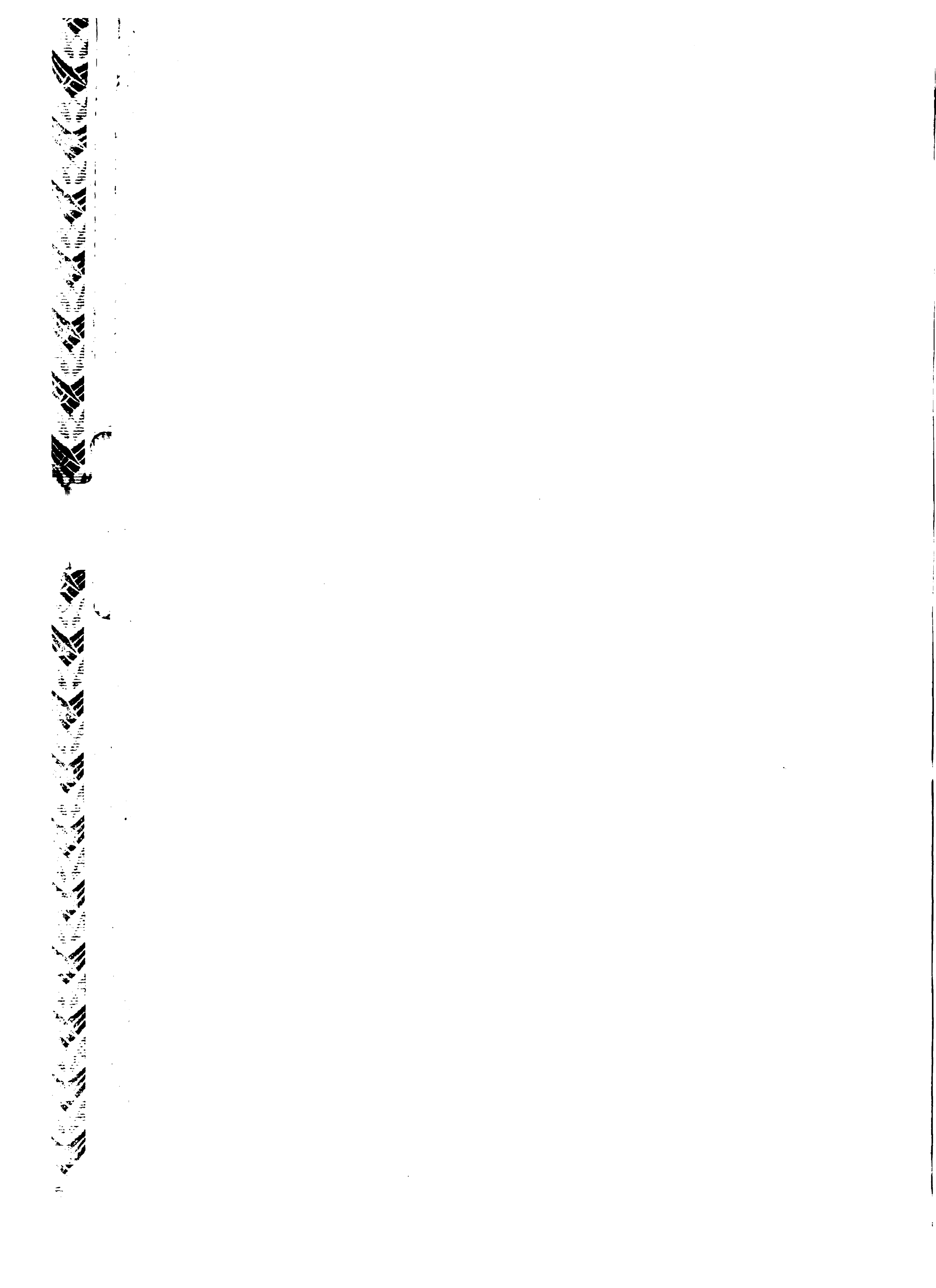
Und wunderbar vereint die Brust
Des Vaters Trotz, der Mutter Milde,
Da tauchen in verklärter Lust
Mir auf die leuchtendsten Gebilde.

So leb' ich meine Zweinatur
Getreulich wie ich sie empfangen,
Bis endlich ihre Doppelspur
Dahin und ich mit ihr vergangen.

Josef Kitir.



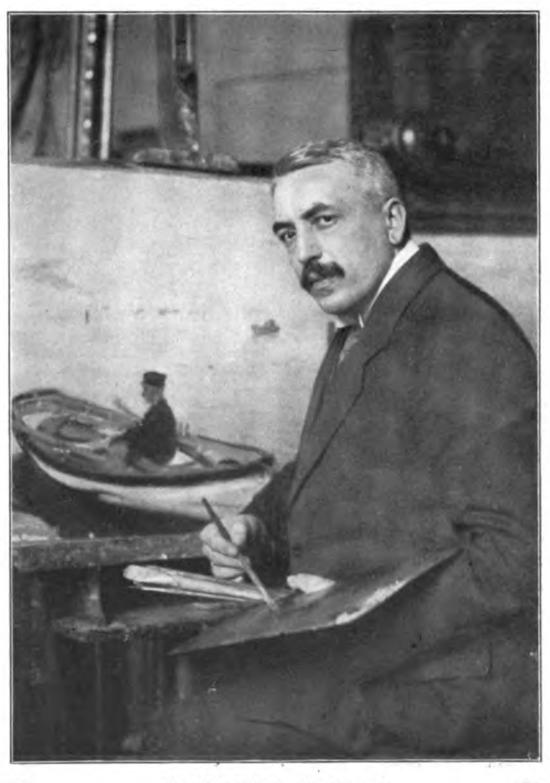
Der Fliederstrauß.
Gemälde von Prof. Otto H. Engel.



Otto H. Engel. Von Dr. Max Osborn.

Man denke sich einen sommerlichen Sonntagmittag im Berliner Tiergarten. Ringsum hastige, schwatzende, unruhige, aufgeputzte, sich drängende, schiebende, begaffende Menschen; Pferdegetrappel und Huppengetön; eine nervöse, aufgeregte, äußerlich interessierte, im Innern unfrohe Stimmung. Und zwischen dem lauten Lärm und Gehabe ein ruhiger Mann auf einer Bank, der sich alles das still und mit Behagen betrachtet; der, ohne ironische Arroganz, von dem ganzen Spektakel unberührt bleibt, während er doch als Beobachter daran teilnimmt; der dem wirbeligen Leben gar nicht als ein Feindseliger oder auch nur Fremder gegenübersteht und doch mitten im Gewoge seinen feinen, heiteren Gleichmut behält. Und der über den Menschen die Bäume und die Blumen und den Himmel und die Wolken nicht vergißt, obschon er mehr bürgerlich als romantisch aussieht.

So ungefähr ist die Situation des Malers, dem diese Zeilen gelten, im „Berliner Kunstleben". Es ist eine Erquickung ohnegleichen, wenn man in diesem Hexensabbat des Ehrgeizes, der Ruhmesgier, der echten und falschen Künstlerleidenschaft, der Intrigen, Rivalitäten, Debatten, Klatschereien, des heißen, sehnsuchtsvollen Strebens und der tastenden Ratlosigkeit, des ehrlichen Ringens und des aufgeblasenen Dünkels zu Otto H. Engels liebenswerter Gestalt gelangt. Nicht von Geburt, aber von Kindheit an ein Berliner, geht er seinen festen, sicheren Schritt durch das Gewühl der Großstadt; von allen Quellen der modernen Entwicklung hat er getrunken, ward ein rechtes Kind seiner Zeit und doch nie ein Parteimann; ein überzeugter Anhänger der neuen Lehren, doch kein verzückter Ultra; zugleich ein Verehrer guter Traditionen, doch kein Reaktionär; ein Deutscher, doch kein Deutschtümler. Ein redlicher Malersmann und ein ganzer Mann dazu, gesund und zähe, selbstvertrauend und bescheiden, zuverlässig und kein Philister. Er hat in den berlinischen Kunstkämpfen wacker mitgefochten und war doch kein Streithengst. Er hat zweimal, im Sommer 1907 und 1908, den schwierigen Posten eines Präsidenten der Großen Ausstellung im Glaspalast am Lehrter Bahnhof mustergültig verwaltet, dabei entscheidende Reformen und Verbesserungen eingeführt, mit seinem natürlichen Takt sich aller Achtung und Anerkennung erworben, und



Professor Otto H. Engel.

ist doch nicht nur ein „Kunstdiplomat“ gewesen.

Und wie der Mensch, so ist seine Kunst, die vom Snobismus genau soweit entfernt ist wie von jeder Liebedienerei gegen Flachheit und Seichtheit des Publikumgeschmacks. Aber nie war die Malerei dieses Mannes etwa ein ängstliches Lavieren und ein Sichverneigen nach rechts und links. Wenn er sich in einem juste milieu hielt, so war es keine banale „goldne Mittelstraße“, die er bewußt wählte, sondern immer nur der Weg, auf den ihn seine innerste Natur wies. Seine Stellung zwischen den Fraktionen ward ihm durch sein künstlerisches Temperament und seine Eigenart diktiert; nicht weil er schwankte, nahm er sie ein, sondern im Gegenteil: weil er feststand.

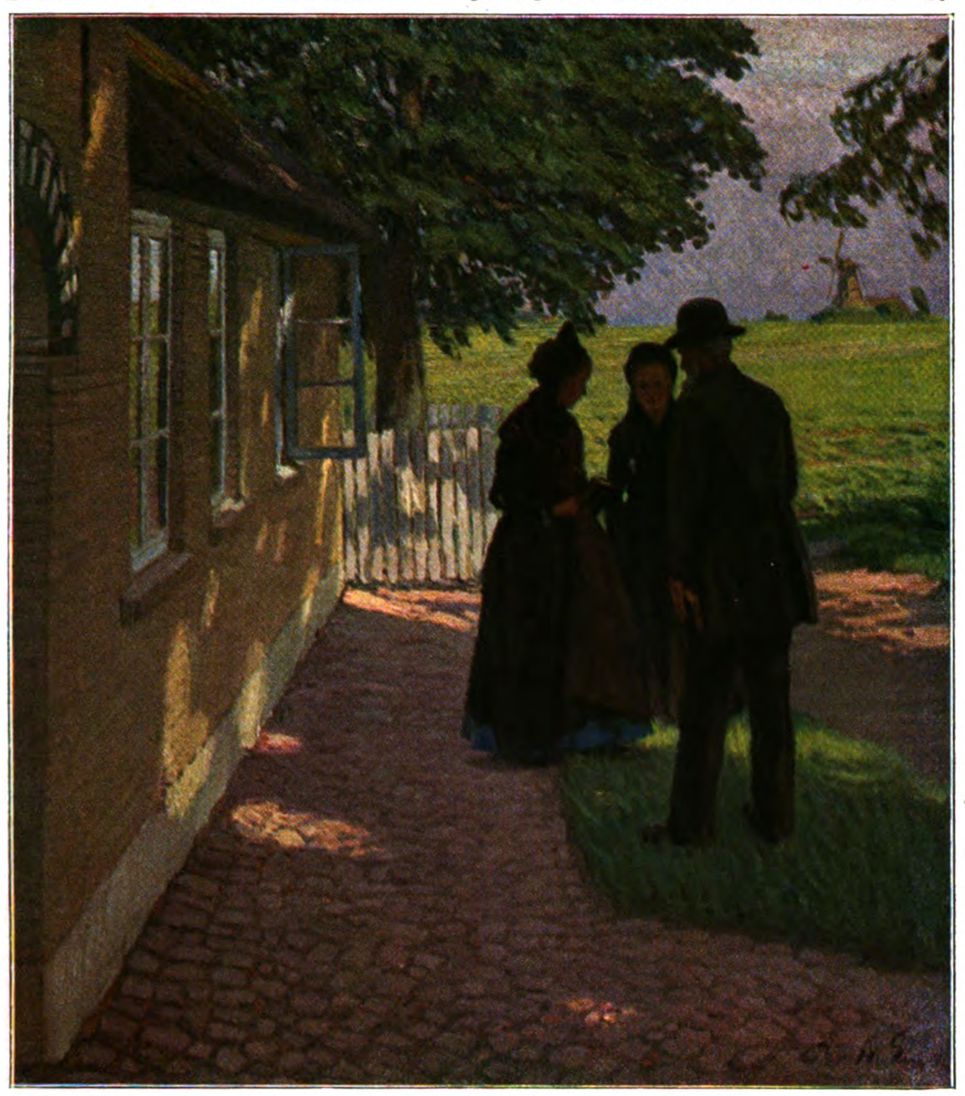


Studienkopf. Zeichnung.

Engels Kunst ist nicht denkbar ohne die Einwirkungen des Pleinairismus und Impressionismus, die ihre Macht ausbreiteten, als er zu malen begann; aber wenn er niemals vergaß, was er dem Handwerklichen und Technischen schuldig war: es blieb gleichwohl in ihm der deutsche Sinn für das Stimmungsmäßige, Poetische leben-

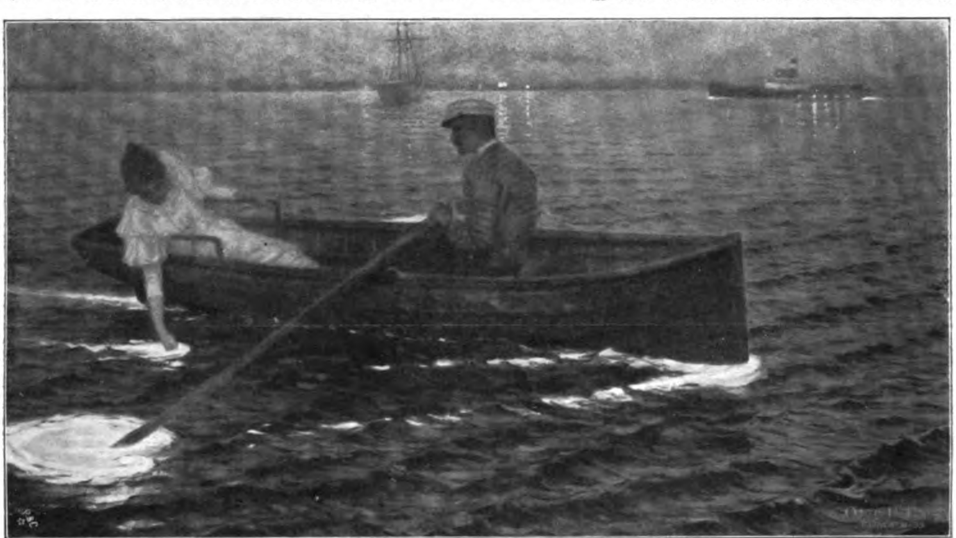


Septemberabend an der Flensburger Föhrde. Ölgemälde.



Sonntagmorgen auf Föhr. Gemälde.

dig, das auch in der Farbenkunst stecken kann, ohne daß man an ihr zum Verräter zu werden braucht. Und anderseits: er war von Hause aus ein Erzähler, ein Schilderer menschlicher Dinge, ohne je auch nur von fern sich mit Genrekunststückchen zu befassen, die an des süßen Pöbels triviales „Gemüt" appellieren. Denn fest blieb er immer mit der Natur verbunden, der er von je in Treuen gedient hat. Er gehötr zu denen, die nicht theoretisch, sondern höchst praktisch den unbestrittenen Grundsatz, daß für den Maler das Malenkönnen die erste und unerläßlichste Forderung darstellt, dahin zu erweitern geneigt sind, daß mit der höchsten Ausbildung seiner Fähigkeit, das Spiel des Lichts, der Luft und der Farben zu meistern, der Begriff der Kunst noch nicht unter allen Umständen erschöpft sei. Daß um diese Hauptprovinz der Malerei auch noch allerlei Nachbargebiete lagern, die der Erforschung lohnen. Daß eine Kunstübung, deren Amt die spiegelnde Reproduktion der Wirklichkeit ist, nicht unbedingt darauf verzichten braucht, auch die Empfindungswerte, die für die betrachtende menschliche Psyche in der Wirklichkeitstecken, mit in das Abbild aufzunehmen;



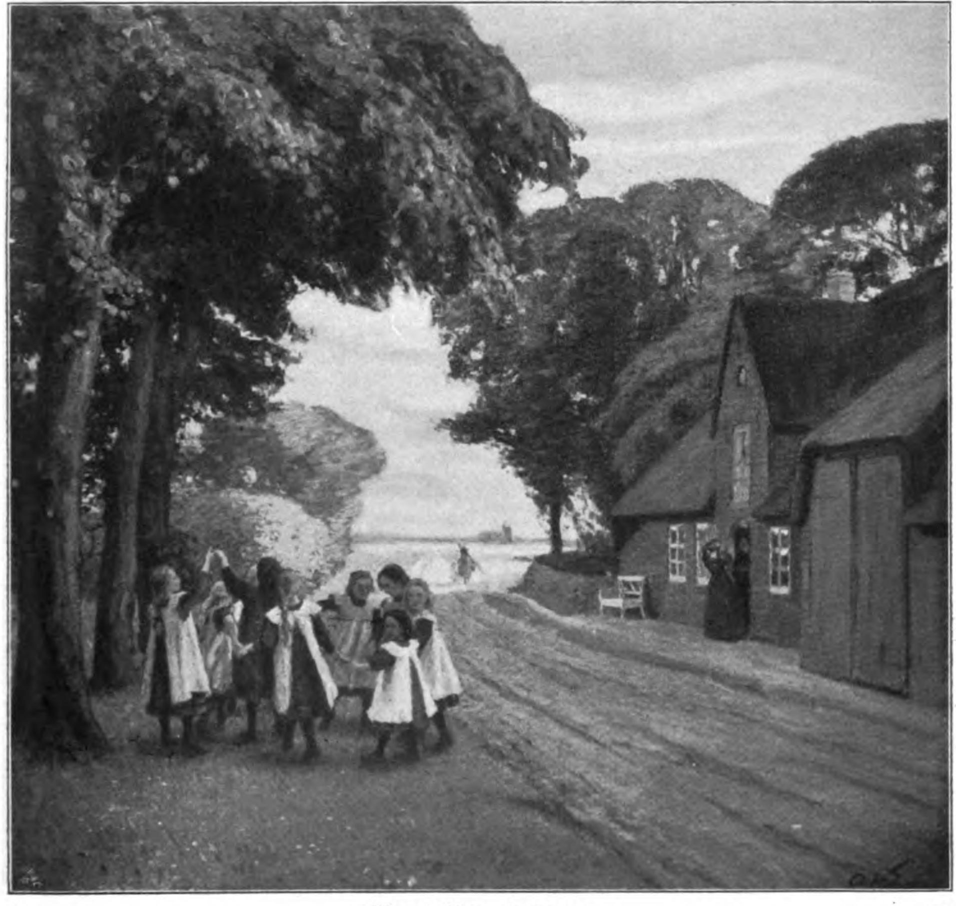
Meeresleuchten. Gemälde.

bei Bildausschnitten, in denen menschliche Figuren auftauchen, den Beziehungen zwischen diesen Gestalten zueinander, zwischen ihnen und der umgebenden Natur oder den bewohnten Räumen nachzuspüren; das geheime innere Leben, das sich in Gesichtern, Stellungen und Bewegungen verrät, mit in den Spiegel zu bannen. Engel ist einer der tüchtigsten unter den Malern unserer Zeit, die sich, vielleicht oder wahrscheinlich weniger aus bewußter Absicht und nach einem festen Plane als aus instinktivem Drange, darum bemühen, derartige, unter der Oberfläche des Sichtbaren steckende Elemente, mit denen die großen Künstler aller Jahrhunderte reichlich gearbeitet haben, ja, ohne deren Mitwirkung das glorreiche Schaffen der gewaltigsten Meister nicht zu denken ist, wieder in ihre Rechte einzusetzen; aber nun nicht durch äußere Mittelchen, durch Zutaten, die in ihres Wesens Kern aus nichtmalerischer, oder sagen wir „nebenmalerischer" Auffassung stammen, sondern eben auf recht eigentlich malerischer Grundlage: durch den Zusammenklang und die von innen hergestellte Harmonie der mit geschärften Augen gesehenen Luft-, Licht- und Farbenspiele der Wirklichkeit, durch die von innen her beseelte Wiedergabe des gemalten Naturfragments. Das Auge hat den Vortritt. Es hat zunächst und vor allem seine Forderungen geltend zu machen und das Technische des Bildes zu bestimmen. Aber dann will auch das, was hinter der Netzhaut liegt, was sich physiologisch noch nicht genau definieren läßt und wohl nie erschöpfend definieren lassen wird, mitsprechen und seine Ansprüche stellen.

Engel hat in seiner ganzen Art etwas von jener nachdenklichen Bedachtsamkeit, wenn man will Langsamkeit, die sich von jeher bei Künstlern spezifisch deutscher Prägung beobachten läßt. Von einer Schwerfälligkeit, die alles Leichtsinnige und Oberflächliche von vornherein ausschaltet, die gründlich und gewissenhaft jeden Eindruck erst sorgsam verarbeiten muß, bevor er in der künstlerischen Arbeit sein Echo findet. Er ist darum auch nicht durch eine stürmisch-geniale Begabung frühzeitig im Sturmschritt in die Höhe getrieben worden, sondern hat sich in verhältnismäßig langwieriger Entwicklung, in schwerer Arbeit und scharfer Selbstzucht aus schlichten Anfängen emporgemüht, hat sein in jungen Jahren erwachtes Talent ganz allmählich, aber in stetiger Steigerung entfaltet. Am 27. Dezember 1866 zu Erbach im Odenwald, einer kleinen hessischen Stadt, wo sein Vater Geistlicher war, geboren, ist er erst zwanzigjährig in Berlin, wohin er früh mit den Eltern übersiedelt war, auf die Akademie gekommen. Bis dahin hatte er allerlei charakteristische Erlebnisse eines Knaben, in dem sich Lust und Begabung

zum Künstlerberuf finden. Schon als wohlbestellter Tertianer des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin bewährte er das Talent, das er wohl von der Mutter geerbt, in Illustrationsversuchen zu Cäsar, Homer und Ovid, zu Sagen und Gedichten, die besonderen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Der Weg zum Joachimsthalschen Gymnasium, das heute in einem dichtbebauten Berliner Wohnbezirk liegt und sich aus dieser Enge demnächst wieder in die Beschaulichkeit eines märkischen Städtchens zurückziehen wird, führte damals die jungen Lateiner noch weit über freies Feld, und hier, wie auf Ausflügen und Landpartien, gab es denn für den kleinen Pastorssohn allerlei Landschaftliches zu beobachten, das er getreulich seinen Skizzenbüchern anvertraute. Es mag für ihn ein hohes Glück bedeutet haben, daß er in jenen Jahren an sonntäglichen Nachmittagsstunden dem Berliner Religionsmaler Karl Gottfried Pfannschmidt, in dessen Kunst noch ein Abglanz des alten Nazarenertums leuchtete, seine kindlichen Zeichenversuche vorlegen durfte. Sonst hat er sich gewiß recht „unverstanden" gefühlt.

In der Schule, wo damals noch die Gelehrtenideale der humanistischen Bildung unumschränkt herrschten, galt er wohl als so etwas wie ein verlorenes Schaf, und wenn sein Klassenordinarius dem Schüler ins Zeugnis schrieb: „Ihm wird der wohlgemeinte Rat gegeben, einen praktischen Lebensberuf zu erwählen," so wollte der Gestrenge zwar damit dokumentieren, daß er die Sonderbegabung seines Zöglings richtig erkannt habe, es lag aber darin zugleich ohne Zweifel eine Art Geringschätzung, ganz abgesehen von der etwas



Ringelreihen. Gemälde.

komischen Auffassung, daß die Malerei als „praktischer Lebensberuf“ anzusehen sei — doch alles, was nicht in den Rahmen der Universitätsgelehrsamkeit fiel, bezeichnete man damals noch gern mitleidig unter solchem Sammelbegriff. Skeptisch aber auch, und wer wird ihm das verdenken, stand Engels Vater den Lebenswünschen des Sohnes gegenüber. Engel wird seinem „alten Herrn“ für diese Skepsis immer dankbar geblieben sein. Denn nur wer allen Widerständen und Zweifeln zum Trotz die einmal gefaßte Absicht, die Kunst zum Beruf zu machen, festhält und durchführt, beweist damit, daß es für ihn keinen anderen Ausweg gibt, daß sein Lebensschifflein von Natur bestimmt ist, auf dieses stürmische, endlose Meer hinausgetrieben zu werden, um dort im Kampf mit Wind und Wellen sich zu behaupten oder unterzugehen. Auch ein zaghaft unternommener Versuch, vom allmächtigen Akademiedirektor Anton von Werner eine Bestätigung seines Talents zu erhalten, führte vorläufig noch nicht zum Ziel. Werner war klug genug, den jungen Menschen, dessen Begabung er wohl erkannte, doch noch nicht ohne weiteres in den Künstlerberuf hineinzutreiben, sondern machte mit verständiger Zurückhaltung darauf aufmerksam, daß derartige Begabungen oft plötzlich versiegen, und daß es darum ratsam sei, auf alle Fälle zunächst eine solide Basis zu schaffen: daß der Jüngling also, mit dürren Worten, zunächst einmal das Gymnasium absolvieren solle.

In Berlin aber schien es nun doch nichts mehr zu sein, und so schickte der Vater Engel aufs Gymnasium nach Goslar und in die Pension zu einem Lehrer, der nicht gerade den Auftrag erhielt, in seinem Pflegling die Leidenschaft zum Malerberuf zu nähren. Der Künstler hat vor einem Jahre dem Schriftsteller Friedrich von Khaynach, mit dem er in jener Goslarer Zeit Freundschaft schloß, einige Aufzeichnungen über die Goslarer Periode gesandt, die auch hier zum Abdruck gebracht seien, weil sie die beste Urkunde für Engels damalige innere Verfassung darstellen: „Ich traf“ — schreibt er — „hier Fritz von Khaynach und unsern Nachbar von gegenüber, Fritz Bosse. Wer



Friesische Mädchen auf der Düne. Studie.



Mittagsglut. Gemälde.

hätte es gedacht: drei Jünglinge mit gleicher Begeisterung für die Kunst im Herzen, jeder bemüht, die Hand zu schulen, um dem künstlerischen Drange Gestalt zu geben! Khaynach tat sich hervor in Blumen und romantischen Kirchenruinen, Schneestürmen und Überschwemmungen, und das in flotter Deckfarbentechnik; Bosse glänzte in ‚Öl' mit seinen heimatlichen Harzbergen, und da er die Ferne immer blau, den Himmel immer abendlich oder im Sturmgewölk wählte, so kamen die braunschweigischen Farben Blau und Gelb kräftig heraus, was ihm eine liebevolle Verspottung wegen seines Patriotismus eintrug. Bosse war aber auch musikalisch: er spielte die Geige und klappte mit dem Fuße den Takt dazu, und seine deutschen Aufsätze entstanden in der letzten Nacht und waren zwei Hefte stark, er hatte also genug Untugenden neben seiner hervorragenden Tugend. Mein erstes Debüt in Goslar war ein Aquarell von dem über den Garten unserer Pension hervorragenden Kirchturm in nächtlicher Stunde vom unbestimmten Lichte des hinter Wolken gehenden Mondes umflossen. An geistiger, literarischer Anregung fehlte es in unserer Pension nicht, und wir jungen Menschen nahmen alles begeistert in uns auf. Auch konnte der Pensionsvater es nicht übers Herz bringen, unsere Malübungen zu verbieten.

„Das alte ehrwürdige Goslar mit den schönen Bergen umher und dem Zauber seiner Türme und Kirchen und der Pfalz aus alter deutscher Kaiserzeit, seinen hochgiebligen Bürgerhäusern, es mußte ja in einem jungen Menschen, der eine Künstlerbegabung hatte, diese bald zur Entfaltung bringen. Der zweijährige Aufenthalt in Goslar gehört zu den schönsten Zeiten meines Lebens. Schließlich hielt es mich aber nicht länger in der Prima, der Vater gab mit besorgtem Herzen zu, daß ich im Herbst 1886 auf die Berliner Akademie ging.

„Wer übte Kritik an seiner Akademie,

wenn er erst dorthin gekommen ist mit der jugendlichen Begeisterung für den Malerberuf? Ich habe neben dem Hauptunterricht in den Klassen, wo Köpfe, Akt und auch nach Gips gezeichnet wurde, sehr viel Anregung gehabt in der Tierklasse von Paul Meyerheim und in der Ornamentklasse des Architekten Kuhn. Bei Meyerheim lernten wir auch die Öltechnik, geübt an Stilleben, Interieurs und an Pferden, die im Stall und im Freien gemalt wurden. Kuhn veranstaltete im Sommer vierzehntägige Exkursionen in malerische Städte, wo wir dann Architekturen in Aquarell- und Temperatechnik malten."

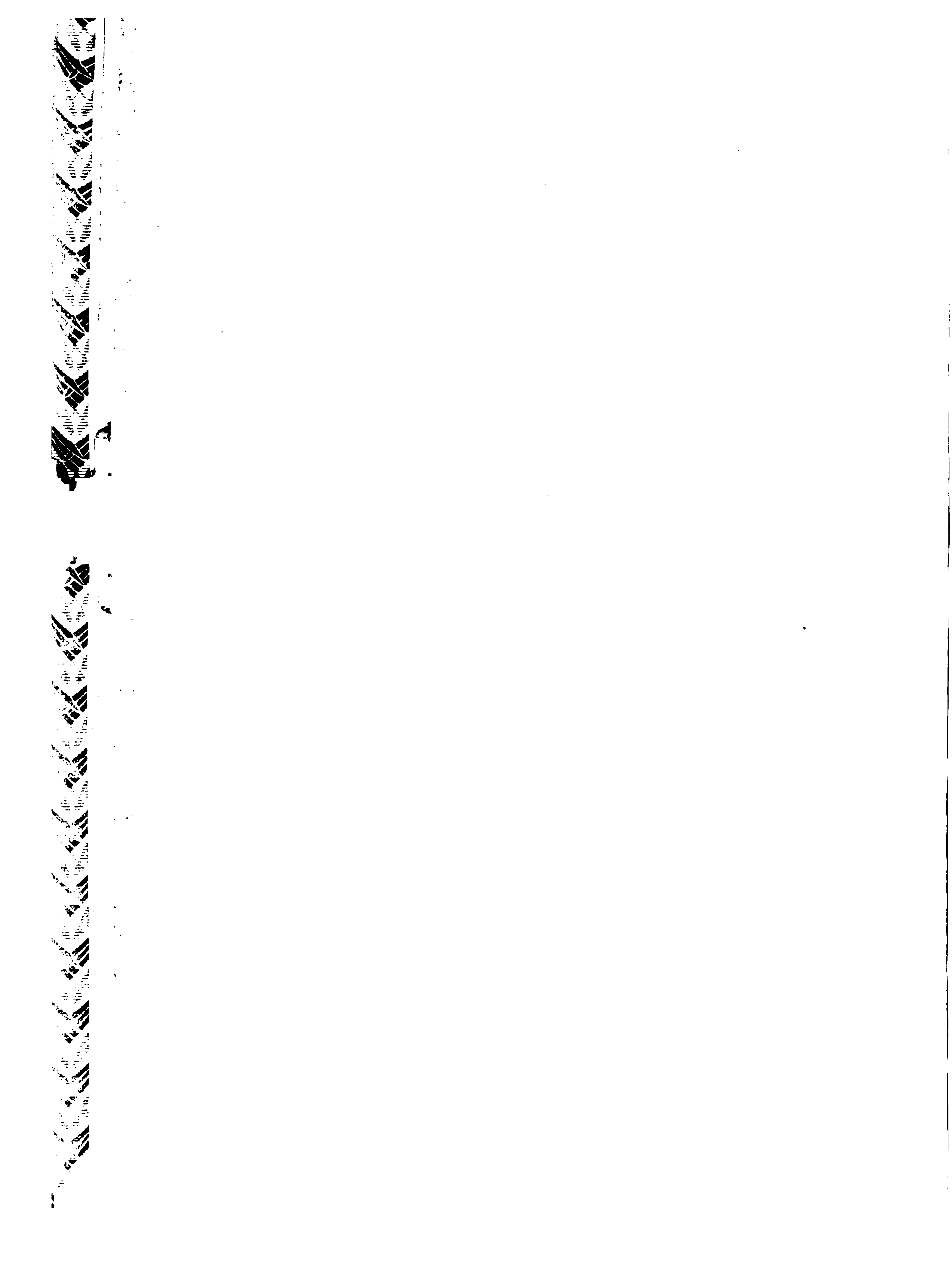


Die Dorfstraße. Gemälde.

In diesen akademischen Berliner Jahren hatte sich Engel die solide Grundlage seines starken zeichnerischen Könnens erworben, die seinen Arbeiten für alle Zukunft zugute gekommen ist. Die Reproduktionen, die dieses Heft nach Zeichnungen und Studien aus seinen Mappen, aber nicht minder die, die es nach Gemälden seiner Hand bringt, bezeugen seine famose Sicherheit in der Beherrschung der Farben, im Festhalten figürlicher oder landschaftlicher Umrisse, im schnellen, absolut treffenden Erfassen auch ungewöhnlicher Haltungen und Bewegungen — eine Sicherheit, die dem Künstler frühzeitig über alle akademische Engherzigkeit hinweghalf und schließlich die letzten Spuren des Schulmäßigen verwischte. Diese Skizzen und Zeichnungen, die sich in Engels Vorratsschränken zu Hunderten und Tausenden finden, zeigen ihn im vollsten Besitz der Kunst, die Max Liebermann einmal durch den geistreichen Ausspruch: „Zeichnen ist Fortlassen" charakterisiert hat; also im Besitz der Fähigkeit, das Wesentliche aus der Fülle der Linien der Natur rasch und bestimmt auszuwählen und mit markanten Abkürzungen ein schlagenderes Abbild des Gesehenen festzuhalten, als es das im Detail versinkende Gemälde vermöchte. Und nur ein Zeichner, der in völlig souveräner Freiheit mit der Form zu schalten weiß, ist imstande, so kostbare Karikaturen hervorzubringen, wie Engel das von jeher mit Leidenschaft getan hat. Nur wer die Linien der Wirklichkeit aufs Genaueste im Kopfe hat, kann sich zu der scherzhaft übertreibenden Charakteristik



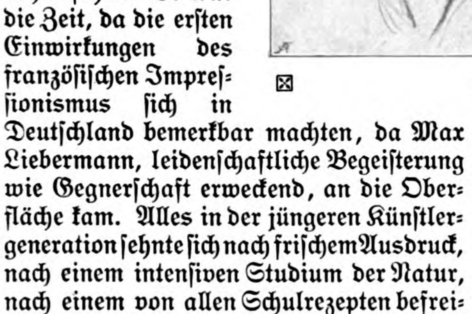
Dorfkinder. Studie von Otto H. Engel.



heranwagen, die hier verlangt wird, und die doch den Zusammenhang mit der Natur in keinem Augenblick verlieren darf.



Studienköpfe. Kohlezeichnung.



Aber wenn auch die Berliner Akademie ihm für die strenge Zucht seines Zeichentalents viel gute Dienste leistete, so fühlte Engel doch, daß ihrer Methode auf der andern Seite Wesentliches fehlte. Es war die Zeit, da die ersten Einwirkungen des französischen Impressionismus sich in Deutschland bemerkbar machten, da Max Liebermann, leidenschaftliche Begeisterung wie Gegnerschaft erweckend, an die Oberfläche kam. Alles in der jüngeren Künstlergeneration sehnte sich nach frischem Ausdruck, nach einem intensiven Studium der Natur, nach einem von allen Schulrezepten befreiten, sinnlich frohem Leben der Farbe, und Engel fühlte sich ganz als Kind seiner Zeit. Da aber versagte die Akademie der preußischen Hauptstadt, die in all der stürmischen Bewegung ringsum am Schematismus ihrer „Kurse“, ihres „Studienganges“ festhielt, nach dem der Adept sich mühsam über Zeichenklasse, Stillebenklasse und Kopfklasse, über Vorlagen und Gipskopien zur Aktklasse durchringen mußte, wo er endlich der großen Natur selbst gegenübertrat.



Windmühle. Zeichnung.

So trieb es Engel denn fort aus Berlin, und er ging nach Karlsruhe, dessen Kunstschule damals bedeutsam aufblühte, wo Caspar Ritter als vorzüglicher Lehrer amtierte, und wo Schönleber und Baisch das heranwachsende Geschlecht mit sich fortrissen. In der badischen Hauptstadt erst ging ihm der Begriff des Malerischen wahrhaft auf. In dem Garten der Karlsruher Kunstschule, den vorher Schirmer zu Zwecken des Studiums und Unterrichts eingerichtet hatte, sah er zum erstenmal, was es heißt, im Freien Luft und Licht, Schatten und Reflexe auf Gegenständen und menschlichen Figuren zu beobachten. Schließlich zog es ihn nach München, wo er in den Jahren 1891 und 1892, hauptsächlich lernend von Paul Höcker, seine malerische Ausbildung beschloß und in vollen Zügen die frische Kunstluft atmete, die damals,

unmittelbar vor Begründung der Sezession durch die Stadt wehte. Besonders starken Eindruck hat auf Engel, wie er mir einmal erzählte, in jenen Jahren eine Ausstellung dänischer Künstler im Münchener Glaspalast gemacht. Keine Rede davon, daß er sich diesen Nordländern nun mit Haut und Haar verschrieb, daß er in einer Nachahmung der Dänen, wie Ancher, Brasen u. a. sein Ziel sah. Was ihn anzog, war die Stille, die feine Intimität der Stimmungen in den Bildern dieser kultivierten Skandinaven, ihre gehaltene Innigkeit, die seiner Individualität sehr entgegenkam, und der er sich eng verwandt fühlte; die tiefe Liebe zur heimischen Natur, zum Behagen der heimatlichen Häuser und Stuben, die sich in der dänischen Malerei tiefer und überzeugender ausspricht als in der Kunst irgendeines anderen Volkes. Aber es ist ein Zeichen für Engels Selbständigkeit, daß er nun nicht etwa unter dem frischen Eindruck dieser Anregungen nach Dänemark hinaufzog, um dort die Motive zu finden, die jene Meister gern aufsuchten, sondern sich auf eigene Faust sein Studiengebiet wählte.

Früh trieb es ihn, der sich, den Gesetzen seines Wesens folgend, nach schlichter Natur und einfachen Menschen sehnte, in das von den Malern damals noch wenig „abgegraste“ niederdeutsche Land, in die Gegend von Lüneburg, nach Mecklenburg, Schleswig-Holstein, an die Waterkant und vor allem nach Föhr, wo er in dem kleinen Eckensund einen Studienort entdeckte, wie er ihn sich nicht schöner wünschen konnte, und den er denn mit Erfolg auch fast immer wieder besuchte. Dort studierte Engel mit heiligem Eifer die Landschaft in ihrer ernsten, schmucklosen Schönheit, dem Glanz der hellen Sommersonne, von deren erwärmender und leuchtender Kraft Wiesen und Äcker, Kornfelder, Busch- und Baumreviere eindringliche Kunde geben, während die roten Dächer der Dorfhäuser erglühen, in Flüssen, Teichen, Seen und Kanälen die Uferbilder sich spiegeln und für ihre heimliche Melodie eine sanfte Begleitung finden. Er studierte das Treiben der kleinen Häfen, deren schau-



Stute mit Füllen. Studie.



Abend am Fischweiher. Gemälde.

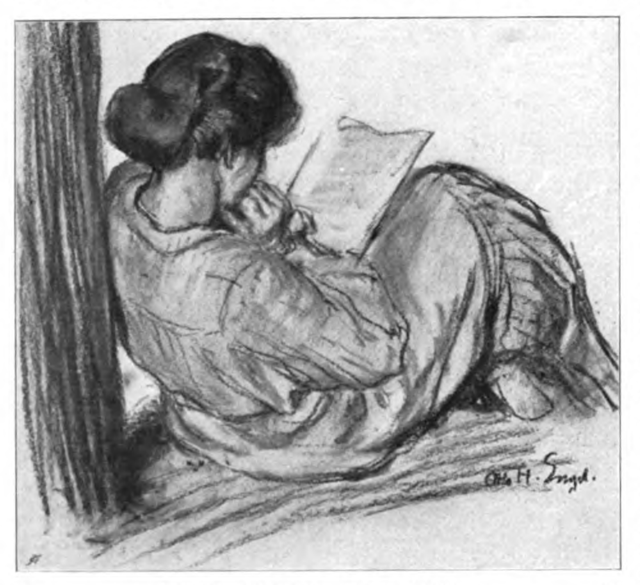
kelnde Schiffe feuchte Luft umfächelt, das Leben am Strande und in den Städtchen und die wortkargen Menschen, die darin wohnen, die Männer mit den wettergebräunten Gesichtern, die alten Frauen mit ihren von Sorgen und Arbeit durchfurchten Zügen, die jungen Mädchen mit ihren malerischen Volkstrachten und der eckigen Anmut ihrer herben Jungfräulichkeit, die weizenblonden Kinder in ihrer blauäugigen und pausbäckigen Unschuld und Gesundheit. Der im Hessischen geborene, in Berlin erzogene, in Karlsruhe und München ausgebildete Künstler ist in diesen nordischen Landstrichen so heimisch geworden, als sei er von Geburt an dort zu Hause gewesen. Er ist dort völlig mit dem Boden verwachsen, wie er zu seinen Bewohnern stimmte, zu denen ihn eine innere Wahlverwandtschaft trieb.

Schon in der ersten Ausstellung der Münchener Sezession, zu der sich Engel nach dem Abschluß seiner Studien schlug, erschien er, im Jahre 1893, mit einem Flensburger Motiv, dessen Wahl und Behandlung seine charakteristischen Neigungen deutlich verriet: ein Stück einer Bucht, Häuser am Ufer, ein paar Schiffe im Wasser, ein paar Kinder am Strande, Sommerstimmung, und im Vordergrunde lauer Schatten, während der Blick in eine helle Ferne geführt wird. Zwei Jahre später trat er dann mit dem großen Bilde, „Meeresleuchten“ hervor, das viel auf deutschen Ausstellungen herumwanderte und so allgemein bekannt geworden ist: ein Boot mit einem jungen, nun aber einmal ganz städtisch gekleideten Paar, das in warmer, klarer Sommernacht auf das stille Wasser hinausgerudert ist; vom Schlag des Ruders, vom gleitenden Kiel des Bootes, von der Hand des jungen Mädchens,

die sich ins Wasser senkt, blitzt die tiefe, dunkelblaue Flut phosphoreszierend auf, weit aus der Ferne blinzeln vom Ufer und von verankerten Schiffen gelbe, grüne und rote Lichterchen. Das Triptychon „Waterkant", das im Winter 1896 in einer der ersten Ausstellungen des neuen Künstlerhauses in Berlin hing, wohin Engel damals als junger Ehemann zu dauerndem Aufenthalt zurückgekehrt war, und der „Spaziergang" zweier Geistlicher am Meeresufer, mit dem er die erste Berliner Sezessionsausstellung 1899 beschickte, sind von den nun folgenden Arbeiten des Künstlers am bekanntesten geworden. In den Seitentafeln der „Waterkant" versuchte er sich auch einmal in einer Kunstart, die er sonst fast niemals gepflegt hat: in der dekorativen Stilisierung, und malte die Figuren in stark leuchtend behandelten Lokalfarben auf goldenem Grund. Sonst aber ging sein Streben durchweg auf eine Vertiefung und persönliche Verarbeitung moderner Lehren. Namentlich immer wieder auf Föhr fand der stille, in sich gekehrte Künstler im dauernden Verkehr mit der Natur und den Menschen des friesischen Landes die Stoffe und Stimmungen, die ihm zusagten. Jene dänischen Eindrücke, von denen oben die Rede war, hatten sich bei ihm noch durch die Lektüre skandinavischer Schriftsteller, durch die wunderbaren Naturschilderungen von Dichtern wie Jacobsen und Drachmann verstärkt. Etwas von der zarten Träumerei dieser Poesien mag man wohl bei Engel wiederfinden, aber was er von der Art der Dichter in sich aufnahm, kam bei ihm stets kräftiger, gesunder, weniger melancholisch, volksliedmäßiger heraus. Die leise Sehnsucht, die aus seinen Szenen vom Felde, von den Dörfern, von der Föhrde, die er so in sein Herz geschlossen, stets mitklingt, hat eine deutlich fühlbare, spezifisch deutsche Note, die sich zumal in den gegenüber den Dänen besonders auffallend lebhafteren und kühneren Farbenstellungen äußert.



Friesin. Gemälde.

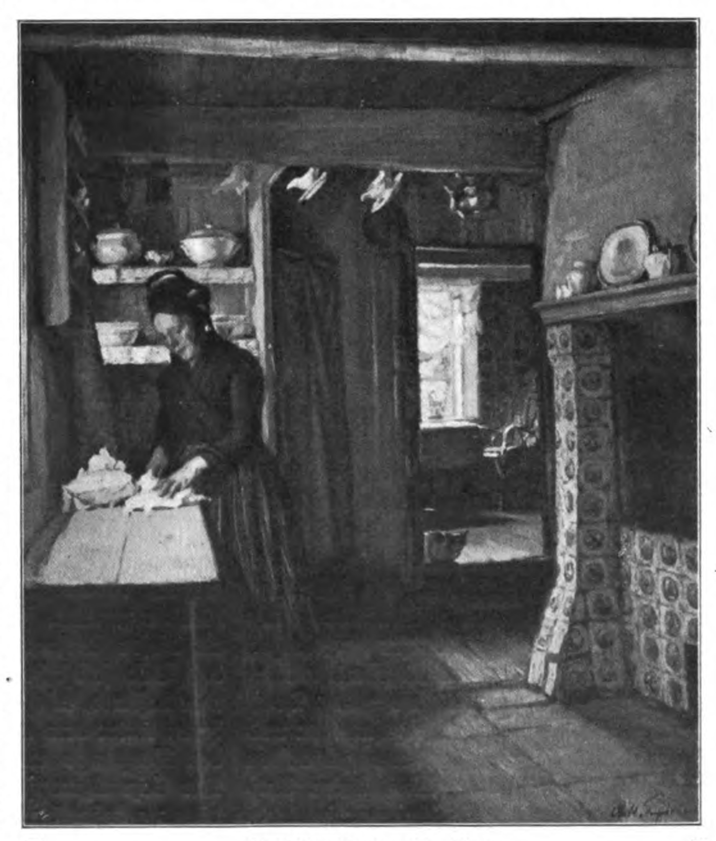


Lesendes Mädchen. Kohlezeichnung.

Diese Neigung zum Stimmungsmäßigen, zum Widerspiegeln der Empfindungen, zu einer heimlichen Lyrik hat dann auch Engels äußere Stellung im Berliner Kunstleben bestimmt. So nahe er sich den Führern der Berliner Sezession durch seine malerischen Tendenzen fühlte: die konsequente und radikale Betonung des „Nurmalerischen", die sich in diesem Kreise

mehr und mehr durchsetzte, die wir für die Entwicklung unseres Kunstlebens gewiß nicht missen möchten, die aber doch gelegentlich ans Doktrinäre streifte, fand in Engel keinen Bekenner. So trennte er sich denn wenige Jahre nach der Begründung der Sezession von diesem Hauptquartier der Berliner Modernen und zog mit einer Schar ähnlich gestimmter Genossen, unter denen er als die weitaus stärkste Begabung hervorragte, in den Glaspalast am Lehrter Bahnhof hinüber. Der Anlaß war irgendeine äußerliche „Unstimmigkeit", der wahre Grund aber lag tiefer. So ward Engel, aber ohne daß seine Natur ihn je in eine Führerrolle hineingetrieben hätte, zu einem Bannerträger jener vermittelnden Berliner Gruppe, die das Neue nicht missen, aber auch nicht alle Beziehungen zur akademischen Partei abbrechen wollten. Es ist bezeichnend für die innere Kraft und Ehrlichkeit seiner Kunst, daß er dieser Mittelpartei angehören konnte, ohne schillernd zu erscheinen. Man erkannte immer wieder: hier ist ein Maler, der aus innerem Zwang seiner ganz bestimmten Entwicklungslinie folgt.

Von besonderer Wichtigkeit aber wurde bei Engel mehr und mehr die Belebung des Landschaftlichen durch Figuren, die weder den Charakter von außen hereingetragener Staffage annehmen noch sich mit dem Amte begnügen, „Farbenflecke" zu sein. Sein Ziel ward es, die Einheit von Natur und Mensch im Bilde zu betonen, die in ihrem innersten Wesen studierte und erfaßte niederdeutsche Landschaft mit den charakteristischen Typen zu bevölkern, die so eng zu ihr gehören, daß sie wie freigewordene Pflanzen des Bodens erscheinen. Was wir in diesen Werken, die des Künstlers bisher letzte Epoche vor allem bestimmen, namentlich bewundern, ist die sichere Kunst der Gruppierung, die sich darin ausspricht — eine Kunst, die dem jüngsten Malergeschlecht leider allzusehr abhanden gekommen ist. Wie jede künstlerische Bewegung mit ihren Vorzügen auch Nachteile mit sich bringt, war es auch hier: das Streben nach malerischem Ausdruck, nach neuen koloristischen Emotionen, nach einem subjektiven Ausdeuten farbiger Naturausschnitte, führte zu einer Vernachlässigung aller figürlichen Motive. Das impressionistische Programm des Zusammenfassens, des Hinarbeitens auf große Gesamteindrücke ließ nicht genügend Raum für die Liebe zum Detail, die hier unentbehrlich ist. Engel bewährte sich auch darin als ein Vermittler und Versöhner divergierender Tendenzen, daß er bei durchaus lockerer, impressionistisch angereg-



Friesische Küche. Gemälde.

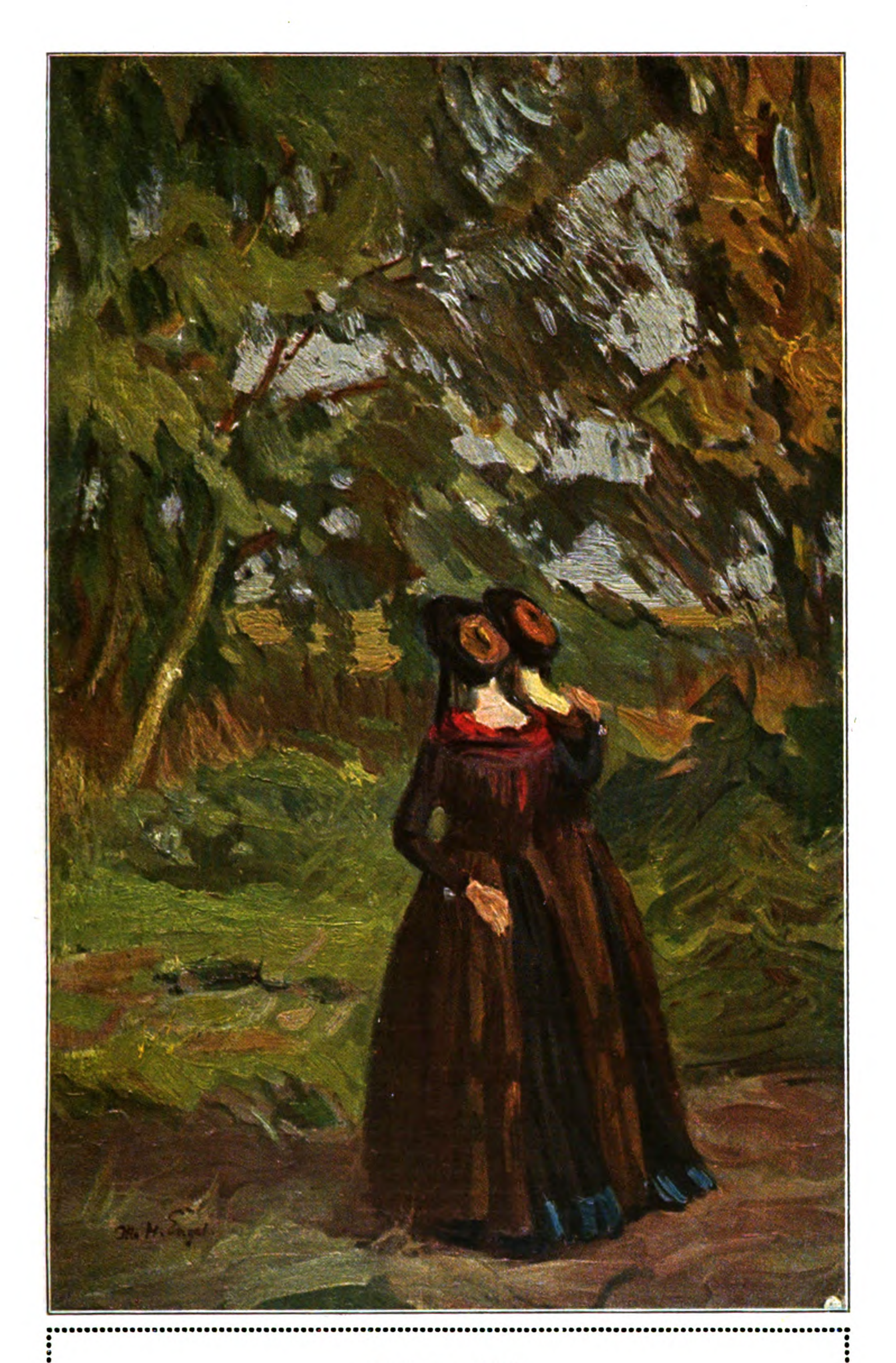
ter Pinselführung doch die lohnenden Aufgaben nicht verkannte, die lebendige Menschengruppen dem modernen Künstler bieten. Hier bewährt sich die zeichnerische Schulung, die er einst in Berlin genossen hatte. Diese jungen Mädchen, die träumerisch versonnen durch die sommerlichen Wiesen und Äcker schreiten oder wortkarg nebeneinander stehen, Blumen pflücken und Sträuße betrachten, auf der Düne sonntäglich rasten oder sich zum Kirchgang schmücken, diese alten Männer und Frauen, die sich in Stuben und Küchen zu schaffen machen, plaudernd vor den blitzsauberen Häuschen stehen, oder in der niedrigen Tür Ausschau halten, was etwa auf der Straße sich ereigne, diese Schiffer, Fischer und Hafenarbeiter, deren Gestalten am Rande der weiten ruhigen Wasserspiegel sichtbar werden, sind mit unübertrefflicher Wahrheit auf die Leinwand entboten. Das große Gemälde eines bäuerlichen Begräbnisses, das vor einigen Jahren auf der Berliner Kunstausstellung erschien, brachte einmal diese ganze Dorfgesellschaft in einen Raum zusammen und stellte durch die große Zahl der angebrachten Figuren dem Künstler keine kleine Aufgabe. Doch er löste sie scheinbar spielend.

Besonders gern hat er dann in der letzten Zeit die Kinder studiert, die auf der schattigen, von uralten Bäumen bestandenen Landstraße spielen, von der ländlichen Schule nach Hause trotten, abends zu Ringelreihen antreten, oder, in halbstädtischer sonntäglicher Tracht, in weißen Kleidchen und mit roten oder blauen Schärpen angetan, zum großen Sommerkinderfest im Tanzsaal des Wirtshauses sich einfinden, wo sie wie kleine Füllen durcheinander hüpfen. Das Bild, das diese Szene schildert, ist besonders interessant durch die Verbindung des breiten, flächigen Vortrags mit der erstaunlichen Sicherheit im Kompositionellen. Engel hat sich das Gemälde sehr sauer werden lassen. Jahrelang hat er daran studiert und gearbeitet. In zahllosen Ölskizzen und -studien hat er die Kinder und ihre erwachsenen Begleiter einzeln in kleinen Gruppen, in ganzen Reihen zunächst festgehalten, bis er nach all diesen Vorbereitungen endlich sich an das Bild selbst heranwagte. Aber wie es nun dastand, erschien es wie im ersten Anhieb, unter dem augenblicklichen Eindruck des Vorgangs entworfen und gelungen. Die Schweißtropfen waren nicht sichtbar, die es gekostet hatte.



Blühender Holunder. Pastell.

Es wird heute, in einem einseitigen



Im Garten. Studie.

Kampfe gegen die vermeintlich „undeutsche" moderne Malerei von manchen Seiten viel Unfug mit dem Worte „deutsch" getrieben. Als sei dieser Name, der uns ein Heiligtum sein sollte, gleichbedeutend mit allem, was sich als träge und reaktionäre Abgeschlossenheit darstellt. Vor solchem Mißbrauch dieses Wortes wollen wir uns hüten. Aber wenn es zum Wesen der deutschen Kunst gehört, neben dem Formalen, d. h. in der Malerei den besonderen Problemen des Malerischen, auch das Leben der inneren Welt zur Geltung zu bringen, neben dem Optischen das Psychische nicht zu vernachlässigen, jede Aufgabe mit eisernem Fleiß anzupacken und durchzuführen, in der Selbstprüfung und der Fortarbeit am eigenen Können nicht zu versagen, dann ist Otto Heinrich Engel wahrhaft ein deutscher Maler.

Leben.

Von

Anna Ritter.

Nein, nein, ich träum's nicht nur, ich **bin** erwacht!
Sie ging vorbei, die fürchterliche Nacht,
Aus Finsternis ward Glanz, aus Dunkel Schein,
Und all der Glanz und all das Licht ist mein,
Weil diese meine Augen es noch fassen.
Neu dehnen sich die ungezählten Gassen
Der Möglichkeiten, unabsehbar schier,
Gleich goldnen Bändern in das Land hinein
Und keine steht mehr öde und verlassen —
Auf allen wandelt Werden und Gedeihn.

O Leben, Leben! Tausendmal verflucht
Und tausendmal an diese Brust gerissen —
Geliebter bald, bald Todfeind schienst du mir!
In blinder Inbrunst hab' ich dich gesucht,
Du hast die Seele mir in Qual zerbissen,
Und dennoch schrie aus nächtlich heißen Kissen
Nach deiner Nähe meiner Hoffnung Gier.
Lustspender, meint' ich, müßtest du mir werden,
Erfüller aller Glückssehnsucht auf Erden!

Nun seh' ich wohl die große Täuschung ein!
Geheimnisvoll kam über mich das Wissen
Von deiner Art, so, wie du wahrhaft bist!
Ein Gottgeweihter, der die Zeit durchgleitet,
Der seltsam lächelnd über Leichen schreitet,
Der ewig nah und doch unnahbar ist!

⌘ ⌘ ⌘

Warum, warum hast du mich aufgeweckt!
Ich schlief so tief, den süßen Trank der Liebe,
Vergessen halb, seit Jahren nicht geschmeckt —
Du gossest ihn von neuem mir ins Blut.
Nun schleichen Wünsche durch die Nacht, wie Diebe,
Und Leib und Seele lohn in wilder Glut —
Sie wachen alle wieder auf, die Triebe,
Die schon wie tot in meiner Brust geruht.
O du mein Peiniger, den ich doch liebe,
Was du mir tatest, war nicht gut, nicht gut...

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Franz Dingelstedt als Wiener Hoftheatermann.

Persönliche Erinnerungen von Memor.

Als eines der merkwürdigsten Rätsel in der deutschen Literaturwelt mag es erscheinen, wodurch und in welcher Weise eine so eigenpersönliche und eigenwillige Natur, wie Franz Dingelstedt, ein bißchen Herrennatur sogar, sich in den Ruf streberischen Höflingtums bringen konnte, wie sich die „langen Fortschrittsbeine“ in die Eskarpins zum höfischen Zierschritt einzuschmiegen vermochten. Zwischen dem kecken Poeten auf dem Schulkatheder in Kassel und dem Hoftheatermanne von München, Weimar, Wien klafft's unüberbrückbar schier, und die eine Deutung mußte die landläufige werden: Renegatentum, Verleugnung der eigenen Vergangenheit, überzeugungsloser Ehrgeiz, der alles aus dem Wege weist, was ihm hinderlich sein kann: unbequeme Grundsätze und platzverstellende Vormänner.

Mit diesem Rufe, der ihm lange schon vorausgeflogen, war Dingelstedt nach Wien gekommen, in einem Zeitpunkte noch dazu, der nicht danach angetan war, ihm einen günstigen Empfang bei den Wienern zu sichern: im Burgtheater hatte das Intrigenspiel gegen Laube eingesetzt, gerade als er auf der Höhe seiner Popularität war. Die gesamte Front der Laube-Partei — und so ziemlich ganz Wien bildete diese Partei — hatte der neue Mann in leidenschaftlicher Feindlichkeit gegen sich, als er die Erbschaft des hinausmanövrierten Wiederschöpfers des Burgtheaters antrat.

Der Schreiber dieser kleinen Erinnerungen darf wohl mit einiger Sachlichkeit der Zeugenschaft davon erzählen, weil er damals, mitten im Tageskampfe stehend, als einer der streitbarsten Anhänger Laubes in die allererste Berührung mit Dingelstedt als voreingenommener Gegner kam und den geradezu gehaßten Mann also gewiß nicht mit allzu liebevoll prüfendem Blicke besah.

⌘ ⌘ ⌘

Auf recht eigenartige Art erfolgte unsere erste persönliche Bekanntschaft.

In einem unscheinbaren Hause einer kleinen Gasse in der Vorstadt wohnte eine unscheinbare kleine Schauspielerin des Burgtheaters, dabei ein abgefeimtes Persönchen, das sich in das Engagement direkt hineingeschwindelt hatte. Aus dem Sachsenlande kommend und auf die Landsmannschaft des österreichischen Reichskanzlers, des Grafen Beust, sich berufend, auch auf die Patenschaft einer diesem befreundet gewesenen sächsischen Edelfrau, hatte sie sich den Zeitungsredaktionen vorgestellt, wirklich mit einer Empfehlung des Kanzlers, und hatte sich durch jene doppelte Protektion den Weg ins Burgtheater zu bahnen gewußt, allerdings auf ein bescheidenstes Plätzchen hin, denn die wenigen Worte des einen Mägdleins am Brunnen im „Faust“ waren ihre ansehnlichste Leistung. Aber gerade daß sie, bei solcher Talentlosigkeit und Überflüssigkeit, Aufnahme gefunden, gab ihr einen Schein von geheimnisvollem Nimbus, und hier und da zischelte man sich etwas von „politischer Agentin des Grafen Beust“ in die Ohren, was sie vergnüglich hörte und sich wohl hütete dementierend zurückzuweisen. Ich hatte nur einmal Gelegenheit gehabt, mit ihr ein paar flüchtige Worte zu wechseln. Um so befremdender war die Überraschung, als sie mir eines Tages schrieb, sie erlaube sich, mich für den nächstfolgenden Abend einzuladen, weil Herr Hofrat Dingelstedt — den Hofratstitel hatte er aus Weimar mitgebracht und er wurde später hier in Wien ratifiziert — bei ihr zu Gaste sei und sich das Vergnügen erbitten möchte, mich auf neutralem Boden kennen zu lernen. Der bis in die Fingerspitzen hinein hofmännische, auf die Kleinwelt geringschätzig niederschauende Herr, der sich in einem Vorstadthause einen neutralen Boden sucht bei einem der untergeordnetsten Mitglieder seines Theaters? Als ich in die niedere Stube trete, richtet sich aus einem sehr fragwürdigen Lehnstuhle eine mächtige, breitschulterige Gestalt empor, der leibhaftige Ex-Nachtwächter „mit den langen Fortschrittsbeinen“ in seiner ganzen Länge, fast an die tief herabreichende Zimmerdecke stoßend. Mit ausgestreckter Hand kam er auf mich zu. Was konnte ihm nur an einem einzelnen der Gegner gelegen sein, da er ja doch schon am Ziele stand? Aber er betrachtete das Ziel als noch nicht erreicht, denn mit greller Offenherzigkeit schleuderte er mir die Erklärung an den Kopf: „Mann gegen Mann gesprochen, ich will Generaldirektor beider Hoftheater werden.“ Und nun polterte er wie mit zügellos gewordener Zunge gegen seinen „Chef“, den Generalintendanten Baron Münch, den Dichter Friedrich Halm, los, der ihn mit irreführenden Versprechungen nach Wien gelockt hätte, denn nur auf die Versprechung eines solchen Generaldirektorats habe er die Berufung angenommen; jetzt aber sehe er sich getäuscht, weil man gar nicht daran denke, ihm die gegebene Zusage einzuhalten — und darum wolle er sich die Unterstützung der Presse erbitten, um durchzusetzen, was er für sein gutes Recht halte. Das Ganze machte mir den Eindruck der unaufrichtigsten Komödie-

spielerei, und wir schieden fremder voneinander, als wir uns getroffen hatten.

Und doch war es nicht Komödie gewesen. Das wurde mir freilich erst in einer späteren Zeit klar, als wir einander doch näher gekommen waren und ich gelernt hatte, ihn aus seiner eigenen Persönlichkeit heraus zu beurteilen, und wir kamen uns näher, weil ich — ehrlich sei es bekannt — seinem Zauber erlag. Denn er war ein Charmeur größten und blendendsten Stils, es war tatsächlich schwer möglich, ihm zu widerstehen, wenn er sich vorgenommen hatte, jemand zu gewinnen. Ich erinnere mich einer köstlich burlesken Szene aus den Tagen unseres späteren, bis zu freundschaftlicher Vertraulichkeit gediehenen Verkehrs. Er hatte mir einmal eine Unwahrheit gesagt. Einmal tatsächlich — das eine Mal und nie sonst. Es wird gebeten, nicht über meine Naivität zu lachen, denn er galt ja, wie für so vieles Unlöbliche, auch für den Ausbund der — um das mildeste Wort zu wählen — diplomatischen Verhüllungen und der Unverläßlichkeit. Er wußte das auch ganz gut, belustigte sich daran in seinem Vergnügen an der Selbstpersiflage und konnte auch dazu lachen, wenn ein anderer seine Späße darüber wagte. So ärgerte er sich einmal über eine irrige Burgtheaternotiz eines offiziösen Blattes, weil sie vielleicht auf ihn zurückgeleitet werden könne, worauf ihm von seinem zufälligen Gegenüber die perfide Beruhigung gegeben wurde: „Von Ihnen, Herr Baron“ — er war damals schon Baron geworden — „kann dabei gar nicht die Rede sein, denn es heißt in der Notiz ausdrücklich: ‚Aus verläßlicher Quelle erfahren wir . . .‘, und Sie hat noch kein Mensch für eine verläßliche Quelle gehalten.“ Diese etwas weitgehende Vertraulichkeit aber wurde von ihm mit einem hellen Lachen quittiert. Auch die mit wahrer Sportleidenschaft betriebene Beflissenheit, sich durchaus möglichst schlecht zu machen und mit allen ihm zur Last gelegten Untugenden zu kokettieren, half hier gleichfalls mit, manchmal an ungelegenster Stelle. Der immer gallige Komiker Carl Meixner mahnt Dingelstedt einmal an ein Anliegen, das er bereits vor längerer Zeit anhängig gemacht habe. Der Interpellierte erklärt die Erfüllung des Wunsches für unmöglich. „Aber Herr Baron, Sie haben es mir ja versprochen!“ wendet Meixner ein. Worauf Dingelstedt mit kühler Ruhe das Endwort spricht: „Versprochen hätte ich es Ihnen, lieber Meixner? Aber da brauche ich ja nur es nicht zu halten.“ Man kann leicht denken, wie angelegen es sich der erbitterte Komiker sein ließ, das Wort unter die Leute zu bringen, und wie vergnügt gläubige Hörer er fand, die es auf den Buchstaben genau ernst nahmen. Dennoch war's mit dieser scheinbar von Dingelstedt selbst eingestandenen Nichtvertrauenswürdigkeit eine eigene Sache. Man darf wohl behaupten, daß er in den seltensten Fällen wissentlich die Unwahrheit sagte oder etwas versprach, was er nicht zu erfüllen entschlossen gewesen wäre. Er glaubte meist selbst an das, was er sagte, war auch wohl fast immer gewillt, was er da eben zusagte, zur Tat zu machen — bis es aber dazu kam, war vielleicht die Situation eine andere geworden, oder auch die Willigkeit seiner Laune. Sein Subjektivismus übte eben eine allzu große Herrschaft über ihn aus.

Das eine Mal aber, wovon ich oben sprach, hatte er mir „objektiv und subjektiv“ eine Unwahrheit versetzt — in einer allerdings ganz nichtigen Sache. Von der Ernennung eines neuen Regisseurs war die Rede gewesen, ich hatte bei ihm angefragt und „Rot auf Weiß“ — mit roten Bleistiftzügen, ich habe die Visitenkarte noch unter meinen Briefschaften — hatte er mir die Auskunft gesandt, daß das Gerede gänzlich unbegründet wäre. Am nächsten Tage aber kam die amtliche Verlautbarung, und er entschuldigte sich mit dem geboten gewesenen Amtsgeheimnisse. Das wollte ich nicht gelten lassen, weil die Sache ja doch publik gewesen sei und ich mit dem „Amtsgeheimnis“ gewiß keinen Mißbrauch getrieben hätte. Kurz, ich tat wohl ungehalten und war drauf und dran, unfreundlichen Abschied zu nehmen. Da aber stand auch schon der reckenhafte Mann dicht vor mir und, die Arme mit den ineinandergefalteten Händen in die Luft streckend, wie es die Kinder tun, wenn sie um Verzeihung bitten, kopierte er auch im Tone das Kind: „Bitt' schön um Verzeihung, ich werd's nicht mehr tun.“ Es war überwältigend komisch, und mit der Schmollerei war's natürlich aus. Nochmals, ein kaum widerstehbarer Zauberer war er, wenn er wollte; und sein intimstes Geheimnis dabei, daß etwas vom deutschen Gemüte in ihm war. Trotz all dem gefürchteten Mephistowitz — der auch seltsam genug in die Legende vom „servilen Höfling“ hineinpaßte.

⌘ ⌘ ⌘

Da bin ich nun bei jener anscheinend unüberbrückbaren Gegensätzlichkeit zwischen dem Dingelstedt von einstens und dem von nunmehr mit der häßlichen Verleugnung der „liberalen Vergangenheit“. Es war ihm nie eingefallen, diese zu verleugnen, und wer daran zweifelte, der brauchte ihn nur an einem Vorleseabend gehört zu haben, den er zum Besten des Wiener Journalistenvereins „Concordia“ abhielt und wobei er mit einer solchen Unbefangenheit und Selbstverständlichkeit von dem bemakelten Vorleben als Freiheitssänger und „politischer Nachtwächter“ sprach, daß man es überzeugend inne wurde, wie einig und wie solidarisch sich der heutige Hoftheatermann mit dem losen Kasseler Poeten fühlte. Er war vom Schlage der frondierenden, räsonierenden und philosophierenden Edelleute des XVIII. Jahrhunderts, die, bei aller äußeren Ehrerbietigkeit vor der Majestät, auch diese nicht mit ihrem Witz verschonten. Sein schneidendes Wort über seinen höchsten Chef, den Obersthofmeister, war in Wien zum

geflügelten geworden: „Wem der Fürst ein Amt gibt, dem nimmt er auch den Verstand." Und mir selbst gegenüber definierte er einmal die wahre Beschaffenheit seines widerspruchslosen Eingehens auf die Wünsche und Willensäußerungen der hohen Herrschaften, auf die er zu hören hatte, in so einfacher und unzweideutiger Weise, daß damit auch ein Schlaglicht auf seine ganze Charakterstruktur fiel. „Was soll ich da lange herumstreiten" — erklärte er mir — „und mich in fruchtlose Diskussionen einlassen, die zu keinem anderen Resultate führen, als zu Mißstimmungen? Ich sage zu allem ‚Ja' und tue dann, was ich will." Er engagierte Schauspieler, die man engagiert zu sehen wünschte, er nahm Stücke an, die ihm von hochgestellten Protektoren empfohlen wurden, aber die so oktroyierten Schauspieler wurden nicht beschäftigt, und die so empfohlenen Stücke erlebten selten eine Aufführung. Ein solches Stück, für das die Protektion des Erzherzogs Carl Ludwig gewonnen worden war, gelangte natürlich zu sofortiger offizieller Annahme, blieb aber zwei Jahre im Kanzleischranke liegen — genau die Frist, bis nach deren Verlauf kein Autor eines vom Burgtheater einmal angenommenen Stückes dieses zurückziehen kann — nach den zwei aussichtslos verflossenen Jahren wurde dann dem Autor nahegelegt, sein Drama gegen eine entsprechende Geldentschädigung „freiwillig" zurückzuziehen, was er auch für das Geratenste fand. So war das „Höflingstum" Dingelstedts geartet.

⌘ ⌘ ⌘

Welches war aber sein eigentliches, innerlichstes Verhältnis zum Theater? War ihm vielleicht wirklich der ganze Theaterapparat nur ein Behelf, sich selbst in Szene zu setzen? Bedeuteten ihm die Bretter nicht die Welt, sondern nur die zu seiner Verfügung gelangte Weltparzelle, in der er seine Herrschaft etablieren konnte? Wieder kann ich eine Äußerung zitieren, die er zu mir tat und in der sich seine Stellung zu der Frage spiegelte. Die Rede war zwischen uns auf die latenten Eignungen und Berufsneigungen der Menschen gekommen, die unverwendet und unbefriedigt mit ihnen zu Grabe gehen, weil die Lebensverhältnisse sie auf einen anderen Platz gewiesen, als wo die verborgenen Eigenschaften und Strebungen hätten zum Durchbruche gelangen können Eine Wendung des Gespräches führte mich zu der Bemerkung: „Mir scheint es fast, Herr Baron, Sie wären lieber Gesandter, als Hoftheaterdirektor." Er antwortete ohne Besinnen, als hätte er auf das Schlagwort gewartet: „Soll ich Ihnen ein Geheimnis verraten? Ich wäre vermutlich ein viel besserer Gesandter, als Theaterdirektor." Und ich stellte mir ihn in einer Diplomatenversammlung, einer Konferenzgruppe, an einem Kongreßtische vor und mußte mir sagen, daß er da wahrhaftig stattliche Figur gemacht hätte. Mir schien's wirklich, als stieße sich da ein weitausgreifender Ehrgeiz manchmal die Flügel wund an dem allzu engen Bühnenrahmen.

Wenn er aber darum mit einer Gleichgültigkeit gegen das Theater flunkerte, so foppte er sich nur selbst damit, nie die anderen. Er betrachtete das Theater keineswegs als den bloßen Rahmen für sein liebwertes Bild, sondern als den Schauplatz, auf den er nun einmal hingestellt war, nicht zu repräsentieren nur, sondern zum Agieren. Er konnte sich in seine Aufgaben geradeso leidenschaftlich verbeißen, wie der Theaterfanatiker Laube — nur daß dieser alles, was das Theater anging, als heilige Aufgabe nahm, daß Laube die geringste Lustspielbagatelle so eifervoll behandeln konnte, wie ein großes Stück, Dingelstedt dagegen sich seine persönlichen Aufgaben wählte und seinen Mithelfern, was ihn nicht interessierte, überließ. So erschien einmal ein türkisches Trauerspiel im Repertoir, „Selim III." von Murad Effendi, der aber keineswegs ein heidnischer Türke war, sondern ein guter Österreicher, ein Konsulatsfunktionär, dem das türkische Pseudonym einen interessanteren Anstrich geben sollte über das gewöhnliche Ansehen des „vaterländischen Dichters" hinaus. Kurze Zeit vor der Aufführung wurde Dingelstedt von einem Bekannten gefragt, welches Horoskop er der Neuheit stelle, und der Frager glaubte nicht recht zu hören, als ihm der Direktor der Bühne, auf der das Stück demnächst in Szene gehen sollte, trocken erwiderte, daß er es nicht kenne. „Was? Sie kennen es nicht? Aber Sie haben es doch angenommen und Sie lassen es spielen?" — „Ich persönlich kann mich wenig für die türkischen Reformkaiser, für einen Kaiser Joseph im Turban, interessieren. Da aber meine Regisseure sagen, das Stück muß gegeben werden, so werden sie wohl ihre Gründe dafür haben; mir wird ja noch hinlänglich Gelegenheit geboten, es bei den Proben kennen zu lernen." Da, auf den Proben aber, konnte er gegen die Autoren solcher „Muß-Stücke", die er nicht bloß anzunehmen, sondern auch wirklich aufzuführen bemüßigt war, erst recht bissig werden, bis zur Rücksichtslosigkeit mitunter. Und so ein armer Autor, froh, sich überhaupt durchgesetzt zu haben, nahm's mit einem märtyrerhaften, süßsauren Lächeln hin. Ein anderer von den patentiert „vaterländischen Dichtern", von denen, die man auch als die engere Zunft der „Dichter der inneren Stadt" zu bezeichnen pflegte, gewissermaßen Servitutsinhaber der Hofbühne, brachte einmal einen fünfaktigen „Andreas Baumkerchner", den steirischen Bauernführer und Rebellen, der sich aber hier, unter den Händen des hyperloyalen k. k. Hofpoeten so manierlich zahm gestaltet hatte, daß Fritz Krastel, der ihn spielte, auf der Generalprobe, von dem Spottgeiste Dingelstedts angesteckt, das Epigramm zum besten gab: „Hängen will ich mich lassen, wenn ich weiß, warum ich geköpft werde." Nun aber erst die Teufeleien, die der Meister der Spottkobolde selbst über das ganze, von den Intimen des Hauses dichtbesetzte Parkett

hin gegen den unglücklichen Dichter losließ! „Verehrter Autor, ich interessiere mich ganz außerordentlich für Ihr rührendes greises Elternpaar — was es aber in dieser Szene zu bedeuten hat, will mir durchaus nicht klar werden.“ Dann weiter, nach dem vierten Akt, zum Kapellmeister gewendet: „Jetzt, Herr Kapellmeister, bitte ich um eine kurze, aber schaurige Hinrichtungsmusik.“ Und im fünften Akte selbst, an die Schauspieler: „Nun aber, meine Herrschaften, schnell, sehr schnell über den Akt hinweg, sonst sind wir alle mitsamt dem Stück hingerichtet.“ Und der so mißhandelte Dichter ließ das alles resigniert über sich ergehen und lächelte und lächelte. Bei einem der „heimatberechtigten“ Hausdramatiker aber kam der Unbarmherzige mit seinen Grausamkeiten schlecht an. Das war Mosenthal, der männliche Birchpfeiffer des Burgtheaters, der dem Theater schon so manches Kassenstück gegeben und dadurch eine Art von legitimem Hausrecht erworben hatte. Nun war er mit einer „fünffüßigen“ italienischen Renaissancetragödie gekommen, mit einer großen Rolle für die Wolter — aber weder die Persönlichkeit des geschickten Machers, noch sein Werk waren nach dem Geschmack Dingelstedts. So überließ er ihm denn die ganze Regieführung, indem er sich bei den Proben als Zuschauer ins Parkett hinsetzte. Beim Arrangement einer Szene wendete sich der am Regietische sitzende Mosenthal, nachdem er die erforderliche szenische Anordnung getroffen hatte, an den in seiner passiven Assistenz verharrenden Direktor mit der Frage, ob er einverstanden sei, bekam aber die brüskierende Antwort: „Sie wissen, lieber Mosenthal, ich interessiere mich für das Stück ganz und gar nicht, machen Sie also nur alles, wie es Ihnen selbst gutdünkt.“ Darauf aber erhob sich der Autor von seinem Sitze, griff nach dem vor ihm liegenden Regiebuche des Dramas, steckte es unter den Arm, nahm den Hut und schickte sich zum Gehen an, indem er ins Parkett hinabrief: „Unter solchen Umständen braucht das Stück überhaupt nicht gespielt werden.“ Auf den Eklat war Dingelstedt wohl nicht gefaßt gewesen, er war durch die Geduld seiner Opfer zu sehr verwöhnt worden, diesmal kam er ein bißchen aus der Kontenance, eilte auf die Bühne hinauf, Mosenthal aufzuhalten, und trachtete, mit einer seiner ihm nie fehlenden Scherzwendungen die Sache wieder ins Geleise zu bringen. Er meinte es ja auch tatsächlich nicht so schlimm, wie es durch die Unbändigkeit der Zunge herauskam — sie konnte das verletzende Scherzwort nicht zurückhalten, das sprungbereit von ihr losschnellte und schärfer traf, als es beabsichtigt war, wenn überhaupt eine andere Absicht vorwaltete, als eben die der gar nicht weiter überlegten Neckerei.

Einmal war ihm Meixner, der „scharfe“ Komiker, melancholisch gekommen, er hatte um etwas nachgesucht und dies mit dem schwermütigen Herzensappell zu unterstützen probiert: „Sie können mir es wohl bewilligen, Herr Baron, ich werde schwerlich mehr um etwas zu bitten haben, denn ich werde kaum lange noch leben.“ Und diese Melancholie hatte das schrille Echo gefunden: „Lieber Meixner, nur keine falschen Versprechungen.“ Das kam natürlich wieder herum, wurde wohl viel belacht, aber auch viel als „Herzlosigkeit“ verschrien. Und herzlos war Dingelstedt wahrhaftig nicht. Er hatte just nicht viel Anlage zur Sentimentalität, und sein Herz stand nicht aller Welt offen, aber er konnte Menschen lieben, konnte in Freundschaftsneigungen Ausdauer und Treue beweisen. Rührend vor allem war sein Verhältnis zu der jüngeren Tochter Susanne, seiner geliebten „Susi“, der er sogar ein poetisches Monument in einem Drama hatte setzen wollen. Von diesem Drama sprach er zu mir des öfteren mit einer solchen Bestimmtheit, mit eingehender Darlegung einzelner Szenen, daß ich der festen Meinung war, es müßten wenigstens Fragmente davon vorhanden sein. Aber nicht eine niedergeschriebene Zeile davon fand sich nach seinem Tode vor. Der Theatermann hatte ihn nie mehr zu einer selbstschöpferischen Arbeit kommen lassen. Was er an Arbeitslust in sich aufzubringen vermocht hatte, war ja doch von der Direktionsarbeit verbraucht worden. Denn, ich wiederhol's, er selbst mochte es noch so sehr mit der Lust am Sichpersiflieren in Abrede stellen: er war im wuchtigsten Ernste ein Theaterdirektor, nicht bloß ein Hoftheatermann.

⌘ ⌘ ⌘

In meinem langen, sehr langen Theaterleben — es reicht über ein halbes Jahrhundert zurück — habe ich überhaupt einen ideal vollkommenen Theaterdirektor, Dramaturgen und Szenierungskünstler kennen gelernt, nur war der in zwei Hälften geteilt: sie hießen Heinrich Laube und Franz Dingelstedt — und da die zwei eben nicht eins sein konnten, standen sie als Gegner widereinander.

Einmal wenigstens hätte der Versuch geschehen sollen, die beiden zu einer theaterkünstlerischen Einheit zu verbinden, sie zu einer gemeinsamen, gewaltigen Regiearbeit zu vereinigen; das wäre wohl ein meteorhaft leuchtendes Ereignis am Wiener Theaterhimmel gewesen und das Ergebnis hätte gewiß zu inhaltreichsten sachlichen Beobachtungen geführt. Meiner Wenigkeit war der Einfall beschieden, der den Anstoß und den Gegenstand zu diesem ganz einzigen Zweibunde bieten sollte. Es handelte sich darum, im Vereine mit dem damaligen Präsidenten der Wiener „Concordia“, Wilhelm Wiener, einem der gewandtesten Theaterpublizisten, irgendeine originelle, aber großzügige und künstlerisch bedeutsame Veranstaltung für den kurz vorher neugegründeten Pensionsfonds der „Concordia“ zu arrangieren — und da kam ich auf die Idee, ob sich nicht eine grandiose Inszenierung des ganzen „Faust“, dessen zweiten Teil man damals noch nicht auf

der Wiener Bühne gesehen hatte, bewerkstelligen ließe, und zwar mit Heranziehung der hervorragendsten Schauspieler sämtlicher Wiener Theater. Der dafür zu wählende Schauplatz war nicht lange zu suchen, das Opernhaus mußte es sein, mit seinen erlesenen musikalischen Hilfskräften; auch die Zeit dafür bestimmte sich von selbst, es war keine andere möglich, als die Sommerferien, weil zu keiner anderen ja die Mitglieder der verschiedenen Bühnen abkömmlich waren. Die Hauptbürgschaft für die Sicherung einer glücklichen Durchführung des Planes sollte aber damit geboten sein, daß man die zwei berühmtesten deutschen Bühnenleiter, die Wien gleichzeitig beherbergte, dahin bringen müsse, trotz ihres Antagonismus das Inszenierungswerk gemeinsam zu übernehmen. Präsident Wiener griff die Idee lebhaft auf, und wir machten uns stracks auf den Weg, um vor allem Dingelstedt zu sondieren, ohne dessen Zustimmung der Plan von vorneherein in die Brüche gehen mußte, weil ohne das Burgtheater ja nichts anzufangen war. Wir hatten nicht lange zu sondieren. Zu unserer Überraschung begrüßte Dingelstedt den Vorschlag mit einer an Enthusiasmus streifenden Bereitwilligkeit, aber er zeigte sich auch schon — und das war das hauptsächlich Überraschende für uns — in fertiger Bereitschaft, als gelte es morgen auf die Szene zur ersten Probe zu gehen. In einem einstündigen Vortrag, dessen faszinierenden Eindruck ich nie vergessen konnte, entwickelte er uns die ganze Einteilung und Szenenführung dieses kopfbrecherischsten aller Bühnenprobleme, was, bei aller dramaturgischen Genialität, unmöglich eine Improvisation sein konnte. Wir erkannten sofort, daß er sich schon lange mit der Absicht der Faustinszenierung getragen haben mußte und das Gesamtbild fertig in sich herumtrug — später erfuhren wir, daß er es sogar auch schon in der Schreibtischlade liegen hatte; wie er den Entwurf ja dann auch in Buchausgabe erscheinen ließ, da es ihm nicht möglich war, seinen großen Regiewerken, die seinen Namen bleibend in der Geschichte des Burgtheaters gemacht haben, dem Shakespearischen Königsdramen-Zyklus und dem „Götz von Berlichingen", auch den „Faust" anzufügen. Diesen in seiner Gesamtheit hielt er auf der kleinen Bühne des alten Burgtheaters für unaufführbar, und die Eröffnung des neuen Hofschauspielhauses erlebte er nicht mehr — so blieb Adolf Wilbrandt der Erfolg vorbehalten, die Durchführbarkeit einer Gesamtdarstellung des „Faust" auch auf der alten, engen Burgtheaterbühne dem Wiener Publikum vorzudemonstrieren.

Dadurch war aber der frohe Willkomm wohl begreiflich geworden, den wir zwei mit unserem Plan gefunden hatten; für mich war aber das Interessanteste dabei, weil es mir die Charakteristik des Menschen so freundlich ergänzte, wie Dingelstedt mit dem gleichen, einwandlosen Entgegenkommen, ohne eine Regung des Widerstrebens, ohne die mindeste Zögerung auf die Anregung des Zusammenarbeitens mit Laube einging. Freilich war es auf seiner Seite nie eine hitzige Kampfesgegnerschaft gewesen, in der er zu diesem gestanden — ich habe schon bemerkt, daß er keine losgeherische Kampfesnatur war, und zudem hatte er ja in Wien gewissermaßen die Position des Siegers inne — es war mehr ein bloßes Sichfernehalten gewesen, und dieses für den besonderen Ausnahmefall aufzugeben, mochte keine allzu große Überwindung kosten. Aber in welcher Ausdrucksweise das geschah und welche künstlerische Selbstkenntnis sich dabei bekundete, das war für mich das außerordentlich Bemerkenswerte. „Ich akzeptiere mit aufrichtigem Vergnügen diese Kompagnieschaft" — sagte Dingelstedt — setzte aber gleich hinzu, daß es auf dem Theaterzettel nicht nach der alphabetischen Ordnung heißen dürfe: „Dingelstedt und Laube", sondern es müsse stehen: „Laube und Dingelstedt", denn *er* sei der ältere und entschieden der populärere. „Was die Arbeitseinteilung betrifft, denke ich mir, daß Laube die Sprechszenen übernimmt, Monologe, Zwie- und Dreigespräche, kurz, die Szenen, in denen das Wort, die Rede vorwaltet, denn darauf versteht er sich unvergleichlich besser, als ich — mir aber hätte er die Gruppen- und Massenszenen zu überlassen, in denen das dekorative und das lebende Bild vorherrschend sind, denn das verstehe wieder ich besser". Noch manches Nebensächliche wurde festgestellt, und mit dem günstigsten Prognostikon für das Unternehmen verließen wir Dingelstedt. Den Gang zu Laube, dessen viel kriegerischere Gemütsverfassung diesen Teil unserer diplomatischen Aufgabe vielleicht weit schwieriger gestalten mußte, ließen wir, bis alles sonstige in Ordnung gebracht und fixiert sein würde und wir mit etwas, wie einer vollendeten Tatsache, an ihn herantreten könnten. Es kam aber gar nicht zu diesem letzten Schritte: das verheißungsvolle Projekt scheiterte an den materiellen Vorbedingungen. Es hätte auf Halbpart mit dem Pensionsfonds der Hofoper ins Werk gesetzt werden sollen, die Säckelwarte und Schatzhüter der beiden Pensionsvereine glaubten aber nicht, das Risiko der Verantwortlichkeit für die unvermeidlich sehr starken Vorauslagen übernehmen zu können. Und so blieb von dem ganzen Plane nichts als der interessante Beitrag zur psychologischen und dramaturgischen Charakteristik Dingelstedts und seiner Bedeutung fürs Burgtheater als Nachfolgers und Ergänzers Laubes.

Schärfer und plastischer, mit einem kurzen Satze veranschaulichend und vollständig erschöpfend, hätte kein Lessing die Doppelbedeutung der zwei Neuschaffer des alten Burgtheaters, ihren Unterschied und ihren Zusammenhang dartun können, als es hier durch Dingelstedt selbst geschehen war. Wort und Bild! Laube das Wort, die geistige Her-

ausarbeitung der dramatischen Wirkung mit gelegentlicher scharfer Geringachtung der Äußerlichkeit. Sein szenischer Puritanismus hätte sich am liebsten wohl mit der nackten Bühne Shakespeares begnügt, obwohl er, wenn's darauf ankam, auch die Mächtigkeit des Szenenbildes und den Anteil des Auges der Zuschauer zu schätzen und zu verwerten wußte. Das erwies sich damit, daß er seinen allerersten, großen und entscheidenden Burgtheatererfolg als Direktor mit dem „Julius Cäsar", mit der Gruppen- und Massenbehandlung darin errungen hatte. Trotzdem hatte sein werktätig geübtes Bekenntnis gelautet: „Im Anfang war das Wort, und Mitte und Schluß gebühren dem Wort." Dingelstedt dagegen, mit dem Sinnengefühl des bildenden Künstlers, rückte die Sorge für das Bühnenbild in den Vordergrund — vielleicht weil er für das andere nicht mehr zu sorgen hatte, weil ihm Laube da genügend vorgearbeitet und Fertiges hinterlassen hatte; jedenfalls hatten die Menschen, die Darsteller, „die Personen des Stückes" für ihn mehr oder minder die Bestimmung der lebendigen Staffage und fanden danach ihre Wertbemessung. Die Schauspieler kamen dadurch bei ihm über die Empfindung nicht hinweg, mochte er den einzelnen noch so auszeichnend behandeln, daß sie ihm doch nur als „Menschenmaterial" dienten, und daß seine Wertbemessungen sich bei ihm zuvorderst nach der Frage richteten: Welche Figur macht der oder die in dem Bilde? Je weniger er sich bei der Bühnenarbeit um sie, das heißt um ihren Sprechanteil, zu kümmern hatte, desto lieber war es ihm. Als Stichprobe nur ein sehr bezeichnender Zug. Bei einer Aufführung des „Don Carlos" sitzt der Intendant, Baron Hofmann, in der Direktionsloge neben ihm, und diesem fällt einer der mituenden Granden der spanischen Majestät durch fehlerhafte Deklamation auf. „Aber der spricht ja entsetzlich, kommt's Ihnen nicht auch so vor?" bemerkte er etwas mokant zu Dingelstedt. Dieser nimmt das Opernglas vors Auge, schaut beflissen nach dem Sprecher auf der Bühne hin und sagt dann in unbefangenster Verwunderung: „Wer ist denn der Kerl? Den kenne ich ja gar nicht." Und das brauchte keineswegs ein Übermut der Unverfrorenheit, es konnte die lautere Wahrheit sein. Denn für Leute, die ihm gleichgültig waren, mochten sie von ihm selbst vor ein paar Wochen erst engagiert worden sein, hatte er kein Physiognomiengedächtnis, denn er hatte sie vielleicht nicht ein einziges Mal recht ins Auge gefaßt; den Fall ausgenommen, daß ihr Anblick ihn durch irgend etwas mißliebig störte. Da gab es, zum Beispiel, eine recht ehrwürdige Statistenveteranin, die ihre Dienstzeit gut bereits nach Jahrzehnten zählte, eine beleibte, grobknochige, pockennarbige Person, noch dazu mit dem Streberdrange, ihren Platz immer in der vordersten Reihe zu nehmen, als Chorführerin gewissermaßen, nach dem Anciennetätsrechte vermutlich. Laube hatte die schon beinahe groteske Erscheinung nie geniert. Dingelstedt war aber noch gar nicht lange im Amte, als er bei einer Probe, der Veteranin ansichtig werdend, die sich zu ihrem Verhängnisse wieder in den Vordergrund geschoben hatte, vom Parkett herauf, wo er saß, seinen gefürchteten Donnerton vernehmen ließ: „Wer ist das alte Frauenzimmer?! In die letzte Reihe mit ihr!" Wenige Wochen darauf war sie überhaupt in keiner Reihe mehr, sondern in der stillen Würde des Ruhestandes. Er hatte eben das künstlerische Bedürfnis, grell Unharmonisches in der bildlichen Szene auszumerzen. Das kleinste unebene Fleckchen im Massenbilde konnte ihm das Gefallen an dem Ganzen verderben.

Dabei aber hieße es, den Ruhm seiner Bühnenkunst schmälern, wenn man, wie es so häufig geschehen, ihn nur als Meister der Massen- und Prunkwirkungen gelten lassen wollte — er verstand sich ebenso meisterlich auf die eindringliche Macht der leisen, geräuschlosen, scheinbar unscheinbaren szenischen Eindrücke. Probe dessen sei ein entzückendes Kabinettsstückchen, das er mit jenem Szenenmoment bot, da der bekümmerte Vater das erschöpfte Käthchen von Heilbronn in die Klosterherberge geleitet. Meister Theobald und die Tochter sitzen im nächtigen Dunkel auf einer gegen die Mitte des Vordergrundes gestellten Bank. Rechts ist die Klosterpforte wahrzunehmen, im Fenster des Pförtners daneben schimmert ein Lämpchen, das einzige Licht in dem Nachtbilde. Nun erheben sich die beiden, das Mädchen schwach und hinfällig, so daß der Alte es kraftvoll stützend umfangen muß, um es zum Asyl hinzubringen. Hier angelangt, zieht er an der Klosterglocke, nun verschwindet das Lämpchen vom Fenster, und gleich darauf öffnet sich die kleine Pforte, ein weißbärtiger Greis im Mönchsgewand, mit dem Lichtlein in der Hand, tritt schweigend heraus und läßt das Paar eintreten, ihm folgend. Die Pforte schließt sich hinter ihnen, der Vorhang senkt sich langsam. Ein Beifallssturm ging durch das von dem so einfach stillen Bilde tiefergriffene Haus. Es war einer der siegreichsten Augenblicke, aber auch einer der künstlerisch edelsten des Bühnenbildvirtuosen.

So gestaltete Dingelstedt zu sinnfälliger Schönheit aus, was Laube geistig emporgeführt und gefestigt hatte. Im Leben abgewendet voneinander stehend, taten sie doch, nicht aus freier Willensbestimmung, sondern durch die Art ihrer Veranlagung und durch die äußere Entwicklung der Verhältnisse bestimmt, gemeinsame Arbeit fürs Burgtheater. Sie würden eigentlich ihr Doppelstandbild vor dem Theaterhause verdienen, wo sie zu sehen sein müßten, die Gesichter wohl abgekehrt, nach den entgegengesetzten Seiten hin, die Hände aber doch ineinandergeschlungen.

⌘ ⌘ ⌘

Mit der Eigenart Dingelstedts in der Richtung seines Theaters hing es auch zusammen, daß er kein Freund des modernen Schauspiels war, weil er eben darin zu wenig Anregung für seine künstlerische Phantasie fand. Und da in jener Zeit die deutschen Autoren nur erst sehr bescheidene und ziemlich fragwürdige Versuche in modernen Stücken machten und dieses fast ausschließlich auf die Franzosen angewiesen war, so ergab sich daraus mit aller logischen Konsequenz, daß das Burgtheaterrepertoir Laubes überwiegend stark von Pariser Herkunft war, Dingelstedt dagegen den entschiedenen Franzosenfeind herauskehrt. Dabei mochte Laube gewiß den echteren und knorrigeren deutschen Nationalsinn besitzen; ihm wäre es, wenn er Hofrat und Baron gewesen wäre, schwerlich eingefallen, auf seine offiziellen Visitkarten setzen zu lassen: „Le baron François de Dingelstedt, conseiller etc. etc." Nur für die Intimeren seines Kreises blieb das deutsche „Franz Dingelstedt" auf kleinen, schmalen Visitkärtchen. Der Charakter seiner Repertoirführung richtete sich also weniger gegen das Franzosentum, als gegen das moderne Drama, oder, um es noch präziser zu sagen, gegen die Stücke im nüchternen modernen Gesellschaftskleide und nicht im malerischen Kostüm. Wenn er doch aus Rücksichten auf den begehrlichen Geschmack des Publikums von Zeit zu Zeit an eine französische Komödie heran mußte, geschah es so widerstrebend wie möglich, und es war ihm eine recht schadenfrohe Genugtuung, wenn's mit ihr fehl ging. So saß er auch mit einem grimmen Wonnegefühl bei der Premiere des ja wirklich zuschanden dramatisierten Daudetschen „Froment jun. und Risler sen.", als das Publikum dieser ersten Vorstellung sich gegen das Stück zu wenden schien. Er hatte sich selbst sehr energisch dagegen gesträubt, war aber auf eine so entschieden einmütige Parteinahme der Regisseure für das Stück gestoßen, daß er nachgeben zu müssen glaubte. Nun schien ihm das Publikum das Vergnügen machen zu wollen, ihm recht zu geben und den dramatischen Mißbrauch, der da mit Daudets seelenkunstvollem Roman geschah, zurückzuweisen. „Geschieht den Herren Regisseuren nach Verdienst" — jubelte er höhnend — „sie haben mich ja dazu gezwungen!" Freilich kam es doch anders, „die Herren Regisseure" behielten recht: „Froment und Risler" wurde eines der stärksten Repertoirstücke des Burgtheaters. Dingelstedt aber änderte sein Urteil darüber und über das ganze Genre der sogenannten „Pariser Sittenkomödie" nicht. Ihm ging's nun einmal gegen Geschmack und Neigung.

⌘ ⌘ ⌘

Seine Stellung zu den Regisseuren entsprach insofern seinem ganzen Wesen, als sie eine gleich komplizierte war. Er schätzte ihr Können und die Gewissenhaftigkeit ihres Trachtens und Waltens, er vertraute ihnen, verließ sich ganz und gar auf sie und speziell Sonnenthal „liebte" er geradezu — aber wenn einem von ihnen etwas mißlang, was er in Stellvertretung und als Ersatzmann des Direktors auszuführen gehabt hatte, so bereitete das diesem Direktor eine unbändige, natürlich sich still verborgen haltende Genugtuung. Und ebenso empfand er einen geheimen Groll darüber, wenn etwas gut ausging, trotzdem er selbst nicht dabei mitgetan hatte. Erschreckend sah und hörte ich das noch mit an, als ich, wenige Tage vor seinem Tode, am Krankenlager des mit aller Energie der Daseinslust gegen den Tod Ringenden saß. Gustav Freytags festspielartige Bühnendichtung „Die Brautfahrt", die zur Vermählungsfeier des Kronprinzen Rudolf hätte einstudiert werden sollen, aber verschoben worden war, sollte nun, im April 1881 war's, drankommen. Dingelstedt hatte, bereits schwer krank daniederliegend — am 15. Mai starb er — die Inszenierung, die genau nach seinen Vorzeichnungen und Weisungen durchgeführt wurde, der Regie Ernst Hartmanns überlassen müssen, mit dem er sich in bezug auf das pittoreske Herausarbeiten der Szenen geschmacksverwandt fühlte. Die Vorstellung hatte auch einen glänzenden Erfolg des Schauwerkes, und die Morgenblätter stellten das mit Betonung des Regieverdienstes Hartmanns fest. Gegen Mittag stattete er dem Kranken seinen Besuch ab — ich saß, wie gesagt, am Bette — und beim Eintritte des Besuchers bäumte sich Dingelstedt förmlich in die Höhe und schleuderte dem Eintretenden mit einem schneidenden Lachen den Gruß zu: „Nun, Ihr habt ja gestern Euren Triumph gehabt, Ihr habt bewiesen, daß Ihr mich nicht mehr braucht!" Den gleichen grimmigen Hohneszug trug das Antlitz der Leiche noch, als wollte es dem Tode nicht den Triumph des Sieges unbestritten lassen.

Flammen.

Flammen! Flammen! Golden und rot
Verlodert der Tag.
Mir fallen Tränen aufs einsame Brot.
Wild fiebert des Herzens Schlag.

Meine Sehnsucht stürzt in den Abendschein,
Wie ein Falter ins Licht.
In Wahrheit, in Klarheit sein! — —
Tod, ich fürchte dich nicht!

Frida Schanz.



Das Heiratsdorf.

Roman aus dem belgischen Land. Von Nanny Lambrecht.

(Fortsetzung.)

Vor Rotstrümpfchen drängt sich die lange Reihe der Freier. Mann an Mann. Die Jüngsten und Bartlosen, die Abenteuerlustigen und Harmlosen, die Gereiften und Feierlichen, die Stubenhocker und Schwerfälligen. Und zwischen ihnen, hinter ihnen ein trippelndes Kerlchen, zierlich und fein und keck, schelmisch und heimtückisch — tänzelt und lacht, lacht, und hat eine Menge Arbeit zu tun, ei solch ein Schelm Amor!

Leer ist der Platz. Umgestürzte Tonnen und Lorbeerbäume. Zerfetzte Girlanden schleifen über den Boden. Nun beginnt das Nachfest für die Kinder. Sie reißen, schütteln und freuen sich an der Zerstörung. Suchen auch unter den Knäueln und Fetzen am Boden. Sie finden eine Zigarrenspitze, einen Haarpfeil, ein Taschentuch und eine rote Samtrose. Da jauchzen die Kinder und sagen: „Sie ist von el Patie!"

Machen sich also auf, ein ganzes Rudel, und suchen nach el Patie. In der Rue du Nord sagt man ihnen, daß man den Rosenhut am „Trappisten-Zichorien" gesehen habe und eine Anzahl Steinbrucharbeiter dabei. Am Trappisten-Zichorien aber ist der Reklamevorhang gegen Sonnenbrand herabgelassen und die Welt wie ausgestorben. Und der alte Paternotte schläft am Prellstein wider dem Hause. Sie wecken ihn auf und fragen nach der el Patie, denn Paternotte sieht alles, hört alles, weiß alles, er muß also auch von der el Patie wissen.

Er steht auf, begibt sich in ihre Mitte und führt sie „Zu den sieben Mädchen" in der Rue neuve. Als die Kinder mit Paternotte anrücken, sehen sie den Rosenhut hinter den Scheiben und sehen auch die wütigen Blicke der el Patie. Man soll sie in Ruhe lassen, man soll sich zum Teufel scheren! Paternotte ist indessen anderer Ansicht, balgt sich mit den Kindern um die rote Rose und schlüpft ins Kabarett, durch die Türe hinterm Büfett, da man ihn zur Vordertüre wahrscheinlich nicht hereingelassen hätte. Und da ist er nun drin, und es ist nichts zu machen; er überreicht mit gentiler Verbeugung dem großen Mädchen die verlorene Rose, läuft auf Fußspitzen davon in die leere Stubenecke, wo die Sonne nicht hinüberreicht und der Holzwurm tickt. Sitzt da und man vergißt ihn. Paternotte geht darauf aus, daß man ihn wo immer möglichst vergißt. Auf diesem Wege gelangt er zu seinen besten Neuigkeiten.

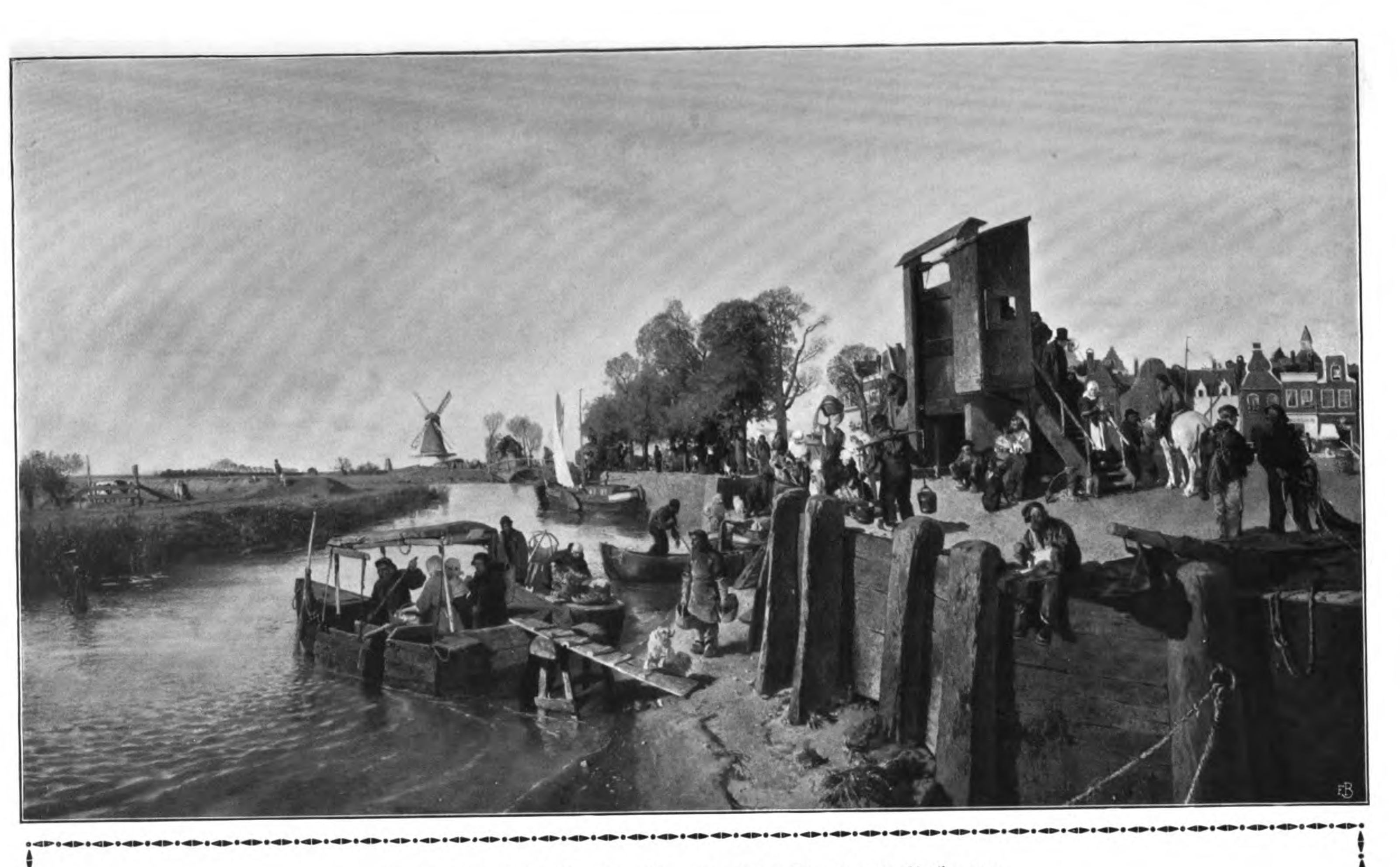
Parbleu! Wie el Paties Augen noch funkeln. Sie will nicht trinken, nein partu nicht. Es tät ihr wie Gift rumoren. Warum denn wie Gift? — Guter Gott, wie kann man fragen! Wer so etwas mitgemacht habe wie diese Verleugnung à la Judas Ischarioth — nun sie wolle nicht mehr weiter darüber reden. Aber das wolle sie, el Patie, noch sagen, wenn solche Geschichten jetzt im Heiratsdorf passierten, dann müsse jeder ehrliche Ecausinner sich schämen, dort gebürtig zu sein. Was das Heiratsdorf sie, die Steinmetzen von Carrières, anginge? fragen sie. Nun, da setzt el Patie ihnen das auseinander. Man sagt in der Welt, in Ecausinnes ist das und das vorgekommen! Ecausinnes heißt der Schandname! Ecausinnes der Heiratsmarkt! Ecausinnes mit seinen lustigen Weibern! Ei, so müsse man von Lalaing abrücken, weit, weit! El Patie meint: und besonders von dem Rotstrümpfchen! Wie, was Rotstrümpfchen! Das sei dem Sylvain Marbaix seine Sache. Wenn der sich das gefallen lasse —!

„Er läßt sich's gefallen!" sagt el Patie, „Rotstrümpfchen hat ihn, wie sie ihn will."

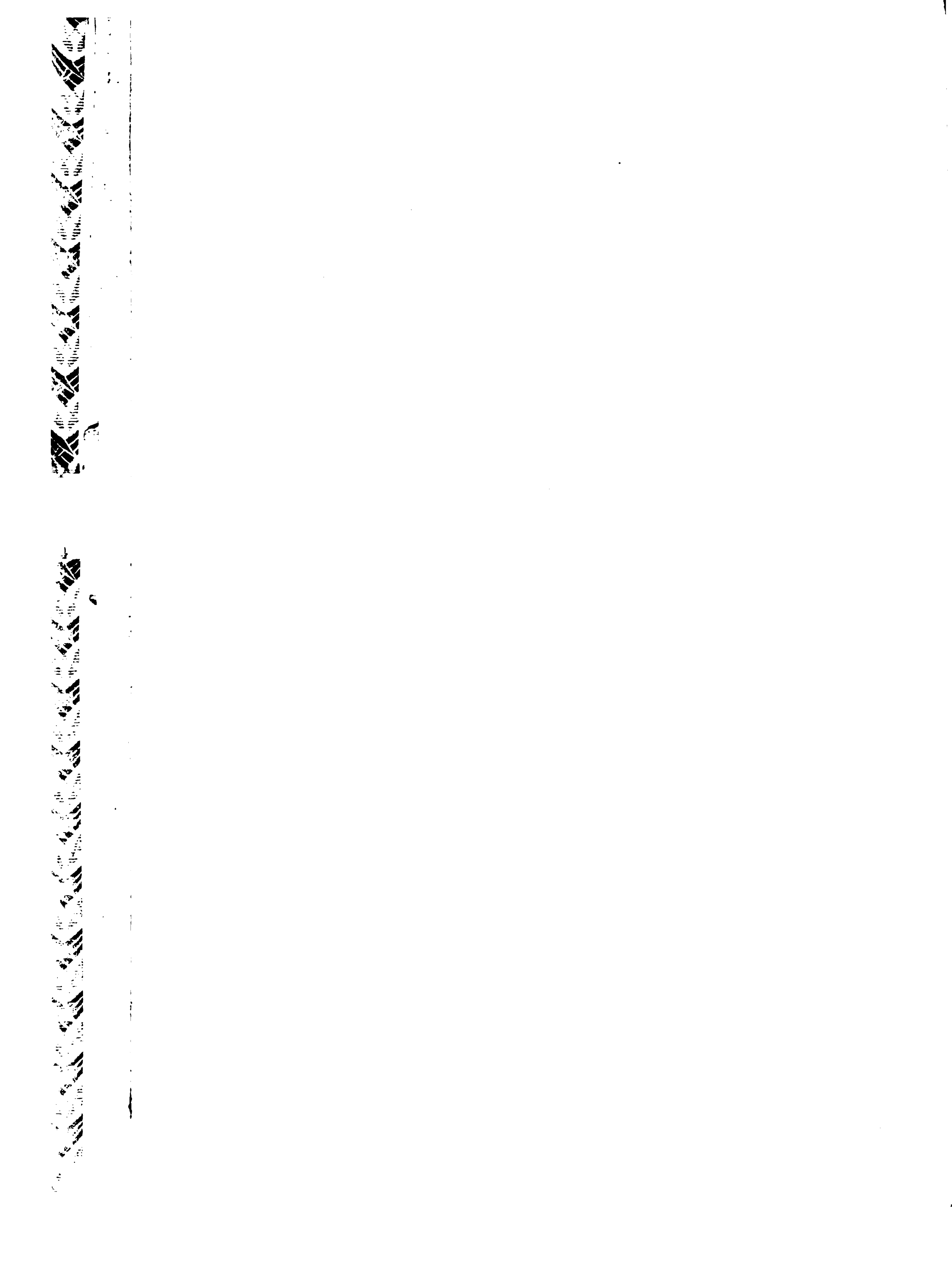
„Man müßt' ihm ein' Wink geben," schlägt der Athlet vor.

„Bleib ihm weg, er wirft dir die Faust ins Gesicht!" warnt ihn el Patie.

„Möcht' ich wissen, warum der Marbaix gegen uns losgehen soll, wenn wir ihn



Holländische Schleuse. Gemälde von Prof. Gregor von Bochmann.



warnen?" meint näselnd der „Ziegendurdu".

El Patie fährt auf: „Weil er euch sagt, daß ihr neidisch seid."

Haïe was! Haïe warum! Die Steinmetzen neidisch! Ob el Patie verrückt sei? Sie sagt gelassen: „Ihr seid doch versessen aufs Rotstrümpfchen."

Bah, nein! Bah, ganz gewiß nicht!

„Und dann seid ihr neidisch, weil das Heiratsdorf nun doch bald eine Stadt wird!"

Eine Stadt?! Tonnerre! Verrückt!

„Eine Stadt, jawohl! Man spricht in der ganzen Welt von ihm, sogar in Amerika. Wenn das Heiratsdorf zur Stadt wird, tragen die Buben dort keine Halstücher mehr, sondern Kragen! Jeden Werktag! Sie werden sagen: ‚Wir Städter!' Und wenn ihr zu ihnen zur Kirmeß kommt, werden sie sagen: ‚Ihr Bauern!' Sie werden auch nicht mehr in Fabriken arbeiten, denn eine Stadt bringt feinen Verdienst. Sie werden vielleicht Stadtschreiber oder Hoteliers —"

Da hält el Patie inne und muß sich gegen die Wand zurücklehnen, denn vor ihr sausen die Fäuste auf. Ob sie nun schweigen will! Aber der Ingrimm nagt in ihnen. Sie trinken und sagen, man müßte denen von Lalaing eins draufgeben. El Patie bestellt eine Runde Freibier und wirft ein paar Worte hin. „Kommt heut abend zum Fest der Antiliga."

Aber „Ziegendurdu" meint verbissen: „Dem Sylvain Marbaix müßt' man den Kopf warm machen! Wenn der gestachelt wird, ist er wie ein Stier."

Wo der Sylvain Marbaix zu finden wäre? Man hat ihn nicht gesehen auf dem Festplatz. Einer sagt, er sei mit dem Güterzug auf Strecke geblieben. Holla! Also wisse er nichts von der schmachvollen Verleugnung!

Ei, so müsse man ihm die Wut anstacheln. Man soll ihn abfangen, ihn aufreizen, bevor er dem Rotstrümpfchen und denen von Lalaing in die Hände fällt. En avant! Aber el Patie hat noch eine Runde Bier bestellt. Also sitzt man und trinkt, trinkt. Und el Patie lächelt. Drohende Reden schwirren. Nieder mit dem Heiratsdorf! Es soll wieder Ruhe und Ordnung und Sitte werden im Steinbruchlande! Hinaus mit den fremden Freiern, den Stadtlumpen! Und dem Sylvain Marbaix soll eine Biene in den Kopf gesetzt werden. En avant!

Da fällt Paternotte von der Bank herunter, gähnt unterm Tisch und sagt, da habe man mal fein geschlafen.

Und dann lassen sie ihn die halbgeleerten Gläser austrinken und werfen ihn hinaus.

Mit schlampernden Hosen und fliegenden Rockschößen läuft Paternotte die Straße entlang. Vom Platz de la Ronce her schwirren Sänge und Klänge und Stimmen überall. Und es weht in der Sonnenluft ein Duft vom guten Aroma des Heiratskaffees, den schöne Ecausinnerinnen den Jüngern Amors kredenzen.

Ein Zeitungsjunge schrillt seinen Ruf durch die ziemlich menschenleere Straße. La Sennette! Offizielles Organ der Gesellschaft „Heiratsgoûter"!

Mit beiden Armen winkt ihm Paternotte, bläst die Backen auf, daß sie gebläht sind wie die Freßbeutel des Dachses.

„Haïs-là! Omer Pète!"

Omer Pète schleppt gebückt seine Zeitungsmappe, steht und wartet. Er hält's für selbstverständlich, Paternotte kann zu ihm herkommen. Paternotte aber sagt: „Wenn du wüßtest, was ich weiß, würdest du zu mir herkommen, Gamin" (Bub).

„Ich weiß, was du weißt: man spricht viel 'rum von Aimée."

„Ei jei! Weißt das schon!" Paternotte macht ein wehleidiges Gesicht.

„Meinst, daß es auch die Maman schon weiß?"

„Die Maman, nein!"

„Oh, wo ist dein' Maman?"

„Ist im Kabarett und wartet, wenn einer kommt und was redet über die Aimée, dann schmeißt sie ihn naus!"

Da ist Paternotte schon am Eingange zum Platze Pilori, just an der Verkaufsstelle für Nähmaschinen mit der Affiche „Erzähl's weiter!". Er sieht die Frau mit rotem Gesicht an der Türe, denn über den Platz herüber hallt ihr die Stimme der Madame Bas rose zu: „Es soll jeder sein' Kohl im Garten pflanzen, der ihm gehört," womit denn gesagt sein soll, daß die Frau zu dem Geschäftshause „Erzähl's weiter" sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern soll.

An den Häusern entlang schleicht Paternotte, macht der Maman Bas rose wichtige Zeichen, und dann tritt sie zurück und läßt den Alten herein. Soundso, das hätte er gehört, der Sylvain Marbaix soll abgefangen werden, man wollt' ihn verhetzen, aufbringen gegen die schamlose Person. —

Fragt da die Maman, wer die schamlose Person sei. Sie fragt erstaunt und reserviert. Als aber Paternotte sagt, das wisse er auch nicht, blitzt sie los: „Wer darf nennen die Aimée Pête eine schamlose Person!“ Und Paternotte beeilt sich zu versichern, er wisse nicht, wer das dürfte, nicht einmal der Sylvain Marbaix, den sie jetzt abfingen, vielleicht schon während er hier mit der Maman rede.

„Er liegt auf Strecke,“ sagt die Maman.

„Sie werden lauern, bis er kommt.“

„Wißt Ihr was, Paternotte? Geht und bringt mir den Sylvain her. Ich geb' Euch auch für diese Woch' den Mittag.“

„Wie soll ich ihn herholen, wenn fünf oder zehn ihn schon geholt haben?“

„Fünf oder zehn, sagt Ihr?“

„So zwischen fünf und zehn.“

„Wollt Ihr Euch ein' alten Überzieher verdienen, Paternotte?“

„Ich könnt' ein' brauchen.“ Er schnufft wohlgefällig durch die Nase.

„Geht 'naus und sagt unter den Gamins 'rum, bei Maman Bas rose gibt's Freibier, von wegen der Ehre mit der Aimée!“

Da schlendert Paternotte über den Platz, wischt sich den Mund, wenn er einen Burschen kommen sieht, sagt, das Freibier habe geschmeckt. Wo Freibier sei? — Ei, bei der Bas rose. Da eilen die Burschen. Es sind zehn. Sie sitzen und trinken. Die Maman spricht von der Ehr', und die Burschen nicken. Es sei schließlich eine Ehre fürs ganze Dorf. — Hä, jawohl, ob die Buben es schon wüßten, die von Carrieres wollen die Affäre in schlechtes Renommee setzen, sie fangen nun schon den Sylvain Marbaix ab, und der soll aufgehetzt werden und von der Präsidentin sagen, sie sei schamlos und der ganze Heiratskaffee sei es. — Oho! Oho! Tonnerre! So müsse man den Sylvain Marbaix vorher abfangen. — Ja, das müßten sie, meint die Maman, und nun wär' das Freibier alle.

Die Burschen scharren auf, ihre Gesichter glühen. Sie können sich nicht beruhigen, daß man eine Schande nennt, was nun einmal für jedermann ersichtlich eine Ehre sei. Die Maman möchte so freundlich sein und einmal nachfragen, was der Prinz zu dieser Geschicht' sage. —

Wo denn ein Prinz heut sei, meint die Maman.

„Ei no, das Rotstrümpfchen —“

„Was ist's, he?“

„Das sei doch die Ehr' —“

„Nu fall' ich um, was wollt ihr?“

„Das war doch der Prinz, der das Rotstrümpfchen 'rausgebissen hat!“

Nun fällt die Maman wirklich um, nämlich auf den Stuhl, sitzt da in ihrer behäbigen Fülle, mit dem glitschglatt gestrählten Haar und der hervorstoßenden niedern Stirne. Als sie wieder zu Wort kommt, sagt sie: „Gebt mir mal 'n Glas Bier!“ Das zapft ihr der Paternotte und gleichzeitig eins für sich. Sie trinkt, steht auf und geht. „Paternotte,“ sagt sie noch, „sorgt für die Buben.“

Da sorgt Paternotte für die Buben, und als das Faß leer ist, führt er sie auf heimlichen Wegen nach der Station. Dann geht er und kundschaftet, wo die Bande el Paties lagert. Er findet sie im Tunnel des Feldbähnchens, das zu den Steinbrüchen führt.

„Messieurs!“ sagt er. „Gebt acht, es sind Buben von Lalaing, die den Sylvain Marbaix abfangen wollen.“

So möge Paternotte am Weichenstellerhäuschen lauern und pfeifen, wenn der Güterzug gemeldet wird. Und sie geben ihm eine Handvoll Zigarren. Daraufhin schlendert der Alte ins Dorf zurück, legt sich an einen Prellstein in die Sonne und schläft weiter.

Aber die Maman!

Sie hat mit schwerem Atmen und sichtbarlichem Schmunzeln den Platz de la Ronce erreicht. So wie da eine freudige Festlichkeit und ein Jubel und Trubel mit Nationalfahnen und Girlanden und Tafelmusik und Kindertrompeten und blitzblankem Sonnenschein ist, hat sie es in ihren besten Jahren nicht auf den besuchten Jahrmärkten und Kirchweihen erlebt, weder bei der Kermesse de Belle-Tête, noch auf der Kermesse von Triboureau, wo man doch in vier Estaminets gratis für die Frauen Schnecken briet.

Sie schiebt sich durch die wogende Menge,

ihr Gesicht ist fordernd, und auf den Lippen hat sie eine Grobheit für den, der ihr sagen könnte, hier habe einer nicht mehr Rechte wie der andere, also auch die Maman Bas rose nicht. Schließlich ist das Rotstrümpfchen mit dem Prinzen ihre Tochter. —

Und dann kommt sie trotz aller Grobheit nicht mehr durch, denn vor ihr türmt sich eine Wand mit stachelnden Tannen, die Leute um sie her drängen die Zweige auseinander und lugen neugierig durch. Da keine andere Möglichkeit ist, tut Maman Bas rose desgleichen, und dann sieht sie etwas vom Heiratskaffee.

Sie sieht lange Tische, dichtgefüllt mit jungen und gesetzten und ältern Herren. Sie sind animiert, und man hört versichern, in ihrem kurzen beziehungsweise langen Leben habe ihnen kein Kaffee so gemundet, wie dieser. Dessen freut sich der Vertreter des Trappisten-Zichorien, der dem Goûter gratis seine Ware geliefert hat und derjenige, der die runden Kuchen, die kleinen Brioches, gespendet hat. Die Brioches sind in einem Band eingefaßt zu einem Kranze, und die lustigen Freier hängen sie um ihren Hals und picken und naschen davon.

Es freuen sich insbesondere auch die ländlichen Heben, die ihren Freiern die Täßchen füllen und an ihren munteren Worten sich ergötzen und an ihre zärtlichen Verheißungen frohe Hoffnung knüpfen. Hie und da sitzt auch schon eine blühende Ecaussinnerin neben einem Jüngling nieder, und dann flüstern die Neugierigen hinter der Tannenwand: „Sie hat ihn!“

Man sieht aber auch eine widerstrebende Schöne, die kein Wohlgefallen an ihrem Bewerber findet, und sie sagt schnippisch in die Tannen hinein: „Er soll seine Bei' untern Arm nehmen und davonlaufen.“

Es ist aber eine Mutter, die mahnt: „Ich höre, er soll an der Banque nationale in Brüssel sein.“

„Wenn es der ist,“ eifert eine Vorigjährige vom Heiratskaffee, die nun mit einem Straßenbahnschaffner von Lüttich versprochen ist, „wenn es der ist — er kommt alle Jahr zum Goûter und hat doch seine Verlobte in Brüssel im Schuhgeschäft des Marchéaux herbes.“

Da mahnt diese Mutter nicht mehr, und die Schnippische lacht froh.

Die Schnippische ist Rosée Taminiaux.

Auch sind einige, die von den Herren schon dicht gekritzelte Tanzkarten entgegennehmen. Sie haben triumphierende Gesichter. Darüber erbosen sich die andern, die für die Polonaise, die doch für den Freier geradezu „bindend“ ist, noch keine „Besetzung“ haben, z. B. Zelie Huwart, die etwas mit der Zunge anstößt, und die den Henri Poliart aus Lalaing nicht haben mag, weil er ein angenommenes Kind ist, was doch eigentlich unanständig sei.

Auch die Maman Bas rose hat eine Enttäuschung. Sie mußte lange suchen und einen Zweig abreißen und eine Nachbarin fragen, bevor sie herausfand, wo das Rotstrümpfchen steht und was es treibt. Es treibt nicht viel, zu wenig nach dem Geschmack einer stolzen und zu Grobheiten aufgelegten Mutter. —

Steht so da, das Rotstrümpfchen. Wie steht's da? Ja, guter Gott, wie? Gar nicht, als hätte ein Prinz es 'rausgebissen! Am langen Tische steht's, wo die Kannen gefüllt und die Tassen gespült werden. Als sei es nur auf der Welt und speziell bei diesem Heiratskaffee, um bei Kaffeekannen und Spülnapf Wache zu halten. Sie füllt keine Tasse und reicht kein Brioche, sie hört keinen Anruf und keine Schmeichelei. Es ist offenbar, sie will nicht beim Goûter servieren! Sie will kundgeben, daß sie einen Freier hat und keinen neuen sucht. Aber die Mama Bas rose spitzt den Mund und weiß was anderes. Sie kennt doch ihr Rotstrümpfchen. Das wird sich hüten, die Sentimentale zu machen und den Sylvain Marbaix in der Ferne anzuschmachten. Einen Sylvain Marbaix schmachtet man nicht an, den — heiratet man. Mit dem „versorgt“ man sich!

Was ist's also mit dem Rotstrümpfchen? Sie langweilt sich, das Goûter hat kein Interesse mehr für sie, sie steht eben nur so herum. Vielleicht weiß Rotstrümpfchen selber nicht, daß ihr die Sache kein Vergnügen mehr macht. Ihre Augen sind sehr geschlossen, mehr wie je. So kann man nicht wissen, nicht einmal ungefähr, was Rotstrümpfchen denkt und sinnt und leidet.

Aber ihre heimlichen Blicke gehen unruhig und glutend. Sie wirren auch einmal zu der Tannenwand hinüber, die von so vielen versteckten Blicken belebt ist. Die

bohren aus unheimlichem Hinterhalte hervor, sie stechen auf das Rotstrümpfchen ein wie Schwerter, und dann langt ein Arm durch, ein winkender Arm. Da er von blau und rot gewürfeltem Kattun ist, weiß Rotstrümpfchen, was ihr winkt. Sie geht unlustig: „Was will die Maman?“

Hinter der Tannenwand tuschelt's, drei Fragen, drei eindringliche. Ob sie verrückt sei? Ob sie der el Patie eine Freude machen wolle? Und ob sie nicht sähe, der Prinz warte auf sie?!

Sie säh' es nicht, meint Rotstrümpfchen. Und man kann nicht wissen, ob sie wahr redet. Die Maman nimmt an, sie redet nicht wahr. „Geh jetzt hurtig,“ sagt sie, „und servier' den Herrn dein' Kaffee!“

„Sie sind nicht beim Goûter.“

„Denkst du, daß ein Prinz sich neben kleine Leute setzt?“

Nun geht Rotstrümpfchen und tut, was sie muß. Sie denkt: ‚Weil's die Maman will!‘ Und denkt so, weil es gar nicht anders auszudenken ist. Und weil sie von einem Geschicke gestoßen ist, dem sie folgen muß, ganz blindlings und zitternd und fürchtend und sehnend. Mit Simonne und Rosée trägt sie die dampfenden Täßchen. Der kleine Gelbe steht schon in entzückter Erwartung. Mit fröhlichem Winken begrüßt er die drei Ecausinnerinnen, streckt dann abwehrend seinen Arm aus, spricht sodann: „Bitte nicht per Zufall! Ich möchte sehr gern wissen, wer mir geben will die sehr schöne Tasse? Bitte, geben Sie.“

Steht und lächelt erwartungsvoll. Da Simonne sieht, wie die beiden andern zögern, tritt sie vor, stellt dem Japaner die Tasse vor. Ihr Gesicht sagt nichts, nicht eine Freude, eine Zärtlichkeit. Schiebt die Tasse hin und bleibt. Wenn's ihm Spaß macht, mag er ihr die Hand drücken. Er drückt ihr zwei Hände.

Rosée macht einen Umweg um den schwarzköpfigen Großen, den sie scheut, und beglückt den ältern Herrn! Aber Aimée Pête steht und zögert. Die Tasse zittert in ihrer Hand. Sie möchte umkehren und davonlaufen. Da sieht sie, wie der Herr die Hand ausstreckt und ihr die Tasse nimmt.

„Ich danke Ihnen,“ sagt er mit einem feinen Lächeln, so als verstünde er ihr Zögern und wolle ihr über einen unbehaglichen Augenblick hinweghelfen. Die Musik intoniert ein Lied zum allgemeinen Unisonogesang. Es klingt verträumt und heimlich jubelnd. Rotstrümpfchen löst die zur Kette eingefädelten Brioches von ihrem Halse, neigt sich ihrem Herrn zu und hängt ihm die Kette um. Und es schwillt der Sang: „Car rien n'est si bia que d'aimer.“

Rotstrümpfchens Hände nesteln erregt, ihr Arm streift seine Schulter, unbewußt flüstern ihre Lippen die Worte mit. Er sieht sie an. Da weiß sie, daß er den Jargon dieses Landes versteht und wundert sich. Graf Todo fragt: „Wie heißt's?“

Da streift der Große Rotstrümpfchens Hand und faßt sie und spricht: „Denn so schön ist nichts als zu lieben!“

Schweigt und sitzt unbeweglich und beider Hände pressen sich in starkem Druck. Und an diesem verräterischen Drucke spürt er, wieviel stürmische Wonne in ihr ist und wie dies Weib schwer trägt an seiner ungeweckten Liebe.

Dann ist sie von ihm fort, fast brüsk. Die beiden andern folgen ihr und zeigen, daß ihre Tanzkarten gefüllt sind. Da zerreißt Rotstrümpfchen mit einer heftigen Bewegung die ihre. „Ich tanze nicht.“

Ei warum nicht? Eine nette Präsidentin, die ihre Gunst nicht schenkt!

„Wie könnt ihr das — das mit eurer Gunst?“ fährt sie sie heftig an.

„Mein' Gunst?“ sagt Simonne. „Er ist häßlich, da hatt' ich Mitleid.“

Und Rosée: „Ich hab' immer gesagt, ich werd' mal 'n Alten heiraten, damit er gleich stirbt und mich zur Witwe macht. Eine schöne, junge Witwe möcht' ich mein Lebtag sein.“

Da geht Aimée von ihnen, denn sie möchte nicht, daß sie fragen, ob sie ihre Gunst geschenkt habe.

Hinter ihr her wogt die Lustbarkeit, Toaste und scherzhafte Sänge. Von den Fünfzig aus Ecausinnes ist keine mehr, die nicht den Freiersmann gewählt hat. Es stehen aber noch Bewerber am Tische, die keine Paarung gefunden haben, und sie schimpfen sehr über die Qualität des Kaffees und die der Brioches, eilen zum Omnibus und lassen sich zur Station fahren. Wenn man sie fragt, wie das Goûter in Lalaing ist, werden sie die Schulter schupfen und sagen: Alles Schwindel!

Es wird ihnen aber noch ein Schrecknis, das den Ruf des Heiratskaffees bei ihnen vollständig ins Schwanken bringt. Das ist, als die Sonne blutrot über den Steinbrüchen zum Untergange neigt und ein geheimnisvolles Funkeln, Sprühen und Leuchten um die ragenden, blauen Steine wird. Die Dämmerung wirft wallende Schleier darüber, und dann schimmert's wie aus Nebeldünsten, ein gewaltiges, fortan glühendes Transparent. Der Himmel fällt darauf nieder, und die blauen Steinkolosse stützen ihn. Es ist schön und gigantisch und überschüttet die Häuser und Höfe und Fabrikschloten mit Gold und Feuer, auch die Landstraße, auch den rasselnden Omnibus, aus dem die mürrischen Gesichter stieren. Und mit eins werden diese Gesichter lang und ängstlich und auch zornvoll, wenn sie es gewagt hätten, und wenn ihnen Zeit gelassen worden wäre. Aus dem Chausseegraben springen Menschenschatten auf, husch! quer über den Weg, und schon knarrt und klirrt die Tür des Omnibus auf. Ein paar Mann wollen herein. Man soll zusammenrücken! Nichts da, keine Furcht! Ob man denn eine Räuberbande sei? Ei je, nein! Anständige Buben von Ecausinnes-Lalaing. Aber man müsse den andern eins aufpetzen, denen von Carrières. Sie lägen im Tunnel. Und darum müssen sie, die von Lalaing, im Omnibus vorbeischlüpfen. Sie müssen ungesehen vor den Steinmetzen lagern, vor ihnen, verstanden? Also fein still! Ob man Tarata machen wolle? Haïe, was? So fliegen die Fremden raus, und die Buben von Lalaing fahren weiter. Verdammte Buben von Lalaing! Mordskerle! Adieu und auf Nimmerwiederkehr!

Da holpert der Omnibus über eine Barriere, und da springen die Männer ab. Husch! Verschwunden im Busch.

Fünfzig Schritte ins Feld hinein liegt mit gähnendem Dunkel der Steinbruchtunnel. Ein schmalspuriges Gleis gleißt hinein. Es windet sich von den Schuppen herüber durch lehmiges, aufgeschaufeltes Land, an einem dünnsickernden Wässerlein vorüber, zwischen steinigem, hochgetürmtem Reinschlag hindurch und in den durchbohrten Grund des Hügels hinein. Und durch Dunkel und Nachtschatten in die tiefen Schächte. Die Bähnchen, die dort schmalgleisig laufen, sind schwer, eiserne Karren rollen langsam bergab durch ihre Schwerkraft. Eine Karre rollt schwerfällig und mit dumpfem Rattern fern aus dem Schacht. Männer sitzen darin, und ihre weißen Halstuchzipfel flattern. Wenn sie sprechen, jagen ihre Stimmen ein stöhnendes Echo weit in der Nacht der Schächte auf. Tymian Tassignon sagt, daß man sich mit Gerätschaften aus dem Schuppen bewaffnen müsse. Er wird sich auf den Boden der Rollkarre legen und einducken und allein zum Schuppen fahren. Die andern springen ab, als das Dämmerlicht in den Eingang fällt. In plumper Schwere humpt die Bahnkarre davon, den vielen Windungen nach, zwischen Kleinschlag und am Bächlein und am öden Feld vorüber. Und dumpfrollend in den Schuppen.

Das ist um jene Stunde, da im Omnibus Wegelagerer die Tür aufrissen.

Zwei Steinwürfe hinter dem Omnibus her rollte dann die Bahnkarre, und Stiele von Hacken und Schippen, Pfähle und Gerüststangen stehen über den Karrenwänden hervor. Mit einem kräftigen Anstoß hat Tassignon das Bähnchen in Bewegung gesetzt, ist eingeschlüpft und liegt flach. Im Dunkel des Tunnels stehen sie und warten und schauen aus, wie es heranschlängelt, hinter den Steinhaufen verschwindet, im fahlen Dämmer wieder auftaucht und mit hohlem Geräusch einläuft in die Wölbung. Kräftige Arme schnellen aus dem Dunkel hervor, drängen gegen das Bähnchen an — halt!

Da steht Tassignon schon steil, gestikuliert, flüstert. „Mordsbleu! Hab' ich was gesehen! Die von Lalaing rücken vor! Vor uns! Hinübergeschmuggelt im Omnibus. Es waren ihrer nicht viele. Aber weiß man's, wo die andern lagern!"

Halblaute Flüche hallen. Man stößt mit schwieligen Fäusten in die Tasche, faßt die Messerklinge. Sacrebleu! Will man sie überlisten! Triumphieren will man über sie! Die Schandbuben! Wer denkt jetzt noch an den Sylvain Marbaix und seine Geschichte! Feindeslust, Kampfwut wird! Und die fiebernde Frage wird, wie man Siege feiert und feindliche Brüder heimschickt mit blutigen Köpfen. Sie drängen hastend zusammen und beratschlagen. Wenn die von Lalaing an der Barriere

lagern, dann sind sie ihnen zuvor, und das darf nicht sein, nein! nein! Gustave Michot schwört: „Im Namen Gottes —! Niemals!“ Und sind mit glosenden Gesichtern dicht beieinander im fahlen Zwielicht. Über die Barriere hinaus vorzurücken — unmöglich! Müßte man also schon die Station besetzt halten. Weiter ist kein Rat. Haïe, jawohl!

Einer drängt inmitten mit bleichem, verärgertem Gesichte. Haïe, jawohl! Vor der Station müßt' man den Sylvain Marbaix abfangen! Ob sie denn vernagelt seien? Ob sie nicht daran dächten —

Parbleu! Sie denken dran. Droben auf dem Hügel, wo der Ladekranen hochgeht —!

Der Steinbruchkönig hat dort einen Verladungsplatz — Es halten gewisse Güterzüge dort, ehe sie auf der Station einlaufen — Man — wird den Sylvain Marbaix dort abfangen müssen. Hinauf zum Hügel! Wie man da ungesehen hinaufkomme? Durch den Schacht? Gefährlich und umständlich, und es kann ein Pfiff tönen und der Güterzug einlaufen. In der nächsten Sekunde kann's geschehen. Hepp, zum Entschluß. Aber wie? Der Kranen —! Haïe, ja, der Ladekranen! Gefährlich und halsbrecherisch ist's. Der Gustave Michot sagt nein. Man soll nur die Schraube losdrehen, die den Hebel hält, es fliegt dann das Schiffchen nach oben. Und sie alle im Schiffchen. Und droben alle. Holla! Ans Werk!

Jetzt, da Gefahr wird, da die Gewalttat sie packt, der Streit zum Kampf zu werden droht, sind alle Sinne in ihnen wach. Der Haß schnobert aus ihnen und die brutale Siegerwut. Und wenn es nicht der Sylvain Marbaix und seine betrogene Liebe wär' — sie würden um einen Zigarrenstummel kämpfen und Köpfe blutig prügeln und Gut und Blut und Wohlstand in die Schanze schlagen. Und einen Menschen töten —! Um eines Zigarrenstummels willen!

Die Schraube kreischt und stöhnt. Zwischen den eisernen Bändern schürft der Hebel auf, knarrt, schlenkert, schlägt gegen die Eisenbarren, daß ein singender Metallklang nachtönt. In dem Gerüst schwankt das Schiffchen, lautlos hinauf, hinauf — schaukelnd in der schleiernden Abendluft, und ein dumpfes Aufprallen, ein Stoß und Schütteln im Gerüst — Stille.

Droben schlüpfen Gestalten aus dem Schiffchen, gleiten, sich bückend, über die Erde, um die Schuppen und auf die Brücke bis zu den Bahngleisen. Stehen und horchen. Fünf Minuten weiter liegt die Station. Das Licht auf dem Perron blinkt schon. Auch drüben in der Dunstferne des Pfingstabends blitzen winzige Lichtfünkchen und rote Flammenscheine. Und am Himmel ein matter Glanz von Rosa und feurigen Lichtgarben. Sirrend schießen sie auf und streuen Funken und Flitterlicht, in kurzen Abständen, ganz plötzlich.

„Sie machen Feuerwerk, seht ihr's?“

„Sie sind beim Tanz, seht ihr die Fahnen? Das ist am Platz de la Bassée.“

Und hintennach ein Fluch.

Sie stehen stumm und schauen, ragende Schatten im sanften Abenddämmer. Drüben, wo der Himmel lichterloh brennt, wogt der Kirmesjubel. Und einsam und verwegen stehen im brachliegenden Feld die Männerschatten. Haßfunkelnde Augen schauen und lauern. Der mit dem fahlen, verbissenen Gesicht fährt auf — plötzlich. Ein hingezischelter Fluch, eine Drohung! Haïe, was es gibt! — Sacri! Ob sie nichts sehen — gar nichts? — Da! Überall! Schlüpfende Schatten .... übers Gleis — in die Güterschuppen!

„Da sind sie!“ flüstert Gustave Michot, und dann weiß man, die von Lalaing sind's. Tymian Tassignon hat scharfe Augen und sieht, daß sie in den Güterschuppen nach Gerätschaften zur Verteidigung gesucht haben. Sie fuchteln mit drohend geschwungenen Stielen.

Unter den Steinmetzen Murmeln und Bestürzung. „Sie sind wie Jagdhund' auf unserer Spur!“

„Wollen die uns hinweg verdrängen? Gamins! Die Messer raus!“

„Bon Dieu! Jetzt wird's was!“ ruft Tymian Tassignon, und sein rotes Gesicht wird bleich, und seine Courage zerrinnt vor dem großen und furchtbaren Ungewissen, was jetzt hereinbricht. Er hat die Begeisterung, ein Kampfgeschrei zu erheben, aber wenn der Augenblick kommt, daß sein Kopf blutig geschlagen werden kann, wird er mild und versöhnlich.

Der Bleiche und Verärgerte aber drängt

sich vor. Er steht vorgebeugt wie zum Sprung und redet. Das Weiße glost aus seinen Augen. Sie rollen unstet. „Gevatters, haïe! Laßt sie rankommen, die Buben, und laßt sie losschlagen — und wenn ihr mich dann seht durchs Feld zurücklaufen — lauft mir nach! Seht nicht, wohin's geht. Lauft mir nach!! —"

Sie sehen in sein Gesicht und wissen, daß es ein furchtbarer Plan ist . . . Und da wimmelt schon das Nebengleis von Schatten! Die Buben von Lalaing rücken an mit Hacken und Schaufeln und Knütteln, über das Gleis kommen sie, vorüber wollen sie. Halte-là!

„Hat uns einer was zu kommandieren?"

Die Steinmetzen: „Hier geht keiner vorüber!"

„Ist die Passage euer?"

„Ist sie euer?"

„Wer sie nimmt, hat sie!"

„Noch nicht! Alarm!!"

„Kommt nur! Alarm!!"

„Vorwärts!!"

„Vorwärts!!"

Da ist schon ein Gewühl auf dem Geleise. Scharf prallen die Hacken und Schippen, ein schartiger Klang. Ein Pfiff!... Ein gellender, langgezogener, fern aus der dämmernden Weite, wo die Schienenstränge verzweigen und breit und vielfältig verlaufen. Die Geleise klirren, der Boden erschüttert, und Pfiffe, schrill warnend, und zischender Dampf, Gepolter, Pusten, Rattern.

Aber sie kämpfen noch auf den Schienen, sie sind toll und wild und zähe. Sie drängen dem langsam heranrollenden Güterzuge entgegen! Sie winken und rufen, sie schlagen zu und werfen den Gegner zurück. Am Auslug der Maschine ist Oude Klaars wetterhartes Gesicht. Sein Ruf dröhnt: „Zurück — oder ich fahre über euch weg!"

Und der Gegenruf: „Oude Klaar, halt an! Hier ist Zweigstation!"

„Dampf!" brüllt Oude Klaar. „Ich fahre zu!"

„Wo ist Sylvain Marbaix?! Sie hat dich verleugnet! — Rotstrümpfchen! — Auf der Tribüne —!"

„Falsche Hunde! Glaubt's nicht, Sylvain Marbaix!"

„Sie hat dich verleugnet, Sylvain Marbaix —!!"

„Oude Klaar, was rufen sie?" fragt Sylvain und steht hinter ihm und fühlt's wie Faustschläge ins Gesicht. Oude Klaar antwortet nicht. Er läßt die Dampfbremse locker, mit einem Ruck zieht die Maschine an. Sein Gesicht ist wie aus Erz. Er wird seine Pflicht tun, weil er im Dienst ist. Er wird über raufende Menschen dahinsausen.

Da ist Sylvain am Kessel, stoppt das Feuer, stürmt zur Sandstreubremse, die er öffnet. Über die Radachsen in die Schienenrillen rieselt, raspelt der Sand, hemmt die Räder. Von den Wagen aus dröhnen die Zurufe des Personals. Sylvain fühlt sich von Oude Klaar erfaßt und zurückgeworfen. Der schließt die Sandstreubremse, reißt das Ventil im Kessel auf. Als er sich nach Sylvain Marbaix umsieht, ist der abgesprungen.

„Ich bring' dich um dein' Dienst, Kanaill'!" ruft er ihm nach. Aber da wird ein Tumult um die Maschine, der nicht mehr zurückzudämmen ist. Rufe, Gebrüll, Flüche. Wenn einer ruft: „Sie hat dich verleugnet!" hängt ihm Sylvain Marbaix am Halse und würgt ihn. „Dampf!" brüllt Oude Klaar, läßt die Pfeife gellen. Das Personal setzt am Wasserkran den Schlauch an, spritzt den Strahl in die Raufenden hinein — da lassen sie locker, geben die Bahn frei, wälzen zur Brücke hin.

Wie festgebissen hängen zwei zusammen, Sylvain Marbaix an dem bleichen Verwegenen. Der zerrt mit seinem schmächtigen Körper den wuchtigen des Sylvain Marbaix weiter, läßt sich schlagen und zerfleischen, zerrt ihn weiter — über die Brücke weiter — weiter! Seine Augen gleißen weiß wie geschliffenes Metall. Weiter! Das Gewühl ist jetzt auf der Brücke. Auf klirrendem Geleise jagt der Güterzug dahin. Der ausgespeite Dampf fliegt zurück über die Kämpfenden hin.

Einer hat sich aus der Wirrnis losgelöst, läuft! Läuft schweigsam mit winkenden Armen. „Seht ihr's?" ruft Thymian Tassignon seinen „Gevattern" zu, „seht ihr den Ziegendurdu laufen?!"

Und sie sehen den Ziegendurdu laufen. Ei Tonnerre! Wohin? Hinter ihm her wie ein gereizter Stier der Sylvain Marbaix. Sein schweres Blut ist aufgeschüttelt, es kocht, es lärmt, die rote Wolke vor seinen Augen, die lohende Wut, die betro-

gene Liebe, die gewalttätige Liebe. Ihm nach! Ihm nach! Dem Ziegendurdu, dem feigen Schwätzer, Alarm! Alarm!

Über die Brücke dröhnen die jagenden Schritte, dumpf hallend im durchwühlten Feld, auf die Schuppen zu — auf fliegen die Tore, hinein! Hinein! Hinunter in Nacht und Schacht!

Herrgott! Herrgott! Jetzt weiß man den teuflischen Plan! Der Ziegendurdu, der Schlaue, der famose Schuft!

Hinunter in Nacht und Schacht! Hat man sie erst dort fest, die Dummen, die Hilflosen, die nicht Weg und Bahn kennen drunten in den Steinbrüchen, dann kommt keiner mehr heraus, der nicht um sein Leben winselt, der nicht heim will mit Hohn und Spott und beschimpft. In die Nacht! In den Schacht! Alarm!

Im offenen Schlund der Schuppen verschwinden die Menschenschatten. Hinter ihnen bauscht mit grauen Schleiern der Abend. Stille oben. Und hohles Getöse drunten. Schreie, Ächzen, Wehe, heimtückische Gewalttat.

Die Steine ragen wie Felsen, die Felsen wie steile Wände, die steilen Wände wie blaue Märchenberge oder wie Palastwände einer unterirdischen, tiefen und einsamen Stadt. Eine Spalte klafft und saugt den letzten Tagesschein vom Himmel auf. Ein verschwimmender Glanz, der an den schimmernden Wänden hinabrieselt und drunten eine schräge Lichtscharte in die blaue Nacht schlägt. Und die blaue Nacht hat einen goldenen Saum. Das gleißende Lichtgold schimmert unruhig auf der blauen Wundernacht, als müsse es mit einemmal hinweghuschen aus dem Spalt, wie der Blick aus einem zuckenden Augenlid. Und wie aus eines Menschen Gesicht das helle Lachen.

Eines Menschen Gesicht liegt auf dem Goldsaum in der blauen, leuchtenden Nacht. Das blanke Licht zittert auf einer blutig klaffenden Stirne. Und aus diesem Gesicht ist das helle Lachen.

Das ist in demselben Augenblicke, als unter den Lampions und den Girlanden hervor und aus wirbelndem Tanze das Rotstrümpfchen tritt und der Herr ihr sagt: „Jetzt sind Sie heiß, kommen Sie!“

„Tanzen wir nicht mehr?“ Der Atem jagt ihr.

„Erst wollten Sie nicht tanzen, und nun?“

„Machten Sie es nicht auch so?“

Sie sprechen beide erregt und schnell.

„Nehmen Sie an — es war mein Pflichttanz.“

„Eine Tasse Kaffee verpflichtet zu nichts.“

„Nein, denn es war keine Gunst.“

Sie schweigt. Er spricht wieder: „Ich mußte von Ihnen die Tasse nehmen.“

„Freilich müssen Sie's nehmen.“

Wie ihre Stimme ist? Sie ist mit weichen Schauern überdeckt. Er fühlt sie wie eine liebkosende Hand auf seiner Stirne. Er hört sie in sehnsüchtigen, leisen, weinenden Worten um sich: ‚Nimm mich! Nimm mich! Freilich müssen Sie nehmen!‘

Er sagt: „Und nun nehmen Sie von mir —,“ und er deutet auf die Kette der Brioches, die ihm noch um den Hals hängt. Sie erinnert sich des Brauches, steht dicht zu ihm, hebt die Arme an ihm hinauf — um seine Schulter — um seinen Hals ... ihre Arme schließen sich, fest wie eiserne Ketten, sie weiß nicht, was sie tut, sie fühlt nur, daß sie es muß — ihre Arme um ihn schließen, stürmisch und fest und unaufhörlich. Und da er die Schwere ihres Körpers und die Wärme und den Duft spürt, rinnt der Rausch über ihn, nimmt seine stolzen Gedanken fort. Und er küßt die Lippen, die noch unter dem heißen Flüstern schwellen: ‚Nimm mich! Nimm mich!‘

Und denkt, daß sie die Königin ist.

Und denkt nicht, daß die Maman Basrose ihre Mutter ist.

Sie fragt: „Bist du der Prinz?“

„Ich bin kein Prinz. Von den dreien, die du am Tische sahst, bin ich der Geringste.“

Und sie mit stockendem Atem: „Wer ist der Prinz?“

„Wenn denn ein Prinz sein muß — der kleine Japaner. Er stammt aus einer Seitenlinie des Kaiserhauses, von den Katischirakawas. Aber er ist ein Graf und es ist ihm bestimmt, die Prinzessin Take zu heiraten.“

„Er wird sie nicht heiraten,“ hebt den Arm und zeigt in die Birkenlaube. Graf Todo hält Simonnes Hände.

Da rinnt aus seinem heißen Gesichte der Rausch. „Weißt du, wer ich bin?“ fragt er hastig.

„Ich will's nicht wissen.“



Mutter und Sohn. Gemälde von Eugen Spiro.

Sie hat Furcht, daß sie dann erwachen müsse.

„Ich bin Liè Macq.“

„Der Steinbruchkönig —“

„Sein Sohn.“

Da schließen ihn ihre Arme fest und freudig ein. Ihr Gesicht wühlt sich ein an seinem Halse. „Was frag' ich danach! Du bist mein Prinz!“

In ihr üppiges Haar neigt er sein Gesicht. „Was frag' ich danach!“ murmelt auch er.

Das Rotfeuer zischt über sie hin und die zartgefärbte Abendluft. Die bunten Lampen schaukeln, die Kränze rascheln. Die Liebe brennt.

Die linde Pfingstnacht zieht herauf aus den blauen Felsen.

Aus den blauen Felsen dringen verworrene Geräusche.

Hört man's rufen? Was rufen sie? Einen Namen! Welchen Namen? Sie rufen's mit Empörung und Leid. Die Tanzenden stehen und lauschen. Von der Straße her Stimmenschall.

„In den Steinbrüchen liegt er! Sie haben ihn niedergeschlagen!“

Ein wirres Fragen: „Wen?“

„Sylvain Marbaix!“ Und weithin noch der Ruf: „In den Steinbrüchen liegt er!“

Aus heißer Verzückung schreckt Aimée Pête auf. Ihre Wangen glühen noch, ihre Augen sind umflort, ihr Haar ist wirr.

Da sagt der Herr ihr: „Sylvain Marbaix liegt in den Steinbrüchen.“ Er hält ihre beiden Hände fest, er lauert auf ihr Zucken, er fragt: „Warum erschrickst du?“

„Erschreck' ich denn?“ Und die Lippen zusammenbeißend: „Ich erschrecke nicht!“

„Dann komm von hier fort!“ Und noch hält er ihre Hände. Sie steht wie geworfen, sie möchte zurück, den Leuten nach, sie möchte ein Wort sagen, fragen —. Einen Moment nur dies Zögern! Dann geht sie mit Lie Macq, dem Prinzen, davon.

Entsetzte Menschen fliehen unter den schwankenden Girlanden hinweg. Keine Tanzenden mehr. Kein Sang und Klang. Halbgeleerte Flaschen und Gläser. Weit und leer ist der verlassene Platz.

Noch dröhnen die Rufe. Im Laufschritt rasen Männer durch die Straßen. Waffen blitzen. Die Garde civique rückt an. In den Steinbrüchen tobt noch die blutige Schlägerei.

Ein Alter schleicht an den Häuserfronten entlang, und an den Haustüren, wo erschrockene Leute stehen, erzählt er: „Man soll die el Patie steinigen —“

Am Eingange des Dorfes laufen sie zusammen. Was ist's? Die Frauen weinen —

Oude Klaar kommt daher, auf seinem Rücken trägt er den regungslosen, wuchtigen Körper von Sylvain Marbaix. Die weinenden Frauen sagen: „Seht ihr das Blut auf dem Boden?“

Die Männer, die nicht weinen können, sagen: „Wenn er blutet, dann lebt er noch.“

Und Oude Klaar geht und gibt keine Antwort.

Ein Hornsignal durchschmettert die tiefe Einsamkeit. Der Kommandoruf in verlorener Ferne. Dumpfhallende Schritte. In wogenden Schattenklumpen verzweigen sich die angesammelten Scharen der Bürgerwehr.

Die südlich der Ebene ziehen, sprechen: „Es ist sichtbar, es soll kein Segen mehr sein fürs Heiratsdorf.“

Die nach andern Richtungen abziehen, sprechen: „Nun kommt ein Unglück herauf übers Heiratsdorf. Es ist Blut geflossen.“

Da wird auch die weite Ebene von Beverloo leer wie der Tanzplatz de la Bassée und die Straßen und die Kabaretts.

Und die ewigen Sterne flimmern.

3. Kapitel.

Am Kabarett der Witwe Vas rose steht der Putzeimer vor der Türe. Daneben steht der knochige und eckige Viktorien Pête, schlenkert die roten nassen Hände. Er schämt sich, wenn Vorübergehende nach ihm sehen. Wenn er nicht sechzehn Jahre alt wäre, würde er dastehen und heulen.

Es trat die Frau des Hauses „Erzähl's weiter“ an die Türe, hing den Schaukasten aus und sah verächtlich her. Da hatte Viktorien, der große Junge, den Aufwaschlumpen in den Eimer zurückfallen lassen und sagte hinüber: „Kann ich dafür! Wenn das Rotstrümpfchen draußen nicht mehr putzen will —!“

Im Hineingehen sagt da die Frau des Hauses „Erzähl's weiter“: „Möcht' ihr auch sehr raten, den Leuten nicht gleich wieder unter die Augen zu kommen.“

Weit offen steht das Fenster im Kabarett. Aimée Pête hat die weiße ungebleichte Schürze um die Hüften gebunden, scheuert die Tische, hält inne, als sie die Frau draußen reden hört. Die Augen flackern ihr auf, die Röte läuft ihr ins Gesicht. Aber ihr Herz klopft bang, so daß sie der Frau kein schlimmes Wort hinausrufen könnte.

Und dann sieht sie aus der Vorhangfalte hinterm Büfett die Maman herauskommen, bückt sich und scheuert weiter. Die Maman hält eine Kartoffel in den Händen, die sie ringelnd schält, und hat in der hohlen Hand noch eine andere. Sie wird nie ohne Beschäftigung gehen oder stehen. Sie ist eine fleißige und keine gemütliche Maman. Aber nun hat ihr der Omer, der Guckalles, der Schlauberger, etwas verraten, das er gesehen hat beim Schein des Rotfeuers und unter den schwankenden Girlanden und hinter den Birken.

In ihrem glatten, runden Gesichte steht eine hinterhältische Freude. Und darum ist sie vom Kartoffelkorb aufgejagt, fiebert vor Neugierde und ist ruhig und behäbig. „No, wie ist's denn?"

Und Aimée Pête aufgeschreckt und bestürzt: „Meinen Sie mich?"

„Ei no, mich mein' ich nicht."

„Was wollen Sie denn, Mère?"

Da legt die Maman breit und froh die verschränkten Arme aufs Büfett. Und mit zarter Andeutung: „War's schön?"

Das Rotstrümpfchen scheuert, daß das Holz splittert. „Oh Mère!"

Und die Maman sanft und lauernd: „Hat er was Bindendes gesagt?"

„Oh Mère, was wollen Sie?"

Die Maman ruckt auf, stößt die Hand mit dem steilgestellten Küchenmesser aufs Büfett nieder. „Nu' halt mich aber nicht für kappus! Er muß doch was gesagt haben, denn wenn man genug geküßt hat, hernach sagt man was, haïe?"

Aimée Pête stützt die Hände flach auf, steht gebückt und denkt, nun würde sie eher aus dem Hause laufen, als dieser Frau antworten, was sie will. Es hätte sie eine körperliche und schmerzhafte Überwindung gekostet, ein Wort dieser heiß verrauschten Augenblicke, ein einziges nur, preiszugeben.

„Hepp!" ermuntert die Maman.

Da scheuert das Rotstrümpfchen wieder, daß der Tisch rückt und knarrt.

„Ich sag' nichts, ich weiß nichts, reden Sie, was Sie wollen, Mère."

Mit einer stolzen und verschwiegenen Freude tritt die Maman hinter den Vorhang zurück, setzt sich an den Tisch, und als Omer von der Pumpe kommt, wo er sich den Kopf naß gewaschen hat, zwinkert sie ihm zu. „Es ist so was, ja, ja, es ist richtig." Sticht die Augen aus und läßt die Kartoffel in den Eimer plumpsen. Hochauf spritzt das Wasser.

Omer Pête macht ein kniffliges Gesicht, lehnt sich an die Schulter der Maman. „Soll ich Ihnen sagen, was der Steinbruchkönig auf einen Tag verkauft?" Er tritt einen Schritt von ihr weg, um ihre Verwunderung zu genießen. „Hören Sie mal: dreißigtausend Franken!"

„Wieviel ist das?" fragt die Maman.

Da mißt Omer die Stube ab mit vier weiten Schritten. „Wenn Sie den ganzen Boden bis hierher mit Franken verlegen würden, dann haben Sie —"

„Guter Gott!" ruft die Maman und sinkt in den Stuhl zurück.

Aber Omer sagt: „Dann haben Sie erst zehntausend Franken. Man müßt' also noch die Schenkstube und das Schlafzimmer voll legen —"

„Guter Gott!" flüstert die Maman und sitzt starr.

„Dann erst hat man dreißigtausend Franken," vollendet Omer mit der Miene eines Menschen, den keine Zahl umwirft.

Die Maman sitzt noch in tiefem Erschrecken. Ihr ist, als wäre sie auf einem hohen Berge und neben ihr ständ' der Teufel, um sie hinabzustürzen. Ihr ist sehr schwindelig.

Omer fährt fort: „Das verdient er auf einen Tag! Es ist soviel, daß wir es unter uns teilen können, und jeder von uns ist dann noch furchtbar reich."

„Auf einen Tag!" wiederholt die Maman und verliert alle Hoffnung.

Omer fährt fort und lehnt wieder an der Schulter der Maman: „Es ist also so, daß er alle zwei Tag' ein Millionär ist und jeden zweiten Tag wieder 'n Millionär und so fort, bis er stirbt. Er wird am End' gar nicht mehr zählen können, wie oft mal er 'n Millionär ist. Er hat die Millionen, wie wir die Zehncentimes." Da faßt die

Maman wieder Mut. „Wenn die Millionen ihm so wachsen —!"

Sie meint, dann könnte er schon mal gleich eine Million hergeben, um das Kabarett auszubessern und eine Million für den Omer, daß er mal nach Brüssel reisen kann in den Kinematographen. Und eine Million für den Viktorien, daß man ihn vom Militär loskaufen kann.

Mit weit aufgerissenen dummen Augen steht Viktorien auf der Schwelle, läßt den Eimer niederplumpsen. Guter Gott! Wenn das so ist mit der Aimée und den Millionen — ja dann freilich darf sie nicht mehr putzen vor der Türe.

Und die Maman sitzt noch mit hochglühendem Gesichte und würfelt die Millionen im Munde, und es kommt ihr nicht darauf an, wem sie noch eine Million schenkt, — wenn einmal das Rotstrümpfchen ins weiße Haus an den Steinbrüchen einzieht!

Das Rotstrümpfchen hat nicht mehr gescheuert, steht da und preßt die Hände auf die Brust, die ihm stoßweise wogt. Wenn ein Schritt vor dem Hause laut wird, meint's, es müßte hinlaufen und die Türe verriegeln. Und hinter der Türe wird's lauern und in wahnsinniger Freude sein, wenn er es ist, der anklopfen will an ihre Türe. Aber nicht herein soll er! Nicht in dies Haus. Sie meint, dann müsse er gehen und nie wiederkommen und traurig über sie lächeln und in Ewigkeit getrennt von ihr sein!

Der Schatten eines Mannes weht am Fenster vorüber. Tapp tapp, schwer und schlappend vor der Haustüre, ein Schlag auf die Klinke, die Türe fährt auf. In die Spalte tritt Oude Klaar und herein und ans Büfett. Steht da.

Aimée Pête läßt den Atem lang ausfließen. Sie möchte froh sein, wie nach einer überstandenen Gefahr, aber Oude Klaar trägt eine Luft mit sich herein, die unheilgeschwängert und lähmend ist.

Oude Klaar steht noch und fordert nichts. Er sieht geradeaus nach der gegenüberliegenden Stubenwand, und da bemerkt Rotstrümpfchen, wie hart und unerbittlich eigentlich Oude Klaars Gesicht ist. Dann sagt er, ohne sie anzusehen: „Ich hätt' mit dir zu reden. Es soll aber niemand herein." Geht und verriegelt die Außentüre. Steht wieder am Büfett und sieht auf die gegenüberliegende Wand.

„Ich seh', du weinst nicht mal."

„Oude Klaar, ist er tot?!"

„Nein, Gott sei Dank!" Und da er den Namen Gottes ausspricht, lüftet er die breitschirmige Mütze. „Sie haben ihm den Kopf kreuz und quer zerschlagen. Soviel man flicken kann, ist gemacht worden. Vielleicht verliert er doch noch den Verstand. Man weiß nicht."

Aimée Pête steht steif und sieht zu Boden. Da sind ihre Augen wie geschlossen. Die langen Wimpern liegen wie schwarze Striche. „Ist er zu Bewußtsein?"

„Er spricht nicht."

„Klagt er nicht?"

„Der tät's nicht und wenn's ihm den Kopf abdrückt." Rauh und knapp sagt's Oude Klaar. Die Ergriffenheit packt ihn, da hustet er sich die Stimme klar. „Daß du's weißt, er liegt im Krankenhaus von Carrières."

Ihre Augen flackern auf. Notblicke jagen zu dem Alten. Der nickt unerbittlich: „Im Krankenhaus von Carrières, im Hospital der Steinmetzen."

Da weiß sie, daß Sylvain Marbaix unter dem Protektorat des Steinbruchkönigs liegt. Die Frische weicht aus ihrem Gesicht. Sie ist blaß und unkenntlich, denn in ihrem Gesicht muß die feine samtne Röte sein.

Oude Klaar möchte keinen Irrtum aufkommen lassen und spricht klar und herb: „Im Krankenhaus von Liè Macq. Er hat's Anno 1900 für seine Steinmetzen bauen lassen, und weil's die Steinmetzen waren, die den Sylvain Marbaix so zugerichtet haben — ich mein', es müßt' dir lieb sein, Rotstrümpfchen —"

Sie muß sich setzen, die Knie wanken ihr. Oude Klaar spricht nicht mehr gegen die Wand, er sieht das Mädchen an.

„Es scheint aber, du erschrickst sehr."

Sie sagt aber fest und entschlossen: „Ich erschreck' nicht, warum soll ich erschrecken?"

„Wenn sie den Sylvain Marbaix erschlagen hätten, wär's wegen dir gewesen."

„Ich hab' Sylvain Marbaix zu nichts geheißen."

„Es stimmt; er müßt' dir jetzt den Gefallen tun und sterben."

Sie erschauert bis in die Seele hinein, aber sie will's ihm nicht zeigen. Sie schweigt.

Da ist Oude Klaars Stimme verhalten und dunkel. „Ich glaub', wenn er's wüßt', könnt' er dir den Gefallen tun."

„Ihr sollt nicht so sprechen, Oude Klaar!" preßt sie heraus.

Er sieht von ihr weg und wieder nach der Wand. Er scheint nachzusinnen. Es könnte auch sein, daß er wartet, ob sie sprechen wird.

Sie spricht nicht, da sagt er: „Es kann sein, wenn ich heut hingehe zum Sylvain Marbaix, daß er mich fragt, ob's wahr ist. Den andern hat er's nicht geglaubt und hat wie ein Stier gewütet. Mir wird er's glauben. Also wird er mich fragen: ‚Hat mich die Aimée Pête verleugnet?'"

In großer Heftigkeit spricht da Rotstrümpfchen, und ihre Wangen röten sich, und ihre Lippen schwellen wieder rot.

„Verleugnet hätt' ich ihn, weil ich sagte, ich sei ihm nicht versprochen? Hat er mir auch nur einen Ring an den Finger gegeben? Haben wir etwas zum Heiratstrousseau angeschafft, einen Schrank oder ein Sofa? Keinen Stuhl, sag' ich Euch, Oude Klaar! Ich bin noch frei und keinem Menschen zugesprochen." Sie ist auf und dicht zu ihm, und mit schwer wogender Brust und wie gehetzt: „Ich hab' doch die Wahrheit gesagt, ich bin keinem Mann versprochen. Hab' ich nicht die Wahrheit gesagt?!"

Mit flackernden Blicken sucht sie des Alten Gesicht. Seine Augen sind gläsern, seine Blicke gehen nach innen, so blickt er sie an und scheint sie doch nicht zu sehen.

„Man fühlt's, ob man die Wahrheit sagt," spricht er rauh und leise.

Da geht sie von ihm weg und hinter ihn ans Fenster. Und noch spricht er rauh und leise: „Wir waren hinter Braine und hatten Fahrt frei, bis uns zwischen Braine und Manage das rote Licht in die Quere steht und wir auf freiem Feld halten müssen. Da hat der Sylvain Marbaix gesessen und ausgeschaut nach den Zügen, die uns vorauf sollten, bis ihm die Augen rot wurden. Und als wir eine Stunde fest waren, sagte er: ‚Ich hab's dem Rotstrümpfchen versprochen, ich muß heim.' Und als die zweite Stunde vorüber war: ‚Oude Klaar, ich mache mich unglücklich und lauf' vom Posten.' Und in der dritten Stunde sprach er nicht mehr, und ich hab' gesehen, wie er heimlich gebetet hat. Da hab' ich ihn im Aug' behalten, denn es war, als schätze er die Entfernung ab, um vom Posten zu laufen. Und dann hab' ich ihm den Rücken gedreht, denn er sollt' sich nicht schämen, daß er an der Maschine stand und weinte. Er kam aber zu mir und sagte: ‚Oude Klaar, es ist mein Unglück, daß ich heut nicht dort bin, ich fühl's.' Das war, wie's schon zum Dunkelwerden ging. Als die Fahrt endlich flott wurde, hat er kein' Freud' mehr gehabt. Und dann brüllten sie uns vor der Maschine: ‚Sie hat dich verleugnet!' Wie dann der Sylvain Marbaix dreingefahren ist, wie ein Wilder, wie ein Turko! Und heut noch würd' er sie niederschlagen — alle! Aber wenn ich komme, wird er mir's glauben. Rotstrümpfchen, ich kann keinem Menschen die Unwahrheit sagen —"

Er hält inne, er hört und weiß nicht, ob es Schluchzen ist. Langsam dreht er sich um, und da steht das Rotstrümpfchen am Fenster, drückt den Arm gegen die Scheibe und das Gesicht auf den Arm und ist geschüttelt von unterdrücktem Weinen.

Oude Klaar schluckt einigemal heftig, steckt den Finger in die schwarze Halsbinde, als sitze sie ihm zu fest, steht steif und macht eine Armbewegung, als wenn er sprechen müsse, und stößt die Hände in die Taschen. Und dann zwingt er seine Stimme: „Rotstrümpfchen, geh zu ihm!"

Todstille wird sie. Ihr Schluchzen ist jäh abgebrochen. Sie steht, als hätte sie der Schlag gerührt.

Oude Klaar sagt noch knapp und ergriffen: „Das Bißchen hätt' er wohl um dich verdient."

Weich geschüttelt und geworfen steht Aimée Pête. Sie hat ihn doch gern gehabt, den großen Guten, so wie er um sie war mit Sorgfalt und täppischer Zärtlichkeit und dankbar und beschützend. Sie hat ihn noch ebenso gern. Dies Neue, das in sie gekommen ist, hat nichts von dieser Zuneigung genommen. Wehmütig rinnt das Mitleid für ihn in sie. Und sie sagt: „Oude Klaar, ich geh' hin — aber, Oude Klaar, Ihr müßt mit ihm sprechen — vorerst! Dann geh' ich hin."

„Es ist gut," sagt Oude Klaar, „so kann ich denn aufriegeln."

Er drückt die Mütze auf den Kopf und

öffnet die Tür. „Adjü, Rotstrümpfchen,“ sagt er und geht.

Aber das Rotstrümpfchen stürzt ihm nach, möcht' ihm nachrufen: ‚Nein! Nein! Ich kann nicht!‘ Und ist schon in der weitoffenen Türe. Da steht Oude Klaar und wartet.

Langsam drückt Rotstrümpfchen die Türe zu. —

Ei, warum kann sie nicht? Was ist's weiter, wenn sie hingeht und sagt: ‚Gu'n Tag, Sylvain, du bist krank, Kranke besucht man, hier bin ich!‘ Warum kann sie das nicht? Sie weiß, der Sylvain wird ihr die Hände drücken und dankbar sein, sie kennt den guten, treuen und frohen Sylvain. Ei, so kann sie, wenn sie darf!

Aber schreckhaft kommt ihr ein schlimmer und banger Gedanke.

Sagt jemand, daß sie es nicht darf? Ist eine Stimme da um sie, in ihr, eine mahnende, flehende, prophetische? Wenn sie Sylvain Marbaix, den Kranken, besucht, zeigt sie, daß sie ihm nahesteht. Aber sie hat Sylvain Marbaix verleugnet, sie hat mit ihm nichts zu schaffen! Warum geht sie also und besucht ihn und macht ihn froh wie einen Geliebten, der Anrecht auf sie hat? Es wird zur Schlinge, die sie sich selber um den Hals legt: Vorsicht!

Und plötzlich wallt ihr das Herz in rasenden Schlägen. Ist nicht die Schlinge schon um ihren Hals gelegt! An ihr ist es, sie locker zu halten, sich Luft zu lassen zum knappen Atmen von einem Tag zum andern. Sie hat öffentlich abgeleugnet, was zwar der Form nach nicht bestand. Aber doch bestand! Sie erschlich sich einige Minuten berauschenden Glückes. Nun ist ihre Seele wach, ihre Sinne. Ihre Sehnsüchte! Nun ist sie Weib geworden! In diesen Augenblicken erschlichenen Glückes!

Und wenn sie jetzt geht und die öffentliche Wahrheit wieder heimlich verleugnet, am Krankenlager Sylvains steht und sich von ihm zärtliche Worte sagen läßt, dann muß dieses Glück in Scherben gehen. Hat das Oude Klaar gedacht? Guter Gott! hat er das gedacht?! Oude Klaar war doch kein Unehrlicher, er wollte sie doch nicht heimtückisch in die Schlinge ziehen! Oude Klaar, das Rotstrümpfchen kann sein Wort nicht halten, es kann sich selber sein Glück nicht erdrosseln.

Nun beginnen ihr wieder die Knie zu zittern, daß sie sich setzen muß. Wenn sie jetzt zurückdenkt, was Oude Klaar sprach, wie er es sprach, wie er sie ansah dabei, so weiß sie, daß ihre Einwilligung für ihn bedeutete: Rotstrümpfchen kehrt zu Sylvain Marbaix zurück! Sie ist wie gejagt, sie muß aus der stillen Schenkstube fort, sie muß unter Menschen. Hinterm Vorhang sprechen sie noch von Millionen. Da setzt sich Rotstrümpfchen zu ihnen mit stillem, verklärtem Horchen, und es wird um sie eine goldene Welt und das Dorf wie ein Paradies und die Gärten voll Liebesrosen. Eine tiefe Innigkeit wallt warm in ihr, eine große, allumfassende Liebe für die Menschen. Sie spricht sanft und gut, sie duldet schweigend und verträumt ein rauhes Wort, sie möchte ihre Zärtlichkeit mit zwei Händen aus ihrer Seele herausschöpfen und austeilen unter Dürftige und Notleidende.

Und in der Nacht weint sie vor Mitleid und Liebe um Sylvain Marbaix.

Am Mittag sagt sie der Maman: „Ich geh' ihn mal besuchen.“

Die Maman meint, besuchen könnt' sie ihn schon. Es ständ' ja immer noch nicht bombenfest, ob es mit dem Herrn aus dem weißen Haus zum Klappen käme, nämlich zur Heirat, und da wäre es auf jeden Fall ratsam, sich zwei Äpfel für den Durst zu halten. Also möge sie hingehen in Frieden.

Sie greift auch in die Zigarrenkiste auf dem Büfett und nimmt eine weite Hand voll. Das möge sie dem Sylvain mitbringen. Und Rotstrümpfchen geht mit den Zigarren und ihrem Mitleid und starkem Herzklopfen. Wenn ihr der Entschluß kommt umzukehren, sagt sie sich: ‚Der gute, treue Sylvain, der mich immer lieb gehabt hat und den ich doch auch gut leiden mochte und der schließlich meinetwegen zu seinem Unglück gekommen ist . . .‘

Auf der Straße nach Carrières liegt der Staub weich und weiß wie Mehl. Wenn ein leichter Wind aus den Kuhlen zu beiden Seiten der Landstraße heraufweht, stäubt es zu dichten Wolken auf und sprenkelt das schwarze üppige Haar Aimée Pêtes und die schwarzen Samtbänder auf dem weißen großen Hut, streut ihre Schuhe bis über die Knöchel hinauf mit Pulver In dem blanken Sonnenwirbel schwankt hurtig ihre Silhouette über den Weg.

Als sie an der Schmiede anlangt, sieht sie, daß in ihre Silhouette eine andere hineinschwankt. Da sie eine heimliche Unruhe hat und wie eine Schuldige auf verbotenem Wege zu gehen meint, getraut sie sich nicht, sich umzusehen und mit dem, der hinter ihr ist, ein Wort zu reden und nebenherzugehen; denn man kennt sich weit und breit in den Dörfern von Ecaussinnes. Es bewegt sie, daß auch der hinter ihr kein Wort für sie weiß und nicht näher kommt.

An den ersten Häusern von Carrières fährt eine Karre mit Fruchteis vorüber. Eintönig stößt der Führer ins Horn, da weiß man, daß der Eismann kommt. Eh, Eismann! Hinter Aimée Pête hält er an. Eine Stimme spricht, oh! Nun hastet das Rotstrümpfchen, denn das Rotstrümpfchen will doch nicht mit el Patie zusammengehen. O, guter Gott! Wie die hinter ihr her war, still und ungewiß, beängstigend. Was führt el Patie im Schilde?

Das Rotstrümpfchen nimmt hurtige Schritte, und als die Steinbrüche im fernen Feld auftauchen, das stolze weiße Haus auf der Höhe und drunten in den Anlagen, die an die Arbeiterhäuschen mit den Vorgärtchen sich anreihen, das steinerne, wuchtige Krankenhaus mit dem Kapellentürmchen, da zweigt sie links ab in das feuchte Gäßchen. Ihre Schritte hallen in der Enge und der verstorbenen Stille. Und es hallen noch Tritte, die weiten, festen Tritte el Paties. Sie suggert ihr Eis aus dem Backwerkhütchen und geht und geht. Nun weiß das Rotstrümpfchen: Sie folgt ihr! Warum? Ihr wallt eine heiße Blutwoge zum Herzen. Will el Patie wissen, ob Rotstrümpfchen zum Krankenhause geht? Ist das so schlimm, daß el Patie im Sonnenbrand hinter ihr hergeht und es wissen muß?

Die heimliche Unruhe in ihr wird zur lodernden Angst. Jäh biegt sie aus dem Wege ab, nimmt den Pfad zur Station. Am Schmalgeleise des Feldbähnchens hält sie inne, schaut zurück und sieht, daß el Patie ihr nicht mehr folgt. Hurtig am Geleise entlang, den Hügel zwischen kleinem Strauchwerk hindurch hinauf. Droben eilt sie auf der kahlen Höhe weiter und schlängelt sich zwischen Gartenanlagen hinab zur Einfahrt des Krankenhauses, stürmt die Treppe hinauf, reißt an der Entreeglocke.

Da geht jemand drunten an der Treppe vorüber und lacht. Sie hört es, als die Portaltüre hinter ihr zuklappt, steht verwirrt und kann dem Portier kaum Auskunft geben. Sie folgt ihm, sie lispelt wie in leisen Gebeten, auf daß der Sylvain Marbaix sie verweigere, auf daß er — ach Gott! und wenn auch — schon gestorben sei, bevor sie komme. Sie hört es noch, sie wird's in Ewigkeit hören: das schreckliche Lachen der el Patie.

Unter der Lichtkuppel, die in imposanter Wölbung das Glasdach bildet und die hallenartigen, düsteren Korridore erhellt, läßt der Portier das Rotstrümpfchen stehen und sagt, er müsse nachfragen, ob Besuch zulässig sei, ob der Kranke schlafe. Es ist ihr recht, sie muß sehen, daß sie ruhig wird.

Zu zwei Seiten vor ihr führt die steinerne Doppeltreppe hinauf. Wo sie durch eine Plattform unterbrochen ist, hängt an der Wand das lebensgroße Bildnis des Gründers und Wohltäters dieses Hauses, des alten Liè Macq. Ein dunkles Gemälde und schlohweißes Haar und das rote feurige Gesicht mit den prallen Augen. Man kann die Blicke dieses Mannes nicht ertragen, selbst auf dem Bilde nicht. Sie sind durchbohrend und vernichtend. Da Aimée Pêtes Augen an diesem Bilde hängen, fühlt sie eine demütige Furcht und sieht die Augenblicke ihres Glückes weit und fremd und fern in Scherben zerfallen, die heißen Sehnsüchte flüchten aus ihr, und sie wünscht nur mehr, daß er, der Prinz ihrer seligen Pfingstnacht, von Zeit zu Zeit in den Jahren ihres Lebens auftauche und sie reich und glücklich mache einige Augenblicke; daran würde sie zehren die lange Zeit des Wartens. So denkt sie vor dem Manne im schlohweißen Haare und mit dem stolzen, unerbittlichen Gesicht. In demütiger Liebe denkt sie es.

Der Portier schlurft durch den Gang. Sie könnt' kommen. Die Säle stehen weit offen. Auf bleichen Kissen fahle Gesichter, knöcherne Hände auf roten Decken. Wenn einer stöhnt, recken die Köpfe aus den Betten auf, und mit Greinen und leiser Heftigkeit sagen sie, man könnt' nicht schlafen, man sollt' schweigen — st!

Der Wärter sagt: „In der letzten Reihe das erste Bett.“

Da sie noch sucht, ruft sie eine schwache

Stimme an, ein Arm wird hochgehoben — und sie sieht, daß sie schon an dem Bette vorbeigegangen ist und den Kranken nicht erkannt hat. Der arme Kopf liegt im Verband, und schwer und unbeweglich.

„Ich trag' jetzt eine Schlafmütze, siehst du?"

Der Witz klingt traurig, und die Tränen stoßen ihr herauf. Die wechselnden Empfindungen jagen in ihr, Erregung, Verlegenheit, Mitleid. Sie weiß nicht, welches Wort jetzt das richtige ist, sie denkt, was immer sie spricht, müsse ihm leid tun und sie weich machen. Hastig kramt sie die Zigarren aus der Tasche, legt sie ihm auf die Bettdecke. „Da, zum Rauchen."

„Ich darf nicht rauchen; es wär' mir schon recht, wenn du sie dem Wärter gibst, er ist gut mit mir."

Packt gleich zusammen und will zu dem Wärter, und möchte dies und das tun, nur nicht still bei ihm sitzen. Er sagt: „Wenn du 'rausgehst, kannst ihm geben."

‚Lang kann ich nicht bleiben,' möchte sie sagen. Da sieht sie in sein Gesicht, das zur Hälfte in dem Verband liegt, und bringt es nicht über sich. Sie hebt von dem Schemel ein Buch weg und setzt sich, hält das Buch unschlüssig in der Hand. Ob sie ihm vorlesen soll? Auf dem Deckel steht in Gelbdruck: „150 der besten Witze!"

Sylvain sagt: „Ich darf sie nicht mehr lesen, wenn ich lache, platzt das Vernähte."

Da ist sie beruhigt, daß er noch lachen kann. „Hast du noch Schmerzen?"

Er holte ihre Hand von ihrem Schoße und legt sie an den Stirnverband.

„Spürst du, wie das klopft? Es ist eine Spalte, bis zum Schädel hin. Das Gehirn liegt fast bloß. Man hat's noch nicht 'raus, wer mir den Hieb versetzt hat, und ich konnt's nicht sehen. Wenn ich mal 'n bißchen nachdenken kann — ich kann's noch gar nicht — dann wollen sie mich verhören. Es kommt ja zum Prozeß."

Er schluckt und hält inne. Er erregt sich beim Sprechen, das schmerzt ihn. Sie will auf. „Es ist nicht gut, daß ich dich zum Sprechen bringe."

„Nein, bleib. Ich wollt' dir noch sagen, Oude Klaar hat mir Aussicht gegeben, daß ich bald zur Prüfung komme als Heizer und dann schon mal 'n Güterzug fahren kann. Das Rechnen mit Brüchen, weißt du, das muß ich noch 'raus haben, zur Berechnung der Kilometer und wie man die Geschwindigkeit der Fahrt einteilt, wenn ich dann Lokomotivführer werde —."

Nun ist sein Blick klar und fest auf ihr.

Sie hört den Namen Oude Klaars und dabei bleiben ihre Gedanken stehen. Sie denkt, daß sie etwas sagen muß. „Oude Klaar hat dir erzählt, was du wissen mußt."

Zu einem großen, entscheidenden Gedanken drängen seine Wünsche hin. Davon redet er. „Als Heizer hab' ich nebenbei schon die Kilometergelder, fast zu einem Franken zwanzig den Tag, und die Öl- und Kohlenprämie, und hab' die Hausmiete frei, weißt du?"

Da versteht sie seinen Blick. Sie wird ihm keine Antwort darauf geben, und wenn der Verband aufschlitzt und sein Blut hinfließt, sie wird ihm keine Antwort geben. Und da kommt's ihr, daß sie plötzlich daran denken muß: daheim sitzen sie und verteilen die Millionen. Wenn sie ihn dann sagen hört: ‚An Öl und Kohlen verdien' ich pro Kilometer sechs Centimes —!'

O, es ist schlimm mit ihr. Sie möchte hohnlachen und davongehen. Und demütig an dem Bilde unter der Kuppel drunten vorübergehen, denn das Bild sagt: ‚Hüte dich! Hüte dich, Rotstrümpfchen aus der Schenke Bas rose!'

Aus dem Bette nebenan knodert ein Kranker. Die Besuche ärgern ihn, sie sprechen ihm zu laut, sie scharren mit dem Schemel —

„Stör' dich nicht um ihn," sagt Sylvain, „er ist gestern operiert worden und hat die ganze Nacht das Morphium ausgebrochen. Jetzt möcht' er schlafen."

„Dann soll er's auch, ich will gehen."

„Soll er schlafen, und ich es schlecht haben?"

„Umgekehrt wär's dir doch auch nicht lieb."

„Aber dann mußt du noch kommen."

„Ich komm' wieder."

„Ich möcht's wissen, wann."

„Ich kann's nicht wissen."

„Am Dreifaltigkeitssonntag, willst du?"

„Warum dann?"

„Es kommen da viele Besucher, und wenn ich allein dann niemand hab' —"

„Ja, ja, ich komm'!"

„Adjü, Rotstrümpfchen."

Da empfindet sie erst, daß er noch immer ihre Hand hält. Er wartet, er sieht verstohlen nach den andern Betten.

„Adjü, Sylvain!“ drückt ihm heftig die Hand, eilt, als könne er sie noch zurückhalten.

Die Sonne strahlt in die Glaskuppel herein. An dem Bilde des alten Liè Macq vorbei läuft sie und sieht nicht hinüber.

Aber das Bild sagt hinter ihr her: ‚Hüte dich! Hüte dich, Rotstrümpfchen aus der Schenke Bas rose!‘

Die Schlote rauchen der Sonne ins Gesicht. Es werden qualmgraue Flecken auf den weißen Strahlen und eine große Unreinlichkeit am lichtblauen Gemälde des Himmels. Die Luft ist voll von heißen Dünsten, brennendem Ruß, zerfließendem Teer, Maschinenatem. Die Stechmücken taumeln darin, trunken und frech und surrend. Rotstrümpfchen schwenkt das Taschentuch und wehrt sich gegen die boshaften Stecher. In dem Gäßchen turbeln ganze Schwärme. Darum nimmt Rotstrümpfchen nicht mehr den Weg durchs Gäßchen, sondern den Pfad über den Hügel. Sie wird dann das weiße Haus im Rücken haben und braucht nicht hinüberzusehen, und das ist ihr erwünscht. Sie wird dann auch an der Barrière vorüberkommen und dort am Hause des Agenten von „englischen und schottischen Brauereien“. —

Der Dreifaltigkeitssonntag bringt die Nachfeier zum Pfingstfest. Die Steinmetzen sind die Gentlemen im Steinbruchlande. An Festtagen lechzt ihr Gaumen nach ausländischem Bier. Pfui dä! Das sauere „Saison“ und „Doppelt-Saison“ für den durstigen Werkeltag. Und die Agentur für englische und schottische Biere der berühmten Brauereien Wortington & Co., Burton und die Scotish Ale, Christmas Ale der Brauerei Mac Ewan's & Co. aus Edinburg, machen Geschäfte, höchst profitable im gesegneten Wohlstand des Steinbruchlandes.

Die Frau in der Agentur nimmt die Bestellung für das Kabarett der Witwe Bas rose entgegen. Sie sagt spitzfindig: „Ob die Steinmetzen noch kommen und bei Bas rose trinken —“

Wieso und warum? möchte Rotstrümpfchen wissen.

Da Bas rose im Heiratsdorf sei —

Eh —?

— und das Heiratsdorf nun in einen Prozeß komme, drei ehemals friedliche Dörfer also in höchsten Unfrieden kämen —

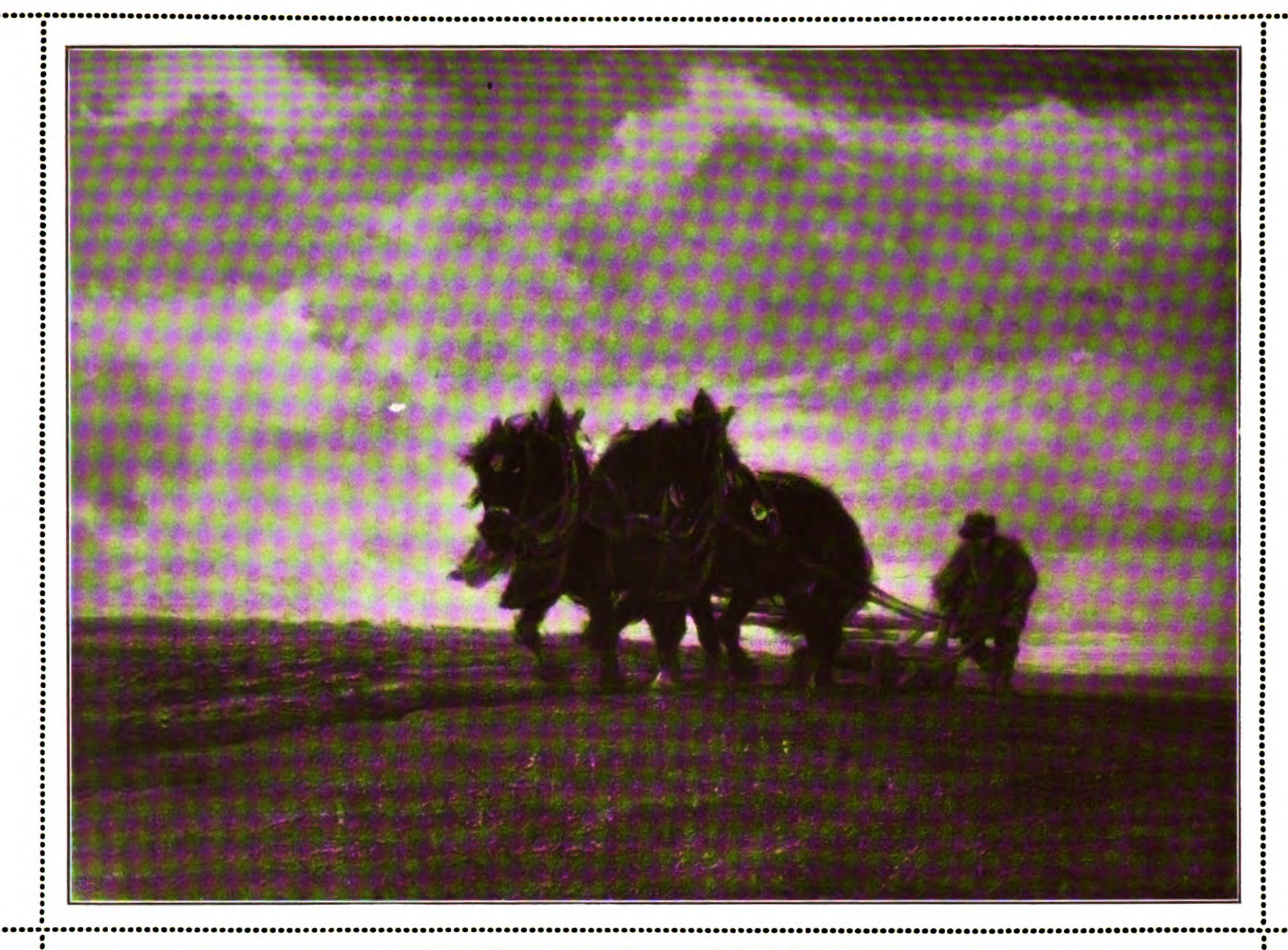
Meint da das Rotstrümpfchen, so könnten denn auch die von Baleing nicht mehr ihre Biere in Carrières besorgen lassen, von wegen dem Prozeß und dem Unfrieden und so weiter.

Ei Wetter! Sie ist die Tochter der Bas rose, sie ist nicht auf den Mund gefallen, sie wird sich jetzt wehren müssen, wie sie Stechmücken abwehrt, die ihr mit boshaftem Stechen nahe kommen! Mit der Feinheit kommt man zwischen Knüppeln nicht weit, und gerade wenn man wohlanständig zurückweicht, wird man an die Wand gedrückt und zerquetscht. Die Maman Bas rose hatte keinen Schritt ihres Lebens der Wohlanständigkeit halber preisgegeben, sie ist der Ansicht: haust du nicht, so wirst du gehauen! Also haut die Maman Bas rose und bleibt ihr Leben lang frei-froh-frech und eine Frau, deren Freundschaft man sucht und deren Feindschaft man fürchtet. Also will Rotstrümpfchen sein: frei-froh-frech. Sie wird den Kopf so hoch tragen, daß er an den Rosenhut der el Patie heranreicht und womöglich über ihn hinausragt.

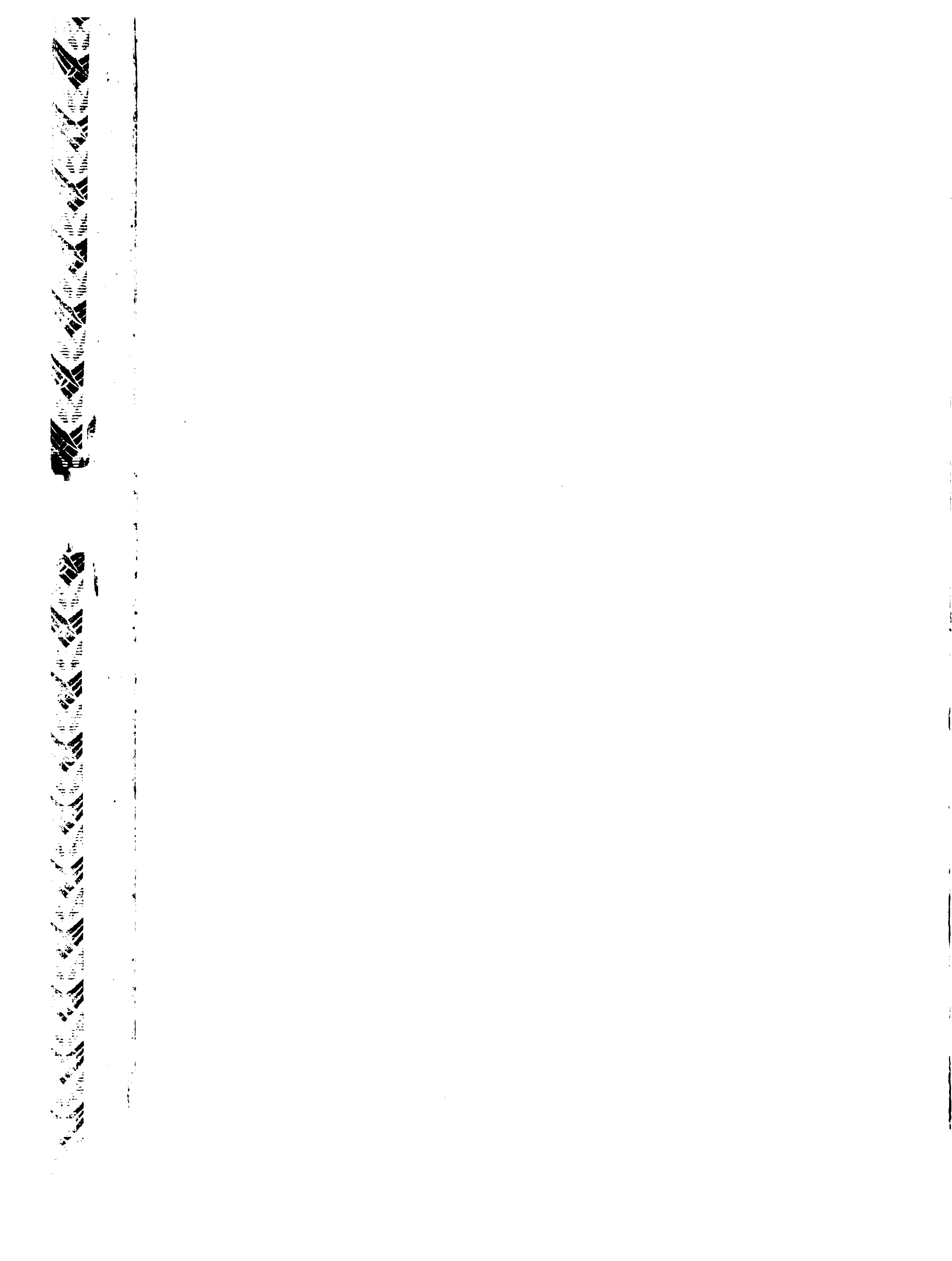
Die Maman Bas rose sagt, das sei der erste vernünftige Gedanke, den Rotstrümpfchen seit dem Pfingstmontag herausbringe. Sie ist verändert, die Maman, sie hat ein Opfer gebracht. Sie schwitzt sehr. Den „Kassaweck“, die hellblumige Kattunjacke, mit der übergebundenen Schürze auf den breiten, quellenden Hüften, hat sie abgelegt, statt dessen sich die knappe schwarze Kleidertaille aufgepreßt. Sie kann kaum atmen. Schwitzt und schmunzelt. Sie wird in der Hitze zerfließen und nicht klagen und schmunzeln. In Ecausinnes hat man so etwas noch nicht erlebt. Man macht es sich in der Hitze bequem, wer denkt anders!

Die Maman Bas rose denkt mit einemmal seit zwanzig Jahren anders. Warum und wieso, wenn man sie darüber fragen wollte, erhält man die Antwort: „Das hängt man keinem auf die Nase!“ Wenn sie nun partout schwitzen will — wen geht's was an!

Am Samstag nachmittag, dem Tage vor Dreifaltigkeitssonntag und der Oktave



Am Pflug. Gemälde von Fritz Eckenfelder.



des Pfingstfestes, nachdem sie also fünf Tage die knappe Kleidertaille im Schweiße ihres Angesichts getragen hat, bleibt sie bei Rotstrümpfchen stehen, und sie sagt, nur so nebenbei und zwischen den Zähnen durch: „No, wie ist's denn? Kommt er oder kommt er nicht?" Bohrt die scharfen Blicke in des Mädchens Gesicht. „Zeit ist es no bald!"

Rotstrümpfchen ist empört, wenigstens scheint es so. „Mère, so was muß er sich doch überlegen."

„Zu was überlegen?! Man überlegt, eh' man küßt. Oder meint der vielleicht —" Ihr geht mit einemmal sichtbar ein Licht auf, und das bestätigen ihre weitaufgerissenen Augen, der sprachlos geöffnete Mund und insbesondere die zum Angriff aufgestemmten Hände. Sie sagt aber nur: „Na, ich will nicht hoffen!"

Geht ihrer Arbeit nach und läßt Rotstrümpfchen allein in der Schenkstube. Rotstrümpfchen ist empört. Es tut ihr wohl, wenn sie in diesem Falle über die Maman empört sein kann. Es bleibt dann eine Frage in ihr tot, die durchaus lebendig werden will, eine Frage, die sie in bösen Träumen quält und die fort und verschwunden ist, sobald das Tageslicht hell hereinflutet in ihre trübgewordenen Augen und hinunter zu den schwarzen Gedanken in ihrer unruhigen Seele. Was will sie mehr, als in Träumen gehen und die Augen verschließen und heimliche, süße Gespräche führen. Ihre Sinne sind wach, aber es ist noch kein leidenschaftliches Begehren. Er hat ihr eine schöne Gegend aufgetan, märchenhaft und verwunschen. Die Welt um sie herum gehört nicht hinein und er und seine Welt. Und wenn man dann kommt und nüchtern und unempfindsam sie aus dieser Welt herausreißt, ist es ihr gräßlich. Sie sieht sich alsdann von den Ihren weit fort und sieht einen Spalt zwischen sich und ihnen aufklaffen, der jetzt noch mit einem Schritt zu überbrücken wäre. Aber ein Spalt kann zum Abgrund werden. Und Rotstrümpfchen weiß nicht, wann das einmal sein wird. Vielleicht, wenn er kommt und ihr neue, wunschlose Augenblicke des Glückes schenkt.

Unter einer heftigen Bewegung schwankt der Vorhang in seinen Falten. Die Maman tritt heraus, mit brennender Röte auf der Stirn, und nahe zu Rotstrümpfchen und wieder verhalten zwischen den Zähnen: „Willst du was wissen, hein? Der Omer kommt zurück und sagt, bei der Simonne werden wieder die Böden gescheuert. Und weißt du warum? Der häßliche Schapaner soll zu Dreifaltigkeit kommen!" Sie knufft Rotstrümpfchen gelinde an den Arm: „Nu?!"

Da steht die Tochter der Maman Basrose und ist aus allen Träumen geworfen und fühlt einen schmerzhaften Stich, als hätte die Maman ihr nicht einen gelinden Stoß an den Arm versetzt, sondern mit scharfem, zweischneidigem Messer zugestoßen. Aber sie sagt noch zuversichtlich: „Der Japaner hat's leichter, dem sein Papa sitzt Gott weiß wo —" hält inne, ja was will sie denn sagen?

Die Maman geht furchtlos auf den wunden Punkt zu. „Dem Schapaner sein Papa muß es doch auch mal wissen."

„Vielleicht ist es in Japan nicht so —"

„Wie ist's bloß sonst?"

Da denkt Rotstrümpfchen an das stolze Bild unter der Kuppel und sagt: „Der Steinbruchkönig wird sich noch viel bedenken —"

„No, weißt du, mit dem Bedenken kommt der Steinbruchkönig grad' nicht weit. Ich hab' mich in den fünf Tagen auch 'n bißchen bedacht. Der alte Gichtmatz sitzt jetzt auf seinen Millionen und ist bissig wie 'n Wachthund. Die alten Leut' hier im Ort erinnern sich aber noch, wie der Liè Macq mit 'm Steinkärrchen gefahren ist und den Bauersleuten die Küchen geplättet hat und alt' Eisen einhandelte. Das Geld hat er im Strumpf im Bettsack gehabt, und dann hat er der Gemeind' von Carrières 'n Lappen Ödland abgekauft, er hat's fast geschenkt gekriegt, denn nichts ist gewachsen auf dem Land. Er hat gegraben und wollt' sich 'n Haus mit Werkstätte für Grabsteine bauen, und da hat der schlaue Fuchs was gemerkt. Gleich hat er der Gemeinde noch 'n Happen abgekauft, das wo jetzt das Tunell ist, und eines Tags kam die Geschicht' heraus: der Liè Macq hat 'n Steinader entdeckt! Nu ging das los mit Hacken und Graben, er und sein Verwandter, der jetzt in Ixelles sein Schloß hat und damals auch 'n armer Teufel war. Kurzum die zwei haben von Jahr zu Jahr sich in die

Wolle gebracht und haben dann einer Aktiengesellschaft die Affär' verkauft, und nu sind sie die Leiter von der Aktiengesellschaft und setzen drei Dörfer in Nahrung und Verdienst und sind hier die Herren und Könige. Aber," sie hebt dicht vor Rotstrümpfchens bestürztem Gesichte den Arm, „dadrum braucht man noch immer nicht zu vergessen, daß der allmächtige Liè Macq mal die Küchen geplättet und Eisen eingehandelt und Gott weiß was für lumpige Schuftigkeiten getrieben hat, und wenn der Herr Sohn nu nicht bald 'rankommt —"

Da läuft Rotstrümpfchen aufgeregt und weinerlich von ihr fort: „Mère! Das werden Sie sich nicht unterstehen!"

Und die Maman seelenruhig: „Mir pressiert's ja nicht, ich geb' ihm noch Zeit, aber —"

Kommt dann wieder Rotstrümpfchen in großer Heftigkeit gelaufen: „Mère, hören Sie! Wenn er kommt — hören Sie, Mère — wenn er kommt, dürfen Sie nicht 'rein!"

„Ich, als Mutter —"

„Sie dürfen nicht!" Hält inne, erschrickt vor dem Gedanken, den sie bloßlegen wollte. Aber die Maman hat nicht die feinen Taster der Seele. Und wenn dies Kind eine Fürstin wird, so wird sie naiv und selbstverständlich hinter ihr sein. Und wird die Mutter sein, geborene Maman Bas rose. Vielleicht wird man ihr einen neuen Mantel kaufen — und vollendet ist die Fürstin-Mutter!

Da ist das Rotstrümpfchen fast liebreich um sie, möchte ihr den innerlichen schwarzen Gedanken fast abbitten, legt ihr den Arm um die Schultern und geht mit ihr durch den Vorhang.

„Wenn's Ihnen nicht pressiert, Mère, mir auch nicht. Also warten wir noch."

Omer Pête hat sich unter der Anrichte hervor den Handwerkskasten herausgeholt und beginnt, sich in die ausgetretenen Schuhe ein paar Nägel einzuschlagen — der selige Pête war nebenbei ein eifriger Schuster. Als er Rotstrümpfchen sprechen hört, daß man von nun ab noch warten könne, macht er sein pfiffiges Gesicht.

„Die Simonne sagt, man müßt' den Männern nicht zeigen, daß man sie möcht'. Sie hat dem häßlichen Schapaner fünfmal eins mit dem Arm gestoßen, eh' er sie mal küssen durfte, und dann hat sie gesagt, sie ging nicht mit ihm nach Japan, was ihm gleich recht war, und dann hat sie gesagt, er müßt' ihr mal 'n Brosche mit dem St. Sebastian drauf schenken, weil ihr Vater Präsident von den Schützen ist, und er hat ihr gleich am andern Tag die Brosche geschickt. Ich mein' zwar, es ist nicht der St. Sebastian, er sieht aus wie der St. Christophorus, aber die Simonne meint', vielleicht wär' in Japan der Christophorus der St. Sebastian."

„Was ich meine, ist," sagt die Maman resolut, „man geht mal zu der Simonne und hört sich mal die Sache an." Dabei sieht sie auffordernd zu Rotstrümpfchen hinüber.

Es sagt: „Ich möcht' nicht gehen."

Da macht sich die Maman zum Ausgang fertig, bindet eine breite, steifgefältelte Schürze um.

Die Sonne ist im Untergang und brennt einen blutroten Spalt in den Himmel. Die Straßen sind reingekehrt und feucht von Wassergüssen. Die Putzeimer rasseln vor den Türen. Die Frische und Freundlichkeit des reinlichen Samstags verschönert das Dorf. Und getrante Schuhe stehen auf den Türschwellen, und Männerhosen hängen zum Ausstäuben an den Türpfosten.

Simonne schwingt einen Haselstecken und stäubt aus. Sie steht im aufgeschürzten Rock, die Ärmel aufgestrippt, die Arme fest und gesund. Auf daß der Staub ihr nicht ins Haar wirbele, hat sie ein weißes Tuch um den Kopf geknotet. Sie ist sehr sauber. Sie wird keine Locke am Haar kraus drehen, weil das eine Unordnung ist. Ihr Haar ist hochgebauscht und fein gestrählt und wahrscheinlich mit Wasser geglättet. Sie arbeitet bequem und gründlich. Man kann sich nicht entsinnen, daß man die Simonne einmal eilig gesehen hat.

„No, Salut!" sagt die Maman und bleibt bei ihr stehen, so, als sei das im Vorübergehen.

Simonne hält das Hosenbein gestreckt und klatscht darauf, daß der Staub zu beiden Seiten herauspulvert. Man hört nicht, ob sie der Maman Gruß beantwortet, die Maman verlangt's auch nicht. Wenn man Leute für dumm hält, erläßt man ihnen manches. So sagt die Maman denn noch: „Ich dächt', mit dem Hosenklopfen tätst dich jetzt nicht mehr abgeben. Wenn der Schapaner nu mal so rankommt —!"

Simonne lacht breit und gescheit. „Ich müßt' ihm doch auch die Hosen klopfen."

„Ja no! Du scheinst überhaupt nicht zu wissen, was du für 'n Glück gemacht hast. Er hat dir doch ein' Brosche geschenkt."

„Von Gold und in der Mitte der St. Sebastian von Emaille."

„Wieviel kost't sie?"

Da läßt Simonne das Hosenbein aus der Hand. Die Maman findet es merkwürdig, daß man sich etwas schenken läßt und den Preis nicht weiß.

„Was nicht kost', schmeckt nicht. Man kann doch nicht an deiner Brosch' riechen, was sie wert ist. — Kommt er denn morgen?"

„Ja, er kommt, er will mit uns allzusammen im ‚roten Pelikan' essen. Er bezahlt's."

„Das ist schön von ihm, wie heißt er denn?"

„Ich hab's zuerst nicht lesen gekonnt und der Vater auch nicht. Dann hat's der Lehrer, der Linard, gelesen, und der sagt: Todo."

„Todo? So haben wir doch keinen Heiligen. No, vielleicht ist es 'n Schapanischer, denen kommt's nicht drauf an, ob sie aus 'm St. Sebastian 'n St. Christophorus machen. Hat er denn schon was Bindendes gesagt?"

„O ja!" macht Simonne, und über ihr gesundes Gesicht huscht ein schämiges Verlegensein. Die Maman weiß Bescheid. Sie sagt: „No, weißt du, küssen und so weiter nehme ich noch gerade nicht als s o verbindlich, daß ich die Böden frisch streichen tät!"

„Hais — noch was mehr! Aber wir sagen's noch nicht."

„Nur ja nicht! Was braucht ihr andere Leut' neidisch zu machen?"

Da gibt Simonne unbedingt ihr Geheimnis preis: „Unser Léon ist jetzt aus den Steinbrüchen raus, von wegen dem Prozeß, wißt Ihr. Der Steinbruchkönig hat alle Buben von Balaing, die sich mit seinen Steinmetzen geschlagen haben, aus der Stell' gejagt. Uns' Léon war schon Blockhauer, jetzt wird er Bildhauer, der Schapaner bezahlt's."

Die Erbitterung der Maman übersteigt ihre Kräfte. „Ich möcht bloß wissen, was dem Schapaner an dir so gefällt!"

Und Simonne: „Er sagt: mein gutmütiger Gang."

Da geht die Maman von ihr fort. Ähnliches ist ihr im Leben noch nicht zugestoßen. Sie redet daheim nicht darüber. Es steht bei ihr fest: entweder hält die Simonne sie, die Maman, zum Narren, oder der Schapaner die Simonne. Und würde sich auch nicht wundern, wenn beides zusammen der Fall wäre. Seit dem Heiratskaffee ist eine Unordnung im Dorfe, die nicht wie die welken Girlanden und zerknitterten Papierfähnchen und all der Nachflitter vom Fest hinauszufegen war. Die Schlägerei, die mit blutigen Köpfen zu Ende sein sollte, fängt jetzt erst recht an, vor Gericht fängt sie an. Zwei freundlich gewesene Dörfer feindlich vor Gericht! Der alte Bär vom weißen Haus stellt sich zu seinen Steinmetzen, wirft die feindlichen Buben aus Stellung und Verdienst, es mag fein schlimm werden. Und es ist am Samstagabend schon schlimm genug. Der Kranen steckt im frischen Fasse, das Bier gärt und sickert, die Gläser tropfen blankgespült vom Büfett, das Rotstrümpfchen hat die Phantasieschürze umgebunden, und weit offen steht die Schenke Bas rose, weit offen und — leer. Es kommt der Schulmeister Linard, wird sein Glas Bier und einen Schnaps trinken und heimgehen. Es schurfen auch ein paar alte Aushaltsbauern herein, in Pantoffeln und in Wams. Wenn sie ihre Pfeife ausgeraucht haben, gehen sie wieder. Auch kommen Kameraden des Viktorien, sie karten und vergessen das Trinken.

Aber es kommen nicht die Steinmetzen und die durstigen Buben von Balaing.

Da schleicht Paternotte herein und drückt die Türe der Schenke hinter sich zu. Er reibt sich die Hände, als wär 'es kein Frühlingsabend, sondern rauh und frostig, rückt in eine tiefe Ecke, sagt: „Die Steinmetzen sitzen bei el Patie." Und als sei diese Mitteilung heikel und sehr unvorsichtig, erwidert man nichts, der Lehrer nicht und die kleinen Buben nicht, aber dem Viktorien flüstert man kameradschaftlich zu: „Sie haben euch boykottiert."

„Das heißt," ruft der Lehrer, „el Patie steckt dahinter."

Aus der Ecke heraus schüttelt Paternotte abwehrend seine mageren Hände. Er weiß das besser. „Man sagt, wenn man es richtig betrachte, sei die Schlägerei doch nur

durch das Rotstrümpfchen zustand' gekommen —"

Mit verschränkten Armen tritt die Maman vor das Büfett. Ihre gläsernen Augen stechen in die Ecke. „Man müßt' eigentlich mal nachdenken, wer da von einem zum andern gehetzt hat und hin und her gelaufen ist und schließlich die Buben aufeinandergebracht hat!" Sagt das und geht hinters Büfett. Paternotte schleicht hinaus. Ei jei, heute könnt's leicht sein, daß er die Zeche bezahlen muß.

In den Häusern ist kein Licht. Die Wolkensäume sind noch rot von der versunkenen Sonne. Eine friedliche Überschattung fällt auf den scheidenden Tag. Dann ist die Stunde, daß die Frau aus dem Hause „Erzähl's weiter" ihren Stuhl vor die Türe rückt, diesmal etwas ins Gäßchen hinein. Sie sitzt in stiller Gewohnheit, die Hand in der Schürzentasche und läßt die Münzen klingen. Sie hat ein lächelndes, zufriedenes Gesicht, und darum ärgert sie viele Leute. Sie spricht nicht viel, aber sie hört gern zu. Wenn dann die Leute mit fliegendem Atem gesprochen haben, sitzt sie und lächelt. Man weiß dann nicht, ob sie für oder gegen ist.

Im Gäßchen stehen sie um sie und sprechen viel. Jeder weiß dies und das. Aber von sichern Heiraten spricht man noch nichts, und des freut sich die Anti-Liga. Es drängen indessen neue lokale Ereignisse vor, z. B. die Niederlage des Brieftaubenvereins, auch die sonntäglichen Veranstaltungen der „Hahnensänge". Wer ein guter Geschäftsmann ist, nicht zum Taubenverein, sondern zu den Hahnensängern gehört, schreibt in sein Schaufenster: „Nieder mit den Tauben!", wobei es denn jedem einleuchtet, daß er damit meint: Hoch die Hähne!

Und so spricht man denn von den Hähnen am Eckhause „Erzähl's weiter" und daß der Henry Poliart den Meisterhahn in seinem Ställchen habe und daß er ihn für tausend Franken schon hätte verkaufen können; wenn nun aber der Meisterhahn diesmal wieder einen Preis heimhole, so sei gegen den Henry Poliart weiter nichts mehr einzuwenden, und die Zelie Huwart, die beim Heiratskaffee hatte kein Verständnis anknüpfen können, solle mit zwei Händen nach ihm greifen. So ist die Ansicht der Versammelten im Gäßchen am Eckhause.

Danach wird ein Sonntag mit schrillen Hahnenschreien. Was in Ecaussinnes noch rüstige Knochen hat, wandert ins Tal der Sennette. Man spricht von dem Hahn „Théodule" oder „Zulmar" oder „Bauduin" wie von Freunden und Feinden, man wettet fieberhaft, man jubelt oder schimpft oder verdächtigt. Mit den Hähnen unterm Arm oder im Korbe eilen die Burschen hinaus zum Tale der Sennette. Ein breites Geviert abgesperrt mit Netzen. Die Arena der Heldensänger. Gravitätisch schreiten sie. Die stolzen Köpfe nicken. Die roten Bärte wippen. Am Fuße der Sporn. Ah, ritterlich und kühn und in buntfarbigem Putz. Ein Neuling ist da, ein Ritter unbekannt, steht inmitten der gespornten Heldensänger und schlägt hohnlachend die Flügel. Kukrukukruck! flucht der Meisterhahn, was ist das für ein Lotter, Lotter, Lotter?

Da stößt die bunte Schar um ihn her die Köpfe zusammen: Er ist gürück, gürück, gürück, gürück! (wahrscheinlich: verrückt). Hui, was schrillt da? Der Hahn „Cäsar". Er drängt den Bauch heraus, den Kopf zurück, schließt die Augen, zum Zeichen, daß er seine Lektion auswendig weiß, und schmettert eine Fanfare. Die andern Hähne um ihn drücken die Köpfe in den Federbausch, lachen und knurren: Dummer Kerl, dummer Kerl, dummer Kerl! Hat schon dreimal den Preis verplempert, fader Kerl, Großschnabel, Karagockgockgock! (wahrscheinlich: Brasselkopf).

Hahn „Cäsar" macht zwei, drei spornwackelnde Schritte auf die Dickbäuche zu und wirft ihnen seine Antwort ins Gesicht: Rrröhackedicko! (Satisfaktion). Ritter Unbekannt tänzelt herzu: Stehe zur Disposition! Und nun die andern! Ihre Köpfe fahren aus den geblähten Bäuchen aus, ihr Gefieder sträubt, flattert. Hochauf strecken die Hälse: Köckeröcköööö! Kückerückü! Kockerockoo! Käckeräckää!

Zehn Sänge notiert der Hahnenwart auf Kückerü. Da überholt ihn schon der Käckerä mit fünf. Die Burschen hetzen: Rrrru, rrru! Henry Poliart schwenkt rote Fähnchen, da und dort wird Kampf, die Hähne beißen in die Netze, die Hahnenwarte stochern mit Stäben in die Arena hinein, schlagen den Streit entzwei. Köckerö überflügelt mit 20 Sängen. Vive! Hei! beeilt

sich da Kockoro. Seine Stimme geht unter im Kückerü! Köckerö! Kückerä! Den Sopran hält der Meisterhahn. Er läßt sich nicht reizen, er schlägt nicht mit den Flügeln, läßt auch den andern Schreiern ab und zu einen Vorlauf von einigen Sängen. Dann aber stößt sein schlanker Hals auf, ununterbrochen, kampfslustig, herausfordernd schrillt sein Sopran. Der Turnwart kritzelt, kritzelt 35! Eh — Poliart, der Preis von zweihundert Franken ist ihm sicher. Der zeigt nicht, daß er sich freut. Er ist versunken und rechnet. Morgen ist noch ein Preis zu hundert Franken. Nächste Woche ist Hahnensang zu Marche. Am Ende der Saison ist er ein „Gemachter“. Dann sollen sie kommen, die Huwarts, und ihm den Brei um den Mund löffeln. Er wird ihnen sagen, daß er zu St. Katherine zum Kaffee der Anti-Liga geht. Und so sehr sollen sie ihm um den Bart gehen, bevor er die Zelie in sein Haus nimmt, das jetzt reich und wohlhabend wird. Derlei Gedanken hegt Henry Poliart, während sein Meisterhahn auf den Preis zusingt. 52 kräht er, da beginnt er heiser zu werden.

Die Männer sagen: „Nu kommt ihm Théodule über!“

Da laufen die Frauen zu Huwarts und berichten: „Sein Preis ist kaput.“

Aber es holen sie die Kinder ein, die verkünden: „Er hat noch zwei Sänge gemacht!“

Kärädä! würgt Ritter Unbekannt heraus. Da hebt der Meisterhahn sein Spornbein, stößt seine letzten Kräfte auf. Sein Sopran klingt hell auf: Kückerückü!

Schweigen überall, und übers ganze Gesicht lacht die Sonne. Als nun die Hähne verstummen, schreien die Menschen los. Vive Poliart!

Der nimmt seinen Hahn untern Arm, läuft und versorgt ihn zu Hause und läßt sich nicht mehr sehen: denn wenn Henry Poliart, der Sieger, sich noch sehen läßt, muß er in der Schenke sitzen und die Runden zahlen. Aber Poliart ist ein Nachdenklicher, der leise rechnet. Er hofft auf besseren Sieg.

Noch stehen die Ecausinner im Tale der Sennette, als sie Paternotte mit flatternden Hosen daherlaufen sehen. Was es gibt? Horreur! Es gibt viel, es gibt Schreckliches! Der Polizist wird morgen von Haus zu Haus gehen und Vorladungen bringen vors Gericht. Prozeß in Sicht! Nun helfe ihnen allen der gute Gott! Ach der unglückselige Heiratskaffee! Wie, was? Mit dem Heiratskaffee hat's noch alle Jahre gut gegangen. Aber nun sei das dazwischen gekommen mit dem Rotstrümpfchen. Nieder mit dem Rotstrümpfchen! Viele sind's, die mit Schwur und Handschlag der Schenke Bas rose den Boykott ankündigen.

Es war Usus, an Sonntagen nach dem Hochamt in der Schenke Bas rose ein Stehgläschen zu trinken. Der nächste Weg führte über den Piloriplatz, und wer bis dahin vorgedrungen war, wagte nicht, an dem Hause der Bas rose vorüberzugehen, denn diese Maman wußte viel von diesem und jenem aus Ecausinne und man wollte wahrscheinlich nicht gern der Maman den Mund aufreißen. Aber jetzt! Nu, man wird's sehen.

Die Maman hörte es, band Sonntags ihre Schürze um und stellte sich an die Türe ihrer Schenke. Und so wird sie alle Sonntage stehen, und wehe dem, der an ihr vorbeigeht.

Es geht aber keiner vorüber. Und so kommt es, daß Maman Bas rose diesmal noch die Ehre und den Profit ihres Hauses gerettet hat. Wie lange noch? Das kann auch die Maman Bas rose nicht wissen, trotzdem sie gute Instinkte hat.

Die Gäste sind fort und die Gläser gespült, Rotstrümpfchen kann seine weiße Schürze abbinden und zum Krankenhause gehen. Es hält sie diesmal keine Angst und Not. Sie sagt sich, daß man ein Versprechen halten muß, und sagt sich es gern; sie braucht sich nicht einmal zur Eile zu drängen, denn sie eilt sehr, sie hastet. Ja, was ist es nur mit dem Rotstrümpfchen? Es ist sehr merkwürdig: sie hat ein Verlangen zu Sylvain Marbaix zu kommen! Sie findet sich im Hause und auf der Welt sehr allein. Wenn sie nun an Sylvain Marbaix denkt und zu ihm gehen kann, tut es ihr wohl in ihrer Seelen-Einsamkeit. Es ist angenehm zu wissen, daß ein Mann wahrscheinlich einen Monat im Verband liegen muß, weil er auf das Rotstrümpfchen nichts kommen lassen wollte und sich lieber hätte ermorden lassen und auch selber gemordet hätte, wenn er zum ersten Schlag gekommen wäre. Es gibt Menschen, die

solches für Rotstrümpfchen nicht getan hätten, nicht einmal wiedergekommen sind, um sich noch einen Kuß zu holen. Wenn sie daran denkt, schrumpft ihr das Herz ein und sie hat viel Liebe zu dem Sylvain Marbaix.

Das merkt der Sylvain Marbaix, und er freut sich.

Er spricht wieder salzige Witze und hätte am liebsten im tollen Lachen den Verband gesprengt. Er wirft auf die Betten seiner näheren Umgegend seine herzstärkende Heiterkeit und machte bleiche Mienen froh. Er fordert kein geheimes Tuscheln mit seiner Lieben, es ist ihm recht, daß sie neben ihm sitzt und auf ihn hört und mit ihm lacht und von den Neuigkeiten aus Ecaussinnes erzählt. Da fallen über Rotstrümpfchen wieder schwere und drückende Gedanken, wie schwarze Schatten in die Sonne. Sie könnte mit der frohen, genügsamen Liebe dieses Mannes nicht ihr Herz füllen. Sie hat ein solch starkes Sehnen nach viel, viel mehr. Sie fühlt das heute, wo sie mit guten Vorsätzen herkam. Sie hat es niemals empfunden in der langen Zeit, da er um sie geworben hat. Warum heute? Es ist wirr und schwer in ihr, und sie wünscht jetzt, sie wäre nicht gekommen, denn dann hätte sie nicht gewußt, wie ganz seeleneinsam sie ist; sie hätte noch an die Freude und Liebe des Sylvain Marbaix denken können.

Jetzt spricht der wieder von seinen Prüfungen zum Heizer, von der Öl- und Kohlenprämie und von einem schönen und geringen Haushalt. „Das Möbelhaus ‚Drei Fliegen auf einen Schlag‘ gibt die Einrichtung auf Kredit, hör' Aimée.“ Seine Augen blinzeln. Er scheint in eine helle, nahe Zukunft zu sehen, die ihn blendet.

Rotstrümpfchen hört es und hat starke Herzschläge. Sie hat in einem Atemzug zwei widerstreitende Gedanken, und einer schlägt den andern tot: ‚Es ist das Vernünftigste, du heiratest ihn!‘ ‚Wenn ich ihn heirate, springe ich in die Sennette!‘

Sie sagt aber doch: „Wir sind ja noch beide jung, wir können warten.“

Da huscht das Mißtrauen über Sylvains helles Gesicht, sein Blick irrt schnell und unstät. Aber schon ist wieder sein Zutrauen hellauf wach. Sie hat ja doch recht, man soll seine Jugend und Freiheit genießen, der Hausstand bringt Sorgen und Zuwachs. Ja, und wenn er dann einmal Heizer ist und schon mal probeweise einen Personenzug führt —

Rotstrümpfchen sagt, daß ihre Zeit um sei, daß sie gehen muß.

„Weißt du, was die Kranken mir sagen?“ fragt Sylvain, hält noch ihre Hand und zieht sie an sich, so daß Aimée über sein Bett gebückt stehen muß. „Sie sagen, du wärst eine merkwürdige Braut, du hättest mir noch nie — denke dir, nie! — einen Kuß gegeben, sie wenigstens hätten's noch nicht gesehen. Nun, mein Rotstrümpfchen, was meinst? — Du siehst, sie halten schon all' die Augen zu, sie wollen nichts sehen — hein?“

Rotstrümpfchen spricht hastig: „Sie können ihre Augen offen halten, ich bin nicht deine Braut — öffentlich bin ich's doch nicht, das mußt' doch zugeben, nicht wahr, das mußt'? Deine öffentliche Braut bin ich nicht, Sylvain, hör!“

„Ich hätt' gemeint, vor mir selber brauchst dich nicht zu verleugnen!“

„So! Jetzt spielst du auf das Goûter an, du auch noch! Es sind gerade genug, die gegen mich sind.“

Er denkt, daß er ein Barbar ist und ist sehr erschrocken. Ihre Hand hält er noch, und nun drückt er sie, er will abbitten.

„Daß ich gegen dich wär'! Ich könnt's nicht, und wenn's wirklich wahr wär' — wenn's wirklich wahr wär', du hättest mich abgeleugnet! Ich könnt's dann noch immer nicht — gegen dich sein! Aber ich könnt' etwas tun, was ganz verrückt wär', vielleicht das ganze Dorf in Brand stecken oder so was. Oder mich in das Sprengpulver in den Steinbrüch' legen und die Minen und das weiße Haus — ja auch das weiße Haus! — und alles drum und dran mit mir in die Luft sprengen. Guter Gott! Verschrick' nur nicht, es liegt dir doch nichts dran, an dem weißen Haus — hai? Parbleu! Was ich ein Kerl bin! Siehst du, der Kopf ist noch nicht gut. Es saust manchmal so drin, als hätten sie mir Luft im Gehirn gelassen, oder 'n Fliege säß drin, siehst du, so was Spaßiges.“ In sein Sprechen hallen Stimmen vom Korridor aus. Aimée Pête schrickt auf, ihre Hand zuckt in seiner, er sagt: „Es ist nur der Oberarzt, vielleicht ist der Monsieur

Liè mit ihm. Er kommt manchmal und sorgt auch für arme Kerle, die nicht mehr so schwer arbeiten können. — Was reißt du denn an meiner Hand?"

„Ich will fort!" Kann ich nicht durch eine andere Tür — ?"

„Nein!"

„Ich muß aber doch!"

„Bleib', Aimée Pête!"

„Nein, nein!"

„Aimée Pête, bleib'!"

„Nein! Nein!! — Nein!!"

Da preßt er ihre Hand noch, die sie abschütteln will, er will an dieser Hand empor, will sehen, was nun geschieht. Sie zerrt sich mit kräftigem Stoß los, macht zwei Schritte — steht.

Zwei Herren treten in den Eingang zum Krankensaal. Aimée steht und starrt mit leichenblassem Gesicht. Der Oberarzt zieht die Brauen hoch, und da sie ein schönes Mädchen ist, grüßt er mit einem Kopfnicken, geht weiter.

Liè Macq-Sohn steht noch, hält den Hut in der Hand, während er langsam die andere Hand aus der Tasche seines grauen Sakkoanzuges zieht, so, als müsse er in diesem kurzen Zeitraum über die wichtigste Stunde seines Lebens entscheiden. Dann grüßt er tief, tritt beiseite, um sie vorüberzulassen.

Es war eine Spanne Zeit von drei Atemzügen. Darin lag das Ereignis eines Lebens. Liè Macqs Blicke eilten die Richtung zurück, die sie gekommen war. Und dort saß jetzt aufrecht einer im Krankenbette, die weitoffenen Augen in dem schmerzverzerrten Gesicht. Der Oberarzt drückt ihn in die Kissen nieder. Man hört ihn sprechen: „Was ficht Sie denn an, Sylvain Marbaix?"

Da läßt der Herr Aimée Pête an sich vorüber. Er sieht sie nicht an. Das leise Schurpsen ihres Kleides weht, als sie weitereilt, ihr heftiges Atmen streift ihn, der Duft ihrer Nähe, ihrer Jugend und Frische, die vorübergleitet wie eine köstliche Begegnung, wie ein sehnsüchtiger Gedanke, der aufreizend in stille Tage wirkt. Ein Aufflammen seines Zornes und — vorüber schon! Und die heimliche Qual, die in ihm bohren wird, die seinen Stolz zertrümmert, seinen Bedenken hohnlacht, seine Millionen armselig macht — und den Liè Macq neben den Sylvain Marbaix stellt! Ei, das wäre! Liè Macq besinne dich! Die Röte kreiselt auf seiner Stirne, und die ist adlig und geistvoll bis in das stumpfschwarze Haar hinein. Ei freilich wird er sich besinnen, der stolze und reiche Liè Macq. Geht vornehm und folgt dem Oberarzt.

Aimée Pête flüchtet durch die Gänge. Ihre Gedanken turbeln. Jetzt ist alles aus, sie weiß es gewiß. Mag es nur sein! Hat der ein Recht, von ihr zu fordern? Zum Beispiel die Wahrheit? Zum Beispiel, daß sie frei sei? Für ihn! Kommt er und fordert? Nicht einen Schritt kommt er! Er kann nicht über seine Millionen hinweg. Und läßt sie warten und hoffen und weinen. Die Simonne weint und wartet und hofft nicht! Das Rotstrümpfchen aus der Schenke soll's! Da gellen die Schreie in ihr: er hat kein Recht, er hat kein Recht! Sie läuft und atmet kurz in herausstoßendem Schluchzen und weiß doch: sie wird es ihm nachtragen, mit erhobenen Händen zum Geschenk bieten — das Recht sie zu lieben! Sie kann nicht anders. Sie möchte mit Fäusten den zähen Wunsch in die Brust zurückhämmern, sie möchte zu dem Sylvain Marbaix zurücklaufen und sagen: ‚Heirate mich!' — Sie möchte sehr vieles. Aber dann fühlt sie, daß ihr Herz schon auf und davon ist und in Steinbruchkönigs aristokratische Hand einschlüpft als ungefordertes Geschenk: das Recht sie zu lieben!

Ganz weh und unglücklich stöhnt Aimée Pête auf, und das ist, als sie an dem Bilde unter der Kuppel vorbeistürmt und die grellen Augen in dem roten Gesichte rollen und der schlohweiße Schnurrbart auf den zischelnden Lippen zittert.

Hüte dich! Hüte dich, Rotstrümpfchen aus der Schenke Bas rose!

4. Kapitel.

Omer stößt die Türe mit dem Fuße auf, stellt sich auf die Schwelle und wartet. Seine unruhigen Augen spähen fest auf einen beweglichen Punkt, der näher kommt, wahrscheinlich auf die Schenke zu.

Leichtaufschlagende Pferdehufe auf dem Pflaster des Platzes. Das Pferd gefällt Omer Pête, es ist ein Goldfuchs mit weißem Zottel über den Hufen. Wenn die Sonne auf sein Fell brennt, scheinen auf

den Haarspitzen rotgoldene Funken zu glühen. Dem Omer Pête gefällt auch der Reiter, seine lackglänzenden Reitstiefel, die gelbe Hose aus Englisch-Leder. Aber das Gesicht gefällt ihm nicht. Es ist verschlossen und ablehnend, und es scheint fast von dem kurzen, schwarzen Haar ein Schatten auf dasselbe überzugehen. Es braucht ein Königssohn nicht freundlicher zu sein, meint Omer Pête. Es fahren ihm dann beide Hände aus den Taschen, und ein erschreckliches Erstaunen kommt über ihn. Der Blick des Reiters ist auf die Schenke Bas rose gerichtet, und der tänzelnde Goldfuchs nimmt auch die Richtung dorthin. Eine große Wirrnis ist über dem Omer Pête. Soll er ins Haus hinein und ein Gebrüll erheben: ‚Der Liè Macq kommt!‘ Die Mama, der das am meisten Freude gemacht hätte, ist aber zum Jahrgedächtnis der Dame Maria Bokemanne in die Pfarrkirche Sankt Remy, und Rotstrümpfchen —

Jetzt aber hebt der Reiter den Kopf, liest die Aufschrift des Wirtshausschildes, läßt mit einer Zuckung des Nasenmuskels den Kneifer herabschnellen, wird noch ein paar Schritte reiten und vor der Schenke stehen.

„Aimée!“ Omer liegt über dem Schanktisch, brüllt zur Dämpfung seiner Stimme in die hohle Hand: „Aimée, er kommt!“ und ist wieder auf der Türschwelle.

Er kommt! Da läßt Rotstrümpfchen die Gläser in die Spülbütte plumpsen, schlenkert die nassen Arme, schleudert auch die Schürze weit weg, möchte hinauf in die Kammer, um das wirre Haar zu ordnen, das ihr um den Kopf kringelt. Er kommt! Sie fragt nicht wer. Es kann ja nur einer kommen, den sie all die Zeit in ihren Träumen kommen sah, der ihr die Knie zittern und das Herz klopfen macht. Sie hat die Stunden und Tage darüber nachgesonnen, wie sie sich schmücken sollte. Jetzt kommt er, und — ach Gott! — wie ist das Haus, wie ist sie selber! Sie reißt den Vorhang zurück, eilt gegen den Schanktisch, da hört sie seine Stimme draußen: „Halte das Pferd beim Zügel!“ Liè Macq steht in der Stube, hat die Türe hinter sich geschlossen. Die Katze schleicht unter den Tischen, die Sonne leuchtet durch das Fenster und wirft das Muster der Gardine auf die gegenüberliegende Wand. Es ist still und kühl in der Stube. Der Bierkranen tropft. Der Herr fragt: „Kann ich hier ungestört mit Ihnen reden?“

Sie sieht ihn nicht an, sie sieht auf seine glänzenden Stiefel. „Ja.“

Rotstrümpfchen steht unbeweglich und wartet. Was wird er jetzt sagen. Es wird kühl und vornehm sein, denn er schweigt und überlegt und klopft auf einmal mit seiner Gerte leicht an den Stiefelschaft; vielleicht ist er ungeduldig und will, daß sie redet. Langsam hebt sie das Gesicht. Aber nur durch einen Schlitz spähen ihre Augen. Sie will nicht verraten, was so stark und sehnsüchtig in ihr ist. Sieht ihn an und stockt im heftigen Atmen. Sein Gesicht ist aus der starren Hochmutslinie, in steigender Erregung schaut er sie an. So wie sie ist, jetzt ist, in dem schmucklosen Kleidchen, das ihr eng und dürftig um die volle Gestalt sitzt, mit der krausen Unordnung ihres Haares, den aufgestreiften Ärmeln, der sichtbaren Verwirrung, so in ihrer köstlichen Frische und ärmlichen Natürlichkeit, berauscht sie ihn, macht sie ihn töricht und ungeschickt, wie vielleicht irgend einen anderen der blind dem Instinkte seiner Liebe folgen darf, der nicht der Sohn des Königs Liè Macq ist, des Alten vom weißen Hause.

„Sie wissen, warum ich komme?“

Ihre Lippen zittern, sie kann nicht antworten. Sie denkt, wie furchtbar schwer es sei, vor ihm zu stehen und nicht zu flüchten und so von stummer Sehnsucht geworfen zu sein.

„Aimée Pête, wollen Sie mir nicht antworten?“

Ach Gott, ja doch, sie will. Weiß sie denn, warum er kommt? Er kommt nach langen Tagen und Stunden, und noch weiß sie nicht, warum er kommt. Sie ist unsäglich elend, und er soll's nicht wissen, nie, nie! „Ich weiß nicht, was Sie wollen, Monsieur.“

„Es ist schade, Sie nehmen mir dann auch das Recht, Sie zu fragen, warum Sie diesen Krankenhausbesuch machten?“

„Ich besuchte Sylvain Marbaix, Monsieur.“

„Es ist unvorsichtig, Sie sollten das nicht.“

„Ich wüßt' nicht —“

„Wenn Sie Wert darauf legen, daß



Bildnis.

Gemälde von Joseph Oppenheimer.

man Ihnen glaubt, was Sie auf der Tribüne behauptet haben."

„Man soll's glauben!"

„Und nur daraufhin, daß Sie es sagen?"

„Ja."

Er ist Gentleman, er ist ein Königssohn, er darf ihr nicht sagen, daß er ihr nicht glaubt. Als er nun mit der Gerte auf den Stiefelschaft schlägt, ist's Ungeduld und Erregung und seine Machtlosigkeit, diesem Mädchen beizukommen. Wenn er sich vergißt und heftig wird und von seiner unsinnigen Leidenschaft für sie spricht, kann sie ihm sagen, daß sie Sylvain Marbaix liebt und ihn heiraten wird. Was weiß er von ihr, und was verpflichtet ein Kuß? Es empört ihn, daß er gekommen ist; er möchte gehen und kommt nicht aus der Stube fort, die so dürftig ist, daß er nicht seine Pferde hineinstellen möchte. Wenn er das Mädchen ansieht, kann er nicht wissen, wie sie von heißem Atem beengt ist, wie in den verdeckten Augen ihre tiefe Sehnsucht lauert, daß sie flüchten möchte und nicht so weit fort kann, als seine Stimme tönt. Und über ihnen beiden zieht das Schicksal seinen Kreis. Es ist ein schillernder, unruhiger Glanz an der Decke. Die Sonne wirft ihn von irgendwo. Der wirre Glanz über ihren Köpfen umspannt das Fleckchen Welt für zweie. Zwei Menschen in einem Schicksalskreis, wie schön das ist!

Er spricht klar und korrekt: „Aimée Pête, wenn der oder jener aus dem Dorfe hierher zur Schenke kommt und freien will — sagen wir der Sylvain Marbaix, so ist das für sie eine einfache Sache. Sie kommen und freuen sich und denken nicht an das Ende. Parbleu!" Und nun ist seine Stimme von heißem Unmut verschleiert: „Man möchte sich wünschen, dieser oder jener aus dem Dorfe zu sein." Er lehnt an den Schanktisch, verschränkt die Arme, steht groß und gebietend, und Rotstrümpfchen denkt: ‚Wie sollt' ich einmal neben ihm stehen!' — Da sagt er noch: „Wer bei der Tochter der Bas rose trinken will, kommt hier zur Schenke, wer sie freien will — auch."

Es prallt gegen sie wie eine Ohrfeige. Sie möchte aufschreien und davonlaufen. Sie bleibt aber und sagt: „Ich frag' nicht, warum einer kommt und trinken will."

„Dann bitte ich, geben Sie mir Bier."

Sie steht eine Weile noch wie durch einen Schuß, von dem sie nicht weiß, woher er zielt, erschreckt; dann geht sie und sagt nichts. Als ihr Arm nach den Gläsern reckt, hat Liè Macq ihn erfaßt. Er reckt über den Schanktisch herüber, sie fühlt das weiche Leder seines Handschuhs wie Samt auf dem Arm.

„Nein, das sollen Sie nicht!" Und sie fühlt sich herangezogen, zwingend und sanft. „Aimée Pête, ich will der einzige sein, der hier zur Schenke kommt und nicht getrunken hat. Denken Sie darüber nach, warum ich das muß. Aimée, hören Sie mich?"

„Ja."

„Warum traf ich Sie im Krankenhause?"

„Ich hab' es gesagt, Monsieur."

„Sylvain Marbaix hat einen Rückfall bekommen, wissen Sie das?"

„Ich weiß nichts."

„Er hat den Verband gelockert — er hätte ihn abgerissen! Warum, Aimée Pête, warum?"

Sie schweigt.

„Wenn ich wissen könnte, was wahr in Ihnen ist!"

Sie schweigt.

„Wenn man Ihnen glauben soll, was Sie auf der Tribüne sagten, so dürfen Sie Sylvain Marbaix nicht wieder besuchen!"

Da streift sie seine Hand von ihrem Arm, er aber hält sie noch mit vibrierendem Druck. Groß und dunkel weiten sich ihre Augen. Die tiefe, geheime Sehnsucht lauert darin.

„Wünschen Sie es?"

Da ist am Vorhang ein Gesicht, neugierig und dumm. Celina stellt sich bereit und wird mal gut zuhören, was der reiche Monsieur vom weißen Haus im Kabarett will. Fest beißt sie in die Brotschnitte mit Sirup. Von zwei dünnen Haarzöpfen hängt ihr einer gelöst und zerrauft. Sie kaut und stiert. Es sind die Augen Aimée Pêtes, aber sie sind dumm.

Liè Macq richtet sich auf. Man könnte Celina, das Kind, fortschicken, aber er möchte nun gehen. Auch Aimée denkt, man könnte Celina fortschicken, aber der Gedanke ist brennend und schamerfüllt in ihr. Als er gehen will, sieht sie, daß sie seine Hand noch preßt. Er erwidert fest ihren Druck und sagt nicht, daß er wieder-

kommt. Sein Gesicht hat sich in die verschlossenen und ablehnenden Falten zurückgefunden. Mit einem Blick auf Celina sagt er: „Sie hat Ihre Augen.“

Und geht. Aimée Pête folgt ihm. Er denkt, daß sie höflich sein will und mit ihm bis in die offene Tür geht wie brave Wirtsleute ihren Gästen tun. Da grüßt er sie verabschiedend, drückt die Türe vor ihr zu. Sie fühlt es und hat eine innerliche Pein, und ihre Blicke irren durch die Stube. Wenn sie sonstwo ein Obdach wüßte für die Nacht, würde sie mit ihren zwei bebenden Händen das Dach dieses Hauses zertrümmert haben. Weil es ihr so große Pein ist, daß seine Augen soviel Armseligkeit gesehen.

Draußen Hufschlag. Vor dem Fenster wimmeln die Kinderköpfe, und es wird ein Geschrei. Wo immer im Geviert des Platzes die Häuser hinziehen, stehen Frauen an den Türen, haben die Röcke geschürzt. Aus der Arbeit des Morgens heraus reißt sie das Ereignis, das aufsehenerregende. Aus dem weißen Haus war einer in der Schenke Bas rose! Hais, was soll man denken?

Derweil tänzelte der Goldfuchs über den Platz. Hinter den Fensterchen des Kabaretts wird irgendwer versteckt stehen. Die Maman ist's nicht, die sitzt in Sankt Remy. Hais, was soll man denken?

Warum soll Aimée Pête nicht stehen und lauern! Mit dem Hufschlag klopft ihr aufgejagtes Herz. In der leuchtenden Mittagssonne reitet er, der Königssohn. Weiß es einer, daß zwei Hände zusammengepreßt lagen, seine und ihre: seine Hand, die den Zügel straff zieht, eine Hand, die Millionen streut, die Arme reich und Armselige glücklich und drei Dörfer im Umkreis elend machen könnte! Nein, das weiß keiner, die da stehen und gaffen. Das Fenster aufreißen möchte sie und ihr Erlebnis hinausrufen, weitschallend über den Platz! Ei und sie möcht es nicht. Ganz heimlich will sie ihr Glück, ihr ganz kleines. Es ist so groß nicht, daß man es hinausjubeln kann. Sie möchte leise gehen und lächeln und bedeutungsvolle Blicke hegen. Und wenn sie es aussprechen soll, wird sie keine Worte finden, denn es ist in keine Worte gefaßt worden, und er hat ihr schließlich nur die wonnige Gewißheit zurückgelassen, daß er kam, um sie zu suchen. Weiter denkt sie nicht, will sie nicht forschen und fragen. Sie hat genug für viele Tage, da sie noch hoffen und fürchten muß.

„Nicht mal was getrunken hat er,“ sagt Celina. Rotstrümpfchen wird wach und hat einen großen Zorn auf Celina. Ihre Augen hat sie, es ist eine Schande! Die gelösten Zöpfe hängen ihr, rund um den Mund ist eine Malerei von Sirup — oh, und sie hat ihre Augen! Und so hat Liè Macq sie gesehen! Wenn Celina nicht gekommen wäre —

Oh, und nun muß sie Celina schütteln und stoßen, daß der nur so der Atem herausschnappt. Warum hat Celina ihre Augen, die großen dummen, in dem haarumzottelten Gesicht!? Und Celina läßt sich schütteln, denn sie ist wirklich dumm. Erst als sie die Maman über den Platz kommen sieht und an ihrem Arm Omer, der nicht geht, sondern hüpft, entsinnt sie sich, daß Aimée sie vor zwei Augenblicken geschüttelt hat und erhebt ein starkes Geschrei, denn sie ist beizeiten auch klug.

Die Maman kommt breit und gediegen im Aufputz des Kirchgangs. Um die Hüften die wattierten „Walzen“, der schwarze „Kassaweck“ im Zuschnitte einer Nachtjacke, und dann das Hutband in bauschiger Schleife unterm Kinn und dann der spitz garnierte Hut auf dem glatten Haar und der hervorstoßenden Stirne. Feierlich und fast stumm kommt die Maman. Was ihr da nach einem guten und frommen Kirchgang beschert wurde, übertrifft noch die Botschaft, die dem Zacharias im Tempel zuteil wurde; und es ist weiter nicht zu verwundern, daß auch sie, wie gesagt, nicht mehr reden kann.

Während Omer und Celina schreiend und berichtend auf sie einsprechen, kramt sie in Kisten und Schubladen nach ungefähr passenden Stücken auf Omers zerlumpte Hosen. Und ist noch im Kirchenputz.

Aimée steht noch hinausgehoben über das Milieu der Schenke Bas rose; sie zürnt, warum sie denn schreien, warum man immer in diesem Hause schreie, man soll doch — reden. Die Maman ruft gebückt aus irgendeiner Schublade heraus: „Da soll einer nicht ein bißchen aufgeregt sein, wenn der Omer heut ins weiße Haus soll!“

Wahrhaftig er soll! Der Monsieur hat

ihm so ein paar Worte hingeworfen. Gewandtes Kerlchen, ob er schulfrei sei? Ei jawohl, Omer will's zu etwas bringen, er wird sich ein feines Geschäft aussuchen; wenn er Zeit hat, geht er mal zur Schule, es ist kein Zwang in Belgien, aber wo soll er Zeit finden, wenn er sehr beschäftigt ist, sich zu etwas aufzuschwingen? So! So? Dann möge er am Nachmittag zu dem Monsieur in die Steinbrüche kommen, in sein Bureau. Ob das Kerlchen umgänglich sei mit Pferden? Oh Omer ist umgänglich mit Vieh und Menschen, er hat Lächeln und Fluch je nachdem, und er hat auch die Augen Aimées! Omer sagt: „Mère, lassen Sie nur mal meine Hose in Frieden, ich lass' mir gleich eine von Monsieur schenken."

Da fliehen Aimées weiche und schöne Gedanken. Ob sie Bettler seien? fragt sie peinvoll.

Und die Maman: Ob das Bettel sei? Herrschaften schenken ihren Dienstleuten doch mal so das Abgelegte. Man braucht dem Monsieur nur einen kleinen Wink zu geben. Die Maman wird's besorgen.

Celina sagt: „Ich werd'n mal fragen, ob ich in sein' Garten Blumensträuß' schneiden darf, dann verkauf ich sie auf der Kermeß von Marche und von Triboureau."

Kommt denn auch der lange Viktorien herein, hört und sieht das Wunderbare, das aufgestiegen ist über der Schenke Bas rose, schöpft Atem und überschreit sie alle: „Er hat dem Gärtner sein Motorrad geschenkt und 'n Velo liegt noch in der Remise, sagt der Gärtner, die Aimée muß dem Monsieur sagen, daß er mir das Velo schenkt —"

Aimée wehrt sich nicht mehr dagegen, die weichen und schönen Gedanken sind zerstoben, sie steht wieder wach und nüchtern im Milieu der Schenke Bas rose. Die Menschen dieses Hauses hängen an ihr wie Blei. Zu der Maman geht sie und macht ihr das klar, man könnt' dem Monsieur nicht wie eine hungrige Horde nach der Tasche schnappen. Die Maman sagt: „Nu hör mir auf mit Bettelei und nach der Tasche schnappen. Was kann dem reichen Liè Macq dran liegen, erstens an 'm alten Velo, das in der Remise liegt, zweitens an seinen abgelegten Hosen, drittens an den paar Blumen, die man ihm sowieso wegstiehlt." Und die Maman denkt kopfschüttelnd, daß ein Mensch merkwürdig verschrobene Ansichten haben kann. Aimée Pête aber denkt nichts mehr. Sie steigt in die Kammer hinauf und steckt das Gesicht ins Kissen und liegt lange so. Sie hört nichts, sie sieht nichts, sie wird allmählich wieder emporgehoben über die Schenke Bas rose hinaus. Und dann kommen wieder die weichen und feinen Gedanken, die in der Sphäre des geliebten Mannes geboren sind. Und sie sinnt wunderbare Träume in ihrem Kissen und ist gestorben in der Schenke Bas rose und auferstanden über der Schenke Bas rose. Drunten sitzt Maman und flickt Hosen und vergißt, daß ihr noch der Hut auf dem Kopfe ist. Er sitzt sogar schief. Und sie sind alle sehr glücklich, sie singen.

Am Platze Pilori sagt man: Sie singen!

Im Gäßchen am Hause „Erzähl's weiter" sagen sie: Wahrhaftig sie singen, es muß ihnen ein großes Glück gekommen sein!

Und es geht die Kunde durchs Heiratsdorf: Es muß ein großes Glück über die Schenke Bas rose gekommen sein!

Die Simonne macht sich einen Freundschaftsgang und fragt: ob so groß wie ihres?

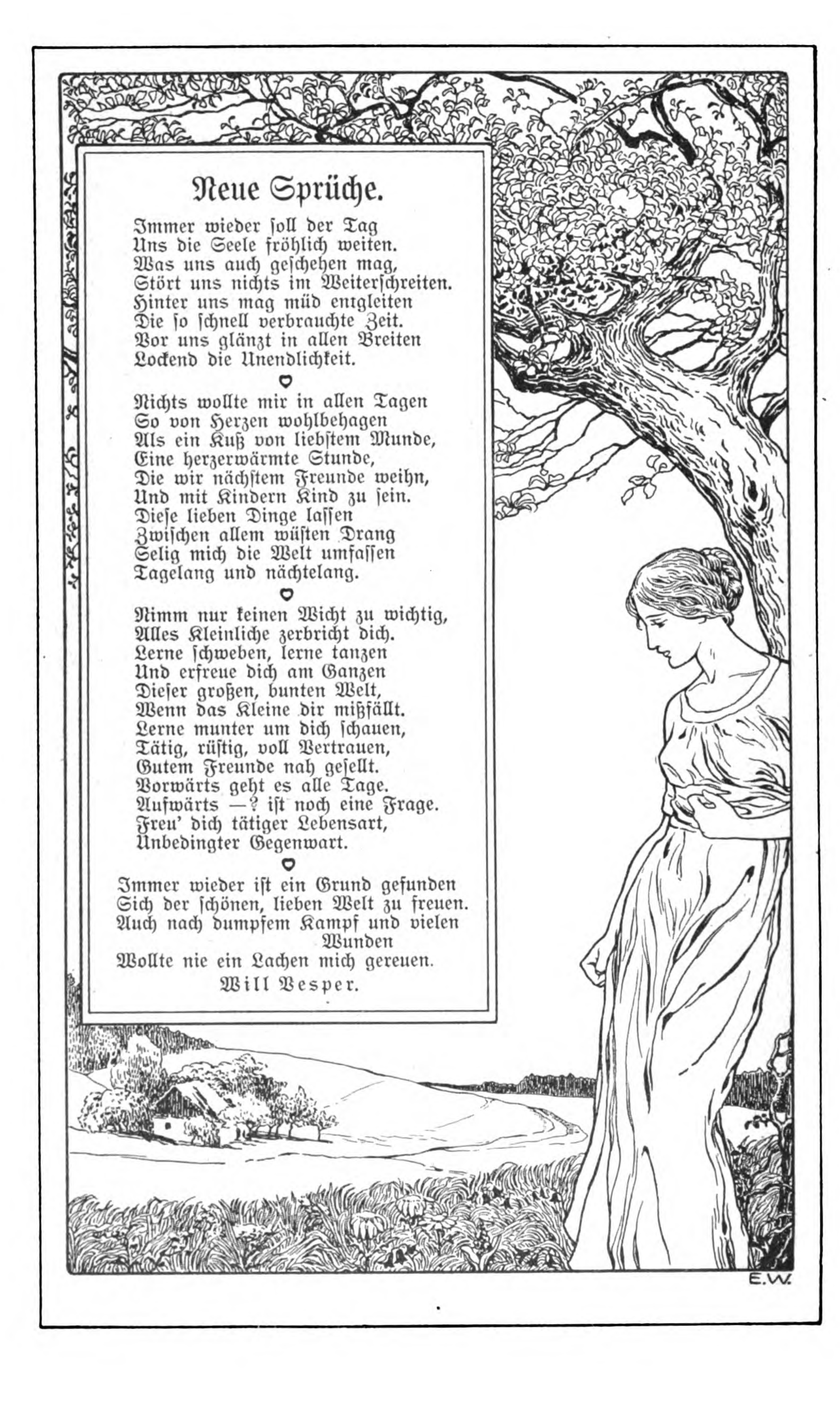
Da sagt das Rotstrümpfchen schnell: „Nein, nicht so groß! Der Omer ist bloß im weißen Hause Groom geworden.

Am nächsten Tage wissen sie dann, was ein Groom ist.

Omer Pête sitzt im roten Taillenröckchen unterm Sonnendeck des Phaeton und läßt sich von Monsieur Liè fahren. Es wissen aber auch die Poliere zu erzählen, daß Omer Pête drunten in den Steinbrüchen, wo ein Saal aus leuchtenden blauen Wänden ist und das gleißende Licht über die gewölbte Decke hinrieselt wie über Marmorglanz, des Monsieurs flinker Bursche ist. Man spricht auch von den Herrenabenden, die Monsieur drunten in seinem blauen Saal hält und wo Omer Pête die Gläser füllt und Omer Pête vieles sieht und hört und mit listigem Augenblinzeln schweigt. Da weiß man endgültig, was ein Groom ist.

Und es schweigen die mißgünstigen Zungen um Aimée Pête.

(Fortsetzung folgt.)



Neue Sprüche.

Immer wieder soll der Tag
Uns die Seele fröhlich weiten.
Was uns auch geschehen mag,
Stört uns nichts im Weiterschreiten.
Hinter uns mag müd entgleiten
Die so schnell verbrauchte Zeit.
Vor uns glänzt in allen Breiten
Lockend die Unendlichkeit.

Nichts wollte mir in allen Tagen
So von Herzen wohlbehagen
Als ein Kuß von liebstem Munde,
Eine herzerwärmte Stunde,
Die wir nächstem Freunde weihn,
Und mit Kindern Kind zu sein.
Diese lieben Dinge lassen
Zwischen allem wüsten Drang
Selig mich die Welt umfassen
Tagelang und nächtelang.

Nimm nur keinen Wicht zu wichtig,
Alles Kleinliche zerbricht dich.
Lerne schweben, lerne tanzen
Und erfreue dich am Ganzen
Dieser großen, bunten Welt,
Wenn das Kleine dir mißfällt.
Lerne munter um dich schauen,
Tätig, rüstig, voll Vertrauen,
Gutem Freunde nah gesellt.
Vorwärts geht es alle Tage.
Aufwärts —? ist noch eine Frage.
Freu' dich tätiger Lebensart,
Unbedingter Gegenwart.

Immer wieder ist ein Grund gefunden
Sich der schönen, lieben Welt zu freuen.
Auch nach dumpfem Kampf und vielen Wunden
Wollte nie ein Lachen mich gereuen.

Will Vesper.

Berliner Bühnen im Herbst 1911.

Von Paul Oskar Höcker.

Die Hundertjahrfeiern sind den großen Dichtern gefährlich. Kaum haben es die Literarhistoriker in langer, stiller Arbeit zuwege gebracht, daß das Publikum ihre halb oder ganz vergessenen Bücher zu lesen beginnt, daß da und dort ein wagemutiger Bühnenleiter eines der bei Dichters Lebzeiten ausgepfiffenen Meisterwerke aufführt und ein lokales Repertoirstück daraus macht, — da kommt die lawinenartige Datumbegeisterung, deren Lufterschütterungen noch im fernsten Generalanzeiger vernehmbar sind. Gedenkartikel werden von neunzig Prozent aller in Kürschners Literaturkalender verzeichneten Feuilletonisten geschmiedet, die auf den Heroen eingeschworenen Professoren veröffentlichen sämtliche Vorträge, die sie seit fünfundzwanzig Jahren gehalten haben, als Festschrift, in allen Schulen finden Huldigungsakte statt, zu denen ein Oberlehrer den Prolog schreibt, es gibt im ganzen Semester kaum ein anderes Aufsatzthema mehr für die armen Pennäler als das über Leben und Wirken des unglücklichen Dichters; die literarischen Kränzchen vereinigen sich zu Gedenkfeiern mit Abendbrot und Tanz, die Verleger veranstalten Hals über Kopf druckfeuchte Volksausgaben und überbieten sich im Unterbieten des Ladenpreises — und sogar die subventionierten Bühnen erinnern sich plötzlich ihrer Ehrenaufgabe.

So erging es im Jahre des Heils 1905 Friedrich Schiller, so ergeht es in diesen stürmischen Novembertagen, in denen diese bunten Bilder aus dem Winterleben der Berliner Bühnen zum Satz wandern, Heinrich von Kleist.



Mary Dietrich in der Aufführung der „Penthesilea“ im Deutschen Theater.
(Nach einer Photographie von Hänse Herrmann in Berlin.)

Es ist etwas Schönes um eine jäh aufflammende Begeisterung. Aber bei weitem bekömmlicher ist dem Gegenstand der Huldigung die stille, behagliche Beziehung selbstverständlicher Verehrung, die auf ein langsames Werden zurückblickt. Denn mit den an den üppigen Festtafeln gar zu hastig und gar zu reichlich genossenen Leckerbissen verdirbt sich das Publikum allemal den Magen — und hält dann eine lange, strenge Fastenzeit inne.

Nach den sechs Wochen Schillertrubel — ach nein, es waren ja nur vierzehn Tage — verschwanden der Tell und die Stuart-Marie, die Jungfrau und der Karl Moor, die während der Festzeit auch in den Großstädten jubelnd willkommen geheißen worden waren, plötzlich wieder von der Bildfläche. In Berlin konnte man's kaum anders erwarten. Schiller „liegt“ dem Kurfürstendamm von heute ebensowenig, wie er dem Mühlendamm von ehedem etwas zu sagen gehabt hätte. Aber um die „Provinz“ konnte es einem leid tun, aus deren Bühnenprogrammen der heiß Umjubelte, bei bengalischem Licht im Gipsabguß von den Lokalpoeten Angedichtete so peinlich auffallend wieder verschwand.

Selbst solch allzeit gegenwärtiger, unsterblicher Gigant kann es nicht vertragen, plötzlich Mode zu werden. Wird es dem toten Kleist besser bekommen?

Die freudige Aussicht, seine „Penthesilea“ kennen zu lernen, war in weiten Kreisen von Berlin groß und echt. Es gibt ja Leute, die erklären, sie brauchten nicht erst die Bühne, um „ihre“ Klassiker zu begreifen und zu genießen. Sie setzen sich daheim, wenn sie

Zeit haben, in ihr Museum gebannt, mit der Zigarre ans Kaminfeuer, ganz behaglich, mit dem Buch in der Linken ... Aber sie haben gewöhnlich weder Zeit noch Kaminfeuer ... Und wenn sie in den Kleist-Festwochen die „Penthesilea" wirklich in die Hand genommen haben sollten, so haben sie sie ganz gewiß nach einer halben Stunde wieder weggelegt. Die Phantasie auch des gelehrtesten und belesensten Menschen ist nicht imstande, diese vierundzwanzig Auftritte in lebensvolle Bilder umzusetzen. Literarische Bildung kann dem Hochgebirgsschritt des kühnen Himmelsstürmers wohl behutsam kletternd folgen, mit Steigeisen und Eispickel, und dabei schwindelnde Blicke über die haarscharfen Felsgrate und jähen Felsabstürze werfen, aber zum Genießen der überwältigenden Dreitausendmeter-Schönheit kommt sie nicht.

Mit all ihrer verständigen Gesinnungstüchtigkeit hat es auch die Aufführung im Königlichen Schauspielhause nicht vermocht, der „Penthesilea" wirkliches Leben zu geben. Man spielte sie, wie man sie vor hundert Jahren gespielt hätte — wo sie entschieden abgelehnt worden wäre. Für die Bühne gerettet hat sie nur die neue, große Kunst Max Reinhardts. Die Wiedergabe im Deutschen Theater versagte dabei in der ersten Besetzung der Hauptrolle fast völlig. Frau Eysoldts kleines, messerspitzes Organ ist nach den ersten paar hundert Versen fertig. Auch die feinste Nervenkunst setzt darüber nicht hinweg. Aber die Gesamtwirkung war da. Die gewaltigen Erschütterungen, wie sie die Tragödie großen Stils fordert, vermag einzig und allein Reinhardts geniale Schulung herauszuarbeiten. Das große Grauen und das große Jauchzen, das tiefe Erschauern und das bange Mitzittern erlebt man nur im Deutschen Theater. Überall sonst merkt man die Kulisse.



Rosa Poppe in der Aufführung der „Penthesilea" im Kgl. Schauspielhaus.
(Nach einer Aufnahme von Hofphotograph E. Bieber in Berlin.)

Wer die Aufführung der „Penthesilea" im Königlichen Schauspielhause sah, sagte sich beim Heimgehen: „Na, du hast deine Pflicht getan, nun schickst du noch Tante Malchen hin, weil sie den Staegemann immer so herzig findet, und damit ist der Fall erledigt. Denn für die Bühne taugt das Stück wirklich nicht. Keine zehn Pferde bringen mich wieder hin."

Die Wiedergabe im Deutschen Theater dagegen war ein Erlebnis. Wie dieses Seelendrama aus dem lärmenden Schlachtengewühl herauswuchs, wie das Schicksal dieses fernen, fremden, märchenhaften Achill und dieser fernen, fremden, märchenhaften Amazonenkönigin uns packte, wie wir in Furcht und Mitleid diese drei, vier Stunden mitbangten, als ob es die wichtigste Angelegenheit unseres Lebens wäre, daß Penthesileas wilde Liebe ihren wilden Trotz bezwänge!

Und fünf Tage später, da an die Stelle der stimmlich unzureichenden Darstellerin eine neue Kraft tritt, sitzt man wahrhaftig schon wieder in diesem hundert Jahre tot ge-

wesenen Stück, ebenso gepackt, nein, noch viel mehr durchgerüttelt, dem sonstigen Daseinskreis völlig entzogen, und wandert hernach ein weites Stück durch den unwirtlichen Tiergarten, beglückt, daß einem noch solch ein Schatz fürs Schwabenalter aufgespart war.

Im Schauspielhause hatte Paul Lindau mitten in der spannungsreichen Szene zwischen Achill und Penthesilea den Vorhang fallen lassen. An der Stelle, wo die Rosenmädchen auftreten und Blumen streuen. Gewiß versprach er sich von dieser festlichen Ausstattung einen großen Eindruck. Aber wenn am Gendarmenmarkt schon Rosenmädchen Blumen streuen, ist's doch immer nur wie die Kotillon-Polonaise in einem besseren Kriegerverein.

Kommt der Abonnent, nachdem er seine Schinkenstulle im Foyer verzehrt hat, leicht ein Gähnen unterdrükkend an seinen Platz zurück, dann tut sich die Gardine wieder auf, die Rosenjungfrauen streuen noch immer, und die Liebesszene zwischen Frau Rosa Poppe und Herrn Staegemann nimmt ihren Fortgang. Zwei tüchtige Schauspieler, gewiß, Frau Poppe dabei von einer Jugend und Frische wie lange nicht mehr. Aber man wird nie vergessen, daß hier Theater gespielt wird, daß man hier ein stark verstaubtes Stück eines toten Klassikers gibt, ehrenhalber, um es nach Saisonschluß wieder zu begraben. Die Vorgänge sind eben gar zu unmöglich. Frau Poppe wird Herrn Staegemann niemals die Gurgel durchbeißen. Auch hinter den Kulissen nicht. Und Frau Nuscha Butze mag für ihre Rolle die versöhnlichsten, mildesten Tantentöne herausholen, man wird ihr wohl die Würde einer christlich veranlagten Geheimrätin glauben, doch nie die Weihe einer heidnischen Oberpriesterin.



Tilla Durieux in den „Spielereien einer Kaiserin".
(Nach einer Aufnahme von Becker & Maaß in Berlin.)

Bei Reinhardt werden alle Nerven, alle Sinne in Mitleidenschaft gezogen. Und da heißt es: Tempo, Tempo, Temperament! Unmöglich, die große Szene zwischen Achill und Penthesilea zu teilen, sie bietet ja in ihrem Aufbau die stärkste Spannung des ganzen Abends, das stärkste Crescendo, sie ist ja wie elektrisch geladen! Wann wird Penthesilea merken, daß sie Achills Gefangene ist? Jetzt — oder jetzt — gebt Achtung! Nein, da ist's doch ganz unmöglich, den Vorhang fallen zu lassen und das Publikum ins Foyer zu schicken!

Für die szenische Gliederung ist die Drehbühne mit ihren vier Schauplätzen der trojanischen Ebene wie geschaffen. Was für reiche Bilder entwickeln sich jedesmal beim Wechsel der Szene! Das eine Mal sehen wir die ganze Bühne mit einer zyklopischen Steinbrücke überspannt, das andere Mal türmt sich Hügel hinter Hügel, und auf den höchsten stürmt die Amazonenkönigin und ruft die Götter zu Zeugen an; da hebt sich die junge, stählerne Gestalt der Mary Dietrich, Arme und Beine nackt, Amazone und Königin in jedem Zoll, als scharf umrissene Silhouette vom flammenden Himmel ab.

Wieder ein ander Mal das Hereinstürmen der Amazonen in ihren primitiven Fellen und Sandalen (das operettenmäßige Trikot ist im Deutschen Theater endgültig abgeschafft) oder zum Schluß, wo Penthesilea in



Alexander Moissi als Orest in Äschylos' „Orestie" im Zirkus Schumann.
(Nach einer Photographie von Zander & Labisch in Berlin.)

teilung und sprachliche Ausarbeitung des Textes. Der genialste Komponist könnte die Stelle: „Noch lebt Orest!" klangvoll und rhythmisch nicht packender aufbauen. Ein im weiten Raum zerflatterndes, helles Stimmchen spricht zuerst die Worte in hohen Tönen — fragende, suchende Stimmen tieferen Klanges nehmen den Ruf auf — er wird hin- und hergeworfen in allen Stimmlagen, rhythmisch immer neu gegliedert, im steten Crescendo — er schwillt zum Aufruhr an — und ein gewaltiger Orkan braust er dann einher, ehern, erdrückend. Und so erlebt man an vielen Angelpunkten der Dichtung immer wieder die gewaltige Dirigierkunst dieses Mannes, der Wort, Ton, Bild, Bewegung, Szenerie und Lichtwirkungen wie keiner vor ihm in einen künstlerischen Einklang zu fassen weiß.

Die schauspielerische Überraschung der „Orestie" — und der „Turandot" im Deutschen Theater — bildete Moissi. Was dieser Künstler innerhalb weniger Jahre gelernt hat, zwingt höchste Achtung ab. Er, der Ausländer, der bei seinem Kommen eine Geduldsprobe für den deutschen Zuhörer bedeutete, beherrscht die deutsche Sprache heute wie ein Virtuos sein Instrument. Er weiß ihr Klangschönheiten abzugewinnen, die kaum ein Kainz in seinen reichen Registern besaß. Nur ab und zu stört noch ein fremdländisches Ausgleiten nach allzu heller Vokalisation. Mit großer Stimmungskunst sucht er im übrigen die Wirkungen, die seiner ganzen Veranlagung nicht entsprechen, die heldenhafte Gebärde des Achill, die tragische des Orest, zu ersetzen. Das Überlebensgroße weiß er zu vermenschlichen; das stört den Stil — aber es packt. Die furchtbare Gewissensnot des Muttermörders stellt er in der großen Szene mit dem vom Blut Ägisths getränkten Mantel in einer fast peinigend echten Weise dar, und die Delirien des Wahnsinns sind in ihren Ausdrucksmitteln vielleicht allzu naturalistisch an denen für Ibsens Oswald geschult. Aber auch der letzte Rest Spott über den armen Dalmatiner der früheren Jahre muß heute schweigen. Ein Künstler, der sich Weltruhm erzwingen wird, wächst hier heran.

In der „Turandot" gab Moissi dem Prinzen einen liebenswürdig humoristischen Einschlag. Humor besitzen unsere Achills und Orests sonst nicht. Den mimischen Höhepunkt des Abends aber bildete der Moment, da der Prinz aus Samarkand das Bild der Turandot erblickt, von ihren Zügen, ihrem Ausdruck gefesselt wird, mehr und mehr gepackt, ergriffen, erschüttert — um schließlich in schwelgerischer Hingebung

den mörderischen Entscheidungskampf zieht, die an Stricken gehaltenen, ungestüm vorwärtsdrängenden Hunde, mit denen zusammen sie sich über den zuckenden Körper Achills stürzen wird ... Dieser Penthesilea glauben wir letzten Endes auch den seltsamen Tod durch Autosuggestion.

Es ist eine Freude, ein neues, großes Talent auf der Bühne willkommen heißen zu dürfen. Fräulein Mary Dietrich wird unsere neue große Heroine. Sie hat auch als Kassandra in der „Orestie", die Reinhardt im Zirkus Schumann zur Aufführung brachte, ein erstaunliches Können gezeigt, und mehr als das, mehrversprechendes: den Instinkt genialer Naivität. In der ersten Aufführung der „Penthesilea" spielte sie die Amazonenfürstin Meroe. Ihr Schlachtenbericht klang wie eine Fanfare durchs Haus. Außer den hell schmetternden Tönen stehen ihr — für die Kassandra — Klänge zur Verfügung, die an die größte lebende Schauspielerin Deutschlands erinnern: an Rosa Bertens. Sie ist eine Hoffnung.

Die „Orestie" brachte denen, die im vorigen Jahre den „König Ödipus" im Zirkus Schumann gesehen hatten, keine neuen Offenbarungen der Regiekunst. Man stieß hier schon auf eine Art guter Tradition. Aber die Behandlung des Chores bei Reinhardt zwingt immer wieder zu Staunen und Bewunderung. Ich meine nicht nur die wirkungsvolle Verteilung der Gruppen — dieses enge, furchtsame Zusammenpressen der Frauen der Elektra, das turbulente Hereinstürmen großer Scharen nach der Katastrophe, oder den feierlichen Einzug der Greise zu Beginn —, sondern in erster Reihe die Ver-

Schicksal und Leben der Liebeswerbung zu weihen.

Der „Turandot"-Bearbeitung durch Vollmöller liegt nicht die Schillersche Übersetzung zugrunde, die das possierliche Märchenspiel da und dort ins Pathetische steigert, sondern Gozzis Urtext. Die Stegreifkomödie wird ab und an gestreift. Wir sehen das fabelhafte Reich China, dem Ernst Sterns geniale Bühnenkunst das bunte Märchengewand gegeben hat, so, wie sich's die Venezianer des XVIII. Jahrhunderts vorgestellt haben mögen: entzückend ungenau, wie von Hörensagen. Eine Farbenpracht von ungeahnten Wechselreizen läßt das Auge schwelgen. Wenn Feruccio Busoni, den Komponisten der bizarren, treu im Stil gehaltenen Begleitmusik, die Einfälle überrumpelten, so daß er den Faden seiner Zwischenspiele zu lange laufen ließ, dann nahmen Reinhardt und Stern die Gelegenheit sofort wahr, um dem Publikum inzwischen ein paar neue Bilder zu zeigen: einen Aufzug mit Sänften und dreieckigen Fahnen, eine Verwandlung, bei der wir das Kaiserpalais mit seinen Säulengängen und transparenten Fenstern von allen Seiten bewundern können. So gibt es auch für den Unmusikalischen keine toten Punkte am Abend. Denn Reinhardt kennt nur einen einzigen Theaterfeind: die Langeweile. Darum führt er auch so wenig neue Stücke auf und hebt lieber alte Schätze.

Im Lessingtheater hat der direktionsmüde Otto Brahm das ihm so fernstehende Drama „Glaube und Heimat", zu dessen Aufführung er sich als einer der letzten Bühnenleiter Deutschlands entschloß, hundertundfünfzig Mal gegeben. Mitte Oktober hoffte er, es durch ein anderes österreichisches Stück ablösen zu können. Er gab Arthur Schnitzlers fünfaktige Tragikomödie „Das weite Land". Dieses Stück weicht jeder Theaterwirkung ängstlich aus. Es ist eines der feinen, weichen, verschwommenen Seelenanalysenstücke, wie sie vor fünfzehn Jahren beinah modern geworden wären. Im Mittelpunkt eine unverstandene Frau. Friedrich Hofreiter, ihr Ehemann, ist ihr untreu, er hat immer ein Sechswochenverhältnis. Sie weiß es. Da sie ihren Mann liebt, wird ihr's im Grunde ziemlich schwer, den Marinefähnrich Otto nächtens in ihrem Schlafzimmer zu empfangen. Aber im Zwischenakt geschieht's doch einmal. Eigentlich nur um ihren Mann eifersüchtig zu machen. Doch selbst das gelingt ihr nicht. Hofreiter, der selber gerade abenteuert, sieht den jungen Herrn durchs Fenster einsteigen. Es ist eine so warme Nacht — er legt sich im Garten ins Gras und schläft — und sieht morgens den Marinefähnrich wieder über den Balkon davon-



Joseph Klein und Anna Feldhammer als Ägisthos und Klytämnestra in der „Orestie" im Zirkus Schumann.
(Nach einer Photographie von Zander & Labisch in Berlin.)



Karl Clewing als Feldherr Lykon in Hermann Sudermanns „Bettler von Syrakus“ im Kgl. Schauspielhaus. (Nach einer Aufnahme von Hofphotograph E. Bieber in Berlin.)

klettern. Die Seelenanalyse dieses gehörnten Herrn Hofreiter ist es nun, für die wir uns interessieren sollen. Er ist nämlich ein Mann von Kultur, der alles verstehen und darum alles verzeihen kann. Er kann es seiner Frau gar nicht übelnehmen, daß sie ihn betrügt: er ist doch selbst daran schuld. Etwa nicht? Und — er liebt seine Frau. Jetzt mehr als zuvor. Warum? „Das ist ein weites Feld,“ sagte Fontane in der „Effi Briest“ bei einer ähnlichen Gedankenkette. Schnitzlers Tragikomödie hat davon den unendlich weitgespannten Titel. Im Zwischenakt knallt Hofreiter den Marinefähnrich im Duell nieder. Das ist der tragische Einschlag dieser Komödie. Im Schlußakt verläßt Frau Genia ihren Mann. Sie könnte sich im sechsten wieder zu ihm zurückfinden, und im siebenten könnten sie beide mit neuen Partnern die Ehe brechen, um sich im achten dann wieder alles zu verzeihen ... Unendliches Neuland! ... Ein unmögliches, müdes, rückgratloses Stück, in dem jedes dramatische Aufeinanderplatzen diskret vermieden wird. Aber es hat zwei Vorzüge. Erstens ist es von Arthur Schnitzler. Das heißt: es wird ein glänzender Dialog gesprochen. So langweilig der ganze Abend ist — eigentlich unterhält man sich immer, wenigstens alle zwei, drei Minuten, wenn eine der feingeschliffenen, kristallklaren Pointen kommt. Und der andere Vorzug: man glaubt Schnitzler trotz aller Einwände der Logik seine Menschen, sie sind so selbstverständlich als das matte Schlußergebnis einer überlebten Kultur hingestellt, Trottel von einem besonderen Zauber, die wohl irgendwo leben müssen. An Spree, Elbe, Oder und Rhein freilich nicht. Wo nur? Die Aufführung zeigte das Lessingtheater auf der Höhe eines ganz respektablen mittleren Stadttheaters, an dem gerade Heinz Monnard und Emanuel Reicher gastieren mochten.

An schauspielerischer Arbeit ist sonst in Berlin kein Mangel. Freilich: Meister Alexander, der ewige Pariser Schwerenöter in tausend Ängsten, hat bloß sein übliches Saisonstück herausgebracht. Es heißt diesmal „Der Walzer von Chopin“ und ist so zwerchfellerschütternd, wie die meisten seiner Vorgänger. Mehr ist darüber nicht zu sagen. Auch über die kleinen Ulkiaden von Ludwig Thoma im Kleinen Theater nicht. „Lottchens Geburtstag“ ist eine schnurrige Simplizissimusgeschichte. Und von den neuen Operetten laßt uns lieber schweigen. Man schämt sich, sie alle gesehen zu haben, denn es waren ebensoviel verlorene Abende. Inzwischen haben die Direktoren Meinhard und Bernauer aus dem ehemaligen Hebbeltheater die literarisch angehauchte Filiale ihres mehr als Volksbühne geltenden Berliner Theaters gemacht. Die Stütze ihres ‚Theaters in der Königgrätzer Straße‘ bildet Frau Tilla Durieux, die Max Reinhardt künstlerisch untreu geworden ist, aber ihre Frauentreue so ängstlich behütet, daß sie schon den Versuch, sich bei ihr zum Tee einzuladen, für polizeiwidrig hält. Ihre Kunst ist weniger mimosenhaft. In den „Spielereien einer Kaiserin“ von Max Dauthendey ist ihr Gelegenheit geboten, alle komödiantischen Kniffe zu verwenden, die von der ewigen Sarah an bis zur Eysoldt je schon einmal wirksam gewesen sind. Herzhaft packt sie zu und packt noch eine Handvoll eigener Tricks darauf. Katharina, die Lagerdirne und spätere allmächtige Zarin, zieht mit ihrem Mentschikoff in einem grobschlächtigen Kinodrama — das aber als Kinodrama brillant gemacht ist — über die Szene, oder besser gesagt: über die Szenchen. Ein Knalleffekt jagt den anderen. Und Frau Durieux mit ihrer überraschend pikanten Häßlichkeit, mit ihrer wundervoll werbenden Jünglingsstimme, mit der hexenhaften Verführungskunst ihres schlangenartig geschmeidigen Kör-

pers, mit dem leicht schielenden Drohblick ihrer ausdrucksvollen Augen, bleibt keinen einzigen dieser Knalleffekte schuldig. Das Publikum rast und klatscht. Und glaubt, ein schauspielerisches Genie entdeckt zu haben. Es ist aber nur ein raffiniert kluges Talent — und eine Bombenrolle.

Eine Bombenrolle und eine neue große schauspielerische Kraft brachte uns Sudermanns neues Drama „Der Bettler von Syrakus". Es ist eine Tragödie in fünf Akten und einem Vorspiel. Lykon, Feldherr der Syrakusaner, wird in dem Felsenkessel, die Quellenschlucht genannt, durch Verrat in die Gewalt der Karthager gebracht. Die kriegerischen und diplomatischen Voraussetzungen seiner prekären Lage bleiben etwas dunkel, aber auf Realismus machen die dargestellten Vorgänge keinen Anspruch, das zeigt uns gleich im Vorspiel eine „Erscheinung", die über die Bühne schreitet, eine Art Todesengel. Dem Feldherrn Lykon prophezeit dieser schaurige Abendgast die Undankbarkeit der Seinen und ewiges Vergessen. Zehn Jahre später, zu Beginn des ersten Aktes, ist Lykon denn auch wirklich in Syrakus fast völlig vergessen. Sein verräterischer Freund Arratos ist jetzt der Tyrann der Stadt, und sein Weib Philarete ist des Arratos Weib geworden. Lykons Kinder Diokles und Myrrha dürfen den Namen ihres Vaters nicht mehr aussprechen, niemand in Syrakus darf an ihn erinnern. Da kommt nun Lykon, geblendet, abgezehrt, nach zehnjähriger qualvoller Gefangenschaft als Bettler heim. Niemand erkennt ihn, trotzdem er's auf öffentlichem Markt dem Tyrannen Arratos ziemlich nahe legt. Auch Weib und Kinder erkennen ihn nicht. Aber in ganz Syrakus gewinnt der blinde Bettler durch die überragende Kraft seiner Erfahrung von Stunde zu Stunde mehr an Einfluß, Diokles zieht ihn zu einem Gelage seiner Freunde, bei dem die Glut der Empörung gegen den Tyrannen bis zum hellauf lohenden Feuer geschürt wird. Es kommt zu Gewalttätigkeiten, Eurytimos, des Blinden Freund, schlägt den grimmigen Widersacher Lykons mit einem Kupferkessel wie eine Ratte tot, durch die Straßen tobt der Aufruhr, und man würde im fünften Akt wohl den blinden Bettler zum König ausrufen, wenn er nicht im Zwischenakt die Todeswunde empfangen hätte. Ein Sterbender schleppt er sich herein, nimmt Abschied und bricht zusammen. Und nun erst, reichlich spät, wird es ihnen klar — zuerst Myrrha, der zärtlichen Tochter — wer dieser blinde Bettler gewesen ist.

Sudermann hat erstaunliche Aufwendungen gemacht, um ein wirksames Bühnenstück zurecht zu zimmern. Alles, was Kulissen und Prospekte hergeben, hat mittun müssen, sogar ein Gelage mit Hetären ist aufgeboten worden, der Dichter hat eigens eine neue Mythologie, eine neue Kriegsgeschichte der Karthager und Syrakusaner erfunden, um den Begebenheiten Hintergrund, Rückblick und Ausblick zu geben, ein paar Dutzend Solopartien wurden geschaffen, jede selbständige Rolle ausgearbeitet, fein säuberlich — wahrhaftig, Sudermann hat sich den Theatererfolg, den sein neues Werk unbestritten gefunden hat, nicht leicht verdient. Es wird über alle Bühnen gehen, die über ein größeres Personal verfügen, und überall wird sich ein guter Darsteller finden, der die anstrengende Rolle des blin-



Karl Clewing als blinder Bettler in Hermann Sudermanns „Bettler von Syrakus" im Kgl. Schauspielhaus.
(Nach einer Aufnahme von Hofphotograph E. Bieber in Berlin.)

den Bettlers wirksam verkörpert. Aber überall wird man doch das fatale Gefühl dabei haben: Sudermann kann über seinen eigenen Schatten nicht hinwegspringen. Wo er Shakespearische Größe anstrebt, reicht er nicht bis zu Sardou, und wo er in die Bildertiefe Kleists hineinschauen lassen will, langt's nur eben bis zur „Preziosa". Wie bei den „Strandkindern".

Das Königliche Schauspielhaus ist die einzige Berliner Bühne, auf der „Der Bettler von Syrakus" noch denkbar ist. Der ganze Zuschnitt des Trikotstückes paßt so gut zu dem des Schauspielhauses. Beiderseits wackeres, beifallsicheres Theater. Das Stück ist brav in Szene gesetzt, die Hetärengesellschaft natürlich nicht schwelgerischer, als etwa das Picknick einer Tennisgesellschaft in einem Lustspiel von Lubliner den höheren Töchtern am Gendarmenmarkt vorgeführt werden dürfte. Eine überragende schauspielerische Intelligenz aber, eine unmittelbare, hochtalentierte Kraft gestaltete den Bettler zu mehr als einer Paraderolle: Karl Clewing, der ehemalige Bonvivant des Berliner Theaters, charakterisierte diesen Lykon in Ton und Gebärde so meisterlich, gab ihm so reiche Ausdrucksmittel für die Mischung von Witz und Angst, Spott und Gram, Haß und Demut, daß uns dieser neue Sudermann zur Entdeckung eines neuen Heldendarstellers großen Stils geführt zu haben scheint. Wir möchten diesen blonden, blauäugigen Germanen wohl gern als Siegfried sehen. Aber den Gipfel seiner Kunst wird er wohl erst erklimmen, wenn ihm die komplizierteren Aufgaben winken: die des Mitterwurzer-Faches. Es liegt ein Weg vor ihm, auf dem ihn zu begleiten sehr reizvoll sein wird.



Lola Artôt de Padilla als „Rosenkavalier" im Kgl. Opernhaus.
(Nach einer Photographie von Zander & Labisch in Berlin.)

Den Schluß dieser kleinen Bilderreihe möge Fräulein Lola Artôt de Padilla als „Rosenkavalier" bilden. Der 14. November, der im Kgl. Opernhaus die Berliner Première des so allerliebst stillos sich gebärdenden musikalischen Lustspiels von Richard Strauß brachte, hat diesem schläfrig gewordenen Beamteninstitut einen jubelnden Erfolg eingetragen. Die drei Frauenstimmen der Berliner Aufführung — der Damen Artôt, Hempel und Dux — erreichen ja nicht den himmlischen Wohlklang des Dresdener Terzetts — der Damen Osten, Siems und Naß —, aber die Vorstellung verrät so unendlich viel Fleiß und Liebe, daß man dem Kgl. Opernhaus die jahrelange Bummelei schon fast wieder vergeben möchte, die es auf den Platz eines zweiten Provinztheaters gerückt hatte. Ein Ehrenabend für Orchester und Chor, Regie und Dekorationskünstler. Wenn ich der König von Preußen wäre, würde ich mir Hülsen kommen lassen, ihm auf die Schulter klopfen und sagen: „Famos, lieber Hülsen, fahren Sie so fort, auf die Art kann die Berliner Hofoper wieder die Tête kriegen!"



Altern und Altwerden.

Von Prof. Dr. Friedrich Martius.





olange die Menschheit atmet und denkt, plagt sie sich mit der schicksalsschweren Frage nach dem Wesen des Lebens und nach der Ursache des Todes. Tagtäglich ringen wir Ärzte mit dem Tode und suchen ihm seine Beute abzujagen. Ein ungleicher Kampf, in dem wir schließlich trotz mancher schöner Siege doch **immer** die Unterliegenden sind. Aber warum stirbt unter scheinbar gleichen Bedingungen der eine und der andere nicht oder wenigstens **noch** nicht? Warum endet jedes Leben?

Doch muß ich das Problem enger fassen und damit freundlicher gestalten. Vom Tode spricht und hört man nicht gern. Er ist das grausig Negative, die körperliche Vernichtung, das drohende Nichts.

Fragen wir uns positiv, warum wir altern und wie wir es anfangen müssen, alt zu werden.

Denn — altern und altwerden ist keineswegs dasselbe. Die Volksseele denkt für uns und schafft feine sprachliche Unterschiede, deren wir uns erst bewußt werden, wenn wir beim Gebrauche darüber nachdenken. **Altwerden** möchte jeder, altern will keiner. Altwerden bezeichnet lediglich die Tatsache, daß jemand zu hohen Jahren kommt. Und das gilt durchweg für eine Ehre und einen großen Vorzug. Ist es auch wirklich und unter allen Umständen ein Gewinn? Das berühmte Wort des griechischen Lustspieldichters Menander, das, sprichwörtlich geworden, zwei Jahrtausende überlebt hat: „Als Jüngling stirbt, wen die Götter lieben", deutet auf die Möglichkeit einer anderen Auffassung hin, und die tief ergreifende Sage vom ewigen Juden beweist, welche Qual für die menschliche Phantasie die Vorstellung von einem Nichtsterben**können** ist. Und doch will jeder altwerden!

Dagegen scheint soviel festzustehen, daß **altern** unter allen Umständen vom Übel ist. Es hat die Nebenbedeutung des Schwindens von Kraft und Lebenslust, der Abnahme von Leistungsfähigkeit und Daseinsberechtigung. Staunende Bewunderung erregt der noch lebensfrische Greis. Ein vorzeitig gealterter, früh verlebter Mensch mit greisenhaften Zügen in noch verhältnismäßig jungen Jahren verdient Mitleid, wenn ihn das Leben unverschuldet zermürbte; er erweckt Abscheu und Grauen, wenn Laster und zügellose Lebensführung ihm den Stempel der Zerstörung vorzeitig aufgedrückt haben.

Wie fangen wir es an, alt zu werden, ohne zu altern, das ist das Problem!

Wollen wir über Krankheit und Tod und ihren Zusammenhang mit Alter und Siechtum die neuesten Erzeugnisse der medizinischen Literatur auf diesem Gebiete zu Rate ziehen, so stehen uns zwei größere Werke zur Verfügung, ein deutsches und ein französisches. Das deutsche, ein gründliches Sammelwerk: Lehrbuch der Greisenkrankheiten unter Mitwirkung namhafter deutscher Gelehrter, herausgegeben (1909) von Professor Dr. J. Schwalbe-Berlin; das französische: Traité des maladies des vieillards, ebenfalls 1909 erschienen und verfaßt von dem Professor der allgemeinen Pathologie und Therapie in Montpellier Dr. G. Rauzier.

So übereinstimmend die Titel dieser beiden Werke, so verschieden sind Fragestellung und Umgrenzung des Stoffs.

Was sind „Greisenkrankheiten", „maladies des vieillards"? Einfach Krankheiten des höheren Alters? So faßt der Herausgeber des deutschen Werkes seine Aufgabe. Nicht bloß „die Greisenkrankheiten stricto sic dictum" will er behandelt wissen, sondern darüber hinaus „die Krankheiten im Greisenalter". Man sieht sofort, daß hier zwei völlig verschiedene Dinge begrifflich durcheinandergehen. Ein Beispiel zur Klarstellung.

Die Greisenpneumonie, die Lungenentzündung alter Leute, ist überaus gefährlich, gibt eine schlechte Prognose, so lehren uns lernen wir in der Klinik. Was heißt das? Wer ist mehr gefährdet durch die Lungenentzündung, ein sonst noch völlig gesunder Mann von siebzig Jahren mit unverbrauchten Organen oder ein vorzeitig gealterter Sechziger mit schlaffem Herzen und unelastisch gewordenen Gefäßen? Unzweifelhaft der letztere. Der Greis lediglich im Sinne der Jahre ist besser daran, wie der zehn Jahre jüngere Greis im Sinne der Abnutzung.

Diese Unterscheidung, die ausschlaggebend ist, wird nicht genügend gemacht. Der eine hält an dem alten Satze fest: „Senectus ipsa morbus" (das Greisenalter ist an und für sich eine Krankheit), und der andere (so z. B. Mettenheimer, Beiträge zur Lehre von den Greisenkrankheiten, 1863) gibt seinem Buche als Leitmotiv den scharf formulierten Satz des Carolus Himly aus dem Jahre 1794 mit auf den Weg: „In sensu strictissimo nemo morte sine morbo defungitur", d. h.

auch der Greis stirbt — nicht weil sein Leben sein natürliches Ende erreicht hat, sondern ausschließlich an einer hinzutretenden Krankheit!

Die Gegensätze in der Auffassung schreien! Gibt es einen natürlichen, sozusagen physiologischen Tod oder nicht? Das muß entschieden werden.

Von vornherein im Vorteil ist dank der Präzision und Klarheit seiner Fragestellung der Franzose. Viel prägnanter, wie wir, zwischen altwerden und altern unterscheidet der Genius der französischen Sprache zwischen „vieillesse“ und „sénilité“. Schwer übersetzbar. Etwa Alter und Greisenhaftigkeit. „La vieillesse,“ sagt Rauzier, „est simplement fonction de temps, la sénilité est fonction d'une altération pathologique des tissus.“ D. h.: „Altwerden ist lediglich ein Zeitbegriff. Senilwerden bedeutet eine pathologische Veränderung der Gewebe“. Auch bei uns bürgert der Ausdruck senil sich ein. Ob ein älterer Mann bereits senil ist oder nicht, das hängt nicht bloß von der tatsächlichen Zahl seiner Jahre ab, sondern vom Zustand und der Leistungsfähigkeit seiner Organe.

Aber damit allein kommen wir immer noch nicht weiter. Es fragt sich, ob die behaupteten Veränderungen der Organe und ihrer Funktion, die die Senilität ausmachen, wirklich als pathologisch, als im exakt biologischen Sinne „krankhaft“ anzusehen sind.

Es hilft nichts, wir müssen in unserer Fragestellung noch etwas weiter zurückgreifen. Woran stirbt — nicht speziell der Greis, sondern die Mehrzahl der Menschen überhaupt? Von den Unfällen abgesehen: an einer Krankheit. Was aber geschieht, wenn der Mensch, der krank gewesen, nicht stirbt, wenn er genest? Geht er dann aus der Krankheit hervor durchaus in demselben Zustand, in derselben Verfassung, in der die Krankheit ihn traf? Wohl ist das möglich. Wir sprechen dann von einer restitutio ad integrum. Aber keineswegs ist das die Regel. Sehr oft hinterläßt die abgeheilte Krankheit einen dauernden Schaden. Zwar entwickelt sich eine Heilung, aber eine Heilung mit Defekt. Das klassische Beispiel ist der erworbene Klappenfehler des Herzens, der als Ventildefekt nach einer überstandenen Endokarditis (einer Entzündung der Innenhaut des Herzens) zurückbleibt. Dieser Ventildefekt ist nicht heilbar. Er stellt einen dauernden Schaden dar, der die Lebensfähigkeit des Herzens in ganz bestimmter Weise herabsetzt. Früher oder später, jedenfalls früher als ohne Klappenfehler, erlahmt die Herzmuskulatur, und das ist das Ende.

Jede Narbenbildung, jede Verwachsung entzündet gewesener seröser Häute, z. B. die so überaus häufige des Brust- und Lungenfells, bedeutet eine Heilung des entzündlichen Vorganges, aber eine Heilung mit Defekt. Summieren sich die Defekte (die Dauerschäden durch Krankheiten, denen niemand ganz entgeht), so wird die Maschine immer klappriger, bis sie still steht, und das um so eher, um so unaufhaltsamer, je lebenswichtiger die Organe sind, an denen die Dauerschäden sich einnisten.

Nun hinterlassen, wie ich bereits hervorhob, nicht alle krankhaften Vorgänge sichtbare Spuren. Das große Heer der funktionellen Störungen, das die Menschheit plagt, hat ja seinen Namen eben von der Erfahrungstatsache her erhalten, daß diese Krankheiten ohne anatomisch erkennbare Veränderungen ablaufen und darum auch keine anatomischen Defekte hinterlassen. Neurastheniker klagen und stöhnen ein ganzes langes Leben, aber all ihr Jammer hindert sie nicht, oft recht alt zu werden.

Aber auch recht schwere, mit typischen anatomischen Veränderungen einhergehende Infektionskrankheiten, wie Lungenentzündung und Typhus, können ausheilen, ohne Spuren zu hinterlassen.

Und dennoch gibt es derart zahllose Erkrankungsmöglichkeiten, daß auch der bestgehütete, der unter den glücklichsten hygienischen Bedingungen lebende Mensch ihnen auf die Dauer nicht entgeht. Alle wirklichen Krankheiten hinterlassen mehr oder weniger deutliche Defekte. Schließlich tritt auch unter den günstigsten Umständen eine derartige Summierung derselben ein, daß die Maschine versagt.

So stirbt also der eine verhältnismäßig früh an der Krankheit selbst, der andere später an den Folgen der überstandenen Krankheiten. Krankheiten im Greisenalter sind gefährlicher, weil sie einen bereits durch Dauerschäden geschwächten Organismus treffen.

All das ist verständlich und einleuchtend. Und doch muß gefragt werden: sind das wirklich die wahren und einzigen Ursachen des Todes? Ein uraltes Problem! Wären sie es, so müßte es — wenigstens theoretisch — möglich sein, dem Tode zu entgehen, müßte sich praktisch das Leben mindestens beliebig verlängern lassen. Denn durch äußere Schädlichkeiten (causae externae) erzeugte Krankheiten und deren Folgen sind vermeidbar. Derartige Gedanken sind in der Tat neuerdings von durchaus ernsthaft zu nehmender, wissenschaftlicher Seite geäußert worden. Metschnikoff, der Leiter des Institut Pasteur in Paris, ein Forscher und Gelehrter von Weltruf, vertritt den Standpunkt, daß zu den wichtigsten causae externae, die unser Leben bedrohen und naturnotwendig abkürzen, die obligaten Darmbakterien gehören. Gelingt es, ihrer Herr zu werden, gelingt es, ihrer unheilvollen toxischen Minierarbeit durch geeignete hygienisch-diätetische Maßnahmen das Handwerk zu legen, so ist die Kunst, das Leben beliebig zu verlängern, erfunden.

Fast märchenhaft mutet uns die neue Botschaft an. Die Vorstellung von der Existenz

verjüngender und lebensrettender Elixiere und Wundermittel durchzieht die Sagenwelt aller Völker. Sollte der modernen Wissenschaft wirklich beschieden sein, was den mystischen Zaubereien glaubensfroherer Zeiten immer wieder mißlang? Wir werden ja sehen, ob Metschnikoff und seine Anhänger länger leben werden als — Cagliostro. Immer wieder zerstört die gleichförmig wiederkehrende Erfahrung vom schließlichen Ende jedes menschlichen Daseins und seiner Gebundenheit an verhältnismäßig enge zeitliche Grenzen unbarmherzig den frommen Wahn.

Seit die Kulturnationen über einwandfrei geführte, standesamtlich bekundete Geburts- und Sterbelisten verfügen, ist kein Fall von unnatürlich langer Lebensdauer beglaubigt worden. Die bekannten Angaben des Alten Testaments vom Alter des Methusalem und seiner Greisen-Kollegen sind sagenhaft oder müssen anders gedeutet werden. Wirklich historisch beglaubigt ist nach v. Hansemann (Deszendenz und Pathologie, Berlin 1909, S. 402) als das höchste erreichte Alter der Fall des Thomas Pareen aus England, der, 152 Jahre alt, von Harvey seziert wurde. Die Angaben, fügt Hansemann hinzu, über den sogenannten heiligen Mungo von Glasgow, der 185 Jahre alt geworden sein soll, sind sicher apokryph.

Rauzier führt andere angeblich beglaubigte Fälle von Langlebigkeit an. Ein schwieriges, der ernsthaften Kritik wenig zugängiges Gebiet. Mit Sicherheit lehrt bis jetzt die immer wiederkehrende Erfahrung folgendes: Wird das Leben des Menschen nicht vorzeitig durch Unfall oder Krankheit und deren Folgen unterbrochen, so kann es 80 bis 100 Jahre dauern. Darüber hinaus liegen seltene und ganz ungewöhnliche Ausnahmen vor. Mehr als bestenfalls 150 Jahre sind überhaupt nicht sicher erwiesen.

Die wissenschaftliche Erfahrung stimmt mit der in den religiösen Vorstellungen wurzelnden volkstümlichen Überzeugung überein, daß mit diesen Zahlen das natürliche Ende des Lebens gegeben sei.

Es gibt einen physiologischen Tod. Uralt ist die Erfahrung, daß auch da, wo die Organdefekte durch Krankheit fehlen, oder in nur geringem, jedenfalls nicht ausschlaggebendem Maße vorhanden sind, doch mit zunehmendem Alter die Leistungsfähigkeit der Organe allmählich, aber sicher abnimmt.

Nach Ule und Wagner bestehen die reinen Alterserscheinungen, die den physiologischen „Greisenschwund" ausmachen, in einer Abnahme des Fettgewebes, in einer Atrophie der Haut, der meisten Schleimhäute und der muskulösen Gebilde. Der allmählichen Abnahme der Reizbarkeit und Energie des gesamten Nervensystems entspricht ein anatomisch erkennbarer Schwund, eine Altersatrophie der Ganglienzellen von Gehirn und Rückenmark. Die Elastizität der Blutgefäße vermindert sich, ebenso wie die der Lungen. Die Zähne fallen ohne vorausgegangene Karies aus. Die Wirbelsäule sinkt zusammen. Die Rippenknorpel verknöchern. Dagegen werden die Röhrenknochen brüchiger infolge der von innen nach außen fortschreitenden Markraumbildung, welcher keine entsprechende Knochenanbildung von außen folgt.

Mit Ribbert (Der Tod aus Altersschwäche, Bonn 1908) können wir sagen: „Im allgemeinen bestehen die Altersveränderungen unseres Körpers in einer Atrophie, d. h. in einer Verkleinerung der Organe und ihrer einzelnen histologischen Bestandteile."

Aber — ist dieser marasmus senilis, dieser Greisenschwund pathologisch, ist er Todesursache? Ule und Wagner, sehr erfahrene Pathologen, meinen, all die geschilderten und noch viele ähnliche Vorgänge mehr seien normale Vorgänge, „und eben deshalb stirbt der Greis selten daran ... Fast immer finden sich in den Leichen (d. h. der Greise) sehr entwickelte, neue anatomische Störungen, welche aber im Leben meist weniger Symptome machten."

Auch der Greis erliegt schließlich einer Krankheit.

Wohl müssen wir zugeben, daß in praxi die Sache meist so liegt. Und doch hat Ribbert recht, wenn er sagt, daß wir wissenschaftlich nicht um den Versuch herumkommen, anatomische Veränderungen aufzufinden, die geeignet sind, den Tod auch ohne alle im engeren Sinne krankhaften Vorgänge zustande kommen zu lassen.

Weniger nüchtern, fast poetisch ist die Vorstellung, die Boy-Teissier (Leçons sur les maladies des vieillards, Paris 1894) von den Vorgängen sich gebildet hat, die ohne Krankheit dem Leben sein natürliches Ziel setzen. „Es gibt," sagt er, „außer allen übrigen Arten zu sterben, einen Tod, den wir den natürlichen, den physiologischen Tod nennen können, einen Tod, der die Existenz ebenso notwendig, wie glücklich beendet. Dieser Tod ist sanft und ruhig, denn er entbehrt jeglicher schmerzhaften Äußerung. Er ist daher erstrebenswert, und alle unsere Anstrengungen müssen darauf gerichtet sein, ihn um uns zu verbreiten. Wir müssen lernen, ihn als ein glückliches Ereignis aufzufassen." Und weiter: „In Hospitälern für Greise kann man nicht selten einzelne Individuen allein am Alter sterben sehen. Bei ihnen ist das Schauspiel des Todes wahrhaft tröstlich." Und nun schildert er in packenden Einzelnheiten den Greis, der am Alter stirbt (le vieillard mourant de vieillesse). Er zeigt, wie ohne eigentliche krankhafte Veränderung und ohne Qual fast unmerklich alle Organe allmählich an Leistungsfähigkeit abnehmen, aber das alles ohne Einbuße der allgemeinen Harmonie. „Das Gleichgewicht der Funktionen der Organe bleibt ganz erhalten, sie haben ihre konstanten Beziehungen zueinander zu bewahren gewußt. Auch das harmonische Band, das das Nervensystem um die Organe schlingt, bleibt unverändert (intégralement) bestehen,

und alle Räder der Maschine bleiben harmonisch vereint, obwohl ihre Arbeit bis zu dem Punkte herabgesetzt ist, der den endgültigen Stillstand begreiflicher scheinen läßt."

Das klingt sehr schön. Leider aber müssen wir ehrlich sagen, daß ein derartiger friedlich-harmonischer Greisentod doch immerhin eine Seltenheit ist. Biologisch hat der Tod seinen Stachel noch nicht verloren.

Aber die ethisch-religiöse Betrachtungsweise über den tieferen Sinn von Leben und Tod, die kein innerlich veranlagter Mensch sich aus dem Herzen reißen kann, steht hier nicht zur Frage. Das wird und muß ein jeder von uns im stillen mit sich und seinem Gott abmachen. Wir bleiben auf dem Boden der nüchternen biologischen Wissenschaft, wenn wir weiter fragen, wie denn die, von der pathologischen Anatomie durchaus anerkannten, nicht krankhaften Altersatrophien und Seneszens-Erscheinungen zustandekommen, warum der Mensch sterben **muß**, auch wenn er von Krankheiten und ihren Folgen durch einen wunderbaren Zufall gänzlich verschont bleibt.

Auch darüber ist schon viel gegrübelt und geschrieben worden. Am nächsten liegt die Abnutzungstheorie. Jeder Mechaniker rechnet mit ihr. Keine Maschine arbeitet ohne Reibung. Auch die bestkonstruierte und bestgeölte Dampfmaschine nutzt sich mit der Zeit ab. Auch das teuerste, aus denkbar bestem Material hergestellte elastische Band wird mit der Zeit schlaff.

Denken wir an den mechanischen Widerstand, den die Elastizität unserer Schlagadern der Herzarbeit entgegenzusetzen hat. Rechnet man in der Minute nur 60 Herzkontraktionen, so macht das im Jahre schon 31536000 und in 80 Jahren 2838240000 Pulsschläge. Rund 2800 millionenmal wird in einem langen Leben an dem elastischen Bande, mit dem wir unser Gefäßsystem vergleichen dürfen, gezerrt. Erzeugt nun auch die einzelne Pulswelle nur eine unmeßbar kleine Schädigung, so dürfte die ungeheure Zahl der einzeln unmerkbaren Akte in ihrer Summierung doch genügen, um den Elastizitätsverlust der Gefäße im Alter auch ohne besondere Krankheit als reinen, durch die Lebensarbeit selbst bedingten Defekt begreiflich erscheinen zu lassen.

Dies eine Beispiel für viele. Das Leben selbst mit seinen notwendigen Anforderungen an die Funktion der Organe verursacht durch Abnutzung den allmählichen Verschleiß. Das Leben selbst ist die Ursache des Todes. Das Leben selbst trägt die Schuld, daß niemand alt werden kann, ohne zu altern.

Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen. Und doch — so einfach liegt die Sache nicht. Trotz la Mettrie besteht ein gewaltiger, und zwar prinzipieller Unterschied zwischen dem homme machine und einem beliebigen von uns konstruierten mechanischen Kunstwerk. Ich lasse die Frage der Beseelung ganz außer Spiel. Mit du Bois-Reymond halten wir die Frage, wie in der organisierten Materie die erste Empfindung entstand, für ein Problem, das außerhalb des möglichen naturwissenschaftlichen Erkennens liegt. Ignorabimus. Dem exakten biologischen Experiment durchaus zugängig ist dagegen die Frage, worin die Physis des Menschen und der Tiere von der reinen Maschine sich unterscheidet. Wenn wir dem jungen Molch ein Bein abschneiden, so wächst es wieder. Wenn wir dem Menschen eine Zehe amputieren, so wächst dieselbe freilich nicht wieder, aber die Wunde vernarbt. Im Prinzip derselbe Prozeß. Keine Maschine kann den Verlust oder die Abnutzung ihrer Teile von sich selbst aus, durch innere Kräfte wieder ersetzen. Reparatur ist nur von außen möglich. Jeder Organismus dagegen verfügt über regenerative Kräfte, die in ihm selbst liegen und die aus eigenem Vermögen für Wiederersatz des Abgenutzten, Verbrauchten an den Zellen, Geweben, ja Organen sorgen. Und diese regenerativen Kräfte arbeiten so vollkommen, daß eine ewige Verjüngung des Organismus, die der unvermeidlichen Abnutzung die Wage hielte, theoretisch wohl denkbar wäre.

Die rein mechanische Abnutzungstheorie ist demnach dürftig und völlig unzureichend. Sie kommt höchstens mit in Frage bei dem Verschleiß der sogenannten Zwischensubstanzen, die bei allen mechanischen funktionellen Aufgaben der Gewebe und Organe eine sehr wichtige Rolle spielen und die bei zunehmendem Alter diesen Ansprüchen nicht mehr gewachsen sind (Ribbert). Gerade diese Zwischensubstanzen regenerieren eben am wenigsten. Anders ist es mit den die Lebensfunktionen tragenden sogenannten Parenchymzellen, den Epithel-Drüsen-Muskel-Nervenzellen. Hier besteht der Unterschied, daß die epithelialen Zellen andauernd sich teilen. Die dauernde Teilung aber erhält jung. Die Muskel- und Ganglienzellen dagegen scheinen sich niemals zu teilen; sie bleiben vom Jugendalter an als stabile Zellen bestehen. Darum sind sie ungünstiger daran als die sich durch Teilung ewig verjüngenden Zellen. Häufen sich Stoffwechselprodukte in ihrem Innern an und wird das Protoplasma dadurch und durch die herabgesetzte Zirkulation und Nahrungszufuhr atrophisch, so wird es ihnen immer schwerer, die Funktion aufrecht zu erhalten bzw. wieder herzustellen.

Das gilt aber am meisten für die Ganglienzellen. Während der pathologische Tod nach allgemeiner Annahme meist ein H e r z t o d ist, ist der physiologische Tod des Greises vorwiegend ein G e h i r n t o d. Die klinischen Erfahrungen dürften mit dieser Konstruktion Ribberts wohl übereinstimmen.

Ist uns auch im einzelnen noch vieles dunkel, so läßt sich bereits soviel sagen, daß es nicht durch äußere Schädlichkeiten verursachte, durchaus typisch verlaufende Altersveränderungen der Zellen, Gewebe, Organe gibt, die, falls das Leben nicht vorzeitig auf



Klosterweiher. Gemälde von Prof. Friedrich Fehr.

äußerliche Weise zum Stillstand kommt, naturnotwendig aus inneren Ursachen den Tod herbeiführen. Diese Altersveränderungen entstehen durch den Lebensprozeß selbst und haben ihre letzte Ursache in unserer — nun einmal gegebenen — Organisation.

Wie fangen wir es an, alt zu werden, ohne zu altern?

Aus meinen bisherigen Ausführungen geht hervor, daß diese Fragestellung, so natürlich sie uns zuerst erschien, den Kern der Sache doch nicht ganz trifft. Streng unterscheiden wir jetzt zwischen den pathologischen Defekten, die uns früh altern lassen und den physiologischen Altersveränderungen, die notwendig zum Altwerden gehören. Die ersteren sind (mindestens in der Theorie) vermeidbar, die letzteren nicht.

Seinen Körper bis in das Alter hinein kräftig und widerstandsfähig zu erhalten, soweit es die angeborene, individuelle Konstitution irgend zuläßt, das ist die Aufgabe der allgemeinen und der persönlichen Prophylaxe. Mit den Fortschritten der Hygiene verlängert sich bei den Kulturvölkern die durchschnittliche Lebensdauer. Das beweist die neueste Volkszählung. Trotz der auch bei uns nachgewiesenen Geburtsabnahme nimmt die Gesamtbevölkerungsziffer zu. Das ist nur verständlich durch die Tatsache einer durchschnittlichen Verlängerung der Lebensdauer. Jeder Fortschritt der Hygiene, mag er in der Seuchenbekämpfung oder in der Verbesserung der Wohnungsverhältnisse, in der Einschränkung des Hyperalkoholismus oder in der Erziehung zu Reinlichkeit und guter Körperpflege zum Ausdruck kommen, muß in dieser Richtung wirken. Staat, Schule, Familie haben hier große Aufgaben.

Aber auch der einzelne muß sich früh darüber klar werden, daß das gottbegnadete Alter des gesunden Greises diesem nicht ganz unverdient in den Schoß fällt. Zügellose Lebensführung, wilde Kräftevergeudung rächt sich immer. Das ist so selbstverständlich, daß es nie bezweifelt werden konnte. Und nichts ist leichter und billiger, als auf diesem Gebiete zu moralisieren. Aber auch des Guten kann man zu viel tun. Die vernünftige Individualhygiene besteht nicht bloß in der ängstlichen Vermeidung aller Schädlichkeiten, sondern auch — positiv — in der Befähigung zu ihrer Überwindung. Wer sich zeitlebens pilzdicht unter die Glasglocke setzt, mag sich selbst als das Ideal individualisierender Hygiene vorkommen. Ein menschenwürdiges Dasein führt er nicht. Bekommt seine Glasglocke — und dafür sorgt schon das Leben — später oder früher einen Riß, so ist er, der verzärtelte Sohn einer ungesunden Hyperkultur, plötzlich den rauhen Winden ausgesetzt, rettungslos verloren.

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!

Ich brauche das alles nicht weiter auszuführen. Die immer sorgfältiger zu organisierende Staats- und Gesellschaftshygiene soll in erster Linie die großen, degenerierenden Volksschäden beseitigen. Die in einer vernünftigen Erziehung und gesunder Lebensgewöhnung wurzelnde Individualhygiene soll kräftiger, stärker, widerstandsfähiger machen. Dem S t a r k e n gehört die Welt.

Das alles ist uralte Weisheit.

Kehren wir zu unserem eigentlichen, biologischen Problem zurück.

Was ist, abgesehen von den nun einmal nicht ganz vermeidlichen Schädlichkeiten des Lebens selbst, die eigentliche Ursache des physiologischen Alterns und schließlich des physiologischen Todes?

Sehr populär geworden, wenigstens in wissenschaftlichen Kreisen, ist die Anschauung Weißmanns, daß im Gegensatz zu den höheren Tieren und Pflanzen die einzelligen Wesen einen physiologischen Tod nicht besitzen und daher, soweit sie nicht gelegentlich durch äußere Gewalt vernichtet werden, unsterblich seien. Das ist so zu verstehen. Zur Definition des Todes gehört die Existenz einer Leiche. Nun teilt sich aber ein einzelliges Wesen in zwei Tochterzellen derart, daß ihre ganze Leibessubstanz je zu einer Hälfte in die zwei Tochterzellen übergeht. Die Mutterzelle hört auf zu existieren, ohne daß irgendwas derart, wie eine Leiche, zurückbliebe. Sie beendet ihr eigenes Leben, ohne zu sterben, indem sie, nur verdoppelt, ihr Leben in den beiden Tochterzellen unmittelbar fortsetzt.

Ganz anders wird das nach erfolgter Differenzierung bei den höheren Tieren. Die Fortpflanzung ist einer besonderen Zellart, dem Keimplasma, anvertraut. Alle übrigen Körperzellen, das Soma, dienen zum Aufbau des Individuums, haben aber mit der Fortpflanzung nichts zu tun. In ähnlichem Sinne, wie von den Einzelligen, kann man vom Keimplasma der höheren Tiere, auch des Menschen, sagen, daß es unsterblich sei. Das ist ja der eigentliche Sinn der Lehre von der Kontinuität des Keimplasmas. Daraus folgt aber weiter, daß, um mit Weißmann zu reden, „für das Soma, nachdem es seine Keimzellen entlassen und seine Pflicht damit gegen die Art erfüllt hat, sein unbegrenztes Weiterleben überflüssig wurde und deshalb in Wegfall kam“. So kommt Weißmann zu der Anschauung, daß der physiologische Tod als eine durch Anpassung erworbene Eigenschaft der vielzelligen Wesen und das erreichbare Alter als durch erbliche Eigenschaften für jede Art fixiert aufzufassen sei.

Aber, wie dem auch sei, nehmen wir die Grundlage der Weißmannschen Lehre, nämlich den Satz von der Kontinuität des Keimplasmas, als naturwissenschaftlich begründet an, so ergeben sich für unser Problem des Wesens vom Altern und Altwerden recht eigentümliche und beachtenswerte Konsequenzen. Biologisch verständlich werden ohne weiteres sowohl Zweck wie Ursache

des Alterns. Das Soma, d. h. das Individuum, das denkt, handelt, lebt, ist nach Erfüllung seiner Fortpflanzungspflicht überflüssig geworden. Es fällt, als nunmehr nutzlos, vom Baume des Lebens ab und löst sich zu neuem Kreislauf der Materie in seine Atome auf. Der ewig sich verjüngende, unsterbliche Stamm des Lebens treibt neue Sprossen, die wiederum naturnotwendig zerfallen, wenn sie ihre Pflicht gegen die Art erfüllt haben.

Wird so das Altern begreiflich, so doch nicht in gleicher Weise das Altwerden und das Streben danach. Ja, das ganze postklimakterische Leben — auch der Mann hat mutatis mutandis ein Klimakterium — erscheint überflüssig, und der Greis, und zwar schon recht frühzeitig, ein nutzloser Schädling.

Dagegen sträubt sich unser natürliches, ethisches Empfinden. Mehr als Abstraktionen wirkt in solchen Fällen das lebendige Beispiel. Wir leben in den Tagen einer glorreichen, vierzigjährigen Erinnerung nationaler Größe. Nicht ein jugendlicher Alexander hat das Deutsche Reich geschaffen. Wilhelm der Erste und seine großen Paladine, Moltke, Bismarck, Roon, waren alte Männer, zum Teil im biologischen Sinne des Wortes wirkliche Greise. Die Nutzanwendung liegt klar zutage. Sind aber darum unsere biologischen Theorien falsch? Wenn sie sich naturwissenschaftlich beweisen lassen, sicher nicht. Aber ihre Betrachtungsweise ist einseitig. Unsere großen Heroen schufen im Greisenalter Kulturwerte und mit diesen hat es die Biologie nicht zu tun. Kulturwerte sind recht eigentlich individualistisch, Früchte der Persönlichkeit, die Goethe als das höchste Glück der Erdenkinder preist. Als Kulturträger hat der Mensch nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, ganz abgesehen von seiner biologischen Verpflichtung gegen die Art, sich selbst ethisch auszubilden und auszuleben bis ins höchstmögliche Alter. Etwas trivialer sagt Friedrich Vischer in „Auch einer": Das Moralische versteht sich immer von selbst.

So auch in diesem meinem Artikel. Die ungeheure Welt des geistigen Daseins der Menschheit steht nicht zu Frage. Die strenge Naturwissenschaft fragt letzten Endes nicht nach Zwecken, sondern nach Ursachen, ohne darum den Geisteswissenschaften die Zweckbetrachtung nicht zuzugestehen.

Wir wissen jetzt — wenn auch nur in groben Umrissen —, wie die moderne Biologie die naturwissenschaftlichen Erscheinungen des Alterns und des physiologischen Todes sich zurechtlegt. Nur scheinbar trat dabei ein Gegensatz gegen die geistige Welt zutage. Sehen wir genauer zu, so erkennen wir leicht die verbindende Brücke, die über den scheinbar klaffenden Abgrund führt. Das abgegriffene Wort von der mens sana in corpore sano mag als Wegweiser dienen. **Nur der gesunde Greis ist noch der Kulturtaten fähig.** Wiederum fragen wir, gerade vom Standpunkt der geistigen Welt aus, wie können wir uns bis zur natürlichen Grenze des Lebens jung, d. h. in kultureller Beziehung leistungsfähig erhalten?

Von der notwendigen Ausbildung genereller und individueller Hygiene zur möglichst ausgedehnten Abwehr von Krankheiten und exogenen Schäden habe ich bereits gesprochen.

Noch bleibt ein Punkt zu erörtern übrig. Die immer wiederkehrende Erfahrung lehrt, daß auch da, wo mehrere Individuen unter gleichen äußeren, und zwar günstigsten Bedingungen leben, doch der eine früher physiologisch altert, früher leistungsunfähig wird und früher abstirbt als der andere.

Es gibt recht weitreichende individuelle Unterschiede, wie in der physischen, moralischen, intellektuellen Begabung, so auch in der Widerstandskraft der Zellen, Gewebe, Organe gegen die unvermeidlichen Schädigungen durch die Funktion selbst. Anders ausgedrückt, ist die angeborene Regenerationskraft individuell verschieden. Erst in neuerer Zeit hat man diesen früher wohl gewürdigten, dann lange vernachlässigten Verhältnissen wieder größere Aufmerksamkeit gewidmet. Man beginnt sie, ebenso wie die exogenen Krankheitsursachen, der exakten Forschung durch Bestimmung nach Maß und Zahl zugängig zu machen. Eine neue Konstitutionspathologie beginnt sich durchzusetzen. Edingers Theorie von den Aufbrauchkrankheiten, die viel Anklang gefunden hat, gehört hierher.

Und alle diese konstitutionellen Momente, die das Werden und Vergehen des einzelnen, sein frühes oder spätes Altern, seine individuelle Lebensprognose bedingen, sind angeboren, stammen aus dem biologischen Erbe einer unübersehbaren Schar der Hauptsache nach unbekannter Ahnen. Vielfach begegnet man in der Literatur der Angabe, daß die Langlebigkeit als solche vererbbar sei, wie andere Eigenschaften auch, wie etwa mathematische oder musikalische Begabung. Sicher ist, daß es Blutsverwandtenkreise gibt, in denen die Langlebigkeit vorherrscht, andere, in denen die Familienmitglieder selten über ein gewisses mittleres Alter hinauskommen.

Aber nur der bene natus ist von Natur langlebig. Wer von uns ein bene natus ist, wer wirklich, nicht bloß soziologisch, das Prädikat Hochwohlgeboren verdient, das lehrt die Erfahrung. Durch vernünftige Lebensführung können wir mit dem Schatz günstiger biologischer Erbwerte haushalten, willkürlich vermehren oder vermindern können wir ihn nicht, wenigstens nicht bei uns selbst. Wohl aber, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, bei unsern künftigen Kindern, beim Nachwuchs unseres Geschlechts.

Im Gegensatz zum herrschenden Individualismus beginnt unsere Zeit wieder, sich auf ihre Pflichten gegenüber der Rasse zu besinnen. Gerade wer den höchsten Sinn

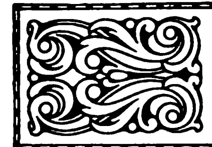
des Lebens in der Steigerung der Kulturwerte erblickt, muß sich darüber klar sein, daß nur ein gesundes, kraftvolles, langlebiges Geschlecht die höchsten Menschheitsziele erreichen kann.

Noch viel zu wenig hat in das Bewußtsein der großen Masse, nicht einmal in das der Gebildeten, der Kulturträger, die lebendige Überzeugung Eingang gefunden, daß biologisch hochstehende Erbwerte nur aus der Kombination gesunden, selbst hochwertigen Keimplasmas hervorgehen können. Wie die Kulturmenschheit der Zukunft es anfangen wird, zu ihrem eigenen Nutzen die Weiterverbreitung minderwertigen, degenerierten, ja krankhaften Keimplasmas zu verhindern, das wird immer mehr eine wichtige Aufgabe praktisch-hygienischer Gesetzgebungskunst. Schon jetzt aber kann der einzelne — und darin sollen wir unsere Jugend biologisch erziehen — von der Überzeugung sich durchdringen lassen, daß die Ehen vorwiegend nach rassenhygienischen Gesichtspunkten geschlossen werden sollten. Freilich vorläufig predigen die Vertreter einer gesunden praktischen Rassenhygiene noch tauben Ohren. Religiöse, politische, soziale, wirtschaftliche Kämpfe halten die Kulturmenschheit in ihrem Bann. Für das unendlich wichtige Menschheitsproblem der sozialen Hygiene hat noch niemand Zeit und wenige Sinn.

Und doch bin ich der Überzeugung — mag man mich gröblicher Utopie zeihen, ich bin nun einmal ein überzeugter Kulturoptimist — ich bin der Überzeugung, daß eine Zeit kommen muß, in der die Menschheit zielbewußt und energisch ihr eigenes biologisches Schicksal sich gestalten wird.

Was heute selten ist, das wird dann — nicht die Regel, das wage ich nicht zu behaupten, wohl aber keine absolute Ausnahme mehr sein, der ehrwürdige Greis, wie Boy-Teissier ihn schildert, der physiologisch gealtert schmerzlos und friedevoll das schöne Leben beschließt, weil sein natürliches Ende gekommen ist.

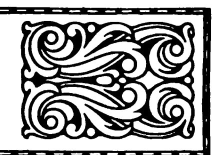
Und in seinen kraftvollen Söhnen, Enkeln und Urenkeln lebt er fort.



Der Thronfolger.

Von

Leo Sternberg.



Der Bote kommt... Der Prinz entreißt
Ihm rasch den Brief: Was steht darin?
Der Prinz wird blasser als ein Geist...
Ein Schlag. Gewappnet schlägt er hin:
„Mein armer, armer Vater!"

— „Du starbest an der Wunde nicht,
Die dir der Sarazene schlug;
Gingst an dem Sohn zugrunde nicht,
Den man dir früh zu Grabe trug —
Und klagst um einen Vater?"

Prinz Edward halb empor sich hub:
„Die Wunden werden wieder heil,
Und für das Kind, das ich begrub,
Wird mir ein andres Kind zuteil —
Doch was ersetzt den Vater!"

Und weinend fiel der Prinz zurück.
Sizilien aber lachte roh:
„Des Vaters Tod — des Sohnes Glück!
Bist du nicht König? Werde froh!
Ein Fürst hat keinen Vater!"

Aufstützte sich der Prinz, so bleich.
„Mir ist ein Reich, ein Reich dahin,
Das gibt zurück kein Königreich.
Ich bin ein Mensch, wer ich auch bin — —
Ich hatte einen Vater!

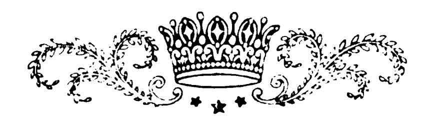
Ich war ein Kind... ich seh' ihn noch,
So wie er vor mir stand und hielt
Ein Netzlein Silbermuscheln hoch,
Mit dem in Windsor ich gespielt —
Mein guter, lieber Vater!

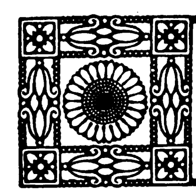
Ich seh' ihn noch im Towerschloß
— Die Islandfalken hielt er dort —
Um meinen Kinderfinger schloß
Der Falk die Fänge auf sein Wort.
Wie freute sich der Vater!

Ich sehe noch das Goldpanier,
Das er mir auf das Templein band,
Das im Westminstergarten mir
In hohem Blumenhaine stand.
Mein lieber, lieber Vater!...

Die Muscheln liegen tief im Meer
So fern sich, fern ein Falke schwingt...
Ein goldnes Fähnlein mehr und mehr
Im Nebelgrau verblinkt, versinkt...
Ich habe keinen Vater!"

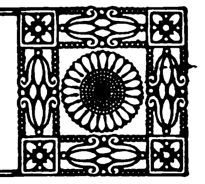
Ernst ward Sizilien allgemach...
Und setzte neben Eduard
Sich auf die Erde, und er sprach:
„Sieh mich und fühl' es minder hart:
Ich kannte keinen Vater!"





Das Haus an der Landstraße.

Von Hermann Kurz.





Links vom Rheine liegt Hildalingen und rechter Hand Hünningen mit geschleiften Wällen und Festungswerken, und rückwärts die große Stadt. Und in den Gärten von Hildalingen bauen sie bereits den badischen Wein.

Über den Rhein haben sie eine Schiffbrücke geschlagen, und gleichmütig tragen die Wasser das Menschenwerk, nur ab und zu braust der Strom auf in Groll und zerreißt wie Spinngewebe die Ketten und Seile, die Balken splittern, die Schiffe werfen um und gehen zugrunde, und ab und zu müssen auch ein paar Menschen ertrinken.

Bei Hildalingen mündet die Schiffbrücke auf das rechte Ufer, und über das Kreuz führen die Straßen auf und ab und in die Quere, in das Land hinein und über die Grenze, alle aber leiten den Wanderer in das Leben. Die eine Straße führt über die Grenze nach der großen Schweizerstadt am Rheine, und wer sie geht, sieht schon von weitem die Türme des Münsters und der Martinskirche und einige hohe Dächer und Giebel und Schlote himmelan ragen.

Und wie oft ist schon einer die Straße gegangen um das Glück zu suchen, und wie wenigen bedeutete das doppelte Getürm des Münsters ein großes Glück, welches alle beim Nahen ahnten. Einigen wenigen ist es gelungen, das Glück am Zipfel zu erwischen und ihr Endchen einzustecken.

Die Großzahl aber ist zerschellt und untergegangen in dem Anfluten, im Glücksstürmen. Und viele sind wieder den Weg gegangen, den sie einst einhergezogen mit dem Glauben an sich und ihren guten Stern im Herzen, müde und wund. Sie mögen wohl, die Stadt im Rücken, sich hingestellt und nach den Türmen und Giebeln und Schloten geschaut haben. Und da ist dann ein eigener Narrentanz an ihnen vorbeigezogen, wie ein Spuk verflossener Jahre und Zeiten mit einem Stück vom eigenen Ich dabei.

Ein junger Bursch lief an dem Rückwärtsschauenden vorüber und schmetterte dem Müden seinen Gruß ins Gesicht als wollte er sagen: ‚Da liegt mein Glück an der Straße, schau, ich faſſ' zu und halt' fest.' Und nach diesem Glücksstürmer kam die Erinnerung und redete ihre wehmütige Sprache von einst. Da ging ein Traum in Scherben.

Nahe der Grenze liegt der Kirchhof, allwo die Hildalinger ihren Toten stille Häuser bauen, wenig davon weg auf der anderen Seite der Straße steht das Haus an der Landstraße, und dann kommen die Grenzpfähle, gelb-rot bemalt und rot-weiß, und die Grenzaufseher gehen davor auf und ab, tagein und nachtaus, mit dem Gewehr auf der Schulter.

Unweit vom Hause kommt eine Quelle aus dem Boden, auf der Seite der Straße liegt das Land baumhoch tiefer und ist mit Weiden und Erlen bestanden und von vielen kleinen Wassern durchzogen, deren Oberfläche Seerosen und schwankes Schilf schmückt. Die Quelle gibt das Wasser her und sprudelt klar, Tag und Nacht, Sommer und Winter, immerfort, gleich stark und lauter. Aber niemand darf von dem Wasser trinken, denn es kommt von dem Kirchhof her und macht krank und bringt den Tod.

Das Stücklein Land an der Landstraße ist voll stiller Schönheit. Die Hildalinger aber freuen sich, wenn der Boden im Frühjahr recht weich ist, sich gut verklopfen läßt und schönen Kohl trägt, da sie ihre Heimat mit den Augen der Gewohnheit sehen.

Und die Neudörflerinnen, die von Neudorf kommen mit ihrem Gemüse, öfters allein mit der Trage auf dem Kopfe, oder in Rotten einherziehen, den Kinderwagen oder den Stoßkarren vor sich, auch hoch zu Leiterwagen, alle diese Frauen achten auch nicht groß auf die schöne Gegend. Ihre Gedanken hängen den Sorgen des Tages nach, und ihre Gespräche gelten den Preisen des Gemüses und ob viel Leute auf den Marktplatz kommen drinnen in der Stadt am Rhein. Auch erzählen sie sich

ihren Klatsch und lachen dazu, oder sie wissen etwas besser als die anderen und reden auch breit von dem, was sie sich alles kaufen wollen, wenn sie recht gute Losung haben mit ihrem Gemüse.

Und wenn sie am Hause, das nahe der Grenze steht, vorbeikommen, dann schauen sie nach dem Vater Hecht aus, der sicher unter seiner Ladentür steht und nach seinen Kunden Ausschau hält. Die Frauen grüßen dann, und er grüßt wieder, denn sie kennen sich beinahe alle in dieser Gegend. Steht aber einmal Vater Hecht nicht unter seiner Tür, dann wundern sich die Frauen, was ihm wohl fehle und fragen sich danach. Aber sie haben nicht lange Zeit darüber nachzufragen, denn der Schweizer Grenzaufseher nimmt sie in Beschlag und hat zu tun mit ihnen. Auch er ist ein guter Bekannter, darum greift er nicht in ihre Körbe und Bündel, viel lieber faßt er eine Frau da und die andere dort und sagt etwas Fleischliches dazu. Die Frauen kreischen dann, und er tätschelt schon eine andere und dann kommen neue. So geht das jeden Morgen herüber, und der deutsche Grenzaufseher schaut zu, um am Abend seine Pflicht zu tun, gleich wie der Schweizer Zöllner am Morgen tat, der nun seinerseits zuschauen kann, bis ihm der Mund wässerig wird. Da aber jeder sein redlich Teil hat, leben die Leute in Frieden und Freude und dreschen in günstigen Augenblicken ihre Karten zusammen, um auch vereint vielmal vom Morgen bis zum Abend zu gähnen.

Der Vater Hecht steht aber beinahe den ganzen Tag unter seiner Ladentür und schaut in stiller Ruhe auf die Straße. Wenn er dann und wann einen Handwerksburschen daherhinken sieht, wegmüde und mit verstaubten Kleidern, das Ränzlein auf dem Rücken, aber voller Lebenshoffnung, die zu den Augen herausknistert, dann winkt er mit der Hand. Der arme Reisende bekommt dann seine Zehrung, denn im Ofenrohr beim Vater Hecht steht immer eine Schüssel in warmer Bereitschaft. Singt aber der junge Pennbruder obendrein zur Wegmüdigkeit ein Liedlein und denkt an ein Mägdelein irgendwo auf Gottes Erdboden, dann hat der Vater Hecht auch noch ein Nickelstück übrig. Wenn im Sommer die Zöllner recht träge in ihrem Zollhause faule Eier brüten und der Handwerksbursche geht nicht so ohne weiteres vorbei, sondern er zeigt in ehrlicher Biederherzigkeit seinen zollfreien Bettel und stört so die idyllische Ruhe hundstagheißer Stunden, dann kann's dem Vater Hecht ankommen, daß er dem Burschen einen kleinen Silberling in die Hand drückt und dazu schmunzelt.

Alle Jahre kommen zwei, drei Zigeunerbanden durch mit Frauen, Kind und Kegel. Da hat dann der Vater Hecht jedesmal einige Päcklein zur Hand mit Zuckerkandis und dürrem Obste. Die Zigeunerkinder wissen das, sie stellen sich um den Geber herum und nehmen, was der darreicht, und gehen. Jedesmal ist ein neues Kind dabei, das zum erstenmal kommt, aber auch das streckt sein braunes, schmutziges Händchen aus, denn es weiß vom Erzählen, daß hier eine gute Stelle ist.

Dann am Sonntag flutet ein mannigfaches Leben auf der Straße. Überallhin strömen die Städter und ein guter Teil gen Hildalingen, vom ersten schönen Tage bis zum Herbste. Die Sonderlinge gehen auch diesen Gang im Winter. Besonders lebt die Gegend, wenn der neue Wein süß ist und kräßt und im Glase säuselt und leise sprudelt vor junger Freude. Da kommen sie in Scharen, und Hildalingen kann nicht alle behalten, aber sie müssen alle diese Straße gehen, auch wenn sie nach Haldingen, Efringen oder Eimeldingen wollen. Denn überall schenken die Wirte guten, neuen Süßen aus; die Städter trinken den Wein und leben gut dazu. Dann steigen die kleinen und die großen Affen wie Seifenblasen, nur platzen sie böser als die glänzenden Kinderspielzeuge. Da gibt's dann jedem das seine, denn der neue Wein ist gut und süffig, und er schmeichelt sich durch die Kehle und vom leisen Säuseln und lustigen Weinläunlein steigt er bis zum schwersten Rausch, daß alle Fahnen wehen. Auch die schönen Frauen und die lieben Jungfrauen machen an solchen Tagen glänzende Augen.

Doch ist es auch darum ein eigenes Ding, wenn die Städter am Abend dann wieder nach Hause ziehen, je nach dem Trunke in Verfassung. Wenn dann über die stillen Wasser nahe der Straße vom Rhein her der Abendwind rauscht und sein

Lied über die Seerosen trägt, daß das Schilf leise wogt und wiegt, und vom Waldrande, der gegen Sonnenaufgang zu liegt, der feine, duftige Nebel zieht und ein schwacher Mond am Himmel gleitet und sein mildes Licht ausgießt und dieses Flecklein Erde daliegt wie ein stiller Traum, dann kommen die Nachzügler von Eimeldingen und Efringen und aus andern Orten her, Arm in Arm die jungen Burschen und die Ehepaare und umschlungen die Liebesleute. Die meisten sind angetrunken, und einige haben viel zu viel, und sie singen dann in ihrer stärksten Tonart: „Ach Welt du bist so wunderschön."

Vater Hecht geht dann und schließt seine Tür, denn leicht gibt es da Schlägereien, dazu kommen über den Rhein her, aus einem Biergarten, vom Winde getragen und verfeinert die Klänge einer Musikkapelle. Vater Hecht rückt dann seine Kappe hin und her, setzt sich zum Lichte beim offenen Fenster, horcht eine Weile dem Klingen aus der Ferne und liest die Annoncen im „Volksfreunde", der schlechte Artikel hat, dafür um so größere Inserate, aber fett wird vom Reklamemast und ein glänzendes Geschäft ist, Millionen wert.

Wenn auch das leise Rot im Westen erloschen ist und der Mond am Himmel zieht und weißes Licht hat, dann kommen die letzten vorüber. Das sind dann stille Leute oder glückliche junge Pärlein, die den Storch so manchesmal bestellten, ohne vorher groß anzufragen. Alte Weißbärte gehen still nebenher und vorüber, werfen einen raschen Blick auf die Verliebten und denken zurück an Anno Dazumal. Der süße Wein prickelt in ihren Adern, und jeder hat ein Endlein Seligkeit in einst und heute oder der Vergangenheit.

Und endlich, wenn alles Leben die Straße gegangen ist und Ruhe und Stille herrscht und nur der Zöllner im Amte mit seinem deutschen Kameraden um die Wette im Duett laut schnarcht, dann geht der alte Peter leise weg vom Hause des Vater Hecht, das an der Landstraße liegt. Er trägt unter dem Arm seine alte Fiedel, ein billiges Ding, und geht den stillen Wassern zu, dem Schilf entlang und verschwindet hinter irgendeinem Weidengebüsch. Dort ungesehen von allem, nur den ruhigen, stillen Mond am Himmel über sich, in dessen Licht er getaucht ist, lehnt er sich an eine alte Pappel an und schaut in die Wogen des Rheines, die vorüberrauschen und sagen und raunen von ihrer Freude und eilen weiter. Der alte Peter steht dann lange und sinnt und träumt und kann lächeln oder seufzen und, wenn's ihn ankommt, weinen, denn er denkt an einst. Aber das geht nicht allzulange, dann faßt er seine Fiedel, und zage steigen die Töne himmelan und schweben über den stillen Ort. Sie beginnen zu erzählen, zu jauchzen und klagen von Menschenglück und Menschenweh und großem Leid.

Und dann geht leise oben im Hause nahe dem Dache ein Fenster auf, und Jakobus, des Vater Hecht ältester Sohn, streckt seinen Kopf heraus und horcht. Er versteht nicht, was die Töne sagen, aber er muß horchen. So faßt es ihn, eine stille, sinnende Trauer kommt an ihn, doch kann er auch froh werden, so leicht wird ihm um's Herz. Dieweil er hört und träumt und die erste Reife ahnt, schaut er nach dem Hause des reichen Seidenherrn, das schon über der Grenze im stillen Parke wohlbehütet träumt. Unverwandt schaut Jakobus auf das Fenster, hinter welchem des Seidenherrn Töchterlein schläft und vielleicht zwischen Schulaufsätzen von dem Jakobus träumt und von dem rotseidenen Band oder der schönen neuen Schleife und Puppenzimmermädchenmorgenrot.

Aber im Herzen des Jakobus singt das unbewußte Ahnen mit dem Liede, das der alte Peter aus seiner Erinnerung aufspielt. Dieweil beugt sich des Jakobus Bruder, der jüngere Pius, über seine Bücher und Hefte und hält sich die Ohren zu, um nicht zu hören; es stört ihn das verfluchte Gegeige, und er hat keine Zeit dafür übrig. Der jüngste Bube im Hause, der elfjährige Emil, liegt im weichen Bette und verschläft, den Finger im Munde, ein seliges Stück Kinderzeit und lächelt dazu.

Drunten aber geht in Filzpantoffeln der Vater Hecht umher und schaut nach allem im Hause und sorgt für eine stille, wohlschlafbare Nacht.

Der alte Peter aber hört auf mit seinem Liede, schaut nach den Schweizer Bergen aus, die hinter der großen Stadt im Mondlicht glänzen und träumen, und geht dann nach Hause in seine Dachkammer.

Und der Rhein fließt weiter, und die Bäume geben ihre Blätter als Angebinde den Wassern mit, und die Wogen raunen und rauschen.

An der Straße aber steht das Zollhaus, die Tür ist offen, und das Licht brennt trübe, der Zöllner schläft, und stille ist alles.

Vater Hecht geht und riegelt die Tür, in seinem Schlafzimmer ordnet er noch dies und das, dann zieht er erst die Filzschuhe aus, stellt sie unter das Bett, dann zieht er die Hose aus, legt sie über den Stuhl, und dann legt er sich selbst in sein Bett, das neben dem der Mutter Hecht steht, die schon seit zwei Stunden in ihrer gesunden Fülle wohlgenährt schläft.

Oben im Hause ist auch alles Licht erloschen und alles Leben ist zur Ruhe gegangen auch auf der Straße. Sogar im nahen Heuschober, allwo der vagierende Sinesi regelmäßig sein Lager aufschlägt, ist Friede. Der Sinesi hat sich schon längst auf den Rücken gelegt und streichelt noch im Schlafe sein zärtlich geliebtes Gespons, die Schnapsflasche, die er ins Heu geworfen, als der alte Peter sein Lied aufspielte. Denn das faßt den Sinesi jedesmal, so daß er sich herumwälzt und auf den Bauch liegt und sein Gesicht in die Hände stützt, um seinen dreißig unnützen Jahren nachzuhängen, die wie Gespenster nach Peters Weise ihren Reigen um den Vaganten tanzen. So greint dann der Sinesi in sich hinein, diewcil der alte Peter spielt, und wenn der aufhört, fährt der unnötige Mensch aus seiner Trübsal auf, und mit jähem Entschluß zieht er seine volle Schnapsflasche und wirft sie weg, aber nicht zu weit und auch nicht auf den harten Boden, nur in das Heu. Er möchte so unbewußt symbolisch sein liederliches Treiben von sich werfen. Aber wenn dann alles stille bleibt und er in der schweren, drückenden Nacht eine Weile geharrt hat, dann faßt ihn die alte Herzensnot, und ihm wird bange. Er schämt sich dann, aber er ist ein armer, schwacher Mensch mit zertretenem Gemüt. Darum steht er auf und sucht seine Flasche und trinkt stark und hastig, als würde ihm das Zeug gestohlen. Wenn dann die höllischen Sirenengeister des Schnapses ihn einwiegen und traute machen, dann legt er sich wieder auf den Rücken und freut sich, daß der Pfropfen nicht heraussprang durch den Wurf der Flasche ins weiche Heu. Und wenn der Dusel dann vollends kommt, dann lacht er mit dem einen Auge und mit dem anderen weint er, und er sagt dann leise: „Du Esel!“ Dann schläft er ein, und in ihm ist Friede.

So liegt alles stille da und schläft und schläft.

Nur der Rhein rauscht in seiner starken Lebensfreudigkeit immer sein Lied, und der Nachtwind flüstert und tut zärtlich mit dem Laube der Bäume, und wenn kein Mensch mehr wacht, kosen im Schilfe die Elfen und winden Kränze von Seerosen.

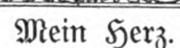
Und der Mond zieht stille durch den Himmel seine Bahn.

Neujahr.

Die Dächer aufwärts stürmt das weiße Jagen,
Daß Spiegel klirren, Pulse fiebernd schlagen.
Hinaus! Den Hut ins Haar gepreßt! Hoch splittert
Ein Fensterglas und dröhnt in tausend Scherben
Zur Erde, daß die ganze Gasse zittert.
Die Telegraphenstangen sausen, klagen,
Als käme wo das wilde Sterben.

Verschlungen ist die Stadt — mein Hund bellt heiser
Voran. Da ist das Feld. Schon sickert leiser
Der Flitterflockenwirbel auf den glatten
Eisboden. Schlittschuh angeschnallt! Wir schweben
Ins Land — ich und noch wer — Schein oder Schatten,
Den Arm gestreckt als deutlichen Wegweiser.
Vielleicht ist, was mich führt, das Leben.

Hugo Wolf.



Mein Herz.

Web' fein deiner Netzlein Maschen,
Mein Herz ist ein Märchentraum,
War eine, die wollte es haschen,
Fing lauter goldenen Schaum.

Mein Herz wird am Frühlingsmorgen
In Taudiamanten zersprühn,
In Rosenkelchen verborgen
Verzittern und verglühn.

Und eh' die Funken verglommen
Im güldenen Abendschein,
Die Vögelein alle kommen
Und trinken den Zauberwein.

In ihren kleinen Seelen
Wird jeder Tropfen ein Klang,
Es jubelt aus tausend Kehlen,
Mein Herz ist ein Gesang.

Otto Rennefeld.

E. WENDLANDT



Nähschule. Gemälde von Prof. Gotthardt Kuehl.

Friedrich der Große und seine Porträtisten.

Von Dr. Philipp Vockeradt.



In unserer Phantasie lebt eine völlig sichere Vorstellung von der äußeren Erscheinung Friedrichs des Großen in seinen späten Tagen. „Der alte Fritz", das ist ein unverrückbares Bild: im Profil ein System von acht bis zehn Linien, die jeder im Gedächtnis hat, die jedes Kind fast aufs Papier zeichnen kann. Die durchgeführte Gerade vom Haaransatz über die Stirn bis zur Nasenspitze, die feste Braue, die abfallende Linie über die Lippen herab bis zum spitzen, ganz zurücktretenden Kinn, der scharfe Strich des schmalen, verächtlich heruntergezogenen Mundes, die Andeutungen eines schief aufgesetzten Dreispitzes — und das Bild sitzt. Vor uns steht der Kopf eines Greisen, aus dessen früh zerfallenem, ausgemergeltem Körper ein unbesiegbarer Heldengeist leuchtet; ein ganz spirituell gewordener Gesichtsausdruck, voll unzerbrechlicher Energie, voll Eigensinn, durchdringender Verstandesschärfe, maßloser Geringschätzung der Welt, der Menschen, auch des eigenen Ruhmes, ohne alle Illusionen.

Mühsam nur konstruieren wir uns aus diesem Typus des alten Fritz, rückwärts gehend, den Typus des jugendlichen Friedrich. Gewiß, auch von ihm tragen wir ein Bild in uns. Aber es ist mehr eine allgemeine, ja eine vage Vorstellung. Daß wir hier nicht ohne weiteres mit ein paar Dilettantenstrichen das Profil festhalten können, will nichts besagen; denn das Gesicht eines jüngeren Menschen hat noch nicht so klar geprägte Formen und Linien. Aber wir brauchen nur Umschau zu halten unter den Bildnissen und Darstellungen Friedrichs des Großen aus der frühen Zeit, um die Schwankungen festzustellen, die hier vorliegen. Um ein Beispiel zu wählen: man betrachte die Friedrichstatue der Siegesallee. Ihr Bildhauer, Uphues, ist vielleicht kein bahnbrechendes Genie, aber er ist ein tüchtiger, ernst und gewissenhaft arbeitender Künstler, und er hatte es hier mit einer Aufgabe zu tun, bei der es nach dem Sinne des Auftraggebers vor allem auf das Dokumentarische ankam. Aber was ist daraus geworden? Etwa ein Standbild, das jedermann aus dem Volke, wenn er es allein, ohne die Nachbarstatuen, betrachten würde, ohne weiteres auf Friedrich den Großen taufen würde? Nein! Nur indirekt gleichsam erkennen wir den Dargestellten. Und das, obwohl wir sicher sein dürfen, daß Uphues mit größter Sorgsamkeit die Quellen studierte, ehe er seinen Kopf formte. Hätte der Künstler den alten Fritzen hierhersetzen wollen oder sollen, so hätte er in puncto Ähnlichkeit wohl überhaupt keine Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Auch bei geringer Begabung hätte er gewiß ein vielleicht plastisch unzulängliches Bildwerk geschaffen, das dennoch jedem Beschauer von weitem schon gesagt haben würde, um wen es sich handelt, ohne den geringsten Zweifel auftauchen zu lassen.



Friedrich der Große.
Stich von E. Mandel nach einer Zeichnung von D. Chodowiecki.

Und nun kommt etwas Merkwürdiges: wir wissen, daß von dem großen König aus seiner Kronprinzenzeit wie aus den Anfangsjahren seiner Regierung eine ganze Reihe authentischer Bildnisse vorliegt, daß dagegen aus der späteren Epoche nicht ein ein-

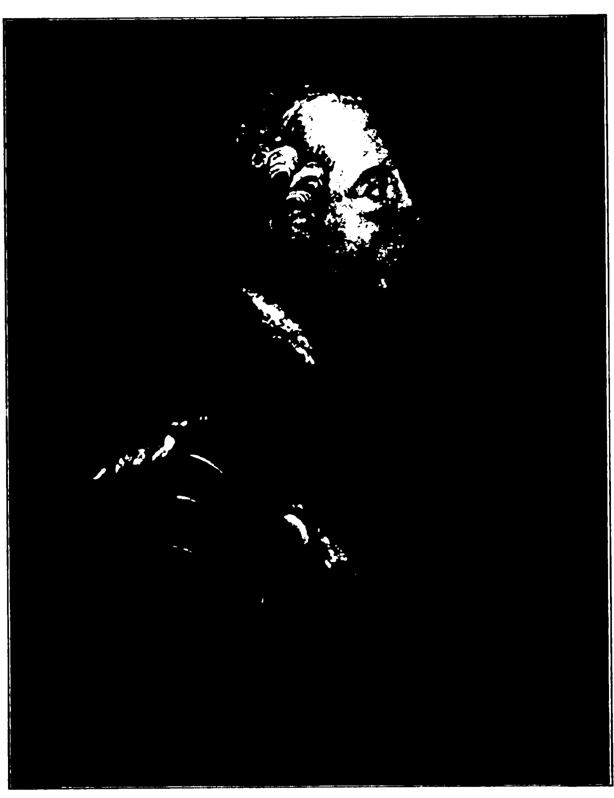
ziges Porträt vorhanden ist, das für die allgemeine Vorstellung vom Typus „alter Fritz“ eine dokumentarische Unterlage lieferte! Nach 1740, dem Jahre der Thronbesteigung, hat Friedrich nur ein einziges Mal, zu Anfang der siebziger Jahre, wahrscheinlich in den ersten Monaten des Jahres 1771, einem Maler „gesessen“, hat er überdies ein einziges Mal, ein wenig früher, 1768, einem Bildhauer zum Zwecke der Modellierung seines Kopfes mehr eine Audienz als eine Sitzung gewährt, — wir sprechen noch davon —, aber beides, Gemälde wie Büste, gibt zur Entwicklung des Typus keine rechte Handhabe.

Wir stehen also vor der absonderlichen Tatsache, daß da, wo wir unsicher tasten, historische Zeugnisse vorhanden sind; daß aber da, wo wir sicher zu sein glauben, die Fundamente unseres Wissens recht wackelige sind. Wahrhaftig, ein Problem ohne Seitenstück. Doppelt lohnend, sich damit näher zu beschäftigen.

Rechnen wir zu den künstlerischen auch die literarischen Dokumente für die äußere Erscheinung Friedrichs hinzu, die Reinhold Koser, des Königs Meisterbiograph, einmal zusammengestellt hat (Hohenzollern-Jahrbuch 1897), so finden wir, daß die Berichte über das Thema mit dem Tage der Geburt des Prinzen einsetzen, da sein Großvater, König Friedrich I., schriftlich ein paar Bemerkungen über den Stammhalter macht, der nach zweimaliger Enttäuschung — Friedrich Wilhelms I. ältere Söhne, die Prinzen Friedrich Ludwig und Friedrich Wilhelm, geboren 1707 und 1710, starben beide schon im ersten Lebensjahre — nun den geradlinigen Fortgang der Dynastie sichern sollte. Aus früher Zeit aber begegnet uns dann ein wichtiges, berühmtes Dokument: Antoine Pesnes Bildnis des dreijährigen, nun schon zum Kronprinzen avancierten Kindes im Charlottenburger Schlosse. Der Hofmaler schildert ihn im fürstlichen, ordengeschmückten Babykostüm zusammen mit der drei Jahre älteren Lieblingsschwester Wilhelmine. Kleine Jungen spielen in allen Schichten gern Soldat, aber ein Söhnchen Friedrich Wilhelms I. hätte es wohl auch tun müssen, wenn er es nicht gewollt hätte. So erfindet der geschickte Franzose das reizende Motiv mit der Trommel, deren drollige Plumpheit die Zierlichkeit des prinzlichen Knaben noch steigert. Denn es ist ein „hübsches Kind“, das hier auftritt. Pesne verstand alle Künste der Schmeichelei, der „vorteilhaften Auffassung“, und gewiß hat er beim Porträt des Thronerben damit nicht gespart; der kriegerische, feurige Blick des kleinen Burschen gehört jedenfalls in dies Kapitel. Aber das Prinz-



Jugendbildnis von Friedrich dem Großen und seiner Schwester Wilhelmine. Gemälde von Antoine Pesne im Charlottenburger Schloß.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.



Friedrich der Große als Kronprinz.
Gemälde von W. G. v. Knobelsdorff im Königl. Schloß zu Berlin.

chen wird auch von Natur schon anziehend genug ausgesehen haben. Es hat den netten, runden Schädel, den früh auffallenden persönlichen Ausdruck, die offenen, neugierigen Augen, den lebhaft geschwungenen Mund der Kinder, die als Genies auf die Welt kommen. Das bestätigt übrigens auch eine kleine Wachsfigur Friedrichs aus jenen Jahren (im Hohenzollern-Museum). Das Kinn freilich scheint bei Pesne hier ein bißchen sehr auf „künftige Energie" hin gemacht zu sein. So kräftig vorspringend wird es kaum ausgesehen haben, da es später so entschieden zurücktritt. Zweifellos der Natur entsprechend aber wurden der scharf gezeichnete, schöne Haaransatz, die Formation der breiten, offenen Stirn, die keck vortretende kleine Nase und die leuchtenden Augen wiedergegeben.

Mit dieser runden, frischen, gesunden Kindlichkeit räumte die seltsame Erziehung des Vaters bald auf. Es paßt zu der krankhaften Vernichtungssucht Friedrich Wilhelms I. gegen die eigene Brut, wenn er auf den Wunsch der hannöverisch-englischen Verwandten, ein Bild des vierzehnjährigen Kronprinzen zu besitzen, den angenehmen Bescheid gibt: „Soll die Königin (von England) lassen eine grohsse Meerkatze machen, das ist sein Porträt." So schlimm ist es natürlich nicht gewesen. Aber auch der kaiserliche Gesandte Graf von Seckendorff berichtet im Jahre 1725 nach Wien von dem Thronerben, daß er „bei seinen jungen Jahren so ältlich und steif aussieht, als ob er schon viele Campagnen gethan hätte".

Die spätere Kronprinzenzeit hat jedoch recht vieles wieder ausgeglichen. Selbst die Küstriner Schreckensjahre sind dem gequälten Königssohn körperlich offenbar nicht gar zu übel bekommen. In Rheinsberg nimmt dann der Kopf bestimmte und charakteristische Formen an. Kein Zweifel, daß für diese Epoche Knobelsdorffs Porträt von 1737 das beste, feinste und unbestochenste Dokument liefert. Vorab, daß er den Prinzen in scharfer Seitenansicht nimmt, ist sehr bezeichnend. Schon damals hat sich das Liniensystem des Kopfes in dieser Stellung vollkommen, merkwürdig klar ausgebildet. Später, im Jahre 1757, schrieb Henri de Catt aus Utrecht, der im Jahre darauf Friedrichs Vorleser wurde: „Wenn man diesen Fürsten im Profil sieht, so hat man eine einzige gerade Linie." Und auf dies gleiche Motiv stützt sich ja auch Lavaters wie fast immer komisch-überschwengliche Phantasie. „Man verbinde dem Physiognomen die Augen und erlaube ihm nur, mit der Fingerspitze leicht vom obersten Teil der Stirn bis zur Nasenspitze hinabzugleiten; man wiederhole dies bei 9999 Gesichtern und lasse das Friedrichs das 10 000ste sein, und der Physio-



Friedrich der Große.
Gemälde von Antoine Pesne im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin.

gnom wird mit Bewunderung und Ehrfurcht ausrufen: Dieser Mensch war für den Thron bestimmt, er ist geboren, um das Universum in Erstaunen zu setzen. Beunruhigt durch sein Genie, fühlt er die Überlegenheit seiner Kraft, und dieses Gefühl verwandelt sich in Ungeduld gegenüber dem menschlichen Geschlecht, weil er nirgends seinesgleichen findet, weil diejenigen, welche sich am meisten seiner Größe nähern, dieselbe dennoch nicht zu erreichen



Friedrich der Große.
Miniaturbildnis von D. Chodowiecki, auf Elfenbein gemalt. Im Besitz von Fräulein Lucy du Bois-Reymond in Berlin.

vermögen. Diese Ungeduld wird durch die Stirn, welche eine fast gerade und gleichlaufende Linie mit der Nase bildet, angekündigt und muß diesen Ausdruck den Wangen und selbst den Lippen mitteilen. Das Gesicht des Königs ist von Falten und kleinen Adern durchzogen; alles dieses erinnert an die großen und sich kreuzenden Projekte und Pläne."

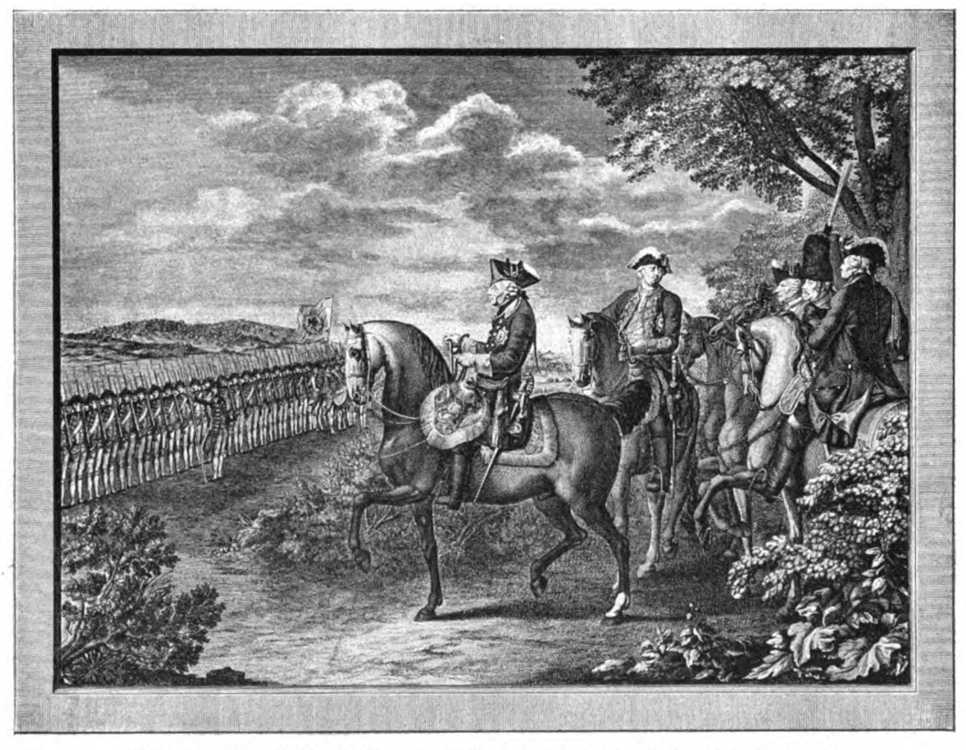
Knobelsdorff, eins der größten künstlerischen Genies, die je in der Mark aufgewachsen sind, hat das, was Lavater mit drolligem Redeschwall konstruiert, durch die schlichte Naturtreue seines Gemäldes (im Berliner Schloß) besser gesagt. Aber die ungefähre Vorstellung, die man heute von dem jungen Friedrich um 1740 hat, knüpft weniger an diese vorzügliche Arbeit als an ein Porträt Pesnes (heute im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin) an, das kurz vor der Thronbesteigung (1739) entstand, das jedoch, so reizvoll es ist, an Redlichkeit der Wirklichkeitstreue offenbar hinter dem Knobelsdorffs zurücktritt. Es ist, wie der Augenschein lehrt, wiederum nach Pesnes Neigung auf Repräsentation, hübsches Aussehen, Grazie, Zierlichkeit hin

gearbeitet. Man sehe nur, wie er das Kinn verniedlicht hat. Augen, Brauen, Mund stimmen wohl; doch scheint das Antlitz mit Absicht rundlicher gehalten, als es war. Kurz, das Ganze ist „geschmeichelt“, sicherlich auch etwas süßlicher, als die Erscheinung des Königs selbst in schmucken Jugendtagen gewesen. Bielfeld, der Genosse von Potsdam, berichtet: Friedrich hatte „anmutende Gesichtszüge, geistvollen Ausdruck, edle Haltung, schönes braunes Haar, nachlässig in Locken gelegt, und große blaue Augen“. „Anmutend“, aber nicht „schön“! Knobelsdorff wird, möchten wir annehmen, wohl der Wahrheit näher gekommen sein als Pesne.



Friedrich der Große.
Stich von J. F. Bause nach dem Gemälde von Anton Graff.

Bald aber, schon nach dem ersten schlesischen Kriege, muß sich Friedrichs Aussehen erheblich verändert haben. Der hannöversche Gesandte August Wilh. von Schweichelt berichtet bereits anfangs der vierziger Jahre: „Dadurch, daß sich der König im härtesten Winter wie in heißesten Sommer-Tagen allem Ungemache der Lufft und Witterung



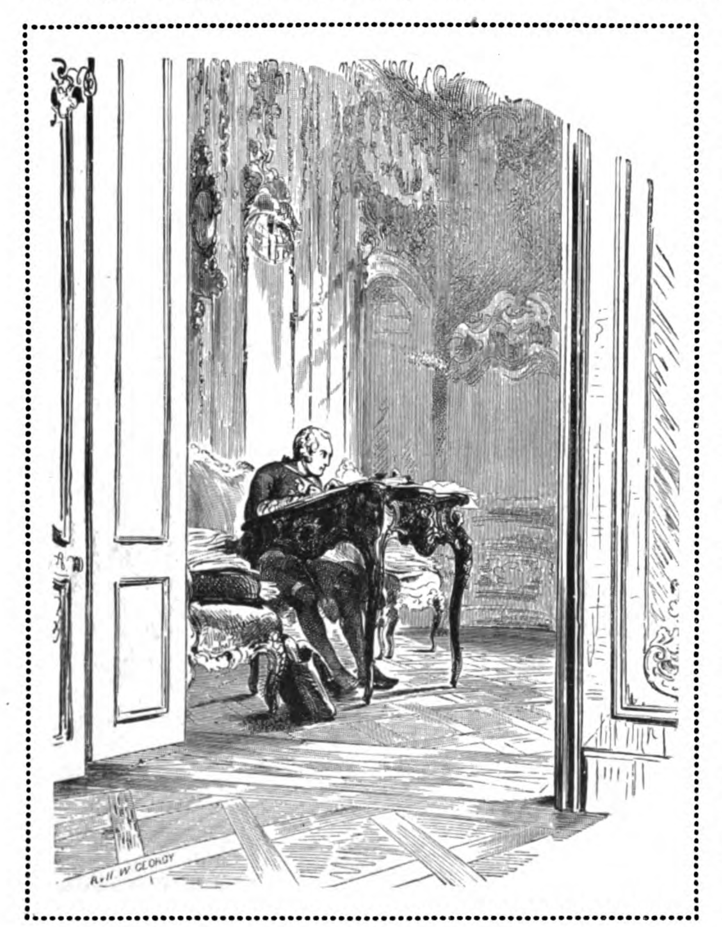
Parade vor König Friedrich. Radierung von D. Chodowiecki vom Jahre 1777.
Im Besitz des Märkischen Museums zu Berlin.

bloß stellet, ist im Gesicht die Farbe gantz braun und verbrannt und die Haut verhärtet worden." Dabei wird allerdings auch jetzt hinzugefügt, daß die Gesichtsbildung des Königs „viel Annehmlichkeit zeigt". Die Augen, meint Schweichelt, seien „mehr schwarz als braun" — ein verblüffender Beweis dafür, wie sich auch sonst gut geschulte Beobachter in der Farbe der Augen irren können; denn sie waren in diesem Falle tatsächlich blau, wahrscheinlich von der Art, die oft ganz dunkel erscheinen kann.

Trotz solchen Wandlungen bleiben aber die Porträts von Knobelsdorff und Pesne, der selbst dem Bilde von 1739 einige Varianten nachschickte, bis in die Mitte der fünfziger Jahre maßgebend. Nach ihnen richten sich die zahllosen Ölporträts, deren Maler den König kaum mehr als einmal auf der Straße zu Gesicht bekommen hatten, die unübersehbare Schar der Kupferstiche, die auf den Markt kamen, wie die Medaillen, die geprägt wurden, und für die Knobelsdorffs Profilbild einen willkommenen Anhalt bot.

Inzwischen machten die Veränderungen rapide Fortschritte. Schon der Dreißigjährige hat sich mit der Gicht zu plagen; jetzt findet sich dieser Quälgeist immer öfter ein. Ehe der König vierzig alt ist, stellen sich einzelne graue Fäden ein — man kennt das graziöse Impromptu Voltaires an Maupertuis, als Friedrich ihn eines Tages beim Mahle auf diese verfrühten Boten des Alters aufmerksam machte:

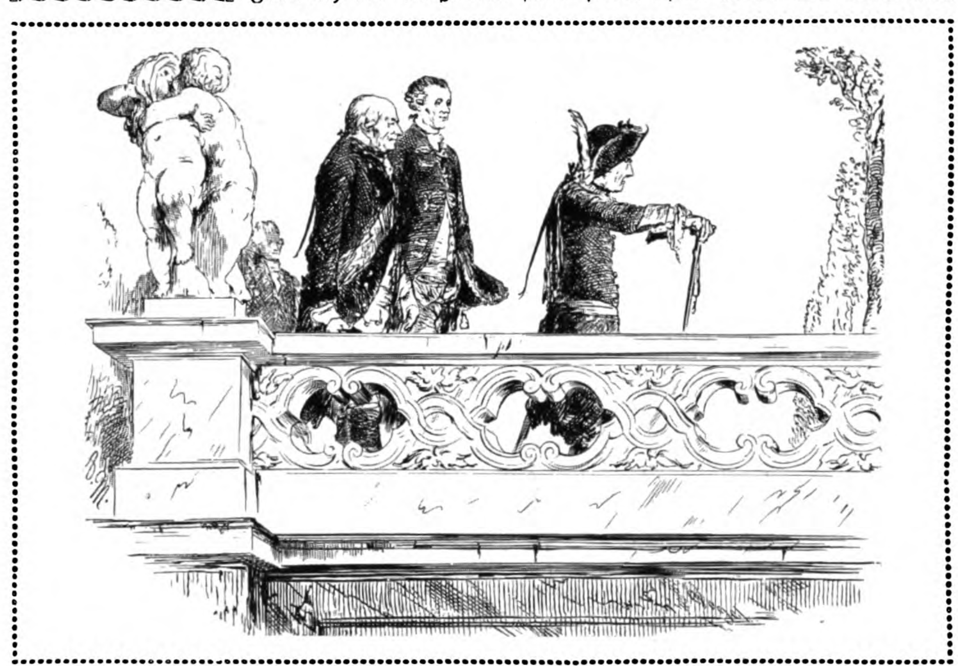
„Ami, vois-tu ces cheveux blancs
Sur une tête que j'adore?
Ils ressemblent à ses talents
Et comme eux ils croîtront encore."



Friedrich der Große in seinem Arbeitszimmer im Schloß zu Potsdam. Zeichnung von Adolf v. Menzel aus den Holzschnittbildern zur „Geschichte Friedrichs des Großen" (1339—1842).

Während des Siebenjährigen Krieges schildert der König sich selbst in einem Briefe an den Marquis d'Argens als „einen ergrauenden, der Hälfte seiner Zähne beraubten Greis" (1759). Oder er schreibt an eine vertraute ältere Freundin: „Mein Gesicht ist runzlig wie die Falbeln eines Weiberrocks, der Rücken gekrümmt wie ein Streichbogen, und der Sinn traurig und niedergedrückt wie ein Mönch von La Trappe." Oder er nennt sich 1763: „grau wie ein Esel, alle Tage einen Zahn verlierend, halb gelähmt von der Gicht".

So verliert er jede Lust an seinem äußeren Menschen, was sich auch in der fort-



Der alte Fritz in Begleitung der Generäle Pfuhl und Rohdich auf der Terrasse vor der Bildergalerie von Sanssouci. Zeichnung von Adolf v. Menzel aus den Holzschnittbildern zur „Geschichte Friedrich des Großen" (1839—1842).

schreitenden Vernachlässigung und Unsauberkeit der Toilette zeigt. Und die Folge ist, daß er sich alle Porträtisten vom Leibe hält. Kurz wurde schon auf die beiden Ausnahmen hingewiesen. 1768 antwortet Friedrich auf die inständigen Bitten des Bildhauers Cavaceppi, er könne ihn nicht vor den anderen Abgewiesenen bevorzugen, aber er wolle ihm dennoch helfen. „Wirklich," erzählt der Künstler*), „als ich zu einer zweiten Audienz zugelassen wurde, unterhielt sich dieser Monarch fünf Viertelstunden mit mir, redete immerfort sehr gelehrt von der Geschichte und anderen nützlichen Materien und drehte dabei den Kopf in verschiedene Stellungen, damit ich Muße genug haben konnte, ihn recht zu beobachten. Als ich diesen gnädigen Kunstgriff bemerkt hatte, ließ ich mir angelegen sein, mir ihn gut zunutze zu machen." Und 1771 ließ sich Friedrich bei seinem Aufenthalt in Salzdahlum durch die Bitten seiner Schwester, der Herzogin von Braunschweig, bestimmen, dem Maler Georg Ziesenis eine Sitzung zu gestatten. Das Bild, das dabei herauskam, mag als ähnlich gelten — zur eigentlichen Ausbildung des Typus Friedrich hat es wenig beigetragen. Sonst aber wollte der König keinen Porträtisten empfangen. „Sie wissen," schreibt er 1772 an Voltaire, „daß, da ich mich niemals malen lasse, weder meine Porträts noch meine Medaillen ähnlich sind." Oder im Dezember 1774 an d'Alembert: „Man muß Apollo oder Mars sein, um sich malen zu lassen. Da ich nun aber nicht die Ehre habe, einem dieser Herren zu gleichen, so habe ich mein Antlitz, soviel es von mir abhing, dem Pinsel der Maler entzogen."

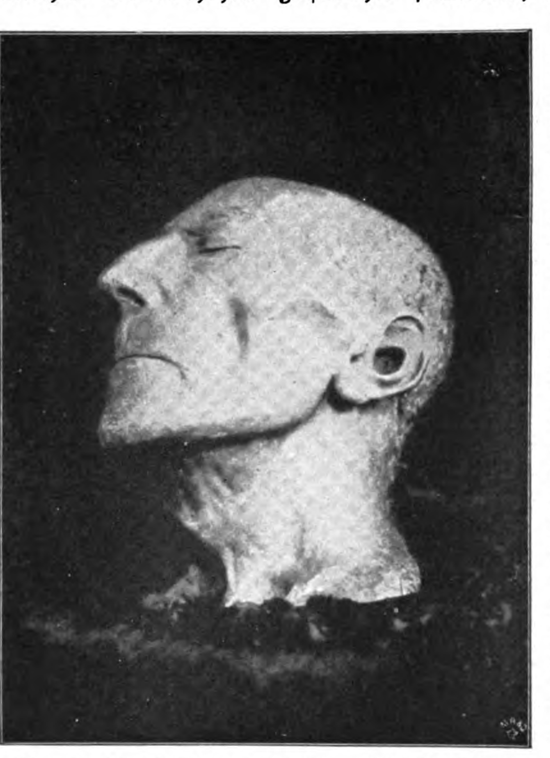
So sind denn die Maler und Stecher, die es jetzt unternehmen, den „alten Fritz" darzustellen — denn das war er schon seit dem Ende des Siebenjährigen Krieges als Mann von 51 Jahren geworden, und so wurde er genannt —, auf schnell erhaschte Blicke auf der Straße, wenn der König ausreitet, oder bei militärischen Schauspielen, oder bei feierlichen Staatsaktionen und — auf ihre Phantasie angewiesen. Authentische Vorlagen aber fehlen. Dennoch ist Antlitz und Gestalt Friedrichs

*) Wie Adalbert von Taysen in seiner hübschen Schrift: „Die äußere Erscheinung Friedrichs des Großen und der nächsten Angehörigen seines Hauses" mitteilt.

nun offenbar so fest ausgeprägt, so charakteristisch, daß ihre Arbeiten, trotz allen Verschiedenheiten, doch die entscheidenden Züge gemeinsam haben. So entsteht, durch die Bilder des englischen Malers Cuningham, der damals in Berlin arbeitete, durch die Arbeiten des Bildhauers Tassaert und seines großen Schülers Schadow, namentlich aber durch die Stiche Daniel Chodowieckis nach und nach tatsächlich eine Vorstellung vom Aussehen des greisen Helden, die im wesentlichen der Wahrheit entsprochen haben wird.

Auf dieser Grundlage arbeiten dann die beiden jüngeren Meister weiter, die als Spätgeborene nicht mehr mit eigenen Eindrücken operieren können: Rauch als Schöpfer des Berliner Reiterdenkmals, und Menzel, dem Deutschland und die Welt heute fast allein das Bild „Friedrich der Große", das in der Phantasie der Menschen lebt, verdanken.

Menzel, das wissen wir, hat, ehe er an seine Zeichnungen für die Holzschnitt-Illustrationen zu Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen ging, die zeitgenössischen Porträts mit der Sorgsamkeit eines Gelehrten durchstudiert, sich abgezeichnet und das ganze Riesenmaterial gesammelt. Er hat dabei für den alten Fritz hauptsächlich Chodowiecki benutzt. Für den jungen König aber offenbar vor allem Pesne — nicht Knobelsdorff, und so erhält Menzels Held in den Zeichnungen und Gemälden, die ihn als jüngeren Mann darstellen, in der Hauptsache die Züge des Porträts von 1739. Wie der Meister freilich es verstand, auf Grund solcher Vorarbeiten die Erscheinung eines Menschen, den er selbst nicht gesehen, von frühester Zeit bis zum letzten Atemzuge mit so überzeugender Lebendigkeit neu zu schaffen, das ist das Geheimnis seines Genies. Ob Friedrich als junger Elegant des Rokoko, ob er als altes Männchen in vernachlässigter Kleidung, ob er als Feldherr, in Sieg oder Niederlage, als geistreicher Plauderer, als Flötenspieler, als reisender Landesvater auftritt — Menzel weiß, wie er dabei nach außen wirkte. Ein paar Striche seines Zeichenstifts genügen, uns die Suggestion der Erscheinung des Königs zu vermitteln. Aber der Künstler kann auch ins Detail gehen und spürt mit unvergleichlicher Einbildungskraft jeder Falte, jeder Runzel des Alternden und Greisenhaften nach. Man hat von Menzel als von einem „Realisten" gesprochen, der „keine Phantasie" habe — ist dies Lebendigmachen einer längst dahingegangenen Persönlichkeit ohne wahrhaft schöpferische Phantasie denkbar? Nie hat ein Historienmaler das Wesen und die Erscheinung eines bestimmten Helden so sich zu eigen gemacht und neu erschaffen, wie in diesem Falle. Ohne Menzel gibt es für uns keine Vorstellung Friedrichs des Großen mehr. Sie ist in uns nur durch ihn. So verbindet sich hier einmal eine künstlerische Großtat höchsten Ranges mit einem unberechenbaren geschichtswissenschaftlichen und nationalen Verdienst.



Totenmaske Friedrichs des Großen. Im Hohenzollern-Museum zu Berlin.



Ein Kondottiere der Kunst.

Von Siegmund Feldmann.

Nun ist er doch gestorben — der Maler **Felix Ziem**. Wiederholt schon wurde er todgesagt. Aber immer wieder nahm schon das Morgenblatt die Lüge des Abendblatts zurück. Das war, pflegten wir damals lachend zu sagen, vorauszusehen. Ziem, der noch nie einem Vorsatz untreu wurde, hatte sich und uns gelobt, es auf hundert Jahre zu bringen, und er ging erst ins dreiundneunzigste! Auch das ist ja eine recht anständige Leistung. Zumal wenn man von der Welt soviel mitgenommen hat wie dieser erstaunliche Mann, der einer der größten Erleber ist, dem ich je begegnet bin. Von seinem ersten Schritt an watete er in Überraschungen, auf einem Wege, der mit Romantik gepflastert war. Unzünftig und losgebunden schweifte er umher und besaß doch in seiner Kunst soviel Beharrlichkeit und Zielgefühl, daß er sich 1850 die Ehrenmedaille des „Salon“ erringen konnte, den Adelsbrief, der jedem französischen Maler und Bildner so viel gilt, wie ein Sitz in der Akademie dem Schriftsteller und Gelehrten.

Damals flog Corot dem Freunde mit dem Jubelruf an den Hals: „Du hast den ersten Preis!“ Allein welcher Preis wäre höher, als diesen Triumph, der selbst den Glücklichsten am Ende einer langen Laufbahn zu erblühen pflegt, noch volle sechs Jahrzehnte in aufrechter Schaffenslust nachzukosten und dem Tode den lachenden Trotz der Arbeit entgegenzuhalten. Ziem besaß diese wunderbare Tapferkeit. Noch vor zehn Jahren führte er im Auftrage des Marineamts ein Riesenbild für das Versailler Museum aus, die Begegnung der französischen und der italienischen Flotte im Hafen von Toulon, das eine ganz ungetrübte Sicherheit des Auges und der Hand verriet, und seitdem hat er, unermüdlich schaffend, noch manches Dutzend bunter Leinwand nach Amerika verfrachtet, wo man von seiner „Marke“ nicht genug kriegen konnte. Ein Kulturyankee, der seinen Geschmack von den teuersten Hoflieferanten bezieht, würde sich verachten, solange er nicht zwischen seinen falschen Millets, Corots und Daubignys auch einen echten Ziem hängen hat. Denn solange der Meister noch lebte und aufpassen konnte, mußten die jenseits des großen Wassers mit seinen echten Bildern vorlieb nehmen.

In die Gruppe, die um Millet steht, gehört auch Ziem. Ohne je eine Unterweisung genossen, einen Atelierdrill erlitten zu haben, wurde er von seiner eingeborenen Empfindung dem modernen Impressionismus zugeführt, der ihn als einen seiner Ahnherren ansprechen darf, obschon er durch die Einordnung in die Schule von Barbizon nicht genügend gekennzeichnet wird. Ziem ging zwar einen parallelen, doch immerhin eigenen Weg, einem eigenen Ziele zu. Diese Besonderheit hat er vielleicht gewonnen, weil er die ersten großen Eindrücke, jene Erweckungen, die in der Werdezeit die künstlerische Persönlichkeit bestimmen, unter einem ganz andern Horizont empfing als seine Genossen im Walde von Fontainebleau. Bevor diese noch den Kriegspfad gegen die romantische und nachklassizistische Richtung begannen, deren letzte Heroen Delacroix und Ingres damals noch ihre Herrschergewalt ausübten, hatte sich Ziems Traum an den schlafenden Wassern der Lagunen bereits gestaltet. Dort saß der Jüngling beseligt in seiner ersten Buhlschaft mit der Kunst; dorthin kehrte auch der Mann und der Greis mit unverminderter Sehnsucht immer wieder zurück.

Seine Sehnsucht nach Venedig muß in der Tat groß gewesen sein, denn sonst hätte er sich kaum entschlossen, seine absonderliche, maurisch-romanisch-moderne Burg zu verlassen, die er in den letzten Jahren allerdings nur noch im Sommer bezog, wenn die Pariser vor der Hitze die Flucht ergreifen. Allein Ziem war ein Parse, dessen Gesicht immer die Sonne sucht, und die gießt ihren Segen nur über den Süden aus. Hoch oben, wo die Rue Lepic den steilsten Kamm von Montmartre erklimmt, steht dieses sein Haus. Als er es baute, in den Anfängen des zweiten Kaiserreichs, lag noch grünes Land ringsum, das einen guten Rahmen für die architektonischen Spielereien Ziems abgab. Heute, inmitten der Straße, die ihm nachgekrochen ist, mutet das rote, von einer Art Söller flankierte, von einer kleinen Kuppel bedachte, von Muscharabien durchbrochene, da und dort mit Drei- und Vierpässen ausgemusterte Gemäuer doppelt phantastisch an. Und hat man den Fuß über die Schwelle gesetzt und die Sykomorengänge des Gartens voll alter bemooster Skulpturen durchschritten, fühlt man sich erst recht von Märchenluft angeweht. Ziem hatte in allen Weltgegenden mit ungemeinem Sammlerglück einen sehr soliden Reichtum köstlicher Dinge aus allen Jahrhunderten aufgestöbert und zwischen seinen vier Wänden aufgehäuft, ohne in die absichtliche „malerische“ Unordnung des landläufigen Ateliertrams zu verfallen, die den Philistern so mächtig imponiert. Er verwendete seinen Schatz mit Kenntnis und Geschmack, so daß alles am rechten Platz und im rechten Lichte, wie zum Hause gehörig, erschien, selbst die mit Gold gestickte Sammettunika des heiligen Ludwig, und selbst der Baldachin des spa-

nischen Großinquisitors, dessen entzückende Dekoration uns verrät, daß man seinerzeit am Manzanares die Ketzer mit Stilgefühl verbrannte. Was jedem Menschenfreunde zur Befriedigung gereichen muß.

Inmitten dieser Herrlichkeiten schwang Ziem sechzig Jahre lang den Pinsel. Im großen Atelier, wenn er in Öl malte, im kleinen, wenn er Aquarelle tuschte, und traf man ihn weder da noch dort, so konnte man sicher sein, daß er vor seinem mittelalterlichen Alchimistenofen stand und in rätselhaft geformten Gefäßen geheimnisvolle Mixturen braute. Konnte er gar auch Gold machen? Verwunderte man sich darüber, dann ließ er in die Töpfe riechen, in denen Kobalt, Ocker, Karmin und sonstige Pasten brodelten. Ziem bereitete seine Farben selber; er war wohl der einzige Maler, der heute noch diesem Beispiele seiner großen Vorgänger des Quattrocento folgte. Das war nicht der einzige Renaissancezug in diesem Renaissancemenschen, der in der schönen Abenteuerlichkeit seines Lebens an die Kondottieri der Kunst aus der italienischen Blütezeit gemahnt. Auch in seiner Vielseitigkeit erinnerte er an sie. Wie Lionardo ist Ziem nicht nur Maler, sondern auch Baumeister und obendrein Musiker gewesen. Die Musik läutete sogar den Roman seines Daseins ein, auf dessen schicksalsbunten Blättern so viele seltsame Geschichten stehen.

Lang ist's her. Ziem zählte siebzehn Jahre und er weilte noch bei seinem Vater, der — das Abenteuern muß entschieden im Blute gelegen haben — Offizier in türkischen Diensten gewesen war und sich, nachdem er den Abschied genommen, in Beaune niedergelassen hatte. Eines Tages nun tönte aus einem Fenster des benachbarten Gasthofs ein göttlicher Geigengesang. Man erfuhr, daß der Spielmann ein fahrender Künstler sei, der am Abend vorher bei einem Konzert vierzehn Franken vereinnahmt hatte — ein gewisser Paganini. Es war die Zeit, wo die Absonderlichkeiten des unheimlichen Virtuosen sich ins Unberechenbare verstiegen hatten und es öfters geschah, daß er nach wochenlangem Feiern plötzlich, von seinem Dämon getrieben, in dem ersten besten Nest, in das ihn seine Unrast gerade verschlagen hatte, auf das Podium trat.

So war es auch in dem burgundischen Städtchen gewesen. Vater Ziem suchte den Fremdling auf und fragte ihn, ob er nicht seinen Sohn Felix unterrichten möchte. Der Junge sei ja recht tüchtig auf der Violine, aber zuviel könne der Mensch nie lernen. Paganini belustigte offenbar die Naivität des Alten und er nahm dessen hoffnungsvollen Sprößling zur weiteren Ausbildung an. Er gab ihm, bevor er wieder verschwand, drei Lektionen, jede zu drei Franken. Das machte neun Franken. Billiger konnte man das Recht, auf seine Visitenkarte „Schüler Paganinis" drucken zu lassen, wahrhaftig nicht kriegen.

Der Musikunterricht lief freilich nur nebenher. Der eifrige Knabe hatte sich die Baukunst zum Beruf erwählt und schon 1839, noch nicht zwanzig Jahre alt, summa cum laude in Dijon das Diplom eines „städtischen Architekten" erworben, das ihm die Anwartschaft auf ein Stipendium verlieh, mit dem er sich nach Paris zu begeben gedachte, um dort in der Ecole des Beaux-Arts an dem Wettbewerb um den großen Rompreis teilzunehmen. Allein der Präfekt war dagegen. Er hielt den Sohn eines Mannes, der sich als unverbesserlicher Bonapartist in allerlei politischen Radau eingelassen hatte, der staatlichen Förderung für unwürdig. „Gut," sagte Jung-Felix, der schon damals die Zeit nicht mit nutzlosen Redensarten verlor, „dann gehe ich auf eigene Faust nach Rom!" Auf eigene Faust — das bedeutete, ziffernmäßig ausgedrückt, zwei Franken; denn der Vater hatte sich gegen die „verrückte Idee" erklärt und wollte nichts zuschießen, vielleicht konnte er es auch nicht. Aber wozu ist man ein Schüler Paganinis? Er packte seine Geige auf das Ränzel und machte sich auf die Strümpfe, die wohl nicht lange gehalten haben mochten auf der endlosen Heerstraße, die der mutige Wanderbursch fürbaß einherzog. So schlug er sich, in Kneipen und auf Bauernhöfen fiedelnd, zumeist im Stroh schlafend und „nicht jeden Tag hungrig", glücklich bis Nizza durch, das damals noch savoyisch war.

Dort hörte er, daß Paganini, über dessen Ruhm und Rang er inzwischen aufgeklärt war, gestorben sei, jedoch kein ehrliches Begräbnis erhalten könne, weil er auf dem Totenbett Gott gelästert habe. Vier Tage schon stand sein Sarg verlassen in einer Ölmühle vor der Stadt, die über diesen Vorfall sehr aufgeregt war. Ein Teil der Bürgerschaft lehnte sich gegen diese Kirchenstrafe auf, für die ein anderer Teil eintrat; der nationale Stolz rang mit der Strenggläubigkeit um die entseelte Hülle eines Künstlers, dessen dämonische Größe die Menschheit erschüttert hatte. Ziem wollte nicht abwarten, bis der Zank der Parteien entschieden war, und auf alle Fälle verhindern, daß der, den er stolz seinen Lehrer nennen konnte, irgendwo am Wege verscharrt werde wie ein Tier. Des Nachts machte er sich mit einigen zusammengelesenen Gesellen auf, stahl den Sarg und brachte ihn in die Villa eines Musikfreundes, in dessen Keller die Leiche verborgen blieb, bis einflußreiche Personen nach Monaten einen päpstlichen Dispens erwirkt hatten und sie in geweihter Erde bestatten durften.

Diese Liebestat wurde Ziem durch einen günstigen Zufall gelohnt, der ihn in Nizza zurückhielt, wo er bei einem öffentlichen Bau einiges Geld verdienen konnte. Solange dies reichte — viel war es ja nicht — blieb er in Rom, dann wandte er sich, der Zukunft ungewiß, wieder heimwärts, über Venedig, und dort sollte sich sein Schicksal erfüllen.

Als er dort das erstemal die Sonne über Santa-Maria-Maggiore niedergehen sah, kam die Erleuchtung über ihn, und er schwor sich zu, Maler zu werden. Er wollte bei der Natur selbst in die Schule gehen, und die Königin der Meere sollte seine Lehrerin sein. Und um leben zu können, schaffte er sich für die letzten Zehrpfennige allerlei Kleinkram an, mit dem er hausieren ging, bis er sich in die Lage versetzt sah, seine Ware in einem der kleinen Läden auf dem Rialto feilzubieten. Das war ein herrlicher Beobachtungsposten. Über den Rialto wimmelt unablässig das kleine Volk von Venedig in seiner bunten Fülle und Beweglichkeit. Das hatte Ziem sich gemerkt. Daher war es in späteren Jahren, so oft er nach Venedig kam, noch lange — er war längst reich und berühmt geworden — seine erste Sorge, sich einen Laden auf dem Rialto zu mieten und in dessen offenes Fenster allerlei billige, aber gefällige Sächelchen: Nadeln, Ohrringe, Bänder, Tüchlein und sonstigen Tand auszulegen, der den schönen Mädchen, die mit ihren Blumen, Orangen und Tauben zu Markte zogen oder müßig vorbeiflanierten, in die Augen stechen mußte. Und während ein gemieteter „Anreißer", der darauf dressiert war, die Kunden möglichst lange zurückzuhalten, mit den eitlen Frauenzimmern um jeden Centisimo erbittert feilschte, saß der „fremde Handelsmann", der immer so viele „Gelegenheiten" hatte, mit einem türkischen Fes auf dem Haupte im Hintergrunde und zeichnete diese Zufallsmodelle, die sich ihm sonst nie so unbefangen, so echt und so lebendig dargeboten hätten. Von seiner unglaublichen Fruchtbarkeit, vielleicht auch ein wenig von Neid beirrt, haben manche Ziem den Vorwurf nicht erspart, daß er „de chic" (wir würden sagen: aus dem Handgelenk) gemalt, daß die Phantasie an seinen Werken keinen geringeren Anteil habe als das Studium. Seine Skizzen vom Rialto — und tausend andere Blätter in seinen Mappen — legen gerade Zeugnis für die Gewissenhaftigkeit ab, mit der er der Wirklichkeit gleichsam auflauerte, um ihr alle Geheimnisse ihrer Erscheinung zu entreißen. Darum ist unter allen Modernen er der Maler Venedigs geworden. Darum besitzen seine Bilder, abgesehen von ihrem ästhetischen, einen dokumentarischen Wert, wie die Arbeiten des Canaletto und des Guardi.

In seinen „Souvenirs de Jeunesse" hat Arsène Houssaye mit munterer Laune einen Besuch erzählt, den er Ziem in seinem Kramladen auf dem Rialto abstattete. Wie mochten beide, nach Paris zurückgekehrt, sich darüber ergötzt haben, sie und seine Kameraden: Victor Hugo und Banville, Thiers und Dumas, Musset und Georges Sand, Rossini, Meyerbeer, Gautier und viele andere Gralsritter des Talents, die in seinem Montsalvat auf Montmartre als Freunde ein- und ausgingen. Keinem Freund aber hatte er ein tieferes und andächtigeres Gedenken bewahrt als Chopin. Und wenn er in seinen Erinnerungen stöberte, weckte, nach langen Jahren noch, keine eine so innere Bewegtheit auf, wie die Entstehung von Chopins Trauermarsch, deren Zeuge er war. Auch ich habe ihn einmal diese Geschichte erzählen hören, und nun, da ich sie niederschreibe, ist es mir, als diktierte er sie mir in die Feder, so eindringlich war seine Darstellung.

„An diesem Klavier — es war noch in meinem ersten Atelier — sind große Dinge geschehen," sagte Ziem und wies auf einen Flügel, von dem er ein langes, weißes, reich besticktes Seidentuch abstreifte. „Mit diesem Klavier wollte ich Chopin überraschen. Nicht wegen seiner Klangschönheit. In dieser Hinsicht war es ein ganz gewöhnliches Instrument. Aber die Maserung des Mahagonigehäuses war so hübsch und eigenartig, daß ich mir allerlei malerische Effekte davon versprach. Ich malte also auf die eine Seite eine holländische Mühle und brachte auf dem natürlichen Hintergrunde des Holzes einen Rembrandtschen Goldton heraus, dem ich mit der Palette vergeblich nachgejagt hätte; auf die andere Seite malte ich eine venezianische Mondscheinnacht mit dem Ponte della Veneta Marina, und den Rand des Deckels entlang pinselte ich, wie Sie sehen, allerlei landschaftliche Motive. Als ich mit der Arbeit fertig war, lud ich Chopin zum Essen ein, mit der Absicht, dem Ahnungslosen bei der ersten Äußerung des Wohlgefallens das Piano zu schenken. Mit ihm hatte ich den Fürsten Edmund de Polignac, den Maler Ricard und einen dritten Kameraden gebeten.

Wir waren die Unpünktlichkeit Chopins gewöhnt. Allein diesmal ließ er uns so lange warten, daß unser Hunger die Höflichkeit überwand und wir uns ohne ihn zu Tische setzten. Erst als wir längst abgespeist hatten und der Abend hereingebrochen war, kam er — ohne ein Wort der Entschuldigung. Er war in fürchterlicher Laune: ‚die Einbildung erfüllt von nebelhaften Legenden und gemartert von namenlosen Phantomen', wie Georges Sand ihn geschildert hat — und die kannte ihn! Er hatte nach einer gräßlichen Nacht den Tag über verbrütet und schien noch unter einem Alpdruck zu ächzen, als er bei mir eintrat. Das paßte wenig zu unserer Fröhlichkeit, und Polignac, der immer zu einem mehr oder minder gelungenen Ulk bereit war, zerrte aus Übermut, und wohl auch, um Chopin auf andere Gedanken zu bringen, hinter einem Paravent das Skelett hervor, dessen ich mich beim Malen für die Draperie bediente. Er ließ es allerlei Tänze ausführen, stellte ihm die verrücktesten Fragen, legte ihm die unsinnigsten Antworten in den Mund, begann mit ihm zu boxen und setzte es schließlich an dieses Piano, faßte die Hände des Knochenmanns und fuhr damit, bald leise, bald kräftig über die Tasten. Wir hatten die Lichter ausgelöscht und verhielten uns schweigend, um diese

Totenmusik, die wie aus einem Grabe hervorzudringen schien, stimmungsvoll auf uns einwirken zu lassen.

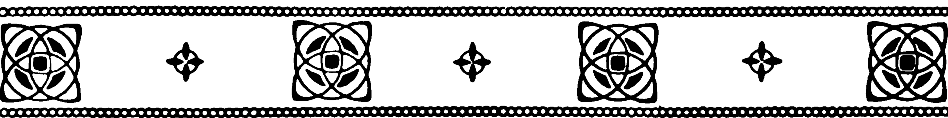
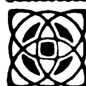
Plötzlich hallten in unser Schweigen drei dumpfe Schläge herein. Hatte sich wirklich ein Grab geöffnet? War es eine Kundgebung der Geisterwelt? Wir fragten nicht lange. Ricard hatte dieses Geräusch hervorgebracht, indem er mit dem Stiefelabsatz auf die hohle hölzerne Truhe schlug, auf der er saß. Wir lachten. Aber das Lachen verging uns, als wir Chopin sahen. Schon vorher hatte er sich in die weiße gestickte Sargdecke, die ich jetzt über das Klavier gebreitet habe, wie in ein Leichentuch gehüllt und die Bewegungen des Gerippes bleich mit aufgerissenen, starren Augen verfolgt. Doch kaum waren die drei Schläge auf der Truhe verklungen, als Chopin herbeistürzte, das Gerippe vom Stuhl zerrte und etwa wie eine Mutter ihr bedrohtes Kind, lange und leidenschaftlich an die Brust drückte. Uns dreien war beim Zuschauen der Atem vergangen. So beklommen waren wir, daß wir gar nicht bemerkten, daß Chopin nun selber am Flügel saß, bis in die Totenstille des Ateliers eine Musik hineinquoll: eine Musik, so schmerzlich, so hoffnungslos, tief und überirdisch, wie man sie noch nie gehört hatte. Jeder Akkord eine Klage, jede Note eine Träne, ein Bekenntnis der Verzweiflung, das sich in breiten Tonwellen durch den Saal ergoß. Plötzlich riß das Spiel inmitten einer Phrase ab. Wir eilten hinzu und hoben Chopin auf. Er war in seinem Leichentuch ohnmächtig auf den Teppich gesunken.

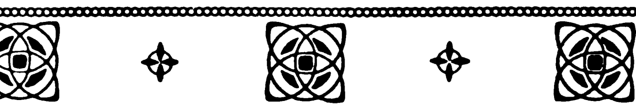
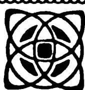
Zwei oder drei Monate später spielte er im Salon der Fürstin Marceline Czartoryska zum erstenmal seine B-moll-Sonate. Polignac und ich waren auch zugegen. Da kam ein Moment, wo wir beide zusammenfuhren und uns anstarrten. Wir hatten in dem Trauermarsch des dritten Satzes Chopins Improvisation in meinem Atelier wiedererkannt. Er war an meinem Klavier entstanden. Darum behielt ich es auch. Es ist meine kostbarste Reliquie geworden."

Die kostbarste vielleicht, aber lange nicht die einzige. An jedem Stück in der Malerburg da droben haftete etwas Persönliches, eine Erfahrung, ein Eindruck, eine Erinnerung, die Ziem in Paris und noch reichlicher auf seinen Reisen gesammelt hatte. Denn Ziem war, lange bevor man noch das Wort kannte, ein nimmersatter Globetrotter, eine unermüdliche Bummlerseele. Er ist überall gewesen: in Kleinasien, auf Ceylon, im hohen Norden, im weiten Westen, in der afrikanischen Wüste, und überall gewann sich sein froher Künstlergeist die Herzen. Im Jahre 1859 unternahm er eine lange Reise durch Rußland. Auf dieser freundete er sich mit Tolstoi an, von dem er mehrere frappierende Porträtskizzen heimbrachte; darunter eine, die Tolstoi barfuß und mit dem Bettlerstabe zeigt und die wie ein Bekenntnis des großen Dichters wirkt. Bei seinem zweiten Zuge durch Rußland verblieb er zwei Jahre in Petersburg, wo er die jungen Großfürstinnen im Zeichnen unterwies und so nebenher die Festungswerke von Kronstadt baute. Er errang sich die Gunst des Zaren in so hohem Grade, daß dieser alles aufbot, ihn für immer an der Newa zurückzuhalten. Aber es litt ihn nicht auf die Dauer in der Fremde.

Nur in Berlin, wo er sich sehr wohl fühlte, hätte er vielleicht mehr Geduld gehabt. Er kam 1869, mit den glänzendsten Empfehlungen ausgerüstet, in die Hauptstadt Preußens und gehörte, vom Botschafter Benedetti bei Hofe eingeführt, bald zu dem intimen Kreise der Kronprinzessin, der nachmaligen Kaiserin Friedrich, der er so manches Aquarell nachgetuscht hat. Auch bei der Kaiserin Augusta verkehrte er, bei den Großen des Reiches und selbst im Bismarckschen Hause, das nur wenigen Auserwählten offenstand. Das währte neun Monate. Da brach der Krieg aus. Ziem eilte nach Frankreich zu der Fahne. Er zählte zweiundfünfzig Jahre, als er zu den Waffen griff. Er schlug sich wie ein Jüngling, bis er bei Champigny vom Pferde sank. Eine deutsche Granatenkugel hatte ihm das Bein entzweigeschmissen.

Man merkte es seinem energischen Schritt nicht an, so gut wurde es wieder zusammengeflickt. Und auch den Humor ließ sich der Meister nicht trüben durch diesen „Zwischenfall", wie er die Verwundung nannte. Dieser Kondottiere der Kunst, der ein Patrizier der Kunst geworden war und in seinem sieghaften, schöpferischen Lebenswinter an Tizian gemahnte, hatte sich jene lächelnde Philosophie der Nachsicht bewahrt, die Greisen von warmem Herzen und feinem Geist zu eigen ist. Wenn er erzählte, leuchtete sein Esprit immer noch wie die Abendsonne auf seinen venezianischen Himmeln. Und jene, die ihn hörten, beklagten es, daß seine Worte im Winde verwehen sollten. Ganz werden sie glücklicherweise nicht verloren gehen. Ziem soll seine Memoiren geschrieben haben. Das war uns dieser Erinnerungsmilliardär eigentlich schuldig. Einen tüchtigen Stoß Manuskript hatte er an Jahr und Tag schon aufgearbeitet, drei Bände, vielleicht gar vier, nach dem Ansehen zu urteilen. Das ist wenig für die Fülle eines solchen Daseins, für so viele Erfahrungen, Erkenntnisse und Erlebnisse. Aber er und wir alle glaubten ja, er hätte noch Zeit — bis zu hundert Jahren! Nun ist er doch gegangen, der Alte, zu früh für seine vielen, vielen Freunde —




Kurfürstin Sibylle von Sachsen.

Von
Alice Freiin von Gaudy.

Im Waffenprunk, mit Trompetenschall,
Ein Kaiserherold vor Wittenbergs Wall.
Windgebauscht breitet der Doppelaar
Auf seidnem Banner sein Schwingenpaar.
Und immer wieder tönt es herauf:
„Wittenberg, tu deine Pforten auf!"
Durch Sturm und Staub und Pulverdampf bricht
Die Losung der Stadt: „Wir ergeben uns nicht!"

Im Schlosse, im düstern Wappensaal,
Sitzt Kurfürst Johann Friedrichs Gemahl.
Vor ihr steht mutlos der Kommandant,
Den Feldherrnstab schlaff in der Eisenhand,
Und leise raunt er, geneigt die Gestalt:
„Unser Herr ist in des Kaisers Gewalt,
Über ihm blitzt schon das Henkerschwert,
Karolus hat längst seinen Tod begehrt, —
Wir müssen uns beugen und fügsam sein."

Kurfürstin Sibylle aber spricht: „Nein.
Wir beugen uns *nicht* — in Treue fest —
Solange sich Wittenberg halten läßt!
Was der Kaiser plant — wem wär' es bekannt?
Dem Kurfürsten gab ich mein Wort zum Pfand,
Die Stadt, bis die letzte Schanze bricht,
Zu hüten. Nein — wir ergeben uns *nicht*."

Da schwillt ein Gemurmel zum Fenster empor:
„Der Herold! Der Herold! Er ruft vor dem Tor!
Er bringt von des Kaisers Majestät
Ein Schreiben! Sein weißes Banner weht!
Was kann er begehren? Was liegt ihm im Sinn?"
Nicht lange — er steht vor der Kurfürstin.
Er neigt sich zierlich, in spanischer Art,
Und flüstert sanft in den spitzen Bart:
„Hochachtung und Gruß von Carolus Quint:
Er ist Euer Gnaden gar wohl gesinnt —"
Und höfisch lächelnd reicht er den Brief —

Kurfürstin Sibylle atmet tief . . .
Erwartungsvoll bricht sie des Siegels Rund—
Da bebt ihr ein Schrei vom zuckenden Mund,
Die erbleichten Lippen stammeln: „Mein Gott!
Vor den trotzigen Wällen Herrn Friedrichs Schafott:
Um Wittenberg, das sich dem Kaiser verwehrt,
Stirbt Kurfürst Friedrich durch Henkerschwert,
Das alles geschieht — wie der Kaiser dräut —
So sich Wittenberg nicht ergibt — noch heut!"

Ein Schweigen — dumpf wie Gewitterglut.
Dann regt sich flüsternd der zage Mut:
„Euer Gnaden befehlt! Wir ergeben uns gern!
Rettet nur, rettet den edlen Herrn!"

In blassem Stolz Frau Sibylle sich hebt:
Es ist, als hätte sie Jahre durchlebt,
Jahre der Sorge, Jahre der Qual —
In ihren Augen erlosch der Strahl,
Ihre klare Stimme klingt stockend und matt:
„Nach Übergabe der tapfern Stadt
Gewährt Ihr dem Kurfürsten Sicherheit?
Welch Schicksal ist ihm und den Seinen bereit?
Und was fordern des Kaisers Gnaden von mir?"

Und wieder neigt sich der Spanier: „Hier —
Majestät trugen selbst die Bedingungen ein,
Zu sächsischer Lande Schutz und Gedeihn."

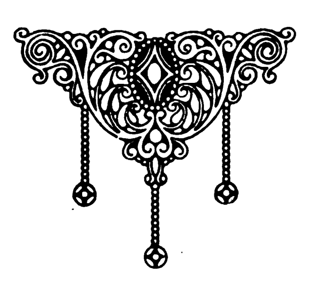
Ein andrer Brief, den sie zitternd erbricht.
Doch diesmal flammt es in ihrem Gesicht:
Entthront, verjagt, aller Würden bar,
Ihre Söhne eine enterbte Schar,
Ihr Gatte gefangen auf Lebenszeit —!
Sie bebt in verhaltner Heftigkeit.
Es kocht in ihr, und es wühlt und glüht —
Aber sie zwingt sich mit starkem Gemüt:
Kurfürstin Sibylle von Sachsenland
Zeigt sich nicht schwach vor dem spanischen Fant.
Sie kennt Johann Friedrich. Wer kennt ihn wie sie?
In diese Bedingung willigt er nie!
So der Kaiser ihm solche Forderung macht:
Er pflückt das Schreiben in Stücke und lacht!
Er ginge zum Tode — sie weiß es gewiß —
Eh' daß er den Söhnen das Erbe entriß . . .
Das aber darf nicht geschehen — das nicht!
Wild bäumt sich in ihr des Weibes Pflicht
Und ringt mit der Fürstin, verzweifelt und heiß . . .
Schweigend lauschen die Treuen im Kreis.
In Sibyllas Seele ein einziger Schrei:
„Herzliebster Friedrich — Gott stehe dir bei!
Ob uns gleich alles der Gegner raubt —
Laß fahren dahin! Ich rette dein Haupt!"
Dann reckt sie gebietend die schlanke Hand:
„Des Kaisers Begehren trifft Sachsenland.
Nie hab' ich selbst zu bestimmen gewagt,
Bevor ich des Kurfürsten Gnaden befragt.
Führt mich, Gesandter, aus diesem Saal
Ins Lager, zu meinem erlauchten Gemahl.
Wie er erwählt — so mag es geschehn.
Eine Stunde Frist. Dann wollen wir gehn."

Eine Stunde Frist — eine kurze Zeit —
An Leid ein Tag — eine Ewigkeit —
Sibylla kniet mit verzweifeltem Flehn
Im Schlafgemach. Ihre Seele durchwehn
Die Schrecken der Zukunft mit Ahnungsgewalt.
Sie sucht bei Gott, dem Allmächtigen, Halt —
Sie bittet um Kraft, um Beistand, um Rat,
Um Selbstverleugnung in Rede und Tat.
Dann hebt sie sich mutig. Mit ruhigem Wort
Erteilt sie Befehle hier und dort,
Verordnet in Würde nach Hausfrauenart,
Was benötigt wird für Hofhalt und Fahrt.
Noch ehe die Stunde geläutet vom Schloß
Ist sie bereit — und fordert ihr Roß.

Das war fürwahr ein trauriger Zug,
Der die edle Fürstin ins Lager trug!
Ihr Rappe ging in zögerndem Schritt,
Schweigend ritten die Söhne mit.
Nur den Jüngsten, ein rotbäckig Kind,
Freute der Spanier buntes Gesind',
Die grellen Farben, die schlanke Tracht —
Zuweilen hat er hell aufgelacht . . .
Schmerzlich hob sich Sibyllas Brust
Bei ihres Knaben unschuldiger Lust.
Und dann — im Zelte — welch' Wiedersehn,
Welch' heißes Beschwören, welch' inbrünstig Flehn!
Wohl kämpfte der Kurfürst hart und schwer.
Viel lieber gäb er das Leben her,
Als seiner Söhne Zukunft und Lehn
Für alle Zeiten vernichtet zu sehn —
Sie aber bat so rührend — so warm:
Dem Gefangenen sank der wehrende Arm.
Sie reichte die Feder der wehrenden Hand:
„Herr, unterzeichnet! Not zwingt Verstand!
Gott hat es geschickt — tragt willig das Leid!
Gott nimmt uns Krone und Herrlichkeit!
Übt der Entsagung heilige Pflicht —
Gott wollt' es — sonst siegte der Kaiser nicht!
Hier — unterzeichnet das Pergament,
Das Moritz von Sachsen als Kurfürsten nennt,
Laßt nicht umsonst in Tränen mich flehn — —"

Dumpf stöhnte er auf — dann war es geschehn.

Sibyllas Sieg war ein Federstrich —
Ein Namenszug, der allmählich verblich:
Für alle Zeiten zittert darin
Das Herzblut der tapfern Kurfürstin.



Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Gustav Frenssen, Der Untergang der Anna Hollmann (Berlin 1911, G. Grote). — **Jakob Schaffner**, Der Bote Gottes (Berlin 1911, S. Fischer). — **Emil Ertl**, Auf der Wegwacht (Leipzig 1911, L. Staackmann). — **Johannes Höffner**, Gideon der Arzt (Berlin 1911, F. Fontane & Co.). — **Marie Diers**, Die nicht sterben dürfen (Dresden 1911, Max Seyfert). — **Paul Oskar Höcker**, Die lachende Maske (Stuttgart 1911, J. Engelhorns Nachflg.).

Die großen Bucherfolge haben zu allen Zeiten etwas Rätselhaftes gehabt. Denn sie beruhen niemals allein auf dem inneren Werte des Werkes, das plötzlich vor allen andern eine Nation oder gar die Kulturwelt packt, sondern sie sind ebenso abhängig von den gerade wehenden zeitlichen Luftströmungen, die jeder Vorausberechnung spotten. So kreuzen, um ein Bild zu gebrauchen, viele Schiffe mit gleichhohen Masten auf weiter See, aber nur auf einem, das sich zufällig gerade unter ganz bestimmten atmosphärischen Verhältnissen befindet, erscheint plötzlich das St. Elmsfeuer.

Jeder solcher Riesenerfolge hat deshalb etwas zeitlich Bedingtes. Und da wir mehr oder minder alle im Augenblick seines Eintretens unter der gleichen Witterungsstimmung stehen, so kann niemand mit voller Bestimmtheit sagen, wieviel die allgemeine Wetterlage zu der Wirkung beiträgt. Hinterher natürlich hat man es leicht, ein Weiser zu sein. Wer längere Zeit am literarischen Leben teilnimmt, wird an sich selber die Erfahrung gemacht haben, daß es Bücher gibt, die einst ihn und tausend andere entzückten und die schon ein Jahrzehnt später ihre größte Wirkungskraft verloren haben. Der Wind hat sich inzwischen gedreht, und jeder Schulbube sieht dann, daß es in der Hauptsache nicht Eigengeschwindigkeit war, die den staunenerregenden Flug bedingte, sondern vor allem die Gunst der momentanen Luftströmungen. Aber auch zeitliche Werte sind wichtige Werte, und sie allein schaffen den großen Erfolg doch auch nicht: nur auf Gegenständen, die an und für sich hervorragen, kann das Spitzenlicht des St. Elmsfeuers sichtbar werden. Die Gewalt der zeitlichen Wirkung spricht also im großen und ganzen immer für einen Dichter, ihr Ausbleiben jedoch braucht noch nicht gegen ihn zu sprechen.

Es werden bald hundert Jahre vergangen sein, daß in England der erste der Waverley-Romane erschien. Der Erfolg dieser anonymen, sich mit äußerster Schnelligkeit folgenden Werke war ungeheuer. Die ganze Welt riß sich darum. Ihr Verfasser, Sir Walter Scott, der täglich in den Morgenstunden vierzig Druckseiten hinzuschleudern pflegte, ohne sie noch einmal zu überlesen, ward vergöttert. Obwohl er für manchen Roman, etwa für den „Guy Mannering“, nur 25 Tage brauchte, bezog er dafür oft genug ein Honorar von 170000 Mark; für die beiden ersten Auflagen seines schlechten Napoleonbuches erhielt er sogar 360000 Mark. Allerdings konnte sein Verleger auch in einem einzigen Jahre einmal 145000 Exemplare Scottscher Schriften drucken. Heute sieht man diese Schriften, die das Entzücken unserer Großeltern waren, kaum noch ab und zu in den Händen der Schulbuben. Trotzdem war Sir Walter, wenn auch kein großer Dichter, so doch ein großer Erzähler. Er hätte zu allen Zeiten Wirkungen ausgeübt, aber ins Riesenhafte konnte sein Erfolg nur wachsen, weil dieser konservative, von allerlei Vorurteilen eingeengte Gentleman wie kein zweiter den Geist der autoritätsseligen Restaurationsepoche ausdrückte.

In Deutschland waren auch nur annähernde Erfolge lange unmöglich. Zahlen sprechen hier am deutlichsten. Rechnet man alle Einnahmen zusammen, die Goethe als erster Dichter Europas während der letzten dreißig Jahre seines Lebens aus allen seinen Werken bezog, so ergibt sich knapp die Summe, die Scott für seine Napoleonbiographie allein erhielt oder die Murray in einem Viertel der Zeit an den jungen Byron auszahlte. Erst das menschenreichere und vermögendere Deutschland der jüngsten Zeit hat ähnliche Gewalterfolge aufzuweisen. Aber soweit ich sehen kann, ist noch immer Frenssens „Jörn Uhl“ das einzige deutsche Buch, das sich in der Schnelligkeit, Größe und Einträglichkeit seiner Wirkung mit einem Scottschen Roman von Anno dazumal vergleichen läßt. Schon vor einem Vierteljahr waren über 220000 Exemplare davon abgesetzt.

Daß diese Rekordfahrt nur durch die Gunst zeitlicher Luftströmungen ermöglicht ward, unterliegt keinem Zweifel. Ich habe das Buch seit zehn Jahren nicht mehr gelesen, doch ich nehme als sicher an, daß meine Begeisterung von weiland durch eine neuerliche Prüfung eine mehr oder minder starke Abschwächung erfahren würde. Alle die unbestrittenen dichterischen Schönheiten des Werkes würden nach wie vor wirken, aber die Stimmung der Stunde, etwas geheimnisvoll Mitschwingendes ist nicht mehr da, weil die ganze Atmosphäre sich inzwischen gewandelt hat, weil der Wind, der den Flug einst so außerordentlich unterstützte, langsam umschlug. Nicht aus Bauern*geist*, aber aus Bauern*sehnsucht*, aus agrarischer Neigung ist der „Jörn Uhl“ geboren: er fiel in eine Zeit, als die nationale und agrarische Strö-

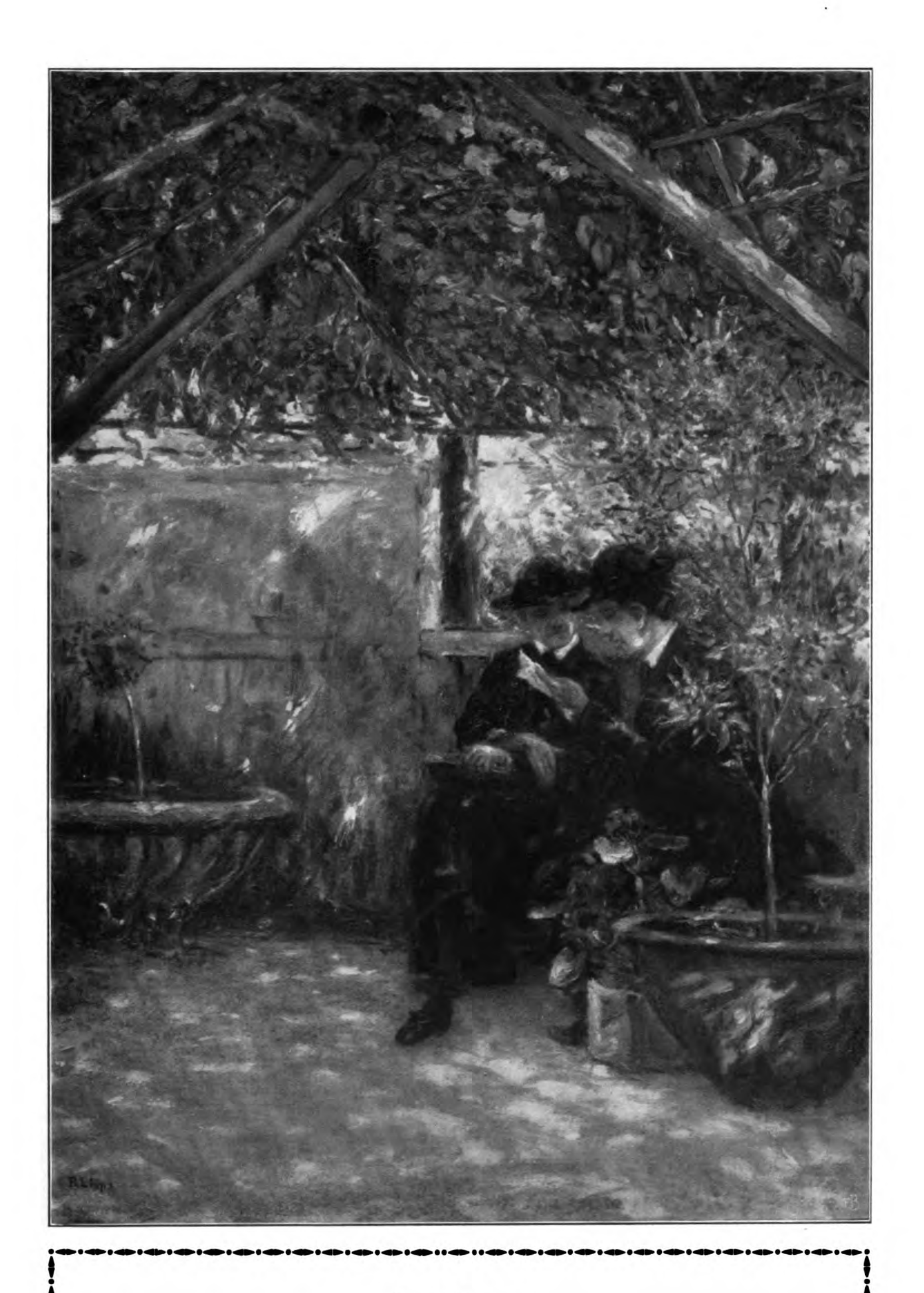
mung selbst widerstrebende Volksschichten mitriß. Das verlieh ihm eine außerliterarische Antriebskraft ersten Ranges. Erschiene er heute, in einer Epoche um sich greifender nationaler Verärgerung und heraufsteigender antiagrarischer Tendenzen, so würde er sich zwar zweifellos kraft seiner poetischen Vorzüge noch immer einen ehrenvollen Platz erringen, aber er wäre ein gutes Buch neben anderen guten Büchern, und von einem so fabelhaften Siegeszug wäre keine Rede mehr.

Noch zweimal hat Frenssen versucht, sich zeitliche Strömungen dienstbar zu machen: in „Hilligenlei" — da traf er auf Widerstand; in „Peter Moors Fahrt nach Südwest" — da gelang es ihm auf das allerschönste, und er bewies den Mäklern, daß der „Jörn Uhl" doch etwas mehr war als ein Zufallstreffer. Was er sonst geschrieben hat, steht sowohl an Wert wie Verbreitung hinter den drei genannten Werken zurück. Er braucht also offenbar immer eine zeitliche Beflügelung, eine Begeisterung oder Sehnsucht, ein größeres Ziel, um wirken zu können. Wählt er nur einen beliebigen Stoff, weil er nun einmal Schriftsteller ist, dann gelingt es ihm selten, unsere Teilnahme zu erzwingen, dann kommen eben Romane und Erzählungen heraus wie der „Klaus Hinrich Baas" oder wie das neueste, wenig erfreuliche Opus „Der Untergang der Anna Hollmann" (Berlin 1911, G. Grote).

Jan Guldt, der Held dieser „Erzählung aus dem Seemannsleben", ist ein trotziger Blankeneser Junge, der mit seinem Dickkopf immer durch die Wand will. Schon mit der Muttermilch hat er den Haß gegen die berüchtigte Reederfamilie Hollmann eingesogen, auf deren schlechten Schiffen sein Großvater und Vater den Tod fanden. Er schwört Rache, und als er soweit ist, läßt er sich selbst für die „Anna Hollmann" anwerben, weil er hört, daß in Madeira der Chef an Bord kommen soll, und weil er hofft, bei dieser Gelegenheit mit dem „Mörder" abrechnen zu können. Aber der Hans Hollmann, der das Schiff betritt, ist nur ein brustkranker Junge, einer von den „guten" und weichen Hollmanns, die immer früh ins Grab sinken, während die harten und bösen es zu hohen Jahren bringen. Jan Guldt ist also umsonst auf den alten Kasten gegangen, doch er findet bald ein neues Ziel: er zeigt dem Knaben, wie es mit den Hollmannschiffen steht, damit der einst, wenn er erwachsen und Mitchef der Firma ist, der Schmach ein Ende macht. Es hätte auch alles seinen guten Sinn, nur daß die „Anna Hollmann" in der Biskaja einem Sturm zum Opfer fällt. Jan Guldt will es nicht glauben, daß sie untergehen; es kann nicht sein, weil er und der Knabe noch einen großen Zweck zu erfüllen haben. Und als das Schiff dennoch sinkt, rast er gegen Gott und „fletscht ihn wie ein Tiger an" ...

Soweit gehen wir mit Jan Guldt gern mit. Das erzählerische Problem liegt klar vor uns. Der Dickschädel, der sich die Welt nach seinem Starrkopf und seinem Gerechtigkeitsgefühl konstruiert, muß erst böse anlaufen, ehe er erkennt, daß der Weltschöpfer eine andere Methode hat als er. Auch er muß die uralten Fragen tun, weshalb die Guten sterben und verderben müssen, während die Bösen sich behaglich und ohne Gewissensbisse bis zuletzt ihres Lebens freuen; auch er muß einsehen, daß der Herrgott kein Kindsvater ist, der die Folgsamen mit Zuckerplätzchen belohnt und die Frevler prompt züchtigt; er muß mit Gott hadern, muß zweifeln und verzweifeln, muß meinetwegen wie ein Stier, der rasend gegen eherne Mauern stürmte, betäubt stürzen. Wir verstehen, daß mit dem Untergang der „Anna Hollmann" für diesen Jan Guldt eine ganze Welt versinkt, daß sein Glaube — nicht nur an den Gott der Bibel, sondern überhaupt an eine sittliche Weltordnung — gleichzeitig zusammenbricht. Und wir erwarten, daß der Dichter nun so oder so, nach seiner Kraft und seiner eigenen Einsicht den Zwiespalt löst; daß er einen Ausgleich schafft und eine langsame Selbstbefreiung seines Helden herbeiführt. So lesen wir voll Spannung weiter, neugierig, wie der feurige Jan Guldt aus seiner Starrheit und Enge zu einer größeren Weite und Freiheit kommen, wie er sich mit Gott und Welt abfinden wird.

Aber da, von Kapitel 11 an, gibt es in der Geschichte einen bösen Knacks, und man hat Mühe, sie überhaupt weiter zu verstehen. Es dauert lange, ehe man begreift, daß alles das, was im elften Kapitel erzählt wird, die letzten Gedanken, Vorstellungen, Bilder des schiffbrüchig im Meere treibenden Jan Guldt sind. Sie sollen wohl auch etwas Hellseherisches haben. Und man hat sich von seiner Verwirrung noch nicht erholt, man schwankt noch, ob man das Wagnis des Dichters als Kühnheit bewundern oder als Überkühnheit ablehnen soll, da wird einem noch viel mehr zugemutet. Jan Guldt nämlich wird von Fischern als einziger gerettet, aber er ist gleichsam gebrochen, hat seine schöne Stimme, sein seelisches Feuer, hat vor allem jede Erinnerung verloren. Er weiß weder seinen Namen mehr, noch seinen Geburtsort, weiß nicht einmal, welcher Nationalität er angehört, noch wie das Schiff hieß, mit dem er fuhr, kurz, alles, was vor dem Untergang der „Anna Hollmann" passierte, ist wie ausgelöscht. Ein wortkarger, stiller Mann mit einer „wie von einem Waldbrand verödeten" Seele dient er auf englischen Schiffen, bringt es bis zum Kapitän, und Jahre rollen dahin, ohne daß der traumhaft dumpfe Zustand von ihm abfällt. Manchmal dämmert ein Stück der verschütteten Vergangenheit wie durch Nebelfetzen empor, manchmal gibt ihm ein Gegenstand, eine Situation die Ahnung, als hätte er ähnliches früher einmal gesehen oder erlebt, aber nur ganz allmählich wird die Nebelwand durchlöchert, und erst in der Heimat,



Herbstsonne.

Gemälde von R. Lipps.



nach neun Jahren, wird die Erinnerung klar. Da geht er zu dem einst geliebten Mädchen und erzählt ihr müde, ohne Hoffnung und ohne Bitterkeit, sein Geschick. „Ich hielt," sagt er, „von Natur auf Gerechtigkeit, Treue, Ordnung und meinte, alle Menschen wären so oder müßten so werden, und meinte, Gott passe auf diese Art wie eine ordentliche Bauernfrau auf die Töpfe in ihrer Küche. Aber ich mußte erfahren, daß die Menschen ihren eigenen Weg gehen und Gott sie laufen läßt. Das zu sehen und zu begreifen wurde mir sehr schwer, ja unmöglich. Und so bin ich hart angestoßen." Er spricht noch weiter, und dann schläft er ein, und dann geht er wieder zu Schiff, und dann stirbt er irgendwo. Aber das alles ist ja ganz gleichgültig, und mit Eva Gött fragen wir nur, wo denn um Gottes willen der alte Jan Guldt sei ...

Wie das Hornberger Schießen läuft die Erzählung aus. Vom Tragischen fällt Frenssen ins Pathologische; vom Poetischen ins Medizinische. Ich zweifle keinen Augenblick, daß es solche Zustände der Dumpfheit gibt; es fällt mir schon schwerer zu glauben, daß ein Mensch, der seinen eigenen Namen, seinen Geburtsort, selbst seine Nationalität vergessen hat, gleichzeitig die vielfältigen Aufgaben eines Seeoffiziers und Kapitäns erfüllen soll. Aber man muß doch annehmen, daß der Erzähler sich genau informiert hat, und daß die Möglichkeit des Falles bewiesen werden kann. Immerhin dürfte gerade dabei eine Nachlässigkeit in den Zeitangaben nicht vorkommen: auf S. 161 dauert der Traumzustand sechs Jahre, auf S. 162 läßt Frenssen „wieder einige Jahre" verstreichen und läßt darauf erst das siebente Jahr herankommen, „das am Körper und Geist des Menschen oft eine wunderliche, geheime Rolle spielt". Abgesehen davon: es ist im Grunde ganz gleich, ob der Arzt das Krankheitsbild bestätigt oder nicht. Unser Interesse erlischt in demselben Augenblicke, in dem Jan Guldt nicht mehr er selbst ist, in dem der Feurige zu Schlacke, der Gesunde zum Krüppel, der Ringende zu einem völlig stumpfen Menschen wird. Er lebt nicht mehr, sondern er vegetiert bloß, und statt einer Läuterung und Befreiung entgegengeführt zu werden, erhält er einen Schlag auf den Deez, der ihn für immer lähmt. Einige kühne und gute Szenen des Buches, voran etwa die wunderliche Unterhaltung mit dem alten Hollmann im vierten Kapitel, würden mir erlauben, ein paar Trostblumen aufzuraffen. Aber daß sich im einzelnen bei Frenssen stets etwas Apartes und Schönes finden wird, ist selbstverständlich, und auch ein Begräbnis erster Klasse bliebe immer doch ein Begräbnis.

In einem versoffenen Bootsmann sieht Jan Guldt den „Boten Gottes", der ihn auf das Hollmannschiff lockt. Noch verwunderlicher ist „Der Bote Gottes" kostümiert, den uns Jakob Schaffner in seinem neuen Roman (Berlin 1911, S. Fischer) vorführt. Das ist ein breitmäuliger Schweizer, der gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges auf einer thüringischen Burg als Magister Rittersöhne in allerlei Wissenschaften unterrichtet hat. Als die Friedensglocken läuten, nimmt er wieder die Landstraße unter die Füße, aber da ihm Buschklepper nicht nur den gespickten Beutel, sondern auch die Kleider rauben, so muß er notgedrungen in die abgelegten Lumpen des einen steigen und im Pandurenjäckchen nun selber hingehen und marodieren, um leben zu können. Seiner scheckigen Seele, die sich immer nach der Erfüllung neuer Formen sehnt, ist das recht, und als kauderwelschender Schuft beginnt er seine harmlose Räuberrolle zu spielen. Man mag selber nachlesen, wie der absonderliche Kumpan, der von Haus aus gutes Bauernblut ist und dem das verwüstete Land in der Seele weh tut, am Ende nicht marodiert, sondern restauriert, wie er ein verödetes Dorf neu besiedelt, aus der Stadt und von der Straße allerhand zweifelhafte Elemente heranzieht, Ordnung schafft und so aus dem Nichts, aus Schutt und Trümmern eine junge Gemeinde erstehen läßt, die sich rüstig entwickelt. Er selbst aber, der auf diese Weise anderen Heimat schafft, ist heimatlos; als alles gut im Zuge und als er entbehrlich ist, drängt es ihn fort, sich in einer neuen Form zu verjüngen, und mit seinem bisherigen Kostüm verbrennt er sich gleichsam selber, um irgendwo anders als Phönix aus der Asche zu steigen: ein Neuer mit neuen Zielen.

Von den meisten Büchern vermag man sich nach solcher Inhaltsangabe wenigstens ein ungefähres Bild zu machen; von dem Schaffnerschen Roman nicht. Denn hier behauptet die erzählende Form eine fast schon bedenkenerregende Bedeutung. Sie läßt sich mit einem Worte so wenig fassen wie der zwischen Magister und Pandur, Abenteurer und Bauer, Kulturpionier und Schelm schwankende Held. Sie ist nicht natürlich aus dem Stoff geboren, sondern es hat dem Dichter so gefallen, sie auf den Stoff zu übertragen. Ein realistisches Thema in romantischer Behandlungsweise; ein fühlbarer Untergrund von Ernst und darüber eine halbironische Sauce; heimliche Liebe, die spöttisch und überlegen tut; das Ganze bei innerer Schwere doch wie ein phantastisch-abenteuerliches, leichtes Spiel gegeben, das nicht zu wichtig genommen sein will und sich in den Sternseherszenen absichtlich ins Krause und Verrückte verliert. Ob der naive Leser für diese interessante und reizvolle Scheckigkeit der Darstellung Sinn haben wird, muß dahingestellt bleiben. Das humorvolle Spielen mit den Dingen, die romantische Ironie haben ihn noch nie bezwungen. Er will, daß man Gott und die Welt, ihn und sich selbst ernster nimmt. Und tatsächlich liegt in der Schaffnerschen Art, wie sie sich hier ausprägt, etwas Bedenkliches, der Anfang einer Manier, der Keim zu einem Elemente,

das in seiner Steigerung kunstzerstörend wirken muß. Deshalb wollen wir einen Warnungsschuß für den jungen Schweizer Poeten abgeben. Nicht, weil er schon gestürzt wäre, sondern weil er mit jedem Schritt, den er in der eingeschlagenen Richtung weiter tut, stürzen könnte. Das wäre schade, denn in der eigenartigen Mischung seiner Natur gehört er zu den interessantesten Erzählern der Zeit, und selbst wenn er nur seinem Affen Zucker gibt und barocken Einfällen nachläuft, kommen hier und da, fast schamhaft versteckt, echte Gemütskräfte zum Vorschein. Man empfindet sie nicht nur immer vor dem Narren und Weisen, der die Hauptrolle spielt, sondern auch sonst, nicht zuletzt vor dem guten Köter Stummel. Jeder, der ein „Hundeherz" hat, wird mir das nachfühlen.

Emil Ertl, der Österreicher, schließt nun mit seinem neuen Werke „Auf der Wegwacht" (Leipzig 1911, L. Staackmann) die Romantrilogie ab, in der die politische und wirtschaftliche Entwicklung der Donaumonarchie während der letzten hundert Jahre dargestellt werden sollte. Es war bei der Bewältigung dieser großen Aufgabe sein nicht genug zu schätzender Vorteil, daß er als der Nachkomme einer Seidenweberfamilie ein Handwerk bis ins kleinste kannte, am Schicksal des eignen Geschlechts und des vertrauten Gewerbes alle Umwälzungen verfolgen konnte, und so in der Enge einen festen Rückhalt gewann, von dem sich die Weite und die verwirrende Fülle betrachten ließ. Je inniger er sich an diese bestimmte Enge schloß, um so glücklicher war er. Deshalb ist und bleibt der erste Teil des Romanzyklus, „Die Leute vom Blauen Guguckshaus", weitaus der beste und farbigste. Hier donnern in das Geklapper der großen Handwebstühle die Kanonen von Aspern, und aus dem Fenster der biedren Seidenweber sieht man in die Feuersbrünste, die den Horizont röten. Das ist ein Bild in festem Rahmen. Der zweite Roman, „Freiheit, die ich meine", der in das Sturmjahr 1848 führte, sollte die neuen Kräfte an der Arbeit zeigen: das Alte stürzt, durch die Jacquardmaschinen, die den bisherigen Zampelstuhl verdrängen, tritt eine Umwälzung in der ganzen Fabrikation ein, und Hand in Hand damit geht das stürmische Emporkdrängen freierer politischer Ideale. Aber indem Ertl hier der Straße schon ein größeres Recht einräumte, als dem Hause, verlor er die gute Rückendeckung, den sicheren Halt; er selbst geriet in die Verwirrung, die er schilderte; das Bild, nicht stark genug begrenzt, verlief sich ins Breite, und das Räsonnement trat vielfach an die Stelle der Gestaltung. Der dritte und jüngste Roman endlich läuft, wie man schon vorher befürchten mußte, leider noch viel mehr auseinander. Denn Ertl wollte zu viel. Der Krieg von 1866, der Wiener Bankkrach von 1873, die Nationalitätenfrage im modernen Österreich, die sozialistische Bewegung, die antisemitische Strömung und weiß Gott, was sonst noch — alles, alles sollte in dem Buche seine Stelle finden. Dazu mußte eine ganze Armee von Gestalten aufgeboten werden, und der sympathische Ertl ist nicht der Feldherr, der sie befehligen kann. Solange er sich in engem Kreise bewegt, der seinen natürlichen Mittelpunkt in der prächtigen Frau Therese hat, geht es sich an seiner Hand sicher und behaglich; aber je mehr wir uns der Gegenwart nähern, je weiter der Kreis wird, je zahlreichere zeitliche Kämpfe er aufnimmt, um so verlorener fühlt man sich auch. Dem Vielerlei fehlt der feste Mittelpunkt, in dem alle Strahlen sich treffen; wie ein Pudel, der seinen Herrn verloren hat und nicht recht aus und ein weiß, läuft man bald diesem, bald jenem Menschen ein Stückchen Wegs nach; da zu viele Zeitprobleme und Schicksale berührt werden, kann sich keins recht entfalten, und was behaglich und tüchtig begann, endet ziemlich mühsam und verlegen. Man muß auch sagen, daß die Zeitromane aus Österreich in den letzten Jahren wie Pilze aus der Erde geschossen und daß wir allmählich dieses Kleinkriegs zwischen Deutschen und Tschechen etwas müde sind. Ertl entwickelt überall sehr vernünftige Ansichten; er wagt es sogar, den Satz niederzuschreiben, daß „die nationale Frage, wie sie das Österreich von heute in Atem hält, überhaupt nie gelöst werden, sondern bloß in Vergessenheit geraten" wird. Doch er redet und debattiert, anstatt zu bilden, und während wir einen Hunger nach Menschen haben, speist er uns oft genug nur mit Meinungen ab.

Eine einfache Probe zeigt, wo die Schwäche des Buches liegt. Wenn ich nämlich frage, welche Gestalten unserm Herzen am nächsten kommen, so wird jeder antworten: Frau Therese, der fröhliche Weber Mundel und der alte, blumenzüchtende Großpapa Bornschbögel. Aber gerade sie, die mit Liebe Geschaffenen, sind nicht die Repräsentanten der Zeit, sie stehen zum Teil der Zeit völlig fremd und ablehnend gegenüber. Das heißt: Der dichterische Schwerpunkt liegt ganz anderswo, als er nach dem Plan hätte liegen sollen, und was ein schlichter Weberroman hätte gutmachen können, das wird durch den Zeitroman schlecht gemacht. Schon als ich vor fast drei Jahren an dieser Stelle den zweiten Teil des Romanwerkes besprach, beschwor ich den Erzähler, „die Zeit nicht wichtiger zu behandeln als die Menschen der Zeit", sich in der Folge nicht aus den Arbeitsräumen der Weber zu entfernen, sondern die laute Welt da draußen nur in die vertraute Enge hineinlugen zu lassen. Er hat den Rat nicht befolgt, und das Ergebnis haben wir vor uns. Er, der Mann des ausgeprägten Familiensinns, der Freund des schlichten, tätigen Volkes, der es wie Freytag am besten bei der Arbeit aufsucht, — er hat sich ins Weite verlocken lassen und an eine Aufgabe gewagt, die

seine Kraft überstieg. Wir dürfen ihm das nicht verhehlen, aber wir wollen es ihm mit jenem Respekt sagen, auf den jedes Ringen nach höherem Ziel Anspruch hat.

Johannes Höffner hat in der pommerschen Kleinstadt, in die sein Roman „Gideon der Arzt" uns führt (Berlin 1911, F. Fontane & Co.), keine Seidenweber gefunden, aber ihr bescheidner Verwandter grüßt uns im alten Seilermeister Kressin. Er fertigt nur Leinen und dergleichen an, doch von der Besinnlichkeit des Handwerks hat auch er genug mitbekommen, um aus seiner einförmigen Tätigkeit in der Seilerbahn Gleichnisse des Lebens zu spinnen. „Min leiwe junge Herr," sagt er zu Elias, der den Freund verloren hat, „der Mensch ist wie Flachs. In die Jugend steht er hoch und grün und blüht so blau, als wie der Himmel, und danacheins muß er auf die Darre, muß ins Wasser und auf den Ofen, wird auf die Brake gebrochen und auf dem Eisen gehechelt, und das muß er allens leiden. Und danneins läßt der Weber ihn spinnen und zieht ihn auf die Kette, und dann wird er eingewebt in das große Stück."

Aber Elias Gideon, der Sohn des wackren jüdischen Arztes, läßt sich davon nicht trösten. Er hat mit dem Freunde zuviel verloren, die helle, glückliche, frische Ergänzung seines eignen schwermütigen und empfindlichen Wesens, — verloren noch dazu in dem Augenblicke, wo er sie am nötigsten braucht. Denn immer stärker schwillt eben zu dieser Zeit, etwa Ende der siebziger Jahre, die antisemitische Welle an, die naturgemäß gerade die besten Juden am schmerzlichsten treffen muß. Auch Elias Gideon fällt zuletzt, halb ein Opfer der Bewegung, halb eins seiner eignen Reizbarkeit. Wie man sieht, hat Höffner ein heißes Eisen angefaßt, und er wird dem Vorwurf, philosemitische Neigungen betätigt zu haben, nicht entgehen. Aber man mache sich klar, daß kein Dichter, selbst keiner, der im übrigen manchmal antisemitisch angehaucht wäre, das gegebene Thema anders hätte auffassen können. Es ist das schönste Recht des Poeten, sich auf die Seite des Schwächeren zu schlagen — und dieser schwächere Teil ist nicht etwa das Judentum, sondern es ist hier dieser ganz bestimmte, reizbare, junge Jude, der gerade in seiner Überempfindlichkeit nicht besonders angenehm ist. Er, der ohne persönliche Schuld schwer an dem alten Fluche schleppt, ist die tragische Gestalt; nicht der ihm gegenüberstehende „Arier", der ein großes Volk hinter sich hat. Und jeder Dichter, der hier zugreift, muß selbstverständlich mit seinem Mitleide in solchem Falle seinen Platz neben dem Juden wählen, wie es einst schon der tapfre Lessing tat. Dichter sein heißt Mensch sein. So wäre gegen Höffners Auffassung nichts einzuwenden, wenn er nicht den Fehler beginge, der Gegenseite jene Gerechtigkeit zu versagen, die er dem Juden zuteil werden läßt. Es wäre klüger gewesen, den adligen Gegenspieler nicht so als schwarzes Schaf zu zeichnen, sondern auch ihn in seinem Fühlen tiefer zu begreifen. Je reiner und besser er dastünde, um so stärker müßte das tragische Nichtverstehen erschüttern. Wenn also das Bild bei Höffner etwas Schiefes bekommt, so liegt das weniger noch an der Zeichnung des Juden, als an der des Junkers.

Aber vielleicht erweckt diese Auseinandersetzung von dem Roman eine falsche Vorstellung. Im Grunde nämlich ist darin weder Gideon der Arzt noch sein Sohn Elias die Hauptsache. Sondern der eigentliche Held, der darin wunderschön und echt lebt und leuchtet, ist die Kleinstadt. Ich habe lange kein Buch gelesen, in dem sie so ausgezeichnet mit all ihren wirkenden Menschen und Mächten dargestellt ist. Nichts, was dem kleinstädtischen Leben Farbe verleiht, ist vergessen. Wir machen den Wochenmarkt mit und die Stadtverordnetensitzung, das Königsschießen zu Pfingsten und die Einquartierung, das Sedanfest, den Wahltag mit konservativer Siegesfeier und das jüdische Neujahr. Und überall begegnen uns vertraute Gestalten: der Bürgermeister mit dem Ansatz von Stockschnupfen, der würdige Polizeisergeant Orth, der pflastermüde Briefträger Plautz, der die Berliner Post austrägt, der versoffene Schneidermeister Saitz, der sich so brav aufrappelt, der Schuster Kiklausch, der einzige Sozialdemokrat des Ortes, der Lumpensammler und der Glöckner, vor allem aber, ganz prachtvoll gegeben, die benschenden Jüdchen. Dabei ist diese Detailfülle mit merkwürdig leichter Hand geformt. Jeder, der in solchem Nest aufwuchs, muß seine helle Freude daran haben.

In aller Kürze will ich noch einen Roman von Marie Diers erwähnen: „Die nicht sterben dürfen" (Dresden 1911, Max Seyfert). Es wird darin ein interessantes Thema angeschnitten, die moderne Sucht, die intimsten Privatbriefe berühmter Verstorbener an die Öffentlichkeit zu zerren. Liest man die ersten Seiten, so ist man nahe daran, das Buch als den üblichen Familienblattkitsch in die Ecke zu feuern. Aber in dem Hauptteil des Werkes, in dem Briefwechsel zwischen einer bekannten Schriftstellerin und einem Maler, klingen doch feine und erschütternde Töne an, die mich das Opfer zweier Stunden nicht bereuen ließen.

Endlich sei auf Paul Oskar Höckers jüngstes Buch hingewiesen: „Die lachende Maske" (Stuttgart, J. Engelhorns Nachflg.) — einen Theaterroman, den der Kritiker zwar hier nicht besprechen, den der literarische Chronist aber wenigstens buchen darf.

Illustrierte Rundschau.

Die Porzellane der Sammlung Darmstaedter in Berlin. — Zu unseren Bildern.

Immer wieder hört man die Klage: um heute altes Porzellan zu kaufen, muß man zumindestens schon Millionär sein. Und diese Klage hat ihre Berechtigung. Denn die Preise für altes Porzellan sind im letzten Jahrzehnt so ungeheuer in die Höhe gegangen, daß man einfach nicht „mitkann“. Gerade in allerletzter Zeit wurden in Berlin bei Auktionen wahrhafte Rekordpreise erzielt. Aber diese riesige Wertschätzung des alten klassischen Porzellans läßt sich erklären. Die Kunstwissenschaft hat sich in den letzten Jahren immer eingehender mit den maßgebenden Manufakturen und deren wichtigsten Stücken beschäftigt, hat so die Nachfrage nach den Dingen gesteigert und naturgemäß auch das Anwachsen der Preise beschleunigt. Der Wettstreit der kaufkräftigsten Sammler untereinander ist immer reger geworden, und heute haben sogar die Museen, die ihre Bestände ergänzen wollen, oft schon das Nachsehen. Jene Sammler freilich, die vor Jahrzehnten begonnen haben, ernten jetzt hundert- und tausendfach die Früchte ihrer frühen Liebhaberei; aber jene Sammler sind spärlich gesäet, weil eben noch vor dreißig und vierzig Jahren die Porzellane des XVIII. Jahrhunderts nicht für „vollwertig“ galten, gleichsam noch als „neuere“ Dinge der Kunst betrachtet wurden.



Kurfürst Johann Emanuel von Breitbach (Höchst).

Berlin nun besitzt eine recht stattliche Reihe bedeutender Porzellansammlungen. Die berühmteste und vielleicht auch die größte und reichste ist die des Professors Dr. Ludwig Darmstaedter, dessen Persönlichkeit vor kurzem vielfach mit besonderer Ehre genannt worden ist. Professor Darmstaedter machte, wie erinnerlich, seine einzigartige wissenschaftliche Autographen-Sammlung der Königlichen Bibliothek zum Geschenk, und die Bibliothek wieder ehrte den Stifter, indem sie seinen Schätzen in ihrem Neubau einen eigenen Raum gewidmet hat. Darmstaedter aber gab sich neben seiner Liebe für die Autographen, an denen er im Lauf der Jahre etwa zehntausend zusammenbrachte, in seinen Mußestunden der Wissenschaft der Porzellankunst hin, und er hat auf diesem Gebiete mit ungewöhnlichem Verständnis und schließlich auch mit besonderem Glück gesammelt. Glück ist ja, vielleicht ebenso wie das Geld, eine der Hauptsachen im Leben des Sammlers, aber auch hier gilt Moltkes Wort: daß auf die Dauer nur der Tüchtige Glück hat.



Die Musikanten. (Buen Retiro.)

Wenn man heute die Sammlung Darmstaedters betritt, der noch immer an erstklassige Stücke — vorausgesetzt, daß solche überhaupt zu haben sind, mit großen Opfern herangeht, dann ist man von der Riesenfülle an besten Porzellanqualitäten, die seine Sammlung aufzeigt, förmlich geblendet. Man hat die Empfindung, als müsse die Sammlung nahezu lückenlos sein, als habe ihr Besitzer alle Ecken und Enden Europas bereist, um alles bei sich zu vereinen, was in der Kunst des Porzel-



Nymphenburger Dame in großer Toilette.

lans an Erstklassigem geschaffen wurde, und | sichter als habe er dabei aus der Unmenge des Schönen die glanzvollsten Stücke herausgewählt. Die Wirkung ist in der Tat groß. In hohen Schränken reiht sich Stück an Stück, aber die Tausende von Porzellanen sind nicht monoton nach Manufakturen und Meistern geordnet, sondern oft dekorativ neben- und übereinandergestellt. Auch damit eins das andere nicht im Eindruck schlägt.

Das ernste Studium dieser herrlichen Sammlung wäre eine zeitraubende wissenschaftliche Arbeit für sich. Wir können uns hier leider nur darauf beschränken, in aller Kürze zu sagen, daß Professor Darmstaedter aus den Anfängen des deutschen Porzellans die seltenen frühen Böttger-Porzellane besitzt und aus den folgenden Meißener Perioden fast ausschließlich Stücke, die heute schon außerordentlich hohe Werte haben. Und neben Meißen ist Wien mit seinen berühmten Figuren, Tassen und Krinolinengruppen vertreten, und daneben wieder leuchten die mehr als gesuchten Stücke der kleineren deutschen Manufakturen Frankenthal, Fulda, Höchst, Ludwigsburg, Nymphenburg und Berlin. Außerdem aber sieht man hier auch die übrigen großen Manufakturen des Auslands, wie Chelsea, Wedgwood, Capo di Monte, Buen Retiro und Kopenhagen in wahrhaft erlesensten Stücken.

Allen voran aber steht Sèvres, in seinen unvergleichlichen Farben, seinem bleu du roi und seinem Türkisblau, seinem duftigen Rosa und seinem saftigen Grün. Wir glauben nicht, daß sich sonst in deutschem Privatbesitz eine so hervorragende Kollektion an Sèvres-Porzellan befindet wie in der Sammlung Darmstaedter. Aus dieser Sèvres-Reihe nun bringen wir heute eine sehr interessante Pygmalion-Gruppe in Biskuit-Porzellan, ein feines Werk von Ferney, von dem ein ähnliches Exemplar in Stockholm zu sehen ist. Und von den anderen Industrien des Auslands veröffentlichen wir ein kostbares Capo di Monte-Stück, eine „Leda mit dem Schwan“, die um 1760 bis 1770 entstanden sein mag, und eine Buen Retiro-Gruppe „Die Musikanten“, die ihren spanischen Charakter deutlich schon in der Modellierung der Geverrät. Für Darmstaedters Wiener



Scheltende Dame (Frankenthal).

Porzellan sind die jugendliche, um 1770 geschaffene Figur Josephs II. und die Figur eines „Hofherrn“ besonders charakteristisch.

Unter den deutschen Stücken aber, die wir im Bilde zeigen, dürfte die Nymphenburger Dame in großer Toilette, die wahrscheinlich eine Prinzessin von Bayreuth vorstellt, eins der Hauptstücke sein. Daneben prangen die zart bemalten zwei Fuldaer Figuren und die ebenso amüsante als künstlerisch sehr hervorragende „Scheltende Dame“ aus Frankenthal. Köstlich sind auch die „Tanzenden“ aus früher Meißener Zeit (1720 bis 1730); aus dem Jahre 1750 endlich stammt das prunkvolle Meißner Schneeballgefäß, das für den Dauphin von Frankreich angefertigt wurde. Die Henkel dieses kostbaren Gefäßes sind Delphine, und auf dem Teller sieht man deutlich das Wappen des Dauphins. Schließlich weisen wir noch auf ein Unikum der berühmten Sammlung Darmstaedter hin: es ist das hier auf Seite 156 reproduzierte, von Melchior in Höchst modellierte Porträt des Emanuel von Breitbach, Kurfürsten von Mainz. —



Meißener Gefäß. 1750.



Pygmaliongruppe. Sèvres.

Unter den farbigen Bildern, die dies Heft begleiten, möchten wir zuerst der beiden außerordentlich schönen Blätter gedenken, die aus dem Nachlaß von A. Neven du Mont stammen. Nur mit Wehmut kann man die Bilder betrachten: allzufrüh wurde der Kölner Patriziersohn, der mit starker Leidenschaft in die Gefilde der Kunst hineinsegelte, uns entrissen. Ein großer Könner war er; immer — auch unsere Bilder zeigen es — ging er neuen Problemen, neuen Lichtwirkungen nach, und ruhelos arbeitete er an ihnen, bis er sein Ziel erreicht, oder bis er dem Ziel doch möglichst nahe gekommen zu sein meinte. Ein seltenes Farbengefühl beseelte ihn: wie eigen und wie reizvoll ist z. B. die Stimmung grün und blau in dem Dinerbilde! Auch ihm war das Los so vieler starker Talente beschieden, erst nach dem Tode voll gewürdigt zu werden. Den Berliner Kunstfreunden verschaffte der immer rege und anregende Schultesche Kunstsalon dankenswerter Weise die Kenntnis seines Nachlasses durch eine kleine schöne Sonderausstellung. — Die Farbe ist auch sonst Trumpf im diesmaligen Heft. Sie beherrscht den Artikel, in dem Dr. Max Osborn ein feinsinniges Bild von dem Werk des Berliner Malers Otto H. Engel gibt; die Farbe ist in zwei weiteren Ein-



Die Tanzenden. (Meißen.)

schaltbildern vertreten: der schönen Landschaft „Wintermorgen“ von C. Hessmert (zw. S. 16 u. S. 17) und dem prächtigen Stilleben des Müncheners Kricheldorf, der Hummer und Austern lockend zu vereinen wußte (zw. S. 24 u. S. 25); das Stilleben, lange Zeit von unseren Künstlern als nicht recht vollgültig beiseite geschoben, erobert sich neuerdings, wie gerade die Ausstellungen des letzten Jahres bewiesen haben, wieder flott Terrain. Und mit Recht. Denn das Stilleben hat, ganz abgesehen von aller künstlerischen Schätzung, seine besonderen Meriten: es ist ein ausgesprochenes „Wohnungsbild“, es fügt sich zwanglos jedem Interieur ein, ist überall am rechten Platz und erfreut immer. Notabene, wenn es nicht Kitsch ist. Freilich erproben gerade im Stilleben die Dilettanten und, fast noch schlimmer, die Halbkönner ihre übelsten Eigenschaften. — Drei Landschaften von ausgesprochener Eigenart seien hier zusammenfassend angereiht: in der „Holländischen Schleuse“ von Prof. Gregor von Bochmann, dem trefflichen Esthländer, der fast seit einem Menschenalter in Düsseldorf lebt, steht die Staffage vollberechtigt neben dem landschaftlichen Element (zw. S. 88 u. S. 89); das ist in gewissem Sinne auch im „Am Pflug“ von Fritz Eckenfelder (zw. S. 104 u. S. 105) der Fall — aber während Bochmann es liebt (geradezu charakteristisch war es stets für ihn) seine Landschaften durch zahlreichere Einzelfiguren reich zu beleben, stellt Eckenfelder nur den Pflug dominierend in sie hinein: Gespann, Werkzeug, Pflüger, groß, kraftvoll, die Ebene beherrschend. Und wieder ganz anders verfährt Friedrich Fehr, der Münchener: bei seinem Klosterweiher (zw. S. 128 u. S. 129) tritt die Staffage ganz zurück, der Angler ist zu einer völlig gleichgültigen Figur herabgedrückt; dafür aber wirkt das Grundmotiv der Landschaft um so kräftiger, mit dem schlichten langgestreckten Bau, dem einfachen Turm, den wenigen Bäumen — und dem Spiegelbild im stillen Wasser. Dies Spiegelbild nämlich ist es eigentlich, das dem Bilde das Gepräge gibt. — Zwei Bildnisse mögen folgen, beide ganz modern, modern im besten Sinne: das eine, das Porträt einer jungen anmutigen Frau, von Joseph Oppenheimer (zw. S. 112 u. S. 113), erscheint dabei mehr mondain, das andere, Mutter und Kind, von Eugen Spiro



Fuldaer Figuren.



Kaiser Franz Josef II. (Wien.)



Hofkavalier. (Wien.)

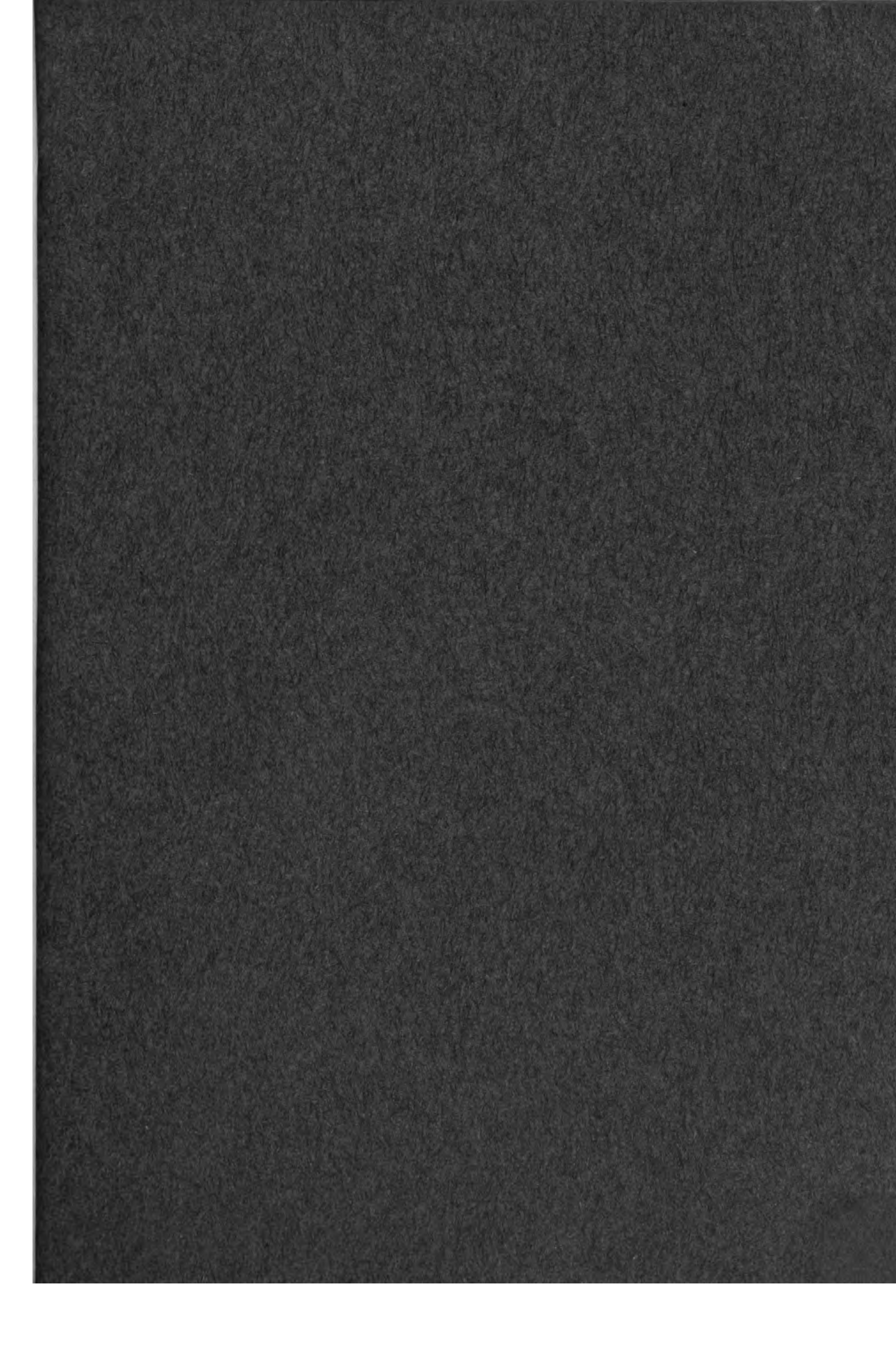
(zw. S. 96 u. S. 97), wohl von größerer Innigkeit und Tiefe. Zw. S. 54 u. S. 55 schalteten wir die Reproduktion einer feinen, zierlichen Statuette „Der Spiegel“ von Siegmund Wernekinck ein, ein allerliebstes Werk, aus Bronze und Elfenbein kombiniert. — Von R. Lipps bringt das Heft ein sonniges Gemälde im Freien, ungemein flott gemalt (zw. S. 152 u. S. 153), und endlich, zwischen S. 136 u. S. 137 in meisterlicher Reproduktion eingeschaltet, die „Nähschule“ von Prof. Gotth. Kuehl in Dresden: ein Werk von ganz besonderen Qualitäten, interessant in dem ungezwungenen Aufbau, überwältigend schön im Ton, im Spiel von Luft und Licht. Diese „Nähschule“ war eine Zierde der Münchener Sezessions-Ausstellung im vergangenen Sommer. —

Die Zusammenstellung unserer Einschaltbilder lassen wir uns immer mit sorgsam wählender Liebe am Herzen liegen, und vielleicht ist es angebracht, dem Leser einmal ausdrücklich zum Bewußtsein zu bringen, was er beim Durchblättern des Heftes als eine angenehme Harmonie mehr oder weniger klar empfindet: Freundlich ladet zum Beschauen ein das Titelbild mit dem staunend und fragend in die Welt guckenden Knaben; in die Zeit der beginnenden Geselligkeit paßten wie gerufen das „Diner“ und das Stillleben; aufs weite Land lockt uns der frische „Wintermorgen“, während die Engelschen Bilder angenehme Sommererinnerungen wecken. Sie vertreten mit dem Blatt von Lipps das Genre und bilden ein munteres Gegengewicht zu den strengeren Landschaftsbildern von Bochmann, Eckenfelder und Fehr; das belebte Interieur findet in Kuehls Nähschule ein Musterbeispiel, und der anmutigen Kunst des Damenporträts huldigen Spiro und Oppenheimer. Auch die Plastik fehlt nicht, wenn sie sich auch nur mit einer Statuette begnügen muß, die freilich künstlerisch wertvoller ist als manches große Werk in Stein und Erz. So hoffen wir, unsere Leser zu einem Kunstgenuß von reinem Wohlklang zu führen. v. Sp.



Leda mit dem Schwan. (Capo di Monte.)

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.
Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.





Hofball.

Ölstudie von Prof. Hans Looschen.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXVI. Jahrgang 1911/1912. Heft 6. Februar 1912

Sieg. Roman von Hanns von Zobeltitz.

(Schluß.)



Am 19. September in der Frühe hatte das Regiment im Verband der Division auf der Patte d'Oie gestanden, im Norden von Paris, an der großen Straße nach Lille.

Ein sonniger Herbstmorgen. Klar war die Luft. In flimmerndem Licht lag das gewaltige Häusermeer. Vorn die Höhen von Montmartre und Belleville, noch weiter davor die Ebene von Romainville und St. Denis mit den trotzigen Forts, mit blühenden Dörfern, Schlössern und Villen, in grüne Weinberge, Gärten und Felder gebettet. Ganz hinten, in der Ferne, ein violettblauer Dunst.

Die Gewehre wurden zusammengesetzt.

Seit einigen Tagen hatte Kurt Berkenfelde die Führung der Kompagnie abtreten müssen. Am 13. waren die ersten Ersatzmannschaften eingetroffen, mit ihnen Premierleutnant von Ohderig, der die Kompagnie übernahm. Der Ersatz tat bitter, bitter not. Mit 250 Mann war die Kompagnie ausgerückt; am Morgen des 19. August hatte sie noch 115 Gewehre gezählt; am 2. September meldete der Feldwebel 6 Unteroffiziere, 94 Grenadiere zum Dienst.

Als Berkenfelde von seinem Häuflein Abschied nahm, brauchte er nicht vom hohen Rosse herabzusteigen; Major von Lassow hatte ihn sich für Britzky, der schwer erkrankt in Reims zurückbleiben mußte, zum Adjutanten erkoren. Trotzdem wurde ihm der Abschied schwer. Die Tage von Gravelotte und Sedan waren ein gar fester Kitt. Die Grenadiere umdrängten den jungen Offizier, der ihnen fast für einen Monat der „Alte" gewesen, der mit ihnen Not und Gefahr und alle Strapazen geteilt, der für sie gesorgt hatte wie ein richtiger „Alter". Er mußte rechts und mußte links die Hände schütteln, die sich ihm entgegenstreckten. Auch Krohn, der Colonel, kam an die Reihe. „Die Bayern" wurden er und der Berliner seit Sedan genannt, seit sie sich mit dem ausgerissenen Notizbuchblatt am Spätabend des 1. September im Biwak zurückgemeldet hatten; „die Grenadiere Krohn und Langhans haben heut brav mitgehalten," stand auf dem zerknitterten Papier mit Bleistift geschrieben, und darunter: „Bruggaier. Königl. Bayerischer Hauptmann", und wieder darunter: „Mit Gruß an die preußischen Kameraden." Wie die Räuber hatten die beiden übrigens ausgesehen, voll Ruß und Dreck, mohrenschwarz im Gesicht. Aber seither schwadronierte der Colonel nie mehr über seine amerikanischen Heldentaten, er sprach nur von Bazeilles: „Ha, Langhans, wie war's? Du, Lulu, erzähl' du auch mal. Die Kerle machen immer eine Fratze, als ob sie mir nicht glaubten! Mir! Mir!"

Nun hielt Kurt Berkenfelde mit seinem Kommandeur vorn bei dem Stabe. Major von Lassow kannte Paris. Er wies nach vorn: „Da rechts, das muß der Mont Valerien sein. Da unten — nehmen Sie mal das Glas — dort, in der Einsenkung, die Türme von Notre-Dame und die Kuppel des Pantheon. Und nun, vor uns, die

Kathedrale von St. Denis, die alte Grabkirche der französischen Könige.“ Er rieb sich die Hände. „Was Berkenfelde — in ein paar Wochen sind wir wohl drin. Vielleicht noch früher. Augen werden Sie machen —“

Vielleicht noch früher —

Die Garde-Husaren waren vorn zum Rekognoszieren. Ab und zu kam ein Offizier zur Meldung zurück. Einmal hieß es: „An die Gewehre“ — „Gewehr in die Hand“ — „Mit Patronen geladen.“ Zum erstenmal seit Sedan. Mancher Grenadier mußte fest an die alte Knarre schlagen, das Schloß wollte nicht gleich aufgehen.

Gab es heut doch ein Gefecht? Gab's vielleicht gar einen Sturm auf die Schanzen dort unten? Auf die festen Forts?

Colonel Krohn hielt ein paar Einjährigen vom Schwamm einen belehrenden Vortrag mit großartigen Handbewegungen: „Warum sollen wir nicht stürmen? Ihr grünen, jungen Herrleins versteht das natürlich nicht. Wie das gemacht wird? Nun — vor den Forts sind breite, tiefe Gräben, über die wir hinweg müssen. Höchst einfache Chose: man füllt sie mit Menschenleibern aus. Es heißt dann: Freiwillige vor. Wir erwarten“ — Pause und rollende Augen — „wir erwarten die lebhafteste Beteiligung der Herren!“

Aber die Gewehre wurden wieder zusammengesetzt. Man wartete. Fast als wenn man heut das Warten und das Sichgedulden lernen sollte — auf Monate hinaus.

Erst am Spätnachmittag trat das Bataillon an. Komische Leutchen, die Franzosen: den Weg hatten sie auf ihre Art zu sperren versucht; die Pappeln gefällt, die Chausseen auf weite Strecken mit Glassplittern bestreut. Die Grenadiere lachten. Als ob man nicht auch neben dem Weg marschieren könnte. Man tat's, und in der Dämmerung wurde Stains besetzt, wurden die ersten Vorposten gegen Paris bezogen mit Feldwachen, Unteroffizierposten, der Doppelpostenkette und fleißigem Patrouillengang gegen die Forts. Der Feind verhielt sich artig. Dann und wann pfiff eine Chassepotkugel herüber, einmal kam, mit viel Getöse, eine schwere Granate angesaust und suchte sich irgendwo ein unschuldiges Fleckchen Erde. Das war alles. Aber Lärm machten dafür die Franzosen, viel Lärm. Das Trommeln in den Forts hörte nicht auf, immer wieder klangen die hellen Töne der Clairons dazwischen.

Die Nacht war herabgesunken, als Berkenfelde mit seinem Kommandeur von der Feldwache an der großen Straße nach St. Denis zurückkam. Die Bewohner des ganzen Orts waren vor den gefürchteten Barbaren geflüchtet. Die Moblots hatten dafür in den letzten Tagen arg gehaust. Nun waren die Burschen beim Großreinemachen. Marheinke, der Riese, aber stand am Küchenherd und machte ein wichtiges, sehr befriedigtes Gesicht. Es duftete unbestimmt, aber es duftete.

„Sollte er wirklich etwas zu kochen haben?“ fragte der Major auf der Schwelle.

Geliefert war nichts worden, nicht Fleisch, nicht Brod. Die Proviantkolonne mochte noch weit zurück sein. Während des ganzen Tages hatte ein Stückchen Schokolade reichen müssen, nun knurrte der Magen. Man merkte es immer besonders, wenn die Ruhe winkte.

„Hast du 'was, Marheinke?“

„Jawohl, Herr Leutnant.“ Das rote Gesicht glänzte vom Herdfeuer herüber.

In der guten Stube war schon ‚gedeckt‘. Irgendwo hatten die Burschen einen Tisch aufgetrieben; er zählte zwar nur drei Beine, aber er war durch ein untergeschobenes Fäßchen kuriert. Dafür gab es zwei Prachtstühle: einen tiefen, mit rotem Plüsch überzogenen Lehnstuhl für den Major und ein goldlackiertes Sesselchen für den Herrn Leutnant. Das beste war, daß der Kamin brannte; denn es war empfindlich kalt. Das Brennmaterial erschien freilich auf den ersten Blick etwas eigentümlich: es bestand aus zwei mächtigen Balken, die mit dem Stirnkante in den Kamin geschoben waren, im übrigen aber durch das ganze Zimmer reichten. Teller schienen nicht aufzutreiben, aber dafür standen zwei blankgeputzte Kochgeschirrdeckel auf dem Tisch und zwei dito Blechlöffel; der vor dem Kuvert des Herrn Leutnant hatte allerdings nur noch den Ansatz eines Stiels.

Marheinke brachte seinen Kochkessel. Es duftete wirklich großartig.

Eine Suppe war es. Man konnte sie beinah als Bouillon ansprechen. Sie hatte wenigstens einen gelbgrauen, öligen Schimmer. Jedenfalls schmeckte sie wunder-

bar. Im Felde schmeckt alles, wenn man vierundzwanzig Stunden nichts warmes in den Leib gekriegt hat. Sie löffelten um die Wette, der Major mit dem ganzen, der Leutnant mit dem halben Löffel.

Als der Kochkessel leer, ganz leer war, lehnte sich der Major behaglich in seine Plüschpracht zurück. „Rufen Sie doch mal Ihren Marheinke, Berkenfelde. Der Mann ist ja ein Künstler."

Der Riese kam. Der Major sprach ihm die allerhöchste Anerkennung aus. „Nun sagen Sie aber mal, woraus haben Sie denn die famose Suppe gemacht, lieber Marheinke?"

Da verwandelte sich der zufriedene Ausdruck in dem Gesicht des Braven in ein gradezu triumphierendes Grinsen: „Einen Knochen hatte ich noch im Tornister, Herr Oberstwachtmeister — und einen hab' ich hier auf dem Hofe gefunden."

„Es ist gut. Sie können gehen!" Sie saßen sich eine Weile schweigend gegenüber. Bis der Major laut auflachte. „Hören Sie, Berkenfelde, eins wollen wir uns zuschwören: in Zukunft fragen wir den Marheinke nie wieder. Gut, daß der Stabsarzt heut' nicht hier ist — ich glaube, er würde uns Rizinusöl verordnen." —

Es blieb nicht so schlimm. Es wurde sogar recht komfortabel vor Paris, wenigstens in den Kantonnements hinter der Vorpostenlinie, in diesen von den Bewohnern verlassenen Dörfern und Flecken, denen, wie der Berliner Langhans meinte, „die Wohlhabenheit aus allen Knopplöchern guckte"; worauf Landsmann Ulbrich brummte: „Löcher sind's doch — nich mal 'n Ofen haben die Pisangs gehabt, immer bloß die labbrigen Kamine; vorn brät man, und hinten rum wird man langsam Eis." Pittelko stöhnte: „Un immer gibt's Hammel." Das war schon richtig. Es wurde nichts wie Hammel — Hammel — Hammel geliefert. Aber die andern lachten den Schlesier aus: „Sei du Schaf doch froh. Oder geniert's dir von wegen die Verwandtschaft? Anmerken tut man dir's auch, so ville Fett wie du ansetzt." Und der Colonel Krohn strich sich seinen majestätischen Vollbart, den er jetzt wieder sorgsam pflegte, seit er mit den Gefreitenknöpfen den höchsten Grad der Gemeinheit erreicht hatte: „Man könnte es schon eine Weile hier aushalten. Nur das beste fehlt, die Krone des Lebens, meine Lieben, die edle ... und auch die minder edle Weiblichkeit."

Es waren wirklich Männerdörfer, diese Orte und Flecken rings um Paris. Früh morgens, wenn die Reveille klang, gingen die Grenadiere zum Brunnen und zum „Einholen", das heißt zum Proviantempfang oder zum Kartoffelbuddeln; sie kamen zurück mit Brot und Fleisch und Reis und Kaffee und Salz; sie kochten den Kaffee; sie scheuerten; sie kochten das Mittagessen, wuschen ihre Wäsche, flickten und stopften, nähten Knöpfe an, unendlich fester, als eine Frauenhand es kann. Und in den Ruhestunden hockten sie um den vielgeschmähten Kamin, der, da das wirkliche Brennholz bald ausging, mit dem möglichst unmöglichen Material gespeist wurde, vom Rebholz bis zum Dachsparren, — und klatschten wie die Weiber.

Sie kannegießerten ganz gehörig: über Napoleum, der nun nicht mehr im Busch herumkrauchte, und über den alten König Wilhelm drüben in Versailles; daß Straßburg „über" wäre, und der rote Prinz, „woll balde mit Metz fertig sein würde;" über „dat dämlige Paris" und ob da der Hunger schon „feste mang" wäre: „Der Jas is ihm schon ausjejangen; es flimmert abends nich mehr; Kohlen haben se also nich mehr; lange kann's nich dauern, dann fehlt auch dü päng! Un dann gehn wir nach Hause."

Natürlich sprachen sie auch von zu Hause, von der Heimat. Mancher alte Reservemann, mancher junge Bursch sehnte sich wirklich schmerzlich-herzlich nach Frau und Kind und Schatz. Aber noch waren das Ausnahmen. Die meisten lebten dem Tag und der Stunde und zerbrachen sich den Kopf nicht viel darüber, wie's zu Hause zuging. Höchstens daß sie die Zeitungen durchschmökerten, die die Einjährigen geschickt bekamen oder die aus den Offiziersvillen von den Burschen dem oder jenem zugesteckt wurden. Daß die Zeitungen drei, vier Wochen alt waren, verschlug nichts.

Pittelko, der Schlesier, setzte Fett an und mancher andere auch. Aber es war schon dafür gesorgt, daß die Fettschicht nicht gar zu dick wurde. Neben den weiblichen Arbeiten im Männerdorf gab's auch genug andere. Es war alles geregelt, als ob

Magistrat und Stadtverordnete und eine wohllöbliche Polizei im Kantonnement regierten. Die Straßen wurden täglich gefegt, an gewissen verschwiegenen Gartenstellen wurden Gräben zu löblichem Zweck ausgehoben, die Schornsteinfeger im Regiment mußten die Schlote reinigen, die Schlächter hatten mit den unvermeidlichen Hammeln zu tun, die Bäcker standen am Backofen. Dann gab's eine hochwichtige Beschäftigung: das Suchen. Die beiden Berliner, von Lulu assistiert, waren Meister darin. Sie schnoperten in allen Kellern nach frischgemauerten Wandteilen herum, sie gingen mit der Gießkanne in die Gärten, und wo das Wasser besonders schnell einzog, wurde fix nachgegraben. „Die Pisangs müssen uns doch für mordsdumm gehalten haben!" Es gab höchst erfreuliche Resultate. Aus den aufgebrochenen Kellern feierte allerlei Hausrat fröhliche Auferstehung; auch „dü väng" wurde anfangs reichlich gefunden; wenn es auch meist böser Krätzer war, die Grenadierkehlen waren nicht empfindlich.

Dann gab es strammen Dienst. „Kinners, der Feldwebel hat sich sein' Mütze mit neu Rot besetzen lassen," berichtete Kruse eines Morgens bedenklich. „Nu paßt mal uff. Jetzt kommt's." Es kam auch, mit Lumpen- und Gewehrappellen und Stiefel- und Kochgeschirr-Antreten und noch einigem. Alles sollte wieder blitzblank sein. Herr Gott von Bentheim, und es sollte auch alles d a sein, was auf den Märschen und im Biwak längst verloren war; der Mantelriemen, der durch eine Strippe ersetzt war, der Kochgeschirreinsatz, der irgendwo zwischen St. Privat und Sedan am Wachtfeuer liegen geblieben; die Kaffeemühle, die Kruse weggeworfen hatte, weil er es als praktischer empfand, die Bohnen kleinzuhauen. Unerbittlich war die Mutter der Kompagnie. Es gab Heulen und Zähneklappern. „Ordnung, segensreiche Himmelstochter —" deklamierte der Gefreite Krohn verzweifelt, als ihm bedeutet wurde, mit den drei Sorten Knöpfen vorn am Waffenrock ginge das nicht einen Tag länger.

Dann wurde stramm exerziert. „Unter den Linden" sogar, denn alle Straßen und Plätze hatten deutsche Namenschilder erhalten. Na ja, daß die grünen Jungen vom Schwamm fester 'rangenommen wurden, das war ja ganz in der Ordnung. Das sah ein Blinder: solche Griffe, wie die machten, gehörten sich nicht für Königlich Preußische Grenadiere. Aber daß die Alten wie auf dem Kasernenhof Marsch üben und Griffe kloppen sollten, das war doch Unfug. Nach St. Privat und Sedan! Einmal riskierte Kruse eine Lippe gegen seinen früheren Korporalschaftsführer, nun Vizefeldwebel Uhlenhuth. Aber da kam er übel an. Erst hieß es überhaupt nur: „Es ist befohlen — basta!" Dann freilich lachte der Vize: „Euch ist's körperlich sehr gesund, wenn das Blut alle Tage ordentlich in Bewegung kommt. Und außerdem, Kruse — ich weiß, Sie sind ein verständiger Mann — außerdem reißt solche Stunde strammen Exerzierens den Soldaten zusammen, erhält ihn bei Disziplin, pustet ihm alle dummen Gedanken aus dem Schädel. Verstanden, alter Kruse?!" Na ja ... der Vize mochte schon recht haben. Der hatte immer seine Sache verstanden.

Das eigentlich Wahre aber brachten doch die Vorpostentage. Manchmal wurde zwar geschimpft: „Schon wieder! Die Füsiliere drücken sich, und wir müssen dran glauben." Aber in Wirklichkeit brachten die Vorposten doch eine erwünschte Abwechslung. Nicht daß man gerade wonnig aufgehoben war in Montmagny oder in Pierrefitte. Das hatte so seinen Haken, besonders wenn man nicht im Replis, sondern ganz vorn lag. Es gab da „höllisch zugigte" Feldwachen und Unteroffizierpöstchen, vor denen sich die Füchse gute Nacht sagten; es gab in Pierrefitte auch einen Laufgraben, in denen eine Unterkunftbaracke gebaut war mit kleinen reißenden Tieren, in solcher Masse, daß man sie mehr fürchtete als den Feind. Man war aber auf Vorposten doch wieder Feldsoldat! Im Kantonnement war's nicht viel anders als im Frieden. Denn daß alle Tage ein paar Granaten ins Dorf und in die Gärten fielen, darum kümmerte sich selbst der grünste Junge vom Schwamm längst nicht mehr; die „Zuckerhüte" waren nicht acht gute Groschen wert. Und daß dann und wann ein Luftballon von Paris her angezogen kam, davon war auch nicht viel Redens zu machen. Es lief dann zwar alles mit den Knarren aus den Häusern

und knallte auf den seltsamen Vogel, trotzdem's streng verboten war; herunter kriegte man doch keinen. Auf Vorposten aber, da galt's doch noch! Da hörte man noch die Chassepotkugeln pfeifen, wenn man die Nase gerade nur über die vorderste Barrikade hob; da sah man die Rothosen drüben vor den Forts exerzieren; da guckte der Feldwebel nicht nach, ob die Knöppe geputzt oder die Stiebeln geschmiert waren.

Er sah auch nicht gern genau hin, wenn die Kompagnie in der Abenddämmerung antrat, um nach Montmagny zu marschieren. Er sah nicht hin, denn er wußte: ‚Du ärgerst dich nur.' Und der Hauptmann hätte ihn doch ausgelacht, wenn er hier räsonieren wollte. Für solch richtiges Kommißherz mochte der Anblick ja nicht erhebend sein. Kruse schleppte eine dicke Decke mit, die er bei Sedan gefunden hatte; Pittelko hatte einen Damenschal unter den Uniformkragen gewürgt; Langhans trug an der Bajonettscheide eine Bratpfanne. Und die Brotbeutel waren vollgepfropft bis zum Platzen. Wie die Säcke hingen sie herunter.

Nur der Gefreite Colonel Krohn verschmähte alles Beiwerk; denn das mußte ihm sein Leibsklave Lulu nachtragen. „Ihr verliert an Beweglichkeit, meine Lieben," deklamierte Mister Krohn. „Beweglichkeit ist alles. Seht mich an, ich brauche kaum den Mantel. Ihr findet es kalt? Kälte ist ein ganz relativer Begriff. Ich krieche bei meinen berühmten Patrouillen eine Stunde lang auf dem Bauch und friere doch nicht. Ich friere niemals." Sprach's, rollte die Augen, strich seinen majestätischen Bart mit der Linken und machte mit der Rechten eine großartige Handbewegung.

Er hatte gut reden, der Gefreite Colonel Mister Krohn. Die mit ihm das Quartier teilten, waren vereidigt, sie durften sein Geheimnis nicht ausplaudern. Er trug nämlich vier Hemden übereinander: erstens eine wollene Liebesgabe, zweitens sein eigenes, drittens ein französisches Offiziershemd, das er am 2. September aufgelesen, und viertens — seinen Stolz! — ein langes seidenes Damenhemd, das er in einer Villa in Pierrefitte gefunden hatte. Aber, alles was wahr ist, beweglich war er trotz seiner reichlichen Unterwäsche. Und mit seinem Patrouilleneifer hatte es auch seine Richtigkeit. Wenn der Herr Leutnant Freiwillige für eine Schleichpatrouille aufrief, immer war der Colonel der erste; es kam ihm wirklich nicht darauf an, wie ein Indianer eine Stunde lang auf dem Bauch durch die Reben zu kriechen, um recht dicht an die Franzosen heranzukommen. Furcht kannte er nicht, der Colonel. Kruse behauptete, er hätte neulich, als er am Abend so gegen zwei Liter gekochten „du vin" getrunken, erklärt, das Eiserne Kreuz müsse er sich noch holen. Na, wenn Paris man nicht vorher kapitulierte...

⌘ ⌘ ⌘

Es hatte eine kleine Rechtsschiebung in der Vorpostenlinie stattgefunden. Der hohe Bataillonsstab lag jetzt in Groslay in der reizenden Villa des verschwundenen Monsieur Armand Malherac. Der Brave war, wie sich aus vorgefundenen Papieren ergab, seines Zeichens Tuchhändler und jedenfalls ein recht wohlhabender Mann. Marheinke entdeckte wenigstens beim Aufräumen gleich am ersten Tage in einem Wandschrank ein Kistchen mit Wertpapieren. Es waren über 80 000 Franken, wie Berkenfelde feststellte. Mit einigem Fluchen, wobei der Major mithalf: was sollten sie denn mit dem Gelde anfangen? Wer sollte es für den leichtsinnigen Besitzer aufheben? Schließlich wurde es dem Zahlmeister anvertraut, und der fluchte auch.

Merkwürdig genug, daß die Moblots die Wertpapiere nicht gefunden hatten, denn im übrigen hatten sie in den letzten Tagen, ehe die Prussiens kamen, wie die Vandalen in der hübschen Villa gehaust. Das Unterste war zu oberst gekehrt und alles unflätig beschmutzt. An Möbeln war auch nicht viel vorhanden. Nun — das tat nichts. Gegen den Schmutz im Hause gab es zwar keine Seife, aber desto mehr Wasser und Ordonnanzenhände. Und die Neumöblierung machte auch keine Sorgen. Der Major ging rechts, der dicke Stabsarzt Vedder links und der Adjutant geradeaus auf Entdeckungsreise, jeder mit einem kleinen Detachement handfester Grenadiere. Nach ein paar Stunden kamen sie schwerbeladen zurück, und am Abend war die Villa standesgemäß möbliert. Standesgemäß und sehr behaglich. Die Möbel stimmten zwar nicht ganz stilrein zueinander. Neben dem zierlichen Bouleschränkchen stand eine

mächtige Eichenholztruhe; um den Eßtisch gruppierten sich sechs ganz verschiedene Stühle; Kurt Berkenfelde hatte für sich ein ungeheuerliches Bett aufgetrieben, aber den Waschtisch mußte er vorläufig improvisieren; der Major nannte einen köstlichen Schreibtisch Louis XVI sein provisorisches Eigentum, aber er klagte, daß der Herr Regimentskommandeur im gleichen Keller von dem dazugehörigen Stuhl Besitz ergriffen hätte. Am stolzesten war der Stabsarzt. Er hatte ein vollständiges Tischservice, ein ganzes Depot von Bett- und Tischwäsche, vor allem aber einen Flügel gefunden. Da er behauptete, sehr musikalisch zu sein, so schwelgte er in Zukunftswonne, mußte aber leider erleben, daß ihm schon am dritten Tage die Ausübung unnötiger Geräusche untersagt wurde.

Man konnte am Abend des Einzugstages mit gleichfalls „gefundenem" vin rouge, bei einer etwas mageren Hammelkeule — alle diese Gigots hatten entschieden eine feldzugsmäßige Hungerkur durchgemacht — auf ein wohlgelungenes Werk anstoßen. Es fehlte ja noch einiges, aber wozu waren die Vorpostendörfer da? Dort schlummerten noch ungehobene Schätze, und wenn in den nächsten Wochen der hohe Stab aus Montmagny heimkehrte, wurde jedesmal der „Wohlstand" vermehrt. Sogar ein Kachelöfchen fand sich. Er machte sich nicht sehr zierlich in dem eleganten Salon mit seinem schwarzen, in den Kamin eingeführten Rohre; aber er wärmte.

Alles in allem: es war sehr behaglich in der Villa. Kurt Berkenfelde konnte sich gratulieren: er hatte den denkbar liebenswürdigsten Kommandeur und einen urgemütlichen Hauskameraden in der etwas dicklichen Person des Stabsarztes. Beide waren zudem feingebildete Männer von vielseitigen Interessen und vorzügliche Plauderer.

Nur etwas eintönig war es, um nicht zu sagen langweilig. Zuerst tat die Ruhe nach den gewaltigen körperlichen und seelischen Anspannungen der letzten Monate gut. Bald kam aber ein leiser Rückschlag. Es gab zu wenig zu tun. Die Tage schlichen zu gleichförmig dahin. Dies gewaltige Paris verhielt sich gar zu still. Und, leider, man mußte sich, entgegengesetzt den ersten Hoffnungen, auf ein längeres Ausharren, auf Wochen, auf Monate vielleicht gefaßt machen. Erstaunlich war's doch, bewundernswert, wie die Franzosen nach allen den vernichtenden Schlägen noch diese Widerstandskraft entwickelten. Nicht nur hier in Paris; auch in den Provinzen. Man erfuhr ja nicht allzuviel und das meiste nur aus den heimatlichen Zeitungen; aber das stand doch fest, daß es sich überall, im Norden und im Süden, regte, daß sich überall Ansätze zu neuen Armeen bildeten. Viel kam dabei kaum heraus, glaubte man. Der wackere Bayer von der Tann hatte ja soeben erst mit seinem Korps und der 22. Division ohne gar zu große Mühe das junge französische Heer, das sich ihm bei Artenay entgegenstellte, geschlagen und war in Orleans eingezogen. Aber Achtung mußte man doch vor diesem Volk haben, das nach so beispiellosen Niederlagen sich nicht für besiegt erklärte. So windig, wie man sich die Franzosen manchmal vorgestellt hatte, waren sie wahrhaftig nicht.

Etwas eintönig war das Leben. Zuerst hatte Berkenfelde, mit seinem „Brotherrn" oder allein, lange Ritte gemacht; teils der militärischen Orientierung wegen, teils um die lieben Gäule zu bewegen, hauptsächlich aber, um sich der schönen Umgebung zu erfreuen. Er konnte sich gar nicht satt sehen an dem Blick auf Paris von der Höhe von Montmorency aus, weithin über die silbrig glänzende Seine, auf das ungeheure Häusermeer, aus dem sich in der klaren Herbstluft zum Greifen deutlich die Türme von Notre Dame, die Kuppel des Pantheons, das Königsschloß der Tuilerien, der Invalidendom, unter dem die sterblichen Reste des großen Napoleon lagen, der gewaltige Triumphbogen hoben. Welch eine Fülle historischer Erinnerungen! Hier hatten die preußischen Garden 1814 zum Angriff angesetzt; dort drüben unter den blauschimmernden Höhen von Meudon hatte Marschall Vorwärts 1815 mit seinem siegreichen Heer vor dem zweiten Einzug in Paris gelagert. Welch reiches Land! Die echten Kastanien reiften hier; Rebenhänge breiteten sich überall und Gemüsegärten; Park reihte sich an Park, Landhaus an Landhaus. Stätten einer alten Kultur waren es, sorgsam gehegt und gepflegt. Dort

unten lag Enghien, einer der Lieblingsaufenthalte der Pariser Lebewelt; links vorn St. Denis mit der herrlichen Kathedrale; und hier im Park von Montmorency selbst hatte Jean Jacques Rousseau bei Frau von Epinay seine Eremitage gefunden ...

Auffallend früh setzte der Winter ein. Man blieb mehr im Hause, las viel, und Kurt Berkenfelde wurde ein eifriger Briefschreiber. An die Stelle der flüchtigen und oft doch so inhaltsschweren Feldpostkarten trat der ausführliche Brief. Wußte er doch, wie sehr er damit die Mutter erfreute. Die geliebte, arme Mutter! Nun sorgte und bangte sie sich auch um Bruno, der schwerverwundet in Chablis lag, in einer Gegend, in welche die deutsche Hand nur selten kraftvoll hinübergriff. Über die neutrale Schweiz waren die letzten Nachrichten von ihm gekommen; kurze wunderliche Nachrichten von Frauenhand.

Oft, oft schrieb Kurt an Hedwig —

⌘ ⌘ ⌘

Meine liebe Hedwig! Du wirst diesen Brief wohl nie lesen — denn ich werde ihn nicht absenden, wie so manchen vor ihm, wie vielleicht noch manchen späteren. Nie lesen? Wir sollten mit dem Worte nie vorsichtiger sein. Es kann der Herr über Leben und Tod anders entscheiden. Falle ich, so wirst Du diese Briefe erhalten. Dann, dann wirst Du nicht über den Grübler und Phantasten lächeln, wie Du lächeln würdest, wenn Du sie jetzt liest.

Aber ich denke nicht an den Tod. Nicht mehr wenigstens, als wir täglich an ihn denken sollen, da er ja täglich, stündlich über uns kommen kann. Ich freue mich des Lebens. Und ich bin auch nicht mehr Grübler und Phantast. Phantast gewiß nicht mehr: die harte und doch so wundervolle Wirklichkeit hat mich aufgerüttelt. Ich bin ein ganz anderer geworden. Ein Grübler? Ich erlaube mir dann und wann noch den Luxus, nachzudenken. Aber auch das in anderem Sinn als ehedem. Ich spinne mich nicht in Träume ein, sondern sinne über die — laß mich noch einmal meine eigenen Worte wiederholen: über die harten und doch so wundervollen Wirklichkeiten des Lebens nach.

Als ich heut mittag nach dem Regimentsbureau zum Befehlsempfang ging, machte ich einen kleinen Umweg. Ich schlenderte „Unter den Linden“, wo gerade meine liebe alte Kompagnie fleißig exerzierte. Es ist mir immer eine so große Freude, die Grenadiere wieder zu sehen; eine noch größere aber, daß die braven Kerle sich freuen, wenn sie mich sehen. Jeder zeigt's auf seine Weise: der eine blinzelt mir verstohlen aus Reih und Glied zu, der andere riskiert etwas wie ein Nicken, der Dritte grinst über das ganze Gesicht.

Die braven Kerle! Ich weiß es am besten, wie brav sie waren, als wir über das Blutfeld zwischen St. Marie und St. Privat vorstürmten, als wir uns im dichten Bois de la Garenne festbissen.

Während ich weiterging, kamen mir wunderliche Gedanken, und sie haben mich nicht losgelassen bis auf diese Abendstunde.

Waren diese beispiellos Braven Helden? Trug sie eine hehre Begeisterung, trug sie hohe Vaterlandsliebe über das Bewußtsein der Gefahren hinweg? Stürmten sie vorwärts, getrieben von dem heißen starken Willen zu siegen oder zu sterben?

Wenn einst die Geschichte des Kampfes um St. Privat geschrieben werden wird, wird man es lesen, daß sie Helden waren. Der Geschichtsforscher, der das Resultat vor sich sieht, wird sie so nennen. Der Dichter wird sie besingen. Und das ist gut so.

Aber ich sage Dir, Hedwig, Helden waren wir all insgesamt nicht. Einige wenige vielleicht ausgenommen, einige Rätselhafte, Übermenschliche. Uns allen pochte das Herz gegen die Rippen. Dann kam wohl das Gefühl eines Rausches im lebhaften Vorwärtsdringen. Aber dann wieder, als wir zusammenschmolzen wie Schnee in der Sonne, als das Vorgehen stockte, als wir hilflos vor den weißen, feuersprühenden Mauern lagen, war recht wenig von Heldentum in uns. Wir waren Menschen.

Man muß das gesehen und miterlebt haben: erst die Kompagnie in Linie; dann, mehr und mehr dezimiert, ein sich drängender Haufen, dann etwas wie ein Schlauch, schmaler und schmaler werdend; vorn, was von Offizieren noch lebte, vorn die kräftigsten, zähsten Unteroffiziere und Grenadiere, nach hinten, rückwärts die körperlich und seelisch schwächeren. Menschen! Menschen! Es gab wohl auch einige „Drückeberger“; unter Hunderten werden sie nie ganz fehlen.

Aber selbst die, die sich am Ende des Schlauches weiterschleppten, waren brave Kerle wie die Vorderen. Nur war das Menschliche in ihnen stärker.

Es ist gewiß niemals eine Truppe begeisterter in den Krieg gezogen als wir. In uns lebte ja, konzentrierte sich gleichsam die Stimmung des ganzen Volkes. Wie oft, Hedwig, habe ich an das Leuchten Deiner Augen gedacht, als Du sprachst: „Wir sind doch ein Volk!"

Aber die hohe wundervolle Begeisterung hält nicht recht Stich vor den Wirklichkeiten des Krieges. Denn der Krieg ist nun einmal, man mag ihn nehmen, wie man will, die hohe Schule der Leiden. Die Anstrengungen der Märsche, mangelhafte Verpflegung, nasse Biwaks, wenig Schlaf: das sind nur einige der Faktoren, die lähmend auch auf eine stolze feste Seele wirken. Am lähmendsten aber wirkte auf mich der Anblick des Schlachtfeldes von Vionville. Männer, die ohne tiefste Erschütterung über solch ein Blachfeld schreiten können, müssen Nerven von Stahl haben oder — kein Herz.

Ich will nicht sagen, daß die Begeisterung ganz versiegt, ganz erstirbt. Aber sie sinkt in unserem Bewußtsein tief, tief. Und erst eine große Stunde mag sie dann wieder aus Schlacken zur lodernden Flamme wecken.

Sie trug uns jedenfalls nicht vorwärts. Oder wenn sie doch in uns war, wir wußten nichts von ihr.

Die Pflicht trieb uns. Die eiserne Pflicht, anerzogen durch straffe Friedenszucht. Und mit der Pflicht eine männliche Scham — ich scheue mich nicht, das auszusprechen. Das: Du darfst nicht feige sein! und das: Du mußt vorwärts und koste es dein Leben! Das war es, was uns zum Siege half.

In jedem von uns lebte dieses Empfinden: dieses Pflichtbewußtsein, das zum Ehrgefühl gewachsen war. Stärker in dem einen, als in dem anderen, und der Stärkere riß die Schwächeren auf und mit sich fort in echt soldatischer Kameradschaft. Hier war es ein Offizier, dort war's ein Unteroffizier, dann wieder war's ein einfacher Grenadier. Was verschlägt's, wer es war. Unter diesen einzelnen gab's dann gewiß solche, die sich als wirkliche Helden bewährten. Helden im Augenblick der Tat. Und es kam noch eins hinzu: das anerzogene Vertrauen auf die Führer. Auch das zeigte sich, während wir todwund vor den weißen Mauern lagen. Wir alle warteten, jeder von uns wußte: es muß Hilfe kommen! Die Führung wird Rat schaffen. Sie wird Reserven vorschicken, sie wird Geschützmassen auf dies Unheilsdorf dort drüben wirken lassen. Sie läßt uns nicht vollends verbluten.

Vieles mag anders gewesen sein, als die Waffenwirkung noch eine andere war. Ich könnte mir denken, daß auch in der geschlossenen Masse einer attackierenden Reitermasse heut noch andere moralische Elemente mitsprechen. Auch ich habe noch anderes erlebt. Als wir endlich, endlich zum letzten Ansturm ansetzten, als wir in St. Privat eindrangen, kam es wieder wie ein Rausch, wie ein großes Vergessen über uns. Vergeltungswut nach schwersten Leiden wurde zur tollkühnen Lust am Dreinschlagen; der noch unklare und doch so unendlich hohe Siegestaumel wollte mir schier die Brust zersprengen. Wir stürzten, wir stürmten vorwärts, blind und taub. Und ich weiß nur, daß ich am Ostsaum des in Flammen stehenden Dorfes den Degen hoch gen Himmel hob und laut ausrief: Sieg! Sieg!

Als einen Helden fühlte ich mich darum wahrlich nicht.

Es gibt also auch in der Schlacht der Gegenwart solche Momente, in denen nicht nur der einzelne, in denen die Masse das Bewußtsein der Gefahr vergißt, verliert. Sie drängen sich jedoch auf kurze Augenblicke zusammen, und neben ihnen stehen die langen blutigschweren Stunden des Sichvorwärtskämpfens, des Ausharrens, in denen nur das eiserne Pflichtgefühl die Kampfreihen hält. Solches Pflichtgefühl mag in dem einen Volk, in dem einen Volksstamm als angeborenes Gut stärker leben als in dem andern; es mag sich in dem einen stärker entwickeln lassen, wie es in dem einen Individuum lebendiger sein wird als in dem andern. Aber ich glaube, nirgendwo ist es stark genug, um in einem langdauernden Feuerkampf Stich zu halten, wenn nicht die Erziehung, wenn nicht die Ausbildung im Frieden das Eisen zum Stahl umschmiedet. Sie soll uns Soldaten nicht zu Maschinen machen, aber sie soll uns den Gehorsam bis in den Tod in die Seelen pflanzen. Der Sieg wird heute immer bei dem Heere sein, in dem die Man-



Der Zaubergarten.

Gemälde von Prof. Carl v. Marr.

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

neszucht am stärksten ist. Sie allein versagt auch in der Stunde höchster Gefahr nicht.

Wunderbar ist es, wie die Gewöhnung auf die Masse wirkt. Ich erinnere mich einer Episode aus dem Feldzuge von 1866, die uns Vater erzählt hat. Es war bei Königgrätz. Der König sah, wie aus dem Holawald ein Regiment aufgelöst zurückflutete. Der immer gütige König ließ den Kommandeur hart an. Er befahl ihm, wie auf dem Exerzierplatz, Points vorzunehmen und im Granatfeuer auszurichten. Es geschah. Das Regiment stand. „Ich werde euch noch einmal vorschicken, schlagt euch wie brave Preußen!“ rief der König über die Bataillone hin. Und sie holten sich die Lorbeeren des Tages. Ich selbst sah etwas Ähnliches. In den Batterien des Prinzen Hohenlohe war bei Sedan sichtbare Unruhe. Da ließ der Prinz die Bedienungsmannschaft eine Weile bei den Geschützen stillstehen — und die Ordnung war sofort wiederhergestellt und blieb. Die Gewöhnung des Exerzierplatzes, des entschlossenen Kommandowortes wirkt auch in Gefahr fort, sie siegt über die Schwäche in der Menschenbrust.

Ich will euch wahrlich nicht verkleinern, euch, meine lieben braven Grenadiere. Ich weiß es am besten, wie brav ihr gewesen. Brav wart ihr! Tapfer! Ja! Nur — Helden waren wir nicht. Oder es waren doch nur wenige unter uns Helden — Helden des Augenblicks. Brave, pflichttreue Soldaten sind wir gewesen. Daß wir's waren, darauf dürfen wir stolz sein. Wohl dem Vaterlande, wenn es stets so brave, pflichttreue Krieger haben wird. Es kann nimmer untergehen —

⌘ ⌘ ⌘

Meine liebe, liebe Hedwig! Ich will Dir heut von einem Briefe erzählen, den ich einem vor St. Privat gefallenen Grenadier abnahm. Ich habe lange gekämpft, ob ich ihn der senden soll, an die er gerichtet war. Ich habe es nicht getan. Wunden des Herzens sind wohl noch schmerzlicher, als Wunden des Körpers. Man soll die einen und die anderen nicht aufreißen.

Der Grenadier war ein stiller, in sich gekehrter Mensch. Etwas schwächlich war er, er schleppte sich, mit wunden Füßen, von Quartier zu Quartier, aus einem Biwak in das andere. Er hat nie versagt. Er war auch bei St. Privat in den vordersten Reihen, einer der Braven, von denen ich Dir schrieb.

Der Brief, den ich auf seiner Brust fand, liegt vor mir; ein zermürbtes, zerknülltes Blatt Papier, bedeckt mit ungelenker, eckiger Bauernschrift. Wie ich ihn jetzt anschaue, wird mir klar, daß alles, was ich Dir über die Psyche des Soldaten in Gefahr schrieb, Stückwerk geblieben ist. Sie ist unendlich mehr differenziert, als man annehmen möchte. So gewaltig gewiß in einer Truppe das Massenbewußtsein ist, in den unendlich vielen Individuen lebt doch der einzelne Mensch.

Ich bin heut gewiß, der Grenadier, der diesen Brief schrieb, suchte den Tod nicht, aber er nahm ihn hin als den Erlöser von größerem Leid. Er nahm ihn hin in der sicheren Erwartung, daß das Mädchen, das er liebte, erst glücklich werden könnte, wenn er nicht mehr war.

Unmittelbar ehe wir in den Kampf traten, hab' ich noch mit ihm gesprochen. Er tat mir leid, der Mann, der immer mit hängendem Kopf herumstand. Ich fragte, ob er Nachricht von zu Hause hätte? Nein. Ob er Eltern hätte? Nein. Ich wollte scherzen: ‚Aber doch eine Braut?‘ Da kam ein hartes Schimpfwort auf den Bruder: ‚Ja, wenn sie mir der Wilhelm nich weggeschnappt hat.‘ Und dann, als ich weiter auf ihn einsprach: ‚Ist enjahl — ich komm' nich wieder.‘ Und: ‚Is vielleicht gut so . . . wenn se ihn lieben tut . . .‘

Nachher, ein paar Tage später, hab' ich mehr erfahren. Es war ein Mann in der Kompagnie, der aus demselben Dorf stammte. Die Bauern sprechen nicht allzugern über Familienverhältnisse. Ich mußte mühsam herausholen, was der andere wußte. Und er wußte auch nur weniges und sah das wenige aus seinem engen Gesichtswinkel. Er hatte kein rechtes Verständnis für das fremde Leid. Der Gefallene mochte ja auch ganz anders gewesen sein, als sonst Bauernsöhne sind. Es fehlte nicht viel, und er hätte noch über den Toten gelacht.

Ich will ihn Grun nennen; Walter hieß er mit Vornamen. Die Eltern waren die reichsten Bauern im Dorf. Sie wollten aus ihrem Ältesten wohl etwas Besonderes

machen; schon der Vorname Walter, der bei unseren Bauern sonst ungewöhnlich ist, deutet darauf hin. Er kam auch in die Stadt zur Schule; aber es schlug nicht bei ihm an, er lief nach dem Dorf zurück. Die Eltern starben dann kurz nacheinander. Er bekam den Besitz; der jüngere Bruder erhielt ein knappes Erbteil, wie das auf dem Lande üblich, und blieb auf dem Hofe. Als erster Knecht und doch als der eigentliche Verwalter. Denn er war, entgegengesetzt dem Älteren, ein fest zugreifender Mensch, der Kopf und Hände zu gebrauchen wußte. Auf dem Hofe war als Dienstmagd eine Verwandte, die schon die Eltern halb aus Mitleid aufgenommen hatten und halb in der Erwartung, eine billige Arbeitskraft dauernd zu fesseln. Das Mädchen war herangewachsen, und eines Tages fragte der Bauer sie, ob sie seine Frau werden wollte. Sie sagte ja. Selbstverständlich. Wie hätte sie nein sagen können, das blutarme Ding! Im August sollte die Hochzeit sein — und da kam der Krieg. Im Dorf hatten sie erwartet, daß die beiden nun sofort heiraten würden, aber Walter Grun ging zu seinem Truppenteil, ohne das Aufgebot zu bestellen.

Alles andere erklärten die wenigen Zeilen des Briefes. Für mich wenigstens bedürfen sie keiner Erklärung. Ich setze sie, unverändert, mit allen Fehlern in der Rechtschreibung, hierher:

Liebe Guste. Du hast ser geflennt als ich fortmußte und vieleicht tats Dir leid un vieleicht wars Dir lieb gewehsen wenn wir noch Hukst gemacht hatten un Du hatst in Eren den Kranz getragen oder sie hatten doch alle geglaubt daß Du ihn tragen derftest. Nemlich aber ich weis wie es mit Dich un Willem gewesen ist. Nemlich ehrst hat er Dich nich von hinten angeseen, bis das ich Dir als Braut gehahbt hat un da is die Begier groß geworden un Du bist ihm zu Willen gewest Willem hat immer haben gemußt was mich gehörte un wenn ers nich kriegte nam ers. Ich bin immer stille gewest dazu aber ich hab Dir zu ville lieb gehabt als das ick das leiden gekonnt. Aber Hukst machen — nee nee man hat seine Ere im Leib un bin fortgegangen und nu in Krieg un is mir allens gans recht wenn ick nich wiederkomm. Willem hat denn so den Hof un Du kenst die Baurin sein un ist allens in richtigkeit. Aberst Willem kann ich nich glück wünschen kann ick nich kann ich nich. Aberst Dir wil ick glück wünschen, weil Du nischt davor kannst un weil ich Dir lieb hab un Lieb hört nimmer auf

Das schreibt Dich Dein in den Tohd betrübter gewester Bräutgam ...

Ich habe es auf mich genommen und den Brief nicht abgeschickt. Den armen Grun mit dem ewig hängenden Kopf, dem weichherzigen, schwachen Menschen hätte es nichts genutzt. Als er den Brief schrieb, ahnte er nicht, daß er mit ihm Sturm säen würde.

Ich schrieb dem Mädchen nur, im ersten Quartier nach St. Privat, daß ihr Bräutigam als wackerer Grenadier für seinen König und sein Vaterland gefallen ist und daß es seiner, wenn einst sein Name auf der Ehrentafel in der Kirche prangt, gedenken möge.

Mögen die beiden in der Heimat ihr Leben zimmern, wie es Gott gefällt. Es ist nicht notwendig, daß ein Schatten zwischen ihnen steht. Früher hätte ich wohl anders gehandelt. Aber ich glaube und hoffe: ich tat recht.

⌘ ⌘ ⌘

Man „findet" hier vielerlei, liebe Hedwig. So haben wir in einem der schönen Landhäuser von Pierrefitte eine stattliche Bibliothek gefunden, die ihrem Inhalt nach und nicht minder durch die zum Teil prachtvollen Einbände das Entzücken jedes Buchliebhabers bilden müßte. Es ist schmerzlich, wie sie verwüstet und zerstört wird — aber es ist eben „der Krieg". Wäre der Marquis d'Alland in seiner Villa geblieben, so würde man sein Hab und Gut geschont haben, soweit es irgend die Verhältnisse gestatteten. Jetzt ist es herrenlos. Wir können nicht vor jeder Villa einen Posten aufstellen. Die Bibliothekschränke fanden wir schon erbrochen vor, die kostbaren Bücher liegen auf den Fußböden. C'est la guerre comme à la guerre —

Ich habe mir einen Band mit nach Groslay genommen, dessen Titel mich reizte. Es ist ein Werk des Abbé von St. Pierre, Charles Castel; es erschien 1713 und heißt: Projet de traité pour rendre la paix perpetuelle entre les souverains chrétiens usw. Ein wohlmeinender Geist

spricht aus dem Buch. Der gute Abbé denkt sich Europa als einen großen Staatenbund, an dessen Spitze selbstverständlich Frankreich steht; die Fürsten schließen ein Bündnis auf ewige Zeiten, sie verzichten ein für allemal auf den Austrag etwaiger Streitigkeiten mit den Waffen, werden jene vielmehr auf dem Wege der Vermittlung beseitigen; sollte aber einer der Fürsten dem Bunde ungehorsam sein, gar zum Kriege rüsten, so wird man ihn mit Gewalt zwingen, sich zu fügen; man wird ihn zwingen, die Kosten der Bundesexekution zu ersetzen und eine hinreichende Sicherheit für die Zukunft zu stellen.

Vor meinem Geiste ist, während ich das seltsame Buch las, immer wieder das grimme Gesicht meines alten Professors Benecke aufgetaucht. Man hatte uns Kadetten in dem alten Herrn eigentlich den Bock zum Gärtner bestellt, denn er, der uns Zöglinge des Mars Geschichte lehrte, behauptete immer wieder, daß der Krieg unsittlich und verwerflich wäre. Er selber freilich war ein alter Streithammel der mit allen Vorgesetzten und Untergebenen auf ewigem Kriegsfuß stand und, wie wir Jungens natürlich erfuhren, auch mit seiner Frau, seinen Töchtern und Dienstboten. Übrigens muß ich einschränken: den Krieg verurteilte er; aber er predigte uns doch: Wenn das Vaterland in Gefahr ist, dann haut drein. Aber feste — damit bald Frieden wird.

Wie sich das alles in seinem Geiste spiegelte, weiß ich im einzelnen nicht mehr. Ich vermute aber, daß er sich die Sache nicht viel anders vorstellte wie der Abbé von St. Pierre: den Friedensstörer schlug man mit den Waffen nieder — — — und hatte damit doch wieder, was man vermeiden wollte, den Krieg nämlich.

Ich verstehe, daß uns Menschen der Frieden als das goldene Ideal der Zukunft vorschweben mag, vorschweben muß. Aber dies Ideal hängt doch oben in den blauen Wolken, wie andere Menschheitsideale auch. Man greift danach, man reckt und streckt den Arm: das Ziel bleibt unerreichbar. Denn wir sind Menschen, und unter uns Sterblichen kann die Streitaxt niemals auf ewig begraben bleiben. Es wird immer einen Unruhestifter geben, der nur mit Gewalt niedergezwungen werden kann. Vielleicht gelingt es, lange und längere Friedenszeiten zu schaffen, manche Streitpunkte zwischen den Staaten wirklich durch Vermittlungen friedlich aus dem Wege zu räumen, wie das ja auch bisher glückte; ruhte denn nicht seit 1815 eine Friedensperiode über Europa, die an fünfzig Jahre währte! Bis sich dann doch soviel Zündstoff aufgesammelt hatte, daß die lodernde Flamme wieder aufflackerte. Mag ein einzelner den Feuerbrand zwischen die Völker schleudern, eine Persönlichkeit etwa wie Napoleon I.; mögen sich zwischen ganzen Nationen Gegensätze entwickelt haben, die keinen friedlichen Ausgleich zulassen: es kommt auf das gleiche heraus. Immer wieder einmal wird solch eine Gottesgeißel erscheinen, wie der Korse; immer wieder einmal wird ein Volk für die Verteidigung seiner Lebensinteressen, für seine Ehre einstehen müssen mit den Waffen in der Hand, mit Gut und Blut.

Aber ich wollte darüber nicht schreiben. Ich bin Soldat, bin Partei. Ich bin kein Philosoph, der sich berufen wähnt, dem tiefsten Zusammenhang der Dinge und Begriffe nachzuspüren.

Ich wollte nur versuchen, die Summe persönlicher Eindrücke und Empfindungen zu ziehen.

Der Krieg ist etwas Furchtbares. Es hieße freveln, wenn man das leugnen wollte. Die Grausamkeit eines Kondottiere, die Unbarmherzigkeit eines in lebenslangem Feldlager verhärteten Generals des Dreißigjährigen Krieges mag an den Leiden, die der Krieg schafft, offenen Auges vorübergegangen sein, ohne das zu empfinden. Die großen Feldherren aller Zeiten haben sich gewöhnen müssen, die schwersten Opfer zu heischen um großer Erfolge willen. Auch wir stumpfen ab gegen Blut und Leid. Aber das alles ändert nichts an dem einen: der Krieg ist etwas Furchtbares. Das Furchtbarste wohl, was es auf der Welt gibt. Wer einmal über ein Schlachtfeld schritt am Morgen nach dem blutigen Ringen, weiß das. Aber auch diese entsetzlichen Bilder, die das stärkste Herz beugen müssen, sind nur ein Teil des Leids, das der Krieg mit sich bringt ... Leid ist überall in ihm und mit ihm; in der Heimat sind die Tränen um die Gefallenen, in den Spitälern sind die Schmerzen der Ver-

wundeten, auf den schweren Märschen im Sonnenbrand, in den regenschwangeren Biwaks schier übermenschliche Strapazen, Hunger und Durst; dann das andere Leid, das der Krieg über das heimgesuchte Land bringt, heut gewiß geringer als ehedem, und noch schrecklich genug: die Ortschaften, um die der Kampf tobte, in Flammen, in Trümmer geschossen; das Dorf an der Heerstraße, über das Tag um Tag neue Regimenter herfallen, aus dem der Bauer die letzte Kuh gegen den Requisitionsschein hergeben, mit dem letzten Pferd Wochen und Wochen der fremden Truppe folgen muß, bis der abgetriebene Gaul in der Fuhrkolonne zusammenbricht — — —

Er ist furchtbar, der Krieg, und er wird immer furchtbar bleiben.

Und dennoch — dennoch —

Wenn ich einen unserer braven Grenadiere fragen wollte — gleichviel welchen — ob ihm die Strapazen, die er erlitten, zu viel dünkten; er würde mich ganz verwundert ansehen. Wenn ich ihn fragen wollte, ob er mit Grausen an die Blutbahn von St. Privat zurückblicke, würde er sicher verneinen. Und wenn ich weiter fragte, wie denn jene Stunden vor seiner Erinnerung stünden, würden seine Augen hellauf leuchten. Stolz ist jeder von uns auf das, was wir überstanden; ganz erfüllt ist jeder von diesem gerechten Stolz auf überwundenes Leid, auf treu erfüllte Pflicht. Ist das nicht etwas Köstliches?

Und wenn Du meine teure Mutter, der dieser Krieg ihr Liebstes nahm, fragtest: Möchtest du die Tage dieses Sommers missen und den Glanz, den sie über ganz Deutschland ausgossen? — Mutter würde den Kopf schütteln. Schon um des einen willen, daß Dein Wort, Hedwig, wahr würde: ‚Wir sind doch ein Volk!' Ein Volk geworden nur durch den Krieg! Da haben sie gesonnen und geschmiedet an unseres deutschen Volkes Einheit Jahrzehnt um Jahrzehnt, immer vergeblich, bis dieser gebenedeite Krieg in einer Stunde, könnte man sagen: in einer heiligen Stunde alle deutschen Stämme zu einem Willen und Wollen zusammenhämmerte! Ist das nicht etwas Köstliches, Riesengroßes, der höchsten Opfer wert?

Ich bin nur einer von Hunderttausenden, die hinauszogen. Unter diesen Hunderttausenden aber, in unserem Lager und gewiß auch drüben beim Feinde, werden viele, viele mit mir diesem Kriege dankbar sein. Nicht um des großen Allgemeinen willen, nicht auch, weil dem und jenem eine Glücksstunde vielleicht Gelegenheit bot, sich aus der Masse herauszuheben. Nein! Ganz persönlich dankbar, weil er aus unreifen Jünglingen Männer schuf! Was sonst vielleicht — vielleicht, nicht immer! — Jahrzehnte schwerer seelischer Arbeit an sich selber erringen helfen: der Krieg gab's uns als Weihgeschenk.

Du weißt es, Hedwig, Du am besten, wie ich hinausging. Ich war ewig ein Tastender. Ich schritt immer auf unsicherem Grunde einher. Ich tat meine Pflicht gegen den Beruf, in den mich mehr Geburt und Zufall, als eigener Wille hineingeführt hatte; aber die Pflicht kam mir bitter schwer an. Ich bin heut sicher, es wäre mir in jedem anderen Beruf nicht besser ergangen. Ich hatte viele Ziele und kein Ziel. Ich hatte immer Entschlüsse und keinen Entschluß. Es ist mir heut wie ein Traum: ich sah Jahr um Jahr anbetend zu einem Mädchen empor; und erst als ein anderer kam und sie an sich riß, erst da erkannte ich: daß ich sie liebte.

Ein schwankendes Rohr war ich, jedem Winde preisgegeben. Ich will auch das schwerste Selbstbekenntnis nicht verhehlen: in mir lebte die peinigende Angst: bist du überhaupt wert, deines Königs Rock zu tragen? Du, Kurt Berkenfelde, bist du nicht feige? Wirst du das große Examen des Krieges in Ehren überstehen?

Hedwig! So ging ich hinaus. Und es wuchs mir die Kraft, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Woher sie mir kam — ich kann's nicht im einzelnen ergründen. Das Beispiel, das ich täglich vor Augen hatte, tat Wunder. An dem schlichten Pflichtgefühl eines Reservisten, der Weib und Kind daheim hatte, richtete sich mein Wille ebenso auf, wie an dem Vorbild eines Kameraden, dem Tapferkeit etwas Selbstverständliches war. Die Scham, nicht zurückzustehen, tat's und der erwachende Ehrgeiz tat's, es anderen gleichzutun. Ich lernte die Zähne zusammenbeißen und lernte, fest und fester auf eigenen Füßen stehen und an mich selber

zu glauben. Etwas Geheimnisvolles, etwas Wundervolles war dies Wachsen!

Rückschläge blieben nicht aus. Es kamen Eindrücke, die mich niederschmettern wollten. Aber ich kannte nun schon die Kraft der Worte: Du mußt! Wolle nur! Du mußt! Du mußt! Unter dem Segen dieses Wortes hab' ich bei St. Privat die Feuertaufe empfangen, und dort ist mir zum erstenmal voll die beseligende Erkenntnis gekommen: ich habe mich selbst überwunden!

Gesegnet sei der Krieg!

Und setzet ihr nicht das Leben ein — nie wird euch das Leben gewonnen sein!"

⁂ ⁂ ⁂

Es war doch kein Traum gewesen.

Er lag noch immer in dem weißen Bett, dessen Vorhänge weit zurückgeschoben waren; in dem großen, mit schwerer Eleganz eingerichteten Zimmer, das er nun kannte bis in die letzten Ecken und Winkel hinein. Bis zu den beiden breiten Fenstern, bis zu dem großen gotischen Schrank, in dem — auch das wußte er jetzt — seine Attila hing, sein Säbel und sein Revolver lagen; bis zu dem Marmorkamin, auf dessen Konsole seit einigen Tagen die Bronzeuhr wieder ticken durfte.

Er kannte den alten Diener, der fast ohne Unterbrechung um ihn war. Antoine hieß er, hatte in dem glattrasierten Gesicht ein ewiges, fast zärtliches Lächeln und hatte leise, leise Sohlen und merkwürdig kleine geschickte Hände. Es schmerzte gar nicht, wenn er den Verband wechselte. Viel besser besorgte er das, als der Arzt, der täglich kam, sich nach dem Befinden des Verwundeten umzutun. Ein altmodischer Herr war das, mit etwas bäurischen Manieren; ein kleines, dürres Kerlchen mit schlohweißem Haar und schlohweißem Henri-quatre und einer heiseren Wisperstimme. Monsieur Bollardon wurde er genannt. Einmal war auch ein preußischer Stabsarzt dagewesen, ganz im Anfang, und dann wohl noch einmal ein anderer; sie hatten mit Monsieur Bollardon unterhandelt, erst in ihrem schrecklichen Französisch und dann lateinisch, und sie schienen ganz zufrieden wieder abgezogen zu sein. Warum sollten sie nicht zufrieden sein? Es ging gut, täglich besser. Man sorgte rührend. Ein Segen, daß er hier und nicht in irgendeinem der vermaledeiten Lazarette lag. Er hatte es hier ja — wie sagte man doch daheim? — ja... er hatte es wie Gott in Frankreich ...

An jedem Morgen kam eine dürre, alte Person ins Zimmer, nachdem Antoine ihn versorgt hatte. Das war Madame Berthe. Sie trug am Gürtel ein Schlüsselbund, das immer leise klirrte, war stets ganz schwarz gekleidet, hatte ein sauertöpfisches Gesicht mit einer Hakennase und einem richtigen schwarzen Schnurrbart darunter. Überall steckte sie die Nase hin, und alles musterte sie mit den schwarzen funkelnden Augen, während Antoine etwas betreten zur Seite stand. Manchmal redete sie auch auf ihn ein, ganz leise, aber sehr energisch.

Madame Berthe mochte Bruno Berkenfelde nicht. Er stellte sich immer schlafend, wenn sie kam. ‚Es beruht auf Gegenseitigkeit,' dachte er; denn sie sah auch über das Bett hinweg, als läge da kein Kranker drin. Vielleicht dachte sie: ‚Un Prussien!' Ja, wenn es ein verwundeter französischer Offizier gewesen wäre.

Aber Jeannette, die mochte er. Jeannette kam meist kurz nach Madame Berthe; ein zierliches, junges Ding mit einer Wespentaille; immer hatte sie ein kokettes Lächeln in dem artigen Gesicht, sah ihn mit den blanken Augen von der Tür aus an, knickste, kam näher, knickste noch einmal und stellte dann die frischen Blumen in die Vase auf seinem Nachttisch. Alle Tage frische Blumen, mitten im Winter, mitten im Kriege; Rosen heut und Veilchen morgen. Ein paarmal hatte er mit Jeannette sprechen wollen. Aber da hatte sie gleich wieder geknickst, den Zeigefinger an die Lippen gelegt und den Kopf geschüttelt. Das taten sie alle: Monsieur le docteur, Antoine, Mademoiselle Jeannette. Er sollte nicht sprechen. Denn in den ersten Tagen hatte er, als er ein paar Sätze wagte, ein paar Fragen stellte, einen starken Blutsturz bekommen. Die verfl— Kugel! Seitdem hatten sie immer gleich die Zeigefinger an den Lippen.

Sie auch. Wenn sie bald nach Jeannette kam, ging ein Duft von Heliotrop durch das Zimmer. Es war doch wohl Heliotrop? Nein, Heliotrop ist zu stark; es war ein unaufdringlicher Duft, aber er schien völlig eins mit ihr. Auf jedes Stück,

das sie berührte, übertrug er sich. Manchmal, in der ersten Zeit, hatte Bruno diesen zarten Duft an seiner Stirn, an seinen Händen gespürt, wenn er erwachte. Dann mußte sie bei ihm gewesen sein, hatte wohl am Bett gesessen, ihre langen, schmalen Finger über seine Stirn, über seine Hand gleiten lassen. Das tat sie auch jetzt. Saß an seinem Lager, streichelte seine Hände. Und sie wenigstens sprach zu ihm. Französisch, aber auch in sehr gebrochenem Deutsch, wie Schülerinnen eine schwere Sprache sprechen. Es klang dann sehr komisch. Aber es hörte sich ihr gut zu. Sie hatte eine wundervolle zärtliche Stimme.

Nun wußte er auch das: es war die Gräfin Madeleine Brissonet. Er lag auf ihrem Château Bellegarde. Bruchstückweise hatte er das erfahren. Aufgefangen gleichsam, denn er durfte ja noch nicht sprechen, nicht fragen: einiges aus dem Gespräch zwischen den Ärzten, einiges aus den halblauten Reden, die die Domestiken wechselten, einiges von ihr selbst. Auch daß sie zufällig auf einer Ausfahrt durch Chablis gekommen, als die aufgehetzten Bauern ihn überfielen; daß sie ihn gerettet hätte, ihn hierhergebracht, todwund ... Ja ... seine Retterin war sie ... Gräfin Madeleine Brissonet.

War sie noch jung? Darüber hatte er oft nachgegrübelt. Kranke haben ja soviel Zeit zum Grübeln, und hier lohnte es wenigstens, dies dumme Grübeln. Jung: es ist ein so relativer Begriff bei eleganten, schönen Frauen. Sie konnte Ende der Zwanzig sein, sie konnte in der zweiten Hälfte der Dreißig stehen. Das eine war so gut möglich wie das andere. Aber schön war sie. Schön und elegant. Eine ganz andere Schönheit, als die von Hedwig. Anders auch als der Brandfuchs. Ach du lieber Himmel: der Brandfuchs und diese Frau! Rote Haare freilich hatten beide. Aber der Brandfuchs war eben der Brandfuchs, und die Haare der Gräfin hatten ein lichtes, goldiges Rot. Ganz schlicht trug sie es über der Stirn gescheitelt, aber dann war es in dichten, losen Wellen um den feinen Kopf gelegt, und im Nacken schloß es sich zu einem Chignon zusammen. Wie ein goldener Block lag der auf dem weißen blühenden Fleisch.

Wahrhaftig — man mußte an weiße Blüten denken. Manchmal trug sie an den Vormittagen ganz lose Gewänder, mit einem tiefen herzförmigen Ausschnitt und weiten Ärmeln. Das schimmerte dann überall aus der roten Seide wie Maienschnee — —

Ja, schön ist sie. Zart und doch üppig — beides. Nicht allzu groß, aber jedes Glied vom schönsten Ebenmaß. Das Gesicht ein schmales Oval; rote volle Lippen drin, Zähne wie Elfenbein; das Näschen immer vibrierend, die winzig kleinen Ohren rosa angehaucht. Vielleicht trägt sie ein wenig Rouge auf. Mag schon sein. Es paßt zu ihr. Es paßt zu dem feinen Duft, der um sie webt, und zu dem Knistern und Rauschen von Seide, das mit ihr geht —

Aber das Schönste sind die Augen unter den dichten schwarzen Brauen. Welche Farbe haben sie eigentlich? Der Geier mag das wissen. Sie leuchten immer, aber immer sind sie anders. Man traut sich kaum, das recht auszudenken — hier auf dem Krankenbett. Manchmal hat sie Madonnenaugen, und manchmal brennen sie einem in die Seele hinein. Manchmal sind es Sphinxaugen: dann sind die Lider fast ganz herabgesunken, und hinter dem Spalt, hinter dem Seidenschleier der Wimpern steht das Rätsel. Und plötzlich schlägt sie die Augen auf, und es ist nichts darin, als eine einzig große Güte und Mitleid und Zärtlichkeit — —

— — gegen den Feind. Nun ja, gegen den blessierten Feind. Vielleicht weiß sie auch, die Person ausnahmsweise von der Sache zu trennen. Vielleicht ist sie gar nicht eine große Patriotin? Ausnahmsweise ... denn was man sonst von Französinnen kennen lernte, das sprudelte alles von patriotischer Leidenschaft über. Waren freilich nur Bäuerinnen und Kleinstädterinnen. Sie aber ist die Dame der großen Welt.

Und der Gatte, der Hausherr? Sie trägt an ihren schlanken, langen Fingern zwischen den Brillanten und Smaragden einen einzelnen, schlichten Goldreifen. Ob die Franzosen auch die deutsche Sitte haben, daß Witwen den Trauring des Verstorbenen dem eigenen zufügen? Sie könnte Witwe sein — —

⌘ ⌘ ⌘

In den letzten Tagen ging es Bruno besser. Der Arzt schien sehr zufrieden.

Antoine und ein anderer Diener waren gekommen und hatten das Bett bis an das geöffnete Fenster gerollt. Draußen lag Schnee, aber die Sonne leuchtete darüber.

Da kam sie. Sie hatte einen Pelzmantel um die Schultern gelegt, nickte ihm zu, legte den Zeigefinger an die roten, vollen Lippen, drückte ihn, der sich zum Gruß aufrichten wollte, in die Kissen zurück, zog sich einen Stuhl an das Bett.

Sie wenigstens sprach. Es war ein Glück, daß sie sprach, in dieser tötenden Einsamkeit des Krankenzimmers, in dieser erdrückenden, stummen Langenweile. Sie sprach davon, daß der Arzt sehr, sehr zufrieden wäre. Ob ihm die liebe Sonne da draußen nicht wohl täte? Im übrigen — solch einen strengen Winter hätte man hier seit Menschengedenken nicht gekannt. Die Weinbauern, die für ihre Reben fürchteten, behaupteten allen Ernstes, den hätten auch die Prussiens mitgebracht, um sie völlig zu verderben. Ein närrisches Völkchen, diese Bauern. In Deutschland freilich, da sei der Winter ja oft noch viel härter. Ah... an den Winter in Baden-Baden, als sie bei der Viardot Gesangsunterricht genommen, denke sie noch mit Schaudern zurück. So kalt, so kalt! Aber damals hätte sie wenigstens ihr Deutsch ein wenig vervollkommnen können, und das freue sie, weil sie nun doch besser mit ihm zu plaudern vermöchte, mit ihrem Gefangenen. ‚En vérité ... ich hab' einen Prussien zum Gefangenen gemacht... das haben nicht viele fertig gebracht!‘ Wie sie dabei lacht mit leicht geöffneten Lippen und blitzenden Augen —‚... mon pauvre prisonnier...‘

Dann holte sie aus der Innentasche des Pelzes einen Packen Zeitungen heraus. Fast täglich brachte sie ihm welche: eine aus Lyon, eine aus Basel, eine aus München, über die Schweiz bezogen, eigens für ihn.

Er wollte danken, aber sie hatte schon wieder den Zeigefinger vor den Lippen. ‚Daß sich mein lieber Gefangener nicht etwa aufregt bei der Lektüre! Es hat ja nichts auf sich, ob sich die Soldaten da drüben schlagen, bei Orleans oder im Jura. Das kommt — das geht. Mon Dieu, diese dumme Politik, dieser dumme Krieg! Daß der kluge Napoleon solch einen törichten Streich machen würde, wer hätte es für möglich gehalten? Und nun würde man vielleicht die Republik auf dem Halse haben. Eine plebejische Republik — und keinen Hof mehr in Paris. Paris ohne Hof — eine ganz undenkbare Sache.‘

Wohl eine halbe Stunde saß sie, plauderte, lachte, und immer wieder blitzten ihre weißen Zähne, leuchteten die Sphinxaugen zu ihm herüber mit dem zärtlich spielenden, kosenden Blick. Stand auf, beugte sich über ihn, strich ihm das Kissen glatt, ließ ein paar Augenblicke ihre kühle, duftende Hand auf seiner Stirn ruhen, faßte nach seiner Rechten, drückte sie leise —, „adieu, mon pauvre chéri! Au revoir, mon petit prisonnier!“

Manchmal war's, als läge ein Doppelsinn in dem „Gefangenen“ ... ein Wunsch und ein Wille.

... dumme Gedanken das, dumme Gedanken ...

Ihm war warm geworden, trotz des Schnees, der draußen lag. Die Sonne meinte es gut.

Ja so — die Zeitungen. Immer griff er zuerst nach der jüngsten, nach der französischen. Es war zu pläsierlich, was die Tag um Tag brachte. Einmal war ein ganzes bayerisches Armeekorps bei Orleans vernichtet worden; einmal hatte der glorreiche Garibaldi eine preußische Brigade über die Klinge springen lassen. Diesmal meldete die Lyonerin einen neuen siegreichen Ausfall vor Paris, die Zersprengung der Zernierung, die Besetzung von Versailles. „Wenige Tage nur noch, wenige Stunden vielleicht, und die Armee der Loire wird sich mit der von Paris die Hand reichen! Frankreich wird frei sein!“

Das kannte man schon. Nein, Frau Gräfin, darüber regt sich ihr gehorsamster Gefangener nicht mehr auf! Sehen wir die deutschen Blätter an. Natürlich: „Nichts Neues vor Paris. Podbielsky.“ Das klang schon anders. „Orleans zum zweiten Male, nach harten Kämpfen, durch Prinz Friedrich Karl besetzt.“ Ah ... und man war nicht dabei gewesen. Diese heimtückischen Pisangs unten in Chablis hatten es verschuldet. Weiter: schwere Verluste ... nun freilich, wo gehobelt wird, fallen Späne. Ein paar bekannte Namen: arme, glückliche Kameraden! Möge euch die fremde Erde leicht sein ...

Die Zeitungen sanken auf die Bettdecke. Die Müdigkeit kam. Immer diese nicht zu überwindende Müdigkeit, als ob man Jahre versäumten Schlafs nachzuholen hätte. Und dann ein quälender Hustenreiz. Der Doktor Bollardon verlangte, den müsse man unterdrücken. Jawohl ... als ob das möglich wäre. Also klingeln ... die Tropfen, Antoine ... und dann schlafen, schlafen.

Aber nur nicht träumen, nicht träumen von der Heimat ...

Nun durfte Bruno schon ein paar Stunden täglich in dem tiefen, tiefen Lehnstuhl am Fenster sitzen. Auch das gänzliche Schweigegebot war aufgehoben. Wenigstens etwas sprechen durfte er, einzelne Sätze, Fragen und Antworten.

Er wußte nun auch, daß die schöne Frau nicht Witwe war. Er wußte überhaupt vieles. Ganz allmählich hatte er es, ganz vorsichtig, aus dem Arzt, der gern sein Schwätzchen machte, aus Antoine und aus der niedlichen Jeannette herausgelockt. Der Graf war eigentlich gar kein richtiger Graf. Nur ein ‚comte romain‘, wie Bollardon, der legitimistisch Gesinnte, mit spöttischem Achselzucken es nannte: ein päpstlicher Graf. Man konnte den Titel in Rom kaufen, wenn man sehr reich war, und Herr Brissonet war Millionär; er hatte ein großes Champagnerhaus in Epernay und monopolisierte den halben Weinhandel von Niederburgund. Das heißt, er selber kümmerte sich spottwenig um die Geschäfte; er lebte als großer Herr in Paris oder auf seinen Schlössern. Er brauchte das Geld nicht mehr aufzusuchen, wie es sein Großvater und sein Vater getan; jetzt kam es von selber zu ihm, und er gab es wieder mit vollen Händen aus. Ein Lebemann —

Aber die schöne Frau hatte blaues Blut, ganz altes blaues Blut. Eine arme Vicomtesse d'Azincourt war sie gewesen, bis sie römische Gräfin wurde. Und nun lebte man schon seit Jahren getrennt. „Eine Scheidung gibt es ja bei uns nicht. Es kommt auf dasselbe hinaus. Monsieur ist immer in Paris, wenn Madame nicht dort ist. Das heißt, jetzt ist er in London. Sie verstehen, mein Lieber? Und Madame war immer hier oder in Vichy oder in Baden-Baden oder in Biarritz, wenn der Graf in Paris weilte. Es ist ganz einfach, man hat sich geeinigt. Oder richtiger, die Frau Gräfin hat ihren Willen durchgesetzt. Sie hat einen sehr starken Willen. Ja ... unsere Gräfin ... starken Willen und sehr viel Temperament. Sie verstehen, mein Lieber?“ Und der gute Doktor zwirbelte ein wenig an seinem spitzen Henri-Quatre, lächelte faunisch, neigte sich noch weiter vor und meinte ganz leise: „Prenez garde, mein lieber Patient.“

Es war eine verzehrende Unruhe über Bruno gekommen, und sie wuchs, je besser es ihm ging. Die schöne Frau hatte viel Sorge und Mühe um ihn. Er wollte nicht mehr ihr „petit prisonnier“ bleiben. Er wollte fort. Am liebsten zu seinem Regiment. Und da er doch einsah, daß das nicht ging, so wenigstens nach Hause, nach der Heimat. Eigentlich war er recht undankbar. Manchmal konnte er sogar heftig werden. Ohne Zweifel, er war eine sehr leidenschaftliche Natur. Aber wenn er heftig, fast unartig gewesen war, dann kam, schien es, gleich wieder die Reue über ihn. Dann nahm er die weißen schmalen Finger in seine Hände und küßte, küßte sie.

Ganz erschrocken war Bruno, als er sich zum erstenmal im Spiegel sah. Gräßlich fand er sich. Antoine mußte mit dem Schermesser kommen. Der struppige Feldzugsbart fiel, die langen Haare wurden gekürzt. Aber als das Werk geschehen war und Antoine ihm stolz den Handspiegel vorhielt, erschrak er erst recht. Gottsjämmerlich! Hohlwangig war er, tief lagen die Augen, spitz war die Nase, alle Knochen standen aus dem Gesicht.

Auch die Gräfin erschrak, als sie ihn so sah. Doch sie meisterte sich gleich, setzte sich dicht neben ihn, streichelte ihm die Wangen, lobte sein Aussehen. Fast wie eine mütterliche Freundin und doch wieder ganz anders. Er fühlte es deutlich: sie wußte nun, daß er noch ihr Gefangener bleiben mußte.

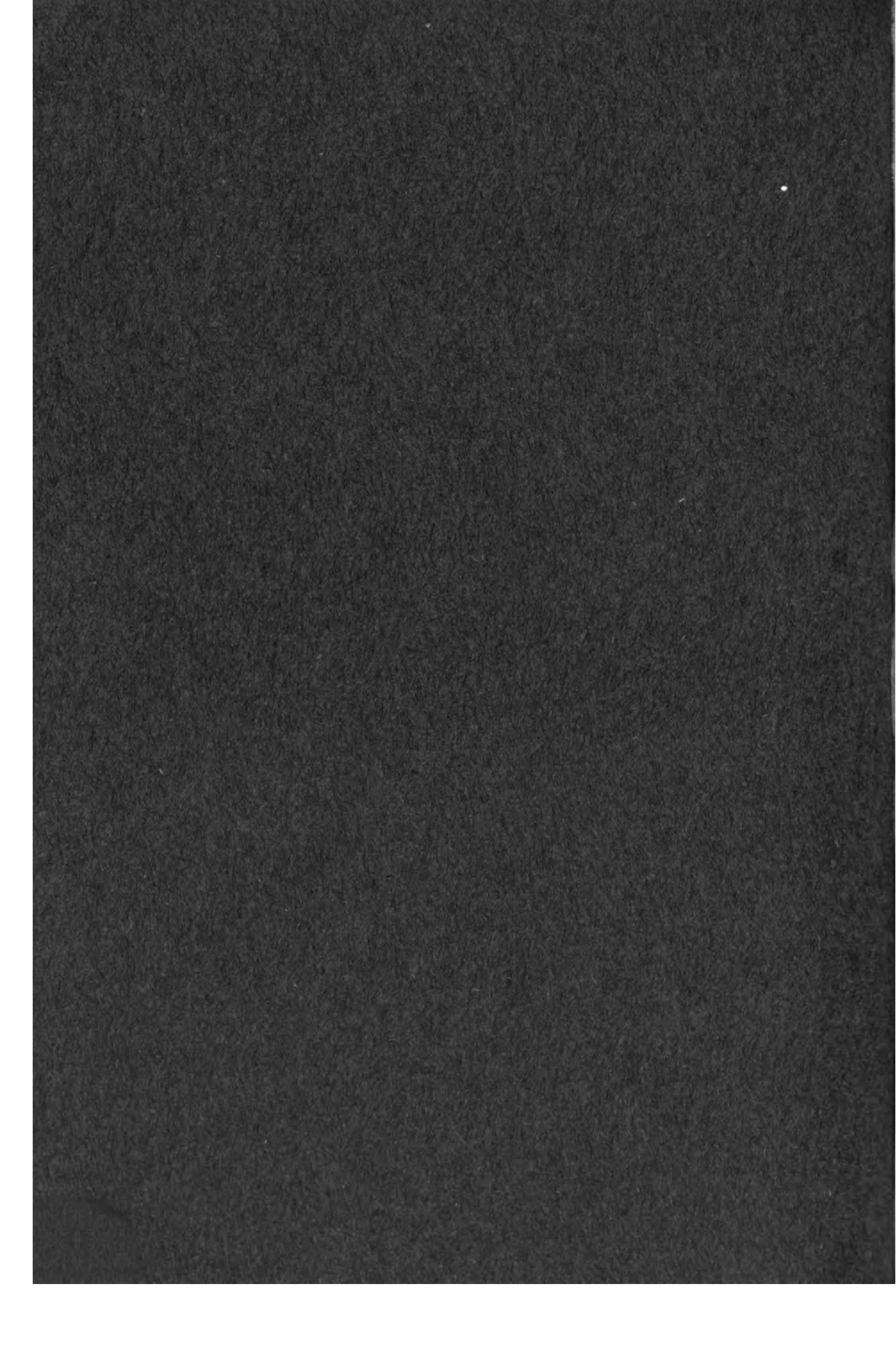
Seitdem hielt er sich gewaltsam aufrecht. Antoine hatte die Attila aus dem Schrank nehmen und säubern müssen. Es war keine leichte Arbeit, denn sie war voller Blutflecken. Aber nun zog Bruno sie an. Und obwohl sie ihm viel zu weit war, gab sie ihm Halt. Er dachte es wenigstens: äußerlich und innerlich.

Als Antoine sich über die Attila hergemacht, hatte er einen Brief in der Brust-



Ave Maria.

Gemälde von Richard Linderum.



tasche gefunden und ihn diskret dem preußischen Offizier auf den Tisch neben den Stuhl gelegt. Auch der Brief war mit Blut getränkt, so daß die steile Mädchenschrift ganz verwischt war. Bruno konnte sie aber dennoch entziffern. Er las langsam, zwei-, dreimal. Dann riß er den Brief in kleine Stücke.

Hedwig — vorbei — vorbei —

Er hatte ja sonst gute Nachrichten von den Seinen. Über die Schweiz kamen Briefe von der Mutter; sorgenvoll erst, dann ruhiger; nun von der Sehnsucht erfüllt: wann kommst du, daß ich dich völlig gesund pflegen kann? Auch über Hedwig schrieb sie, vorsichtig jedes Wort abgewogen, daß es dem Sohn nicht wehe tue. Und einmal über Tine Rust, daß die in Berlin in dem großen Lazarett auf dem Tempelhofer Felde wäre —

Der Brandfuchs — vorbei — vorbei —

Manchmal überkam Bruno helle Verzweiflung. Die qualvolle Sorge: du wirst ja nimmer und nimmer gesund! Es ist aus mit dem alten, fröhlichen Bruno. Im besten Fall ist ein elender Krüppel übrig geblieben. Die Wunde ist scheinbar heil, doch die Lunge hat einen unheilbaren Schaden, die Kräfte sind erloschen. Aber dann, wenn die Sonne durch die Fenster leuchtete, kam der Mut wieder. Der Doktor war ja zufrieden. Das bißchen Husten verging schon, nur Geduld mußte man haben. Und das Leben war doch so wunderschön. Man war ja jung, man mußte hoffen. Daß man es ausschöpfen konnte, genießen — dies wunderschöne Leben!

Wenn die Gräfin ihn so antraf, leuchtete ihr Gesicht.

Sie war jetzt verändert, fand er. Bisweilen lag eine leise Schwermut über ihr. Dann saß sie bei ihm, schweigsam manchmal, sinnend. Bisweilen sprach sie auch seltsam offen zu ihm: von ihrer freudlosen Jugend und von dem Unglück ihrer Ehe. Daß ihr kein Kind geschenkt worden wäre — vielleicht würde vieles anders gekommen sein. Und sie hielt seine Hand lange, lange fest, seufzte, ging plötzlich fort. Dann wieder war sie voll Heiterkeit. Erzählte vom Tuilerienhof, von der Kaiserin Eugenie; hatte kleine, drollige, pikante Anekdötchen; lachte übermütig, nannte ihn wieder ihren lieben Gefangenen —

In solchen Stunden preßte ihm dann und wann eine unbestimmte Angst das Herz zusammen. Fast, als ob er sich fürchtete. Sie kam dann wohl mit einem Körbchen erlesener Früchte, schälte sie selbst mit ihren langen weißen juwelengeschmückten Fingern, wollte ihn füttern wie ein kleines Kind, beugte sich weit über ihn, legte ihre vollen, weichen Arme auf seine Knie, sah ihn mit ihren großen Augen bittend an...

Einmal war er unvorsichtig gewesen, hatte von der wunderbaren, seltenen Farbe ihres Haares gesprochen. Da hatte sie erst gefragt: „Bin ich denn wirklich noch schön? Noch schön, mon petit prisonnier?“ Und plötzlich hatte sie in den Nacken gegriffen, und die rotgoldene Flut war ihr, in weiche Wellen aufgelöst, über den Nacken geglitten. Sie schüttelte den Kopf, daß es gleißte und flimmerte. Nur ein Moment war's. Dann faßte sie die schimmernden Wogen wieder zusammen, lachte: „Welche Narretei!“ und lief hinaus. Wie ein Kind — wie ein gefährliches Kind konnte sie lachen.

Es ging ihm im Kopf herum, er konnte nicht davon loskommen: ‚bin ich wirklich n o c h schön?‘ War sie denn nicht mehr jung? Er hatte den Doktor aushorchen wollen. Aber der war ausgewichen.. So bäuerisch er schien, darin war er der richtige Franzose: „Es gibt Frauen, die das Geheimnis der ewigen Jugend besitzen.“ Ganz recht hatte er. Mochte sie dreißig sein, mochte sie noch fünf Jahre mehr zählen, was tat's? Sie war jung und sie war schön. Wahrhaftig: schöner wurde sie von Tag zu Tag! Und immer war sie von gleich bezaubernder Anmut, Liebenswürdigkeit, Güte — — —

Bisweilen und immer öfter griff Bruno nach dem Handspiegel. Er lächelte wohl auch seinem Bilde zu. Eigentlich stand ihm das hagere Gesicht gar nicht übel. Die Weiber mochten es interessant finden. Und ein wenig Farbe fand sich nun auch auf den Wangen ein. Es ging aufwärts! Wer nicht blind war, mußte es sehen. Langsam ließ er den koketten Schnurrbart durch die Finger gleiten. Den hatte der Brandfuchs so gern geküßt — —

Eines Tages klang Trommelwirbel.

Berkenfelde konnte nun schon aufstehen, ans Fenster treten. Da sah er unten auf der Landstraße die Pickelhauben blitzen.

Es war nur eine kleine Kolonne, ein Häuflein Musketiere. Deutlich unterschied er den berittenen Offizier an der Spitze, im Mantel mit hochgeschlagenem Kragen; auch die Leute hatten die Mäntel an. Es mußte kalt sein draußen, ungemütlich kalt; der Marsch schien mühsam. Das Kavalleristenauge erkannte es: es war Glatteis. Der arme Gaul hatte seine Not. Aber die beiden Trommler an der Tête wirbelten, daß ihnen die Finger wohl warm werden mochten. Preußische Trommeln! Preußische Trommeln!

Die preußischen Trommeln rissen Bruno das Herz wund. Eine jähe Sehnsucht brach in ihm auf: Sehnsucht nach der Heimat, Sehnsucht nach der Truppe, Sehnsucht nach der Mutter, nach Hedwig. Ja — nach Hedwig! Mit einem Male standen sie alle vor seiner Seele: die lustigen Kameraden, seine flotten Husaren, Mutter, Kurt, Hedwig. Ja — auch Hedwig! Und er selber kam sich vor wie ein Ungetreuer —

Unten verklangen die Trommelwirbel, die Kolonne bog auf Chablis ab. Aber in seiner Seele wirbelte das Ram-tam, Ram-tam fort, bis der letzte Musketier, der sich mit wunden Füßen nachschleppte, hinter dem verschneiten Rebenhang verschwunden war. Die Tränen waren ihm nahe. Nein — er weinte wirklich. Große, schwere Tränen der Sehnsucht.

Dann lief er keuchend zur Klingelschnur. Antoine kam, ganz erschreckt. Er müsse sofort einen Boten haben. Nach Chablis. Schrieb ein paar Zeilen. Der Herr Kamerad möchte ihn doch auf ein Viertelstündchen besuchen, wenn es der Dienst irgend erlaube: ihn, einen armen Verwundeten auf Schloß Bellegarde. Namen und Regiment darunter. Als er das Blatt Papier zusammenfaltete, fiel ihm erst ein: ‚wie adressierst du?‘ Also: an den Herrn Kommandeur der deutschen Truppe in Chablis. Es klang komisch, aber es mußte genügen.

„Vite, Antoine, vite —“

Und dann wartete er.

Die Gräfin kam. Ein wenig verdrossen, schien es, ein wenig unsicher. Er hätte nach Chablis hinuntergeschickt... an den preußischen Offizier? Er hätte sich doch über nichts zu beklagen? „Aber ich bitte Sie, Gräfin! Ich hab' den Kameraden nur gebeten, mich zu besuchen. Ihre Erlaubnis vorausgesetzt, Gräfin.“ — Höflich sagte er es, aber kurz. Sie sah ihn nicht an, spielte mit den Ringen an ihren Fingern. „Ich werde den Wagen senden. Der Weg ist schlecht.“ — „Bitte, Gräfin, inkommodieren Sie sich nicht. Vielen Dank... aber der Kamerad wird schon heraufkommen, auch zu Fuß.“ — „Nein... ich schicke lieber den Wagen.“ Damit ging sie. An der Tür wandte sie sich noch einmal. Aber Bruno achtete gar nicht darauf. Er stand schon wieder am Fenster, sah über die Schneefelder fort nach Chablis hin, auf die Kirchtürme und die spitzen Dächer; er trommelte mit den Knöcheln den Hohenfriedberger auf die Scheibe.

Und wartete. Unten fuhr der Wagen vor. Antoine kam aus der Schloßtür, legte ein paar Decken in das Kupee, steckte eine Wärmflasche dazu. Es war zum Lachen: eine Wärmflasche für einen preußischen Offizier! Überhaupt: diese Verwöhnung hier, diese Verweichlichung! Daran litt diese ganze Nation. Und man litt selber darunter. Gewiß: draußen, in der freien Natur, wäre man längst ganz gesund. Die gute Gräfin verpimpelt mich. Die gute Gräfin — nun ja — die gute Gräfin.

Der Wagen rollte bergab, verschwand dort, wo vorhin die Kolonne verschwunden war, an der Wegbiegung. Man mußte Geduld haben. Der Kamerad dort unten hatte mehr zu tun, als sich sofort zu dem armen Kerl hier zu bemühen; dem armen Kerl, der eigentlich schon längst ganz gesund war. Schande über den Kerl hier, der sich verhätscheln ließ ... ja... und von hübschen Frauenaugen kajolieren!

Berkenfelde begann im Zimmer auf- und abzugehen. Und seine Gedanken gingen mit ihm. Er redete sich in eine stumme Wut hinein: auf sich selber, auf die Gräfin, auf den Arzt. Wer weiß, ob die beiden nicht im Komplott gegen ihn waren, ihn festzuhalten suchten? Hatten sie nicht manchmal heimliche, verstohlene Blicke getauscht? Was mochten sie beredet haben, wenn sie allein waren? Solch eine Frau — solch eine kokette Frau hatte immer Absichten. Eine junge einsame Frau — man kannte das! Wenn nichts anderes, wollte sie wenigstens ein Objekt haben für ihre kleinen Künste. Selbstverständlich.

Und dazu war er, Bruno Berkenfelde, gerade gut genug gewesen...

Mit einem Male konnte er nicht weiter; mußte stehen bleiben, schob sich mühsam bis zum nächsten Stuhl. Der unwiderstehliche Hustenreiz kam wieder. Ein paar Blutspuren waren im Taschentuch. Gräßlich — diese elende Schwäche! Diese Mattigkeit von den paar Schritten. Aber es hatte, gottlob, nichts auf sich. Das sagte der Schafkopf, der Bauerndoktor, wenigstens. Man mußte sich nur ruhig verhalten, ganz ruhig.

So saß er im Lehnstuhl, von Ungeduld gepeinigt, gefoltert. Wer weiß, ob der Kamerad überhaupt kam? Konnte er nicht über Chablis hinausmarschiert sein? Fand er Zeit? Durfte er seine Leute verlassen?

Es verging eine Stunde und noch eine. Antoine hatte das Diner gebracht und wieder abgeräumt; kaum einen Bissen rührte Berkenfelde an. Nur ein paar Glas Wein trank er. Und wartete — wartete —

Endlich, endlich erklang unten der Hufschlag. Aber vielleicht kam der Wagen leer zurück?

Nein! Das waren Tritte auf der Treppe, auf dem Korridor. Unwillkürlich richtete Bruno sich straffer auf, zog die Attila herunter —

Ein ergrauter Herr war's, der eintrat. Die Hauptmannsabzeichen paßten nicht recht zu seinem Alter. Aber er kam herzlich, mit ausgestreckten Händen, auf Berkenfelde zu: „Bruckmöller, Herr Kamerad. Ich konnte nicht früher abkommen. Freue mich, Sie begrüßen zu dürfen. Es geht Ihnen hoffentlich gut?"

Deutsche Laute! Endlich einmal wieder, anders, als die liebe Gräfin radebrechte. Ein kerniges Deutsch, von der Waterkant allem Anschein nach. Wie das wohl tat! Ein frischer, junger Dachs wär' ja noch willkommener gewesen, als der alte Reserveonkel. Aber auch er: „Willkommen! Herzlich willkommen!"

Sie saßen zusammen, sie stießen miteinander an. Der alte Herr war ein Kenner, er schnalzte mit der Zunge: „Ein feines Weinchen. Haben's überhaupt gut getroffen hier. Hätte schlimmer kommen können."

Ja doch! Ja doch! Aber nun erzählen —

Also: ein Transport vom Ersatzbataillon. Höchste Zeit, denn das Regiment war erschrecklich zusammengeschmolzen, zumal bei Baune la Rolande. Ja, übrigens solch ein Transport ist kein Vergnügen. Eine endlose Eisenbahnfahrt; von Mannheim an sind ja die Bahnen geradezu verstopft mit Militär-, Munitions-, Proviantzügen. Dann die Landstraße auch. Man sollte es gar nicht für möglich halten, was solch eine Armee braucht, was auf der Etappenstraße herumwimmelt. Die Verpflegung hundsmiserabel, Unterkunft jammervoll. Dazu die Märsche im Winter scheußlich. Man hatte redliche Mühe, die Leute zusammenzuhalten. Das Regiment wird sich wundern, daß man Abgänge gehabt hat. Wundern wird sich's auch, wie die neuen Stiefel schon aussehn. Daß sich Gott erbarm'! Nun muß man sich auch noch vor der Bande, den Franktireurs, hüten. Um das Bergnest Langres herum spuken die Kerle immer noch. Na ja... aber das tut nix. Die Pflicht über alles! Und wenn man noch eine Nase voll Pulverdampf kriegt, kann man wenigstens mal seinen Kindern und Enkeln sagen: ich war auch dabei!

„Prosit, Herr Kamerad. Prosit!"

Die Stimmung in der Heimat — großartig. Immer noch. Das können die Zeitungsmenschen gar nicht so ausdrücken, wie es ist. Man hat ja freilich gehofft, erwartet, die Sache würde früher zu Ende sein. Man hat den Franzosen diese Zähigkeit gar nicht zugetraut, im Süden, im Norden, im Südwesten immer neue Armeen aus der Erde zu stampfen, wie es der Mann, der Gambetta, fertig bekommt. Mein Gott, man empfindet daheim ja auch die Verluste schwer, sehr schwer. Wo gibt's denn noch eine Familie in deutschen Landen, in der nicht um irgendeinen Angehörigen getrauert wird? „Aber, mein lieber Herr Kamerad, der Bronn der Begeisterungsfähigkeit, die Opferwilligkeit unseres Volkes ist unerschöpflich, riesengroß! Gott sei Lob und Dank!"

Herr Bruckmöller ist Philologe, Dr. phil., Oberlehrer. Man merkt's. Aber die alten Augen, die in so vielen, vielen Schülerheften die roten Striche gemacht, glänzen wundervoll, und die hagere Gestalt hat im Waffenrock etwas wirklich Militärisches. Der hält seinen Ersatztransport so zusam-

men, wie er seine Sekunda zusammengehalten hat.

„Wo werden Sie denn Ihr Regiment treffen?“

„Weiß ich's? Irgendwo an der Loire. Ich werd's schon finden.“

Bruno Berkenfelde drehte an seinem Glase.

Nun fing er an zu erzählen, von sich zu berichten. Halblaut, als fürchte er Lauscher. Aber immer heißer wurden seine Worte. Manchmal mußte er innehalten, hüsteln. Dann sprach er desto schneller, eifriger weiter. Und seine Wangen glühten. Er hatte sich's überlegt, haarscharf: er mußte fort von hier, aus diesem Phäakendasein heraus. Er mußte — mußte! Die Trommeln hatten ihn geweckt. Sobald kam die Gelegenheit nicht wieder, der Anschluß an eine preußische Truppe. Wenigstens bis zum nächsten größeren Etappenort konnte er mit, dann würde sich das Weitere schon finden —

Manchmal, während er sprach, wiegte Hauptmann Bruckmöller bedenklich den grauen Kopf. Ob der junge Mann seine Kräfte nicht überschätzte? Aber er sah eigentlich ganz frisch aus, wenn auch etwas hager im Gesicht. Und dann: dieser Landdoktor, von dem er soviel sprach, war sicher ein Nichtswisser. Die französischen Ärzte waren überhaupt keine Leuchten. Es mochte gut sein, wenn der junge Herr in ordentliche deutsche Behandlung kam.

„Wann marschieren Sie morgen früh ab, Herr Kamerad?“

„Es hat keinen Zweck, in der Dunkelheit aufzubrechen. Ich habe den Abmarsch auf 8 Uhr 30 Minuten befohlen.“

„Gut! Gut! Also, bitte, Sie requirieren in Chablis für mich einen Wagen —“

„Sollte Ihre schöne Schloßfrau — ich durfte sie vorhin begrüßen, wirklich eine auffallend schöne Dame — sollte sie Ihnen nicht ihren Wagen zur Verfügung stellen?“

„Nein! Nein! Nur bis Chablis. Dort werde ich also pünktlich um acht Uhr sein. Ich bin Ihnen so dankbar, Herr Kamerad! Der Himmel hat Sie mir gesandt ...“

Etwas überschwenglich war der junge Mann. Aber der Jugend stand das gut. Ein Prachtkerl, dieser Husar!

Sie stießen noch einmal an. Und dann ging der Hauptmann. Bis zur Tür brachte ihn Bruno. Er fühlte sich so wohl und munter, so heil, wie seit dem Tage seiner Verwundung nicht.

Es hielt auch an. Ganz ruhig überlegte er alles. Sein Bündel war leicht geschnürt. Fatal genug: eigentlich hatte er nicht einmal ein Bündel zu schnüren. Sogar die Wäsche, die er trug, war wohl erst für ihn in Chablis gekauft worden. Nichts als die Uniform und der Säbel im Schrank waren sein eigen. Aber das half nichts. Später konnte man das gutmachen. Man hatte ja vieles hier gutzumachen, ohne Zweifel. Er überzählte sein Geld; es langte gerade zu reichlichen Trinkgeldern. Auf der Etappe aber konnte er jedenfalls Vorschuß auf sein Gehalt erheben. Es ließ sich alles einrichten.

... und nun noch der Abschied von der Gräfin ...

... das war das Fatalste. Sie war doch sehr gut zu ihm gewesen. Ihr verdankte er seine Rettung. Mit rührender Sorgfalt hatte sie ihn gepflegt, behütet, umsorgt ...

Eine Weile saß er ganz still in seinem tiefen Lehnstuhl. Die Dämmerung war herabgesunken. Antoine hatte die hohe Moderateurlampe gebracht, sie auf seinen Wink drüben auf die Kommode gestellt. Das Zimmer lag im Halbdunkel.

Es war eine schwere Falte auf Brunos Stirn. Aber allmählich verschwand sie. Er lächelte vor sich hin. Später ... vielleicht ... dachte man mit ganz vergnügten Sinnen an diese Wochen zurück und an die schöne Schloßherrin. Später ... vielleicht ... sah man sich wieder. Warum nicht? In Baden-Baden oder in Florenz — oder sogar in Paris. Ja, in Paris, da war das beste Milieu für sie. Man sah sich wieder. Man konnte ... vielleicht ... auch den schuldigen Tribut der Dankbarkeit abstatten. Er kräuselte rechts und links an seinem Schnurrbärtchen. Schön war sie. Eine famose Frau. Eine wundervolle Frau: nicht nur schön, auch anmutig; etwas kokett; liebenswürdig, unterhaltend; von einem ganz eigenen Charme; mit viel Temperament, aber mit jenem besonderen Temperament, das doppelt reizvoll ist, weil es sich zu beherrschen weiß. Hm — immer hatte sie sich doch nicht beherrscht. Es hatte Momente gegeben, wo sie — hm! — gewisse Avancen gemacht

hatte. Aber ich will dir nicht unrecht tun, liebe Gräfin . . . vielleicht war's nicht einmal arg schlimm gemeint. Vielleicht war's eine Narretei, ein Spiel. Ein andermal, wenn Friede ist, wenn ich ganz gesund bin . . . später . . . vielleicht . . . nehmen wir das Spiel wieder auf. Jetzt muß, muß, muß Schluß gemacht werden. Basta!

Und dann kam sie, wie sie jeden Abend gekommen war. Ganz unbefangen scheinbar, mit freundlichem Gesicht und freundlichem Lächeln und freundlichen Worten: daß er den Kameraden wiedergesehen hätte; welch alter Herr das gewesen wäre; alt und würdig. Colonel? Nein? Ei, ei — ein Capitaine. So bejahrte Capitaines hätten die Prussiens. Es sollte schelmisch klingen: die werden uns nicht gefährlich werden.

Die Lampe ließ sie auf der Boulekommode stehen, saß neben ihm nieder im Dämmerlicht. Immerhin, es war hell genug, daß er in ihren Zügen lesen konnte, wie sie innerlich erregt war und es mühsam verbarg. Hell genug auch, daß er sah, sie wollte heut besonders schön sein. Gerade so im gebrochenen Licht wirkte ihre Schönheit am stärksten. Ganz jung erschien sie.

Sie schmollte ein wenig: warum der Capitaine nicht geblieben wäre? Eine Stunde noch oder zwei — zum Souper? Der Dienst! Pah — der Dienst! Sie spielte mit den Marquisenringen; dann mit den Armbändern, schob sie auf und nieder auf dem weißen, schöngeformten Arm.

Als sie hereingekommen war, hatte sie einen indischen Schal um die Schultern getragen. Nun — „il fait chaud!“ — nun ließ sie ihn fallen. Das rostfarbene Seidenkleid zeigte einen tiefen herzförmigen Ausschnitt. ‚Famose Frau!‘ dachte er. ‚Geschieden muß doch sein.‘

Er war schweigsam gewesen bisher, hatte nur einsilbige Antworten gegeben.

Nun sagte er's ihr, wie er sich's zurechtgelegt hatte. Mit warmen Worten, mit herzlichem Dank: geschieden muß sein. Heut abend — morgen in der Frühe. Wider Willen steigerte er sich doch. Es reizte ihn, daß sie so stumm blieb. Er sprach von ihrer Güte, daß er seine Retterin, seine treue, aufopfernde Pflegerin nie — nie vergessen würde. Er griff nach ihrer Rechten, zog sie an seine Lippen —

Kein Wort hatte sie erwidert. Leicht vornübergebeugt saß sie. Er sah, wie ihre Brust sich hob und senkte, sah wie es in ihrem Gesichte zuckte —

Plötzlich entriß sie ihm, wortlos, die Hand, sprang auf, stand wie erstarrt; ging dann, langsam und schwer, fort von ihm, bis zum Fenster. Er sah, wie sie die Hände vor das Gesicht hob. Und er hörte, wie sie leise schluchzte.

. . . eine dumme, dumme Geschichte. Daß sie es so schwer nahm! Daß es ihr so tief ging! Wenn sie ihn geschmäht, ihn einen Undankbaren genannt hätte: das wäre leichter gewesen. Aber Tränen . . . dies verhaltene und nun immer stärker, immer schmerzlicher werdende Schluchzen . . .

‚. . . was kann ich ihr nur sagen? Etwas Liebes, Gutes . . .‘

„Gräfin,“ rief er halblaut. „Liebe Gräfin —“

Sie hörte nicht. Oder hörte sie doch? Schüttelte sie nicht traurig den Kopf?

. . . „Madeleine . . .“

Da wandte sie sich plötzlich. Sie kam zurück. Langsam zuerst, wie unsicher; dann schnell. Sie hob die Hände, und sie lächelte unter Tränen. Wunderschön jetzt, bezaubernd schön —

Bis dicht zu ihm kam sie. Er wollte sich erheben, aber ihre Arme lagen schon auf seinen Schultern. Plötzlich sank sie vor ihm in die Knie. „Du darfst nicht von mir gehen . . je t'aime . . . je t'aime . . .“ Die weichen vollen Arme umklammerten ihn.

„Sag's noch einmal: Madeleine!“ Ein zärtliches Stammeln: „Mon petit prisonnier . . . nein, nicht sprechen . . . nicht . . . sprechen . . .“

Der betäubende Duft ihres Haares schlug zu ihm, es flimmerte golden vor seinen Augen. Sie hob sich ein wenig, aber ließ ihn nicht frei. Ihre Wange lag an der seinen, glühend heiß. Dann, plötzlich, ging ein süßes Erschauern durch ihren Leib. Und immer enger schmiegte sie sich an ihn, atmete schwer, suchte seine Lippen —

In der Nacht mußten die Pferde noch einmal heraus und den steilen Weg hinunter zu Dr. Bollardon und wieder hinauf.

Und als am Morgen im stöbernden Schnee Hauptmann Bruckmöller sein Häuflein auf dem Marktplatz von Chablis antreten ließ, stand wartend ein Diener aus

Château Bellegarde da mit einem kurzen Briefe des Arztes: Zum größten Bedauern müsse er mitteilen, daß in dem Zustand des Monsieur de Berkenfelde eine plötzliche Verschlimmerung eingetreten wäre; an einen Transport sei unter den obwaltenden Umständen nicht zu denken; indessen bliebe die begründete Hoffnung, daß in einigen Wochen der Verwundete nach der Heimat werde zurückkehren könne. „Avec les salutations les plus sincères, je suis, monsieur, votre très-dévoué . . .“

„Schade,“ murmelte der Hauptmann. Nahm sein bestes Schulfranzösisch zusammen, trug dem Diener herzlichste Grüße an den Kameraden und Empfehlungen an die Frau Gräfin und an den Doktor auf. Etwas umständlich; und etwas umständlich stieg er auch in den Sattel. Es waren immer noch ungewohnte Geschäfte: das wirklich französisch Sprechen und die Beschäftigung mit dem wilden Tier.

„Schade —“ brummte er noch einmal vor sich hin. Reckte sich dann. „Stillgestanden. Das Gewehr über! Mit Sektionen vom rechten Flügel — Bataillon marsch!“

⌘ ⌘ ⌘

Marheinke mochte wohl recht haben: es war eine schlimme Sache mit den Stiefeln.

Er stand an der Tür, hatte die Missetäter in seinen Riesenfäusten und schimpfte: „So jeht et wirklich nich weiter, Herr Leitnant. Ick bin nu bei allen vier Kompagnieschustern jewesen, aber sie sagen alle, da is Hopfen und Malz verloren.“

Kurt Berkenfelde lachte — er konnte jetzt manchmal wundervoll fröhlich lachen — stand vom Tisch am Fenster auf und kam heran, sich die deplorablen Dinger anzusehen. Auch der Stabsarzt kam, entzückt über den Zwischenfall, aus dem Nebenzimmer. „Vielleicht könnte ich sie in chirurgische Behandlung nehmen, Berkenfelde. Wenn man's recht bedenkt, warum nicht? Ein Stiebel ist eine Sache von unglaublicher Wichtigkeit und wohl des Schweißes der Edlen wert. Lassen Sie mal sehen, braver Marheinke.“

Aber nach eingehender Besichtigung schüttelte er den Kopf. „Da will ich denn doch lieber eine Kniegelenkresektion unter erschwerenden Umständen vornehmen. Um sich wissenschaftlich auszudrücken: mindestens der rechte Stiefel steht im Begriff an der Greisenkrankheit einzugehen. Ich kann einen allgemeinen Marasmus konstatieren. Der linke — drehn Sie mal um, Marheinke — der linke zeigt ähnliche Erscheinungen; aber bei ihm beschleunigen noch akute Leiden den Verfall: da an der Sohle und hier im Oberleder, fast hätte ich Epidermis gesagt. Hm — und wieviel Kollegen vom Schusterschemel haben schon an den Patienten herumgedoktert. Ich kann nur die denkbar ungünstigste Diagnose stellen, mein armer Berkenfelde.“

Es war wirklich tief betrübend. Mit diesen treuen Stiefeln war Kurt durch dick und dünn, im wörtlichsten Sinn des Wortes, gegangen und geritten. Nun hatten sie ausgedient. Es war aber auch tragisch: das zweite Paar hatte im Biwak nach Sedan ein schreckliches Schicksal erlitten; es war am Feuer lebendigen Leibes geschmort worden, und das hält selbst das beste Leder nicht aus.

„Der Herr Leutnant werden sich eben neue Stiebeln kaufen müssen,“ entschied Marheinke. Da lachten sie beide laut auf. „Beim Marketender, Marheinke? Oder weißt du einen vermauerten Keller mit Schusterschätzen, wo man für fünf Sous kaufen kann?“

Plötzlich hupfte der dicke Stabsarzt vergnügt in die Luft, schlug sich vor die Stirn: „Heureka, Berkenfelde. Ich hab's. Sie müssen nach Versailles fahren. Versailles ist ein Paradies. In Versailles ist alles zu haben. Auf ein paar Tage Urlaub kann's nicht ankommen. Marheinke, Mann Gottes, packen Sie den Koffer. Der Herr Leutnant, Adjutant pp. fährt nach Versailles.“

Also geschah es.

Der hohe Bataillonsstab verfügte seit Sedan über ein schmuckes kleines Wägelchen, das sich dort „gefunden“ hatte. Der eine der beiden Gäule, die Berkenfelde auch bei Sedan für ein billiges erstanden, ging gut in der Gabel, und der Trainsoldat, der Hüter des offiziellen Bataillonskarrens, kutschierte firm. Es konnte also losgehen.

„Berkenfelde, ziehen Sie aber das Beste an Sachen auf den Leib, was sie besitzen,“ meinte der Major. „In Versailles ist man pikfein, und auffallen wollen Sie doch nicht.“

Es wurde also loskutschiert durch den

schönsten Sonnentag, den der Winter bisher gebracht hatte. Im Tor des Vorgartens stand der dicke Stabsarzt und erinnerte noch einmal an alle Bestellungen, die er ihm aufgetragen. „Vergessen Sie mir das Citronatum nicht, Berkenfelde, und die raisins secs. Ohne Rosinen keine Weihnachtsstollen. Glück auf die Reise."

Über Montmorency ging die Fahrt, dann durch die Vorpostendörfer des III. und IV. Korps längs der großen Schleife, in der die Seine durchs Land zieht; immer grüßte der Mont Valerien herüber, und dann und wann blitzte es droben auf, und ein großer Zuckerhut sauste weithin — irgendwohin; es kümmerte sich ja niemand mehr um die Ungeheuer. Schön war die Fahrt, immer fast mit dem ewig wechselnden Blick auf Paris, auf das gewaltige Häusermeer, auf die Kuppeln und Türme der Riesenstadt, um die man nun schon drei Monate warb. In St. Germain wurde gefrühstückt; die Garde-Landwehr hatte sich's hier behaglich eingerichtet. Und weiter ging's nun auf gerader Landstraße nach Versailles zu. Zur Linken blieben der Park und das Schloß von St. Cloud liegen, das die Franzosen so unnötig in Brand geschossen hatten, fast als wollten sie Rache nehmen an dem Gebäude, das der Lieblingssitz des verhaßten Napoleon gewesen war.

Es war eine seltsame Spannung in Kurt. Ihm war's, als rückte er aus dem Feldlager der Kultur wieder näher. Ehrlich neugierig war er auf dies Versailles, die Residenz des Sonnenkönigs, die solange für deutsche Fürsten als unerreichbares Vorbild gegolten — und in der nun des deutschen Heeres Oberfeldherr, sein König, seit Wochen sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Sein König! Jäh tauchte die Erinnerung auf an jenen Abend, wo er vor dem König gestanden in des Herrschers schlichtem Arbeitszimmer, ein mutloser junger Mensch; und an jene Minuten unmittelbar darauf, in denen er draußen auf der Rampe vor dem Palais den Jubelrufen des begeisterten Volkes gelauscht. Die Wende seines Lebens war's gewesen. Seither ging es bergauf. Und mit der einen Erinnerung kamen so viele, viele andere: an Vater und Mutter, an Bruno, der nun wund in der Fremde lag, an den lustigen Brandfuchs — an Hedwig. Immer schob sich das Bild des stolzen, kühlen Mädchens zwischen das Erinnern ... immer stand sie voran, und ihr Wort klang in seiner Seele: ‚Wir sind doch ein Volk!'

... Da war es, dies Versailles ...

In der Kommandantur gab es Achselzucken. Quartier? Ganz unmöglich.

Eine alte Schreiberseele von Feldwebel stand da und lächelte überlegen. „Tut mir leid, Herr Leutnant. Nicht 'ne Maus können wir mehr unterbringen. Die Zivilisten haben uns die letzten Quartiere weggenommen. Versuchen Sie selbst Ihr Heil."

Gut also. Versuchen wir unser Heil. So leicht ließ sich Berkenfelde nicht einschüchtern. Er zog aus auf Wohnungssuche wie der Tourist im Badeort. Merkwürdig genug war es schon, dies Versailles. Spaßhaft. Potsdam vergrößert. Elegante Straßen, elegante Häuser, elegante Läden und doch etwas Kleinstädtisches. Viel Volk unterwegs, als ob gar nicht Krieg wäre, flanierend, plaudernd. Aber dazwischen überall Offiziere aller Waffen, Trupps von Mannschaften, Ordonnanzen mit Mappen, Meldereiter ...

Erst in der Dämmerung fand sich ein Unterkommen für Pferd und Wagen und Trainsoldat, und endlich auch für Berkenfelde selbst. Wunderlich und dürftig genug. Ein Berliner Weinhändler hatte in einem leerstehenden Laden ein Restaurant eröffnet, in dem er nur Champagner verschenkte, mit Bedienung von zarter Hand. Der gute Mann ließ sich erweichen: für schweres Geld stellte er in einem Hinterstübchen, groß genug für einen Kanarienvogel, den Fußboden und eine Matratze zur Verfügung; notabene erst zu benutzen, wenn die letzten Gäste das Lokal verlassen hatten. Merkwürdig genug, auch er meinte: „'s ist ein Glückszufall, daß Sie das Plätzchen bekommen. Für die Berliner Gäste sind die letzten freien Zimmer belegt worden."

„Welche Berliner Gäste?"

„Nun — die Abgeordneten —"

Berkenfelde achtete nicht darauf. Er aß eine Kleinigkeit, trank eine halbe Flasche Ruinart, amüsierte sich über die französische Hebe, die so komisch deutsch radebrechte; dann drängte es ihn wieder auf die Straße. Wohl eine Stunde oder länger pendelte er auf und ab, sah im Halbdunkel die un-

geheuren Linien des Königsschlosses, ließ sich von der flutenden Masse treiben: wirklich — man war hier plötzlich wieder wie mitten in der Kultur. Er fand sogar noch einen Schusterladen offen und drinnen ein freundliches altes Männchen, das die hundertfach geflickten Ungeheuer mitleidsvoll betrachtete und dem sein „c'est la guerre comme à la guerre" recht aus dem Herzen zu kommen schien. Der Brave konnte sogar ein Paar Stiefel zum Kauf anbieten; sie paßten nicht ganz, aber sie paßten so ziemlich. Und der Preis? „Cinquante francs." Plötzlich hatte sich das freundliche alte Männchen in einen geriebenen Geschäftsmann verwandelt, und sein „c'est la guerre comme à la guerre" klang jetzt aus ganz anderer Tonart. Kurt mußte lachen — und zahlte.

Als er aus dem Laden heraustrat, hätte er beinah einen Zusammenstoß mit einem langen schlanken eleganten Offizier gehabt. Sie wichen sich grüßend aus und blieben dann doch überrascht stehen: „Berkenfelde! Endlich mal wieder einer vom Regiment. Willkommen in Versailles."

Es war Hauptmann von Eynatten, der kurz vor Ausbruch des Krieges in das Militärkabinett kommandiert worden war.

„Wo wohnen Sie, Berkenfelde?" Dann lachte er. „Ja, schön ist anders. Aber seien Sie froh, daß Sie wenigstens eine Bleibe haben. Mit den Abgeordneten hat sich ein Heuschreckenschwarm von Journalisten eingefunden — wir wissen kaum aus noch ein. Und jetzt? Wir trinken eine Pulle Wein zusammen auf unser altes liebes Regiment. Meinetwegen bei Ihrer schwarzhaarigen Therese. Schlimmer als der Sabot d'or oder der Jeanbourreau d'Afrique und wie sonst die Kneipen heißen, ist er auch nicht. Morgen mittag aber sind Sie im Hotel des Réservoirs mein Gast."

So saßen sie denn zusammen, brachen einer Flasche und noch einer den Hals. Die schwarze Therese knickste und ließ sich von dem flotten jungen Hauptmann in die Backen kneifen. Vom Hundertsten schwatzten sie ins Tausendste: vom Regiment, von St. Privat, von Sedan, von „dort unten", an der Loire. Manchmal jammerte Herr von Eynatten ein wenig. „Ist ja schön ehrenvoll im Hauptquartier Seiner Majestät. Aber wir höheren Schreiber sehen, fühlen doch gar zu wenig vom wirklichen Krieg. Was gäb' ich drum, wenn ich bei St. Privat meine Kompagnie geführt hätte." Und dann wieder lachend: „Schauen Sie mich nur an, Berkenfelde — geschniegelt und gebügelt, nicht wahr? Ich wollte, ich hätt einen Waffenrock an, der keine heile Stelle mehr aufweist. — Aber man hat doch einen Überblick über das große Ganze und immer die neusten Nachrichten. Manchmal irrt man sich auch hier. Wer hätte geglaubt, daß sich Paris so lange halten könnte? Heut wissen wir's freilich, daß erst unsere großen Kartaunen ihre Mäuler werden aufsperren müssen, ehe die Pariser klein werden. Nun, dazu kann Rat werden. Und interessant ist's hier schon. Morgen haben wir ja wieder einen großen Tag."

Da hörte es Kurt Berkenfelde zum erstenmal, daß sich das einige Deutsche Reich vorbereite. Wie langsam doch die Zeitungen gingen. Jetzt erst hörte er von dem hochherzigen Brief des jungen Bayernkönigs, der von König Wilhelm die Annahme der Kaiserkrone erbat. Und daß heut die Deputation des Reichstags des Norddeutschen Bundes in Versailles eingetroffen, dem greisen Herrscher die gleiche Bitte vorzutragen — mit demselben Präsidenten Simson an der Spitze, der schon einmal in sturmbewegten Tagen, 1848, König Friedrich Wilhelm IV. als Sprecher einer Deputation des Frankfurter Parlaments die Kaiserkrone hatte bringen wollen.

Spät trennten sie sich. Und dann lag Berkenfelde auf seiner harten Matratze, und der Wein hämmerte in ihm nach. Stärker aber, weit stärker die wunderbare Empfindung: in welch gewaltiger Zeit lebst du doch! Was die Väter geträumt, ersehnt, erhofft: das deutsche Kaiserreich steht wieder auf. Einem Hohenzollern wird die Kaiserkrone! Und geschmiedet wurde der Kronreif in diesem herrlichsten aller Kriege. Und du — du, du kleiner junger Leutnant, hast auch für dein Teilchen mithämmern dürfen am großen Werk!

Als ob die Raben des Kyffhäusers ihn umflatterten mit mächtigem Flügelrauschen: so war es ihm.

⁂

Am frühen Morgen war er auf. Die helle Wintersonne leuchtete. Ein Sonntag war's und ein Sonnentag, der 18. Dezember.



Freundinnen.

Gemälde von P. W. Ehrhardt.

Da lag es vor ihm, das Wunderschloß, so oft beschrieben, daß er's schon gut zu kennen meinte mit dem prunkvollen Eisengitter davor und dem prunkvollen Reiterdenkmal Ludwigs XIV. und der prunkvollen Inschrift auf dem Giebel des Mittelbaus: A toutes les gloires de la France.

Preußen stehen als Posten; jüngst eroberte französische Kanonen stehen im Vorhof, von der Loire heraufgeschickt. Und in den hohen Sälen des Erdgeschosses, angesichts der riesengroßen Schlachtenbilder, die französische Siege verherrlichen, steht Bett an Bett mit verwundeten deutschen Kriegern.

Ein junger Arzt, ein Pfälzer Kind, führt ihn längs der Reihen der Dulder. Er ist nicht gut zu sprechen auf dies scheinbar prachtvollste Lazarett der Welt, an dem die ersten Chirurgen Deutschlands, Langenbeck und Wilms, wirken. Hinter den gewaltigen Leinwandflächen lauert der Tod. Die Wände sind nicht zu reinigen. Leise flüstert's der Arzt. Nur der eiserne Bismarck hat das rechte Wort gefunden: ins Feuer mit den großen Schinken, wenn dadurch auch nur ein einziger preußischer Grenadier gerettet werden kann. Aber da schaudern die Diplomaten: was würde Europa zu solch einer Barbarei sagen? Es gibt überall Kluge, Allzukluge, Allzurücksichtsvolle; sie erschrecken auch schon über den Gedanken, daß die preußischen Granaten irgendein „historisches" Kunstwerk drinnen in Paris zerschmettern könnten. Der „Sonnenkönig", der einst hier Hof hielt, und seine Generale, sie haben's anders mit Deutschland im Sinn gehabt, meint der Arzt. „Fragen Sie nur in meiner Heimat nach, wie die Franzosen dort hausten. Bis auf heut noch erzählt's eine Generation der andern."

Gottlob, die Verwundeten ahnen nichts von den heimtückischen Gefahren, die sie unsichtbar umschweben trotz bester Pflege. Sie sind guter Dinge. Oft kommt der König zu ihnen, oft kommt „unser Fritz". Leis und sacht wird dem einen, dem andern ein Eisernes Kreuz auf die Bettdecke gelegt. Dann leuchten die Augen —

Aber Berkenfelde fröstelt trotz der Sonnenstrahlen, die durch die hohen Fenster dringen. Der Tod zog einst von dem Schlosse nach Deutschland. Der Tod geht heut durch das Schloß.

Hoch aufatmend stand er endlich auf der Parkterrasse. Im Winterschlaf lag die Wunderschöpfung des großen Lenôtre. Doch die helle Sonne spielte auf dem Riesenbassin der Latona und des Apollo, ruhte leuchtend auf all den Marmorgruppen ihrer Umrahmung.

Und — von fernher kam der Donner der Kanonen. Während des ganzen Vormittags schon. Berkenfelde fand endlich ein Lächeln, ein befreiendes Lächeln. Der „Onkel Baldrian", wie die Leute den Mont Valerien nannten, machte sich wieder einmal „mausig". A toutes les gloires de la France?!

Der König kam aus der Schloßkirche. Deutscher, evangelischer Gottesdienst war dort abgehalten worden, wo einst Ludwig XIV. unter Weihrauchdüften die Messe gehört. Der preußische Divisionspfarrer Rogge hatte gepredigt — das alte, schöne Adventswort: „Der Herr ist nahe" war seiner Predigt untergelegt. Und in ihr war die Bedeutung dieses Tages aufgeklungen, an dem die Vertreter des deutschen Volkes dem siegreichen Oberfeldherrn die Kaiserkrone darbringen wollten — heut hier — in Versailles —

Die Rue de Paris entlang eine Woge glänzender Uniformen. Wie seltsam doch solch großes Hauptquartier ist! Das Hauptquartier dieses schlichtesten aller Könige! Hunderte von Offizieren aller Grade, aller Waffengattungen; ein ungeheurer Troß dazu von Lakaien, Bereitern, Kutschern; Telegraphisten, Chiffreuren, Schreibern und Zeichnern aus den Bureaus. Dann englische, russische Militärbevollmächtigte; Berichterstatter, Journalisten aus aller Herren Ländern.

Berkenfelde mußte eilen, um zur Präfektur zu kommen, zum Quartier des Königs, wo um zwei Uhr der Empfang der Deputation des Norddeutschen Reichstags stattfand.

Auf den Zinnen des Königschlosses hatte die schwarz-weiße Preußenfahne geweht. Über dem Mittelbau des Präfekturgebäudes flatterte die Königsstandarte, purpurn, mit dem wieder jung gewordenen Eisernen Kreuz im Felde, von Kronen und Schwarzen Adlern umgeben.

Und im langen Zuge rollten die Equipagen heran: die der Deputierten, der

Herren im Frack, mit Feldpostillonen auf dem Bock, die der Fürstlichkeiten. Moltke dann und dann Roon und dann — Bismarck mit dem blitzenden Kürassierhelm auf dem Haupte.

Eine Hand legte sich auf Berkenfeldes Schulter. Es war Hauptmann von Eynatten. „Unsere drei Großen!" sagte er. „Zwei Tage nach Sedan saßen wir in Vendresse an der sehr einfach bestellten königlichen Tafel. Da ließ der Allergnädigste Herr zum ersten Male im Feldzug Champagner bringen. Er trank auf das Wohl der Armee, und er trank auf das Wohl der drei Großen. Unvergeßlich werden mir die Worte bleiben. ‚Sie, Kriegsminister von Roon,' sagte er ungefähr, ‚Sie haben unser Schwert geschärft. Sie, General von Moltke, haben es geleitet. Und Sie, Graf Bismarck, haben Preußen durch die Leitung der Politik auf seinen Höhepunkt gebracht.' Ganz schlicht sprach der König. Aber wie schön waren diese einfachen Worte und wie treffend... Und nun kommen Sie, Berkenfelde, ich möchte Ihnen noch Klein-Trianon zeigen mit seinen Erinnerungen an Marie-Antoinette."

Eine Stunde später saßen sie, an einem seitlichen Tisch, im Saale des Hotel des Réservoirs. Es war heut nicht so voll wie sonst. Aber am langen Mitteltisch hatten doch allerlei „große Sterne" Platz genommen, Fürsten und Prinzen, die dem Hauptquartier attachiert waren. „Bismarck mag sie nicht," meinte Eynatten leise. „Diese hohen Herren von der ‚zweiten Staffel'. Er behauptet, sie hielten nicht dicht, erführen allerlei und plauderten zu viel aus. Auch zu den englischen Zeitungskorrespondenten, die hier eine unheimliche Rolle spielen. Da drüben sitzt einer von ihnen, Russell, übrigens einer der bestgesinnten. Denn sonst — England will uns nicht immer wohl."

Drüben ging die Tür. Herein trat ein hagerer Herr in der Generalsuniform. Er ging quer durch den Saal, leicht vornüber geneigt.

Moltke war es. Und ganz eigen: all die hohen Herren am Mitteltisch, die Fürsten und Prinzen, erhoben sich, verbeugten sich tief vor dem schlichten Mann. Sie wußten: ‚er hat unser Schwert geleitet.' Er führt es heut noch: von Sieg zu Sieg.

Eynatten, der überall hinter die Kulissen sehen konnte, erzählte: „Unser großer Schweiger ist in der letzten Zeit etwas mißgestimmt. Es geht ihm wohl nicht schnell genug vorwärts, auch er hat diese erstaunliche Widerstandskraft der Franzosen nicht erwartet. Und dann — er war aus militärischen Gründen gegen die Beschießung von Paris. Nun bombardieren sie ihn hier, und auch aus der Heimat erhält er allerlei Zuschriften. Neulich hat er doch lachen müssen. Da bekam er einen Zeitungsausschnitt ohne ein Wort des Zusatzes: ‚Lieber Moltke, nimm's nicht krumm, Mach' doch endlich bumm, bumm, bumm! Teurer Moltke, schau dich um: Deutschland will das Bumm, Bumm, Bumm.' Und nun wird er wohl wirklich bald Bum-Bum machen lassen."

„Hoffentlich." Berkenfelde stöhnte ein wenig. „Es ist langweilig vor Paris. Ich wollte, ich wäre unten an der Loire."

„Unsinn! Es wird auch vor Paris noch zu tun geben. Wenn ich noch klagen wollte! Aber ich muß in meiner Schreibstube hocken und bin froh, wenn ich zu unseren Vorposten hinausreiten kann und wenigstens mal eine blaue Bohne pfeifen höre. Wo der König uns hinstellt, ist's gut. Und nun, Berkenfelde, nun wollen wir beide ganz still auf Majestät anstoßen, unseren König... bald, bald unseren Kaiser!"

⌘ ⌘ ⌘

Feldpostbrief.

Hedwig von Berkenfelde an Kurt von Berkenfelde.

Wiesbaden, 14. Dezember 1870.

Mein lieber Kurt!

Du hast ganz recht, wenn Du mich eine schlechte Briefschreiberin nennst. Aber ich bin wirklich hier durch meine Pflichten sehr in Anspruch genommen, und dann, lieber Kurt, es gibt Zeiten, in denen man besser überhaupt nicht schreibt, auch nicht an die Nächsten, die man hat. Ebenso wie man sich nicht aussprechen könnte in solchen Zeiten. Ich wenigstens muß alles, was mich drückt, alle Prüfungen, erst mit mir selbst abmachen, ehe ich mich einem andern, und wäre er mir der liebste Mensch auf Erden, offenbaren kann.

Heut aber muß ich Dir schreiben. Vor allem, damit Du Dich um Deine gute Mutter nicht sorgst. Du wirst nämlich auf

einige Zeit auf direkte Nachricht von ihr verzichten müssen. Sie hat bei einer Operation assistiert und sich dabei eine kleine Blutvergiftung zugezogen. Es hat nichts auf sich. Nur mußte der Zeigefinger der rechten Hand gespalten werden, und es ist ihr daher unmöglich, die Feder zu führen. Die liebe Tante geht aber schon wieder ihrem Beruf nach und läßt Dich viel-, vielmals grüßen. Sie war sogar in der Stadt und hat auch für Dich kleine Geschenke eingekauft. Du sollst doch nicht um Dein Weihnachten kommen. Ich packe heut das Kistchen für Dich und rechne darauf, daß die brave Feldpost es rechtzeitig in Grosley abliefern wird. Du schreibst, daß Du Dein Taschenmesser eingebüßt hast. Der Ersatz soll unsere gute, alte Freundschaft nicht zerschneiden.

Unsere gute, alte Freundschaft! Ja, lieber Kurt, und nun will ich Dir sagen, daß es eine Zeit gab, in der ich diese alte Freundschaft vergessen hatte. Ich bin endlich innerlich so weit, daß ich Dir gegenüber offen sein kann.

Weihnachten jährt es sich, daß es anfing. Unter dem letzten Weihnachtsbaum in Pinnow fühlte ich zum erstenmal, daß mich Bruno mit anderen Augen ansah als bisher. Ich habe es ihm nicht so leicht gemacht, wie Ihr alle wohl glaubtet. Viele Monate ging das Ringen zwischen uns. Bis er an jenem Tage, an dem alle Herzen höher schlugen, zu mir kam und mich an sich riß. Ich kann Dir nicht sagen, wie es kam. Ich will es auch nicht. Aber das muß ich Dir gestehen: ich habe Bruno sehr lieb gehabt, und ich weiß auch, daß er mich liebte. Trotzdem wußte ich, daß wir tiefunglücklich miteinander werden müßten. Und nun ist alles aus. Das solltest Du von mir selber erfahren.

Es ist aus zwischen uns, aber die große Sorge um ihn lebt in mir fort. Wir haben zwar günstige Nachrichten über ihn. Er scheint in vortrefflicher Pflege; Tante schrieb Dir wohl darüber. Sie hat mit der Gräfin Brissonet mehrfach Briefe gewechselt, auch der Arzt aus Chablis hat berichtet. Die Wunde ist geheilt, aber es scheint eine Lungenaffektion zurückgeblieben zu sein. Wir verstehen nur nicht, warum er sich nicht nach der Heimat bringen läßt. Tante hat ihn wiederholt dringend gebeten, zu kommen, wollte ihm auch bis Straßburg entgegenfahren. In seinen Antworten gibt er aber nie eine Auskunft, weshalb er die Heimkehr immer weiter hinausschiebt. Nun hofft Tante auf den Frieden, um ihn sich selbst zu holen. Der Krieg kann ja nicht mehr lange währen — dieser Krieg, der so viele Tränen löste, und an den wir doch einst alle zurückdenken werden als an die größte Zeit unseres Lebens.

Du hast mir seit langen Wochen nicht geschrieben, lieber Kurt. Tante gab mir aber jeden Deiner Briefe, und mir war es bisweilen, als seien sie auch für mich bestimmt. Froh war ich über sie. Den Sinnierer, wie ich Dich wohl früher nannte, der die großen Welträtsel lösen möchte und dieser Welt so unpraktisch gegenübersteht — den, scheint mir, hast Du zu Grabe getragen. Dafür bist Du ein ganzer Kerl geworden. Da steht's. Es ist ein häßliches Wort für ein junges Mädchen, ich weiß es. Es soll aber doch stehen bleiben: dies derbe, ehrliche Wort.

Werdet Ihr wohl einen Christbaum haben? Wo Deutsche Weihnachten feiern, darf ja der Tannenbaum nicht fehlen. D e u t s c h e: ich schreibe das mit besonderem Stolz! Wenn Tante und ich mit unseren Rekonvaleszenten unter unserem großen Weihnachtsbaum stehen, dann werden wir Deiner in Liebe gedenken. Mit vielen, vielen innigen Wünschen.

Deine treue Cousine Hedwig.

⁂ ⁂ ⁂

F e l d p o s t b r i e f.

Kurt von Berkenfelde an Hedwig von Berkenfelde.

Graslay, 22. Dezember 1870.

Meine liebe Hedwig!

Ich kann Dir nur kurz danken, in großer Erregung. Wir standen heut während eines heftigen Kampfes um Le Bourget in der Reserve, da kam Major von Kleinen vom Generalkommando auf mich zugesprengt. „Was sind denn das für Geschichten, Berkenfelde? Wir haben soeben eine Depesche aus Versailles bekommen. Sie sind als Adjutant zur 10. Infanteriebrigade kommandiert.“ Und da war der Oberst und mein guter Major, und sie schimpften: „Als ob wir Überfluß an Offizieren hätten.“ Dabei wußte niemand, wo die Brigade ist. Ich weiß es jetzt noch nicht.

Westlich von Orleans — mehr nicht. Marheinke packt schon meinen Koffer und die Satteltaschen! Ich ziehe heute noch los.

Liebe, teuere Hedwig! Dein Brief hat mich sehr ergriffen. Ich lese so vieles zwischen den Zeilen. Der arme Bruno — und dennoch: Dein Herz hat Dir gewiß den rechten Weg gewiesen. Gott schütze Dich und ihn!

Küsse meine Mutter. Ich bin doch in Sorge um sie. Euch beiden Lieben, Lieben viele Weihnachtsgrüße. Wo werd' ich am Weihnachtsabend sein — zwischen hier und Orleans?

Dein treuer Bruder Kurt.

⌘ ⌘ ⌘

In früher Morgenstunde, nach anstrengendem Nachtritt traf Berkenfelde in Corbeil, dem Etappenhauptort südlich Paris ein. Die Pferde hatten gut durchgehalten. Die schwarzbraune Didi, die er selber seit Sedan ritt, und auch das zweite Pferd, ein dunkler Wallach, den er am 2. September billig gekauft und Lukullus getauft hatte, weil der Gaul keinerlei Abfall der Soldatenkocherei verschmähte. Marheinke machte sich im Sattel des großen Tieres recht brav. Heut nacht hatte er freilich mancherlei Ungnädiges vor sich hingebrummelt, über Tier- und Menschenschinderei und über den Koffer. Denn ob und wann der seinen Besitzer noch einmal erreichen würde, blieb zweifelhaft. Der Major hatte heilig versprochen, ihn „nachzuspedieren". Aber was helfen die heiligsten Versprechungen gegen die Imponderabilien des Krieges? Vorläufig mußte die Satteltasche genügen.

Von Corbeil bis Orleans soll die Eisenbahn in Betrieb sein, hatte ein Generalstabshäuptling gestern morgen erklärt, als sie im Granatfeuer bei Pont Iblon standen. In Corbeil selbst sah die Sache ganz anders aus. Es sah überhaupt höchst merkwürdig in Corbeil aus. „Herr du meine Güte!" brummelte Marheinke. „Das kann ja gut werden. Wenn das meine Lotte ankieken könnte."

Der ganze Ort schien vollgestopft bis zum Überfließen mit Fuhrparkskolonnen. Wagen stand neben Wagen, Wagen hielt hinter Wagen; Wagen der verwegensten Konstruktionen, elegante Kutschen und Feldpostwagen und deutsche Leiterwagen und französische Karren, wild durcheinander, bespannt die einen, unbespannt die anderen. Hier wälzten sich ein paar abgetriebene Gäule in ihren Geschirren auf dem Pflaster, dort hatten sich einige Trainsoldaten unter einem Wagen ein Notquartier mit wenig Stroh geschaffen. Eine Hammelherde, eskortiert von einigen bayrischen Reitern, schien gerade im Aufbruch. Ein paar Johanniter in ihren roten Uniformen standen mitten unter den Hammeln und forschten vergebens nach irgendeinem Magazin, in dem ihre Liebesgaben aufgestapelt werden sollten. Zwei stattliche Armeegendarmen suchten ebenso vergeblich die Zufahrt zu der Brücke über die hochgehende Seine freizuhalten. Aus der Kirche wurde gerade ein Trupp gestern eingetroffener Gefangener herausgelassen; den armen Kerlen schlotterten in ihren dünnen Mänteln die Glieder vor Frost. Dazwischen lief ein eisgrauer Dragonerrittmeister fluchend und wetternd herum, mit einer dicken Peitsche in der Hand, um die Bauern seiner Kolonne zusammenzutrommeln, diese bedauernswerten Pisangs, die irgendwo mit Pferd und Wagen requiriert worden waren und nun mitgeschleppt wurden — wochenlang.

Endlich hatte Berkenfelde sich bis zu dem Bureau der General-Etappeninspektion hindurchgefragt, hindurchgeschlagen. Hier war trotz der Frühstunde schon voller Betrieb. Intendanturbeamte und Lieferanten kamen und gingen; den Adjutanten rauchten die Köpfe. Ein Munitionstransport war angemeldet; für Mittag wurde das Eintreffen von weiteren tausend Gefangenen aus dem Süden erwartet; ein sehr erregter Generalarzt reklamierte Unterkunft für Verwundete; eine Meldung aus Longjumeau forderte eine Strafexpedition, da die Feldpost von Franktireurs überfallen worden wäre; ein Pionieroffizier, der die gesprengte und wiederhergestellte Seinebrücke untersucht hatte, erklärte, daß er für nichts stehen könne, wenn sie so überlastet würde, wie es gestern geschehen; drei barmherzige Schwestern bettelten um Fuhrwerk nach einem bayrischen Hospital.

Berkenfelde stand wartend an dem Fenster eines der Geschäftszimmer und sah unten auf der Straße seinen getreuen Mar-

heinke mit den Gäulen. Der hatte schon ein eifriges Gespräch mit ein paar Bayern begonnen, und es dauerte nicht lange, so kam der eine blaue Bundesbruder mit einem Blechtopf voll dampfenden Kaffees. Marheinke schlürfte in tiefen Zügen. Fast neidisch sah es Kurt. Ihm war ehrlich flau zumute. Gestern der anstrengende Tag, dann der Ritt auf unbekannten Wegen um die halbe Zernierungslinie; dazu eine eigene Spannung der Seele — es kam vielerlei zusammen. Dunkel, ungewiß lag die nächste Zeit vor ihm, die ihn in so ganz neue Verhältnisse führte. Wie würde er sich einleben? Außerdem — gerade jetzt schien es vor Paris interessant zu werden, gerade jetzt, wo er fortging. Gestern hatten die Garden nur mit Mühe Le Bourget behauptet, heut erneuerte sich vielleicht der Kampf; die Beschießung schien bevorzustehen. Zwischen all dem mußte er immer wieder an Hedwigs Brief denken —

„Herr Kamerad — womit kann ich dienen?“

Endlich —

Es war ein liebenswürdiger bayrischer Hauptmann von der General-Etappeninspektion. „Eisenbahn? Ja — freilich. Aber schaun's, zwei defekte Maschinen han wir; zwischendurch Betrieb mit Rössern. Hier klappt's nicht, dort klappt's nicht. Wenn ich raten darf ... weiß Gott, Sie kommen zu Pferd schneller zum Ziel, wie mit der Bahn. Unterkunft für heut?“ Er kraute sich hinter den Ohren und lachte. „Ja — freilich. Aber wie? Sie müssen halt zuschaun, Herr Kamerad. Ich will Ihnen aber eine Ordonnanz mitgeben. Krümelmayr — Krümelmayr — wo steckst du denn, Krümelmayr —“

Nun, es wurde Rat. Für die Gäule, für den Menschen; für den Magen. Es gab sogar bayrisch Bier. Das brauten die Blauen in Sèvres. Mehr noch: es gab Würstel mit Sauerkraut. Die besiegelten aber den Abschied von der Kultur.

Mühsam war der Ritt, und manchmal fragte sich Berkenfelde, ob er nicht doch den Bahntransport mit Rössern hätte vorziehen sollen. Es hatte geschneit, dann geregnet, dann stark gefroren, die Straße war spiegelglatt. Ein Glück, daß Marheinke Schmied war. Im ersten Nachtquartier, in La Férte Alais, konnte er sein Handwerk zu Ehren bringen. Es half wenigstens einigermaßen. Einigermaßen nur, weil das Pflaster der Straße ebensoviel Löcher als Steinwürfel aufwies. Seit Monden waren die schweren Transporte unaufhörlich über sie hingegangen; sie war verwüstet. Verwüstet, wie fast alle Orte am Wege. Der größere Teil der Einwohner hatte sich geflüchtet. In den verlassenen Gehöften lag Tag um Tag andere Einquartierung, nicht nur Truppen, sondern mehr noch Troß allerart. Wenn der kein Brennholz fand, mußten Tür und Tor in den Kamin wandern. Wenn er abzog, ließ er Schmutz und Unrat zurück. Nicht viel besser sah es in den Häusern aus, in denen die Pisangs zurückgeblieben waren; alte Männer, alte Frauen mit vergrämten, verbitterten Gesichtern. Das letzte Stück Vieh hatten sie längst gegen einen Requisitionsschein hergeben müssen, der ihnen nicht mehr war als ein Blatt Papier; das letzte „Poule-Poule“, wie Marheinke sagte, war längst abgewürgt. Sie lebten von dem, was die Einquartierung abgab. Hungerte die, so hungerten sie mit. C'est la guerre comme à la guerre —

Endlos zogen sich auf der Straße die Kolonnen hin, schleppten sich mühselig mit den abgetriebenen Gäulen vorwärts. Brach ein Pferd zusammen, so blieb es liegen; die Kadaver säumten den Weg, und zwischen ihnen lagen zerbrochene Gefährte, Wagen, Karren, leere Kisten, leere Säcke. Müde schlichen die Begleitkommandos, alte Landwehrinfanteristen. Wenn Berkenfelde den einen, den andern ansprach, erzählten sie allerlei Räubergeschichten. Vorgestern war ein paar Meilen von hier ein Kamerad von einem Pisang mit der Jagdflinte erschossen worden; immer mußte man vor den „Völkern“ auf der Hut sein. „Herr Leitnan, von uns kummt keener mehr aus dem Krieg nach Hus,“ hieß es hier, hieß es dort. Aber sie stampften, stampften doch weiter. Im Banne der Pflicht.

In Pithiviers lag eine kleine Etappentruppe, ein paar Häuser waren als Lazarette eingerichtet; es gab eine leidliche Unterkunft. Aber auch hier alle Schrecken des Krieges, niedergebrannte Gebäude, verwüstete Gehöfte. Und neben dem Tod

das Leben: das Feldtelegraphenamt in vollem Betriebe, die Feldpost in Tätigkeit; riesige Hammelherden, eng zusammengedrängte Fuhrparks; ein Ersatzhäuflein, das seinem Regiment zustrebte; Intendanturbeamte, die „Mehlsäcke", die im Lande herumzogen, um versteckte Vorräte durch lockende Barzahlung zu gewinnen; Armeelieferanten, freiwillige Krankenpfleger, Kriegsberichterstatter, die auch einmal das Leben hinter der Armee kennen lernen wollten oder auf dem Rückweg nach der Heimat waren.

Berkenfelde erfuhr hier, daß er seine Brigade in Beaugency zu suchen hätte. Es war ein Stillstand in den Operationen eingetreten, ein Atemholen. Ein Johanniterritter, der seinen Transport Liebesgaben glücklich zum Ziel gebracht hatte und nun heimkehrte, erzählte ihm davon, wie er's verstanden hatte und auffaßte: Prinz Friedrich Karl wollte seine Armee nicht weiter in einzelnen Schlägen zersplittern; sie wäre einer Erholungspause nach fast übermenschlichen Anstrengungen dringend bedürftig. Man wüßte wohl auch nicht recht, woran man wäre. Der eine Teil des französischen Heeres von Gambettas Gnaden stünde ganz im Süden, um Bourges, unter General Bourbaki; der andere, unter General Chanzy, im Westen, um Le Mans. Es wäre die Frage, mit welcher Hälfte man zuerst abrechnen sollte. „Sie stampfen die Armeekorps aus der Erde, die Herren Franzosen. An Menschenmaterial fehlt's nicht, an Ausrüstung auch nicht. Die Hilfsquellen dieses Landes scheinen ja unerschöpflich. Es ist freilich fast alles junge Mannschaft; es mangelt auch an ausgebildeten Offizieren, das Dilettantentum in der Strategie herrscht. Aber Gambetta glaubt, die Massen müßten es tun. Er will den Krieg à l'outrance; er glaubt, uns erschöpfen zu können; er rechnet wohl auch auf die schließliche Einmischung der anderen europäischen Mächte. Wenn nur erst Paris gefallen wäre — "

„Nun — wie steht's vor Paris?" fragte am Abend darauf auch der General. „Wir müssen verd— lange darauf warten, daß ihr die Pariser klein kriegt. Ihr habt's gut dort, ihr lebt wie Gott in Frankreich in euren fetten Quartieren. Aber wir — na, Sie werden ja sehen, Berkenfelde! Mir ist's übrigens recht. Es lebe der Krieg!"

Ein alter Haudegen war's, mit weißem Haar und blitzenden Augen unter buschigen Brauen. Ihm kam der neue Adjutant aus der Garde nicht gerade recht, und er machte aus seinem Herzen keine Mördergrube. „Wir haben zwar verflucht wenig Offiziere, aber es hätte sich hier doch jemand für meinen armen Krüger als Ersatz gefunden. Nichts für ungut, Berkenfelde. Majestät haben befohlen — Punktum. Mann Gottes, wie fein Sie ausschauen! Diese Stiebel — solche Stiebeln gibt's im ganzen Korps nicht mehr. Na... und nun wollen wir unser Weihnachtsbäumchen anzünden — "

Auf einem verlassenen Château bei Beaugency war's, wo sie um eine winzige Zypresse herumstanden, die die deutsche Tanne vertreten mußte. Aber ein paar Lichtstümpfchen leuchteten in dem Grün, und um das Bäumchen lagen allerhand kleine Geschenke für den Brigadestab, Zigarren und Tabak und Strümpfe und Leibbinden und wollene Handschuhe. Der General war ein wenig gerührt, suchte das krampfhaft zu verbergen und polterte nach rechts und links. Er hatte seinen Ältesten bei Gravelotte verloren, sein zweiter Sohn lag schwer verwundet in Saarbrücken. Als sie dann bei einer riesigen Bowle Glühwein am Kamin zusammensaßen, fing er selbst von den Söhnen zu sprechen an, in abgebrochenen Sätzen, aus denen der Schmerz des geprüften Vaterherzens herausklang. „Nja ... meine Alte schreibt einen lamentablen Brief nach dem andern ... nja ... tut ja auch weh. Kreuzdonnerwetter, ist doch nu aber mal nicht anders ... wozu sind wir Soldaten ... und Preußen... Zähne zusammenbeißen! Nja ... und durchhalten! Bis zum glorreichen Ende. Meinetwegen, bis wir den letzten Fußbreit welscher Erde gestampft haben ... das Volk will's ja nicht anders. Prost, Berkenfelde, hab' Ihren Vater sehr verehrt, ruht nun auch im kühlen Grabe... stilles Glas auf ihn und... auf meinen Jungen. Starben beide für König und Vaterland. Was Schön'res gibt's doch nicht ..."

Und er trank das große, „stille Glas" in einem mächtigen Zuge leer, wischte sich

über den eisgrauen Schnurrbart und reichte Berkenfelde die gefurchte Hand hin: „Auf gutes Zusammenarbeiten ...“

In einem riesigen Himmelbett lag Kurt nachher. Aber die Matratzen und die Betten hatten die geflüchteten Schloßbesitzer mitgehen heißen. Nun, Stroh, ein paar Decken und der Mantel taten's auch. Er war todmüde. Aber der Schlaf wollte nicht kommen.

Die Worte des Generals klangen in ihm nach. Des Vaters Gestalt stand vor ihm, wie er ihn zum letztenmal gesehen vor dem Ausmarsch. Er verstand heut, welch leichte, leise Scheidegrenze bei aller Liebe doch zwischen ihnen gewesen: daß er dem Vater allzu weich, allzu kopfhängerisch erschienen war. Und vom Vater gingen die Gedanken zu Mutter und zu Hedwig. Sehnsuchtsvoll. Heut, in der Weihnachtsnacht, dachten sie auch seiner. Seiner — und Brunos ...

Ganz still lag er mit pochendem Herzen. Deutlich hörte er unten vor dem Tor die Schritte des Postens. Nun kam die Ablösung. Die Leute sprachen miteinander. „Höll'sch kalt heut.“ — „Ja ... Weihnacht ... schönes Weihnacht ...“ — „To Hus wär't beter“ ... „Ja ... nu dat helpt nix ...“

„To Hus ...“

⁂

Es war nicht ganz leicht, das Zusammenarbeiten mit dem alten Herrn. Der General verlangte die höchste Anspannung von seinen Untergebenen, wie er gegen sich selber keine Schonung kannte. Er war auch in diesen Tagen verhältnismäßiger Ruhe von früh bis spät auf den Beinen oder im Sattel. Daneben mußten die Bureauarbeiten erledigt werden, die sich unheimlich häuften.

An jedem Vormittag ritten sie in die umliegenden Orte. Der „Alte“ wetterte auf Offiziere und Mannschaften. Aber sie alle sahen doch mit Verehrung zu ihm auf. Sie wußten, daß er Herz für sie hatte. Und wenn er über die „verfl — Lodderei“ schimpfte und fluchte, die er überall zu beobachten glaubte — es war am Ende nicht so bös gemeint; es tat auch not und tat gut. Berkenfelde machte erstaunte, erschrockene Augen, als er die erste Kompagnie sah. Diese kleinen, zusammengeschmolzenen Häuflein! Wie anders hatte sein eigenes Regiment trotz alles Vorpostendienstes ausgesehen als diese Truppen, die einen monatelangen Winterfeldzug hinter sich hatten. Hosen gab's in jeder Kompagnie von sechserlei Art. Als das Flicken unmöglich geworden, war jede Zivilhose willkommener Ersatz geworden; nur die rote französische Soldatenhose blieb verpönt. Heile Stiefel waren Raritäten. Mit Stricken waren die Lederfetzen zusammengebunden, mancher Musketier trat mit Pantoffeln oder Holzpantinen in Reih und Glied. Überall fehlte es: von den acht Uniformknöpfen war am Waffenrock kaum noch die Hälfte von metallischem Glanz; die Tornisterriemen wurden durch Bindfaden geflickt, die Helme waren zerbeult und verbogen, die Mäntel zerschlissen, verbrannt am Biwakfeuer, zerrissen von Busch und Hecke —

Manchmal lachte der General ingrimmig. „Ja, Berkenfelde, schauen Sie unsere Kerle nur an. Schön sind sie nicht. Ich kann wie der alte Fritz! von ihnen sagen: sie sehen aus wie die Grasteufel ... aber sie beißen! Sie werden's schon noch erleben, wie sie beißen, sobald's wieder losgeht. Es wird wieder losgehen, denn Ruhe halten die Windbeutel nicht.“

In dem Alten lebte ein wirklicher Haß gegen die Franzosen, wie ihn Berkenfelde noch nicht kennen gelernt hatte. Sie waren ihm der Erbfeind, sie waren ihm die Quelle alles Übels, das über Deutschland gekommen war seit Jahrhunderten. Er hielt auf strenge Mannszucht, weil die „Kerle sonst verlodderten“. Aber das Land sollte hergeben, was es herzugeben vermochte. Erst kam der Soldat und dann nochmal und nochmal. Er durfte nicht hungern und dürsten, solange noch ein Stück Fleisch, noch ein Brot, noch ein Liter Wein aufzutreiben war. Weiber und Kinder sollten sie schonen, aber das Land sollte fühlen, daß Krieg war. Sie wollten's ja nicht anders, die „windigen“ Franzosen. Sie hatten den Krieg heraufbeschworen, sie mußten ihn büßen. Damit sie später sich an ihn erinnerten bis ins dritte und vierte Glied mit Schrecken und Schaudern.

Schwer lag der Krieg auf diesen gesegneten Landstrichen, über die Franzosen und Deutsche seit Wochen und Wochen dahinzogen. Kaum ein Ort an den Heerstraßen, um den nicht einmal blutig ge-

rungen worden war, der nicht Kampfesspuren trug. Am schwersten litten die Bauern. Ihre Ställe, ihre Schober waren längst geleert; in ihren Häusern lag als Herr der Feind. Berkenfelde sah auch das: gutmütig teilte der Musketier mit dem Pisang Fleisch und Erbswurst und was ihm sonst geliefert wurde; er half Madame Pisang Holz tragen, er wiegte die kleinen Pisangs auf den Knien und sang sie mit deutschen Liedern in den Schlaf. Aber er ließ den Bauer fühlen, daß er Herr im Hause war. Das letzte Stück Bettuch gehörte ihm und der beste Platz am Kamin. Nicht „mucksen" durften die „Völker". Wenn der Pisang ein Fäßchen Wein versteckt halten wollte, so war's „welsche Bosheit" von ihm. Wenn er einmal aufbegehrte, mußte er „belehrt" werden. Und wenn er schwur: „Nix de pain, nix de vin, nix de tout", so glaubte man's ihm nimmer. Boden und Keller und Küche und Kammer wurden durchstöbert bis in den letzten Winkel —

Anders war der Krieg hier, als ihn Berkenfelde bisher kennen gelernt. Ein hartes Handwerk, und hart waren die Gemüter geworden in diesem Winterringen, in der steten Not des Tages, unter stetem Kampf, unter unaufhörlichen Entbehrungen und Strapazen. Es war auch nicht jeder wie der General, der die Riesengestalt reckte: „Meinetwegen kann's noch lange dauern. Je länger es dauert, desto länger werden unsere Söhne und Enkel Frieden haben." Berkenfelde hörte es aus so manchem Munde: auch in den Offizieren, auch in den Tüchtigsten wuchs und wuchs die Sehnsucht nach dem Frieden, nach der Heimat. Der Grenadier, der Musketier freilich dachte zuerst an das Morgen, dachte daran, ob er morgen Fleisch und Kaffee und Wein haben würde und eine Feuerstatt. Aber in den wetterharten Gesichtern stand doch der Überdruß geschrieben: es wird bald Zeit, daß ein Ende ist...

Der General war ein Menschenkenner. „Das kommt von dieser faulen Zeit, Berkenfelde. Wenn die Kanonen erst wieder donnern, vergehen die dummen Gedanken. Zeit wird's, daß wir wieder in Bewegung kommen."

Er brummelte und wetterte auch noch, als Berkenfelde am Abend des 2. Januar vom Befehlsempfang zurückkam und meldete: „Es geht los, Herr General. Marschbefehl auf Vendôme. Aber wir würden wohl in zwei oder drei Tagen zurückkommen und die Quartiere sollen uns reserviert bleiben." — „Zurück? Was soll denn das heißen? Eine ganz neue Strategie. Wie denkt sich der hohe Generalstab das?"

Drei Tage darauf schmunzelte er in seinen weißen Bart. Nun wußte er es besser. Vorwärts ging es, auf Le Mans zu, gegen Chanzy, mit dem endlich Abrechnung gehalten werden sollte. Es war nur eine Kriegslist großen Stils gewesen, daß verbreitet wurde, die Truppen sollten lediglich einen kurzen Vorstoß machen; das wahre Ziel galt es zu verschleiern. Und er wußte noch mehr: die andere Hälfte der Loirearmee, die bisher im Süden gestanden, war verschwunden; einen abenteuerlichen Zug gen Osten sollte Bourbaki auf Geheiß des Diktators Gambetta angetreten haben. Er schmunzelte, der General. „Auf unserm rechten Flügel, bei Vendôme, hat's schon geknallt. Auch vor Paris wird's endlich Ernst, Berkenfelde. Vorhin hat mir's der Kommandierende gesagt. Unsere Batterien haben den Mont Avron zusammengeschossen, daß's nur so krachte, heut soll das Bombardement auf der Südseite losgehen. Daß doch die Bombenschmeißer dies Sodom und Gomorrha ordentlich bepfeffern möchten!"

Im stöbernden Schnee ging's vorwärts in breit auseinandergezogenen Harsten durch das bergige Land, von der Loire zum Loir. Mühsam war jeder Marsch auf den tiefeingeschnittenen Wegen. Unübersichtlich das Gelände, in dem sich Weinberg an Weinberg, Obstplantage an Obstplantage reihte, das kreuz und quer von hohen Hecken durchzogen war. Weit zerstreut lagen die Ortschaften, Häuser und Gehöfte. Reiche Edelsitze dazwischen, Schlösser und Villen, von Parks umgeben.

Der Alte war doch ein Menschenkenner! So groß die Anstrengungen waren, die Truppe lebte förmlich auf in den ersten Marschtagen. Es klang wieder Gesang in den Reihen, es klang die „Wacht am Rhein". Und wenn die Verpflegungskolonne nicht rechtzeitig nachkam, es gab bald wieder „Poule-Poule", und es gab Vin — viel Vin in diesem reichen Lande,



Im Frühling. Gemälde von Max Kuschel.

das von alters her durch seine Reben und durch seine Hühnerzucht berühmt ist. Der General fluchte zwar manchmal, wenn irgendwo der Kopf einer fetten Poularde aus dem Tornisterdeckel verräterisch hervorsah, aber öfter noch blickte er zur Seite und heuchelte Blindheit: „Die Racker — aber warum müssen ihnen die dummen Hühner auch gerade über den Weg laufen!"

Der Alte war doch ein Menschenkenner! Mit ihren dünnen, zerschlissenen Mänteln, mit den zerrissenen, geflickten Hosen, mit den klappernden Holzschuhen an den wunden, im Frost erstarrten Füßen zogen die Grenadiere und Musketiere wacker drauf los, und dann, als sie an den Feind kamen, bissen sie drein wie die „Grasteufel".

Es kam schnell genug dazu. In einem gewaltigen Halbkreis zog des Roten Prinzen Armee gen Westen: am weitesten südlich das X. Korps unter General Voigts-Rhetz, in der Mitte die Brandenburger, das III. Korps unter Constantin Alvensleben, dem Sieger von Vionville, und das IX. Korps unter Manstein; am weitesten nördlich unter dem Großherzog von Mecklenburg das XIII. Korps mit seinen beiden „Kilometer"-Divisionen, der 17. und 22., so genannt, weil sie am meisten marschieren mußten.

Am 6. Januar donnerte und blitzte es hart westlich Vendôme. Auf dem zerfallenen Turm des alten Tempelherrenschlosses stand der General-Feldmarschall, hielt Umschau, nahm die Meldungen entgegen. Weithin konnte er schauen im sonnigen Wintertag: wie die Brandenburger Schritt um Schritt vorwärtskamen, mit schweren Verlusten freilich, bis 36 Geschütze ihnen freie Bahn brachen. Als der Abend sank, wußte er auch, daß seine Flügelharste den Feind angepackt hatten. Weiter vorwärts! gab er als Losung für den nächsten Tag aus.

„Pfui Geier!" wetterte am Frühmorgen der General, als er in den Sattel stieg. „Es regnet Bindfaden."

So war's. Über Nacht war plötzlich Tauwetter eingetreten. In dicken, zähen Schlamm wandelte sich im Nu der Schnee. Bis an die Knöchel sanken die Füße ein, mancher Stiefel, mancher Holzpantoffel blieb stecken. Komisch genug sah es aus, wenn die Musketiere mit den Beinen schlenkerten, fluchend und schimpfend; es mußte auch barfuß gehen — und es ging.

Aber nicht zwanzig Schritt weit konnte man manchmal sehen. Brauchte man freilich auch kaum. Denn bald klackerten die Chassepotkugeln wieder aus Gehöften und Hölzern. So fand man sich auch in Nebel und Regen zurecht. Mit drauf und dran! Und mit donnerndem Hurra! Am Abend lag man in den Quartieren, in denen am Tag die Mobilgarden festgesessen hatten; wer nicht unter Dach kam, lag im Regen neben der Landstraße, und der eine und der andere knabberte auf, was er noch im Brotbeutel hatte. Auch der hohe Brigadestab mußte sich mit ein paar Löffeln Erbswurstsuppe aus dem Kochkesseldeckel begnügen. Nachher teilten sich General und Adjutant den Rest einer Schokoladentafel. Aber der General war schon wieder guter Stimmung. „Morgen gibt's besseres Wetter," meinte er. „Ich spür's in den alten Knochen."

Berkenfelde spürte vorläufig nur die Nässe bis aufs Hemd — dasselbe Hemd, notabene, mit dem er von Beaugency ausgerückt war. Spät am Abend mußte er noch einmal in den Sattel, um von der Division in Epuisay die Befehle für den nächsten Tag zu holen. War das ein Wetter und ein Ritt durch die dunkle, triefende Nacht! In die Schäfte der schönen Versailler Stiefel floß der Regen von oben hinein, und wenn er fest in die Steigbügel trat, quietschten die Sohlen. Hier und dort hatten die Musketiere sich ein Feuerchen anzuzünden versucht, hockten darum, bis es wieder verlosch; liefen, die Hände zusammenschlagend, im Kreise herum, um sich zu erwärmen. Mancher saß auch stumm und gottergeben im Graben, als ob er dächte: mehr als naß kann ich nicht werden. Arme Kerle! Arme Kerle!

Es war doch so ganz anders hier, als in den großen Tagen des August. Damals war man frisch in den Kampf gekommen, jetzt lagen Monate des Darbens, schwere, schwere Wintermonate auf der Truppe. Winzige Häuflein, 100 Mann, 80 Mann stark, traten die Kompagnien an. Und in sich immer erneuernden kleinen Gefechten mußten sie eingesetzt werden. Fast allein trug die Infanterie die Last des Kampfes. Das Terrain erschwerte den Reitern das Eingreifen; die Artillerie, die

sonst so brav vorarbeitete, hatte selten freies Schußfeld. Immer wieder mußte die Infanterie vor. Und immer wieder tat sie ihre Pflicht — diese brave, brave Infanterie! Brave Kerle, arme Kerle!

„Vorwärts" war auch heut der Sinn des Befehls, den Berkenfelde zurückbrachte.

Es war wieder Winter geworden über Nacht, kühles, klares Wetter, gut zum Marschieren. Und der Feind hatte sich, „dünn gemacht"; gerade zu einem leichten Nachhutgefecht langte es ihm noch. Ein paarmal knarrten die Mitrailleusen; ein paar Dutzend Gefangene wurden gemacht. Sie froren, schien's, noch mehr als die Preußen, und sonderliche Lust am Kampf zeigten sie nicht. Kriegten's endlich über, auf den Landstraßen hin- und hergehetzt zu werden, diese blutjungen Burschen; merkten, daß mit den Prussiens nicht zu spaßen wäre; fanden's am Ende besser, in eine behagliche Gefangenschaft zu gehen; kälter als hier konnte es im Lande der nordischen Barbaren auch nicht sein.

In einem kleinen, koketten, herrenlosen Landhaus hatte der Brigadestab Unterschlupf zu leidlich früher Stunde gefunden und eine richtige Poularde de Mans als guten Vorboten dazu, groß und fett. Aber Kurt hatte Sorgen. Es ging mit den Strümpfen nicht mehr. Der liebe Koffer kutschierte irgendwo zwischen Paris und Vendôme im Frankenlande umher, vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Was nutzen die schönen Wollenen, die darin lagen? „Schaff' Rat, Marheinke." Also ging Marheinke aufs Suchen. Richtig, nach einer halben Stunde kommt er zurück, strahlend über das ganze Gesicht. „So 'was Feines hat meine Lotte daheim nicht." Ein Paar kniehohe schwarze Seidenstrümpfe, Frauenstrümpfe, bringt er an und ein halbes Dutzend seidener Damentaschentücher. Am Kaminfeuer wird gewechselt. Freilich, aufgeschnitten müssen sie werden, die seidenen Strümpfe, denn solch Preußenfuß ist dem Füßchen einer kleinen zierlichen Französin doch überlegen. Aber die Taschentücher decken, als ganz gemeine Fußlappen verwendet, die Schnitte. Nun hinein in die Versailler Stiefel — wie das wohl tut! Kommt der Alte dazu, der General, und lacht! „Sie, Gardemann, gibt's noch mehr von der Sorte? Mir täten sie auch not." Und es gibt noch mehr, General und Adjutant, die Schreiberseelen und die Burschenherrlichkeit: sie alle treten am nächsten Morgen französische Seide. Madame Pullard hatte wirklich liebenswürdige Vorsorge getroffen. Auch duftete Marheinke drei Tage lang nach den feinsten Parfüms und Toilettewassern. „Schad' — schad', daß ich meine Lotte nicht 'reintauchen kann. Wat solch 'ne Pisang-Madame allens in Vorrat hat!"

Das Winterwetter hielt an. Aber es begann zu schneien; die ganze Nacht hindurch und den nächsten Tag. In dicken, dichten Flocken kommt es vom Himmel, unaufhörlich. Unter den Füßen der Tausende ballt sich der Schnee, glatt und glätter werden die Straßen. Endlos zerren und dehnen sich die Kolonnen; die erschöpften Pferde können die Geschütze nicht mehr bergaufziehen, die Musketiere müssen in die Speichen greifen; ruckweise, mit Hui und Hoho geht's vorwärts unter mordsmäßigem Fluchen; die Kavallerie sitzt ab und führt; Seine Exzellenz der Herr Kommandierende General, Constantin von Alvensleben, fährt auf einer Protze; die hohen Stäbe nehmen die Gäule an den Zügel und stapfen vorwärts. Es ist doch gut gewesen, daß Madame Pullard die seidenen Strümpfe so artig bei ihrem beschleunigten Aufbruch zurückgelassen hat. Und auch etliche Mundvorräte, denn man muß aus der Satteltasche leben. Die Fuhrparks mit den Lebensmittelwagen stecken hinten irgendwo, weit, weit, im Schnee.

Eine Qual war's heut mit dem Marschieren, und es gab ingrimmige und mißvergnügte Gesichter allenthalben. Aber wenn es knallte, ging's mit einem Male besser. Dann wurden die müden Beine wieder flott. Und es knallte vorn, bald hier, bald dort; bei Bouloire und bei La Butte und bei Ardenay. Die Brandenburger machten kurzen Prozeß. Sie schossen nicht viel wieder, sie stürmten mit Hurra drauf los, bis die Bahn frei war.

Tag um Tag ging's jetzt so, bei der ganzen Armee des Roten Prinzen. Aber die Harste kamen doch Tag um Tag weiter, näher an Le Mans heran. Das war das Ziel. Jeder fühlte es. „Wenn wir nur erst bei Lehmanns sind" — übersetzte er's sich — „dann ist's gut." Wenn . . . ja wenn!

Wenn — ja wenn! sagte sich auch Berkenfelde. Er brauchte nur in die sorgenvollen Züge seines Generals zu sehen, um die Schwere der Lage zu ermessen. Solange der Alte die Truppe vor sich hatte, hatte er ein vergnügtes Gesicht, machte seine Witzchen mit den Leuten oder wetterte zwischen sie drein. Je nachdem. Aber wenn er allein mit seinem Adjutanten war, sah er düster aus. Dies Hundeleben zehrte auch an seiner Riesennatur; stärker aber fraß die Sorge an seiner Seele: wenn meine braven Kerle nicht mehr weiter können?! Mordsjämmerlich sehen sie aus. Die Verpflegung unregelmäßig; zusammengeschachtelt wie die Heringe in den Fermen, ein Teil immer im Biwak; Hundekälte, endloser Schneefall; abscheuliche Wege; die Kleidung immer verschlissener, das Schuhwerk von Tag zu Tag desolater. Wer kann das auf die Dauer aushalten? Der Offizier hilft sich noch einigermaßen. Er muß sich auch helfen, denn er muß sich für die Entscheidung möglichste Frische des Körpers und der Seele bewahren. Aber die Kerle . . . meine braven armen Kerle!

Nun war man endlich, trotz allem und allem, heran an den Feind, der vor Le Mans in wohlgewählter Stellung stand. Heran waren vor allem die Brandenburger, das III. Korps unter Alvensleben.

Dichter Nebel lag am 10. früh über den beschneiten Feldern; die Luft war milde geworden, aber die Glätte auf den Straßen noch ärger, als an den Tagen zuvor. Dreimal schlug unter Berkenfelde in den Vormittagsstunden der Gaul hin, als er den Regimentern Befehle überbringen mußte. Jedesmal kraxelten sie beide glücklich hoch, Roß und Mann, und er dachte nur: ‚Aussehen muß ich am Körper wie ein Tuschkasten. Schadet nix — solange die Knochen heil sind.‘

„Heut gilt's, Berkenfelde!“ hatte der Alte am Morgen gesagt. Heut hatte er wieder ein fröhlicheres Gesicht. „Guten Morgen, Kinder!“ klang hell seine Stimme zum Gruß. Und als es laut widerklang: „Guten Morgen, Herr General!“ da lachte er. „Passen Sie auf, Berkenfelde . . . sie beißen noch.“

Und sie bissen, die vom 12. Regiment und vom 52. Um die Mittagsstunde stürmten sie unter Trommelschlag mit „Hurra Brandenburg!“ vor, erbeuteten zwei der verhaßten Kugelspritzen, machten 2000 Gefangene. In voller Flucht eilte der Gegner dem schützenden Wald zu. Der Alte aber führte selbst, von Kampfeslust hingerissen, noch eine halbe Batterie vor, dem Feinde den Abschiedsgruß nachzusenden. Weiter ging's vorwärts. „Reiten Sie zu Oberst von Wulffen — das Regiment 52 soll auf Changé vorgehen!“ Ja — reiten. Gleiten wäre richtiger. Aber die Schnecke kommt auch zum Ziel. „Auf Changé, Herr Oberst!“

Abend war's schon, und die 52er hatten nicht einen Löffelstiel in die hungrigen Mäuler zu stecken gehabt. Vielleicht waren sie so wütend darüber, daß sie wie die Berserker losgingen; erst auf die Brücke vor dem Ort, dann auf den selbst. Die Franzosen hatten es anders gemeint: sie waren schon in die Häuser gekrochen, kamen nun heraus, schossen und schossen — und wurden schließlich auf den Marktplatz zusammengetrieben, noch 800 Mann, wie das liebe Vieh. Da ergaben sie sich.

Die braven 52er kamen wenigstens unter Dach und Fach. Aber der größte Teil des Armeekorps lag in der Nacht wieder ohne Holz und Stroh im tiefen Schnee — hart am Feinde — und hungerte. Sogar Marheinke. Für seinen Leutnant hatte er noch einen Hühnerknochen in der Satteltasche gehabt und einen Schluck Kognak. Er selber zog sich die Koppel enger um den knurrenden Leib und dachte an seine Lotte in der Elsasser Straße.

Am 11., dem zweiten Schlachttage, schoben sich südlich und nördlich der Brandenburger die Flügelharste, das IX. und X. Korps, schärfer heran, und alle drei packten den Feind an. Er wehrte sich wacker. Gegen die Brandenburger stießen die Franzosen sogar mit starken Massen vor. General Chancy rechnete gar nicht so unrichtig: auf den Tod erschöpft mußten diese Deutschen sein, war sein Kalkül. Mochten sie vor seinen trefflichen Stellungen die letzten Kräfte lassen, sich verbluten.

Als der Abend auf das weite Schlachtfeld herabsank, hatten die drei Korps überall Terrain gewonnen, aber die Entscheidung war nicht gefallen. Wieder beiwachteten die Bataillone im Schnee ohne Holz und Stroh. Die Gehöfte ringsherum füllten

Verwundete von Feind und Freund. Dicht standen sich die Vorposten gegenüber; an Ruhe war nicht zu denken; es knallte bald hier und bald da, bis in den Morgen hinein ging das kleine Bataillieren und der Alarm. Bitterkalt war die Nacht und die Verpflegung kümmerlich. Der Brigadestab traf es noch gut. Er lag in einem halb niedergebrannten Teerschuppen, und eine Ordonnanz war am späten Abend in ein Gehöft zum „Rekognoszieren" ausgezogen; ganz heimlich, daß ihn die Ärzte, die drin hantierten, nicht bemerkten. Mit einem großen Käse kam der Mann zurück; es wurde brüderlich geteilt. Und Marheinke hatte eine Bouteille de vin du pays aufgetrieben; die ergab einen Glühwein. Sauer war er und blieb er — aber warm war er, kochend heiß, und das war die Hauptsache.

Am Morgen des 12., dem dritten Schlachttage, ritt der Rote Prinz mit seinem Stabe von Ardenay, wo er im Quartier sich auch mit einer Erbswurstsuppe begnügen mußte, dem Schlachtfelde zu. Er hatte die Fortsetzung des Angriffs befohlen. Da kam ihm der Generalstabschef des Brandenburger Korps mit einer trüben Nachricht entgegen. Der Kommandierende General ließ dem Feldherrn melden, zugleich im Namen der beiden Divisionskommandeure: das Korps sei nicht frisch; er bäte, daß es sich heut defensiv verhalten dürfte; morgen würde es wieder auf dem Posten sein. Die Truppen hätten zwei Nächte biwakiert, zwei Tage nichts gegessen, alle Tage gefochten. Die Verluste wären groß; das 20. Regiment zählte nur noch 15 Offiziere und 750 Mann, und ähnlich stünde es bei allen Regimentern.

Bald kam ein zweiter Hiobsbote vom Generalstab des III. Korps, der Major von Kretschmann, brachte die gleiche Botschaft, die gleiche Bitte.

Der Prinz überlegte. Sein eigener Generalstabschef und treuer Berater, General v. Stiehle, wurde schwankend. Wenn's ein anderer gewesen wäre als Constantin Alvensleben, der solch Anliegen sandte! Aber Constantin von Alvensleben, der Unerschütterliche, der Held von Vionville, bat! Schlimm mußte es stehen. Wenn Constantin Alvensleben dafür hielt, was blieb übrig, als sich zu fügen, den großen Schlag gegen Le Mans aufzugeben?

In tiefem Sinnen stand der Rote Prinz. Lange stand er so. Vor seiner Seele stieg die ungeheuere Verantwortlichkeit des Feldherrn empor, die Verantwortlichkeit der Entscheidungsstunde. Noch niemals hatte er kehrtgemacht, nicht 1864, nicht 1866, nicht in diesem Kriege. Was sollte werden, wenn es jetzt geschehen mußte? Was sollte aus der Zernierung vor Paris werden, die seine Armee zu decken hatte? Wie sollte er den Rückzug dieses seines schwachen Heeres leiten, wenn der Gegner, vierfach überlegen, von neuer erster Triumphfreude geschwellt, hinter ihm her drängte?

„Nein!"

Hoch richtete sich der Feldmarschall auf. „Reiten Sie zurück und sagen Sie Ihrem General, ich kenne meine Brandenburger, ihre Siegeszuversicht und Zähigkeit. Wo die einmal anbeißen, erringen sie Erfolge. Das ist mein letztes Wort!"

Schon hatte der Kampf begonnen. Mit steifen Gliedern, übernächtig, hungernd waren die Brandenburger in Reih und Glied getreten. Hohl die Gesichter und hohl die Mägen. Erschreckend klein die Kompagnien, die Bataillone. So kalt ist's, daß die Kammern der Zündnadelgewehre, die nachtsüber im Schnee gestanden, sich nicht öffnen lassen wollen; zugefroren sind sie, die Musketiere versuchen sie mit ihrem Atem aufzutauen, halten sie zwischen die zusammengedrückten Knie, um sie an der Wärme des eigenen Körpers gebrauchsfähig zu machen. Berkenfelde hört einen Mann stöhnen: „Wenn disse Krieg nich balde een Ende hat, wern wir noch alle verrückt . . ."

Doch da klapperte vorn das Chassepotfeuer; die Mitrailleusen knarrten; der Frühnebel war verschwunden, und am lichtblauen Winterhimmel zeichneten sich die weißen Schrapnell-Wölkchen ab. Der Alte ritt von Häuflein zu Häuflein: „Na, Kinder, es muß gehen! Für heut abend versprech' ich euch gute Quartiere bei Lehmanns!"

Und die Kompagnien, die Bataillone treten an. Langsam geht's zuerst. Mühsam. Aber dann werden die steifen, starren Knochen gelenkig; der Hunger ist vergessen, — sie beißen an, die Brandenburger —

„Berkenfelde — auf Grand-Anneau die 52 er!"

Durch Weingärten und durch manns-

hohe Hecken geht's, über Knicks und Mauern. Einmal steht das Gefecht. Artillerie vor! Jawohl — Artillerie! Wieder müssen die Musketiere an die Speichen. Endlich sind zwei Geschütze zur Stelle. Nur zwei Kanonen, aber sie räumen auf. Brav räumen sie auf. Der Feind weicht — er weicht auf Pontlieue zu, auf die südliche Vorstadt von Le Mans —

Und da sind die Braunschweiger und die Hannoveraner vom X. Korps! Hurra die Waffenbrüder! Hand in Hand, Schulter an Schulter — vorwärts! Vorwärts!

Tief unten liegt die Stadt, Straßenzüge, Dächer und Türme, die eisgepanzerte Sarthe im engen Tale, daneben die schmälere Huisne in Schlangenwindungen zwischen steilen Wänden. Drüben der Feind, rückwärtsziehende Kolonnen, deutlich erkennbar die Rothosen, weiße Spahimäntel; rechts noch lange Verteidigungslinien hinter Hecken und Wällen, im grauen Pulverdampf, und vor ihnen im Ringen die Kameraden, Geschützgruppen, Tirailleurketten, Kompagnien, Bataillone, die sich zwischen den Fermen und Gehölzen heranschieben. Ein bläulicher Dunst über dem allen, als ob die Sonne kämpfte und siegen wollte —

Vorwärts! Vorwärts!

Die Hannoveraner sind schon voran. Im letzten Moment hat der abziehende Feind die Brücke sprengen wollen; es ist nur zum Teil gelungen; sie dringen über die halbzerstörten Bögen in die Vorstadt ein. Die 10. Brigade ist im Waldgefecht von Pontlieue durcheinandergekommen; der General wettert wieder einmal, aber seine Augen leuchten. Vorwärts! Vorwärts!

Um die dritte Stunde stoßen sie in die Stadt vor, in ein Chaos von Fuhrwerk, Trains aller Art. Jede Gasse versperrt; auf den Jakobinerplatz versucht feindliche Nachhut, sich noch einmal zu setzen, um den Abzug einer ungeheuren Wagenkolonne zu ermöglichen. Die Häuser stecken voller Franzosen; es knallt aus allen Fenstern und Toren. Neben den Moblots sind Zivilisten. Verflucht und zugenäht! Geschütze vor! Die Infanterie in die Häuser, truppweise, zugweise! Tut's nicht mehr die Zündnadel, tut's der Kolben besser. Und während sie sich zwischen den Mauern herumschlagen, dröhnt auf der Straße der Sturmtritt immer neuer Bataillone, rasseln immer neue Batterien vorüber. Die Regimentsmusik spielt, die Trommeln schlagen, die Gesichter glühen, die Musketiere jubeln und brüllen. Gar nicht zu halten sind die Kerle. Großbeutemachen ist heut! Das Hungern hat ein Ende. Was bergen die Wagen nicht, die da zu hunderten und aber hunderten stehen, Troß und Train von vier Armeekorps, mit eingespannten Gäulen und Maultieren! Heraus mit den Schätzen! Faß zu, Landsmann, ist's auch nur im Vorüberziehn! Mehlsäcke und Hafer und Brot und Zwieback und Zucker und Kaffee! Offiziersequipagen, Röcke und Hosen. Und Stiefel — Stiefel! Zum Lachen ist's: und Zipfelmützen. Richtige weiße Zipfelnachtmützen, hunderte, tausende, liegen im Straßenschmutz. Dabei knattert's noch immer, vorn und rückwärts. Laßt es knallen! Und der Alte wettert. Laßt ihn wettern! Er lacht ja doch in seinen weißen Bart hinein.

„Halt! Gewehr ab!"

Das ist der Marktplatz. Groß und breit. Aber es geht nicht weiter, nicht einen Schritt weiter. Bis ins letzte Winkelchen ist der Platz vollgepfropft. Wagen an Wagen, Munitionskarren, Geschütze, Mitrailleusen, Pferdekadaver dazwischen und Menschenleichen; Kasten und Kisten und Säcke, zerbrochen, aufgerissen; Zaumzeug, Geschirre. Ringsum die starren Mauern, in denen die Artillerie schon vorgearbeitet. Man sieht's: nicht artig. Klaffende Risse, gewaltige Löcher, zerklirrte Fensterscheiben, eingeschlagene Haustüren. Da und dort ein verängstigtes Bürgergesicht — blaß wie der Tod —

„Die Bataillone in Alarmquartiere! Meine Herren, ich bitte mir aus, daß Ordnung gehalten wird!"

Schwer steigt der General aus dem Sattel. „Donnerwetter, Berkenfelde . . . die Tage werd' ich in den Gliedern spüren bis an mein seliges Ende!"

Drüben liegt ein großes Hotel.

Ein Hotel — lange sah man seinesgleichen nicht.

Wuchtigen Schritts geht der Alte über den Platz, geht in das Gasthaus, reißt die Tür auf. Zitternd steht der Proprietaire, verbeugt sich tief vor der Hünengestalt mit dem frostroten Gesicht und dem weißen

Barbarossabart, in dem die Eiszapfen hängen.

Französisch wird heut nicht in Le Mans gesprochen. „Essen! Und eine Flasche Champagner. Vom besten!“

Für andere war das Diner gekocht worden, aber sie hatten's im Stich gelassen. Es war gut. Aber wär's nicht so gut gewesen: denen, die drei Tage und drei Nächte vor Le Mans im Schnee gelegen, denen hätten der mächtige Gigot und die feiste Poularde doch geschmeckt wie Ambrosia. Und Nektar war heut der Champagnerwein —

⌘ ⌘ ⌘

Eine kurze Rast nur gab's für die Brigade bei „Lehmanns“; gerade lange genug, um sich ein wenig zu erholen. Dann ging es weiter westwärts, gegen die Mayenne zu.

Ab und zu knallten noch die Chassepots aus Hecken und Gehölzen. Aber es war jetzt nur ein leichtes Aufräumen, bei dem die Beine das Beste tun mußten.

Hochgestimmt waren die Herzen. Tag um Tag fast brachte der Feldtelegraph gute Nachricht. Am 18. Januar war im Spiegelsaal des Versailler Schlosses König Wilhelm zum Deutschen Kaiser geworden „... mir bleibt er doch mein Preußenkönig,“ brummte der Alte; am Tage darauf endete der große Ausfall der Pariser unter den Kanonen des Mont Valerien in einem gänzlichen Mißerfolg; die deutschen Belagerungsbatterien hatten die starken Forts der Südfront niedergekämpft und schickten nun täglich ein paar hundert Zuckerhüte in die Lichtstadt selbst hinein, in der sich neben dem Hunger der rote Schrecken der Kommune zu erheben begann. Der wackere General von Werder aber hatte in Südost, an der Lisaine, in dreitägigem schwerem Ringen alle Angriffe der letzten großen französischen Armee, der Bourbakis, zurückgeschlagen —

... sie mußten es nun doch selber fühlen, die Franzosen, daß es zu Ende ging. Nicht freilich die Machthaber in Bordeaux, nicht Leon Gambetta, der auch jetzt noch, in immer neuen Proklamationen, den Krieg à l'outrance predigte; aber die verständigeren, politisch denkenden Männer ...

Am 29. kam die Kunde: die Pariser Forts von uns besetzt. Waffenstillstand ...

Selbst der eiserne Alte konnte der Ergriffenheit nicht Herr werden. Er zwirbelte rechts, er zwirbelte links in seinem eisgrauen Bart. Stockend kam es heraus: „Nja ... Waffenstillstand ... Friede ... hm ... nja ... haben sie endlich genug, die Franzosen ... wenn sie nur nicht, in etlichen Jahren, wieder anfangen ... nja ... in der Heimat werden die Glocken läuten ... Herr Gott, wird meine Frau sich freuen ...“

Im Park des Château-du-Val war es.

Der General wandte das Gesicht ab. Der junge Mann brauchte nicht zu sehen, daß ihm die Augen feucht schimmerten.

„... nja ... komisch ... es will schon Frühling werden ... sehen Sie mal, dicke, rote Knospen in den Büschen. Nja ... heut früh hab' ich Amseln gehört. Frühling ...“

Dann ging er hastig, mit seinen großen, schweren Schritten, weiter. Blieb wieder stehen. „Frühling, Berkenfelde. Ein Völkerfrühling auch vielleicht. Wer kann's wissen ... wie der liebe Gott es fügt. Nja ... aber wir, wir haben den Hochsommer erlebt und die Erntezeit, Berkenfelde. Mancher wird vielleicht sagen: der schreckliche Krieg. Nja ... wenn ich so denke: das Schlachtfeld von Vionville und Beaune la Rolande und die Tage vor Le Mans ... nja ... und das verwüstete Land und all die Opfer ... ist keine leichte Sache, solch ein Krieg. Aber uns, Berkenfelde, uns bleibt das doch die wunderbarste Zeit unseres Lebens ... Krieg und Sieg ... und nun *ein* großes Vaterland, *ein* Deutschland ...“

Mit einemmal richtete er sich wieder stramm auf. „Kommen Sie, Leutnant von Berkenfelde — wir wollen die Befehle für morgen aufsetzen.“

⌘ ⌘ ⌘

Feldpostbrief.

Hedwig von Berkenfelde an Kurt von Berkenfelde.

Wiesbaden, 27. Februar 1871.

Lieber Kurt!

Gestern abend ist unsere gute, liebe Mutter mit Bruno zurückgekommen. Er hat die lange Fahrt glücklich überstanden. Aber Kurt, lieber Kurt, er ist todkrank. Ich hätte aufschreien mögen, als ich ihn sah. Tief liegen die Augen, hohl sind die Wangen — ach, Kurt! — und ein so müder, müder Ausdruck ist im Gesicht. Du würdest

Deinen lustigen Bruder kaum wiedererkennen. Wir haben uns scheinbar ruhig die Hand gegeben, aber ich konnte die Tränen kaum beherrschen.

Nachher haben wir beide, Tante Marie und ich, noch lange zusammengesessen. Hinter Deiner lieben Mama liegen so schwere Tage, aber sie hält sich bewundernswert aufrecht. Das Schwerste muß das Loslösen auf Schloß Bellegarde gewesen sein. Ich kann Dir das alles nicht so schreiben. Es ist so vieles dabei, was mir tief innerlich widerstrebt. Ach Kurt, lieber, lieber Kurt, wie seltsam sind doch Menschenschicksale!

Nun ist Friede, und in dem Frieden klingt noch einmal die ganze Begeisterung dieser großen Zeit, unseres Volkes zusammen. Bis an die stillen Mauern unseres Lazaretts brandet sie. Wir haben noch viele schwere Verwundete, gerade aus Euren letzten Kämpfen und vom Werderschen Korps. Wie haben sie gestern gejubelt, auch die elendesten, als die Nachricht kam, daß der Friede endgültig gesichert sei. Und wieviel Tränen und wieviel Dank gegen Gott waren in diesem Jubel!

Hier heißt es, daß der größere Teil des Heeres noch lange Zeit in Frankreich bleiben würde, um die Zahlung der fünf Milliarden sicher zu stellen. Ob Euer Korps dazu gehören wird? Ob Du in Deiner jetzigen Stellung bleibst? Ob Du wenigstens bald einen längeren Urlaub erhalten kannst? Du weißt, wie Deine Mutter sich nach Dir sehnt. Auch ich, Kurt.

Bruno! Bruno! Schließlich kehren meine Gedanken immer wieder zu ihm zurück. Unser Oberarzt sprach heut nach der ersten Untersuchung von einem längeren Aufenthalt im Süden. Er sprach in Gegenwart Deiner Mama hoffnungsvoll. Aber als er mir nachher die Hand drückte, fühlte ich, wie gering sein Hoffen ist. Bruno — und ein langes Siechtum!

Gott sei es gedankt, daß er Dich durch Krieg und Sieg uns erhalten hat. Du mußt uns nun so vieles sein, Deiner Mutter und mir und auch Bruno, Deinem armen, armen Bruder.

Gib bald Nachricht, Kurt, Deiner treuen Schwester und Cousine

Hedwig.

❖ ❖ ❖

Feldpostbrief.

Kurt von Berkenfelde an Hedwig von Berkenfelde.

Chartres, 10. März 1871.

Liebe Hedwig!

Habe innigen Dank für Deinen Brief, den ich heut bei der Ankunft hier erhielt, schon auf dem Rückmarsch. Gleichzeitig mit einem kurzen, schmerzlichen Brief von Mutter.

Unser armer Bruno! Ihn hat das Schicksal am schwersten getroffen. Du hast recht: Bruno — und ein langes Siechtum! Der Tod auf dem Schlachtfeld ist eine Gnade demgegenüber. Ich kann es noch gar nicht fassen: mein lebensprühender Bruder auf dem Krankenlager. Ich hoffe noch immer. Der Wille zum Leben muß ja gerade in ihm so stark sein, und der Wille zum Leben tut so Großes, mehr vielleicht, als ärztliche Kunst.

Erst in dieser Zeit ist es mir so recht klar geworden, wie lieb ich Bruno habe. Du weißt es: wir standen uns oft nicht gut, es gab viel Gegensätzliches zwischen uns. Ich habe ihn beneidet, ich dachte oft: Warum steht er immer in der Sonne, und ich im Schatten? — Heut kann ich ihn besser verstehen, darf heut nicht mehr mit ihm rechten. Liebhaben wollen wir ihn, recht von Herzen lieb!

Du fragst, liebe Hedwig, was aus uns und mir wird? Wahrscheinlich bleibt das III. Armeekorps noch einige Zeit als Teil der Okkupationsarmee in Frankreich, bestimmt ist es aber nicht. Sicher darf ich jedoch für die ersten Monate kaum auf Urlaub rechnen. Nur ganz leise hoffe ich, für den Einzug in Berlin beurlaubt zu werden. Ich kann's mir noch gar nicht vorstellen, wie wir uns wiedersehen werden. Es liegt zu viel Erleben dazwischen.

Liebe Hedwig, ich schrieb Dir schon einmal aus Château-du-Val über die letzte große Zeit, die Tage vor Le Mans. Aber ich hätte dem, was ich Dir schrieb, noch viel, viel zuzufügen.

Ich will Dir ein Geständnis machen. Vor Paris habe ich an Dich geschrieben, lange Briefe — und sie nicht abgeschickt. Sie sind in meinem Koffer mir durch halb Frankreich nachgereist. Als ich sie endlich in Schloß Val wieder las, entschloß ich mich doch, sie Dir zu senden.

Heut gehen sie an Dich ab. Es steht viel Persönliches drin, was nur Dich und mich angeht und Dir nichts Neues sein kann. Aber Du findest in den Briefen auch mancherlei anderes, Eindrücke und Reflexionen. Vielleicht zu viel Reflexionen, denn sie sind, das habe ich erkannt, bisweilen einseitig.

Mir ist erst in den Tagen vor Le Mans das volle Verständnis für das Heldentum unseres Volkes in Waffen aufgegangen. Ich meine nicht nur die Tapferkeit im Kampf. Die lernten wir als etwas Selbstverständliches hinnehmen. Ich meine vielmehr das Größere: das geduldig willige Ertragen namenloser Anstrengungen, die Zähigkeit und Willensstärke, die Kraft, aus allen Strapazen, der körperlichen und seelischen Not dieses Winterfeldzuges sich immer von neuem zum Kampf emporzuraffen. Gewiß ist auch das zum Teil anerzogene Pflicht. Aber das Schönste war mir doch die Erkenntnis, daß diese Kraft, diese bewundernswerte Bravheit, dies Heldentum im letzten Kern auf der angeborenen Tüchtigkeit unseres Volkes beruhen muß. Es gab auch unter uns Schwache, es gab auch unter uns Feige. Aber sie verschwanden unter der Masse der Braven, die sie mit sich vorwärts rissen bis ans Ziel. Gott erhalte unserem Volk die sittlichen Kräfte, die es in diesem Kriege entfaltete.

Und noch etwas anderes. Wir, die wir diese letzte Episode des großen Kampfes miterlebten, wissen es am besten, daß der Krieg uns alle zu verrohen begann. Uns alle: Offiziere und Mannschaft. Es erwachte etwas vom Landsknecht in uns. Wir mußten das eigene Leben, das wir täglich neu in die Schanze schlugen, obenan stellen. Wir nahmen, was wir fanden, um dies Leben zu fristen, und wurde es nicht gutwillig gegeben, dann nahmen wir es mit Gewalt. Dazu kochte in uns die Erbitterung nicht über den Widerstand des französischen Volkes, aber über die Art, wie sich dieser Widerstand vielfach äußerte, über heimtückische Überfälle, über den Bauer, der aus dem Hinterhalt auf uns schoß, im nächsten Augenblick die Flinte beiseite warf und wieder den geduldigen Landmann spielte. Das alles ist wahr. Wir sind jetzt auf dem Rückmarsch durch Landstriche gekommen, die uns die hundertfachen Wunden, die wir geschlagen, nur allzu deutlich zeigten. Trotz alledem: ich bin gewiß, daß niemals solch ein Krieg menschlicher geführt worden ist. Es geschah, was unvermeidlich ist. Man mag manches bedauern. Aber ich habe mit eigenen Augen hundertfach gesehen, wie gutmütig dabei unsere Leute waren, mitten unter allen Drangsalen der schwersten Tage, wie langmütig. Sie nahmen, was sie für des Leibes Notdurft brauchten, aber sie teilten ebenso das letzte Stück Fleisch mit den armen Bauern. Oft genug haben wir diese Bauern, deren Herzen auch hart wurden in ihrer Leidenszeit, mit Gewalt zwingen müssen, die Verwundeten ihrer eigenen Armee aufzulesen, aufzunehmen — sonst hätten sie die Unglücklichen tagelang dicht neben ihren Gehöften hilflos liegen lassen.

In Le Mans lasen wir viel französische Zeitungen, und jedes Blatt fast erzählte von unseren Greueltaten. Lüge über Lüge! Es wird uns nicht ein Fall nachgewiesen werden können, in dem unsre braven Grenadiere und Musketiere sich gegen Weiber oder Kinder vergangen haben. Wohl aber hörten wir oft genug Bauern und Bürger bei unserem Kommen bitter klagen über das Verhalten der eigenen Truppen, die vor uns dagewesen waren. Und niemand wird uns Offizieren nachweisen, daß einer von uns sich im französischen Lande bereichert hat. Unser Stab benutzt eine silberne Kaffeekanne, die auf dem Schlachtfeld des 16. August als herrenloses Gut gefunden wurde. Nun, der General hat heut schon bestimmt, daß sie im letzten französischen Quartier zurückgelassen werden soll. Vor Paris fanden wir eine Schachtel mit Wertpapieren. Mein lieber Bataillonskommandeur schrieb mir neulich, ganz beiläufig, daß sie dem Besitzer, als er sich nach Abschluß des Waffenstillstands einfand, zurückgegeben wurde, und wie erstaunte Augen der Mann gemacht hat. Ich weiß von einem Kameraden, daß er einen schönen Kupferstich in einer verlassenen Villa, die zwischen Pierrefitte und St. Denis lag, aus dem Rahmen schnitt, weil er wußte, daß das Haus in der nächsten Nacht niedergebrannt werden mußte. Ich weiß von anderen, die sich ein paar Stücke Porzellan mit dem Namenszug Napoleons als Andenken mitgenommen haben aus den Be-



Mühle bei Schiedam in Holland. Gemälde von Jan Weißenbruch.

ständen des Schlosses St. Cloud, nachdem dies Schloß von den Franzosen in Brand geschossen war und alles, was aus ihm von uns gerettet werden konnte, im Park zerstreut umher lag. Es soll daheim moralische Gemüter geben, die sich darüber entsetzen. Zu dieser Höhe der Empfindung kann ich mich freilich nicht aufschwingen. Man sollte diese allzu Empfindsamen daran erinnern, wie die Franzosen bei uns gehaust haben. Die Marschälle Napoleons kehrten reich aus dem armen Deutschland zurück. Unsere Generäle kommen so arm, wie sie auszogen, aus dem reichen Frankreich heim.

Der Krieg ist ein hartes Handwerk, schrieb ich Dir. Er wird es immer bleiben. Aber Du solltest jetzt unsere Musketiere sehen, wie sie, die Sieger, auf diesem Rückmarsch genügsam und bescheiden sind; diesen Franzosen gegenüber, die schon wieder auftrotzen und sich vor unseren Leuten als Vertreter der grand' nation aufspielen, als die Unbesiegten, nur Verratenen. Es ist etwas Rührendes um diese Bescheidenheit, und auch in ihr finde ich eine Wurzel der Tüchtigkeit unseres Volkes. Sie muß nur mit rechtem Selbstbewußtsein gepaart sein. Und siehst Du, Hedwig, das scheint mir nicht das Geringste, was wir aus diesem Kriege mit heimnehmen: daß in uns, die wir solange das Aschenbrödel unter den Völkern waren, dies Selbstbewußtsein geweckt wurde. Wir sind nicht mehr der deutsche Michel. Wir alle sind wieder stolz darauf, Deutsche zu sein!

Es ist ein langer Brief geworden. Aber mir ist's immer, als hätte ich Dir noch nicht genug gesagt. Ich möchte ja vor Dir alles, alles ausbreiten, was ich denke und fühle, wie ein offenes Buch. Und wenn Du über dies und das, was ich Dir schreibe, vielleicht den klugen Kopf schüttelst; wenn Du vielleicht wieder, wie einst, über den Sinnierer lächelst: es schadet nichts, Hedwig. Du wirst doch erkennen, daß hinter dem Grübler heut ein Mann steht, der weiß, was er will und tut!

Ich war heut hier in der wunderbaren Kathedrale, einem der größten Meisterwerke französischer Gotik. Die Kirche war ganz leer, den Diener, der mich mit vielen Worten herumführen wollte, schüttelte ich ab. Da hab' ich mich denn ganz still im hohen Chor hingesetzt und Euer gedacht. An Mutter, an Dich, an unseren lieben Vater; an meinen armen Bruder. Es geht mir wie Dir: schließlich kehren meine Gedanken immer wieder zu ihm zurück. Sag' es ihm und sag' ihm, daß ich ihn lieb habe und daß ich hoffe, ihn gesund in der Heimat wiederzusehen als den alten fröhlichen Bruno. Und Du, liebe Hedwig, bleib gut Deinem treuen Vetter und Bruder

Kurt.

⌘ ⌘ ⌘

Telegramm.

Aufgegeben Wiesbaden, 18. April 1871.

Frau von Berkenfelde an Kurt von Berkenfelde in Arcis-sur-Aube.

Mußten Abreise nach Italien aufgeben. Reise morgen mit Bruno nach Berlin, um Prof. Frerichs zu konsultieren. Adresse: unsere alte Wohnung. Gruß. Mutter.

⌘ ⌘ ⌘

Hedwig von Berkenfelde an Kurt von Berkenfelde.

Berlin, 25. April 1871.

Lieber Kurt! In großer Eile nur ganz kurz als Antwort auf Deine Depesche. Es geht nicht gut. Frerichs hält auch die Reise nach dem Süden für unmöglich. Schon der Transport hierher griff Bruno sehr an und rief eine neue Blutung hervor. Er selbst leidet nicht sehr unter Schmerzen, ist nur erschreckend matt. Ein geduldiger, sanfter Kranker ist er. Kannst Du nicht Urlaub erhalten? Er verlangt oft nach Dir. Mama sehnt und sorgt sich. Deine betrübte Hedwig.

⌘ ⌘ ⌘

Telegramm.

Aufgegeben Brantigny, 28. April 1871.

Kurt von Berkenfelde an Hedwig von Berkenfelde, Berlin.

Urlaubsgesuch abschlägig vom Oberkommando beschieden. Gebt Drahtnachricht über Brunos Befinden nach Reims. Brief folgt. Kurt.

⌘ ⌘ ⌘

Telegramm.

Aufgegeben 1. Mai 1871.

Frau von Berkenfelde an Kurt von Berkenfelde, Reims.

Überraschende Besserung eingetreten. Sehr betrübt, daß Kommen unmöglich. Aber so glücklich, daß wieder Hoffnung. Mama.

⌘ ⌘ ⌘

Nur wenige Wochen hielt die Besserung an, über die die Mutter gejubelt. Bruno war schon so weit gewesen, daß er das Bett verlassen durfte, um einige Stunden hinter dem Hause auf dem Balkon, der auf die großen Gärten hinausging, zu ruhen; die Frühlingsluft schien ihm wohl zu tun, und er sprach davon, daß man nach Pinnow übersiedeln möchte. Er sprach freilich wenig. Auch in diesen guten Tagen lag er meist stumm und fast reglos; die Sorge, daß irgendeine Erschütterung eine neue Blutung auslösen könnte, ließ ihn nicht los.

Am letzten Maitag, um die Mittagsstunde, hatte der alte Diener ihn angekleidet; Mutter oder Hedwig pflegten dann hereinzukommen, und er ging langsam, auf sie gestützt, durch den langen hinteren Korridor nach dem Gartenbalkon. Heut mußte er ein wenig Geduld haben; es schellte draußen, im vorderen Flur wurden Stimmen laut. Wartend, horchend stand er neben dem Bett. Einmal machte er ein paar Schritte, dann blieb er wieder, schwer atmend, stehen, winkte dem Diener, wollte den Arm auf dessen Schulter legen —

Da klappte draußen eine Tür, gleich darauf kam Hedwig. Er fixierte sie scharf: „Wer war da?“ Sie zwang sich, ruhig zu scheinen. „Der Postbote, Bruno —“

Er schüttelte den Kopf. Aber er schwieg. Sie führten ihn auf den Balkon, betteten ihn auf den Liegestuhl. Hedwig setzte sich zu ihm, einige Minuten lag er ruhig. Einmal fragte er: „Wo ist Mama?“ — „In der Stadt.“ — „So? In der Stadt. Besorgungen machen?“ — „Ja, Bruno.“ Dabei sah er bald auf Hedwigs Gesicht, bald auf ihre Hände. Sah vielleicht doch, daß in diesen immer gelassenen Fingern heut ein eigenes nervöses Leben war.

Mit einem Male richtete er sich auf. „Du bist doch immer so wahr gewesen, Hedwig. Warum belügst du mich heute?“ fragte er hastend.

Sie konnte ihn nicht ansehen. Ihre Augen hafteten auf der Filetarbeit in ihrem Schoß. „Nein, wie ungeschickt ich bin, solch eine Prudelei mit den dummen Nadeln...“

„Laß einmal die Nadeln. Sieh mich an.“

„Du sollst nicht soviel sprechen, lieber Bruno.“ Sie glaubte nun, sich genügend in der Gewalt zu haben, sah auf, zwang ein Lächeln auf das Gesicht, ließ die Arbeit ruhen, faßte nach dem Kissen in seinem Rücken. „Leg dich zurück, Bruno —“

Er lachte bitter. „Danke gehorsamst, verehrte Krankenschwester.“ Und dann, nach einigen unruhigen Atemzügen: „Also der Briefbote. Mag sein. Aber da war noch eine andere Stimme...“

„Das wird die Köchin gewesen sein.“

Wieder lachte er. „Unsere brave Guste mit ihrem Dragonerorgan. Und diese Stimme — diese Stimme —“ Nun lehnte er sich doch zurück, lag eine Weile still, mit geschlossenen Augen.

Sie sah voller Angst auf ihn. In seinen Wangen standen wieder die kreisrunden, abgezirkelten Flecken, und die Adern der Schläfen vibrierten. Leise erhob sie sich. Auf einem Tischchen in der Ecke des Balkons stand seine Medizin und das Einnehmeglas —

Plötzlich rief er: „Komm her!“ Und noch einmal: „Komm her!“

Als sie sich umwandte, saß er aufgerichtet. Er faßte nach ihrem Handgelenk.

„Ich will sie nicht sehen! Verstehst du! Niemand außer euch! Lüge nicht, Hedwig. Sie war es!“

„Was du redest, Bruno.“

„Sie war es. Ich hab' es immer gedacht, daß sie kommen würde. Immer, Tag und Nacht. Sie...“ Er wollte weitersprechen, aber seine Worte erstickten in einem Hüsteln. Die Brust ging schwer. „Sie — sie...“

Hedwig hielt ihn umfaßt.

Dann war plötzlich das Rot auf den Lippen, ein paar Tropfen, und dann ein Strom Blut —

⌘ ⌘ ⌘

Seit diesem letzten Mai lag Bruno fest. Der Geheimrat, dem Hedwig alles gesagt, zuckte die Achseln: „Es wäre wohl auch ohne das gekommen, früher oder später.“

Er war wieder ein geduldiger, stiller Kranker geworden. Er fragte auch nicht mehr nach der anderen. Es war fast, als wären ihm Willen und Erinnerung vom schleichenden Fieber aufgezehrt. Nur in den dunkeln Augen, die immer größer zu werden schienen, flackerte noch manchmal das alte Feuer. Aber auch das war wohl Trug. Das Fieber ließ sie so eigen glänzen.

Sie teilten sich in die Pflege, Mutter und Hedwig. Der Professor hatte eine Schwester an das Krankenbett rufen wollen, sie hatten sich geweigert. Dann war eines Tages Tine Rust gekommen, noch in der Schwesterntracht, hatte gebeten und gefleht, hatte sich vor Mutter auf die Knie geworfen. Mutter hatte sie zurückgewiesen. Nicht im Zorn, in tiefem Mitempfinden. Es war ja unmöglich. An sein Lager gehörten nur sie und Hedwig. Sie allein hatten Anrecht auf ihn. Das nächste, heiligste Anrecht.

Niemals sprachen sie beide über jene kurze Zeit, in der Hedwig Brunos Ring getragen. Niemals hatte er, auch nicht in den Tagen, da es ihm besser ging, jene Zeit aufklingen lassen.

Aber vor ihrer Seele war alles wieder lebendig geworden, was sie erstorben wähnte. Alles Süße und aller Schmerz. Jede Stunde, in der sie mit ihm zusammen gewesen, sein heimliches Werben, seine fröhliche Zuversicht, wie er sie an sich gerissen hatte, und ihr schweres, wehes Loslösen von ihm —

Oft, oft, wenn sie bei ihm saß und ihr Auge unbeobachtet über ihn hinging, schrie es in ihr: ‚Du hast ihn doch geliebt! Du mußt ihn geliebt haben!‘ Es war ein Aufschrei, aber es war mehr noch eine Frage, auf die sie keine rechte Antwort fand. Wenn sie sich auch immer wieder sagte: ‚Heut ist in dir nur das heiße Mitleid mit ihm, der Wunsch, ihm Gutes zu tun — bis an seine letzte Stunde.‘

An Kurt erstattete sie fleißig Bericht. Aber sie konnte ihm nicht mehr so unbefangen schreiben wie früher, seit sie die Briefe erhalten, die er ihr vor Paris geschrieben und erst viel später geschickt hatte. Sie, die immer so selbstsicher durch ihr junges Leben gegangen, fühlte, daß sie sich nur vorwärts tastete, von Tag zu Tag.

Die Gräfin war immer wieder gekommen. An jedem Tag.

Und die Mutter hatte sie schließlich empfangen. Was sie miteinander gesprochen, wußte Hedwig nicht. Brunos Mutter sagte nur einmal: „Es ist eine Unglückliche.“ Zum Fragen zwang Hedwig sich nicht. Aber sie reckte sich jedesmal, wenn zur Mittagsstunde die Flurschelle leise klang, reckte sich wie zur Abwehr.

Dann wußte sie: die Französin saß vorn im Salon und wartete geduldig, bis sie eine Nachricht erhielt über Brunos Befinden.

Jetzt saß sie nicht mehr allein. Tagtäglich wartete dort auch Tine Rust. Der Brandfuchs trug nicht mehr die Schwesterntracht. Das Lazarett war aufgelöst worden, sie war entlassen. Aber sie wollte nicht nach Pinnow zurück zum Vater, und es war keine Großmutter mehr da, die sie mit dem Krückstock nach Hause trieb. Sie hatte sich ein Zimmerchen genommen am Halleschen Tor und schneiderte wieder.

Erst war sie die Hintertreppe hinaufgekommen und hatte in der Küche gewartet. Dann hatte sie sich als Pinnower Kind vom Diener den Platz vorn im Salon erbettelt oder ertrotzt. Seit sie wußte, daß die schöne Dame aus Frankreich, die so rotes Haar hatte wie sie und doch ganz anderes, täglich dort saß und wartete, bis die Exzellenz kam und ihr Nachricht über Bruno brachte.

Sie saßen je an einem Fenster und beachteten sich scheinbar gar nicht. Das ganze Zimmer lag zwischen ihnen. Aber bald wußte auch die Fremde, weshalb das seltsam schöne Mädchen mit den wilden Augen kam. Mit wilden Augen, die auch zu ihr feindselig hinüberbrannten. Wie eine schöne Katze ist das Mädchen, dachte die Gräfin, wenn sie sah, daß Tine Rust sich duckte, sobald die Exzellenz in das Zimmer trat, sich duckte und doch wie zum Sprunge bereit stand. Auch sie hat ihn geliebt — wie muß sie ihn geliebt haben!

Dann, eines Tages, als die Exzellenz mit rotgeweinten Augen kam und der Schmerz aus ihrer Stimme zitterte, hatte die Gräfin das junge Mädchen unten im Treppenhause angesprochen. Beherrscht und ein wenig von oben herab. Aber auch ihre Stimme bebte, als sie fragte: „Mademoiselle haben gut gekannt den Herrn Baron?“

Da war Tine Rust wieder wie eine Katze gewesen, wie ein junges, ungebärdiges Panthertier. Als ob sie gegen die fremde schöne Dame anspringen wollte. Aber sie hatte nur trotzig genickt, und dann waren ihr die Tränen in die Augen geschossen.

Seitdem war das Eis gebrochen. Oben in der Wohnung, in der der Kranke mit dem Tode rang, sprachen sie nicht mitein-

ander. Aber sie gingen ein Stück Wegs zusammen, wenn sie hinunterkamen, bis zur Ecke der Tiergartenstraße, wo stets die Equipage der Gräfin hielt, und ein paar Male hatte die Französin die Widerstrebende mit in das Hotel de Rome genommen. Sie wollte so vieles wissen — sie hatte so vieles zu fragen — und es einte sie eins: der Haß gegen die Dritte, die an seinem Bette sitzen, ihm in die Augen sehen, ihn pflegen durfte — — —

Kurt hatte geschrieben, daß er einige Tage vor dem Siegeseinzug kommen würde. Endlich — endlich! Es sei ihm ein kurzer Urlaub bewilligt worden, damit er mit seinem Regiment, in dessen Reihen er bei St. Privat und Sedan gefochten, die Via triumphalis durchschreiten könnte, die Siegesstraße, die die Hauptstadt des neuen Reichs den heimkehrenden Kriegern rüstete. Er hatte voll Jubel geschrieben und voller Sehnsucht.

Die Mutter war freudestrahlend ins Krankenzimmer geeilt, um die frohe Nachricht Bruno und Hedwig mitzuteilen. Nun hörten beide sie stumm an. „Kinder... Kurt kommt!" Verwundert, erstaunt sah sie auf den Sohn, auf die Nichte. Bruno lag wie teilnahmlos mit geschlossenen Augen. Hedwig hatte das Buch, aus dem sie vorgelesen, in den Schoß sinken lassen und beide Hände darüber geschlossen. Da ging die Mutter wieder hinaus. Sie konnte die Kinder nicht verstehen.

Dann, nach einer Weile, wollte Hedwig weiterlesen. Es waren Geibelsche Gedichte —

„Nun wirf hinweg den Witwenschleier,
Nun gürte dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, hohe Siegerin..."

Sie brach ab. Denn es kam von den Lippen des Todwunden ein so wehes, so leises: „... er hat das Kreuz..."

Ganz stille saß sie. Und da sprach er weiter, es war nur wie ein Hauch: „... Denk nicht, daß ich neidisch auf Kurt bin. Er hat es gewiß verdient. Aber mein Leben... mein Leben ist so verfehlt. Mir ist gar nichts geblieben... gar nichts..."

Er hatte noch nie so gesprochen; er hatte überhaupt nie geklagt. Aber der Instinkt ihres Herzens hatte ihr oft, oft gesagt, daß stärker als das schleichende Fieber die Entsagung an ihm fraß — und die Reue — Stille sein! Stille sein müssen! Ihm konnte jedes unbedachte Wort den Tod bringen. Sich zwingen — sich zwingen! Sacht und leise stahl sich ihre Hand zu der seinen, glitt zärtlich über sie hin. Weinen hätte sie mögen.

„Lies doch weiter!" sagte er plötzlich, und es klang fast rauh.

„Drum wirf hinweg den Witwenschleier!
Drum schmücke dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, mit dem grünsten Kranz!
Flicht Myrten in die Lorbeerreiser!
Dein Bräut'gam naht, dein Held und Kaiser,
Und führt dich heim im Siegesglanz..."

... die Tränen erstickten fast ihre Stimme. Das mochte schlecht passen zu der Jubelhymne. Aber ihm klang's wohl gerade so recht. Er wandte den Kopf ihr zu, ohne ihn zu heben. Leise wiederholte er: „... dein Bräut'gam naht, dein Held und Kaiser — und führt dich heim im Siegesglanz... Hedwig, ich hab' auch geblutet für König und Vaterland..."

„Ja, Bruno... ja..."

„... ob das wohl entsühnt, Hedwig?"

„Bruno ... wie kannst du das sagen! Sei nicht so bitter, Bruno."

Nun war er wieder still, lag mit geschlossenen Augen, schweratmend. Bis er sagte: „Gib mir noch einmal deine liebe Hand." Und dann, als er sie hielt in seinen heißen, matten Fingern: „Wann ist der Einzug, Hedwig?"

„Am sechzehnten — Sprich nicht so viel, lieber Bruno..."

„Nur noch vier Tage... Es ist doch gut, daß Kurt kommt ... der Vater tot ... ich ... Ihr habt dann nur Kurt ... nur Kurt..."

„Bruno ... wir haben doch auch dich. Du wirst wieder gesund werden ..."

Nun lag er still, aber die Augen blieben offen. Es waren doch noch die alten Augen, die einst für sie soviel Zauber und Glanz gehabt —

Mit einem Male fragte er: „Ist *sie* noch einmal hier gewesen?"

Es war für sie wie ein Schlag.

Der Atem stockte ihr, und das Blut hämmerte. Lügen konnte sie nicht in dieser Stunde. Endlich brachte sie es heraus, mühsam; wie verdorrt waren ihr die Lippen. „Die Gräfin hat sich bei Mama nach deinem Befinden erkundigt."

Sie mochte ihn nicht ansehen dabei und wandte doch kein Auge von ihm. Sah, wie um seinen Mund ein Lächeln spielte, ein ganz kleines, ironisches Lächeln. So hatte er ehedem oft und gern gelächelt. Nur daß es jetzt grausam in dem hageren Gesicht stand ...

Unwillkürlich zog sie ihre Hand aus seinen Fingern. „Du sollst ruhen, Bruno," sagte sie gepreßt.

Da pochte es an der Tür. Der Geheimrat kam. Frisch, wie immer, mit seinem: „'n Tag! Nun, Patiente ... wir schauen ja ganz fidel in die Welt ..."

Seitdem hatte Hedwig eine Scheu vor dem Alleinsein mit Bruno. Das tiefe, innige Mitleid war geblieben, aber alles andere, das in ihr wieder hatte auferstehen wollen aus diesem Mitleid: das war jäh erstorben an einem kleinen, kleinen Lächeln.

Am Abend, während der Diener Bruno umbettete, saß sie mit der Tante auf dem Balkon. Die Exzellenz war erregt. Sie sprach davon, daß der Geheimrat heut recht zufrieden gewesen wäre; der Vielerfahrene huldigte gern dem frommen Truge. Und dann sprach sie von Kurt. Eifrig sprach sie von ihm, mit jener Liebe der Mutter, die gern in die Kindheit zurückgreift, sich auch unnütze Vorwürfe macht. „Wir alle haben ihn manchmal verkannt. Auch Vater. Am meisten Großmutter. Er war so anders als wir. Wir stellten uns jeden Berkenfelde immer vor, als müsse er aus Pinnower Eichenholz geschnitzt sein. Du auch, Hedwig — gewiß, du auch. Er war ein so weiches Kind. Und da steckten wir ihn ins Korps, damit er hart geschmiedet würde. Du lieber Gott, ein Kind seelisch hart machen wollen! Dann kam er ins Regiment, und da gab es Klagen. Vater war oft unzufrieden mit ihm. Ja ... wenn Vater das erlebt hätte, wie er sich nun gewandelt hat, sobald der Ernst des Lebens an ihn herantrat ...

... aber du hörst ja gar nicht, Hedwig ..."

Auf dem Balkon hinter den grünen jungen Ranken des wilden Weins lag das Dämmerlicht des Frühsommerabends. In den Gärten der Nachbarhäuser, unter den großen Linden, tollte das junge Volk. Helles Lachen tönte herauf, und dann ein Lied. Aus ein paar Küchenfenstern fielen Mädchenstimmen ein. „Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein."

„Doch, Tante, ich höre."

„Freust du dich nicht auf sein Kommen?" Es klang wie ein Vorwurf.

„Doch, Tante, ich freue mich."

Es war die Wahrheit: sie freute sich. Aber neben der Freude war eine quälende Unsicherheit, ein geheimes Bangen. Das ließ die rechte Freude nicht aufkommen. Ein Vorwurf gegen ihn war in ihr: Warum hast du mich aus meiner mühsam erkämpften Ruhe aufgestört? Jetzt — gerade jetzt! Die Sorge: Was will er? Soll ich auch ihn verlieren? Es stand so viel in seinen Briefen, was sie beunruhigte, und es stand noch mehr zwischen den Zeilen. Das war wohl immer seine Art gewesen; früher hatte sie darüber gelächelt, auch ihm fröhlich ins Gesicht gelacht: Dummer, lieber Kurt! Nun war das alles anders. Jetzt verlangte er, ernst genommen zu werden. Jetzt — jetzt —

Unten schmetterten sie weiter, alle Verse. Dann kam wieder das helle, fröhliche Lachen herauf. Ein Fensterflügel klirrte. Es wurde still. Die Linden dufteten —

Die Tante sprach mit leiser Stimme von den beiden, die täglich kamen. Sie hatte das bisher vermieden, in der zärtlichen Scheu, das Mädchenherz zu verwunden. Heut drängte es sie, zu sprechen. Als ob sie sich entschuldigen wolle. Man müsse Mitleid haben, die arme Tine Rust ... und die Gräfin hatte doch monatelang weitgehendste Gastfreundschaft geübt ... und auch sie ... freilich ... aber wie Kurt wohl darüber denken würde?

Er war dunkel geworden und ganz still. Eine Fledermaus huschte an den Weinlaubranken vorüber —

„Gute Nacht, liebe Tante. Ich gebe Bruno jetzt noch eine Morphiumspritze. Dann löse ich dich um elf Uhr ab ..."

⌘ ⌘ ⌘

Zwei Tage vor dem Einzug kam Kurt.

Hedwig hatte sich umsonst gesorgt. Er fragte nichts, er begehrte nichts. Er umarmte sie, er küßte ihre Wange, wie ein Bruder die Schwester küßt. Einen Moment nur hielt er ihre beiden Hände, sah ihr zärtlich in die Augen. Zärtlich und besorgt. Sie fühlte: er las in ihrem Gesicht die durchwachten Nächte.

Die Mutter schluchzte. In diesem Augenblick, da der gesunde starke Sohn an ihrer Brust ruhte, drang gleich den sieben Schwertern das ganze Leid dieser Zeit in ihre Seele, lebte wie eine frische Wunde der Verlust des Gatten wieder auf, dachte sie des anderen Sohnes, der auf dem Siechbett lag. Jubelnd hatte sie ihren Kurt empfangen wollen und nun weinte sie die bitteren Schmerzenstränen, die in diesen Tagen, da das Vaterland Siegeskränze flocht, aus tausend und aber tausend Mutteraugen flossen.

Dann gingen sie hinüber zu Bruno. Er war vorbereitet, er war ruhig. Kurt beugte sich über ihn, küßte ihn, setzte sich neben das Bett, fand gute, liebe, warmherzige Worte. Der Kranke lag still. Aber mit einem Male traten die roten kreisrunden Flecken auf seine Wangen, er streckte die Hand aus und faßte nach dem Kreuz im Knopfloch: „Du hast es ..." sagte er weh.

„Und du wirst es noch erhalten, Bruno. Am Einzugstage kommt ein reicher Segen." Kurt versuchte zu scherzen. „Übrigens war der Segen vielleicht schon zu groß. Mancher Schreiberseele, die nie Pulver roch, verhalf ein allzugütiger Vorgesetzter auch zum Kreuz."

„Du siehst aus wie das blühende Leben."

„Ja, Bruno, die faule Okkupationszeit. Und die großen Tagegelder. Wir haben uns schadlos gehalten. Aber nun kommst du an die Reihe. Wir packen dich ein und bringen dich nach dem alten Pinnow."

Es schien, als hätte er nur den einen Satz gehört. „Nun komme ich an die Reihe," wiederholte er. Und dann drehte er sich der Wand zu.

‚Du siehst aus wie das blühende Leben,' hatte Bruno gesagt.

Es war eigentlich nicht richtig, fand Hedwig. Das Gesicht war gebräunt, aber es war schmal geblieben, und der Ausdruck war seltsam ernst. Sie mußte Kurt wieder und wieder ansehen. Die Augen waren klar und hell. Aber von den Augenwinkeln zogen sich ein paar leichte, leise Furchen nach den Schläfen zu, wie sie starkes Erleben prägt. Kurt war als reifer Mann heimgekehrt, gereift über seine Jahre. So sprach er auch. So griff er auch, schnell und entschlossen, in die Verhältnisse ein, die er daheim vorfand. Die Mutter hatte allerlei Sorgen um Pinnow. Er wußte sofort Rat. Sachlich und ernst; aber dann war plötzlich wieder ein liebenswürdiges, zärtliches Lächeln um seine Lippen, in seinen Augen: „Sorge dich nicht, Mama. Das laß mich nur machen." Manchmal sah er dem Vater überraschend ähnlich. In der Gestalt, in der Haltung, im Mienenspiel.

Er hatte nur wenig Zeit für die Seinen, obwohl er ihnen jede freie Minute widmete. Er mußte Meldungen erledigen, mußte sich für den Einzug beritten machen. Dann wollte er auch zu seinem Regiment hinaus, das des Einzugstages im Kantonnement zu Werder harrte. Und dann — er erzählte es mit frohem Lächeln — wollte er den getreuen Marheinke persönlich nach der Elsasser Straße bringen. Die Freude der rundlichen kleinen Lotte, die ihrem Riesen kaum an die Schulter reichte, mußte er sehen.

Er wohnte auch nicht bei der Mutter, wollte nicht die Unruhe dieser Tage in das Krankenhaus bringen. Aber er kam am Morgen, um sich nach Bruno zu erkundigen, und er brachte die Abende daheim zu.

Am Tage vor dem Einzug war er in Werder. Die Obstkammer Berlins hatte sich, wie es sich gehörte, festlich geschmückt; überall wehten ja jetzt in der Heimat die Fahnen und Flaggen, kränzten Girlanden Hoftor und Haustor. Die Kameraden saßen fast vollzählig im Kaffeegarten am Havelufer. Mit Jubel wurde er empfangen, der Abtrünnige mit der Adjutantenschärpe. „Hast es recht gemacht, Berkenfelde, vor Paris war's schließlich langweilig, bis Hohenlohe seine Kartaunen böllern ließ. In St. Denis nachher, freilich, da haben wir vergnügte Tage gehabt. Und die Knallerei zwischen den Versaillern und den Kommunards — das war auch amüsant. Aber um die Tage vor Le Mans, Berkenfelde — da möchten wir dich beneiden!" So hieß es bei den Jungen. Der Oberst nahm ihn beiseite. „Ich hab' viel Gutes über Sie gehört, Berkenfelde. Hab' mich gefreut, daß Sie dem Regiment Ehre machten. Wie geht's Ihrem armen Bruder?"

Dann nahm ihn Waldow, der jetzt die Kompagnie führte, mit. In den Quartieren ging's hoch her; der Werdersche Obstwein schmeckte den Grenadieren besser als der französische Rotspon, und die drallen

märkischen Mädels — solche Mädels gab's in ganz Frankreich nicht. Überall stöberten die Pärchen herum; ein Küßchen in Ehren konnte keine einem Vaterlandsverteidiger abschlagen, und lange genug hatten die Kerle gedürstet nach ein paar frischen Mädchenlippen. Es war schier zum Lachen. Aber dann war's auch rührend, wie sie die Mädels ihrem Leutnant brachten: „Der Herr Leutnant hat uns bei Sedan geführt, Mieze; guck ihn mal an. — Ja, Herr Leutnant, schön war's doch draußen. Alle Wetter, so zwischen Glocker sechs und sieben vor St. Privat. — Zu Befehl, Herr Leutnant ... nu geht's nach Haus. Mutter schreibt schon von Großkuchenbacken." — Dann war der treffliche Vize da, Uhlenhuth; am Einzugstage sollte er die Epauletten bekommen. „Wissen Sie noch, Uhlenhuth — im Walde von Givonne?" Und dann kam, gravitätisch, mit wohlgepflegtem Vollbart, der Colonel Krohn: „Gratuliere, Mister Krohn, zum Kreuz. Wo haben Sie sich das noch geholt?" Das Kröhnchen machte eine ganz unmilitärische, aber wunderbar schöne Handbewegung: „Bagatellen, Herr Leutnant. Patrouille in Villetaneuse. Ich konnte zuerst feststellen, daß die Messieurs das Chateau geräumt hatten —"

Rechts und links und links und rechts mußte Berkenfelde die derben Hände schütteln. Uhlenhuth hatte recht, wenn er nachher am Dampfersteg sagte: „Wen unsere Leute draußen schätzen lernten, den lieben sie auch. Das steckt fest im Volk, ist deutsche Treue. Uns alle, die wir diesen Krieg mitmachen durften, umschlingt e i n Band der Kameradschaft. Solange wir leben, wird das nimmer zerreißen."

⁂

Als Kurt am Spätnachmittag das Haus betrat, das Herz voll von dem Wiedersehen mit den Mitkämpfern, kamen ihm im dämmerigen Treppenflur zwei Frauengestalten entgegen. Und ehe er's sich noch recht bewußt wurde, wer sie waren, lag ihm Tine Rust an der Brust. Mit beiden Armen umklammerte sie ihn, fest, ganz fest: „Kurt — lieber Kurt!" Sie jubelte es heraus, ihr heißer Mund brannte auf seiner Wange, und gleich darauf brach die junge Stimme im Schluchzen: „Es geht nicht gut mit Bruno, Kurt ... wenn ich ihn doch einmal sehen könnte . . einmal nur ... ich hab' ihn doch so lieb gehabt ..."

Der Brandfuchs —

... wie jäh die Erinnerungen kamen! An den Juliabend, da der König von Ems her eintraf ... als Bruno den lustigen Brandfuchs zu sich in die Droschke zog ... an die Stunde des nächsten Tages oben im blauen Salon ... an den Sprung in den Landwehrgraben ...

... armer Brandfuchs ... helfen kann ich dir nicht ...

Sanft suchte er sich zu lösen. Er sagte es ihr. So schonend es möglich war: jede Aufregung mußte von Bruno ferngehalten werden. „Ich will ja ganz stille sein, Kurt! Ich will ihn ja nur sehen — ein einziges Mal nur seine lieben Augen .." Dann ließ sie den Kopf hängen —

Und das also war die andere.

Sie stand zur Seite, die schöne Frau, und maß ihn mit brennenden Augen. Um ihre Lippen spielte ein seltsames Lächeln. Ein schmerzliches Lächeln, ein grausames Lächeln — wer konnte es ausdeuten?

Er verneigte sich. Ging die Treppe hinauf. Noch einmal hörte er unten: „Kurt — Kurt!" Und dann im gebrochenen Deutsch: „Kommen Sie ... diese Leute haben keine Herzen ..."

⁂

Bruno fieberte stark. Der Geheimrat war soeben fortgegangen; zum ersten Male hatte er der Mutter die volle Wahrheit gesagt. Sie hielt sich aufrecht, sie weinte nicht, sie klagte nicht. Aber ihr Gesicht trug den Niobezug. Schmal und starr war es geworden in diesen Stunden.

An Brunos Bett saß Hedwig.

Er reichte ihr wortlos die Hand. Ihre Finger lagen schlaff in den seinen, dann preßten sie sich wie im Schmerz zusammen.

Im Zimmer war es fast dunkel, nur ein Spalt zwischen den Vorhängen ließ etwas Tageslicht durch. Auf dem Seitentisch brannte schon eine kleine Nachtlampe. Seine Augen mußten sich erst an die Dämmerung gewöhnen. Nun sah er das Fieber glühen auf Brunos eingefallenen Zügen. Der Bruder erkannte ihn nicht mehr; unruhig flatterte sein Blick, die Hände glitten wie in rastlosem Suchen über die Steppdecke. Dann und wann kam ein trockenes Hüsteln,

dann wieder ein Stammeln ... unverständliche Worte ...

Hedwig war aufgestanden. Etwas Feierliches hatte ihre hohe, schlanke Gestalt in dem enganschließenden schwarzen Kleide. Aber ihr Gesicht war so wundersam weich, wie in stiller Trauer verklärt.

Sie beugte sich über den Bruder, hob ihm sanft den Kopf, schob ihm ein Glas zwischen die brennenden Lippen. Er suchte zu trinken, mit dem Durst der Fiebernden, aber die Muskeln versagten den Dienst. Geduldig wartete sie, lange, bis er wirklich schluckte; bettete ihm den Kopf neu, strich ihm das Kissen glatt — —

„Ich bleibe heut nacht hier," sagte Kurt ihr leise. Sie neigte den Scheitel.

Dann saß er im Wohnzimmer mit der Mutter. Sie war ganz gefaßt. Sie sprachen wenig miteinander, in kurzen Sätzen, Alltägliches. Und dachten über dem Alltäglichen ohne Unterlaß an den Sohn, an den Bruder. Nur einmal brach jäh ein Aufschluchzen über die Mutter herein: „Der Vater ... und er ..." Da nahm Kurt sie an seine Brust, und sie wurde wieder ruhig.

In später Stunde kam der Geheimrat zum zweiten Male. Als er ging, drückte er Kurt im Flur die Hand: „Es kann noch Tage dauern. Gott gebe ihm ein schnelles, sanftes Ende."

Dann und wann waren sie im Krankenzimmer. Bruno schien nun zu schlummern. In unruhigem Fieberschlaf. Hedwig wich nicht von seinem Bett. Auch die Mutter blieb bei ihm.

Kurt hatte im Wohnzimmer die Fenster geöffnet, die Nachtluft strömte herein. Dumpf dröhnte in die ruhige Straße der Lärm der Großstadt.

In dem Lehnstuhl, in dem der Vater immer seinen kurzen Nachmittagsschlaf gehalten, saß er, und die Gedanken kamen und gingen. An den Feldzug dachte er; an das Regiment; an morgen. An Hedwig —. Seltsame Gedanken waren es. Fast, daß er sich ihrer schämte. Aber er konnte nicht loskommen, sie zwangen ihn. Draußen, im Krieg, im fremden Land, war doch ein verhaltenes Hoffen in ihm gewesen. Nun war es verweht, dahin. Er hatte es in ihren Augen gelesen, er hatte es gefühlt, als sie ihm die Wange zum Kuß bot. Dahin — dahin —

Ein Nachtfalter kam durchs Fenster geflattert, strich dem Licht entgegen, sank mit verbrannten Flügeln zu Boden. Armer Bruno — so war dein Leben ...

Er stand auf, ging mit hastigen Schritten im Raum auf und ab. Lange stand er am Fenster. Der Sommermorgen dämmerte schon herauf. Es mochte ein heißer Tag werden. Heut. Donnernder Jubel wird die festlichen Straßen füllen, zujauchzen werden sie den Siegern ... Und drüben lag der Besiegte ... armer, lieber Bruno ...

Noch einmal ging er auf leisen Sohlen hinüber. Mutter und Hedwig standen am Krankenbett, spähten mit angstvollen Augen auf den Fiebernden. Er war erwacht, wirr sah er um sich, tastete mit gekrümmten Fingern auf der Decke, stöhnte, raunte unverständliche Laute. Der Atem flog, dann und wann warf sich der Körper, zuckte, streckte sich wieder. Auf der Stirn lag ein Eisbeutel, glitt herab, Hedwig griff zu, spannte beide Hände um die glühenden Schläfen —

„Es wird Zeit für mich, Mama," flüsterte Bruno der Mutter zu. Sie hörte es kaum. Die Hände hatte sie fest gegen das Herz gepreßt — das schmerzende Mutterherz.

Er beugte sich über den Bruder — leise trat Hedwig zurück. Er küßte Bruno, wie er ihn in glücklichen Kindertagen geküßt hatte. Er lauschte noch einmal den abgerissenen Fieberworten ... diesen unheimlich schnellen, stammelnden Lauten, die keinen Sinn ergaben und hinter denen vielleicht doch soviel Leid- und Glückserinnern stehen mochte. Armer, lieber Bruno ...

Er drückte der Mutter, er drückte Hedwig die Hand. Einen letzten Blick noch, einen wehen Abschiedsgruß.

Dann ging er. Auf das Tempelhofer Feld hinaus, wo sich die Sieger zum Einzug in die Kaiserstadt sammelten.

⌘ ⌘ ⌘

Um die Mittagsstunde war's, am 16. Juni, daß die Siegesgöttin — die einst der Korse nach Paris entführt, die die Väter im Triumph zurückgeholt — von der Höhe des Brandenburger Tores die Heimkehrenden grüßte.

Unter dem Jubel der Hunderttausende zogen sie ein —

Voran die drei, die das Eisen geschmiedet, den Bau vollendet: Fürst Bismarck, Moltke und Roon. Der greise Kaiser des



Capo di S. Andrea. Gemälde von Albert Wenk.
Aus Ed. Schultes Kunsthandlung in Berlin W.

neuen Reiches allein. Nächst ihm die Heerführer mit den Marschallstäben in der Rechten: des Reiches Kronprinz und Prinz Friedrich Karl von Preußen; an dreißig deutsche Fürsten und Prinzen, die im Felde gestanden, die Generäle des Heeres, heut jeder ein volkstümlicher Held —

Und vierzigtausend deutsche Krieger, Abordnungen des ganzen siegreichen Heeres. Bataillon auf Bataillon, Schwadron auf Schwadron, Batterie auf Batterie, ein unübersehbarer Zug. Jeder einzelne mit frischem Grün geschmückt, mit Kränzen um den funkelnden Helm; jeder einzelne mit leuchtenden Augen, mit glückgeschwellter Brust.

So zogen sie mit schmetternden Drommeten, mit wirbelndem Trommelschlag, unter jauchzenden Jubelrufen durch die Via triumphalis, zwischen der doppelten Reihe der eroberten Geschütze. Bis zum Reiterbildnis Friedrichs des Großen, bis zu den Denkmälern Scharnhorsts, Gneisenaus, Blüchers. Noch einmal marschierten sie hier mit entfalteten Fahnen an ihrem Kaiser, ihrem Kriegsherrn, vorüber.

⌘ ⌘ ⌘

Von fernher klang das Geläut der Glocken, das die Sieger grüßte, klang verhallend das Brausen des Jubels in das stille Zimmer, in dem um dieselbe Stunde der Tod als Erlöser an das Sterbebett trat. Sanft und ruhig nach schwer durchkämpften Stunden schlummerte Bruno von Berkenfelde zum ewigen Frieden ein.

Mit leiser Hand schloß ihm Hedwig die Augen. Am Fußende des Bettes saß gebeugten Hauptes die Mutter. Sie nahm noch einmal seine Hände und fügte sie über der Brust zusammen.

Gegenüber dem Bett an der Wand hing ein kleines Bild des Vaters in schlichtem Rahmen. Beide Söhne hatten es mit einem goldenen Lorbeerkranz geschmückt, als er vor fünf Jahren aus dem böhmischen Kriege zu den Seinen heimgekehrt war. Den Kranz nahm Hedwig herab und schob ihn dem Entschlafenen zwischen die gefalteten Hände, dicht bei der Wunde, die das französische Blei gerissen. Das Glockengeläut und das ferne Brausen des Jubels hatten's ihr eingegeben: ‚Auch du hast für deinen König, für das Vaterland geblutet ... armer, lieber Bruno ...‘

Draußen im Flur klang ein Wehklagen, hart an der Tür, wurde stärker und stärker.

Bis die Mutter aufstand, müd, mit zerschlagenen Gliedern, eine gebrochene Frau. Aber in den tränenschweren Augen lag milde, verstehende Güte! Leise sprach sie, wie für sich: „Auch ihr habt ihn geliebt ...“

Hedwig hob wie zur Abwehr die Arme. Gleich sanken sie herab, sie beugte den blonden Scheitel, tief, tief, und trat zur Seite ... auch sie hatten ihn geliebt ...

Die Mutter hatte die Tür geöffnet.

Mit jähem Aufschrei stürzte Augustine Rust an das Lager, warf sich auf die Knie, wühlte das heiße Gesicht in das weiße Linnen. Der Körper zuckte im Schmerz, und immer wieder, immer wieder rief sie leidenschaftlich den einen Namen. An der Türpfoste war die andere stehen geblieben, mit gesenktem Haupt, dann langsam den Blick hebend, starr, auf ihn gerichtet. Nur ihre Lippen bewegten sich, und einmal hob sich die Rechte und schlug ein Kreuz über der Brust.

Von fernher klang der Schall der Kirchenglocken, verhallte erzitternd — wie in einem letzten Abschiedsgruß.

⌘ ⌘ ⌘

Es war Abend geworden.

Am geöffneten Fenster ihres Salons im Hotel de Rome stand die Gräfin und sah hinaus auf das fremde Bild der jubelerfüllten Triumphstraße. Fest zusammengepreßt die Lippen, sah sie hinüber zu dem ragenden Denkmal des großen Königs; sah, wie die Häuserzeilen sich, Fenster an Fenster, in Licht tauchten; sah auf die dichtgedrängten Volksmassen hinab, die zum schlichten Palais des ersten Kaisers des neuen Reiches wallten, Kopf neben Kopf, singend und jauchzend.

Tief im Dunkeln, im äußersten Winkel des großen Raumes saß Tine Rust. Willenlos war sie der Gräfin gefolgt, willenlos, sinnlos. Saß auf einem der samtenen Sessel, die Ellenbogen auf den Knien, den Kopf in beiden Händen, das brandrote Haar zerwühlt. Die vollen Schultern zuckten und zuckten, und dann und wann hallte das krampfhafte Schluchzen durch das Zimmer.

Noch immer stand die Gräfin am Fenster, starrte in das Lichtermeer hinab und auf das siegberauschte Volk.

Bis sie sich endlich wandte.

„C'est fini,“ sagte sie laut in den halbdunkeln Raum hinein. Und da sah sie drüben am Kamin das junge Ding, das sie längst vergessen hatte.

Sie tat ein paar Schritte vorwärts, blieb wieder stehen, wartete. Wunderliches Mädchen...

Die acht Gasflammen an der Kristallkrone leuchteten auf. Tageshell war das Zimmer. Die Ellenbogen auf den Knien, die Hände im zerwühlten Haar, so saß das Mädchen. Solch ein Haar... es gleißte und schimmerte, es flammte über dem weißen Nacken.

...welch ein Temperament in dem jungen Geschöpf. In all diesen Tagen und heut. Gar nicht wie sonst diese deutschen Frauen. Anders, wahrhaftig, ganz anders als jenes blonde Mädchen...

Schade ist's um das junge Ding...

Ein plötzlicher Impuls war's, eine Augenblickseingebung, eine Laune. Sie ging mit ihren schnellen, wiegenden Schritten auf Tine Rust zu, konnte sich's nicht versagen, das schwere rote Haar, das gelöst über der Schulter hing, durch ihre Hand gleiten zu lassen, hob fast zärtlich den Kopf des Mädchens.

„Es ist zu Ende hier,“ sagte sie. „Alles hat in der Welt einmal ein Ende, ma petite —“

Mit großen Augen starrte sie Tine an. Verständnislos.

„Man muß einen Abschluß finden. Kind, was wollen Sie noch hier? Sie passen gar nicht in dies Land mit Ihrem heißen Herzen. Enfin... ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Ich hab' Interesse an Ihnen gewonnen. Sie sind jung und sind schön. Das Leben liegt vor Ihnen. Ich will für Sie sorgen. Kommen Sie mit mir... kommen Sie mit mir nach Paris...“

Langsam hatte sich der Brandfuchs hochgerichtet, war aufgestanden, sah die schöne Frau an. Verstand zuerst nicht, faßte mit beiden Händen wie beschämt in das Haar, schlang es zum Knoten.

Was... was wollte diese Fremde von ihr? Ja — es war hier alles aus...

Das Blut wallte, jagte ihr ins Gesicht. Sie reckte sich, hob den Kopf. „Nach... Paris...“

„Gewiß, ma petite... nach Paris. Was wollen Sie hier beginnen? Paris ist die Stadt der großen Chancen...“

Es flammte wieder über das Gesicht bis in die Schläfen hinauf. Jetzt hatte sie verstanden —

„Was ich hier noch will, Frau Gräfin? Arbeiten will ich. Ich werd' mich schon durcharbeiten! Nach Paris? Nach Frankreich? Nein — nein! Hier will ich bleiben! In meinem Vaterlande will ich bleiben —“

...diese kleine Deutsche... wie sie ihr letztes Nein! herausgestoßen hatte! Und wie sie hinausgestürmt war —

...so war auch das zu Ende...

Die Gräfin ging ans Fenster. Sie wollte der Närrin nachsehen, dieser deutschen undankbaren Närrin, vor der man eigentlich doch etwas wie Respekt haben mußte.

Aber Tine Rust war längst in dem Gewühl verschwunden, untergetaucht in der jubelnden Masse, unter diese Tausende, Abertausende, die die leuchtende Siegesstraße entlangzogen wie eine ungeheure Armee, dröhnenden Schritts. Und wieder, wieder sangen diese Tausende, Abertausende das merkwürdige Kampflied, das durch ganz Frankreich gehallt war:

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall...
Lieb Vaterland magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht, die Wacht
am Rhein...

⌘ ⌘ ⌘

Über dem Schlachtfeld von Vionville leuchtete die Augustsonne. Die Blutspuren, die der Krieg gezogen, waren vernarbt. In Grün lag die Erde, die von dem gewaltigen Reiterkampf zerstampft worden, neue Frucht stand auf den blutgetränkten Feldern, auf denen die Brandenburger zäh bis zum letzten um den Sieg gestritten.

Die Sonne leuchtete über dem Boden, der nun deutsch geworden war. Auf den Forts von Metz flatterte die deutsche Fahne, vom Turm der Kathedrale grüßte sie herab. Die Sonne leuchtete hell über die dunkeln Wälder von Gorze, über die weißen Zinnen von St. Privat, über die Höhen von Gravelotte; sie leuchtete über den Dank- und Ehrenzeichen, die auf der weiten Hochebene emporgewachsen waren, den toten Helden zum Gedächtnis, den Mitlebenden zur Erinnerung, kommenden Geschlechtern

zur Nacheiferung. Ein schlichtes Kreuz war es hier, eine Säule dort, ein kerniger Sandsteinblock, eine Gedenktafel, die über den Gräbern standen. Der Tag des schweren Ringens jährte sich wieder.

Von Flavigny kamen sie, von dem stolzen Denkmal, das auf der Anhöhe am Wege nach Gorze die Division den gefallenen Kameraden errichtet hatte. Heut war es eingeweiht worden.

Kurt Berkenfelde führte seine Mutter. Neben ihm schritt Hedwig. Über das weite Feld gingen sie, auf dem die zerrissenen, zusammengeschossenen Bataillone dreifacher Übermacht standgehalten hatten, bis der Vater im sinkenden Abend die schwachen Haufen zum letzten Vorstoß mit sich fortriß — durch sein Beispiel, durch sein Vorbild.

Schweigend schritten sie dahin. Doch die Zeit ging mit ihnen. Noch einmal stieg alles Leid und aller Schmerz in ihnen empor, aber sie wußten: die für das Vaterland geblutet, sind nicht umsonst gestorben. Ihr Blut ist zum Kitt der deutschen Einheit geworden. Ihr Tod schuf uns Kaiser und Reich!

Aus dem lichten Grün am Feldrain hob sich die granitene Säule am Grabe des Generals. Der preußische Aar krönte sie mit mächtig gespannten Flügeln. Nach Frankreich hinüber sah der Königsadler.

Reich geschmückt war der Hügel von der Hand treuer Kameraden. Auf Palmen und Blüten legte Hedwig einen frischen Rosenkranz. „Meinem lieben Vater" stand auf dem breiten, weißen Bande. So hatte sie es gewollt.

Sie falteten die Hände. Noch einmal stieg alles Leid, aller Schmerz der schweren Zeit in ihnen empor, aber sie wußten: die hier ruhten, hatten ihr Blut nicht umsonst vergossen. Ihr Tod schuf die deutsche Einheit, schuf Kaiser und Reich.

Mutter brach sich ein paar Zweige aus dem Grabschmuck, fest schlossen sich ihre Finger um den kleinen Strauß. Sinnend sah sie nieder — sie betete für die Verstorbenen und für die Lebenden — für ihre Kinder.

Als sie den weißen Scheitel hob, standen die beiden eng nebeneinander. In tiefer Ergriffenheit. Da nahm Mutter zärtlich ihre Hände, als ob sie sie zusammenfügen wollte: „Ihr meine Einzigen — meine Lieben!"

Hedwigs Augen leuchteten auf: „Mutter!" sprach sie. Und dann: „Das Schwere müssen wir tragen lernen. Gott gab uns nach hartem Kampf den großen Sieg."



Der Teppich.

Spruch aus dem Persischen.

Wundervoll sich vorzubreiten
Unsern Füßen, wann wir gehen,
Bild und Zeichen sich verschränken:
Keiner weiß, was sie bedeuten,
Keiner, was sie heimlich denken,
Aber schön ist, was wir sehen.

So, Geliebter, auch vergebens
Suchst du grübelnd zu ermessen
Sinn und Deutung unsres Lebens:
Selig sind wir, die vergessen.

Aber wer die Zeichen einmal las auf dem Teppich,
Seine Augen haften immerfort auf dem Teppich,
Denn ein alt Gebet ist eingewirkt auf dem Teppich.
Wer die alten Zeichen einmal las auf dem Teppich,
Nimmer tanzen seine Sohlen leicht auf dem Teppich.

Ernst Bertram.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Bis zur „Lustigen Witwe“.

Autobiographisches von Franz Lehár.

In Ungarn bin ich zur Welt gekommen. Im Jahre 1870, in Komorn, wo mein Vater, Franz Lehár, als Militär-Kapellmeister stationiert war. Bis zu meinem zwölften Lebensjahr habe ich auch nur Ungarisch gesprochen und Ungarisch gelernt. Zuerst in der Volksschule in Komorn, dann im Gymnasium in Budapest. Als ich 1882 meine Studien am Konservatorium in Prag begann, mußte ich noch einmal die Volksschule besuchen, um Deutsch zu lernen. Das Prager Konservatorium hatte damals ein großes Renommee. Als Hauptfach wählte ich Violine. Meine Lehrer waren der Direktor des Konservatoriums, Bennewitz, zu dessen Schülern auch Jan Kubelik und Ondrizek zählten. Musiktheorie studierte ich bei Professor Förster. Am Prager Konservatorium habe ich im ganzen sechs Jahre gelernt. Meine ersten Kompositionsversuche fallen schon in diese Zeit. Es waren Lieder, soweit ich mich erinnere, nach recht mittelmäßigen Texten und eine Sonatine. Viel wird an den Sachen nicht gewesen sein. Aber der Drang zum Komponieren, die Freude am Schaffen wurden dadurch in mir geweckt und im Laufe der Jahre immer heftiger und das Komponieren war mir viel wichtiger als mein eigentliches Fach, die Violine. Bestärkt wurde ich in diesem Bestreben noch durch Anton Dvořak, den berühmten tschechischen Symphoniker und späteren Direktor des Prager Konservatoriums. So oft er ein neues Quartett vollendet hatte, wurden ich und noch einige Konservatoriumsschüler eingeladen, es bei ihm zu spielen. Dadurch wurde ich mit ihm bekannt und spielte ihm einmal eine von mir komponierte Sonate vor. Dvořak sagte mir damals, ich solle die Geige an den Nagel hängen und mich nur der Komposition widmen. Das war aber den Konservatoristen streng verboten, um zu verhindern, daß sie ihr eigentliches Fach vernachlässigten. Ich kümmerte mich nicht um dieses Verbot und nahm bei dem Prager Komponisten Fibich heimlich Privatunterricht. Schließlich kam der Direktor doch darauf, und ich wurde vor die Wahl gestellt, das Konservatorium zu verlassen oder die Privatstunden bei Fibich aufzugeben, wozu ich mich schweren Herzens entschließen mußte. Als ich einmal bei meinem Vater in Wien auf Besuch war, habe ich mich bitter beklagt. Er hat mir dringend zugeredet, noch das eine Jahr am Konservatorium auszuhalten, meine Prüfungen zu absolvieren und das Diplom zu erlangen, ohne das ich mir als Geiger keinerlei Existenz schaffen konnte. Damals, als ich siebzehn alt war, hat mich mein Vater zu Johannes Brahms geführt und auch ihm habe ich meine Sonate vorgespielt. Auch Brahms äußerte sich sehr wohlwollend über mich und gab mir eine Empfehlungskarte an Professor Mandyczenski, von der ich wohl keinen Gebrauch machen konnte, denn ich mußte wieder nach Prag zurückkehren. Die Empfehlung hat folgenden Wortlaut: „Herrn M. D. (Musikdirektor) Lehár empfehle angelegentlich und bitte wegen seines Sohnes freundliche Rücksprache zu nehmen — die Beilagen sprechen und empfehlen weiter!“

Mit achtzehn Jahren absolvierte ich das Konservatorium und bekam sofort eine Stelle als erster Violinist an den Vereinigten Stadttheatern in Elberfeld-Barmen. Obwohl ich diese Stelle nur ungern und nur aus materiellen Gründen antrat, hat mir dieses eine Jahr, in dessen Verlaufe ich zum Konzertmeister aufrückte, sehr genützt. Ich lernte das Orchester kennen und bekam auch vom Theater, namentlich von der Oper, deutlichere Begriffe. Durch ein Telegramm meines Vaters wurde ich plötzlich nach Wien gerufen: er benötigte für seine Kapelle dringend einen Solisten. Gettke, der damals Direktor der Vereinigten Stadttheater war, weigerte sich, mich freizugeben, außer wenn ich einen genügenden Ersatz verschaffen könnte. Da dies nicht möglich war, bin ich einfach durchgegangen und kontraktbrüchig geworden. Aber die Verfolgung, die gegen mich eingeleitet wurde,



Franz Lehár als zwanzigjähriger jüngster Kapellmeister der österreichisch-ungarischen Armee. Aufnahme vom Jahre 1890 aus dem Atelier Royal in Wien.

mußte bald aufgegeben werden, da ich mittlerweile zum Militär assentiert worden war.

Ich kam zur Kapelle meines Vaters, zum Infanterieregiment Nr. 50, Großherzog von Baden, das in Wien stationiert war. In allen Konzerten, die mein Vater veranstaltete, namentlich im Kursalon, habe ich immer die Violinsoli mit großem Erfolge gespielt. Mein Wunsch, selbständig zu werden, veranlaßte meinen Vater, mir die freigewordene Kapellmeisterstelle beim Infanterieregiment Nr. 25, Freiherr v. Pürcker, in Losoncz zu verschaffen, und so wurde ich mit zwanzig Jahren Militärkapellmeister — der Jüngste der österreichisch-ungarischen Armee.

In Losoncz, einer kleinen ungarischen Stadt, bin ich vier Jahre gewesen, und gerade in dieser Zurückgezogenheit hatte ich viel Muße und Gelegenheit, mich als Orchestermusiker und Komponist zu entwickeln. Die Kapelle hatte kein sehr umfangreiches Repertoire und war daher durch Proben nicht stark in Anspruch genommen. Deshalb stand das Orchester ganz zu meiner Verfügung, ich konnte damit nach Herzenslust experimentieren. In diese Zeit fällt auch mein erster dramatischer Versuch. Der Herzog von Koburg-Gotha hatte einen Preis für eine einaktige Oper ausgeschrieben. Ein Oberleutnant vom Regiment schrieb mir einen Text „Rodrigo“, eine sehr romantische Räubergeschichte. Auch die Musik war in romantischem Stile gehalten, und auf die Instrumentation hatte ich viel Sorgfalt verwendet. Aber den Preis haben wir doch nicht bekommen. Durch einen etwas peinlichen Konflikt verlor ich plötzlich meine Stellung in Losoncz. Ich hatte mit meiner Kapelle im Offizierskasino konzertiert und wollte mich gegen Mitternacht zurückziehen. Da forderte mich ein Major auf, ein Geigensolo zu spielen, was ich mit Rücksicht auf die späte Stunde ablehnte. Der Major bestand aber auf seinem Begehren, wurde schließlich in seinen Ausdrücken schärfer, so daß ich ihm den Rücken kehrte und mich in das Billardzimmer nebenan begab. Am nächsten Tag wurde ich zum Regimentsrapport befohlen, und der Oberst forderte mich auf, den Major um Entschuldigung zu bitten. Ich weigerte mich und sagte, ich sei kein Zigeuner, der auf Befehl spiele. Der Oberst drohte mir mit Kündigung, ich hatte aber schon selbst mein Entlassungsgesuch mitgebracht. Dieser Vorfall wurde für meine Karriere entscheidend, denn ich kam aus dem kleinen ungarischen Ort heraus in ein neues Milieu.



Franz Lehár als Kapellmeister des 26. Infanterieregiments neben der Musikkapelle, welche im Jahre 1901 die durch Wien durchziehenden deutschen Chinakrieger vom Bahnhof abholte.
Nach einer Photographie von R. Lechner (Wilh. Müller) in Wien.

Ich erhielt damals, 1894, eine Kapellmeisterstelle bei der Kriegsmarine in Pola. Zwei Monate lang war ich auch eingeschifft. In Pola hatte ich eine Kapelle von 103 Mann unter mir. Die Marinekapellen sind nämlich viel stärker, da sie kleine Abteilungen für die Kriegsschiffe beistellen müssen. In Pola ist mein erstes größeres Werk entstanden, die Oper „Kukuschka“, die zehn Jahre später in der Wiener Volksoper unter dem Titel „Tatjana“ aufgeführt wurde. Den Text zu „Kukuschka“ verfaßte der Schiffsleutnant Felix Falzari, der dazu durch Kennans Reiseschilderungen „Durch Sibirien“ angeregt wurde.

Die Oper „Kukuschka“ wurde von Hofrat Staegemann für das Leipziger Stadttheater angenommen. Ich gab daraufhin sofort meine Stellung als Marinekapellmeister auf

und fuhr mit Falzari zur Premiere nach Leipzig. Wir nahmen an den Proben teil und es kam eine gute Aufführung zustande. Am Premierenabend hatte das Werk einen großen Erfolg — so kam es mir, der ich damals noch nicht das Ohr und die Erfahrung hatte, wenigstens vor. Aber nach der fünften Aufführung wurden einige Solisten krank, dazu kam noch ein Gastspiel der Bellincioni und nach dem siebentenmal verschwand „Kukuschka" vollständig.

Nun stand ich da, ohne Mittel, ohne Stellung und mußte mich wieder entschließen, Militärkapellmeister zu werden, was mir natürlich jetzt noch viel bittrer war als früher. Ich kam zum 97. Infanterieregiment nach Triest, und als es unerwarteterweise nach sieben Monaten nach Pola versetzt wurde, gab ich die Stellung auf, um aber gleich wieder eine andere zu finden, beim bosnisch-herzegowinischen Infanterieregiment Nr. 3 in Budapest. Ich übernahm diese Stelle von meinem Vater. Er war schwer erkrankt und berief mich nach Budapest. Bald darauf ist er gestorben, ohne von meinen Erfolgen etwas erlebt zu haben.



Franz Lehár in der Uniform der Wiener Militär-Kapellmeister. Aufnahme vom Jahre 1901. Nach einer Aufnahme von Charles Scolik, k. u. k. Hofphot. Wien VIII.

In Budapest bemühte ich mich, „Kukuschka" in die Königliche Oper zu bringen. Direktor Kaldy war mir persönlich sehr freundschaftlich gesinnt, hielt aber nichts von dem Werk, glaubte überhaupt nicht an mein Talent und suchte mich mit Worten zu vertrösten. Aber Raoul Mader, damals erster Kapellmeister, hielt von mir etwas und schlug mir vor, kurzen Prozeß zu machen und einfach auf die Probentafel für den nächsten Tag eine Probe von „Kukuschka" aufzuschreiben und derart den Direktor zu überrumpeln. Als ich dann mit Kaldy im Kaffeehaus zusammentraf, gratulierte er mir zur Annahme meiner Oper und teilte mir mit, daß die Proben schon begonnen hätten. Die Budapester Aufführung brachte dem Werke einen starken Erfolg, so daß ich sofort wieder meine Kapellmeisterstelle aufgab. Ich begann, in Budapest nach einem Opernbuch zu suchen. Ich ließ mich in den Journalisten- und Schriftstellerverein „Othon" einführen, aber niemand wollte für mich etwas schreiben. In dieser ziemlich prekären Situation blieb mir nichts übrig, als wieder Militärkapellmeister zu werden.

Diesmal, das war im Jahre 1900, hatte ich das Glück, nach Wien zu kommen, zum Infanterieregiment Nr. 26. Ich hatte ein sehr gutes Orchester und habe mir in diesen zwei Jahren in Wien als Kapellmeister einen guten Namen gemacht. Als aber das Regiment nach Györ (Raab) versetzt wurde, ging ich nicht mit und blieb lieber ohne Stellung in Wien, und das war für meine Zukunft entscheidend. Ich war nun darauf angewiesen, mich ausschließlich als Komponist zu betätigen. Außer „Kukuschka" hatte ich in den letzten Jahren nicht viel gearbeitet: eine symphonische Dichtung, „Il guado", für Klavier und Orchester, nach einem Gedicht von Stecchetti, war in Pola aufgeführt worden. Von meinen Militärmärschen war nur ein 1894 in Serajewo komponierter „Jetzt geht's los" populär geworden. Durch diesen Marsch bin ich eigentlich zur Operette gekommen. Auch in Wien begab ich mich natürlich auf die Suche nach einem Buche. Unter anderen wendete ich mich an Victor Léon, den damals erfolgreichsten Wiener Librettisten, und sandte ihm meine Oper „Kukuschka". Er antwortete mir, daß er zu stark in Anspruch genommen sei. Nach einiger Zeit schrieb er mir jedoch, falls ich noch die Absicht habe, eine Operette zu schreiben, möge ich ihn besuchen. Als ich ihn fragte, wieso er jetzt auf mich gekommen sei, sagte er mir, er habe meinen Marsch „Jetzt geht's los" gehört, der ihm viel mehr für meine Eignung zum Operettenkomponisten zu sprechen scheine als „Kukuschka". Er gab mir das Vorspiel zum „Rastelbinder", und dies ist eigentlich meine erste Operette. Wenn ich ganz genau sein soll, müßte ich noch eines früheren Operettenversuchs erwähnen, der während meines Budapester Aufenthalts entstand. Er hieß „Die Spionin", und das Buch dazu hatte ich von einem Hausdichter des Etablissements Ronacher um 50 Gulden erworben. Das war aber eine mißlungene Arbeit, die nie aufgeführt worden ist. Bloß zwei Nummern daraus habe ich später in meiner Operette „Wiener Frauen" verwendet.

In diese Zeit von 1892 fällt auch eine hübsche Episode. Ich war der Wiener „Schlaraffia" beigetreten und hatte mich dort mit einem jungen Offizier sehr befreundet. Wir waren schon vor Jahren in Triest bekannt geworden, hatten aber unsere Namen vergessen. Und da man in der „Schlaraffia" die profanen Namen der Mitglieder nicht nennt, sondern nur die beigelegten „ritterlichen", so lernten wir uns unter den Namen „Ritter Sonett" und „Ritter Tonreich" (das war ich) kennen. Der junge Offizier war sehr ideal veranlagt und die Freundschaft zwischen uns wurde eine überaus innige. Damals gründete der Wiener Schriftsteller Felix Salten ein Kabarett „Zum lieben

Augustin" und für dieses wollten wir zusammen zwei Lieder schreiben. So entstanden eine groteske Ballade „Der windige Schneider" und ein lyrisches Lied. Die Ballade wurde im Kabarett aufgeführt. Eines Tages sagte mir nun der junge Offizier: „Lieber Lehár, wir werden uns in diesem Leben kaum mehr wiedersehen. Ich bin schwer lungenleidend und muß nach Kairo gehen und auch wenn ich gesund werden sollte, zurückkommen werde ich nicht mehr dürfen." Wir nahmen voneinander Abschied, tauschten die herzlichsten Wünsche aus und ich hatte wirklich das Gefühl, daß es ein Abschied fürs Leben sei. Ich verlor ihn gänzlich aus den Augen und hörte nichts mehr von ihm. Vor etwa einem Jahre, als ich in einem Wiener Restaurant saß, trat ein Hauptmann auf mich zu und begrüßte mich herzlich. Es war der junge unheilbare Offizier. Aber er sah jetzt blühend und vor Gesundheit strotzend aus, erzählte mir, er sei glücklich verheiratet und habe große Erfolge gehabt, wenn sie auch mit meinen nicht zu vergleichen seien. Ich hatte keine Ahnung, wer er eigentlich sei, denn seinen richtigen Namen hatte ich ja nie gekannt. Bis ich endlich erfuhr, daß der „Ritter Sonett" kein anderer sei als Rudolf Hans Bartsch, der berühmte Romanschriftsteller, der also auch einer meiner Librettisten gewesen ist ...

Durch die „Schlaraffia" bin ich auch zu dem Buche meiner Operette „Wiener Frauen" gekommen. Ich lernte hier die Schriftsteller Ottokar Tann-Bergler und Emil Norini kennen, die dieses Buch für mich schrieben. Vom Frühjahr 1902 bis zum Herbst, in einem halben Jahre, arbeitete ich also gleichzeitig an meinen beiden ersten Operetten, den „Wiener Frauen" und dem „Rastelbinder". Ich bin sozusagen ganz ahnungslos und blindlings in die Wiener Operette hineingeraten, ohne eine nähere Kenntnis des Genres zu haben. Denn in den Städten, in denen ich als Kapellmeister gelebt hatte, wurden hauptsächlich Opern und wenig Operetten gespielt. Ich schrieb an einer Girardioperette, den „Wiener Frauen", ohne Girardi vorher gekannt zu haben. Diese Unkenntnis war aber für mich von großem Vorteil, denn dadurch war es mir möglich, mir meinen eigenen Operettenstil zu bilden. Julius Bauer war vielleicht der erste, der dies erkannt hat und der mich schon vor meinen Erfolgen als den kommenden Mann bezeichnete.

Bis zum Herbst 1902 war ich mit beiden Operetten fertig. Ich war inzwischen von den Direktoren Karczag und Wallner für das Theater an der Wien als erster Kapellmeister engagiert worden. Die Direktoren waren jedoch damit nicht einverstanden, daß ich den „Rastelbinder" auf einer anderen Operettenbühne, dem Carltheater, aufführen lassen wollte, und deshalb gab ich die Kapellmeisterstelle auf, bevor ich sie überhaupt angetreten hatte. Trotzdem fand im November im Theater an der Wien die Premiere der „Wiener Frauen" statt. Es war mein erster Erfolg, hauptsächlich ein künstlerischer, da die Operette durch ihren spezifisch wienerischen Charakter nicht weit dringen konnte und auch in Wien, trotz der Meisterleistung Girardis und des durch ihn populär gewordenen Nechledilmarsches, nicht viel über fünfzigmal gegeben wurde. Es mag auch sein, daß die einige Wochen später erfolgte Premiere des „Rastelbinders" und dessen große Wirkung den „Wiener Frauen" geschadet haben. Während man im Theater an der Wien die fünfundzwanzigste Aufführung der „Wiener Frauen" feierte, war im Carltheater Premiere des „Rastelbinders". Das war mein erster großer Erfolg. Die Operette wurde in Wien über zweihundertmal en suite gegeben und ging durch ganz Österreich-Ungarn und Deutschland, weiter allerdings nicht. Dann ließ der Erfolg wieder ein paar Jahre auf sich warten. Der „Göttergatte" (1903) und die „Juxheirat" (1904) hatten nicht viel Glück. In diesen Werken habe ich meinen eigentlichen Stil noch gesucht, den ich dann erst in der „Lustigen Witwe" gefunden habe.

Zu dem Buch der „Lustigen Witwe" bin ich eigentlich durch Zufall gekommen. Es war ur-



Franz Lehár in der Ischler Wohnung, in der die „Lustige Witwe" entstand. Aufnahme vom Jahre 1905.

sprünglich für einen anderen Wiener Komponisten bestimmt gewesen, dem es aber der Librettist Victor Léon weggenommen hatte. Ich war von dem Buch sofort entzückt und arbeitete sechs Monate an der Operette. Als ich sie aber dann in meiner Wohnung den Direktoren Karczag und Wallner vorspielte, wurde sie sehr kühl aufgenommen. Die Librettisten verschwanden wortlos und Direktor Wallner erklärte mir unumwunden: „Lieber Lehár, du hast uns sehr enttäuscht. Das ist keine Operettenmusik, eher Vaudevillenmusik.“ Auch der später so berühmt gewordene Walzer ist zuerst gar nicht beachtet worden, weil er an unrichtiger Stelle stand. Er war ursprünglich nur die melodramatische Begleitung für eine Prosaszene und auf der Suche nach einem „Schlager“ habe ich ihn zu einer Walzerszene ausgearbeitet. Daß auch die Librettisten von der Wirksamkeit der Musik nicht überzeugt waren, zeigt auch ein Brief Victor Lèons, den er während der Arbeit, im Sommer 1905 aus Unterach an mich richtete. Es heißt darin: „Hoffentlich kommst Du nächste Woche, damit wir einmal das Ganze sorgfältig durchgehen gehen. Nach meiner Empfindung muß textlich manches geändert werden, aber auch — und jetzt erschrick nicht — musikalisch. Soll ich ganz offen sein? Mir fehlt die starke und eigenartige Musik, das absolut Zwingende. Vertröste mich nicht aufs Orchester, das ist in dieser Beziehung Nebensache. Ich habe mir's lang überlegt, ehe ich Dir das schreibe, aber gesagt muß es endlich und schließlich doch werden. Und dabei bitte ich Dich, mich nicht mißzuverstehen: ich reflektiere nicht auf „Schlager“ à la ... und ...; ich perhorresziere diese Art „Brady“musik. Ich suche aber das Besondere, das musikalisch Zwingende, bei dem irgend eine Originalität hervorleuchtet. Deine Walzer z. B. gehen die allerbreiteste Heerstraße, gerade bei Walzern muß man besonders auf neuartigen Rhythmus und neuere melodische Wendungen sehen. Sonst lieber nicht!“ Durch das Versagen einer anderen Novität im Theater an der Wien mußte die „Lustige Witwe“ mit wenigen Proben rasch herausgebracht werden. Der Eindruck bei der Premiere im November 1905 im Theater an der Wien war keineswegs der eines großen Erfolgs. Wir rechneten damals mit vierzig bis fünfzig Aufführungen. Auch die Wiener Blätter behandelten die Operette sehr flüchtig, ohne auf die Musik näher einzugehen. Der eigentliche Erfolg der „Lustigen Witwe“ ging von Berlin und Hamburg aus, wo das Werk sofort bei der Premiere starken Eindruck machte. Dann wurde sie in Wien zwei Saisons hindurch gespielt. Den Welterfolg brachten erst die Aufführungen in London und Paris. Namentlich auf das englische Publikum wirkte die Operette besonders stark. In Indien, in Südafrika, in China und Japan wurde sie in englischer Sprache gegeben. In London wurde die Operette achthundertmal gespielt und noch jetzt bereisen Gesellschaften damit die englischen Kolonien. An wieviel Bühnen die „Lustige Witwe“ gespielt worden ist, kann ich selbst nicht sagen. Aber ich glaube, es gibt keine einzige Operettenbühne oder -truppe, die sie nicht gegeben hätte.

Mit der „Lustigen Witwe“ hatte ich meinen Stil gefunden, den ich in meinen seitherigen Werken zu vervollkommnen trachte. Durch den häufigen Vorwurf, daß ich opernhafte, tragische und sentimentale Operetten schreibe, kann ich mich nicht beirren lassen. Die Entwicklung, die die moderne Operette genommen hat, liegt in der Entwicklung der Zeit, des Publikums, in den ganzen geänderten Verhältnissen. Ich glaube, daß eine possenhafte Operette gar nicht nach dem Geschmack des heutigen Publikums wäre. Ich kann es nicht einsehen, daß es der Zweck der Operette sein soll, alles Schöne und Erhabene ins Lächerliche und Ulkige herabzuziehen. Ein musikalischer Possenschreiber möchte ich niemals sein. Mein Ziel ist es, die Operette zu veredeln. Der Besucher soll ein Erlebnis haben und nicht bloß Unsinn sehen und hören. Durch diesen Stil habe ich mir in Deutschland die Hofbühnen erschlossen, die meine Werke neben „Toska“ und „Tiefland“ spielen. Und solange mich mein Publikum nicht verläßt und mir durch den Erfolg recht gibt, werde ich in diesem Stil weiter arbeiten.

Der Schatten. Von Otto von Leitgeb.

Im Erdgeschoße des alten Reederhauses liegen vorne, gegen den Kai, die Kontorräume von Eyler & Co. Diese Fenster sind noch mit den Eisengittern aus den Zeiten der Urgroßväter versichert, die das Haus gebaut haben, und bis zum Fenstergesimse ist es alt, einfach und nüchtern belassen worden. Im Flure hängen sogar noch die drei mächtigen alten Schiffslaternen von der Decke und werden benutzt, wenn auch mit dem modernen elektrischen Lichte. Das erste Stockwerk enthält die Privatwohnung des Reeders. Hier ist alles modern. Besonders die Fenster. Sie sind groß und haben kristallklare Spiegelscheiben. Als der Reeder heiratete, ließ er das graue Haus in der oberen Hälfte mit Luxus erneuern. Allein, als ob darauf die Hausgötter befremdet oder gar gekränkt worden wären, ging es von da an mit dem Glücke von Eyler & Co. stetig ein wenig bergab. Ganz langsam, so daß Fremde es gar nicht merken konnten, aber ganz stetig. So ging es jetzt schon an die sechs oder sieben Jahre, also seit Helmuts Geburt, der das einzige Kind zu bleiben schien. Sein Vater, der Reeder, war innerlichst erschüttert und tiefunglücklich darüber, daß er den Stern des alten, berühmten Hauses sinken sah. Er war darüber an den Nerven ganz zermürbt und schwach geworden. Und dabei fühlte er: je pessimistischer er wurde, desto schlechter ging es. Wie ein wahres Verhängnis! — Manchmal ertappte er sich bei dem Gedanken, daß es eben das Verhängnis sei, nichts anderes; also etwas Unabwendbares ... Aber gleich darauf wieder sagte er sich, wie ihn dieser verfluchte Schicksalsglaube ohnmächtig und mutlos machen mußte, und daß gerade darin das größte Übel gelegen sei — Allein er hatte nicht die Kraft, sich energisch aufzurichten.

Heute, wie jeden Tag, saß er in seinem Privatkontor und schrieb an einem Geschäftsbriefe. Mit einemmal setzte er die Feder ab. Denn er hatte den Eindruck, als ob draußen vor dem Kontorfenster soeben ein gewisser Schatten vorübergeglitten wäre, am Boden oder in der Luft — er wußte nicht wie. Dies hatte sich schon mehrmals wiederholt. Nun wandte er den Kopf, sah hinaus, und plötzlich flog eine peinliche Vorstellung in seinem Herzen auf, wie ein vom Neste gescheuchter Vogel. Blitzschnell und blitzklar. Er klingelte heftig nach dem Kontordiener.

„Laufen Sie hinauf in die Wohnung, Martinus! Helmut hat sich auf das Fenster hinaufgestellt. Ich sah seinen Schatten... Man soll ihn doch herabnehmen — Man soll doch besser acht haben —“

Dann schrieb er an seinem Briefe weiter und hatte ein paar Minuten später den kleinen Vorfall vergessen. —

❀ ❀ ❀

Es gab Leute, alte Freunde des Hauses, die mit Teilnahme und nicht ohne Kümmernis sahen, wie die Geschäftslage von Eyler & Co. schwieriger und schwieriger wurde. Es gab welche darunter, die dem Reeder selbst die Schuld beimaßen. Er wäre so gar nicht die richtige Kaufmannsnatur, sagten sie. Seine Mutter habe ihn verhätschelt und zu einem Püppchen erzogen, weil er so schöne blonde Locken gehabt, feine Mädchenhände und ein so hübsches Gesicht. Eigentlich habe er nie was gekonnt, als ein bißchen Klavierspielen und alberne Gedichtchen machen, womit er Backfischen und seiner Mutter imponierte. Später habe er nur Geld vertan, niemals selbst welches verdient. Der Helmut, sein Bube, das sei die richtige Eylerart, der könnte alles wieder hochbringen, wenn der Vater etwas übrigließe. Der Helmut habe jetzt schon soviel Ähnlichkeit mit seinem berühmten Urgroßvater, dessen Bild im Börsensaale hing. Der kleine Junge stecke voll Witz und Kraft, sagten sie.

Übrigens war es ja gerade sein Söhnchen, an das der Reeder selbst im Hinter-

grunde aller seiner Geschäfte dachte. Daß er sich selbst so gering schätzte, wie es jene kritischen alten Freunde taten, war nicht vorauszusetzen. Aber der Schwerpunkt seiner Sorgen lag doch an derselben Stelle: er fühlte sich nicht stark genug für die Verhältnisse und hätte es doch gerne erreicht, daß Helmut einmal genug von dem alten Reichtume und dem guten Klange des Namens überkommen möchte! Sie hatten ja recht, und er sah vielleicht nicht umsonst dem Großvater ähnlich, der sechsunddreißig Schiffe im Hafen liegen gehabt hatte ...

Jetzt aber sind furchtbar schwere Zeiten. Die großen Schiffahrtsgesellschaften haben die Reederei erdrückt, und die lieben, stolzen poetischen alten Segelschiffe können es mit ihren weißen Leinenflügeln nicht aufnehmen gegen Steinkohle und Riesenmaschinen. Jetzt war der große Krieg im Osten, in Indien wüten Pest und Hunger, im Orient dauert seit Monaten dieser grausame Boykott. Überall Sorgen, Schwierigkeiten, Gefahren. Ein Meer, ein Ozean von Gefahren!

Was nutzte es? Es erhöhte ja nur das Übel, daß der Reeder die alten Freunde vollkommen verstand und sich selber vorwarf, daß er nicht der richtige Mann sei... Seine Spannkraft war aufgezehrt, seine Nerven waren vernichtet; — nur weil er den alten, prächtigen Namen trug, gestand er sich das nicht ein.

Ein Meer von Gefahren — furchtbar lebendig träumte er einmal drei Nächte hintereinander, daß Helmut ins Meer gestürzt und er ihm nachgesprungen wäre. So überreizt war zuzeiten seine Sorge. Immerhin — war es nicht seltsam, dreimal nacheinander den gleichen Traum zu haben?

Eines Tages kam er von seiner Tasse Tee aus der Wohnung zurück, und seine Frau hatte gescholten, daß er den Tee immer stärker und stärker trinke. Aber er brauchte das. Da — gerade als er sich wieder an den Schreibtisch gesetzt und die Arbeit aufgenommen — wiederholte sich jene ängstliche Erscheinung von damals: der Schatten draußen, der durch den Lampenschein aus den erleuchteten Fenstern der Wohnung auf den Kai herabfiel — und jene aufblitzende Vorstellung — und seine Angst. Er klingelte heftig, Martinus flog die Treppe hinauf, und der Reeder machte der Bonne später Vorwürfe und wurde so ärgerlich, daß er gar keine Entschuldigung hören wollte. Und die quälende Vorstellung, daß ihnen Helmut, ihres Lebens Schatz und Segen, wirklich einmal aus dem Fenster fallen und Gott weiß welchen ernsten Schaden nehmen könnte, wurde eine wahre Marter.

⌘ ⌘ ⌘

Man begann an der Börse zu munkeln, daß das glorreiche alte Haus Eyler & Co. wirklich einer Krise zutriebe. Da kamen die guten alten Freunde gelegentlich wieder und erlaubten sich ein oder das andere beratende Wort an den Reeder. Allein er entgegnete nur mutlos, daß er ja alles selbst einsehe. „Und es ist mir eigentlich nur um unsern Jungen —! Ich danke Gott, daß er noch nicht ahnen kann, auf welch stürmischem Meere wir segeln ... Stürzt er aber hinein, dann springe ich ihm nach —!“

Gute alte Freunde sind gewöhnlich auch ausgesucht grausam. Man ist ihrer Kritik ausgeliefert, und es sind gerade die besten von ihnen, deren Kritik die unanfechtbarste ist. Der arme Eyler ist wie verblendet, sagten sie. Was will denn er für den Jungen retten?! Ist doch er selbst das eigentliche Unglück des Hauses! Es ist hart zu sagen, aber er steht seinem eigenen Kinde im Wege... Denn vielleicht wäre alles noch zu verhüten, wenn gerade er nicht da wäre —! Denn alles, woran er die Hand legt, verdirbt — — Dieser bedauernswerte, maßlose, unerhörte Pechvogel —!

Schatten flatterten um das alte Reederhaus. Noch zögerten sie, als schlüge das Schicksal mit seinen großen Flügeln, weil es noch nicht entschlossen war, welchen Weg es nehmen wollte. Aber alle seine Wege führen über Menschenherzen fort ...

⌘ ⌘ ⌘

Martinus, der alte Diener, kam einmal wieder aus der Wohnung zurück und meldete dem Reeder, es sei wirklich wahr, Helmut konnte ja diesmal gar nicht im Fenster stehen. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er überhaupt nicht daheim wäre. Die Bonne lasse sagen, er sei mit seiner Mutter ausgegangen.

Sinnend stellte sich der Reeder an das

Fenster und blickte in die Dämmerung hinaus, die langsam übers Meer näher kam. Seltsam! Da hatte er diesen unerklärlichen Schatten einmal ganz nahe vor Augen. Er kroch langsam über die Trottoirfliesen des Kais und sah einem großen schwarzen Flügel beinahe ähnlich —

In seiner Sorge begann der Reeder dem Kinde von der Sache zu sprechen. Vielleicht war es so am besten. Man dürfe sich ja nicht auf eine Fensterbrüstung hinaufstellen! Ein kleiner Junge hat das einmal getan. Da ist er einfach hinabgestürzt, sein Kopf ist auf den harten Steinplatten entzweigesprungen und er war mausetot. Der Reeder nahm die Gewohnheit an, wenn er die Wohnung verließ, Helmut dringend ans Herz zu legen, daß er nicht wieder aufs Fenster steigen möge!

Einmal war nicht der geringste Zweifel, daß der Schatten von einer Gestalt herrührte, die oben auf der Brüstung stand. Man sah ja, wie sie sich bewegte, Arme und Beine reckte! Helmut aber lachte und klatschte in die Hände, weil es ihm wahrhaftig gelungen war, Papi zum Besten zu haben! Er lief ins Nebenzimmer fort und kehrte wieder, seinen großen, lustigen Hampelmann hinter sich herzerrend. „Der war im Fenster, der!" Helmut wollte platzen vor Lachen. Er hatte früher nämlich den Hampelmann, der ihm an Größe kaum nachstand, auf das Fensterbrett gestellt und ihn hin- und herbewegt, so, und dann wieder so — o... Aber sein Papi sagte doch, daß er tot geblieben wäre, wenn es statt dessen ein wirklicher kleiner Junge gewesen, der auf den Kai hinabgefallen wäre. Jedoch, es war Helmut heute schon gar nicht beizukommen. Sein gelungener Spaß berauschte ihn. „Freilich!" schrie er und schleifte Hampelmann an einem Beine herum. „Er i s t ja tot! Siehst du? Schau nur! Wenn ich schon groß und stark bin, einmal, könnte ich ihm auch den Fuß herausreißen; s o tot ist er!"

Im Grunde begannen diese ewigen besonderen Warnungen Helmut doch zu interessieren, und auf das hin sah er sich das Fenster der Kinderstube manchmal verstohlenerweise genau nach allen Seiten an und dachte dabei verschiedene Dinge, tief und verschwiegen, wie nur Kinder zu spekulieren verstehen...

Einmal war es ein recht dunkelnder Abend. Tief herab übers Meer mochten die Wolken hängen. Samten schien die frühe Nacht und schwärzlich-blau vor Tiefe. Daraus blinkten und funkelten die Lichter des Hafens hervor, wie Diamanten aus einer dunklen Robe.

An die Fenster des Reederhauses kam ein großer schwarzer Nachtfalter geflogen und schlug seine ausgebreiteten Flügel dagegen. Es war ein prachtvolles, märchenhaftes Tier mit weißen und schwarzen Binden um den Leib und in den feinsten Federflaum gekleidet. Helmut bebte, als er dies merkwürdige Wesen vor sich sah. Ein größerer Freund besaß eine Sammlung von Schmetterlingen. Doch keiner davon hätte sich mit diesem Wunder messen können! Nie noch hat jemand so einen Schmetterling gesehen. Vielleicht war es auf der weiten Welt überhaupt der einzige dieser Art! — Wie ein Fieber ergriff die Spannung den kleinen Knaben. Seine Stirne wurde feucht. Sein kleiner Mund blieb offen stehen, so schwer ging sein Atem. Und eine maßlose Sehnsucht, das Wundertier zu erbeuten, bemächtigte sich seiner. Wie, wie könnte man es erreichen?! —

Einstweilen hing der Falter regungslos in der Ecke der Fensterscheibe. Man konnte ihn ganz genau betrachten. Man sah seinen Leib mit der vielfachen silbernen Schärpe; die Füße, mit zartem Pelzwerk bedeckt; die schwarzen Flügel, die sich an seine Hüfte schmiegten und rückwärts, gleich der Schleppe eines Königsmantels, auf dem Boden lagen. Mit Silberstaub schienen sie durchwirkt. Vom Kopfe aber ragten, zwei prachtvollen Straußenfedern ähnlich, die schneeweißen Fühlhörner regungslos empor, und darunter weg schauten die zwei großen lidlosen Augen gespenstisch durch die Fensterscheibe herein. Je länger Helmut diese Erscheinung betrachtete, desto stürmischer klopfte sein kleines, tapferes Herz. Er konnte nicht verzichten! Vielleicht war ihm der Zufall günstig, vielleicht ereignete sich etwas, vielleicht sollte diese herrliche Beute doch noch sein werden —

Da begann der Falter sich zu regen und langsam am Fensterrahmen in die Höhe zu steigen. In einer schnurgeraden Linie, genau an der Kante des Rahmens, bewegte er sich bedächtig aufwärts. Dabei glitzer-

ten seine Flügel zuweilen ein wenig, und Helmut glaubte zu sehen, wie die Straußenfedern seines Diadems nickten. Alles war so unsäglich merkwürdig —!

Weiter zog das seltsame Geschöpf. Und das Kind entdeckte mit seinen unverwandten, aufmerksamen Blicken jetzt eine Möglichkeit, die seinem bebenden Wunsche zu Hilfe kommen konnte — Der leinene Rollvorhang des Fensters war nicht ganz straff in die Höhe gezogen. Er hing ein bißchen schlaff, und längs des Fensterrahmens oben hatte sich durch eine Stoffalte eine Art Rinne oder Kanal gebildet. Wenn der Falter da hineinkroch, konnte man ihn fangen! Ganz leicht — unbedingt —

Immer noch kroch das Tier weiter hinauf. Es zog nun ganz langsam hin, als schleppte es mit Mühe seinen schweren Mantel nach, als sei es schläfrig und müde. Und dann, mit einemmal, verschwand es in dem Schatten der Stoffrinne.

Helmut öffnete behutsam das Fenster — — —

Wie gewöhnlich um diese Stunde saß der Reeder unten an seinem Schreibtische und erledigte die letzten Korrespondenzen. Sonst war niemand mehr in dem weitläufigen, gewölbten Kontor, als der alte Diener Martinus, der auf einem Sessel des Vorzimmers schläfrig nickte und wartete, daß endlich auch der Chef Feierabend machen wollte.

Der Reeder hatte einen gequälten Tag voller Aufregungen hinter sich. Eine Unzahl von Briefen und Rechnungen lag noch unerledigt auf dem Tische; aber er hatte sich in den weitläufigen Schreibsessel des Vaters und Großvaters zurückgelehnt und vermochte nicht mehr recht aufmerksam zu denken. Der Südwind hatte so schweres, drückendes Wetter mitgebracht; es war schwül und dumpf —

Plötzlich hörte er einen kurzen, schrillen Angstschrei. Im selben Augenblick flog ein Körper knapp am Fenster vorüber — man hörte ihn aufschlagen — Allmächtiger Gott! Diesmal war es wahr! Entsetzen packte sein Herz. Er sprang auf, stürzte davon, hinaus, die Treppe hinauf — Er riß die Türe der Kinderstube auf. Wo ist Helmut? — Helmut! — Wo ist Helmut?! — Seine Frau und die Bonne kamen ihm entgegengelaufen, wehklagend, händeringend — Schnell, nur schnell!

Er übersah alles: Das Fenster stand noch weit offen —. Einen Augenblick stutzte er. Das Blut stürzte ihm in einer betäubenden Welle übers Herz und brandete durch sein Hirn — Er biß die Zähne zusammen und bewegte den Arm, als könnte er einen Streich abwehren. Dann lief er durchs Zimmer und sprang mit einem Satze auf die Fensterbrüstung. Alles war das Werk eines Augenblickes. Seine Füße glitten aus, seine bebenden Hände verloren den Halt; er stürzte hinab —

Sogleich waren Leute aus dem Hause und Passanten am Kai unten zur Stelle. Aber als man den Reeder in die Halle hineintrug und unter den großen Schiffslaternen stillehielt, gab er schon kein Lebenszeichen mehr von sich. Er hatte sich auf dem Granitpflaster den Kopf zerschmettert.

Das Kind war unversehrt.

Kleine Rollschuhläuferin.

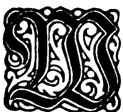
Martha, du liebliches Mädchen, seitdem du auf surrendem Rollschuh
An meinem Fenster vorbei täglich wohl hundertmal läufst,
Läuft auch die Göttin des Glückes anstatt auf der rollenden Kugel
Durch meine Vorstellungswelt nur noch auf surrendem Schuh.

Nicht mehr in griechischer Nacktheit, nein, zierlich in Seide und Spitzen
Und mit dem weinroten Band hinten am tänzelnden Zopf,
Ward die Erfüllende wieder in dir zur süßen Verheißung,
Knospend im Backfischgewand kehrte die Reife zurück!

Surr! Da läuft sie vorüber. Lauf, Kleine, und laß dich nicht fangen!
Zart und fein ist der Traum, aber plump jede Tat!
Wenn sie den Falter uns fängt, zerstört sie den Schmelz seiner Schwingen.
Wunschlos am Schönen sich freun, das nur ist dauerndes Glück.

Georg Busse-Palma.

Die Schlafkrankheit. Von Prof. Dr. Klaus Schilling.



Wir standen am Uferkai des Kongo in Leopoldville, vor uns der gewaltige Strom, der sich nach Nordosten zu dem riesigen Becken des Stanley Pool erweitert, um sich gen Westen über die Felsbarrikaden der westafrikanischen Randberge hinabzustürzen, dem Meere zu. Reges Leben herrschte zwischen dem Ufer und den Eisenbahngeleisen, den Maschinenwerkstätten und Slips der Dampferwerften. Soeben war ein Dampfer vom Oberlauf des Kongo angekommen, er brachte Arbeiter für die Bahn, die Leopoldville mit Matadi jenseits der Berge an der Küste verbindet, und für die Werkstätten in Leopoldville und Kinschassa. In langer Reihe standen die Neuangekommenen, etwa zweihundert Mann. Von Mann zu Mann ging der Arzt; bei jedem Manne tastete er, nachdem er ihn mit kurzem Blick gemustert, den Nacken ab. Etwa jeder dritte oder vierte Mann wurde mit einer kurzen Handbewegung nach der anderen Seite gewiesen. Immer länger wurde da drüben die Reihe der Ausgemusterten, finsterer das Gesicht des Arztes und der ihn schweigend begleitenden Beamten. Wohl ein Drittel stand schließlich von der Hauptgruppe getrennt. So verläuft bei jedem Transport die erste Untersuchung der Neuangekommenen auf Schlafkrankheit.

Am andern Tag findet sich der Trupp der Ausgemusterten vor dem Ordinationszimmer des Arztes wieder ein. Neuerdings wird die Palpation der Nackendrüsen vorgenommen. Eines der ersten Symptome der Schlafkrankheit ist eine Schwellung der kleinen Lymphdrüsen des Nackens und Halses, die gewöhnlich durch die fettarme Haut des Negers leicht abzutasten sind. Schon den alten Sklavenhändlern war dieses Symptom bekannt, es spielt auch heute noch bei der Diagnose seine wichtige Rolle, nur weiß niemand mehr, was zu jener Zeit mit den „Gezeichneten“ geschah; heute müht sich der weiße Eroberer, seinen wertvollsten Besitz, den farbigen Arbeiter, der Krankheit abzuringen.

Der zweite Akt dieses Dramas — man kann's wohl so nennen — ist die Untersuchung des Blutes der Krankheitsverdächtigen: einige Tropfen, aus einem kleinen Stich entnommen, werden auf eine Glasplatte ausgebreitet und antrocknen gelassen. Später wird im Laboratorium die Blutschicht mit Farbstoffen behandelt, die dann die Krankheitserreger der mikroskopischen Untersuchung sichtbar machen. Daneben kommt die Punktion der Lymphdrüsen zur Anwendung: mit einer kleinen Injektionsspritze wird eine kleine Menge des Drüsensaftes aufgesogen, und dieser dann sofort frisch untersucht. Das Mikroskop zeigt eine Schicht der Zellen, welche die Lymphdrüsen zusammensetzen. Lange suchen wir vergebens. Da, zwischen den runden, ruhig liegenden Zellen, bewegt sich ein belebtes Gebilde! Bei stärkerer Vergrößerung erkennen wir ein schlankes, etwa spindelförmiges Würmchen, das sich heftig in dem dicken Safte krümmt, an seinem einen spitzen Ende ragt eine fadenförmige Geißel hervor, an einer Seite des Körpers ist die Bewegung einer Art von Flosse zu sehen.

Welch ein eigentümlicher Beruf, der des Arztes! Mit einem einzigen Blick ist hier das Schicksal des Untersuchten enthüllt, im selben Augenblick aber sind auch alle Energien eingeschaltet, die da draußen in der fernen Heimat zusammengearbeitet haben, um den ahnungslosen Kranken dem sonst sicheren Schicksal zu entreißen.

Die Untersuchung schreitet fort. Ein Name nach dem anderen erhält ein kleines Pluszeichen, das über die nächste Zukunft des infiziert Befundenen, vielleicht sein Leben entscheiden wird. Bei den Verdächtigen, bei welchen die erste Untersuchung nichts außer der Schwellung der Drüsen ergab, wird sie immer und immer wiederholt; nur allzu häufig liefert eine spätere Drüsenpunktion doch noch den Beweis für die Erkrankung.

In manchen Fällen ist selbst eifriges, immer wiederholtes Suchen in Blut und Drüsensaft vergebens; dann bleibt noch die Überimpfung einer größeren Menge von Blut des Krankheitsverdächtigen auf empfängliche Tiere (Affen). In deren Blut vermehren sich dann die Trypanosomen in größerer Zahl, sind also leichter zu finden und die Tiere gehen nach einigen Wochen nach ziemlich charakteristischer Krankheit zugrunde. Auf diesem Umwege ist es auch möglich gewesen, die Krankheitserreger in unsere heimischen Laboratorien zu überführen, so daß hier die zahlreichen Versuche ausgeführt werden konnten, welche zur Entdeckung spezifischer Heilmittel geführt haben.

Folgen wir dem Arzt ins Laboratorium. Er demonstriert uns jetzt die eben im frischen Präparate gesehenen beweglichen Parasiten in der gefärbten Blutschicht. Zwischen den runden Blutscheibchen liegt ein stark gewundenes, ungefähr spindelförmiges Gebilde; deutlich tritt der Zelleib und sein physiologisches Zentrum, der Kern, hervor, dazu die fadenförmige Geißel. Es ist ein typisches Trypanosoma („Trypanon“ heißt „der Bohrer“). Es wurde zum erstenmal beim Menschen 1901 von Forde bei einem am Gambiafluß in Westafrika erkrankten Europäer gefunden und später als Trypanosoma gambiense bezeichnet. Ähnliche Krankheitserreger kannten wir bei Tieren schon seit den klassischen Untersuchungen von Sir David Bruce,

der in ihnen die Erreger der sogenannten Tsetsekrankheit feststellte. —

Auf breiter, staubiger Straße steigen wir den Abhang, an dem sich Leopoldville hinzieht, hinan. Welch ein herrlicher Blick von jener Höhe weit hinaus auf den Stanley Pool! Am jenseitigen Ufer erkennt man in weiter Ferne wie weiße Punkte die Europäerhäuser von Brazzaville, der Hauptstadt des französischen Kongo. In leichten Wellen dehnt sich das Land, von Baumsteppe bedeckt, in der die Flüsse als dicht grüne Adern hervortreten. Zu unseren Füßen aber zwängt sich das Strombett auf etwa 500 m Breite zusammen und die gelben Wassermassen verwandeln sich, soweit das Auge reicht, in weißen Gischt. Fernes Donnern dringt zu uns herauf, vor uns liegen die Katarakte des Stromes; sie zwangen damals Stanley, den Fluß zu verlassen und durch die Berge seewärts zu ziehen.

Hier auf der Höhe steht das Lager für die Schlafkranken. Ein Stacheldrahtzaun umgibt ein weites, schattenloses Geviert, in dem in mehreren Reihen die Hütten für die Kranken errichtet sind. Am Eingang steht der Posten unter Gewehr.

Die eingelieferten Arbeiter umringen den Arzt, alle sprechen gleichzeitig auf ihn ein, und nur die Energie seiner Gehilfen vermag ihm Luft zu schaffen! „Was sollen wir hier? Wenn wir krank sind, wie der weiße Doktor sagt, so laßt uns nach Hause zurückkehren, um uns von unserem Medizinmann behandeln zu lassen. Sind wir aber nicht krank — und wir fühlen uns nicht krank! — so wollen wir arbeiten und Geld verdienen.“ Das System, die Leute erst wochenlang kongoabwärts nach Leopoldville zu transportieren, um dort erst die Kranken auszuscheiden und in Behandlung zu nehmen, ist inzwischen auch verlassen worden.

Weitaus die Mehrzahl der Insassen des Lagers macht keineswegs einen kranken Eindruck. Nur bei genauer Untersuchung bemerkt man ein geringes Zittern der Finger, der vorgestreckten Zunge, ein Schwanken beim Stehen mit geschlossenen Füßen, eine Beschleunigung des Pulses. Die Kranken lungern untätig vor ihren Hütten herum, rekeln sich in den Liegestühlen, spielen Brettspiel oder Karten, alle sind mißmutig, nur wenn Tabak verteilt wird, kommen sie bereitwillig nach der Halle, in der der Arzt untersucht und behandelt. Die Kranken haben sich nach Volksstämmen gesondert, zu je sechs bewohnen sie eine Hütte. Es sind fast ausschließlich Männer, nur wenige Frauen sind an der einen Seite der Lagergasse untergebracht.

Plötzlich ertönt Lärm: ein langer Bursch in ehemals weißen Hosen und schmutzigroter Jacke prügelt sich mit einigen anderen herum. Die Aufseher eilen hinzu und der Ruhestörer wird vor den Arzt gebracht. Er schreit, lacht, schimpft mit heiserer Stimme, hält wütend lange Reden und verfällt plötzlich in kurzdauernde Apathie. Er ist geisteskrank, schon seit Wochen hier und muß wieder einmal in Einzelhaft gesetzt werden. Zu Beginn seiner Erkrankung war er wegen ständiger Händelsucht und Gewalttätigkeit mehrfach eingesperrt worden, bis seine Krankheit als Trypanosomiasis erkannt wurde. Ein anderer Kranker sitzt völlig verblödet am Feuer; er hat vor wenigen Tagen seine Hütte angezündet.

Wir gehen durch das Lager. Vor einer Hütte liegt im Sand, mit einer braunen Pferdedecke umhüllt, ein Kranker. Er schläft; wir versuchen ihn zu erwecken; auf energisches Rütteln schlägt er die Augen auf, blickt uns vollkommen verstört an, lallt einige Worte und sinkt sofort wieder in Schlaf. Ein anderer klagt über Kopfschmerzen und Fieber. Ein Blutpräparat wird angefertigt, um zu entscheiden, ob Malaria, Rückfallfieber oder sonst eine interkurrente Erkrankung vorliegt oder ob trotz der Behandlung ein Rezidiv von Trypanosomenfieber eingetreten. Im Innern einer finsteren Hütte — diese Farbigen lassen kein Licht, keinen Luftzug in ihre Hütten — wird ein Kranker verbunden, er schläft, auch während ihm der Gehilfe den Verband von dem bis zum Skelett abgemagerten Körper abwickelt und das handtellergroße Druckgeschwür an der Hüfte und die kleineren am Knie und Fußknöchel freilegt. Der Kranke fiebert, sein Puls schlägt schnell und ist kaum zu fühlen, röchelnd geht der Atem aus und ein, er wird den Tag wohl nicht mehr überleben. Das Ende — so erklärt uns der Kollege — wird meist durch eine Lungenentzündung (Schluckpneumonie) oder durch sekundäre Infektion von den Druckgeschwüren aus, auch durch Gehirnhautentzündung verursacht. Von seinen Landsleuten kümmert sich kaum einer um den Sterbenden, sie haben das Bild schon zu oft gesehen. Fast alle Schwerkranken sind befallen von Sandflöhen, jenen winzigen Insekten, die sich in die Haut der Füße einbohren und dort zu erbsengroßen weißen Kugeln heranwachsen. Wird der Parasit nicht rechtzeitig und schonend entfernt, so entsteht eine tiefe Wunde, die nur allzuleicht zu geschwürigen und eitrigen Prozessen Anlaß gibt. Vor einer andern Tür hockt ein noch kräftiger Kranker, der sich noch in Behandlung befindet. Erst wie er sich erhebt und mit dem Stock vorwärts tastet, sehen wir, daß er erblindet ist. Sein körperlicher Zustand ist unter der Einwirkung des Arzneimittels, des Atoxyls, ein ganz befriedigender geblieben, aber der Sehnerv ist atrophiert, das Augenlicht fast völlig verschwunden. Durch solche trüben Erfahrungen belehrt, haben wir gelernt, diese Nebenerscheinung so gut wie sicher zu vermeiden.

Der Aufseher meldet, daß über Nacht zwei Mann entlaufen seien. Sie wenden sich meist nach Kinchassa, setzen von dort nach dem französischen Ufer über und tauchen dann in dem unendlichen Lande unter. Immer wieder kommen solche Desertionen vor, die

Farbigen haben kein Vertrauen zum weißen Arzt, oder ist es vielleicht Heimweh, das sie wegtreibt? Jedenfalls ist es sehr schwer, die Kranken unter Behandlung zu halten.

In der kleinen Halle beginnt jetzt die Behandlung. Die ersten, die sich dazu herandrängen, sind ein paar stämmige Neger vom oberen Kongo, mit breiten Schultern und schmalem Becken; die ausgearbeiteten Muskeln treten unter der fast fettlosen Haut schwellend hervor. Solche Schultern habe ich nur bei Fischern und Ruderern gesehen. Niemand würde ahnen, daß diese von Gesundheit strotzenden Gestalten bereits den Todeskeim in sich tragen. Und gerade sie sind für die Verbreitung der Krankheit am gefährlichsten, denn ohne es zu ahnen, können sie auf weite Strecken hin die Krankheit verschleppen. Überall da wo sich die übertragende Fliege findet, kann durch die Anwesenheit selbst nur eines einzigen solchen Parasitenträgers ein Krankheitsherd zur Entwicklung kommen.

Mit größtem Eifer haben die beiden Stationsärzte Dr. **Broden** und Dr. **Rodhain** die zahlreichen zur Behandlung empfohlenen Mittel und Kombinationen von solchen erprobt. Meist werden sie in Lösungen unter die Haut oder in die Vene injiziert; durch fortlaufende Blutuntersuchungen und durch zahlreiche Temperaturmessungen wird der Erfolg kontrolliert. Als Basis wird auch jetzt noch von den meisten Ärzten ein Arsenpräparat, das Atoxyl (arsanilsaures Natron), benutzt. In unserem Schlafkrankheitsgebiet in Ostafrika wird es in vierzehntägigen Abständen an zwei aufeinanderfolgenden Tagen in Mengen von 0,4 bis 0,5 g injiziert. Diese Methode, die mindestens drei Monate lang fortgesetzt werden muß, hat sich bis jetzt noch am besten bewährt; sie hat den Vorteil, daß man die Leichtkranken jedesmal nach Hause entlassen kann. Es ist leichter, sie zum regelmäßigen Kommen an den Behandlungstagen zu veranlassen, als sie dauernd in einem Lager festzuhalten.

Das Atoxyl lieferte den Ausgangspunkt für eine ganze Anzahl anderer Arsenverbindungen, z. B. das Arsenophenylglycin (**Ehrlich**), das in einer Reihe der Fälle gute Resultate gab. Das Salvarsan ist bei Trypanosomiasis wesentlich weniger wirksam, als bei Syphilis. Ein sehr intensiv wirksames Mittel ist der Brechweinstein. Stark parasitentötende Chemikalien finden sich auch unter den Farbstoffen. Allen diesen Medikamenten haften aber auch zum Teil nicht unerhebliche Mängel an: einige wirken ätzend auf die Gewebe, andere führen zu Vergiftungserscheinungen. Am meisten Aussicht hat eine kombinierte Behandlung mit mehreren derartigen Stoffen.

So vorzügliches nun auch diese Medikamente, namentlich im Tierversuch, leisten, so muß doch zugegeben werden, daß wir ein ideales, in jedem Stadium absolut heilendes Arzneimittel noch nicht besitzen. Und nichts Geringeres als ein ideales Mittel wäre notwendig, um unter den Verhältnissen, wie sie in Afrika vorliegen, die Krankheit zum Erlöschen zu bringen. Es heißt also weiter forschen. Daß wir bei den Negern mit der medikamentösen Behandlung so wenig erreichen, rührt in der Mehrzahl der Fälle daher, daß die Kranken erst dann zum Arzt zu kommen pflegen, wenn sich bereits ernste Symptome der Krankheit zeigen, wenn also schon tiefgreifende Veränderungen im Organismus stattgefunden haben, deren restitutio ad integrum nicht mehr erreicht werden kann. Aber auch wenn es gelingt, die Infizierten schon im ersten Stadium ausfindig zu machen, so ist, da diese sich ja völlig gesund fühlen, selbst der geringe Zwang, der im regelmäßigen Erscheinen an der Behandlungsstelle, etwa alle vierzehn Tage, liegt, den Eingeborenen bereits widerwärtig. Nach einer oder zwei Injektionen bleiben sie einfach weg. Eine zwangsweise Zuführung würde den Erfolg haben, daß überhaupt an den Behandlungstagen niemand mehr erschiene.

Daß aber die uns zur Verfügung stehenden Arzneimittel in günstigen Fällen genügen, um eine Heilung herbeiführen, das haben wir jetzt doch schon an einer Reihe von Fällen beobachten können. Namentlich bei Europäern, bei denen die Krankheit rechtzeitig erkannt und von Anfang an energisch behandelt worden war. Unter diesen Bedingungen, aber auch nur unter diesen, kann man mit einer hohen Wahrscheinlichkeit auf Heilung rechnen. Ungenügend oder zu spät Behandelte erliegen der Krankheit ohne Ausnahmen. Bis jetzt ist auch nicht ein einziger Fall von Spontanheilung beobachtet worden. Bei Pest, bei Cholera, selbst bei Hundswut kommen Heilungen vor. Die Schlafkrankheit ist vielleicht die furchtbarste Seuche, die den Menschen befallen kann. —

In einem kleinen Dampfboot fahren wir am Ufer des Flusses entlang, dessen dichter Buschwald seine Ausläufer an flachen Stellen bis weit hinein ins Flußbett entsendet. Plötzlich beobachten wir eine Fliege, die im schnellen Flug uns mit leise summendem Geräusch umkreist. Nicht lange dauert es, so setzt sie sich, ohne daß es das Opfer fühlt, auf die nackte Haut eines Negerrückens. Es ist ein dunkelbraunes Insekt, nicht größer als unsere Stubenfliege und dieser sehr ähnlich. Wird die Fliege nicht verscheucht, so bohrt sie sofort den haarfeinen Stechrüssel durch die Haut ein. Im Augenblick tritt das rote Blut in den zuerst ganz zusammengefalteten Hinterleib ein, der allmählich anschwillt und die Größe einer halben Erbse erreichen kann. Der Stich ist fast gar nicht schmerzhaft, er hinterläßt nur ein vorübergehendes Brennen. Schnell zieht das Tier nach der Blutmahlzeit wieder den Rüssel heraus und ist im Nu verschwunden. Das ist die gefürchtete Tsetsefliege (Glossina).

Es gibt verschiedene Glossinenarten; am meisten Bedeutung für die Verbreitung der Schlafkrankheit hat die Glossina palpalis, eine kleine, sehr dunkel gefärbte Art. Aber die neueren Untersuchungen, namentlich von Taute, haben gezeigt, daß auch Glossina morsitans das Trypanosoma gambiense übertragen kann. Diese Art dehnt ihr Verbreitungsgebiet noch viel weiter nach Norden und Süden aus, als die Glossina palpalis. Wir müssen also damit rechnen, daß alles Gebiet, etwa vom Sambesi und Natal bis hinauf zum Nigerbogen und zum Senegal, östlich bis nach Chartum, allmählich von der Schlafkrankheit befallen werden kann.

Die Glossinen gehören zu den lebendgebärenden Fliegenarten. Etwa alle drei Wochen legt das Weibchen eine Puppe, etwa 3 mm lang, ab. Als Brutstätte wählt sie das trockene Erdreich am Fuß der Bäume und Sträucher, die die Flußläufe und Seeküsten begleiten. Die Fliege bedarf zu ihrem Fortkommen eines gewissen Grades von Feuchtigkeit. Sie lebt deshalb ausschließlich in der Nähe der Flüsse, am Seeufer und in dichten Bananen- und Ölpalmenhainen.

Auf diese Lebensgewohnheiten gründet sich nun ein Bekämpfungsverfahren, das von Koch empfohlen und von seiten unserer Ärzte in Ostafrika unter der Leitung von Kleine immer mehr zur Anwendung gebracht worden ist. Die Fliege verschwindet da, wo man das schattenspendende Ufergebüsch und das dichte Schilfrohr, wo man auch nötigenfalls Ölpalmen- und Bananenhaine niedergelegt hat. Wenn diese Abholzungen auch manchmal nicht unempfindliche Verluste an Fruchtbeständen notwendig machten, so kommen diese meines Erachtens gar nicht in Betracht gegenüber dem Gewinn, den wir durch die Erhaltung des Menschenmaterials dafür eintauschen. Freilich müssen derartige Abholzungen mehrere Jahre lang nachkontrolliert werden, damit kein frisches Unterholz mehr aufkommen kann. Am besten ist es, solche Strecken mit niedrig wachsenden Kulturpflanzen, etwa mit Erdnuß zu bepflanzen. Weite Strecken am Viktoriasee und seinen Zuflüssen und an der Küste des Tanganjikasees sind abgeholzt und dadurch die Gefahr für die Farbigen und Weißen auf ein Mindestmaß heruntergedrückt worden.

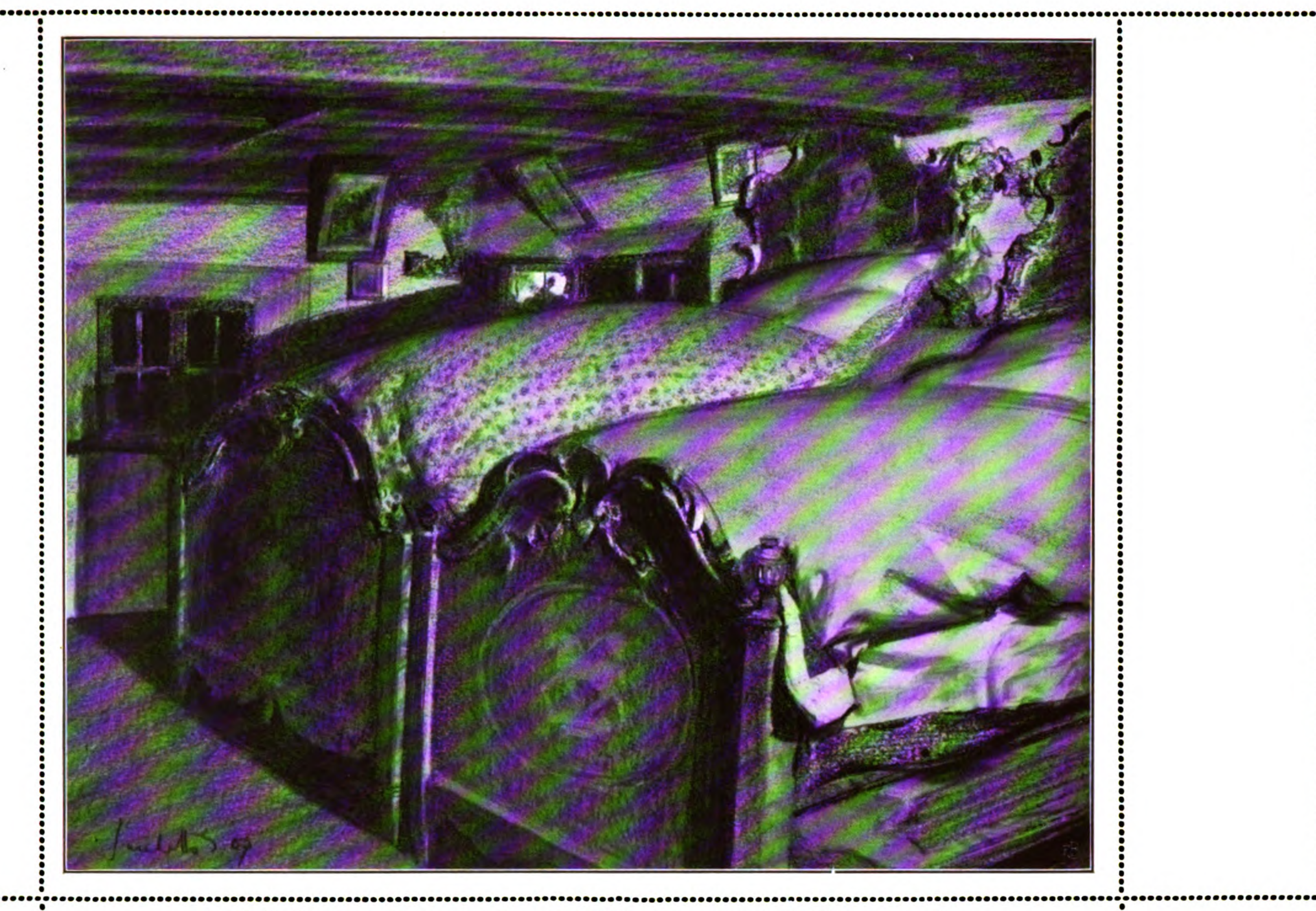
Der ganze französische und belgische Kongo, dessen Stromgebiet etwa 3,7 Millionen Quadratkilometer umfaßt, bietet überall die Bedingungen, die zur Fortpflanzung der Glossine notwendig sind. Auf weite Strecken hin fließt er wie seine Nebenflüsse nur mit geringem Gefälle. Die Wasseradern breiten sich in ein Gewirr von Ästen aus und überschwemmen weite Distrikte. Das ist auch beim Sanga und dessen Verbreitungsgebiet, zu welchem etwa 2/5 unseres neuerworbenen Kolonialbesitzes im Süden Kameruns gehören, der Fall. Eine französische ärztliche Expedition, welche dieses Gebiet in den letzten Jahren bereiste, hat denn auch überall das Vorkommen der Schlafkrankheit festgestellt.

Was die Krankheit bisher noch nicht erreicht hat, das wird sie, einer langsam steigenden Flut vergleichbar, allmählich überschwemmen. Wie wäre es denkbar, die Bewohner eines so weitverzweigten, zum Teil schwer zugänglichen Stromgebietes der ärztlichen Behandlung zuführen zu wollen! Und wenn wir Hunderte von Ärzten in jene Gebiete schicken wollten, könnten wir denn überhaupt hoffen, mehr als einige verschwindend kleine Punkte in dem gewaltigen Gebiet zu sanieren? Und wenn die Kunst des Arztes hier solchen unüberwindlichen Schwierigkeiten gegenüber versagt, können wir in diesen neuen Gebieten hoffen, ähnliches zu erreichen, wie es Verwaltung und Ärzte in gemeinsamer Arbeit in Ostafrika erreicht haben? Dort tritt die Krankheit in scharf umgrenzten Distrikten auf, hier breitet sie sich über ein gewaltiges Stromgebiet, durch nichts gehemmt, aus. Wer wollte hier den Versuch empfehlen, die Brutstätten der Fliege zu vernichten, wo die zahllosen Wasseradern mit ihrem Ufergebüsch und ihren Galeriewäldern das Land durchziehen! Es ist ein bitteres Geständnis, hier unsere nahezu gänzliche Machtlosigkeit zugeben zu müssen. Die bisher verschonten Distrikte Nordkameruns müssen natürlich mit aller Energie geschützt werden.

Eine ganz leise Hoffnung — wenn man es überhaupt so nennen darf — können wir aus den Beobachtungen in Uganda schöpfen. Dort nimmt die Schlafkrankheit langsam aber deutlich an Häufigkeit ab. Also auch diese Seuche folgt dem allgemeinen Gesetz der Epidemien, daß die Kurve der Krankheitsfälle in Wellenbewegungen verläuft. So können wir nur der Erwartung Raum geben daß in den bereits durchseuchten Abschnitten unserer neuen Erwerbungen allmählich der Zustand eintritt wie in Westafrika, wo die Krankheit zwar weit verbreitet vorkommt, aber doch nur eine geringe Zahl von Opfern fordert. Welch schwere Verluste aber im Laufe von Jahrhunderten diesen Zustand erst vorbereitet haben, darüber liegt das große Schweigen des dunklen Erdteils.

Rabentücke. Von A. E. Linz.

Wohl oftmals lief ich den Weg zurück,
Zu suchen das liebe verlorene Glück.
Da krächzten hoch über dem Walde die Raben:
„Wer mag, wer mag dein Glück wohl haben?
Warte nur, warte, du sollst es erfragen:
Wir haben es heimlich dir vertragen,
Und weil ein jeder wollte ein Stück,
So haben wir halt zerrissen das Glück.“



Schlafstube eines Bauernhauses. Bleistiftzeichnung von Attilio Sacchetto.
Im Besitz von Professor Moritz Röbbecke.



Kostümstudie zu König Philipps Auftritt aus „Don Carlos“.

Ernst Stern und die neue Bühnenbildkunst.

Von Fritz Stahl.

Fast bei allen wichtigen Aufführungen der letzten Jahre in Max Reinhardts Theatern stand Ernst Stern als Autor des Bühnenbildes auf dem Zettel. Nicht mit dieser Bezeichnung; es heißt wohl noch immer in der alten Formel, daß er „Dekorationen und Kostüme“ entworfen habe. Aber diese Formel ist nicht nur alt, sondern veraltet und deckt durchaus nicht mehr die Tätigkeit, die heute an den führenden Bühnen der Künstler als Helfer des Regisseurs entwickelt. Sie reichte aus, solange eben Kulissen gemalt und Kleider geschneidert wurden, beides möglichst realistisch, so daß, was herauskam, ein Stück auf die Bühne projizierten Lebens war, bunt und ohne Einheit wie das Leben selbst. Das geschieht aber nicht mehr. Es wird vielmehr für jedes Stück, für jede Szene ein der Stimmung entsprechendes Bild geschaffen — die Erfüllung der praktischen Bedürfnisse versteht sich von selbst —, in dem sich Dinge, Menschen und Licht zu einer untrennbaren und geschlossenen Einheit verbinden. Ich gebrauche absichtlich die unpersönliche Wendung: es wird geschaffen. Wieviel Anteil daran der Regisseur, wieviel der Künstler hat, oder in unserem Falle, wieviel Anteil Max Reinhardt, wieviel Ernst Stern, das wird selbst von den Augenzeugen der Arbeit, selbst von



Chorführerin aus „Lysistrata“.
Die hier bei a und b und auch bei einigen folgenden Abbildungen wiedergegebenen Stoffmuster sind verkleinerte Wiedergaben der Originalstoffe für die Bühnenkostüme.



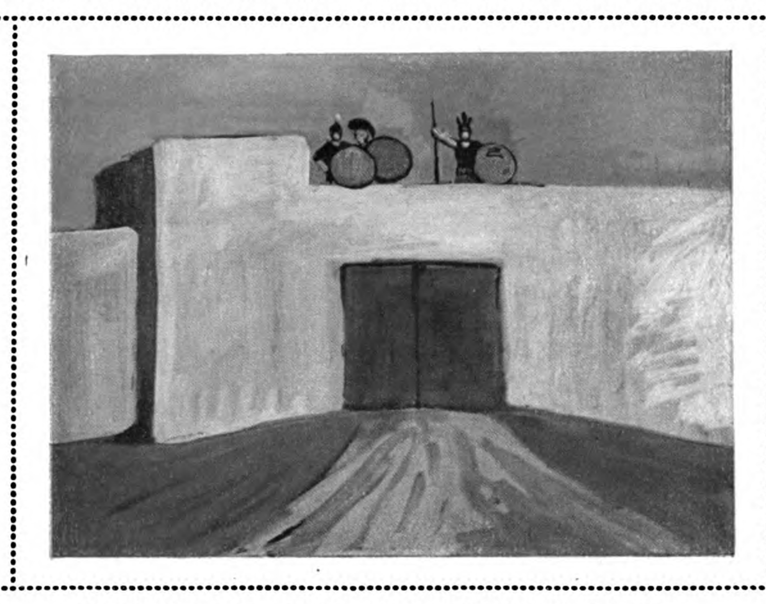
Bühnendekoration zu „Lysistrata“.

ihnen kaum einer entscheiden können. Vielleicht trifft es die Sache noch am besten, wenn man sagt: Der Regisseur fühlt dieses Bild, der Künstler gestaltet es, wenn auch einer dem anderen noch helfen mag. Jedenfalls ist der Künstler als Autor des Bildes, das am Ende der Arbeit dasteht, zu betrachten, in demselben Sinne wie der Architekt Autor eines Hauses bleibt, auch wenn der Bauherr eine künstlerische Natur ist und allem den Stempel seines Wesens aufgedrückt hat.



Tänzerin aus „Lysistrata“.

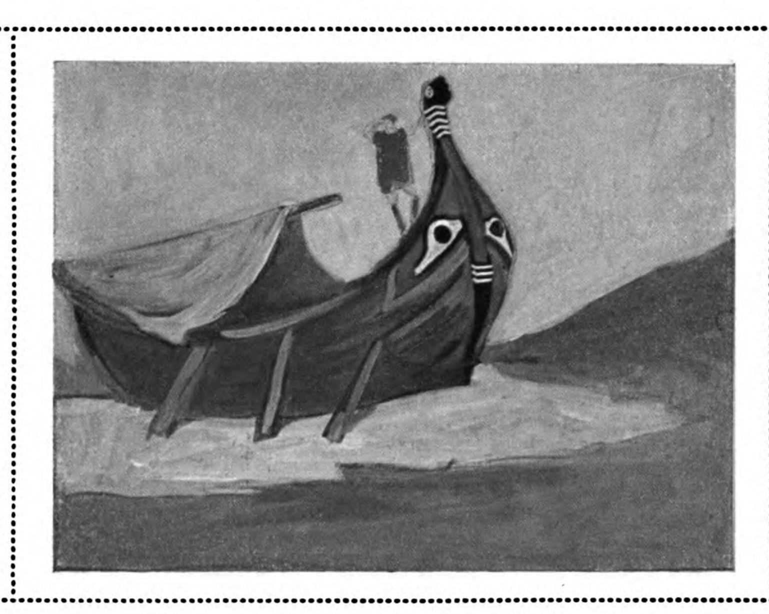
Diese allgemeine Andeutung der Tätigkeit des Künstlers wird kaum genügen, dem Leser, der die neuen Theater nicht aus eigener Anschauung kennt, ein Bild zu vermitteln. Und da überdies Ernst Stern die moderne Bühnenbildkunst, die er mit so schönem Erfolge übt, nicht geschaffen, sondern nur mit hat entwickeln helfen, so bleibt mir nichts übrig, als eine Einlei-



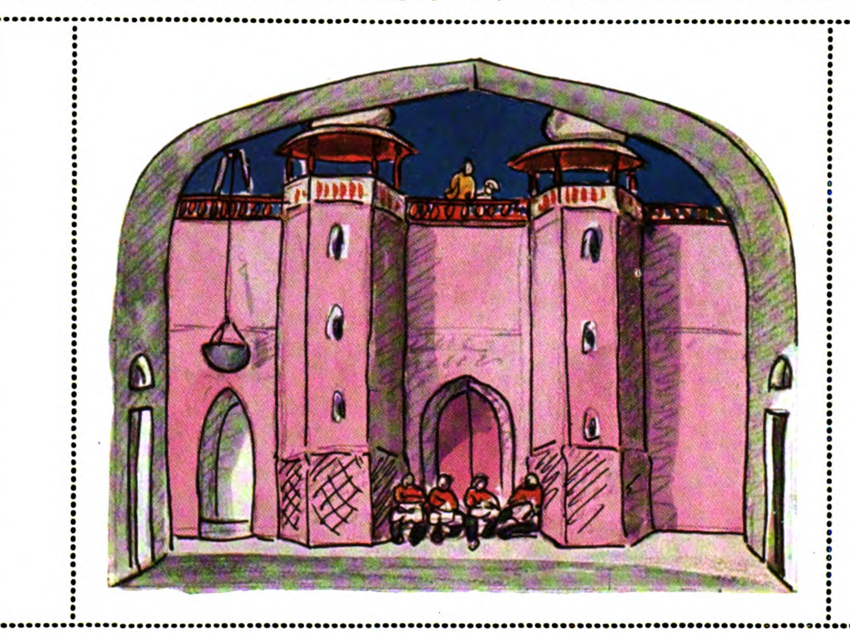
Szenenbild aus dem „Zorn des Achilles" von Wilhelm Schmidtbonn.

tung zu schreiben, die Art und Entstehung dieser Kunst darstellt.

Es ist nicht nötig, historisch weiter zurückzugehen als zu den Meiningern. Die ihrer Zeit viel bewunderte Tat des Herzogs Georg war gewesen, daß er das Bühnenbild mit den Kunstanschauungen der Zeit in Einklang brachte. Wenn man die Namen Piloty und Makart nennt, so werden diese Anschauungen genügend charakterisiert sein: Kostüme und Requisiten echt oder doch wenigstens mit Verständnis nachgemacht, Fülle und Pracht der Farbe, möglichst täuschende Wirklichkeit der Landschaft und des Raumes. Wir



Szenenbild aus dem „Zorn des Achilles" von Wilhelm Schmidtbonn.



Skizze zu einem Szenenbild für „Sumurûn“.

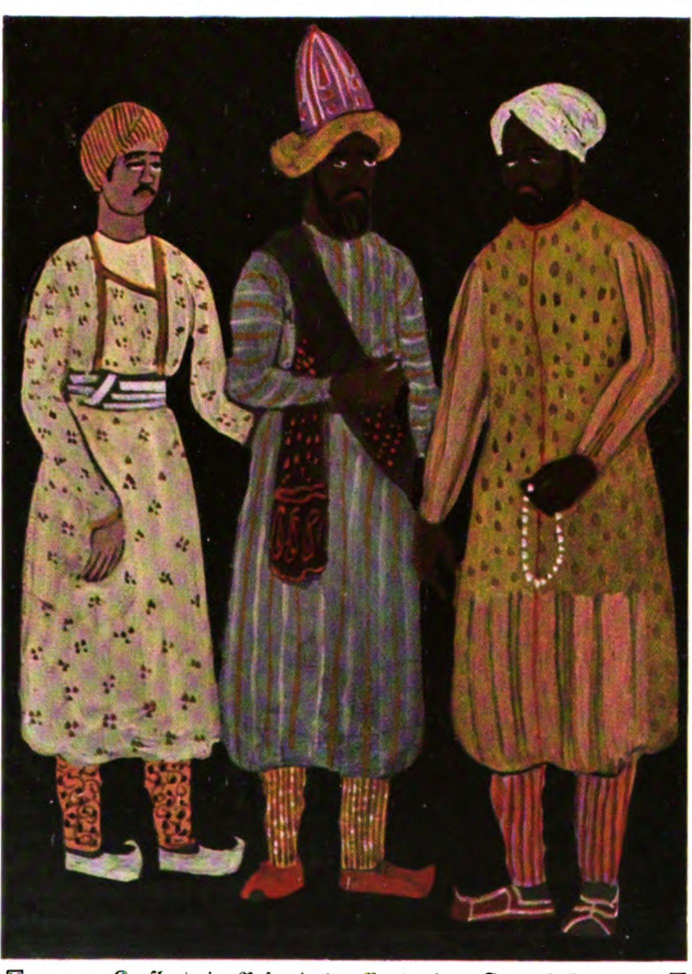
würden heute diese Inszenierungen wahrscheinlich ebensowenig ertragen können wie die Bilder, die ihre Muster waren. Ja, wenn wir an das denken, was durch sie verdrängt wurde, wie etwa am Berliner Schauspielhaus die herrlichen Dekorationen



Tänzerin und Haremsdame aus „Sumurûn“.

von Schinkel, so werden wir vielleicht sogar bezweifeln, ob sie damals einen Fortschritt bedeuteten. Unbestreitbar aber ist es, daß sie eine ungeheure Wirkung auf das Publikum ihrer Zeit ausübten, und das ist ja am Ende für das Theater die Hauptsache.

Wir aber haben Grund und Recht, uns über die Bedenken gegen die Meininger Art und ihre Konsequenzen klar zu werden. Zunächst: die erstrebte realistische Wirkung mußte immer weitere Schritte in derselben Richtung nach sich ziehen. Das Auge des Beschauers, früher gar nicht gewöhnt, das Bühnenbild mit der Wirklichkeit zu vergleichen, nahm, wie in allen Künsten, jetzt die Natur zum Maßstab. Und je mehr man dieser Forderung nachgab, desto stärker wurde die Spannung zwischen den körperlichen Menschen und dem gemalten Raum und zwischen der wirklichen und der gemalten Beleuchtung. Die alte Bühne hatte man als eine der vielen Konventionen der Kunst hinnehmen können: Der Mensch herrschte, alles andere war „Hintergrund". Jetzt aber sollte der Hintergrund „Raum" werden und der Mensch sich in ihn ordnen. Stellen wir uns einmal ein Bühnenbild dieser Art als Beispiel vor Augen! Eine blühende Sommerstimmung. Ganz duftig gemalt, so daß wir beim Fernblick eine panoramische Täuschung haben. Die Nähe: Gezweig mit Blüten, auf Leinwand gemalt, ausgeschnitten und auf ein Netz gebracht, täuscht nicht, aber sie ist immerhin erträglich. Aber die ganze Pracht steht auf dem Bretterboden oder etwa einer grünen Stoffdecke. Die Sonne ist hoch angenommen, und die Schatten sind korrekt gemalt. Nur auf den Boden fällt keines Dinges Schatten, und die Schatten der Menschen fallen, durch das Rampenlicht verursacht, verkehrt, wie sie auch das Licht anders erhalten als alles rings um sie herum. Ebensowenig Anteil haben sie an der Perspektive. Sie bleiben in der Ferne ebenso groß, ja, sie werden durch die Erhöhung der Bühne noch größer als in der Nähe. Und alles Gemalte wird flach, sobald sie ihre kubische Figur daneben stellen. Ebenso wie es im Verhältnis zu ihnen zu groß oder zu klein wird. Staffage geworden, können sie nicht das Interesse auf sich konzentrieren, aber auch nicht, wie eine gute Staffage, sich in

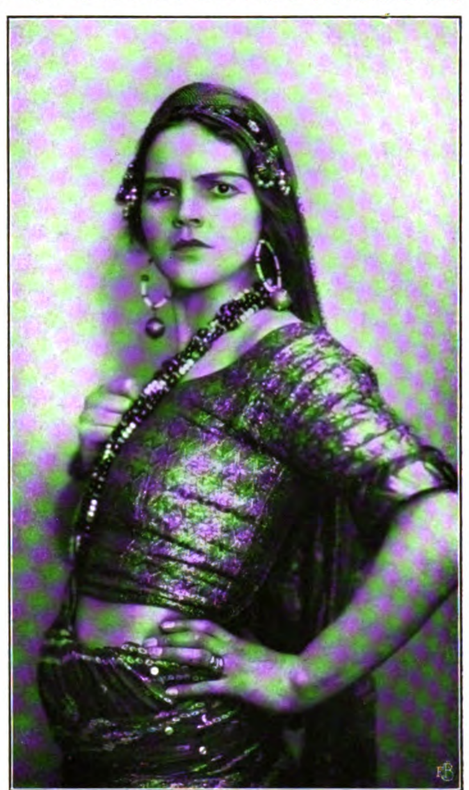


Kaufleute im Basar in der Pantomime „Sumurûn".

die Landschaft einschmiegen. Gegen alle diese Mängel fand man nun kleine Mittel, die nichts halfen, eher, wie die immer weiter gehende Umwandlung der Malerei in Plastik, den bleibenden Rest der Unstimmigkeit noch stärker fühlen ließen.

Am schlimmsten war es aber, daß diese stillose Dekoration so kompliziert war, daß der Umbau störend lange Pausen nötig machte, und daß sie also gerade den größten Dichtwerken gegenüber auch äußerlich versagte. Innerlich versagte sie deshalb, weil sie, immer realistisch, sich dem Stil keines Werkes anpassen ließ, weder groß noch zierlich, weder feierlich noch grotesk sein konnte.

Diese Bedenken kamen naturgemäß zuerst den Menschen zum Bewußtsein, deren Gefühl durch die bildenden Künste erzogen war. Und ebenso naturgemäß konnten diese Menschen nur akademische Vorschläge machen. Ich darf hier erwähnen, daß ich Jahre von dem Beginn der Reformbewegung auf die Notwendigkeit einer Erneuerung des Bühnenbildes hinwies. Meine Idee der Rückkehr zum Prospekt, nicht so naiv, wie sie damals vielen erschien, war doch insofern naiv, als es überhaupt Rückkehr nicht gibt. Aber das Wesentliche, was ich verlangte, war richtig und hat sich als richtig erwiesen. Das Bühnenbild, sagte ich, hat die Entwicklung der Kunst seit Piloty nicht mitgemacht; was seither an Stil gewonnen ist, muß darauf angewandt werden. Das konnte nur dadurch geschehen, daß bildende Künstler ihren Geschmack und ihre Erfahrung in den Dienst der Bühne stellten. Das ist denn freilich in einem Maße und mit einem Erfolge geschehen, den niemand voraussehen konnte. Eben durch Max Reinhardt und seine Helfer, denen allmählich technische Neuerungen von überallher zugute kamen, die erst recht von einem Nichtfach-



Leopoldine Constantin als Tänzerin in „Sumurün“. Nach einer Photographie von Becker & Maaß in Berlin.



Kostümstudie für Paul Wegener als alten Scheich in „Sumurün“.

mann nicht zu ahnen waren.

Es ist unmöglich und auch überflüssig, hier von allen verschiedenen Versuchen zu sprechen. Diametral Entgegengesetztes wurde zugleich aufgenommen und verschwand wieder. Einmal ging es ganz realistisch zu, mit „echtem" Rasen und „echtem" Laub, die aus England kamen und die Malerei ersetzten. Einmal wurde vor Gordon Craigs einfarbigen Vorhängen gespielt. Schließlich ist ein Ruhestand erreicht worden: auf bestimmten prinzipiellen Grundlagen, der durchgeführten Plastik der Dekoration und der einheitlichen Beleuchtung, beruht die Möglichkeit, alle Mängel der alten Art zu vermeiden und dem Stile jeder Dichtung gerecht zu werden. Sie erlauben zugleich, die Drehbühne auszunutzen und damit die Pausen auf ein Minimum zu beschränken.



Kostümstudie für Gertrud Eysoldt in „Turandot" von Gozzi-Vollmoeller.

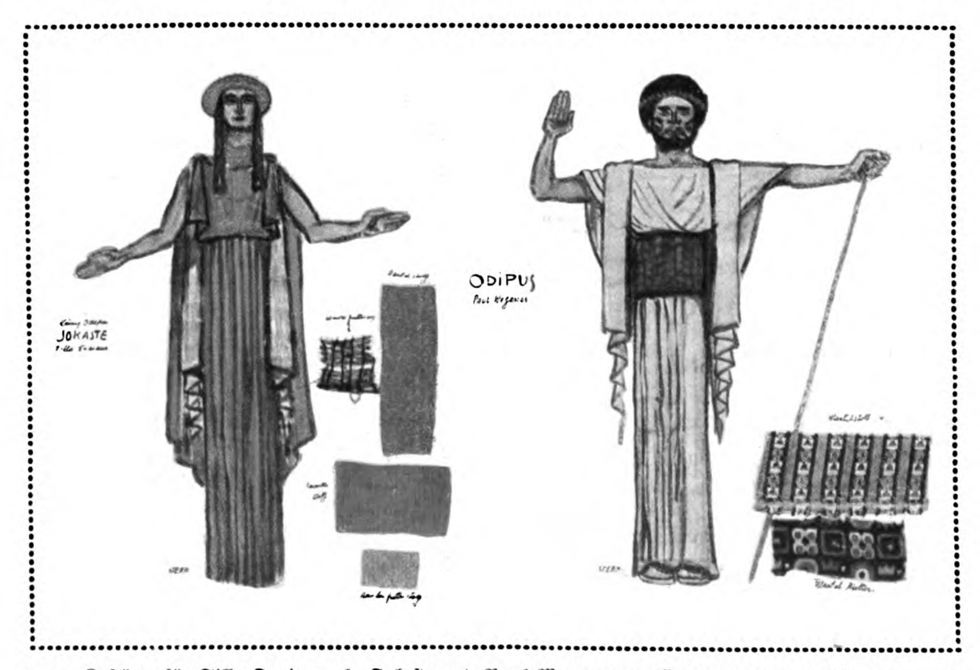


Kostüme aus „Turandot".
Nach einer Photographie von J. Fuchs in Berlin.

Das Verdienst, zum ersten Male eine prinzipielle Lösung der neuen Aufgabe gegeben zu haben, bleibt dem Berliner Bildhauer Max Kruse. Für jeden, dem diese Dinge wichtig sind, ist es ein unver-

geßlicher Abend, an dem sich — es sind zehn Jahre her — der Vorhang im „Kleinen Theater" zu der Aufführung von Oskar Wildes „Salome" hob. Der Mensch war zum Maßstab genommen. Von der Terrasse in Jerusalem, auf der die Vorgänge sich abspielen, und ihrer Umgebung war nur soviel herausgeschnitten, wie diese Proportion erlaubte. Das alles stand aber in voller plastischer Rundheit da, und die Menschen bewegten sich zwischen den Dingen als Körper unter Körpern. Über der nächtlichen Szene „hing" der Mond an dem tiefdunkeln Himmel zwischen den Sternen, und das Licht schien von ihm auszugehen. Ich will nicht sagen, daß es der erste Eindruck war: hier fängt eine ganz neue Bühne an. Der erste Eindruck war zum Glück die unmittelbare Empfindung: Orient, schwüle Nacht; Ort und Zeit, da alle Leidenschaften und Brünste dieser fernen Menschen wie wilde Tiere gegeneinander rasen können. Aber zugleich lebte das Gefühl auf: das war noch nicht.

Als Reinhardt in das Deutsche Theater übersiedelte, gaben die technischen Einrichtungen: Drehbühne und Fortunyhimmel, neue Möglichkeiten und wohl auch neue Schwierigkeiten. Der Fortunyhimmel gab der plastischen Dekoration erst den rechten Hintergrund: er kann jede Farben- und Lichtstimmung des Horizonts vortäuschen. Und der Beleuchtungsapparat macht das Rampenlicht ganz oder doch soweit entbehrlich, daß es kaum noch empfunden wird. Die Drehbühne stellt das Problem, die Dekorationen eines Stückes oder mindestens eines sehr erheblichen Teiles so einzurichten, daß sie zugleich aufgebaut werden können. Es ist unmöglich, eine Vorstellung davon zu geben, wie kompliziert diese Aufgabe ist und welche Raffinements zu ihrer Lösung gehören. Fast jedes Stück, das in den Aufbau hineingesetzt wird, hat in zwei oder gar in drei Bildern als Element mitzuwirken. Jeder Quadratmeter Raum muß mit feinster Berechnung ausgenutzt werden. Ein Beispiel, das mir in der Erinnerung geblieben ist, stammt aus der Dekoration zu den „Räubern", bei der Emil Orlik als Autor des Bühnenbildes zeichnete. Es ging da vom Saale des alten Moor ein langer, schmaler Korridor in die Tiefe der Bühne, der so recht die Stimmung des alten Schlosses erweckte. Technisch war er nur der Unterbau für die beiden Waldabhänge der Räuberszenen, die zu seinen Seiten herabliefen und durch



Kostüme für Tilla Durieux als Jokaste und Paul Wegener als Ödipus in der Aufführung des „Königs Ödipus".

eine Drehung rechts oder links erscheinend die ganze Breite der Bühne füllten.

Alles das fand Ernst Stern vor, als er seine Tätigkeit am Deutschen Theater begann. Worin besteht nun das Persönliche seiner Leistung?

⌘ ⌘ ⌘

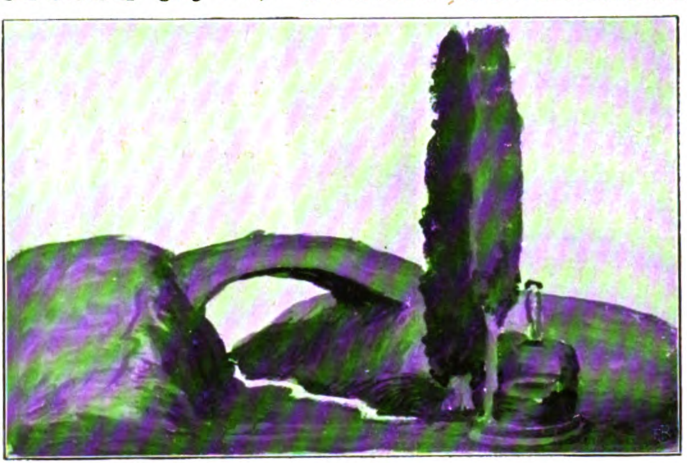


Eindruckskizze für Ödipus und Jokaste auf der Tempeltreppe.

Stern ist als Maler und als Karikaturist ein Künstler der modernsten Richtung, die auf die äußerste Vereinfachung ausgeht. Das ist, glaube ich, der entscheidende Zug seiner Physiognomie auch als Bühnenbildner. Durch die Gabe geistreicher Verkürzung und Verdichtung war er befähigt, nicht nur fortzusetzen, sondern fortzuentwickeln, was Bildhauer und Maler, ihrem Herzen nach immer auf Vollständigkeit bedacht, begonnen hatten, um die letzten Spuren der alten Bühne zu beseitigen.

So wenig man ihn aber als einzigen Schöpfer des einzelnen Bühnenbildes betrachten darf, weil doch immer zuerst der Regisseur da ist, der aus seiner Auffassung der Dichtung und seinem Schauen des Vorganges Form und Charakter zuerst bestimmt, so wenig kann man aus der Entwicklungsgeschichte der neuen Bühne, in der er eine große Rolle spielt, Max Reinhardt wegdenken.

Für die Leistung Reinhardts reicht das alte Wort Regie so wenig aus, wie für die seiner künstlerischen Helfer die Formel: Dekorationen und Kostüme. Denn unter Regie verstand und versteht man schließlich auch heute noch: ein Stück für die in ihren Grundlagen unveränderliche Bühne einrichten. Das hieß früher: Prospekt und so und so viele Kulissen links und rechts. Das hieß später anders: statt der Kulissen gab es Aufbauten, die freier gestellt werden konnten; war aber wesentlich dasselbe. Für den Reinhardt von heute besteht eine Bühne in diesem Sinne gar nicht mehr. Außer den Mauern ihres Hauses und der Öffnung nach dem Theater zu, die aber auch noch variabel ist, und aus der die Handlung herausfluten kann, steht nichts fest. Und es ändert an der Sache nichts, daß diese Freiheit nicht immer in ihrem ganzen Umfange ausgenutzt zu werden braucht. Sie ist selbst dann noch da, wenn einmal für einen bestimmten Zweck etwa wieder Kulisse und Prospekt gebraucht werden sollten, denn jede benutzte Form ist eben nicht durch einen Zwang bestimmt, sondern gewählt. Reinhardt, dessen starke bildnerische Phantasie auch dann noch unzweifelhaft ist, wenn man den Anteil des Künstlers am Bühnenbilde als sehr groß annimmt, denkt den Vorgang, den er zu verkörpern hat — also im Gegensatz zu allen anderen Regisseuren als denen, die durch ihn freigeworden sind — ganz unabhängig von der „Bühne“. Nur darauf kommt es an, daß dieser Vorgang sich im Bühnenhause darstellen läßt, oder, wie in den großen Spielen im Zirkus, in der Arena. Das beste Beispiel war wohl die Walpurgisnacht im zweiten



Studie zu einem Szenenbild für Kleists „Penthesilea".

Faust. Da war eigentlich nichts als ein bißchen Terrain, Baum und Strauch, in dem leeren Raum, der im nächtlichen Dunkel lag. Im Licht hätte man nichts gesehen als den öden und prosaischen Raum des Bühnenhauses. In der Dämmerung zwangen die wenigen Einzelheiten das Auge, das ganze von Spuken durchtobte Gefilde zu schauen. Und wenn die Drehbühne, wie oben ausgeführt war, oft einen sehr engen Zwang auf die Größe des Raumes ausübt, so ist doch nie von vornherein seine Form bedingt. Jedesmal muß er neu und kann er originell ausgeschnitten werden. Und die notwendige Benutzung derselben Elemente für verschiedene Bilder befeuert eher die Phantasie, als daß sie sie lähmt.



Schwer bewaffnete Amazone aus „Penthesilea".
Nach einer Photographie von J. Fuchs in Berlin.

Deshalb gerade ist Sterns Gabe der äußersten Vereinfachung, die ich als seine wichtigste Eigenschaft hinstellte, für Reinhardt so unschätzbar. Mit den wenigsten Elementen eine suggestive Stimmung zu schaffen, ist nicht nur wünschenswert, sondern notwendig, wenn seine Phantasie frei soll schalten können, und wenn die Drehbühne ausgenutzt werden soll. Die schönste Folge dieses Vorgehens ist die Wesentlichkeit und der einprägsame Charakter jedes Bildes, und im Zusammenhange damit steht es wieder, daß das Interesse des Zuschauers durch den Wechsel des Formates und der Form, durch das Unvorhergesehene in jedem Bilde ständig wachgehalten wird.

Und das führt auf eine andere Eigenschaft Sterns, durch die er wiederum allen Künstlern, die sonst für die Bühne gearbeitet haben, überlegen ist: die Vielseitigkeit seiner Empfindung oder doch seines Einfühlungsvermögens.

All diese erkämpfte Freiheit des bühnenbildnerischen Schaffens von der realistischen Konvention hätte ja für das Theater gar keinen Sinn, wenn sie ihm nicht für seinen Zweck, eine dramatische Dichtung zu verkörpern, neue und starke Mittel brächte. Dann wären die Bilder wirklich noch, wie manche Kritiker sagen, „Bilderchen", die eher stören als fördern könnten, die im besten Falle ein Beiwerk der Aufführung bildeten, aber mit ihr innerlich nichts zu tun hätten. Es steht aber in Wirklichkeit ganz anders darum. Das neue Bühnenbild ist der sinnfällige Ausdruck der Stim-

mung des dramatischen Vorganges, sein wohl angemessenes Kleid. Sowenig an die Wirklichkeit gebunden wie die Dichtung selbst, kann es sich ihrem Stil anschmiegen, ganz unmittelbar erhaben oder spielerisch oder grotesk wirken und deshalb durch sich selbst die Empfänglichkeit des Zuschauers auf eine besondere und die rechte Art stimmen. Als ein besonders feines Beispiel nenne ich das Bühnenbild der Lysistrata. Die Burg mit dem krönenden Athenabild und den freistehenden Säulen, alles silbern angestrichen, klassisch und komisch zugleich sozusagen, ist eine gebaute Ouvertüre zu der Frauenkomödie des Aristophanes.

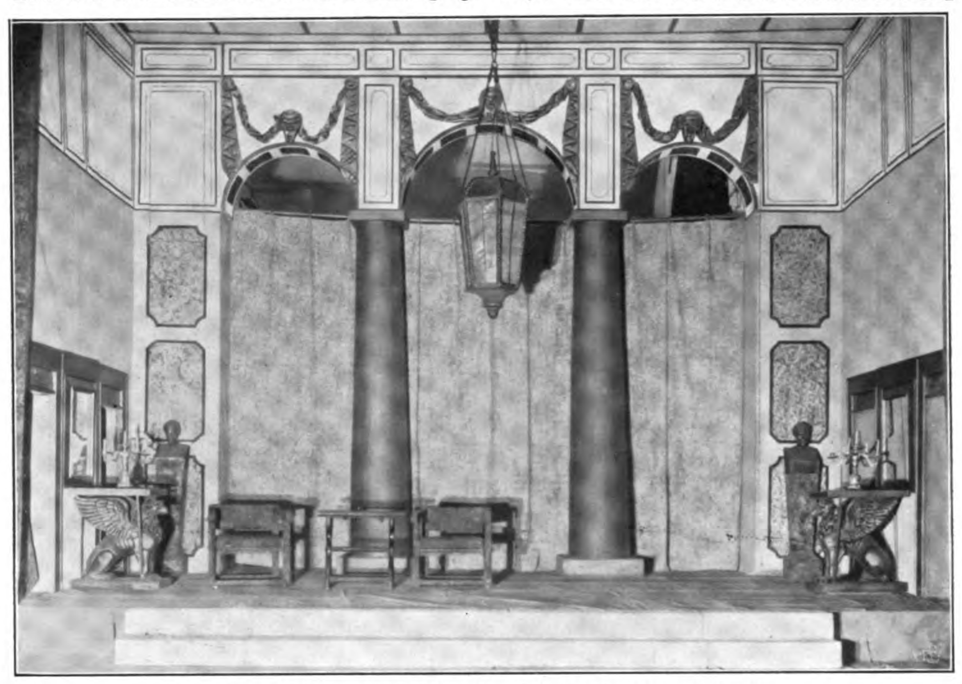


Kostümstudie für eine Dienerin der Königin in dem Schauspiel „Herr und Diener“ von Ludwig Fulda.



Tilla Durieux als „Königin Odatis“ in „Herr und Diener“.
Nach einer Photographie von Becker & Maaß in Berlin.

Historische Echtheit ist auf der Bühne durchaus überflüssig. Bei den Premieren sind die Menschen, die über sie ein Urteil haben, schon schnell zu zählen, unter dem eigentlichen Publikum tauchen sie nur noch vereinzelt auf. Überdies ist sie bei den wichtigsten Werken gegen den Stil der Dichtung. Shakespeares Vorstellung der antiken Welt war ganz anders als die durch Jahrhunderte archäologischer Forschung bei uns verbreitete. Eine in unserem Sinne echte Inszenierung des „Cäsar“ wäre gegen Shakespeare, eine im Sinne seiner Zeit echte würde uns parodistisch anmuten und an Offenbach erinnern. Deshalb hat dem Theater die Gelehrsamkeit, die in Kulturgeschichten und Kostümkunden eingedrungen ist, gewiß nichts genützt. Es bedarf einer ganz anderen Art, ferne Zeiten und Län-



Bühnendekoration für den ersten Akt von Schillers „Fiesco“.

der anzuschauen. Nämlich der künstlerischen, die nur bezeichnende Züge nimmt, Impressionen der Bauten und Möbel und der Menschen in Tracht und Bewegung.

Reinhardt hat denn auch die Kostümkunde schnell pensioniert. Seine Künstler gaben die sonst wie Journalpuppen gezeichneten Figurinen gleich als charakteristisch bewegte Menschen einer bestimmten Zeit. Karl Walsers Blätter dieser Art, in seiner zierlichen Art vollendet, gaben den Ton an. Orlik ging in derselben Richtung. Stern hat auch in diesen Dingen eine eigene Nuance. Er ist praktischer und denkt gleich an den Schneider, der die Stoffe schaffen und die Tracht fertigen, und an den Schauspieler, nein, noch bestimmter, an den Schauspieler, der sie tragen soll.

Man kann auch hier sein Verdienst nicht würdigen, ohne allgemeine Dinge der neuen Bühne zu behandeln. Das Theater hat früher sehr viel Wert auf die „Figur“ der Schauspieler gelegt, soviel Wert, wie die Historienmalerei auf die der Modelle zu ihren Helden. Unter Figur verstand man in beiden Fällen etwas, was man ideal nennt, was aber in Wirklichkeit normal genannt werden sollte: „Held“ und „Heroine“; man braucht das nicht näher zu erläutern. Deshalb verblüffte es und wurde Reinhardt selbst und seinen Leuten als Fehler angerechnet, daß sie in dieses Maß nicht paßten. Aber, wenn es gewiß Fälle gibt, in denen die heldische Erscheinung nicht leicht entbehrt werden kann und die Wirkung stark unterstützt, so ist doch keineswegs der konventionelle Schauspielertypus allen Menschen der großen Dichtungen günstig gewesen. Fast darf man im Gegenteil behaupten, daß wichtigste Gestalten, der Hamlet, das Gretchen, und viele andere durch ihn niemals richtig verkörpert und deshalb auch im Seelischen gefälscht worden sind. An die Stelle des Typus trat nun das Individuum, dessen charakteristischer Körper so wenig wie sein Wesen unterdrückt, sondern im Gegenteil erhalten und dem Zweck der Bühne dienstbar gemacht werden sollte. Der Regisseur dachte für sein Material, nicht für irgendein unbestimmtes, und dasselbe mußte der Künstler des Bildes tun. (Goethe wollte ja sogar, daß der Dichter ebenso vorgehe, und hielt deshalb die enge Verbindung mit einer bestimmten Bühne für einen Vorzug.)

Damit ist umschrieben, was die Wendung bedeutet, daß Stern bei dem Entwerfen seiner Kostüme an den Schauspieler denkt, der das einzelne tragen soll. Auch hier wird ein Beispiel besser belehren als die theoretische Auseinandersetzung. Gertrud Eysoldt spielt Kleists Penthesilea. Der alte Kostümier zeichnet irgendeiner alten Darstellung eine Amazone nach, die auch die „Heroine" ruhig darstellen mag. Aber die Eysoldt ist klein und hat kein klassisches Profil. Sie würde in dem Gewand, das hellenische Kunst den Amazonen gab, komisch wirken. Es muß für sie eine besondere Tracht gefunden werden, die das verhindert, eine ganz individuelle.

Und etwas anderes kommt hinzu. Wie die Vorlagenwerke für Architektur und Kunstgewerbe, enthalten die für das Kostüm meistens nur Prunkstücke, ausnahmsweise und ausgefallene Exemplare. Das hat auf allen Gebieten dasselbe Unheil angerichtet. Wie sah zum Beispiel selbst in einem so ausgezeichneten Theater wie dem alten Deutschen König Philipp aus? Vielleicht war das Kostüm historisch ganz echt, vielleicht sogar einem repräsentativen Porträt nachgebildet. Aber wenn er in seinem Schloß so umherging, für alle Tage und sogar nachts, wirkte er wie ein Kartenkönig. Bassermanns Philipp war, historisch falsch, aber der Stimmung nach echt, in seinem dunklen Alltagsgewand wie aus einem Velasquez herabgestiegen.

Ich habe in diesen Ausführungen Dekoration und Kostüm trennen müssen. Aber es ist gerade ein bezeichnender Vorzug der neuen Bühnenbildkunst, daß sie eng zusammengehören, daß sie zusammen gedacht sind, und daß aus ihrem Zusammen wieder Stimmung gebende Wirkungen gezogen werden. Vor allem aber entsteht erst durch diese Verbindung ein Bühnenbild, das als einheitliches Kunstwerk wirkt.

Um diese Wirkungen zu erreichen, dazu gehören außer den künstlerischen Qualitäten sehr viele praktische Kenntnisse und allerlei kleine Kniffe. Wer solche Trachten entwirft, der muß sehr genau wissen, was für Stoffe auf dem Markte sind. Manches Kostüm verdankt einem neuen Stoff, den die Industrie anbietet, seine Existenz. Von den Kniffen, die unsere Maler von ihren Festen her beherrschen, sind die wichtigsten die, durch deren Anwendung es verhindert wird, daß die Kostüme zu neu erscheinen, zu sehr an die Schneiderei erinnern.

⌘ ⌘ ⌘

Ist damit die Persönlichkeit und die Leistung des Künstlers umschrieben, so mag zum Schluß, um alles noch einmal zusammenzufassen, eine Würdigung seiner letzten und durch die Bedeutung und die Schwierigkeit der Aufgabe wohl auch wichtigsten Arbeit folgen. Ich meine die künstlerische Gestaltung von Kleists „Penthesilea", die er unter Felix Holländers Regie ausgeführt hat.

Die Bedeutung braucht nicht dargetan zu werden. Wohl aber die Schwierigkeit.



Hexe für die Walpurgisnacht in Goethes „Faust".

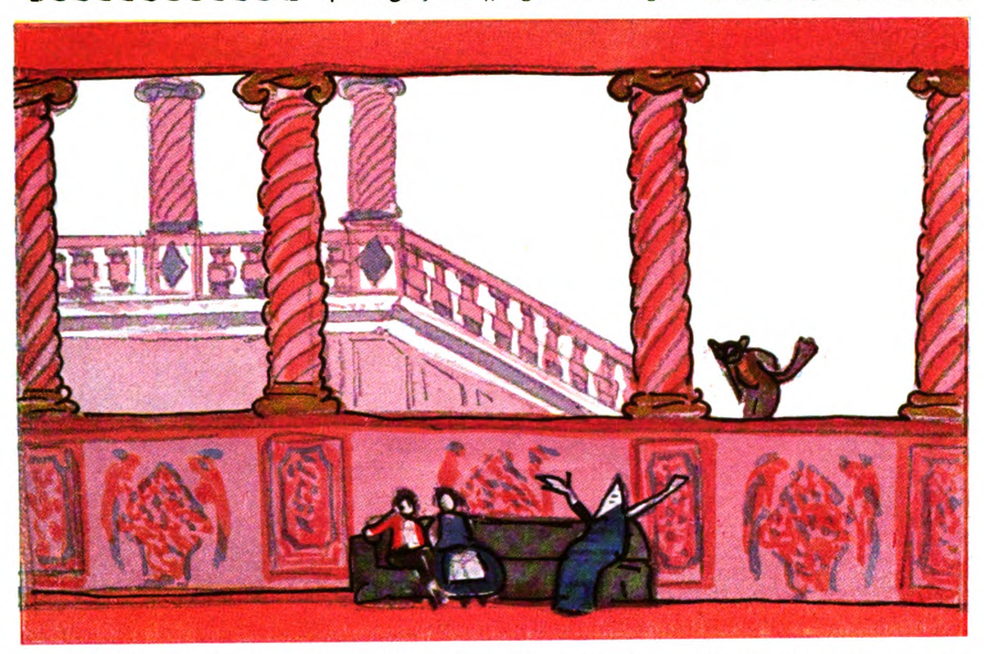


Dekoration aus „Der Widerspenstigen Zähmung“ von Shakespeare.

Sie liegt, soweit das Kostüm in Frage kommt, besonders in der Aufstellung des Amazonenheeres. Frauen in Kriegerrüstung: das ist, ehe man sich's versieht, Operette. Und dann ist Kleists glühendes Werk verloren. Nicht nur der Glanz, schon die Farbe der Trachten kann dahin führen. Und doch ist wiederum starke Farbe unentbehrlich, schon dem Ton der Dichtung nach. Die Aufgabe war glänzend gelöst. Die Kostüme von einfachen starken Farben waren durch eine Waschung alt gemacht, so daß sie edel wirkten und zu dem Braun der Landschaft standen, wie die Farben



Der Herzog mit Gefolge aus der „Komödie der Irrungen“ von Shakespeare.



Bei der Fee Berylune. Szenenbild aus dem „Blauen Vogel“ von Maurice Maeterlinck.

eines alten Malers in dem braunen Grund. Dergleichen koloristische Wirkung ist nie auf der Bühne gesehen worden. Das Drama spielt an verschiedenen Stellen derselben Heide. Bach und Brücke, ein paar Pappeln, ein Rosenstrauch waren auf dem bewegten Terrain so geschickt verteilt, daß nur durch die Drehung der Bühne die schönsten Plätze für Kampf und Fest und für das Liebesgespräch zwischen Achill und Penthesilea sich darstellten.

Mit einer solchen Leistung, die ein sprödes großes Dichtwerk zum erstenmal eigentlich als bühnenmöglich erscheinen ließ, hat die neue Bühnenbildkunst und hat besonders der Bildner, der sie vollbrachte, sich glorreich bewährt.

Aufsteigender Morgen.

Über frostbefreite Ackerschollen,
Die wie dunkelblaue Flut hinüber schwollen,
Trieb ein armer Bauer schon sein Zwiegespann.

Mit geblähtem Purpursegel fuhren
Alle Wolken und die Gräser auf den Fluren
Fingen sanft zu klingen an.

Staunend hörte ich, wie mir zu Häupten
In den Weiden, die ihr Kätzchengold verstäubten,
Eine Amsel den Vorfrühlingsruf begann.

Und wie sich mein Sinnen immer tiefer neigte,
Und mit Licht und Duft und Amselruf verzweigte,
Sank von winterlicher Trägheit Bann um Bann

Bis mein Herzgeblüte hell und reiner rann.

Paul Zech.

Das Gift.

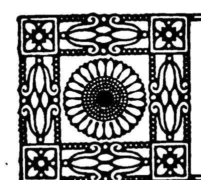
Der Mann sprang auf. Scherben erklirrten hell.
Rot floß der Wein. Die eichne Tür knarrte.
Des Mannes junger Bruder, der Gesell,
Sah auf das Weib; und beider Blut erstarrte.
Sie wollten zitternd sprechen. Keins begann.
Zwei Nacken duckten sich, wie unterm Schwerte.
Vier wilde Augen flackten, — als der Mann,
Der glühend ging, gelassen wiederkehrte.
Ein krauses Rätsel trat mit ihm herein.
Weiß er's? — Er feilte zart an Spang' und Ringen.
Er deutete dem Weib: „Schenk neuen Wein!"

Stunden und Tage, Wochen, Jahre gingen.
Zwei sündige Seelen trugen ihr Geschick
Durch lange dunkle Flucht von Tagen, Nächten.
Ein einzig Fragen war des Weibes Blick,
Und frühes Silber floß in ihre Flechten.
Ein sündigheißer scharfer Haß begann
An sündiger Liebe Stelle zwei zu schmerzen.
Die Bleiche, Scheue, liebte ihren Mann
Mit bangen Qualen tief in krankem Herzen.
Hoheit umfloß ihn, seltsam, göttlich hell,
Und bannte sie und bannte auch den andern.

Er war voll Macht und Güte. Der Gesell
Brachte das feige Wort nicht auf, zu wandern.
Je dorniger sich seine Seele wehrte,
Je fester rankte sie den Bruder ein,
Den schwere Krankheit mehr und mehr verzehrte.
Voll stolzer Ruhe trug er seine Pein.
Kein Wort von seiner rauhen Schmerzenshabe
Gab er dem Weib.
Nur einmal, abgewandt
Ließ er ihr noch die heiße Hand vorm Grabe.
Auch dem Gesellen reichte er die Hand:

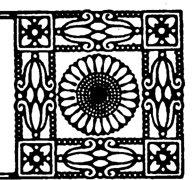
Ich weiß, mein Sterben geht Euch tief ins Leben.
Verzeiht mir, daß dies schwere Leid Euch trifft.
Ich konnte Euch die Schuld nicht eh'r vergeben!
Lebt wohl! Wir alle sterben an dem Gift.

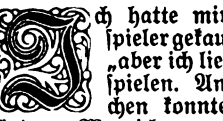
Frida Schanz.



Das Urbild der Snobs.

Von Prof. Dr. Ed. Heyck.





Ich hatte mir eine Truppe Schauspieler gekauft," erzählt Trimalchio, „aber ich ließ mir von ihnen Possen spielen. An ihren ernsthaften Sachen konnte ich kein Vergnügen finden. Was ich mag, sind Artisten und Hornisten. Das übrige verlohnt sich nicht der Mühe."

Es ist die neue Klasse im kaiserlichen Rom, die sich so bekennt. Eine neue Gesellschaft, die spürt, daß sie mächtig ist, fast ehe die Gesamtheit sie überhaupt entdeckt hat. Was würde es übrigens nützen, sich ihr entgegenzustellen? Der Römer vom alten Schlag verarmt in dem Maße, wie der Reichtum zunimmt; er kauft nicht wie ein Kaiser Schauspielertruppen und hat nicht die Handhaben mehr, seinen Geschmack geltend zu machen.

Das ist nun zwar wenig snobistisch, so aufrichtig etwas abzulehnen, weil man kein Vergnügen daran findet. Aber in diesem Fall siegt die Menschlichkeit. Wer abends nach fettem Diner ins Metropol gehen möchte, geht nicht ins Hoftheater.

Sonst, wenn es keine Überwindungen auferlegt, hält man stark auf Bildung und Kunstinteressen in den Palästen der Trimalchios. Allerdings mit der größeren Vorliebe für das Griechische, welches so ziemlich dem Französischen bei uns entspricht. So richtig römisch ist man ja von Hause auch nicht. Die vornehmen Römer schmücken sich selbst gern mit etwas hellenischer Feinheit; um so mehr werden es die tun, deren Vorväter zu einer Zeit schon wohl oder übel in den Hellenismus hineingerieten, als die Römer noch mit den Samnitern kämpften.

Prachtvolle Silbergefäße mit ziselierten griechischen Darstellungen birgt das Haus des Trimalchio, in diesen ist er sammelnder Spezialist. „Auf ihre Kenntnis habe ich mich besonders verlegt." Er zögert nicht, sie seinen Gästen zu erklären. Auf dem einen ermordet Kassandra ihre Kinder, auf dem andern besteigt Niobe das trojanische Pferd, das dritte stellt die Umarmung von Amor und Merkur vor. „Alles aus reinstem Silber. Ich gebe nichts davon her, ihr könnt mir jeden Preis machen." Unwillkürlich denkt man an die Kenntnisse aus der Antike zur Zeit des französischen Directoire um 1796, wie infolge der Revolution auf einmal die Mode griechisch wurde, costume grec, und die ehemaligen Schlächter und Bedienten, reich geworden als gesinnungstüchtige Staats- und Armeelieferanten, nebst ihren Damen ein beachtenswerter Teil der neuen, sich klassisch gebenden Gesellschaft waren.

Auch Trimalchio stammt aus dem Domestikentum, wie die meisten, die es jetzt in Rom und Italien zu etwas bringen. Seine bescheidene Wiege hat in Asien gestanden, er ist Syrer. Nicht Jude, worauf man irreführend wohl gedeutet hat. Diese Anspielung ist mit Entschiedenheit abzulehnen. Das Judentum, obwohl über das ganze Reich schon ausgebreitet, steht selbstgetreu in seiner Religion und Nationalität. Trimalchio dagegen ist modern, kosmopolitisch, er bevorzugt das Schweinefleisch fast noch mehr als die Einheimischen tun, und bei allem hat er eine Zärtlichkeit für seine Abkunft sich bewahrt.

Sie klingt ja auch sehr schön in seinem, um mit Reuter zu reden, missingschen Namen. Tri ist griechisch, Malchio semitisch, es steckt darin das bekannte König, Herrscher, das hebräisch Mälech, arabisch Malek lautet. Also „Dreifürst" ungefähr.

Man spürt schon die intime Anspielungskunst des Petronius. Ihm, dem geistvoll amüsanten Hofmann in der Umgebung Neros, verdanken wir die kostbare Schilderung. Er ist der Thackeray dieser Zeit, mit einem notwendigen Einschlag von Zola. Nur daß er kühler als alle beide ist, und eben dies sichert ihm seine größte literarische Stärke, seine psychologische Objektivität. Menschen wie Nero und er sind über Gut und Schlimm im Empfinden, über Entrüsten, Hoffen, Wollen, Kämpfen hinaus. Sie kosten persönlich nur noch die Ironie durch: der Kaiser auf nicht leicht verständlichen Wegen der souveränen Menschenverächterei, Petronius, sein Vertrauter für epikuräischen Geschmack und Spott, auf dem der gelassen überlegenen Beobachtung. Im Innersten gibt es in diesem neronischen Hofmann und Gleichgültigen noch immer das alte hochmütige Römertum. Mit welchem Nachempfinden zeichnet er das Schlottern seiner verschlemmten Parvenus vor dem grauen Fährmann, der sich nicht mit Geld wegschicken läßt; ihr vieles nervöses Reden vom Tode, das alles verrät, indem es sich den Anschein gibt, gefaßt zu sein. Er reflektiert es, ohne Überhebung. Als er aber selbst durch Hofränke die Gunst seines Nero verliert, da stirbt er, wenn nicht als Cato, so doch als Petronius. Er schneidet sich die Adern auf, und da der Tod durch Verbluten der schönste sein soll, verbindet er sie zeitweilig, macht sie wieder auf, genießt auch das Sterben noch als Beobachter und Epikuräer.

Wir haben bekanntlich von den Geschichtsbüchern des Tacitus nur einen Teil, und Bruchstücke sind auch nur aus dem umfänglichen Sittenroman erhalten, worin Petronius die begonnene römische Kaiserzeit geschildert hat. Es mögen annähernd gleichwertige Verluste für das historische Studium

eines Zeitzustandes sein, dem der unsere jetzt, von den Großstädten her, schon wieder beachtenswert ähnlich wird, vor allem durch die Umbildungen der Gesellschaft, des Geschmacks, der Genüsse und der Sitten unter der Maßgeblichkeit einseitiger Geldkultur.

Seine Schilderung spielt im Milieu der reichen Freigelassenen. Dies ist die neue Gesellschaft, und sie ist so ziemlich gleichartigen Ursprungs. Denn die thrakischen, germanischen und ähnlichen Elemente gehören nicht dazu. Petronius überträgt daher die Rolle des Erzählers auf den Gladiator Enkolpios, der bei Trimalchio eingeführt wird und aus der Neugier, das einmal mitzumachen, in ein steigendes Mißgefühl gerät. Diese europäischen „Barbaren" bringen es in all den Jahrhunderten nicht dazu, die römische Plutokratie zu werden. Sie sind Fechter, Gardisten, Fremdenlegionäre und sonstige Reisläufer, mehr und mehr werden dann Germanen die Offiziere, bis in die obersten, schon politischen Stellen; als Rom eigentlich längst am Ende ist, halten es die Arbogast, Stilicho, Rikimer, Gundobad noch ein Jahrhundert als militärische Reichsregenten ehrlich und mühevoll gegen den Undank aufrecht. Vom östlichen Mittelmeer dagegen kommen die erfolgreichen Karrieremacher, die sich als Sklaven und Freigelassene brauchbar voranschieben und die Geschäfte, wie wir das Wort brauchen, in die Hand zu bekommen wissen. Bereits vor Neros Zeit sind Freigelassene die allmächtigen Minister, die Interessenfreunde der Messalinen, andere die einflußkräftigen Großkapitalisten des Reiches. Seinen weniger großartigen, als für Unzählige typischen Lebensweg erzählt uns Trimalchio selber, nämlich seinen Gästen, vor denen er in weingelöster Nachtischstimmung der Zunge selbstzufrieden freien Lauf läßt.

Wie er als Sklave aus Asien kam, war er ein armseliger Knirps, der sich aus dem Öl der Lampe salbte. Er gefiel aber dem Herrn, wurde erkorener Liebling, und anderseits war er bald mit der Dame des Hauses vertraut. Hierin ist nichts Außerordentliches, wenn man die spätrömische Sittenverwilderung kennt; diese Asiaten waren nichts weniger als Josephe. Wird doch schon zu Ciceros Zeit die Häufigkeit von Kindern mit untrüglich orientalischem Aussehen in den „besseren" Familien erwähnt. In einer Situation nun, wo ein Haussklave anderen Schlags ewig in der Angst gelebt hätte, entdeckt ein Trimalchio seine Intelligenz. Sie ist, nebenbei, nicht so sehr groß, aber sie ist von jener kahlen Dreistigkeit, die immer die Möglichkeiten erfaßt, und womit man am weitesten kommt. „Ich fing an zu merken, daß ich Gehirn im Kopf hatte," und daß er seinen Vorteil rechtzeitig wahrnehmen müsse, bevor er als Mohr seine Schuldigkeit getan. Das nächste ist ihm, daß er sich mit der Rechenkunst vertraut macht. Nicht lange, da sieht er sich als Schatzmeister des Herrn und wird fortab, nach dem Willen der Götter, überhaupt der, der alles macht und befiehlt. Als der Herr schließlich stirbt, sind seine Güter, außer dem Teil, den es schicklich geworden ist, dem Kaiser zu vermachen, an den Freigelassenen Pompejus Trimalchio testiert.

Nun wirft er sich auf den Handel, mit der Ungeduld so vieler dieser Freigelassenen, die typisch zwischen dem Bankerott und den Millionen schweben. Er will sofort eine große Sache machen, befrachtet fünf Schiffe zum Import für Rom, hat aber Pech, und seine geerbten Güter müssen verpfändet werden. Fortunata, eine Dame der Art, wie sie sich mit der großstädtischen Lebewelt innig vermengen, aber von besserem Rechensinn, als diese meistens, steuert ihm ihre Ersparnisse bei und erobert sich so den dauernden Bund mit ihrem Freunde Trimalchio. Sie wird sein guter Engel, da sie klüger, überlegter ist, und im Affekt rühmt er auch selbst, daß er seinen Anstieg ihr verdankt. Er läßt eine neue Ladung Wein, Lebensmittel, Parfüms und Sklaven nach Rom gehen und hat von da an Glück mit allem, was er unternimmt. Er macht Geschäfte in Land, baut Mietshäuser, handelt en gros mit Zugvieh und ist bald so weit, sich auf das Bankgeschäft konzentrieren zu können, als Geldgeber von ähnlich tüchtigen Freigelassenen wie er.

So wird er „aus einem Frosch ein König". Die Kapitalien legt er jetzt in der Weise der römischen Reichsten als großer Landkäufer an, im gesegneten Unteritalien. Trimalchio will aber auf Sizilien noch weiter kaufen, so daß er bis Afrika durch eigenes Gebiet reisen wird. Seine Verwaltung ist in Schwung, es lohnt sich, wenn er Geld hineinsteckt, und alles muß prima sein, vom Wichtigen bis zu den Dingen, wo die Ironie Petrons dann anknüpft. Er läßt Böcke von Tarent kommen, um seine Schafzucht zu verbessern, hochfeinste Champignonbrut aus Indien, wohin ja die Syrer der Levante in regelmäßiger Handelsverbindung stehen, und da Trimalchio attischen Honig zu erhalten wünscht, bezieht er Bienen aus Athen. Wieviel er eigentlich besitzt, kann er selbst nicht mehr sagen. Aber Fortunata weiß von jedem Heller. Vortrefflich wird in der erzählenden Schilderung das Paar unterschieden: der zu Dreiviertel verbrauchte Mann, der jeden als neuen Bewunderer willkommen nimmt; und die Frau mit ihrer nicht durch das ewige Genußleben ruinierten weiblichen Scharfäugigkeit. „Wen sie gern hat, den hat sie gern, und wen nicht, der bleibt nicht unklar darüber," sagt einer der hauskundigen Gäste zu dem Gladiator.

Seine prächtige Villa hat Trimalchio an der Stelle des ungenügenden Hauses seines einstigen Patronus erbauen lassen. Sie gruppiert die Räume um zwei Loggienhöfe von Marmor und enthält vier Speisesäle, die Schlafzimmer, das Putzzimmer Fortunatas,

Verwaltungs- und Schatzräume, Wohnungen für Gäste und Haussklaven. Einrichtungen, wie das Badehaus, liegen für sich, und natürlich ziehen sich weite Gartenanlagen umher, wo sich auch die Spielplätze befinden. Echt italisch ist von dem, was wir als eigentliche Wohnzimmer ansehen, nicht die Rede. In einem der Speisesäle geht der geschilderte jour fixe des Trimalchio vor sich. Denn dazu erweitert sich an gewissen Kalendertagen die Hauptmahlzeit.

Als Enkolpios mit seinem Begleiter ankommt und sie die Sportplätze durchschreiten, sieht jener zum erstenmal den beleibten Hausherrn, der beim Ballspiel, um nicht zu sagen Tennis, ist. Wunderbar schick, im roten Kostüm, wozu sein Kahlkopf glänzt. Ganze Körbe voll ungebrauchter Bälle haben die Boys dastehen, denn Trimalchio rührt keinen Ball wieder an, der auf der Erde gelegen hat. Im Badhaus treffen sie dann mit ihm zusammen. Die Gäste nehmen hier vor dem Essen ein richtiges römisches Dampfbad mit nachfolgenden Kaltgüssen, und während Trimalchio mit feinstem Flanell abgerieben wird, gibt man für sie Leinen aus. Was hier schon auffällt, ist die ja nicht bloß im alten Rom zu findende Vorliebe der Dienerschaft, im Hause des Parvenus sich Unmanierlichkeiten merken zu lassen. Die Badesklaven haben den Weinkrug mit da und machen nach ihrem Belieben Trinkpausen. Trimalchio wittert auch ganz gut, daß die neuen Gäste darüber etwas denken. „Nun," sagt er, „weshalb sollen sie nicht? Sie trinken doch meine Gesundheit!" Der Mann, der die Land- und Arbeitssklaven durch seine Verwalter in steter Hinrichtungsangst erhält, ist mit seinen schlechten Nerven schon mehr als zufrieden, wenn die Bedienung in seiner Umgebung ihn nur leidlich gut behandelt. Im innersten Grunde kommt er auch nicht davon los, daß er einmal dazu gehörte.

In einem Tragstuhl begibt er sich aus dem Bade ins Haus. Dabei geht ein Flötist nebenher und neigt sich eng zu dem Herrn heran, um ihm die Melodie lieblich leis ins Ohr zu flöten.

Es ist ein starker Verstoß, daß der Hausherr dann nicht zugegen ist, als die Gäste gebeten werden, sich zu Tisch zu lagern. Die Bedienung gießt ihnen über die Hände kostbares Schneewasser, nach der neuesten Sitte beim Kaiser, und setzt das Antipasto auf, die Hors d'œuvre. Diese bestehen aus Oliven, in Pfeffer und Honig eingemachten Nußkernen, heißen Bratwürsten auf dem Rost, sulla gratella, wie die Italiener sagen, und syrischen Pflaumen mit Granatkernen. Alles auf schwerem Silber, in jedes Stück ist Trimalchios Name eingraviert und — das den Wert unterstreichende Gewicht. Dann erscheint Trimalchio und nimmt den vornehmsten Platz ein. Sehr große Ringe blitzen an seinen Händen, und er macht sogleich den rechten Arm aus dem scharlachenen Galakleid frei, daß man auch die verschiedenen Armbänder sieht. Während er mit einem silbernen Zahnstocher in seinen Kiefern herumgräbt, sagt er, sie sollen nicht übelnehmen, daß er zu spät komme, er habe Damenbrett gespielt und ungern aufgehört. Alles, um die nötige Würde herauszubringen.

Bei den römischen Luxusmählern kommt es darauf an, außer dem Gaumen auch die anderen Sinne mit Genüssen zu versorgen. Die Hausmusik spielt ihre girrenden Weisen, und ganze Chöre von singenden Sklaven tragen die Speisen herbei. Jeder, der etwas bringt, eingießt, vorlegt, abräumt, singt dazu, ob er kann oder nicht. Es genügt ein besserer Gladiator, um wahrzunehmen, wie hier im Hause die Massenhaftigkeit der Qualität vorgehen muß.

Ein junger Sklave tut, als lasse er aus Ungeschick eine silberne Schüssel fallen. Trimalchio gibt ihm dafür eine eigenhändige Ohrfeige und befiehlt, die Schüssel in den Kehricht auszufegen. Die Zwischenfälle dieser Art sind programmäßig arrangiert. Die ständigen Gäste versäumen dann nicht, ihre sehr hörbaren Bemerkungen zu machen, wie vornehm es zugeht. Aber der Hausherr, der auf seine Freisinnigkeit Wert legt, antwortet nur kalt: „Mars liebt die Gleichheit!"

Nach diesem Diktum setzt man Falerner in gläsernen Tischflaschen auf, worauf steht: aus dem Konsulat des Opimius (121 v. Chr.). „Er ist echt!" sagt Trimalchio. „Ihr sollt davon trinken, soviel ihr mögt! Gestern habe ich ihn nicht gegeben und hatte sehr feine Leute zu Tisch."

Immer, wenn die zahlungsfähigsten Klassen im Geschmack einigermaßen kindlich waren, nicht nur bei den Fürsten und Patriziern des Mittelalters, haben die Schaugerichte und Überraschungsgerichte ihre große Rolle gespielt. Wir werden auch hierin nicht enttäuscht. Da trägt man große Pfaueneier aus Teighülle auf den Tisch, von denen der Gastgeber den Verdacht ausspricht, ob sie nicht stark bebrütet seien, und es stecken feiste Wachteln darin. Oder ein Hase ist mit Flügeln frisiert, zum Pegasus. Um ein Fischragout stehen vom Koch modellierte Faune und gießen aus Schläuchen die pikante Sauce hinzu. Auf einer mächtigen zwölfteiligen Kabarettschüssel sind die Tierkreiszeichen angebracht und darauf die Speisen witziger sortiert, als es sich gut übersetzen läßt, z. B. liegt auf dem Sinnbildzeichen der Jungfrau eine Delikatesse aus einem Mutterschwein.

Eine Wildsau, von ihren Ferkeln umgeben, kommt kalt auf den Tisch und trägt einen Hut. Der Hut ist ein Zeichen der Freilassung; gestern konnten die Gäste sie nicht mehr essen, sie ließen sie also frei. Unterdessen tritt ein gefährlich aussehender Sklave mit einem Hirschfänger auf, der das kalte Wildschwein aufschlitzt, und es fliegen lebende Krammetsvögel — wir sind im Winter — heraus. Sie werden von Vogelstellern im Saal eingefangen, damit die Gäste sie nachher zubereitet erhalten. Denn das Mahl, dessen

Gänge wir nicht einzeln hier verfolgen dürfen, zieht sich noch lange hin. So daß sich der Wirt dazwischen einmal entfernt, was den Anwesenden, die ihm sonst die Führung der Unterhaltung lassen, um so lebhafter die Zunge löst. Sie haben alle schon sehr viel gegessen und getrunken und werden jetzt offenherzig oder philosophisch.

Der eine in Enkolps Nähe fängt gleich vom Leben und Sterben an und daß alle Ärzte nichts nützen; die sind, wenn man krank ist, höchstens eine Suggestion, ein Seelentrost. Das führt auf einen jüngst gestorbenen Bekannten, Chrysanthus, Goldblum, und der Syrer Seleukos sagt, vor Trauer über den lieben guten Kerl bade er nicht. Es sei überhaupt nichts, diese Sitte, soviel zu baden. Das Wasser greift an, unser Herz vergeht davon. Phileros, anscheinend Rechtskonsulent, weiß haarklein, wieviel der Gestorbene gehabt hat. Der wußte Geld aus jedem Schmutz zu machen, mit den Zähnen zog er es aus dem Kot. Aber ein Leben war in dem Kerl, eine Kraft, noch als altem Sünder! Zwischen den Redenden sitzt einer, Ganymed, ein alter Mitfreigelassener des Trimalchio. Sonst gehört er nicht recht zu ihnen. Dürre und Teuerung sind für ihn kein Glück, kein Geschäft, wo der Gewinn sich vervielfacht; er geht zugrunde dabei. Und wer denkt an das arme Volk? Die Ädilen? Eine schmutzige Hand wäscht die andere. Früher waren die Leute, die etwas zu sagen hatten, scharf und schroff, aber rechtschaffen waren sie, die kümmerten sich um keinen Kollegen, wenn sie das Gute wollten. Überhaupt da war noch Respekt, da gingen noch fromme Bürgerfrauen mit reinen Seelen barfüßig auf den Hügel zum Gebet; da hatte man Religion, jetzt nicht, davon haben wir die schlechten Zeiten. — „Halt doch dein Maul!" unterbricht ihn Echion. „Die Zeiten waren nie so gut, das Geld liegt ja auf der Straße, man braucht es nur aufzunehmen. Will einer bestreiten, daß alles jetzt schöner und glänzender ist? Was hat man jetzt für reiche Leute, gegen die Knickerei von früher!"

Mittlerweile kommt Trimalchio zurück und teilt ziemlich unnötig mit, weshalb er fort war. Man muß sich nie gesundheitsschädliche Gewalt antun. Auch seine Gäste sollen sich in dieser Hinsicht ungeniert befreien. Er nimmt nichts übel. „Gefällt euch mein Wein? Sonst lass' ich anderen bringen!"

Es bleibt immer merkwürdig, wie ein Volkstum, das sich daheim im Beduinen und im armen Fellachen achtungsweckend zu benehmen weiß, hier im Emporkommen so alle innere Form verliert. Ihr Machtgefühl wirkt auf sie unwiderstehlich in der Richtung auf das Bequeme, Saloppe, die Mißhandlung elementaren Taktes. Aber es ist etwas Naives darin. Unsereins hält vieles für unverschämt, was es nach ihrem Bewußtsein gar nicht ist, und sie gefallen sich gegenseitig durch das, womit sie uns mißfallen. Trimalchios natürliches Wesen unter seinen Freunden und Gästen, nach den ersten schlecht erkünstelten Gespreiztheiten, ist zwanglose Bonhommie. Er wäre sehr erstaunt, wenn man ihn nicht herablassend, generös, gemütlich, bei soviel Reichtum und Witz eine wirklich gute Seele fände. Es gehört nur zu seinem beständigen nachlässigen Bedürfnis des Wohltatenerweisens, wenn er öfters laut dabei denkt.

Aufgeputzte Schweine werden lebendig in den Saal geführt. Es ist wieder eine der exquisitesten Menschenbeobachtungen des Petronius, wie Trimalchio die Gäste auffordert, eines dieser Schweine zur Zubereitung zu bestimmen, und nicht ausredet, ohne die Bestimmung selbst zu treffen. Gleich darauf erscheint, vollständig gebraten, das angeblich ausgesuchte Schwein. Doch Trimalchio wird unruhig, wütend, er hat sofort erkannt, daß man vor Eile vergessen hat, das Tier auszunehmen. Der Koch wird geholt, der Wirt herrscht ihn an: „Tunika runter!" Entkleidet steht der Sklave zwischen den beiden anderen, die ihn auspeitschen sollen. Man erwartet die Exekution, die bei gewissen Festivitäten — oft in blutiger Form — auch mit zu den Stimmungserhöhungen dient. Aber der weichherzige Trimalchio erlaubt dem Koch, das Tier nachträglich auf dem Tisch auszuweiden. Das geschieht, und würzig duftende Würste quellen aus dem geöffneten Schweineleib hervor. Großer Beifall, der Koch bekommt einen korinthischen Becher und muß mit den Gästen trinken. „Ich habe nur echtes korinthisches Erz!" ruft Trimalchio. Und wie man ihm das gerne glauben will, erklärt er: „Der Mann, von dem ich es beziehe, heißt nämlich Korinth."

Die Unterhaltung hat das Gebiet der Kunst erreicht, und man hört Trimalchios Mitteilungen über seine Schätze zu, ohne daß seine sehr auf „Oberflächenbildung" beruhende Gelehrsamkeit in diesem Kreise auffällt. Bei diesen Plastiken und mythologischen Reliefs schießt ihm durch die weinbenebelten, immer darbietungsfreudigen Gedanken: „Wünscht denn niemand von euch, daß Fortunata etwas tanzt?" Doch Fortunata tritt rasch hinzu, spricht ihm ins Ohr, und nach einigem Kampf mit sich gibt er es auf. Gerade erscheint programmäßig der Generalsekretär; er liest die Tageschronik der Trimalchionischen Besitzungen, „als ob es Rom wäre", herunter: Geburten im Sklaven- und Viehbestand, Finanzielles, Metallbestand, Justiz- und Strafsachen, unter ihnen die Kreuzigung eines Sklaven, der dem Genius des Trimalchio geflucht hat.

Dann kommen Equilibristen und Jongleure, auch eine Gruppe von artistischen Fechtern, welche homerische Szenen aufführen. Der Clou ist, daß der rasende Ajax sich auf ein hereingetragenes gedämpftes Kalb stürzt, es mit dem scharfen Kurzschwert geschickt tranchiert und den Gästen vorlegt. Enkolp als wirklicher Fechter ist außer sich über

diese herabwürdigenden Travestien, aber es ist der Höhepunkt des Mahles, krachend teilt sich die Decke, ein Reif, woran Goldgegenstände und Büchsen mit starken Parfüms als Andenken für die Gäste hängen, senkt sich, und mitten in dem Tumult über diese und neue Überraschungen wird die Gesundheit des Kaisers ausgebracht.

Das Erscheinen des reichen Grabmälerbildhauers Habinnas bringt weitere Belebung. Er kommt in der weißen Toga mit seinem polternden Kawassen stark angeheitert von einem Leichenschmaus, bringt seine Gemahlin Scintilla mit und verlangt stürmisch, daß seine alte Freundin Fortunata sich neben ihn setzen soll. Die Damen vertiefen sich bald in Fortunatas neueste Schmucksachen, die sie zum Zeigen abnimmt, wozu Trimalchio vor lauter Betrunkenheit eigentümlich klare Bemerkungen macht, daß man, wenn die Weiber nicht wären, doch all dies Zeug für Dreck halten würde. Er dehnt aber seine Psychologien noch weiter auf die Weiber aus, was Scintilla ärgert und sie vielsagend spitz über ihn, Trimalchio, werden läßt. Mehr und mehr geht alles drüber und drunter. Die Frauen fangen unter dem Einfluß des Weins an, sich zu küssen, Habinnas rafft sich aus seinem Stumpfsinn urplötzlich dazu auf, daß er mit nicht zu beschreibendem Effekt Fortunata über das Polster herunterwirft. Bei Trimalchio tritt mehr und mehr das Stadium der Rührseligkeit ein. Die Sklaven müssen jetzt sich an den Tisch reihen und die weiteren Gänge mitessen: „sie sind sozusagen auch Menschen“. In seinem Testament erklärt er sie ja doch für frei. Das gibt dann nämlich die große Beweinung des Unvergeßlichen, wie es zu einem besseren Sterbefall gehört. So ist er glücklich bei diesem Thema angekommen und erzählt, auf welche Weise Habinnas sein Grabmal ausführen soll. Mit Allegorien aus seiner Biographie und aus seiner glücklichen Ehe, sowie mit einer Uhr an der Inschrift — diesen Trick hat ihm moderne Reklame nacherfunden —, damit jeder Vorbeikommende unwillkürlich hinsieht und liest: „Gajus Pompejus Trimalchio, der Mäzen.“ Durch diese Beschreibungen sentimentalisiert er sich vollends ins graue Elend und stimmt die Resonanz des ganzen Saals darauf. Aber er sammelt sich wieder: „Kinder, wenn wir doch wissen, daß wir sterben müssen, so wollen wir's uns wenigstens gut gehen lassen! Wie wär's, wenn man badete?“ Der betrunkene Einfall wird denn auch tatsächlich ausgeführt. Die wenigsten haben zwar Lust, mit dem feisten Hausherrn in das Wasserbassin zu steigen. Ein Teil tanzt mit angefaßten Händen in der heißen Marmorhalle umher, andere versuchen Kraftübungen oder probieren, wieweit sie im Knien den Kopf noch rückwärts gegen die Füße bringen.

Nach einem Besuch in Fortunatas Putzzimmer, wo deren sämtliche Kostbarkeiten ausgekramt werden, kehrt man, nur halb ernüchtert, zum Nachtisch zurück, der in neuen Meisterwerken der Koch- und Konditorkunst nicht enden will. Trimalchio widmet sich schon mehr seinen Sklaven, als den Gästen. Besonders aber wird er gegen einen neugekauften Jungen so zärtlich, daß Fortunata ein treffendes Wort sagt. Das bringt den unliebsam an ihr Dasein erinnerten Gemahl in eine so besinnungslose Wut, daß er einen Becher vom Tisch packt und ihr den mitten ins Gesicht wirft. Sie schreit laut, und gegenüber der wirkungsvollen Gruppe, die dann Scintilla mit dem Kühlen des Auges inszeniert, sucht der Hausherr durch heftiges Schimpfen wieder die Oberhand bei den Gästen, die es eher mit Fortunata halten möchten, zu erzwingen. Hat er vielleicht verdient, sich derartig von dieser ausgepfiffenen alten Chansonette behandeln zu lassen? Den Sklaven habe er ja nur geküßt wegen seiner großen Begabungen. Das muß doch jedermann verstehen, daß man so einem gut ist. Bloß diese gehässige Trampel, die zu allem scheel sieht, diese gestiefelte Kassandra, diese Schnarcherin! Aber bei seinem Tode soll sie etwas erleben! Keine Rede davon, daß Habinnas sie auf das Grabmal bringen darf. Nicht seine Leiche soll sie küssen dürfen, er wird es schriftlich machen.

So ist er abermals da angelangt und redet mit Schönheiten weiter, die unser knapper Auszug leider bei dem ganzen Mahl so zahlreich überspringen muß. Das Thema des Orkus hält sie unheimlich gebannt, diese alternden übersatten Reichen, als die konkreteste Form eines sich rächenden inneren Gefühls. So hat sich vorhin schon Seleukos geäußert, derselbe, der auch über das Wasser mit so prächtiger orientalischer Bildlichkeit sprach. „Wir wackeln herum mit dicken Bäuchen und zitternden Händen, verfressene Schläuche, lahmer als die Fliegen. Die Fliegen haben doch noch ein bißchen Kraft. Wir sind nicht mehr als Jaucheblasen.“ Der Hausherr hält sich noch, er hat immerhin etwas, das bleibt: seine Bewunderung des Gajus Trimalchio. Die Großartigkeit der Sensation, wenn es heißt, der reiche Trimalchio ist gestorben! Was war das für ein Mann, was hat er für Erfolge gehabt, was hat er für eine Leichenfeier! — Und schon ist er ungeduldig, die Zurüstungen zeigen zu lassen, die er für den Sterbefall getroffen hat. Sein hochfeines, purpurbesetztes weißes Begräbniskleid muß gebracht werden, die teuerste arabische Narde, womit er gesalbt werden wird; und in seiner unerschöpflichen Freigebigkeit bestreicht er einige damit ein wenig. Die Hornisten, seine Leibmusikanten, fangen an, einen Trauermarsch zu blasen, und er streckt sich lang auf das Polster hin und macht die Augen zu; nun sollen sie so von ihm reden, wie sie sprechen werden, wenn er gestorben ist. Diesen Augenblick, da der Wirt es nicht sehen und sie zurückrufen kann, benutzen Enkolpios und sein Begleiter, sie machen sich davon.

Das Heiratsdorf.

Roman aus dem belgischen Land. Von Nanny Lambrecht.

(Fortsetzung.)



In diese stille Zeit kommt nach dem 21. Juni von Marche eine Nachricht, daß Celina von der Bas rose alldort teuere und seltene Blumen verkauft habe.

Man erinnert sich, daß Paternotte nach Marche entflohen ist, also wird man Paternotte glauben müssen. Man wiederholt es sich mit Augenzwinkern: teuere und seltene Blumen! Wo sind in den Gärten von den drei Dörfern Ecaussinnes teuere und seltene Blumen? Es sind Maßliebchen und Sonnenblumen und Reseden, und nicht einmal Tulpen und Lilien und sonstwas, nur Kohl und Salat und Kartoffeln.

Ist also weiter nicht verwunderlich, daß man gar sehr mit den Augen zwinkert und auch ein Wort oder zwei fallen läßt, ein Lächeln dazu. Eh bien, wenn der Omer Pête im Garten des reichen Herrn sitzt! Stehlen? Pfui da! Hütet man sich. Stehlen und nehmen und im Vorbeigehen abschneiden — das ist doch wohl zweierlei oder auch dreierlei, also wird's wohl der Omer Pête im Vorbeigehen abgeschnitten haben. Sagt man, und hintennach das Augenzwinkern.

Da man aber in Marche bei gebratenen Schnecken sitzt und nebenan die Küche aufgeräumt ist zum Tanz, hört man die el Patie sagen: „Meiner Treu, er braucht sie nicht zu stehlen, die teuern und seltenen Blumen, er bringt sie dem Rotstrümpfchen von irgendwem,“ und hintennach auch ein Augenzwinkern.

Und so kämen denn auch die Nachrichten in die drei Dörfer aus dem weißen Haus, sagt el Patie.

Das Rotstrümpfchen macht dem armen kleinen Narren, der sich für sie totschlagen ließe, dem Sylvain Marbaix, keine Besuche mehr. Sagt el Patie.

Und el Patie sagt, desto mehr Besuche macht jetzt der Monsieur Lié an der Schenke Bas rose. Er kommt zurück vom staubigen Ritt und hält vor Bas rose und läßt sich durchs Fenster das Bier reichen, das süperbe englische von Wortington & Co., manchmal noch einen Jamaika Rum, und manchmal von der Aimée Pête, aber meistens von der Maman serviert, auf einem Teller! Ob sie verrückt seien? Warum einen Teller? Es ist ein Spleen. Ob das Rotstrümpfchen meint, mit dem Teller fängt man den reichen Lié Macq ein, haïe? Sie wird sich ihm selber mal auf'm Teller anbieten.

Diesen Witz erzählt Paternotte, aber er sagt, daß er ihn von el Patie hat. Paternotte spricht, was man sagt. Er ist das Sprachrohr von drei Dörfern Ecaussinnes. Er lebt von den Meinungen anderer, es steht keine bei ihm höher oder tiefer im Wert. Er erzählt, was er weiß, was man sagt, ob Freund oder Feind, er steht über den Parteien. Und wird satt dabei.

Da augenblicklich viel die Rede um Rotstrümpfchen geht, forscht er nach dieser Seite hin, sitzt in stillen Ecken, schläft an den Treppen, tritt auf zerschlissenen Sohlen lautlos in die Stuben und kehrt auch heimlich vor der Türe um, wenn drinnen laute Reden hallen. Kehrte auch einmal vor der Türe Bas rose um, als drinnen laute Reden verhallt waren.

Die Maman hatte gesprochen: „Ganz verrückt ist's, daß du jetzt dem Sylvain die Besuche aufkündigst. Man muß auch ihn halten — auf alle Fälle!“

Läuft dann Paternotte zur el Patie. Soundso, man müßt' sich ihn halten auf alle Fälle!

Fein stumm lacht el Patie. Man müßt' sich ihn halten, den Sylvain, den armen, kleinen Narren! So müsse man denn zu Sylvain Marbaix und fragen, ob er sich halten läßt, der Gute, der Gefoppte, auf alle Fälle, auf jeden Fall, auf einen ganz bestimmten Fall! Haïe, weiß einer diesen Fall? — Die el Patie weiß es.

Man soll schon noch sehen, warum sie fein stumm lacht.

Man bringt ihr zwei Bündel Lose von der Tombola des Schützenvereins St. Sebastian. Sie soll sie verkaufen, man braucht

eine neue Vereinsfahne, man hat kein Geld, also macht man Tombola. Bei der el Patie fragt man für derlei nicht vergebens an, sie ist gefällig, und außerdem macht sie gern „Promenaden“, sie hört dann was, sie kann dann was erzählen. Sie macht auch die Promenade zum Krankenhause in Carrières, um Mittag geht sie, wenn Freistunden beim Hospizarzt sind. Es kommen die Kranken der Steinbrucharbeiter, blasse Männer, Kindlein, im Wägelchen hergeschoben.

Ein ganz blasser Mann kommt auch, er trägt seinen Arm in der Binde. Der ganz blasse Mann mit den wütenden Augen, der Ziegendurdu. „Bist du noch immer nicht zusammengeflickt?“ fragt el Patie, tritt dicht vor das Gittertor, so daß er nicht an ihr vorüber kann.

„Ein Finger bleibt mir steif, ich klag' auf Entschädigung.“

„Dummkopf, klag' nicht, du kommst sowieso ins Loch.“

„Ins Loch? Von wegen wem?“

Von wegen einem, der den Kopf kaput hat.“

„Patata! Und der'n Arm kaput hat?“

„Ein Arm ist kein Kopf, liebe Ziege!“

„Es kommt nicht drauf an, was es ist.“

„Nein, es kommt darauf nicht an; es kommt darauf an, wer es ist.“

„Warum lachst du?“

„Lach' ich?“

„Ja, Gott verdamm' mich!“

„Du bist nicht nett mit mir, liebe Ziege. Du bist kein Kavalier. Ich bin doch ein' Frau.“

„Ja, man vergißt das manchmal mit dir.“

„Manchmal? Sag' gleich heut.“

„Nein, heut bist du wahrhaftig wie eine Frau, frech und gescheit, und vielleicht damals warst erst recht ein' Frau, als du zwischen uns Männern gesessen hast, am Tage vom Goûter. Wie ein Mann hast du gesessen und getrunken und gestachelt Kß! Kß! und hast uns gegen die von Lalaing in Wut gebracht und immer Kß! Kß! gemacht, wie man Hunde an Menschen hetzt, ja so war's! Also bist du schuld an der gerichtlichen Sach' jetzt, du!“

Nun macht die el Patie spöttisch und aufreizend: „Kß! Kß!“ während Ziegendurdu in Eifer und bleicher Wut weiter schwatzt. „Wie ist es jetzt? Jetzt möchst du die Hatz auf Rotstrümpschen treiben —“

„Kß! Kß!“

„Jetzt bist du wie 'n Katz' hierherum, was willst denn noch? Was hast denn noch vor? Die Angst ist es um etwas!“

„Kß! Kß!“

„Jetzt laß mir mein' Ruh!“ wütet er. Sie macht aber noch etliche Male ihr aufreizendes Kß! Kß! — weicht indessen ein paar vorsichtige Schritte zurück. An ihr vorüber stürmt der Ziegendurdu in die Anlagen hinein. Sie lacht nicht mehr. Sie steht in Ärger und Verbissenheit. Und es ist noch etwas. Ist's ein Flimmern von — Furcht? Das darf sie dem nicht zeigen, der kommt. Es kommt Thymian Tassignon vom Krankenhause.

„Hast du auch einen Riß, Thymian?“

„Siehst du nicht, daß ich hinke? Ich hätt' in den Schacht stürzen können, weißt du damals im Steinbruch. Ui jiejei! Plötzlich war's Grubenlicht aus und schwarz wie im Sack. Wer weiter ging, konnte in den Schacht stolpern. Also konnt' keiner weiter, und so schlugen wir blindwütig drauf los. Ich weiß nicht, ob ich gegen den Durdu oder der Sylvain gegen mich, wir alle drei wissen's nicht, und es muß doch einer von uns das Grubenlicht zerschlagen haben. Wer? Wir waren schon in der Voruntersuchung, und der Richter fragt auch: Wer?“

„Braucht er's zu wissen?“

„Daß ichs wohl meine! Hai ja, grad' der müßt' ran! Er hat 'n Gaunerei vorgehabt, er wollt' uns in den Schacht 'nunterlotsen!“

„Warum nicht gar in die Höll'?“

„Was dasselbige wär'! Ich bin nur in die Kuhle gefallen. Ein Endchen weiter, und ich war drunten.“

„Und wärst nicht totgestochen worden! Der Sylvain war mit'm Messer hinter dir.“

„Ei so! Du weißt das?“

„Vom Ziegendurdu.“

„Ei so? Der hat's in der Untersuchung abgeschworen, er sagt: ‚Der Sylvain Marbaix war mit dem Messer hinter ihm!‘“

„Hab' ich's also von einem andern, mordsbleu!“

„Ujei, du fluchst wie 'n Satan.“

„Ja, sie flucht wie 'n Mann, die el Patie,“ sagt eine dünne, kränkliche

Stimme hinter ihnen. El Patie fährt herum und sieht den Weinerich.

„Was willst du, Charlatan?"

Er klagt: „Du kannst mich nicht leiden seit der Zeit."

„Seit der Zeit? War's denn schon mal 'n Zeit, wo ich dich leiden konnt' —"

„Aber seit der Zeit —"

„Denk mal, Thymian Tassignon, ich hab' ihn mit seinem Grubenlicht aus den Schuppen durch die Büros in die Steinbrüch' gelassen, und was tut er? Er belügt mich, der Charlatan!"

„Wie kommt el Patie in die Steinbrüch'?" fragt Ziegendurdu zurückkehrend.

„Wie kommt der Judas unter die zwölf Apostel?" grämelt der Weinerich.

Die el Patie steht groß und mit hochgereckten Schultern. „Mein Bruder ist Polier, er hat doch die Schlüssel vom Büro, und ich wollt' euch 'n Gefälligkeit machen, durch das Büro konnt' keiner den Weinerich mit'm Licht sehen, aber er hat mich belogen, der Filou!"

„Du warst also da?" sagt Thymian Tassignon bestimmt.

Sie überhört den Einwand, sie spricht gereizt gegen Weinerich. „Du hast gesagt, mit dem Sylvain Marbaix wolltet ihr durch die Steinbrüch' fein zurück."

„Sind wir's nicht, haïe?" kichert der heiser.

„Weinerich, ei was du ein Ekel bist!"

„Ich sag's ja, seit der Zeit mag sie mich nicht leiden."

„El Patie, du warst also da!" sagt Thymian wieder.

„Warum war sie da, die el Patie?" knirscht Ziegendurdu dazwischen.

„Jetzt fragt gleich noch: was hat die el Patie mit uns zu schaffen?" bricht sie laut los, aber sie hütet sich, ihren zornigen Ärger zu zeigen. Die Männer stehen um sie wie Feinde, aber sie müssen Freunde sein. El Patie sagt sich: ‚Sie müssen!' Dann kann el Patie nachgiebig werden, und sie kennt keine Grenzen für ihre Demut. Und sie würde auch keine Grenzen für ihre Entschlüsse kennen. Sie spricht in der Männer haderndes Reden: „Ist's jetzt die rechte Zeit, daß wir untereinander uneins werden? Die von Lalaing tun sich zusammen gegen uns, sie wollen bei den Gerichtsverhandlungen geschlossen wie ein Mann vorgehen. Sie bringen euch ins Loch! Und darum, weil wir nicht einig sind —"

„Wir sind doch einig," klagt Weinerich, „wenn du nur die Bosheit gegen mich aufgeben willst."

„Wir sind doch einig," sagt auch Ziegendurdu, „wenn ich nur wüßt', wer uns das Licht zerschlagen hat?"

„Nein, wenn ich nur wüßt', warum?" verbessert Tassignon.

„Mit welcher Partei geht der Sylvain Marbaix?" fragt el Patie.

Der Ziegendurdu kann Bescheid geben. „Wo man ihn hinstellt, da steht er und grübelt. Mit seinem Kopf ist's nicht mehr ganz soso. Der wird wohl mit keiner Partei gehen."

„Der wird wohl allein 'n Partei machen," meint Weinerich schlau.

„Der wird mal 'n Nachricht brauchen, die ihm wie 'n Stoß in den Rücken kommt," sagt el Patie.

„Wenn's jetzt ans Gericht geht —" Thymian pfeift und stapft davon durch die Anlagen. „Und wenn's dann herauskommt, wer das Licht zerschlagen hat und so aus dem Dunkel 'raus so mein' Arm —" Da pfeift auch er durch die Zähne, zuckt die Augenbrauen hoch, geht heim in die Gegend der Arbeiterhäuser.

Weinerich will hinter ihm her.

„Haïe, wie ist's, Weinerich, nimmst mir nichts für die Tombola?" ruft el Patie; sie ruft es mit ihrer hochgeschraubten Stimme, etwas erkünstelt, etwas erzwungen leichthin. In ihre helle Stimme dringt Weinerichs heisere, hohe.

„Nun ja, so eine bist du! Denen von Lalaing setzt du für die Schützenfahne Lose ab, und mit uns willst du losgehen gegen die von Lalaing, haïe, was bist du für Eine!"

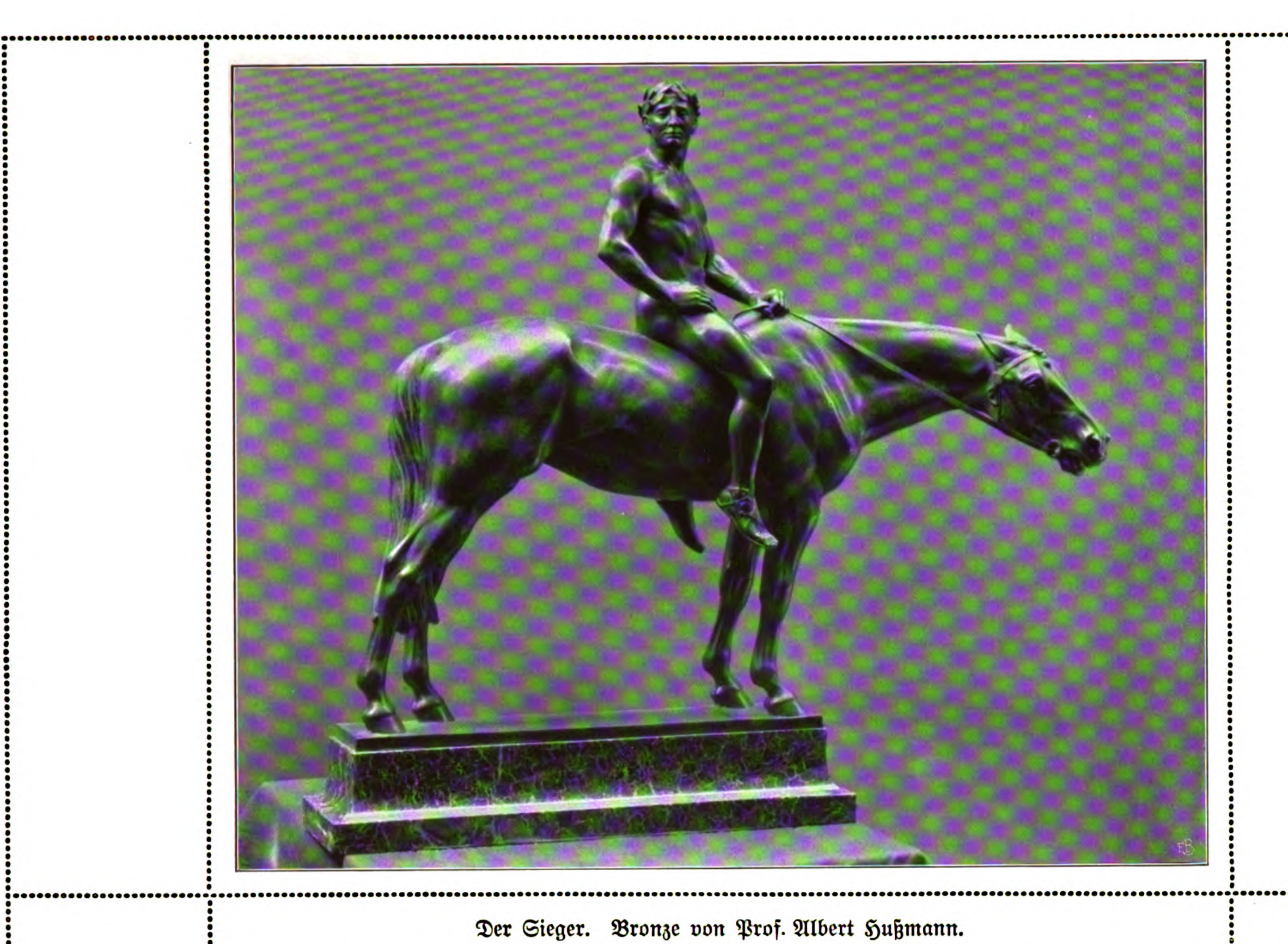
El Patie nimmt ihm gegenüber den hochfahrenden, gescheiten Ton an. „Ich bin eine, die von dir nicht gepiesackt sein will, verstehst du mich? Ich kann doch eine sein, die honett ist und nicht nachtragend —"

„Warum tätst uns dann zu Parteien zusammenhetzen?"

„Ich könnt' auch eine sein, die mal gern nach Lalaing spazieren geht."

„Das schon eher."

„Daher weiß ich, daß Rotstrümpfchen die Maitresse vom Monsieur Lié ist. Der



Der Sieger. Bronze von Prof. Albert Hußmann.

Sylvain müßt' das jetzt wissen. Sag's ihm doch!"

„Er sieht aus, als wüßt' er's schon."

„Nein, denn sie geht noch zu ihm, sie hält sich zwei Eisen im Feuer. Also du sagst es ihm."

„Ich hab' wahrhaftig kein' Freud' dran."

„Hab' ich Freud' dran?"

„Es liegt mir auch nichts dran."

„Weil du ein Lumpen bist! Merkst du denn nichts? Nein, du merkst nichts. Wenn der Narr, der Sylvain, noch immer so das Nebenverhältnis mit dem Rotstrümpfchen weiterhält, deckt er ihre Affären mit dem Steinbruchkönig zu. Dann kann er nachher alles auf sich nehmen."

„Wenn er dumm ist, hehe!"

„Er ist noch viel dümmer als du denkst, Weinerich. Er ist manchmal ein Lumpen wie du einer bist. Sag' ihm, daß er ein Lumpen ist, daß man ihn auslacht. Und weißt du," sie steht unbeweglich, nur der Arm biegt kantig aus und fährt dem Weinerich in die Seite, „weißt du, in den drei Dörfern Ecaussinnes müßte man's wissen: soundso ist's mit der Bas rose."

„Nein, Mädchen, es kümmert mich nicht, ich hab' jetzt unsere Affären vor Gericht."

Da kippt el Patie von ihrer Höhe herunter, raunt ihm zu. „Merkst du denn nicht, daß euere Affären damit zu tun haben? Haïe, merkst du nicht, du fein Kluger? Der Monsieur Lié ist doch euer Steinbruchprinz! Wenn er will, schmeißt er euch 'raus. Und wenn er will, lieber Weinerich — wenn er will, weißt du — dann ruft er euch mal zusammen und sagt: ‚Steinmetzen, ich will, daß ihr vor Gericht das und das nicht sagt und das und das sagt!' — Wie gesagt, er braucht nur zu sagen: ‚Ich will!'"

„Du hast recht, er braucht nur zu sagen: ‚Ich will!'"

„Siehst du! So 'n Lamm kannst du morgen sein, obschon du heut noch 'n Wolf bist." Es gefällt dem Weinerich sehr, daß sie ihn mit einem Wolf vergleicht, und el Patie fährt fort: „Wenn er nur will!"

„Ich weiß nicht, wo 'naus du willst. Sollen wir ihn hinterrücks zu Boden legen, daß er kein' Zehe mehr bewegt?"

„Bist du verrückt? Ihr sollt so sagen, daß er nicht mehr will! Wenn er in den drei Dörfern Ecaussinnes mit der Tochter der Bas rose blamiert ist, wenn er mal weiß, was für 'n Klique die Bas roses sind — der Alte war noch Flickschuster, 'n armseliger Kerl und hatt' immer Hunger wie 'n Ziehhund — also wenn er mal von dem Rotstrümpfchen los ist, dann hält er nicht mehr mit ihm und dann hält er mit seinen Steinmetzen, und dann ist es gut."

„Müßt' ich mal mit den Steinmetzen sprechen, he?"

„Groß' Geschrei macht 'n Hinkel um ein Ei. Wir zwei machen das süperbe, weißt du? Wir müssen mal nachdenken, haïe? Könnst mal zu mir kommen, die Frites essen, es wär' mir recht."

„Ei es ist mir auch recht. Du bist nett zu mir, Mädchen. Es ist mir sehr lieb, daß du nett zu mir bist. Ich bin, wie gesagt, ein Wolf —"

„Ja, du bist ein Wolf, adjü, Weinerich."

Sie geht schnell mit weiten Schritten. Der dünne Sommerrock flattert ihr um die Knie. Ihre Augen sind klein und fahl und verraten auch nichts. Es wird niemand wissen, welche Absichten el Patie hat, und ob sie Absichten hat, denn diese Augen sind nicht schlau und listig, sie sind leer.

Wenn eines Menschen Schatten in ihren Weg fällt, tritt sie in dieses Menschen Schatten und spricht von der Tombola.

Sie steht im Schatten der Maman Taminiaux. „Gu'n Tag, liebe Maman, soundso und die Tochter Rosée könnt' auch mal Aussicht haben zur Schützenkönigin. Freilich, Steinbruchkönigin wär' besser im Klang, aber eines schickt sich nicht für alle. Man müßt' wirklich sagen, das Rotstrümpfchen könnt' die Königin nach allen Fassons machen, eine Heiratskönigin wie aus einer Puppenschachtel, und jetzt wahrscheinlich eine Steinbruchkönigin." — Ach, guter Gott! Die Maman Taminiaux macht ein großes Gelächter. Ob die liebe el Patie verrückt sei, ob sie meine, der alte Bär tät' eine aus der Schenke Bas rose ins weiße Haus lassen, ob sie wirklich nicht verrückt sei, ob sie denn jetzt wieder mit dem Rotstrümpfchen gut freund sei? — O nein, gewiß nicht, aber sie sei nicht rachsüchtig; sie gönne jedem das Seine und dem Rotstrümpfchen den Lié Macq und das weiße Haus und die Steinbrüche und die vielen

Millionen und die Macht und die Herrlichkeit über drei Dörfer Ecaussinnes — es ist zuviel, die Maman Taminiaux erträgt's nicht, sie ist ernstlich besorgt um die el Patie, denn wenn jemand dummes Zeug spricht, ist er verrückt. Adjü, el Patie.

Da geht el Patie wieder mit schnellen und weiten Schritten, daß ihr der Sommerrock flattert, und kommt ans Haus der Maman Hanotiaux und klopft ans Küchenfenster. Soundso mit der Tombola, die Hanotiaux' seien ja jetzt reich, die Simonne fast beinahe schon eine Prinzessin. — Da Graf Todo schon an zwei Sonntagen nicht mehr kommen „konnte", wehrt die Mama betreten ab und sagt nicht mehr schmunzelnd: ‚Mein' Tochter, die Prinzessin!' Desto dringlicher und zuversichtlicher spricht die el Patie: eine Prinzessin sei doch immer noch mehr als eine bürgerliche Königin, wenn sie auch im weißen Hause wohnt; freilich wär's schad', wär's jammerschad', wenn die Prinzessin Simonne jetzt mit nach Japan muß, man hört dann nichts von ihrem Glanz, denn ein Brief muß übers Meer, und man sieht nichts, so wie das denn hier wäre im Steinbruchland mit der Königin vom weißen Hause, der drei Dörfer untertan sein müssen, und die an den Hütten der armen Leute vierspännig vorbeifährt und wahrscheinlich aus der Schenke Bas rose ein Hotel international wie in Brüssel baue. — Ob sie denn von dem Rotstrümpfchen rede, die el Patie? — Freilich gewiß, von wem sonst, da es doch der Steinbruchprinz zur Frau haben wolle! — Wenn's gefällig ist, nein! Für das Rotstrümpfchen sei schon der Sylvain eine gute Partie. — Versteht sich, darum hält's auch noch an dem guten Lumpsack, es könnt' doch noch etwas — vielleicht — dazwischen kommen, zwischen Schenke Bas rose und das weiße Haus, meint die el Patie, was ja eigentlich schade wär', denn man könnt' einem Mädchen aus dem Volk auch mal gönnen, daß es vierspännig an den Hütten der Armen vorbeifährt und drei Dörfer ihm untertan sind — oh! Halte-là! Die Mama Hanotiaux macht einen dicken, knodernden Mund, sie möchte denen von der Schenke nichts zuleid' sagen, aber was über den Spaß hinausgehe — Und brummelt noch, als el Patie gesagt hat, daß sie weiter muß, und davongeht —

Ihr Schatten ist kaum aus dem Fenster weg, da fällt der Schatten der Maman Taminiaux durch die Scheiben. Soundso und eben sei die el Patie dagewesen. — Bin, Madam' Taminiaux, sie sei auch bei der Dame Hanotiaux gewesen. Dann habe sie also gehört? — Ja, sie habe gehört! Sehr wahrscheinlich lächerlich. Aber —! Sie sagen, sie wollten zu dem Hause „Erzähl's weiter" gehen. Im Hause „Erzähl's weiter" sitzt die stille, lächelnde Mama und nickt, und da sie alles gehört hat, sagt sie, daß el Patie schon dagewesen ist.

Es kommen noch einige Weiber, die sagen, daß die el Patie dagewesen ist. Sie schwätzen viel und versichern, so gar unrecht habe die el Patie nicht, man müsse auch mal einem Mädchen aus dem Volke gönnen, daß es im weißen Hause wohne und vierspännig an den Häusern der Armen vorüberfahre und drei Dörfer ihm untertan sind — und dann versagt ihnen der Atem und die Gönnerschaft, sie können sich einander nicht mehr ansehen, denn die Mißgunst fackelt aus ihren Gesichtern. Sie eilen heim, und es wird eine von Neid und bösen Wünschen geschwängerte Luft in den Häusern von Lalaing. Die Zungen arbeiten wie zweischneidige Schwerter. Zwar sagen die Männer: „Was kümmern uns die Frauen? Solange die Getränke gut sind in Bas rose —" Aber es kümmern sich die Frauen um die Männer. Darum führen die Frauen aufstachelnde Reden. Man wisse, warum die Mannslappen nicht aus der Bas rose zu holen wären. So lange die Getränke gut sind — patata! Solange die Maman vor der Schenke stehe, habe keiner die Courage, vorüberzugehen, darum! Männerlappen! Lumpen! Es erheben die Männer einen großen Widerspruch — — und gehen nicht mehr an der Schenke Bas rose vorbei. Sie machen einen weiten Weg durch viele Gäßchen, um zum roten Pelikan zu gelangen. Da steht die Mama Bas rose vor der Schenke und hat rote Zornflecken im Gesicht und schimpft. Da stehen die Frauen im Laden des Hauses „Erzähl's weiter" und lachen heimlich. Aber sie sagen noch: „Männerlappen, Lumpen!" Und groß' Courage wär' es grad' nicht, um die Maman Bas rose herumzuschleichen wie eine Katze um den Brei. Die Männer knurren. Geschwätz sei es, neidisches Ge-

schwätz, warum man der Simonne nicht aufsitze, die doch quasi einen Prinzen — Halt an! Das sei eine andere Sache. Es könne einem schon gleichgültiger sein, was der Simonne in Japan Großartiges geschehe, man braucht's nicht mit anzusehen, daß sie mit Viergespann usw. Mit den Männern aber tät' einmal was geschehen in der Schenke Bas rose. Und am Abende dieses Tages sagen sie: „Wir wissen's bestimmt, der aus dem weißen Haus wird der Mama Bas rose ein Hotel international bauen, und dann setzt sie euch den Stuhl vor die Tür und der Viktorien heirat' hinein, und sie lebt privat."

Das ist auch den Männern zuviel. Es tun sich fünf oder sechs zusammen, trinken sich Mut an und ziehen singend und herausfordernd vorüber an der Schenke Bas rose. Sie schwenken die Stöcke, und ihre Gesichter sind gerötet. Das ist am ersten Gerichtstermine, die Zeugen wurden aufgerufen, die Personalien festgestellt, der Ziegendurdu stark belastet. Es ist ein freudiger Tag für Ecaussinnes-Lalaing.

Ausgenommen die Schenke Bas rose. Die Maman hat in zorniger Erstarrung gestanden. Ob's denn die Möglichkeit sei? Ob man das Mundwerk der Mama nicht mehr fürchtet? Na, will sie diese Herren Bauern mal auf die Zunge nehmen! Sie holt den Viktorien her. Wenn ihm der Henry Poliart in den Wurf kommt, soll er sagen: „Ich, Viktorien aus Bas rose, habe anständige Eltern gehabt, die im Standesamt stehen!" Und dem Taminiaux: „Du mit deinem Schafsgesicht, dich hat schon Gott gerichtet!" Und zu dem Hanotiaux: „Euer Schapaner hat dem Simonne sein' Adress' verloren, ihr könnt sie ihm immer noch mal schreiben." Holt auch die Celina her. Am Hause „Erzähl's weiter" soll sie stehen bleiben und singen: „Madame Kimi" und die lächelnde Mama dabei angucken, daß der das syrupsüße Lächeln giftgallig wird.

Da kommt Aimée herein und sagt: „Mère, lassen Sie das, es ist gemein."

„Wieso gemein?" Die Maman sitzt hilflos, sie hat nicht den Eindruck, daß es gemein ist, wenn man sich seiner Haut wehrt, fragt also: „Wieso?" Die roten Flecken in ihrem Gesicht brennen. Sie sieht Aimée mit unsicher flackernden Blicken an. Sie ist stolz auf dieses Mädchen, es hat ihr immer Freude gemacht, es ist der resoluten Mama mit der Furcht und dem gebräuchlichen Gehorsam eines guten Kindes untertan gewesen, es hat von der Mama gedacht, daß sie gescheite Ansichten habe, daß man sie ehren und ganz sicher befolgen müsse, daß die Mama des Hauses Schutz und Fundament und Giebel sei, daß überhaupt die Mama so sein müsse wie sie eben sei. Das ist natürlich, das ist selbstverständlich. Die Mama nahm es nie anders. Und jetzt taucht hier und da etwas auf, das die Mama stutzig macht. Unmerklich und vielleicht beiden unbewußt hat die Silhouette der Tochter sich aus dem Schatten der Mutter losgelöst. Aimée sieht mit kritischem Auge, was sie früher nicht empfunden hat, sie hat unterscheiden gelernt, was an dieser Mutter und ihrer Umgebung häßlich ist, es kommt ein neues Gefühl in sie, wenn sie das Gewöhnliche an dieser Frau sieht.

Das empfindet die Maman und weiß nicht, wie es ist und was es ist. Aber es macht ihr Schmerz und Ärger. Die Tochter, die ihr Stolz ist, wird unmerklich weitab von ihr gerückt, es ist schon manchmal, als sei sie ihr fremd. Da schreit das Eigentumsrecht in ihr auf. Ihr instinktiver Groll richtet sich gegen den, der ihr Kind verzaubert und seiner Umgebung entfremdet. Wenn er kommt, wird sie devot sein; sie knickt zusammen vor der Macht seines Ansehens und seines Geldes. Aber er hat noch nicht das Recht allein, es ist *ihre* Tochter, die Tochter der Bas rose, ihr Kind und Untertan, und darum fragt sie: „Wieso?" und sagt noch: „Hör' mal, Mädchen, du red'st mir jetzt so allerlei, und dies und das ist dir nicht recht, und dies und das ist gemein und so was — hör' mal, Mädchen, wenn du weiter nichts von ihm hast als das Quengeln und Maulen, dann geb' ich für deine ganze Geschicht' keine drei Centimes —"

„Mère, lassen Sie *ihn* doch aus dem Gered'!"

„Sieh mal an, als wär's der Herrgott! Ich hab' mir's schon lang' mal 'runtersprechen wollen. *Dich* freit er, wir andern sind nur da, damit wir weggeräumt werden, wenn er kommt. Wenn's ihm bei uns nicht gut genug ist und er dich nicht ins weiße Haus bringen darf, dann soll er dich

auf 'n Mond bestellen. Wir lassen uns nicht mehr auf den Gang 'nausſetzen, gelt Viktorien?"

Viktorien ſagt: „Noch nicht mal das Velo hab' ich!"

„Was das anbelangt," fährt die Maman fort, „da lob' ich mir den Sylvain. Der hat keine Umständ' gemacht und war wie 'n Sohn, von dem ich nun doch mal die Mutter werden ſoll —"

„Jetzt fangt gleich an, den Sylvain 'rauszuſtreichen!" bricht Rotſtrümpfchen empört los. „Es iſt doch kein Vergleich zu machen —" und ſtockt. Es iſt zu dumm, ſie möchte auflachen.

„Nu und? Guter Gott, was haſt denn bis jetzt Großes von dem reichen Mann gehabt?" —

„Noch nicht mal das Velo!" ſagt Viktorien.

„— noch nicht mal ſoviel, als unter mein' Fingernagel geht."

„Ich will doch auch nichts von ihm!" ruft Rotſtrümpfchen und hält ſich den Kopf, als müßt' er ihr ſpringen.

„Nicht?! — Na, warum nimmſt ihn denn?"

„Ich nehm' ihn doch aus Liebe!"

Danach wird eine große Stille. Der Maman Blicke ſind nicht mehr grell und zornig, ſie ſind verwundert und gemildert. Halblaut ſagt ſie: „Aus Liebe? — — Weiter nichts?" Und geht an ihre Arbeit, ſie muß Kohl zum Mittag ſchneiden.

Da rekelt Viktorien auf, drückt das Geſicht ans Fenſter. „Unſ' Omer!"

Der jagt über den Platz in Eile.

„Er iſt vom Wägelchen geſprungen," meldet Viktorien, „ſie fahren wieder nach Ixelles zu der feinen Mamſell."

Aimée fühlt, wie die Geſichter nach ihr ſich drehen, lauernd, ob's ihr Pein mache, mahnend, ob ſie es gehört habe —

„Iſt die Aimée im Haus?" Omer fliegt nur ſo herein, berichtet atemlos, ſie ſeien auf der Fahrt nach Ixelles. Der Herr wolle wiſſen, ob Aimée anzutreffen ſei, er wolle auf einen Sprung kommen; und kurz und gut, dann wolle er, Omer, laufen, um dem Monſieur das Pferd zu halten oder ſo ein bißchen die Straße auf und ab zu fahren, aber unauffällig; und Omer blinzelt liſtig und iſt davon. Die Maman hält noch den eigentümlichen Blick auf Aimée.

„Als mal wieder nach Ixelles! Zu guter Letzt hat ihn doch die ſchöne Diableſſe. Du biſt ja ſchnell zufrieden." Sie ſchupft verächtlich die Schulter. „Du willſt ja nur — Liebe." Und ſchneidet weiter ihren Kohl.

Rotſtrümpfchen iſt irr und wirr. „Ich kann ihn doch nicht ins Schankzimmer führen!"

Einen Blick auf die Maman, da weiß Rotſtrümpfchen, daß ſie das Stübchen nicht freigeben wird. Und wenn auch. Die Kohlblätter ſind über den Boden geſprenkelt, die Topfdeckel raſſeln auf dem Herd, der Dampf ſtößt und brodelt, verbreitet aufdringliche Gerüche. — Und ſchon ſieht ſie Lié Macq über den Platz kommen. Sie ſtürmt aus der Stube und rechts in den Gang, öffnet ein wenig die Türe, und da weiß er, daß ſie ihn hier erwartet. Als ſie ihn einläßt, füllen ſie beide faſt das Gängelchen. Er wird auf ſeinem feinen Rock die weiße Tünche der Wand mit ſich nehmen, er riecht den Kochdunſt und die Armeleuteluft, ſogar im Haare Aimées riecht er's, als er ſie küßt. Das ſchöne, üppige Haar — man müßte es ſalben, man müßte es mit Koſtbarkeiten zieren! Er iſt etwas beengt, die Situation iſt ihm nicht ganz recht.

„Bleiben wir hier im Gange?"

Rotſtrümpfchen wird vom Herzklopfen umgeworfen, ſie haſtet und ſtottert ihre Worte heraus. „Wenn wir allein bleiben wollen — und ich wußte auch nicht, ob Sie lange bleiben —"

„Nein, nur auf ein Wort, oder vielmehr —" er faßt ihr Kinn, hebt ihren Kopf, „nur auf einen Kuß."

Sein Lächeln beruhigt ſie. Seine Stimme klang eigentümlich, ſie fürchtet ſeine Stimme; die verborgenen Regungen ſeines Herzens, die ſie nicht auf ſeinem konventionellen Geſichte ſehen kann, aber auf die ſie mit heimlichen Ängſten horcht, klingen hinein. Lieber Gott, er weiß nicht, welche Schwierigkeiten hinter ihr liegen und wie ſie ihm die Wege ebnen muß, wenn er kommt, um ihr zwiſchen Türe und Angel zwei Augenblicke des Glückes zu ſchenken! Wie kann er es wiſſen, der aus dem Palaſt zur Hütte kommt! Er würde hier nicht beengt ſtehen und es ſo gar verletzend finden, im muffigen Armeleutegang wie ein Fuhrknecht um ſein Liebchen zu freien.

Aber er küßt ſie. Wenn er ihre Lippen

spürt, springen die unangenehmen Gedanken aus ihm fort. Er vergoldet dann seine Liebe mit poetischem Glanz, er meint dann, sein Rotstrümpfchen mit so heißer Innigkeit zu lieben, eben weil er sie aus der Schenke herholen muß und er ihr Erretter sein wird. Und denkt, wenn er fern ist, in heimlichen Wonnen, wie sie ihn anbetend liebt.

Aus der Stube heraus schrillt der Ruf der Maman: „Aimée!" Laut und gell, als müsse er droben unterm Dache widerhallen.

„Haïe, ja!" schreckt Aimée auf, macht sich aus seinen Armen los, streicht das Haar glatt und schnell in die Stube. Er sieht ihr nach, der Glanz um sie zersplittert. Sie ist die Tochter der Vas rose, das weiß er jetzt. Und ebenso wie die Maman ruft, schrillt ihr die Tochter die Antwort zu. Er darf warten, bis zwei Frauen ihre Angelegenheiten in Ordnung gebracht haben. Empfindet sie nicht das Gewöhnliche der Situation? Nein, es stand keine Pein in ihrem Gesichte. Sie wird nur wissen, was er sie lehrt. Es ist ihm widerwärtig, er möchte hinaus. Da kommt sie freudig aus der Stube. „Die Mère sagt, wir sollen hereinkommen, sie geht in die Schenke."

„Nein, danke," sagt er, und schnell: „Habt ihr denn nur die zwei Zimmer?"

Sie haucht: „Noch die Schlafkammern."

Sie steht demütig und rührend. Er holt sie in seine Arme, preßt sie an sich, ihre Nähe kommt über ihn wie ein Rausch.

„Aimée, was tust du in der Zeit, da wir uns nicht sehen? Wir sehen uns nicht oft."

„Ich denke an Sie."

„Aber immer an mich denken kannst du nicht —"

„Immer! Ich weiß keine Stunde, wo nicht mein Herz in Aufregung war. Und nicht einmal die Zeit wird mir lang, bis ich Sie sehe. Es ist jetzt alles anders um mich, ich sehe jetzt alles anders, das ist mir dann so neu, so schön, ich finde immer wieder Neues. Dann freue ich mich daran und —" sie drängt sich tief in seine Arme — „ich bin Ihnen dann so dankbar! Es ist doch alles durch Sie!"

Er steht vorgeneigt, er atmet ihre Worte wie Wohlgerüche ein und fragt: „Du siehst jetzt vieles anders — du empfindest das?"

Sie antwortet nicht, und als er noch horcht, hört er sie leise schluchzen. Und dann werden zwei Augenblicke der Liebe, die ihr sein leidenschaftliches Glück offenbaren. Sie ringt stumm mit den Sehnsüchten, die sich an ihn ketten, mit ihm wollen, fort! fort! aus der dumpfen Enge. Das Verlangen jauchzt aus ihr, das von Anbeginn das Gebot der Liebe war: Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen!

Die Scheu vor ihm zerstückelt. Sie hat ihn untertan gesehen der Macht der Liebe, sein Stolz ist gebrochen, sie sind sich nahe gekommen, und nun bebt es von ihren warmen Lippen: „Wann nimmst du mich?"

Er sagt: „Ich werde im weißen Hause davon sprechen. Bis dahin —"

Sie horcht, da er innehält. Als er nicht weiter spricht, aber auch nicht zeigen will, daß ihn ein hinterhältischer Gedanke in Verlegenheit setzt, vollendet sie: „Bis dahin muß ich warten. Ich warte gern."

Es hält ihn noch ein unangenehmer Gedanke: „Ich hoffe, daß dein Name nicht in den Prozeß kommt."

Sie hat ein leises Erschrecken, wie bei einem Nadelstich nur, aber sie fühlte es. Freilich muß ihn das quälen, da sie vor Gott und der Welt seine Braut sein soll. Es ist eine feine und verdeckte Zusammengehörigkeit, die sie nach dem ersten Angstgefühl unendlich froh macht. Und sieht sein Gesicht und weiß dann, daß er hofft, sein Name möge nicht in den Prozeß kommen! Sie fühlt sich zurückgeworfen in die alte Bedrängnis, sie sagt in stürmischem Leid: „Ich weiß gar nicht, wie ich bin, ich bin wahrscheinlich anders, als man sein soll; mich würde nicht Verdruß und Not und Schande zurückhalten, wenn ich mit dem sein muß, den ich liebe."

Er spricht gelassen: „Mein Liebling, ich kann nicht immer tun, wie ich will. Ich bin nicht bloß der Sohn aus dem weißen Hause. Ich bin der Brotgeber und verantwortliche Fürsorger von einigen tausend Arbeitern und deren Familien und Haushalt — es macht schon die Einwohnerzahl einer kleinen Provinz. Wenn ich auch die Rücksicht auf den alten Mann vergäße, dessen einziger Sohn ich bin, so dürfte ich mich doch nicht der sozialen Verantwortung entziehen. Wenn ich unter Mißhelligkeiten aus dem weißen Hause gehe, dann bricht

mit dem Ableben meines alten Herrn das bestehende Arbeitsverhältnis zusammen, fremde Hände werden über die Geschicke von drei Dörfern walten — und ich weiß, daß der alte Herr mich aus dem weißen Hause gehen läßt, wenn ich — unvorsichtig bin."

„Ach, geh du aus dem weißen Hause! Ich könnte das Haus hier zerschlagen, ich könnte meine Mutter hungern lassen, ich würde nicht überlegen, ich müßte ja zu dir! Nur das müßte ich denken. Ich sehe ja keinen andern Weg für mich, du verdunkelst mir alles andere. Siehst du, so tät ich's."

Seine weiße Aristokratenhand streicht über ihre Stirne und ins Haar hinein. Seine Worte sind leise und bedeutsam: „Ja, das kannst du."

Sie muß eine Weile still sein, um aus seiner Liebkosung den erbarmungslosen Sinn seiner Worte klar zu sehen. Sie kann das! Was kann sie? Vater und Mutter verlassen, Pflicht und Ehre vergessen, bedingungslos — für ihn! Ist ihr Opfer geringer, weil es ärmer ist? Jetzt stößt ihr der Armeleutestolz auf. Sie löst ihre Arme von ihm, sie tritt auf eine Distanz von ihm. Sie könnte auch nicht mehr das intime Brautschafts-Du sprechen, er ist ihr wieder fern und unverständlich.

„Ich möchte ja nicht, daß Sie mit Mißhelligkeiten aus dem weißen Hause gehen."

Da knarrt die Stubentür, und die Maman steht auf der Schwelle, die Schürze mit den Abfallblättern zusammengerafft, in ihrer Stimme den unbeherrschten Ärger.

„Monsieur!" grüßt sie flüchtig, und ausschließlich zu Aimée im Bewußtsein, es ist ihre Tochter, sie kann verlangen: „Kommt doch 'rein! In dem Hausgang hier möcht' ich noch nicht die Katz' auf eine Stund' lassen —"

Rotstrümpfchen ist bei ihr, drückt ihr die Hand beschwichtigend auf die Schulter, möchte die Frau mit einer unerhörten Liebkosung überraschen, weiß nicht aus und ein vor Verlegenheit. „Ich komm' gleich, Mère, gleich, wissen Sie!" Sie drängt sie hinein und schließt hinter ihr die Türe.

Lié Macq hat einen entsetzlichen Augenblick. Sie ist die Mutter, er trifft sie heute zum ersten Male, er möchte ihr ein Wort sagen, sie müßte Rechenschaft fordern, daß er wie ein Dieb kommt und geht und sich hinter ihrem Rücken ein bißchen Glück stiehlt. Und dann ist die Türe hinter ihr zu, eine Welle von Küchendunst stößt ihm entgegen, und er steht wie ein Hausknecht im Eingang, und wie diesem gibt man ihm zu, daß er mal 'n bißchen mit dem Rotstrümpfchen anbändelt. Der Zorn wallt ihm heiß ins Gesicht. Diese Leute ziehen ihn herab unversehens in ihrer naiven Unkultur. Sie wissen es nicht anders. Warum geht er also zu ihnen? Die Wärme seiner Liebe ist urplötzlich ausgelöscht, die verletzte Aristokratie seiner Erziehung schluckt sie ein. Er verabschiedet sich schnell, ohne Aimée zu küssen. Er sagt, daß er schleunigst nach Ixelles muß. Und sagt noch herrisch: „Das muß anders werden!"

Mit diesen zurückgeschleuderten Worten läßt er sie, vielleicht für eine lange, freudlose Wartezeit.

Draußen glüht noch sein Zorn, aber die Stimmen der Liebe rufen ihn zurück. Sie kämpfen mit seiner Enttäuschung. Und er ist von Sehnsucht geworfen, von Bedenken gequält, aber in dem festen Entschlusse, nicht wieder in eine ähnliche Lage zu kommen. Schwingt sich auf das Gefährt und nimmt die Zügel aus Omers Händen, sieht auch, wie dessen Gesicht die vergröberte Kopie desjenigen Aimées ist, ein Abklatsch der Mutter Basrose auf ihre sämtlichen Sprößlinge. Bei Aimée verfeinern sich die Linien. Sie ist die Krone und Blüte des Geschlechtes Basrose. Mit diesen Gedanken kommt das Herz Lié Macqs zur Ruhe. Er läßt das Rassepferdchen traben. Das wedelt mit der kurzbeschweiften Schwanzrübe, das hält den edlen Kopf steif und hoch in der Kandare. Tripp, tripp, trapp und wirft die flinken Hufe und läuft ein in das Industriegebiet der Diablesse von Ixelles.

Ein weißer Zaun aus Naturholz, mit der Holzaxt behauen, umgibt das Gartengebäude und das Haus mit den drei Türmchen. Es ist plump, mit schmalen Fenstern und Luken durchbrochen und nach Ansicht von Kunstverständigen sehr schön.

Als sie mit dem Wägelchen anfahren, nimmt Omer Pète aus seiner Tasche eine Trillerpfeife und stößt einen langgezogenen Signalpfiff aus. Daraufhin eilt der Kutscher aus der Remise herbei, reißt das Tor auf. Steht mit strengem, glatten Gesicht

und wartet, bis Monsieur grüßt — erst als er im Seitenportal steht, auf dem roten Teppich der weißen Treppe und die Palmwedel der Treppenläufer über ihm. Monsieur ist zerstreut. Ah, was kann mit Monsieur sein, der zu seinen Millionen noch die Millionen von Mademoiselle nehmen kann! Wenn er nur will! Mademoiselle wird wollen. Also steigt Monsieur sans gêne zur Bel-Etage — Er darf kommen, wie es ihm beliebt. Er kommt viel. Mademoiselle liebt Sport, Monsieur auch. Und da man von Anbeginn her sagt, sie sollen ein Paar werden — ei nun, parbleu!

Joseph, der Diener, sagt, daß Mademoiselle im Erker ist, und rückt an seinem Rock und schachtelt die Spitzenmanschette heraus. Er ist schon in Schwarz, zum Servieren bei Tisch. — Ob man beim zweiten Frühstück sei? O bitte, nein, es ist ja erst dreiviertel vor eins ... Und Monsieur Lié geht seinen Weg durch Gänge und Zimmer. Im Speisezimmer hantiert man schon. Die Möbel sind aus weißlackiertem Pappelholz und schön in Unordnung, weil Mademoiselle keine geraden Linien liebt. Eine Prunkschale aus Bronze am Erker. Und im Erker spricht man. Mademoiselle spricht, ihre Stimme ist hell wie die eines Kindes. Aber Mademoiselle ist kein Kind, sie ist stattlich und trägt das bauschig-stahlgelbe Haar, das man heute als modern aufsetzt.

Sie spricht mit dem Maitre d'Hôtel, sie sind nicht einig über die Platten fürs Menü. Der Maître d'Hôtel sagt: „Ich kann es bis zur Dinerstunde um halb sieben nicht mehr beschaffen, später will Mademoiselle nicht speisen — eh bien? Bleiben wir also bei Sorbet von Ananas."

Mademoiselle sagt: „Mein Freund, machen Sie, daß Sie fortkommen!"

Sie ist nicht ärgerlich, aber sie will nicht belästigt sein. Die belgische Dame will, daß ihr Haushalt in Ordnung und ungestört vor sich geht — in Summa! Um die einzelnen Objekte kümmert sie sich nicht. Sie wird nicht, wie die deutsche Dame, Rechenschaft über Auslagen fordern. Der Maître d'Hôtel ist ihr verantwortlicher Minister. Und wie gesagt, er soll machen, daß er fortkommt mit seinem Sorbet von Ananas. Aber in Güte und Freundlichkeit. Belgische Leute sind nicht brüsk. Ihre Sprache erlaubt's nicht. Und Mademoiselle ist noch nicht umgekleidet zum Diner. Sie liebt daheim die Einfachheit, wird es vermeiden, luxuriös wie Emporkömmlinge bei sich zu Hause sein. Belgische Noblesse — sie wird einfach sein. Mademoiselle rückt das Marmortischchen mit Untergestell aus vergoldeten Greifen heran. Es trägt einen weit vorgebogenen Spiegel. Das zweiteilige Glas spiegelt die Gegenstände des Erkers wider, das weiße Sofa mit dem fahlblauen broschierten Bezug, die helle Decke mit breiter Farbenborde, die Pretiosen ringsum, auch soweit der Sonnenstrahl in das Eßzimmer hineinflimmert und der Schatten eines Mannes darin steht. Als Mademoiselle in den Spiegel sieht, bemerkt sie ihn, lächelt, nickt in das Glas.

„Ah, mon Dieu, Sie sind zu früh, oder nehmen Sie das Gabelfrühstück? Es gibt nicht viel, ein blutiges Steak. Wollen Sie?"

„Und das Dessert für meinen kleinen Schlingel," sagt er nähertretend, grüßt mit Händewinken. „Meine Schöne, guten Tag! Ich sehe, Sie sind beschäftigt."

„Pardon, ich — beschäftige nur. Sie wissen, ich kann keine Leute faulenzen sehen — außer mir."

„Ist auch ein Pläsir."

„Ist ein großes Pläsir, und ich tue es aus Menschenliebe."

Er setzt sich auf die Fensterbalustrade. Die Scheibe ist heraufgelassen. Von drunten herauf schwalgen die schwerwürzigen Wohlgerüche aus den Beeten.

„Die Menschenliebe als Pläsir auffassen, das können nur Sie, Juliette."

Ihr Blick fliegt zu ihm herüber. Stößt er wieder leichte Worte in Moraltunke? Ei bewahre, es fällt ihm nicht ein. Er weiß, was sich schickt. Man soll ein Salongeplauder nicht tiefsinnig gestalten. Er will ihr sehr zeigen, daß er lächelt und lächelt, daß die Zähne unter dem schwarzen Bärtchen blitzen. Sie nimmt eine schöne ungezwungene Pose an.

„Wenn ich trachte, meine Leute zu beschäftigen, und zwar so, daß ich mir angelegen sein lasse, die Arbeit auszuwählen, die ihnen Freude macht, so beglücke ich sie, denn frohe Arbeit ist Glück. Ich werde aber teilweise sehr müde dabei, denn indem ich andere zu beschäftigen trachte, beschäftige ich mich. So ist meine Faulheit doch nur scheinbar."

„Und mich? Können Sie mich müßig bei sich sehen?"

„Ah, mon ami, nein! Sie müssen mir erzählen, warum Sie lächeln, um mir Freude vorzutäuschen. Ich denke, Sie möchten lieber Steine klopfen, als diese Arbeit jetzt tun. Aber, bitte — Sie wollten ja beschäftigt sein."

Eine graziöse Handbewegung, mit liebenswürdig heiterem Lächeln ist ihr Gesicht geneigt, ein Sonnenstrahl leuchtet in ihr Flachshaar.

Er sagt ernst: „Wenn Sie sehen, daß ich mich anstrengen muß, dann will ich nicht leugnen. Meine Selbstbeherrschung ist nicht gut — schade!"

Sie wartet, sie ordnet in der Vase auf der Fensterbalustrade die roten Nelken und grellweißen Tuberosen. „Sie sind nun gesammelt, mein lieber Freund?"

„Sie wünschen, daß ich erzähle? Meine Liebe, ich hoffe, es nicht zu tun."

„Immer noch besser, als sagten Sie mir die banale Redensart: ich habe wirklich nichts."

Sie nimmt die Blumen aus der Vase, reckt über die Fensterbrüstung hinaus und läßt das Wasser abtropfen. So spricht sie hinaus in die leuchtende Sonne, in den schweren Duft und die vornehme Stille des Parkes: „Mon cher, wie finden Sie die Blumen? Verwundert es Sie nicht, daß ich Tuberosen kaufen muß? Der gute Alte vom Wintergarten züchtet keine. Nun wohl, ich habe diese Blumen gekauft, eigentlich *Ihnen* abgekauft. Wie finden Sie das?"

„Auf Umwegen also, vielleicht von einem Blumendieb?"

„Ich denke nicht — oder Sie müßten dem Diebe die Erlaubnis zum Stehlen geben."

„Bon, ich habe jemand die Erlaubnis gegeben, Blumen in unserm Garten zu pflücken — das wollten Sie sagen, nicht wahr?"

„Im Treibhause, Lieber."

„Ist gleich!"

„Bitte nicht! Wenn Sie im Treibhause pflücken lassen, geschieht's durch den Gärtner und dann auf Ihre direkte Anordnung. Der Gärtner trägt den Strauß da- oder dorthin — ja, und so kaufe ich ihn auf Umwegen."

„Sie kaufen ihn?"

„Man verkauft ihn mir."

„Gut, Sie wissen, daß ich Blumen in die Schenke Bas rose schicke. Ich komme auch jetzt aus der Schenke."

Er spricht schnell, bestimmt, fast heftig. Desto auffallender und nachdrücklicher wirkt die Pause, eine kleine, ereignislose Fünfsekundenpause, zwei schwere Atemzüge lang. Sie ist wie der Beginn einer Ewigkeit. Dann spricht Mademoiselle ebenso langsam, wie er schnell sprach, schlägt ihm leicht mit einer Nelke über die Hand. „Ist das nicht ein bißchen — unvorsichtig?"

„Daran läßt sich nichts ändern. Es ist keine Liaison, meine Liebe."

„Nein, Sie meinen es furchtbar ernst, selbstverständlich."

Sie hat jetzt das Gesicht geneigt, die Augen niedergeschlagen. Er wird nicht sehen können, ob sie Anteil nimmt oder ihn heimlich verhöhnt, ob sie seine Neigung begreift oder verachtet, ja, und ob sie so liebenswürdig schlecht ist, daß sie ihm sein Geheimnis entlockt, um es preiszugeben.

„Ich kann nicht verlangen, daß Sie mir recht geben, da Sie das Mädchen nicht kennen."

„Sie ist natürlich hübsch, eine Schönheit sogar, wenn Sie sie betrachten."

„Jedenfalls nach der Art, wie ich's liebe. Sie ist aufreizend für mich."

„Sturm."

„Ich bin entschlossen — auch in dem Sturm festzustehen. Und ich bin doch kein Jüngling mehr."

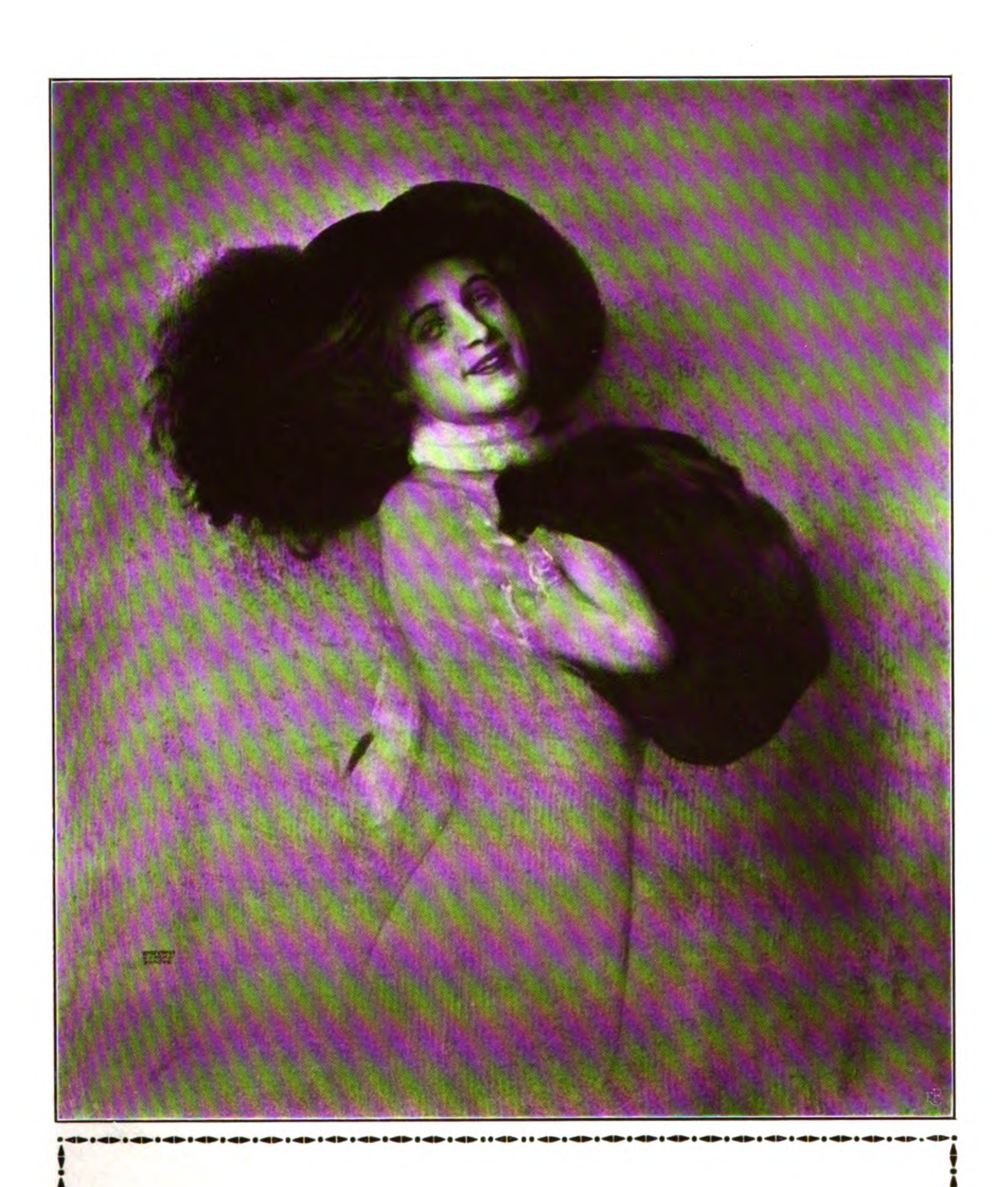
„Ich bin überzeugt, sie ragt über ihre Umgebung hinaus, sie ist das Märchen im Waschkleidchen, sie ist der Apfel, der weit ab vom Stamme fiel, und Sie sagen: Gott sei Dank!"

„Ich sage: ja, — auch da ich nicht immer weiß, wie ich es meine."

Nun schlägt sie die Augen zu ihm hoch, es steht ein ganzes Gelächter darin. Da erhebt er sich und will gehen. Sie setzt ihm den Fuß mit dem Seidenpantöffelchen auf seinen Lackstiefel.

„Hier bleiben — bitte!" Legt die Hände mit den Blumen in den Schoß, lächelt zu ihm auf, fein, dezent und in gentiler Oberflächlichkeit.

„Mein Lieber, warten Sie doch ab, bis Sie es anders meinen. Dann schicken Sie keine Blumen mehr und lassen die Schenke



Bildnis.

Gemälde von E. J. Kossuth.

Aus Eduard Schultes Kunsthandlung in Berlin W.

Bas rose niederbrennen und heiraten mich."

„Ich muß sagen, Sie sind nicht empfindlich, Juliette. Wenn meine Laune überwunden ist, lassen Sie sich von mir heiraten — bon!"

„So ist's uns anbefohlen! Aber sehen Sie, Lié, es macht sich gut, daß ich Sie nebenbei auch noch fein leiden mag. Es wäre mir also etwas unangenehm, wenn die kleine Wirtstochter Sie mir wegkaperte."

„Sprechen Sie doch ernst mit mir!"

„So ernst, wie ich es vermag. Ich werde in meiner Todesstunde noch lächeln, um höflich zu bleiben. Ich hasse sehr die schweren Gesichter, wie zum Beispiel jetzt das Ihre, Lié. Machen Sie es sich doch leicht. Pflücken Sie sich ein paar glückliche Monate. Solange Sie dem kleinen Mädchen die Hoffnung aufs weiße Haus aufrecht erhalten können, wird sie Sie recht glücklich machen."

„Wie sehr Sie irren, Juliette! Sie hofft nichts, sie ist so bescheiden."

„Mon Dieu! Auch das noch. Bescheiden — es klingt so bürgerlich, es klingt so langweilig. Sagen Sie lieber, daß sie schlau und berechnend ist, dann begreift man wenigstens Ihre Situation."

Er sagt streng und kalt: „Sie vergessen immer, daß es keine Liaison ist."

Da legt sie sich seufzend zurück. „Wahrhaftig, Sie werden mehr als einige Monate warten müssen, ehe Sie anders denken."

Sein Herz wallt. Warme Worte stoßen ihm in den Mund, unstete Gedanken möchten sich zu tröstlicher Aussprache ordnen. Aber die Sonne gleißt über ihr, wie sie auch hinspiegelt über die blankpolierte Platte des zierlichen Boullemöbels. Eine eisstarre Kälte schimmert in diesem Glanze, an diesem Weiß. Sie wird in der Todesstunde noch lächeln und höflich sein. Grande dame auch auf der Schwelle der Ewigkeit. Pfui! Will er vor ihr so niedrig sein? Vielleicht würde sie sagen: so b ü r g e r l i c h?

Ihr zierliche Stimme, die Worte mehr singt als spricht, schreckt zu leisem Ruf auf.

„Ma foi! Will Maman schon kommen? Lié, hören Sie nichts? Denken Sie, die arme Maman glaubte krank zu sein."

„Die bekannte Unpäßlichkeit von der Reise her?"

„Seit Venedig, ja. Sie hat Austern gegessen, etwas Typhus gehabt. Wer wird in Venedig Austern essen! Die arme Maman ist unvorsichtig. — Wohin Lié? Es ist ein Uhr."

„Ich möchte nicht zum Frühstück bleiben — ich möchte wirklich nicht."

Sie steht auf, groß und schlank und zerbrechlich steht sie neben ihm. Aus ihren oberflächlichen Augen ist das Gelächter. Ein unendliches Erstaunen steht darin, fast eine Enttäuschung.

Ihre Worte fallen bedeutungsvoll und kränkend. „D a s hat man sich schon angelernt?!"

„Ja, so — bürgerlich werde ich schon!" erwidert er in böser Ironie.

„Tout le même, Sie bleiben."

Da schlurft schon Maman in der schwarzen Spitzenmantille herein. Er bleibt. „Es ist serviert," meldet der Diener.

5. Kapitel.

Von den Dörfern Ecausinnes wandern sie her. Der Herbst ist ganz golden. Es ist keine Sonne, nur ein intensiv gelber Schein hinter den Wolken. Der färbt die Luft und die Flur und die Hügel. Es flattern Dunstschwaden. Wie das Haar kühler, blonder Frauen. Und mit gelbem Laub überschüttet ist die Landstraße. Eilige Schritte rascheln darin. Das sind die Männer und Frauen von den drei Dörfern Ecausinnes.

Gerichtstag.

Ein Zeugenzimmer müßte weit wie eine Halle sein, um sie alle zu fassen. Es ist aber kein Zeugenzimmer, es ist ein breiter Gang und feucht und kühl. Darin drängen sich die Menschen zusammen. Der Überschuß quillt hinaus über die Treppe auf die Straße. Sie sind lebhaft und schwatzen. Wenn das Geschwätz ein Geschrei wird, öffnet der Gerichtsdiener die Tür und sagt: „Wenn's gefällig ist, nicht so laut!"

Es geschieht dann, daß er im Laufe des Vormittags schon dreimal die Türe geöffnet hat. Nun wissen die Leute von den drei Dörfern Bescheid. Wenn die Klinke der Türe niedergedrückt wird, sagen sie schon: „Wenn 's gefällig ist, nicht so laut!"

Aber der Gerichtsdiener sagt: „Sylvain Marbaix!"

Da suchen sie Sylvain Marbaix. Sie stoßen und drängen einander, sie rufen und

schwatzen. Da finden sie ihn auf der Treppe, die in den Oberstock führt. Dort hockt er, und sie denken, daß er schläft. Sie rütteln ihn und stoßen ihn freundschaftlich auf.

„Hepp, Gevatter!“ rufen die Leute, die um Henry Poliart und Linard Vrancq sind. „Mach' deine Aussage brav und rechtschaffen, dann sind sie am Messer, die von Carrières.“

Die Leute um Tymian Tassignon und den Athleten sagen: „Courage, Gevatter! Ihr von Lalaing seid schlimm drin, Ihr seid uns nachgeschlichen. Dein' Aussag' wird sich danach richten müssen.“

Die Leute von Enghien sagen: „So oder so, wir sind nicht in der Bataille gewesen. Richt' dich danach, wenn du dein' Eid machst.“

Inmitten des Geschreis von drei Dörfern steht Sylvain Marbaix, läßt die Arme hängen, plump und steif wie Hölzer, sieht die Sprechenden der Reihe nach an, sein Blick ist unsicher und wirr wie nach langem ungesundem Schlaf und wie man wach wird und ganz überrascht ist. Und als er versteht, was sie eigentlich wollen, langsam, sich besinnend, da kommt in den schweren, steifen Körper brüske Bewegung. Er wirft sich gegen die Schreier rechts und links, fegt mit muskulösen Armen weit um sich und schafft sich Bahn bis zur Türe. Weit offen wirft sie der Gerichtsdiener. Die Köpfe der Neugierigen recken auf. Sie sagen den andern, was sie sehen: „Der Ziegendurdu sitzt auf der Bank, aber er ist nicht in Ketten. Es ist kein Totenkopf auf'm Tisch. Der Herr Richter sieht drollig aus, man kennt ihn fast nicht wieder. Der Advokat macht'n Gesicht —“

Dann klappt die Türe zu, und man weiß nicht, was für ein Gesicht der Advokat macht.

Sylvain geht mit hängendem Kopf, sieht nicht auf, geht bis fünf Stufen, die aufwärts führen, bis er vor einem weißgestrichenen Geländer steht. Da ist er überrascht, die schwarzen Männer am langen Tische zu sehen, und bemüht sich, wach zu bleiben. Die Fragen prallen auf ihn. Sie sind wie Schläge, die seine Gedanken in Trab halten. Wie er heißt, was er schafft, wie alt, wo er wohnt, wo geboren, ob vorbestraft — dies und vielerlei.

Sylvain Marbaix soll den Hergang erzählen. Er sagt: „Sie haben mich von der Lokomotive 'runtergezogen, und dann lief ich so — ich lief nur so — ich hatte Blut und Feuer in den Augen —“

Der Vorsitzende unterbricht ihn.

„Sie sind von der Lokomotive a b g e s p r u n g e n, als sie die Anrufe hörten.“

„Man hat mich 'runtergestoßen und dann, lief ich —“

„Es ist durch Zeugen festgestellt, daß Sie auf den Lärm hin abgesprungen sind und um sich schlugen.“

Sylvain Marbaix sieht den Ziegendurdu und stiert ihn an. Als sein Blick an den Gerichtstisch zurückkehrt, muß ihn der Vorsitzende erinnern: „Bleiben Sie dabei, daß Sie heruntergestoßen wurden?“

„Man hat mich 'runtergeholt.“

Der Advokat Hugh: „Dann beantrage ich die Gegenüberstellung des Zeugen Oude Klaar.“

Es tritt ein der Zeuge Oude Klaar, schwer, gewichtig. Als er die Stufen herauftritt, knarrt das Brett. Seine Stimme ist hart im Klang wie fallende Hölzer. Auf Marbaix wirkt sie wie ein plötzliches Ereignis. Die schlaffen Linien seines Gesichtes zucken in jähem Lebendigwerden. Mit krampfenden Fingern umspannt er das Geländer, er will seine Gedanken ordnen, er will nicht stumpf und gleichgültig sein, er will hören, was Oude Klaar spricht.

Oude Klaar spricht: „Er ist abgesprungen, es hat ihn keiner 'runtergestoßen, es war unmöglich, die Maschine lief noch.“

„Nehmen Sie das auf Ihren Eid?“

„Auf meinen Eid.“

„Zeuge Marbaix —!“

„Wenn Oude Klaar das sagt, dann ist's so. Ich bin müd' im Kopf, man hat mir bei der Operation 'was eingenäht, eine Zange vielleicht, man hat sie vielleicht vergessen, aber mir scheint so, sie ist noch in meinem Kopf.“

Der Vorsitzende: „Ist der Mann geistig —“

Advokat Hugh: „Man soll ihn auf seinen Geisteszustand prüfen lassen.“

Oude Klaar: „Der Mann ist gesund!“

Advokat Holst: „— übereinstimmend mit dem Attest des Spitalarztes.“

„Oude Klaar,“ sagt Marbaix, „es ist mir doch so, als wär' noch die Zange drin —“

Advokat Hugh und Holst streiten.

Da streckt Oude Klaar seine große Hand nach derjenigen von Marbaix aus, preßt sie, daß die Gelenke knacken, daß der massive Körper des Mannes zusammenzuckt. Und raunt durch die Zähne: „Sylvain Marbaix, du bist gesund! Du hast deinen Verstand beisammen! Du sollst jetzt Heizer werden und deine Prüfung bestehen! Da mußt deinen Verstand beisammen haben, du mußt gesund sein!"

Und sein hartes, breites und ledernes Gesicht sagt noch viel mehr: ‚Wenn du dir von Gerichts wegen bestellen läßt, daß dein Geisteszustand nicht der beste ist, dann kannst du von der Lokomotive für immer abtreten, dann bist du ein Hungerleider. Und was gibt's dann mit dir?'

Unter der Gewalt und dem Eindruck dieser Worte berichtet Marbaix langsam, schwerfällig den Verlauf der Sache. „— und ich hatte Blut und Feuer in den Augen und ich lief, ich lief wahrscheinlich bis zu den Steinbrüchen, denn ein Licht hat mich gerufen, es war tief in den Steinbrüchen, und getanzt ist es vor mir her, immer tiefer hinein. Ich lief ihm nach, da war's fort, und dann fiel ich und stand nicht mehr auf. Mehr weiß ich nicht."

Er blickt zur Seite und sieht, daß Oude Klaar nicht mehr dort steht. Da hängt sein Körper wieder schlaff. Sein Gesicht wird mürrisch und gleichgültig.

Der Angeklagte spricht: „Es ist, wie er sagt: er ist gefallen, ich hab' ihn nicht niedergeschlagen."

Der Vorsitzende: „So haben Sie das Licht gelöscht, um ihn zu dem gefährlichen Fall zu bringen."

„Zwischen mir und dem Licht war die Kuhle."

„Also ein Dritter müßte mit Ihnen gewesen sein. Es ist aber festgestellt, daß Sie mit Marbaix allein in die Steinbrüche einliefen und eine ganze Strecke vorauf waren, bevor die andern nachdrängten."

Ziegendurdu hockt verbissen. „Es war jemand vor uns da. Ich hab aber nur seinen Arm gesehen."

„Würden Sie, wenn wir das Experiment in den Steinbrüchen anstellten, den Arm wieder erkennen?"

„Es war der Schatten eines Armes."

„Auf der Wand?"

„Auf der blauen Steinwand. Der Schatten fuhr nach dem Lichte, und da war's aus, und dann mußten wir fallen, auch die andern, die hinter uns waren."

„Wer war das?"

„Ich weiß nur noch: Tymian Tassignon."

„Haben diese auch den Schatten des Armes bemerkt?"

„Ich habe ihn gesehen!" sagt Sylvain in plötzlichem Interesse.

Sein Gesicht flammt.

„Wissen Sie noch Weiteres?"

Da schrickt er zusammen, wehrt ab. Nein, nein, er weiß nichts.

Advokat Holst sieht ihn scharf an, notiert sich zwei, drei Worte. Advokat Hugh sieht ihn sehr scharf an, schreibt. Da ist noch Advokat Hove. Er sieht ihn äußerst scharf an, kritzelt lange. Da ist Marbaix wie gejagt und geächtet. Er sagt nichts mehr. Er will auch nichts mehr hören. Er bemüht sich, seinen Kopf einschlafen zu lassen.

Der Vorsitzende wendet sich an Ziegendurdu. „Welche Absichten könnte die Person gehabt haben, das Licht in dem Augenblick zu löschen, wo Marbaix in Ihrer Gewalt war oder — vielleicht Sie in der Gewalt Marbaix'?"

Ziegendurdu horcht hoch auf. In seinem fahlen, verwegenen Gesichte wird ein lebhaftes Mienenspiel. Es sind die schlauen Gedanken, die seinen Vogelkopf revoltieren.

„Wenn die Person für die Steinmetzen war, dann wollte sie uns Gelegenheit geben, den Marbaix ohne Zeugen abzumurksen. Wenn's keiner gesehen hat, kann's keiner bezeugen. Wenn die Person gegen uns war und für die von Lalaing, dann konnten wir in der Dunkelheit, weil wir voran waren, allesamt in die Kuhle einstürzen und nicht mehr aufstehen, die von Lalaing aber waren gerettet. Es könnt' aber auch sein," und hier wird Ziegendurdus Gesicht wie zum Beißen verzerrt, „daß die Person für Marbaix war, denn ich war vor ihm und mußte zuerst fallen. Wenn ich gefallen war, konnt' sie dem Marbaix was zurufen und ihn zurückhalten. Ich hab' aber die Kuhle gesehen —"

„Und fielen nicht, aber Marbaix fiel!" Des Vorsitzenden Blicke bohren ihn auf. Mit wütendem Lachen fragt Ziegendurdu: „Muß ich ihn jetzt gestoßen haben?"

„Vielleicht nur etwas nachgeholfen zu

fallen. Da nehme ich dennoch an: die Person war für Sie."

Ziegendurdu ist fassungslos, er wirft wie ein Ertrinkender die Arme. „Soll ich jetzt partout in die Schlinge hinein, weil kein anderer da ist? Ich bin doch auf der Böschung 'runtergerutscht, und guter Gott! knapp genug war's, daß ich in der Finsternis hätte in den Schlund fallen können, und auch den Arm zerbrochen hab' ich!"

„In der Tat," sagt Advokat Hove und blättert in den Akten, „die Besichtigung am Tatort hat ergeben, daß es auf alle Fälle lebensgefährlich war, in die Kuhle abzustürzen."

Advokat Holst blättert auch in den Akten, sagt: „Daraus folgt noch nicht, daß der Angeklagte nicht die Absicht gehabt hat, Marbaix hinabzustoßen. Es ist ihm eben unversehens ein kleiner Abrutsch passiert."

Advokat Hugh sagt: „Ich denke, Zeuge Marbaix wird uns nähere Auskunft geben können über die Person mit dem Arm, den beide Männer auf der blauen Wand gesehen haben. Ich bitte zu fragen, ob Zeugen Marbaix diese Person bekannt ist?"

Marbaix steht schon wartend. Er hat diese Frage gefürchtet, wie einen Schuß aus dem Hinterhalte. Seine Hand tastet an der Knopfreihe seiner Jacke entlang, unruhig, von zuckenden Nerven gezerrt. Er stößt seine geballten Hände in die Jackentaschen und bäumt die Schultern zurück, so als müßte er sich wehren gegen einen Stoß, der ihn umwerfen soll. Seine Antwort ist wie eine düstere Drohung: „Ich hab' nur den Arm gesehen."

„Den Arm, nicht den Schatten?"

„Ich — weiß nicht —"

„War der Arm stark — wie dieser?" Der Vorsitzende streckt den linken Arm vor mit der geballten, dickgeäderten Hand und dem Siegelring.

„Nein, Monsieur!"

„Also nicht so stark, — mager? Vielleicht der Arm eines jüngeren Mannes? Eines Lehrlings? — Wenn es Sie belastet, können Sie die Antwort verweigern."

„Mich?! Nein, nein, nein! Ich wollt' bloß sagen — es scheint mir so — jawohl! Es war der Arm einer Frau!"

Steht da und ist elend und möchte seinen Worten nachlaufen und sie totpeitschen. Aber man will ihn verdächtigen, man könnte ihn in der Schlinge fangen, er hat eine große, heimliche Angst. Wenn er im Loch sitzt und stumm ist, kann es manchen Leuten recht sein. Es soll aber manchen Leuten nicht recht sein! Und schreit wieder in den Saal: „Es war der Arm einer Frau!"

Drei Advokaten liegen über den Akten, blättern, kritzeln. Auf dem Gerichtstisch trippelt ein schwarzes Männlein, diktiert den Herren Aufregendes in die Feder, zischelt von einer „neuen Wendung des Prozesses" und cherchez la femme und derlei, und springt dann ins Tintenfaß.

Der Vorsitzende hebt den Kopf. Unter den gesenkten Lidern fährt ein Blick über Marbaix hin. Dieser Mann hier vor den Schranken steht aufgepeitscht zu gewalttätigen Gedanken, man darf ihn nicht zur Ruhe und Überlegung kommen lassen.

„Zeuge Marbaix, diese Frau kam Ihnen zu Hilfe, als sie das Licht ausdrehte. Der Plan war überlegt. Sie konnten in der Dunkelheit entweichen, ihre Gegner abstürzen lassen, jedenfalls ist das Licht für Sie zur guten Stunde gelöscht worden, sonst wären Sie nicht mit dem Leben davongekommen —" Er hält inne. Der Tisch schüttert, Sylvain Marbaix liegt dawider, seine furchtbare Aufregung läßt das Geländer erbeben, das er umklammert hält.

„Monsieur, was sagen Sie da?! Sagen Sie das nicht! Sie wollt' mir nicht helfen, sie wollt' mich stumm machen, daß dann keiner mehr sagt, mit mir ist sie einmal gegangen, daß ich ein Anrecht hab'! 'runter mußt' ich!! Tot mußt' ich gehn!! Ich hab' als lang die Zange im Kopf. Jetzt weiß ich's! Jetzt sag' ich's!!" Seine Faust saust nieder auf den Tisch, die Tintenfässer klirren, die Blätter rascheln, die Herren springen nicht auf, denn belgisch Blut schäumt schon mal über, man nimmt's nicht tragisch. Was wird Sylvain Marbaix jetzt sagen? — Er sagt nichts. Mit weitoffenen Augen stiert er, ganz erschrocken, ganz elend.

Ruhig und bestimmt sagt der Vorsitzende: „Sie sprechen von der Tochter der Bas rose."

Keine Antwort. Marbaix steht noch wie versteinert. Der Name ist gesprochen, er klingt schon wie ein Urteil. Ziegendurdu ist halb von seinem Sitze aufgefahren, sinkt wieder nieder, überlegen will er, lauern will er, hei! Diese Überraschung,

was wird's nun werden? Ist es Vorteil oder Nachteil? Hei was? Hei nein!

Marbaix huckt zusammen, sein Kopf fällt schwer vornüber, seine breite, feste Stirn hält den Anprall aus, wie Zugstiere das Joch, mit dem sie ihre Lasten schleppen. Jetzt mögen sie fragen und ihn mit Verdächtigungen sticheln, er antwortet nicht, er wird einschlafen und an die Zange denken, die sie ihm im Kopfe gelassen haben.

Der Vorsitzende: „Sie waren mit der Tochter der Bas rose verlobt, nicht wahr?"

Marbaix schweigt.

Advokat Hugh sagt: „Ein Geheimnis, über das ganz Ecausinnes Zeugnis ablegen könnte." Advokat Hove sagt: „Man müßte die Tochter der Bas rose befragen."

Der Gerichtsdiener ruft in den Gang: „Mademoiselle Aimée Pête!"

Da verstummt das Geschwätz in dem Gang, und eine Stimme wirft es der andern zu: Aimée Pête! Aimée Pête! Aimée Pête!

Und das Verwundern, die Erwartung, die Neugier aus dem Gange wälzen sich in gedämpften Schallwellen, wehen unsichtbar aber fühlbar in den Gerichtssaal. Die Herren am Tische sitzen harrend. Nun soll Aimée Pête kommen.

Was wird man von Aimée Pête hören?

Und Aimée Pête geht ein Geschwätz und Geflüster und ein dunkles Gerücht voraus.

Kommt herein und geht hastig fünf, sechs Schritte in Eile und Beschämung und Verzweiflung. Lieber Gott, was will man von ihr? Ihr Name soll nicht vor Gericht genannt werden. O, ihr Herz schreit — Nur bis zur Treppe gelangt sie. Dort hinauf kann sie nicht. Sie steht angenagelt. Oder sie wird umfallen und sterben. Sie wird nicht neben den Mann treten, der droben steht. Sie wird aufschreien und umkehren. Da faßt sie der Gerichtsdiener am Arm, sie zuckt auf, sie läuft die Treppe hinauf. Und ist droben. Und ist gejagt und entsetzt und schön. Die weißen Gesichter auf den schwarzen Schatten der Talare starren befriedigt. Der Vorsitzende spricht mild. Er spricht lange, ehe sie weiß, daß er spricht.

„Sie kennen den Zeugen Marbaix? Wie lange?"

„Zwei Jahre."

„Er kam öfter zu Ihnen?"

„In die Schenke, wenn er dienstfrei war."

„Er wollte Sie heiraten?"

„Ich weiß nicht."

„Aber er kam doch in die Schenke Ihretwegen?"

„Es kommen auch andere deswegen," sagt sie und erglüht in Schamröte.

„Im Dorfe war wohl keiner über Marbaix' Absichten im Zweifel. Sollten Sie es allein gewesen sein? — Doch wohl kaum möglich."

Sie spricht leise: „Ich — wollt' ihn nicht heiraten."

Advokat Hugh sagt: „Dann beantrage ich den Besitzer des Hauses ‚Drei Fliegen auf einen Schlag' zu vernehmen, der bezeugen wird, daß Sylvain Marbaix mit ihm wegen einer Einrichtung verhandelte, da er heiraten wolle."

Advokat Host sagt: „Beweist noch nicht, daß er Bas rose heiraten wollte."

Advokat Hove sagt: „Es ist eine Zeugin, die den Beweis auf ihren Eid nehmen will. Die Zeugin ist el Patie."

„Man rufe el Patie," sagt der Vorsitzende.

„El Patie," ruft der Gerichtsdiener in den Gang. Es antwortet ihm ein Stimmenwust. Von einer Menschenwoge gestoßen, geschoben drängt die große dünne Gestalt der el Patie herein. Ihr Rosenhut schwankt in dem bauschig gekräuselten Haar. „Soll ich 'rauf?" fragt sie an der untersten Stufe und steigt widerwillig hinauf. Sie ist sehr entrüstet, sie möchte nicht neben „so einer stehen". St! keine Beleidigung, sagt der Richter. Es wär' keine Beleidigung, meint die el Patie, man wüßt' doch in den drei Dörfern Ecausinnes, daß die da wechselweise aus der Hand eines Liebhabers in die andere gehe, jetzt sei es —. Da muß sie zurückweichen. Aimée Pête rückt auf sie los, todblaß. Wenn der Name hier an dieser Stelle ausgesprochen wird, den el Patie schadenfroh auf den Lippen hat, dann wird etwas zertrümmert, das so aussieht, als sei es bisher ihr Glück gewesen. Nein, nur nicht diesen Namen! schreit ihre Herzensnot. Und nun um so mehr diesen Namen! höhnt es in el Patie. Angriffslustig funkeln ihre kleinen nichtssagenden Augen. Ihre Stimme schrillt: „Man weiß doch, warum sie den dummen Marbaix abgesägt hat. Wenn ein nobler Freier kommt —"

„Sie soll schweigen, Monsieur, sie soll schweigen!"

„Haïe ja, weil der noble Freier —“

„Sie soll bloß antworten und nicht schwatzen!“ wütet Advokat Holst.

Der Vorsitzende sagt: „Sie haben auf meine Fragen zu antworten, nichts weiter!“ Sie sind alle darin einig, ein Name muß geschont werden — so wie man des Königs Namen schont.

„Wissen Sie, daß beide Zeugen in Beziehung standen?“

„Sie ist seine Braut! Ihre eigene Mutter hat's gesagt!“ Aimée Pête will verzweiflungsvolle Worte rufen, da vollendet el Patie schnell: „Und gesagt hat sie mir: zwei Eisen wird es sich im Feuer halten, mein Rotstrümpfchen, ist's der eine nicht, so ist's der andere —“

„Lüge! Lüge —!“

„— den Sylvain Marbaix würde sie heiraten, wenn der —“

„Monsieur, sie darf nicht —!“

„— der Herr Lié Macq vom weißen Haus nicht anbeißt!“

Dann ist's ganz still. Aimée Pête atmet nicht mehr, sie ist wie eine Leiche, sie ist jetzt gestorben und möchte, daß man sie hinaustrage und außerhalb der Welt verstecke.

Ihre Gedanken werden aber noch einmal aufgerüttelt. Das ist, als Sylvain Marbaix' Stimme laut und fest durch den Saal hallt: „Sie ist nicht meine Braut!“

Ihr Kopf schnellt auf, das Leben drängt wieder in sie, die Freude, die Rettung! Er sieht nach ihr, flüchtig, ein müder, unfroher Blick, dann steigt er die Treppe hinunter. Er ist entlassen.

Im Kreuzfeuer des Verhörs steht el Patie. Ob sie Gründe habe, gegen Aimée Pête auszusagen? Nein, gar keine! Warum denn der Eifer, sie zu kompromittieren? Ei, kein Eifer wär es, Pflicht wär es! Ob auch beim Goûter während der Rede? O, gerade dort. Es sei Humbug gewesen, Täuschung des Publikums, eine Präsidentin dürfe mit keinem vorher ein Verständnis haben; was bei dem Rotstrümpfchen recht wäre, müßte bei andern billig sein, z. B. bei ihr, der el Patie, bei der korrekt verfahren worden sei.

„Demnach ein Motiv persönlicher Rache,“ notiert sich Advokat Holst. El Patie zuckt die Achsel. „Meinetwegen, Herr Advokat.“

Der Vorsitzende spinnt die Begebenheit weiter. Mit einer entsprechenden Handbewegung und wenig Worten kürzt el Patie die Historie.

„Die Jungens gerieten dann aneinander, und so ist es nun.“

„Der Sprung ist etwas rapide. Wie wird der Streit zwischen Ihnen auf die Jungens übertragen?“

„Da ist eine Lücke,“ konstatiert Advokat Hove.

El Patie sieht die Herren der Reihe nach überlegen an. Sie möchte kopfschütteln. Wie springt ein Funken ins Stroh oder ein Floh aus den Lumpen? Sie fragen gräßlich dumm. „Eh, meine Herren, die Leute ärgern sich auch.“

Advokat Holst sagt: „Ich beantrage, festzustellen, wer sich zuerst geärgert hat, el Patie oder die Leute?“ und fügt hinzu, das sei sehr wichtig.

Advokat Hugh sagt, die Protokolle müßten das ergeben. Der Gerichtsdiener bringt die Protokolle. Die einzelnen Aussagen lauten: Hanotiaux: ‚El Patie trat unter uns und meinte, es sei eine Schande —‘ Taminiaux: ‚Da kam zufällig el Patie her, und da haben wir eingesehen —‘ Regibeaux: ‚Wir standen zusammen, und als grad' el Patie vorüberwollte, sagt' sie uns—‘ Dem Gerichtsdiener wird abgewinkt. Advokat Holst sagt zum Schlusse nichts, er macht bloß eine Armbewegung, legt die innere Handfläche breit offen, ganz unzweideutig: es läg' sonnenklar auf der Hand! — Was? — Die Richter wissen es. Der Vorsitzende sagt es: Rachsucht ist das Motiv!

El Patie lächelt mit dünnen Lippen, sehr spitz, sehr überlegen. Wenn man alle Weiber, die sich mal in die Haare geraten, vor Gericht zitieren wollte — haïe, was eine Affäre! Mit gerunzelter Stirne schreit der Richter: Es handele sich hier nicht bloß um ‚In die Haare fahren‘, und mit Donnerstimme: „Vorsätzlicher Mord!! Mordversuch!!“

Da muß el Patie sich aufs weiße Gerichtsgeländer setzen, um nicht vor Lachen umzusinken. Aufspringen die schwarzen Herren. Unerhört! Ungebühr vor Gericht! Strafe! El Patie lacht nicht mehr. Achselzucken. Meinetwegen, sie kann sich auch ernst halten, wenn sie sich anstrengt, also, bitte. Die schwarzen Herren sagen: „Frechheit!“ — Das Verhör prasselt. Die Fragen peitschen ihr um die Ohren. Ihre

Aussagen stehen konträr mit denen Aimée Pêtes. Tymian Tassignon sei ein lieber Gast bei Bas rose gewesen, sagt die. Tymian Tassignon sei ein wütender Feind geworden, sagt el Patie. Und Ziegendurdu sagt: „— erst nachdem wir von el Patie dies und das gehört haben, wir Steinmetzen ...“

Es treten die Steinmetzen auf.

Der erste sagt aus: „Sollt' man sich nicht giften, daß die von Lalaing darauf ausgehen zur Stadt zu werden —“

Der zweite: „— daß also die Dorfbuben städtisch werden und sich blähen wie Brotteig!“

Der dritte: „— daß das Heiratsdorf ein' Blamag' wird in der Welt, wo doch Buben genug in den drei Dörfern zur Mariage sind!“

Ob sie das schon früher gemeint hätten? Seit 1908? Warum erst jetzt? — Das wissen sie nicht. Man hätt' halt so darüber gesprochen. Paternotte meldet sich und meint, el Patie hätte freilich viel darüber gesprochen, und dann hätten die Steinmetzen losgebrüllt. Ob aufgehetzt durch el Patie? Ei, schwillt der Steinmetzen Ehrgefühl, ei, brauchen sie ein Weibsbild, um sich für eine gerechte Sache zu erzürnen?! Paternotte sagt, nach Ehr' und Gewissen hätte es ihm geschienen, el Patie habe die Steinmetzen gehetzt, wie der Schlächter den Hund aufs Kalb, aber die Steinmetzen hätten's nicht gemerkt. Da denken die Steinmetzen, daß sie dem Paternotte die krummen Knochen entzwei schlagen werden.

Die Gesichter glühen. Das Verhör glutet. Jede Frage stäubt Funken aus. Jedes Wort ist heiß zum Anbrennen. Also hätten die Steinmetzen im Roten Pelikan den Beschluß gefaßt, gegen Marbaix loszuziehen. — Nein, nein, nein! Marbaix sollte aufgeklärt werden. „Verhetzt,“ sagt der Vorsitzende. Dann aber zogen die von Lalaing herbei, die auch auf Marbaix lauerten, und so kam's zur blutigen Schlägerei.

Aber die Steinbrüche!

Ziegendurdu sei der Ratgeber —

Aber das Licht!

Da springt Ziegendurdu fahl und mit wütenden Augen auf: „Ich klage el Patie an, das Licht gelöscht zu haben!“

El Patie lächelt. „Wer hatte denn mehr Interesse dran, daß der Marbaix sang- und klanglos aus der Welt verschwindet?!“

Aimée Pête ächzt hilflos auf.

„Wirst mich doch nicht meinen?!“

„Nun, da du dich selbst meinst —!“ sagt el Patie kalt.

„Sie haben mich alle beim Goûter gesehen, sie sollen's bezeugen, ruft sie doch 'rein —!!“

„Es gibt eine Stund', da hat dich keiner mehr gesehn, da warst du fort aus 'm Goûter, da hat man gefragt: ‚Wo steckt denn das Rotstrümpfchen? Was für eine Präsidentin, die man nicht beim Tanz sieht!‘“

„Jawohl, ruft sie nur herein, sie sollen's alle bezeugen: Das Rotstrümpfchen war eine Zeit vom Goûter fort, und derweil kann man wohl zu den Steinbrüchen gelaufen sein.“

Der Vorsitzende: „Waren Sie eine Zeit aus dem Goûter fort?“

Aimée schweigt.

„Wollen Sie uns sagen, wo Sie gewesen sind?“

Herr des Himmels, nein, das kann sie nicht, das wird sie nicht! Sie lag an seiner Brust, von seinen Armen gehalten, von seinen Lippen beglückt — und das hier preisgeben! Niemals! Nie!! Sie geht bis dicht ans Geländer, sie wehrt die Frage ab mit stumm flehender Gebärde, ihr Gesicht ist blutlos und verzerrt.

Da zückt die Frage nach ihr wie ein Messer.

„Können Sie uns darüber keine Auskunft geben? Ich mache Sie aufmerksam, daß viel für Sie davon abhängt.“

Sie würgt hervor: „Ich kann nicht!“ Aber noch flehen ihre Blicke: ‚Seid barmherzig!‘

„Es ist höchste Gefahr für Sie!“

„Ich kann nicht.“

Es wurde Beschluß gefaßt. Gerichtsdiener vor! Aimée Pête hört ein Wort: Untersuchungshaft! Der Vorsitzende mildert es: „Schutzhaft!“ Sie begreift das nicht. Sie geht neben dem Gerichtsdiener, sie verläßt den Saal, sie läßt sich durch Korridore führen, eine Tür wird aufgeriegelt — Herrgott! Hilf! — — Und zurückhallte durch die Gänge ein jammernder Schrei, ein klagendes Echo wallt in die schwatzende Menge und weiter

und lauter und entsetzt. Herrgott, hilf! Hilf! Hilf! Es müßte sich ein Sturmwind aufmachen und den Notschrei davontragen, über alle Dächer, in alle Herzen — und Einer müßte kommen ...

Da ist der Augenblick, wo Lié Macq vor den Schranken steht und bezeugt: „Sie war bei mir!" Und ging und reiste heim und wartete nicht, bis Aimée Pête hinter der verschlossenen Türe heraustrat.

Es wird aber ein großer Lärm. Gerüchte schwirren und werden wieder dementiert. Man weiß nicht, was die Wahrheit ist und was erlogen und was übertrieben. Aber Paternotte läuft umher und sagt, soviel sei sicher, el Patie stehe vor den Schranken wie im Feuerofen, ihr Mundwerk raspele nicht mehr, es sei da eine knifflige Geschichte, eine ganz merkwürdige, oder ob es nicht verwunderlich sei, daß el Patie nicht erklären will, warum sie das Licht gelöscht habe, ob für den Marbaix, ob gegen ihn? Ja, sie habe gesagt, eher wird sie aufs Schafott steigen, als das verraten. Haïe, was verraten? Steckt ein Geheimnis dahinter? Was hat el Patie zu verbergen? Holla, wird man jetzt endlich wissen, warum sie die Hetz' gemacht hat? — Da erheben sie im Gang ein großes Geschrei. El Patie sei verhaftet!

Also wird man's nicht wissen.

Und der Gerichtstag ist zu Ende, und eine große Stille wird. Die aufgebrachte Menge zerrinnt in den Straßen. Die Wirtshäuser werden voll Lärm und Rauch. Das große Ereignis eines schweren Gerichtstages lagert in der Herbstluft. Es macht die Erde unfroh und das Rauschen der entblätterten Bäume ist wie das Raunen in einer Trauerversammlung.

Aus dem Gerichtshause heraus schlüpft das Rotstrümpfchen. Als wär's wahrhaftig die Mörderin, so duckt's ein, so drängt's sich an den Häusern entlang. Wenn schon einmal die Wagschale des Gerichtes über einem Menschen niedergegangen ist, trägt er das Frösteln vor der Schuld in sich und das Grauen vor dem Verbrechen, das auf seiner Stirne gezeichnet stehen könnte wie auf der Kains. Diese M ö g l i c h k e i t, die zum erstenmal in ihr Leben tritt, macht sie schaudern.

Sie eilt und hastet und hat schnelle Herzschläge. Sie denkt, daß sie von ihrem eigenen Grabe zurückkehrt und nun nicht mehr weiß, wie die Lebenden lachen und feiern und sich sorgen. Wohin mit ihr? Um sie ist alles in Scherben geschlagen. Darüber wird der Sproß aus dem weißen Hause nicht hinwegkommen, daß ihr entsetzliches Geschick ihn zwang, sich zu ihr zu bekennen vor den Schranken des Gerichtes. Er läßt sie jetzt einsam ihrer Wege gehen, den furchtbaren Weg von der Gefängnisschwelle aus. Er ist kein Märchenprinz, der kommt und sie heimführt zu Pracht und Herrlichkeit, vor aller Augen, vor aller Welt, gerechtfertigt, gekrönt. Nein, das ist er nicht. Er wird peinvoll in seinem Palaste sitzen und seine Gedanken ordnen und erwägen, was in seiner Lage geboten erscheint und was nicht. Kein überschäumendes Gefühl wird ihn in ihren Weg jagen, kein heißer Impuls ihn zu einem faux pas in den Anschauungen seiner guten Erziehung veranlassen. Wenn er sein Inneres in Ordnung gebracht hat, wird er ihr Nachricht geben, ob er gewillt und seine Liebe stark genug ist, nun, da ihr Verhältnis an die Öffentlichkeit gezerrt wurde, die Konsequenzen zu ziehen und zu ihr zu halten, oder —! Sie steht wie von einem Steinwurf vor die Stirn getroffen. Das Entsetzen lähmt sie. Sie ist seiner so wenig sicher, spürt noch so sehr die fremde Linie zwischen seiner Anschauung und der ihrigen, daß sie auf vieles gefaßt ist, was ihr einmal durch ihn kommen könnte. Auch d i e s Entsetzliche: Daß er achselzuckend dies Verhältnis beiseite tut, wie ein großer Herr eine Liaison abschüttelt und weiter keinen Defekt am Namen behält. Aber sie! Nein! Nein! Nein!! Sie stürzt vorwärts, sie läuft, sie meint schon, daß Vorübergehende stehen bleiben und ein Wort rufen, das sie beim erstenmal schon töten wird.

Nun ist sie in wirrer Angst, nun ist sie in hilfloser Verlassenheit, dem Weinen nahe. Diese Liebe hat ihr wenig Sonne gestreut. Aber das bißchen Scheinchen reichte aus, sie an den Mann mit tausend Sehnsüchten und Wünschen zu ketten. Und wenn diese schmale aristokratische Hand ihr Wunden auf Wunden schlägt, sie wird dieser feinen Männerhand folgen, wohin sie ihr winkt. Sie wird mit ihrem stürmischen Herzen in der kalten Sphäre dieses einen Menschen stehen und sich nicht

auslöschen lassen. Es ist ihr Schicksal. Sie will nicht dagegen an. Sie liebt ihr armes, ihr entsetzliches Schicksal.

Sie geht schnell. Rote Backsteinhäuser stehen in herbstlichen Gärten. Die Georginen und Astern längs den Zäunen halten steif und hochmütig die Köpfe. Und die Gärten duften herb und kühl. Da wird eine Wolkenspalte und läßt rotgolden einen Strahl Herbstsonne herausgleiten. Kein Glanz, der wärmt. Aimée Pête geht in dem Schein, der unter ihr die Erde weich macht, schwarzbraune Ackerkrume, die noch nicht von Fußgängern zum steinfesten Wege eingestampft ist. Rechts schließt sich an die Gartenzäune eine vom Unwetter verwaschene Mauer. Die Wuschelköpfe der Bäume ragen darüber heraus, knorrige Äste recken weit in den Weg. Linker Hand rieselt ein Bach, halb ausgetrocknet, Haufen von Scherben und Unrat an seinem Böschungsrand, und hier und da eine oder zwei Pappeln, wolkenhoch steil, in frostiger, kahler Schönheit. Und die Sonne wirft rotes Gold darüber. Auch über die schwarzbraune Ackerkrume. Auch auf Rotstrümpfchens fieberglühendes Gesicht. Da muß sie geblendet niederblicken auf die schwarzbraune Ackerkrume. Es sind Fußstapfen darin. Eines Menschen schwere, fast vom Boden unlösbare Schritte. So geht ein Mensch, der bleierne Glieder schleppt. Und ein Mensch geht so, der keine Heimat hat und der denkt: ‚Es erwartet mich keiner.‘

Rotstrümpfchen muß das Gesicht niederhalten und auf die Fußstapfen blicken. Die breiten Eindrücke der Nägel bohren sich in die Erde. Sie lenkt mechanisch in diese Fußstapfen ein. Ihr wäre wohl, wenn sie in eines starken Mannes Spur einlenken könnte und der vor ihr herging, schützend und abwehrend, wie ein breiter, stählerner Schild, den seine Faust hält, und so treu und gewaltig und wahrscheinlich nicht aristokratisch. Und wie sie so in diesen Spuren wie in einer Handschrift liest, hört sie auch den Schall dieser Fußstapfen — dicht vor sich. Sieht auf und sieht Sylvain Marbaix.

Sie freut sich. In ihrer schrecklichen Angst freut sie sich. Sie weiß gar nicht warum. Aber sie hat so unendliches Vertrauen, daß er gut mit ihr sein wird, trotz allem, daß er Pein leiden wird um sie, und sie nicht verdammt. Daß er nicht das Herz hat, das Rotstrümpfchen mit Wut und Verachtung zu züchtigen, weil es aus seinen Armen hinweg in andere geflüchtet ist und jetzt vergessen hat, daß es einen treuen, ehrlichen Menschen einmal lieb gehabt hat. An diesen Menschen klammert sich ihr starkes Vertrauen. Und fürchtet nicht seine brutalen Fäuste. Ihre Stimme zittert ihm nach: „Sylvain!“

Was will sie von ihm? Ach, weiß sie es denn? Sie möchte ihm ein Wort sagen. Vielleicht weiß sie, was sie sprechen muß, wenn sie bei ihm steht und seine schwielige Hand faßt und ihm das klar legt, was sein muß, was sie in die Arme des andern stößt, ohne Rückhalt, sie muß es! Man kann nicht gegen sein Geschick.

„Sylvain!“ Da läuft sie und überholt ihn und erwartet ihn unter den hängenden Ästen des rotblätterigen Baumes dicht an der Mauer.

Er kommt und sieht gerade aus. Er wird seine Blicke nach innen richten, um sie nicht anzusehen. Aber wo er auch hinlenkt, sie ist vor ihm. Da sagt er ohne Aufregung und freudlos: „Geh weiter, oder laß mich vorüber!“

Sie hört, daß seine Zunge schwer ist, es ist nicht mehr seine Stimme. Sie fragt bang: „Warum sollst du vorübergehen?“

„Warum soll ich bei dir stehn bleiben?“

„Wir können uns doch freund sein.“

„Ich bin dir freund. Hast du das noch nicht gemerkt?“

„Ja, ich hab's gemerkt, Sylvain.“ Leise sagt sie's, wie man bei Kranken redet.

„Jetzt wüßt' ich nicht mehr, was wir noch mitsammen wollen.“

Sie sagt ganz trostlos: „Ich weiß auch nicht. Aber — vorübergehen kann ich nicht. Ich werd' mein Lebtag dran denken müssen, was ich dir Lieb's antun könnt'.“

„Wenn du mir Lieb's antun willst, dann komm nicht mehr dahin, wo ich bin.“

„Ich hab' nicht anders können, Sylvain.“

„Ja, du hast nicht anders können.“

„Hätt' ich dich geheirat't und immer an den — andern gedacht —“

„Für dich wär's nicht gut gewesen, für dich.“

„Für dich auch nicht, Sylvain —“

Er wühlt die Hände tief in die Taschen, läßt den Kopf hängen, lacht vor sich hin.

„Für mich hätt' ich's schon ausgehalten. Ich hab' immer viel ausgehalten und war zufrieden. Ich hab' zwei Jahre in der Schenke Bas rose gesessen und hab' gemeint, daß bald Hochzeit ist. Und dann hab' ich mich verleugnen lassen und mein' immer noch, daß Hochzeit ist. Und dann sag' ich's selber vor Gericht, es hat niemals Hochzeit sein sollen! Siehst du, was ich aushalte!"

„Lieber Sylvain, ich hätt' nicht mit dir Hochzeit machen können!" Sie schluchzt es heraus. Sie hätte mit der gleichen flehenden Innigkeit sagen können: ‚Lieber Sylvain, ich muß dich töten!'

„Hätt'st nie dran gedacht, mit mir die Heirat zu machen?"

„Wie man ans Altsein denkt. Ich hätt' dich genommen, wenn ich alt war."

„Aus Not?"

„Man heirat't, um versorgt zu sein."

„Und jetzt?"

„Hab' ich's nicht mehr können."

Da fallen seine Schultern schlaff. „Ich hätt' dich genommen, wenn du alt warst."

„Sylvain, sei nicht so, treib' mich fort!" Die Tränen rollen ihr übers Gesicht. „Ich kann nicht anders, ich muß dir viel Leid antun!"

„Das mußt tun — für den?!"

„Ich kann doch nicht anders."

„So heiß ist es?" fragt er stockend. Da drängt sie an seine Schulter, preßt seinen Arm. „Ich bin krank an dieser Lieb', ich kann mir nicht mehr helfen. Und wenn's mein Unglück ist —"

„Und du meinst, daß er mit dir Hochzeit macht?"

„Er hat's versprochen."

„Wenn der Lié Macq das verspricht, hält er's. Freut's dich?"

Und nun merkt sie nicht, wie seine Stimme leise und lauernd wird. Er hält seine Schulter steif, er spürt ihr heißes Gesicht darauf. „— und es wär' ein Glück ohne End', Aimée Pête."

„O Sylvain, ich mein' so."

„— und wenn ihr eine Reis' zur Hochzeit macht —"

„Ja, fortreisen möcht' ich schon."

„Denk' mal, wenn ich dann den Zug fahren könnt'!"

Sie hebt sich von seiner Schulter, sie sagt: „Ich möcht's nicht."

Er starrt sie an. Seine Gedanken erwachen jäh. Warum möchte sie nicht? Fürchtet sie sich? Ist's zum Fürchten? Was?! Was! Hat er daran gedacht? Nein! Ei nun, so soll sie es nicht wachschütteln. — Er sagt: „Ich will jetzt gehen."

„Ich mein', wenn wir jetzt aneinander vorübergehen, braucht's nicht im Zorn zu sein, Sylvain."

„Nein, ich hab's vor Gericht gesagt. Was gehst du mich noch an?!" Macht einen Schritt zu ihr hinüber und dicht vor ihr. Noch einmal wallt Groll und zertretene Liebe in ihm auf: „Jetzt hab' ich vor Gericht meinen Anspruch auf dich aufgegeben, jetzt hast den Weg frei, jetzt brauchst mich nicht mehr zu verleugnen. Und wenn sie dir alle zuwider reden, ich hab's vor Gericht gesagt: sie ist nicht meine Braut! Es ist niemals im Leben etwas so wahr gewesen. Aber erst jetzt hab' ich's gewußt. Und nun kann dein Freier kommen."

„Daß ich so froh über das sein muß, was dir Leid macht!"

„Red' nicht," und mit schwerer Zunge: „vielleicht ist's die letzte Freud', die du von mir hast." Geht schnell an ihr vorüber. Sie kann ihm nicht mehr folgen. Die rotgoldene Herbstsonne leuchtet hinter ihm. Ein geschlossener Wagen jagt an ihm vorüber. Die Räder wälzen in die Pfützen, daß das Lehmwasser über Sylvain Marbaix hinspritzt. Auf dem Wagenschlag ist das Wappen des weißen Hauses: Hammer und Stichel gekreuzt.

Aimée Pête drückt sich an die Mauer, zieht den rotblätterigen Ast vor sich nieder. Versteckt und unerkannt will sie stehen. Da hält der Wagen vor ihr an, und Omer Pête springt vom Kutschbock. „Wir sollten dich vom Gericht abholen, steig ein!"

Er muß sie am Arm nehmen und hineindrängen. Er ist steif und förmlich. Er hat strikten Befehl, an den er sich halten muß. Jetzt ist er kein Bruder, jetzt ist er Groom in Diensten des weißen Hauses, und vom Kutschbock blinzelt der Herrschaftskutscher nach ihm. Er kann sich nicht enthalten, Rotstrümpfchen hastig zuzuflüstern: „Wir sollten die Dame abholen — die Dame hat er gesagt!"

Zuklappt der Schlag, flink steigt Omer auf. Weich wie auf Sand gleitet der Wagen. Die Pferdehufe klatschen. Aimée sitzt un-

glückselig. Die Wagenfenster spiegeln, die graue Polsterseide duftet vornehm, der Teppich bauscht weich um ihre Füße, kalt und aristokratisch und herrlich.

Lieber Gott, wenn er gekommen wäre, neben ihr herging, auf der schwarzbraunen Ackerkrume und in der rotgoldenen Sonne — lieber Gott, vielleicht hätte sie sich nicht so einsam gefühlt.

Und von der kalten, rotgoldenen Sonne überflutet, läuft die stolze Karosse.

6. Kapitel.

Die Klingel gellt durchs weiße Haus. „Ei Mordio! Jean! Joseph! Henry! Wo steckt die Bagage? Bezahlt man die Klique mit schweren Franken und muß sie aus allen Ecken und Enden zusammenläuten! Parbleu, Domestiken! Jean!" Der Herr und König brüllt nach seinem ersten Frühstück. Neun Uhr schlägt die Glock.

Droben klappt eine Türe zu. Steinbruchkönig schlurft über den Parkettboden seines Ankleidezimmers. Den schwarzen Plüschschlafrock schlägt er um die hagere Gestalt und steht gebückt vor einem Wasserkranen, aus dem der kalte Strahl quillt. Ein Behälter aus weißem Milchglas fängt ihn auf. Und Steinbruchkönig tut, was er schon als Steinklopfer am Wasserstein seiner seligen Frau getan hat, er reinigt sich Mund und Zähne in dem frischkalten Wasser und er sagt, daher käm's: er ist nie beim Zahnarzt gewesen. Seine Zähne blitzen gesund und weiß in dem runzelroten Gesichte. Kein Zahn fehlt, kein einziger. Er wird mit unversehrtem Gebiß sterben. Tritt vor den Toilettenspiegel und bürstet sich den weißen starken Schnurrbart. Die Haut ist rot bis in das buschige, schlohweiße Haar hinein. Eine fliehende Stirne mit zwei Stoßecken, ein harter Schädel, der keine Kompromisse macht. Die Schnur des Schlafrocks zieht er über den hageren Lenden zusammen, geht, schleppt die Füße nach. Sie stecken in Filzgaloschen, aber das Vorderblatt ist mit Goldfäden bestickt. Als die erste Million gerundet war, hat die Frau selig diese Stickerei anfertigen lassen. Mit gesponnenem Gold! Sie waren ausgestellt in Brüssel im Paramentenhause Rue Leopold.

„Allons, Mirza!"

Der große, weiße russische Windhund mit den eingesunkenen Weichen, den Seidenzottelhaaren und dem aristokratischen Gang springt auf und dem Herrn voran. Mirza weiß Bescheid, Mirza ist gescheit. Sie springt an verschlossenen Türen empor, umklammert die Klinke mit beiden Pfoten — auf fliegt die Türe, krach! manchmal auch eine Vase oder Säule oder Schale zu Boden. Macht nichts. Wenn nur Mirza gescheit ist und ihrem Herrn die Türen öffnet. Hinter ihnen her schleicht gravitätisch Jean, der Leibdiener, und schließt.

Die selige Frau hatte einmal gesagt: „Lié, warum sollst du dich selber bemühen, wenn du Domestiken hast?" Er strengte sich also an, seine eigene Bewegungsfreiheit einzustellen und wurde nicht fett dabei. Aber der Durst blieb in gleicher Höhe. Er hatte sich ein Kasino bauen lassen, wo Auserwählte mit ihm verkehren durften. Saß dort und trank schweigend zwanzig Glas Bier, zwanzig. Es ist eine strikte Zahl seit der ersten Million, die er rundete. Er sagt, daß eins — auch nur eins — mehr ihm Beschwerde verursachen würde. Läßt sich heimfahren, und dann wissen die Auserwählten, daß auch sie das Lokal zu verlassen haben.

Also gehen die drei, der Hund, der Herr, der Diener, die lange Flucht der Zimmer und Korridore ab. Vom Ankleideraum in die Bibliothek, durch die Loggia ins Musikzimmer, ins Zimmer der Dame, das verstorben aussieht wie ein Mausoleum, und ins Speisezimmer.

Der Alte speist allein. Er hat es schon so gemacht zu Lebzeiten der seligen Frau. Er duldet keinen anderen Verkehr um sich als Geschäftssorgen, seine Hunde, Jean. Man kann nicht sagen, daß die selige Frau unter seiner Abwesenheit gelitten hat.

Und der Herr stürzt sich in den Saffiansessel. Tee und geröstetes Brot stehen neben ihm, auch Eier und kalter Aufschnitt. Daneben Kaffee nach türkischem Aufguß, denn sein Geschmack am Morgen ändert sich. Wenn die Erinnerung an den Hunger der Vergangenheit in ihm lebendig wird, greift er zu Schwarzbrot mit Gervais, trinkt Kaffee. Die Wasserkaraffe dazu. Und nicht zu vergessen die silberne Platte mit den Briefschaften, Zeitungen, meist Handelszeitungen, Bettelbriefen, auch Drohbriefen, Erpressungen. Er sucht zuerst nach den Lokalzeitungen, wählt das grüne Journal her-

aus, die „Sennette". Die Vorkommnisse in den drei Dörfern interessieren ihn. Er kennt sie alle, die Namen, die Familienverhältnisse, die Unternehmungen. Er ist einmal unter ihnen gewandert —. Lang ist's her. Früher erzählte er gern davon. Es war schließlich seine Großtat, der immense Reichtum. Von der ersten Million ab ließ er die Sache auf sich beruhen.

Liest behaglich und schnalzend. Er hat Erinnerungen, er ißt Schwarzbrot. Der Kaffee duftet. Mirza schnauft neben ihm auf dem Teppich. Die mit dunkel gebeiztem Birnbaumholz getäfelten Wände schachteln weit und imposant um ihn wie Mauern. Die Silbergeschirre prangen vom Büfett. Skandinavisches Halbdunkel. Es ist keine Morgensonne, die den Raum hell macht.

Da schurpt Steinbruchkönig den Sessel zurück. Das Journal schlägt er sich aus der Hand aufs Knie, tritt Mirza auf die Pfote, daß sie heulend aufraspelt.

„Jean!" brüllt er. „Jean!"

Jean wird wahrscheinlich im Dienerzimmer im Souterrain Kaffee oder Tee für sich befehlen. Wie der Herr, so der Knecht. Wie kann also Jean hören, wenn der Herr brüllt. Er soll schellen.

Aber der Herr brüllt: „Jean! Jean!!"

Zornrot, oder vielmehr blau, eine schwache Nuance blau, nicht übermäßig, aber sie genügte zu einem Gehirnschlag.

„Jean!!"

Da überwindet Mirza ihren Schmerz in der Pfote und erinnert sich ihrer Gescheitheit. Wenn der Herr „Jean" ruft, muß sie klingeln. Hebt sich in ihrer schlanken, eingesunkenen Länge empor und mit ganzer Senkung auf den Knopf der Klingel. Sie schrillt, sie rasselt, sie lärmt.

„Jean!!" brüllt der Herr. Da schleicht Jean herein und reißt das Tier von der Schelle. „Filou! Taugenichts! Rüpel!" tobt der Herr.

„Nun bin ich ja da!" sagt Jean beruhigend.

„Du bist da, ja! Wenn ich eine Pistole hier hätte, würde ich dich umschießen."

„Wünscht Monsieur Schokolade?"

„Schokolade! Ich lasse dich hinausschmeißen, Dummkopf!"

„Monsieur soll sich nicht echauffieren. Das Blut ist gar sehr im Kopfe, man wird mal wieder viel massieren müssen."

„Was eine Frechheit! Bezahlt man die Klique, um einem Kolleg zu halten? Sie ziehen morgen! Entlassen! Schluß! Haben Sie verstanden?"

„Jawohl, Monsieur."

Wenn Jean dürfte, würde er lächeln. Am Abend wird der Herr ein Goldstück vor ihm — fallen lassen, und das ist Sühnegeld. Auf diese Weise ist Jean schon öfters „entlassen" worden.

Der Herr klopft auf das Zeitungsblatt. „So etwas muß ich natürlich durch die Zeitung erfahren. Man hat Domestiken, die zeitweise in Brasilien wohnen."

„Man wollte Monsieur Lié nicht vorgreifen —"

„Weiß der Diener Jean vielleicht, wo Monsieur Lié ist? Ich weiß es nicht."

„Monsieur ist gestern am Abend noch mit dem Auto weg."

Da gießt der Herr sich Kaffee ein, schmiert fingerdick Käse auf die Schwarzbrotschnitte, und Jean darf eine Weile zuschauen, wie der Herr seinen Appetit stillt. Dann fragt der Herr: „Wer ist Bas rose?"

„Eine Schenkwirtin in Lalaing, Monsieur."

„Weiß ich! Ist die Tochter hübsch?"

„Die Freier von drei Dörfern halten sie für etwas Superbes."

„Dreist?"

„Im Gegenteil, Monsieur."

„Landgans?"

„Gar nicht, Monsieur."

„Bist du verliebt, Narr?"

„Da Monsieur nicht will, daß ich mich verheirate —"

„Bist du verrückt? Wenn mein Diener Jean heiratet, ist er entlassen. Weiter kümmert's mich nicht."

„Jawohl, Monsieur."

„Willst du sie heiraten?"

Da läßt Jean den Mund weit offen und hat keine Fassung mehr. Der Herr fährt fort: „Ich richte euch ein. Nach Brüssel schicke ich euch, hier heraus müßt ihr selbstverständlich. Rufe mir die Bas rose!"

„Pardon, Monsieur."

„Geh und rufe die Bas rose!"

„Monsieur, pardon —"

„Mirza, schmeiß ihn raus!"

Da verschwindet Jean hinter dem Ofenschirm am Kamin und sagt von dort her: „Sie wird nicht kommen, die Bas rose."

Steinbruchkönig steht auf, schlägt den Schlafrock fest um die Lenden, geht bis zum Ofenschirm, gefolgt von Mirza.

„Warum meinst du, daß sie nicht kommt, mein Sohn?"

„Sie wird Monsieur sagen lassen: Rotstrümpfchen will keinen Diener, wenn —"

„Wenn?"

„Wenn Monsieur gestatten, daß ich's draußen vor verschlossener Türe sage."

„Sage es draußen vor geschlossener Türe, mein Sohn. Mirza und ich können uns nicht immer beherrschen. Aber wenn du hier bleibst und Mut hast," er fingert an seiner Weste, legt die goldene Uhr auf seine Hand, „hier!"

Jean hat Mut und bleibt und sagt: „Wenn sie den Herrn haben kann!"

Da lacht der Steinbruchkönig, daß seine Schnurrbartbüschel wehen und Mirza ein Gebell erhebt. Geht und wirft sich wieder in den Sessel. „Komm heraus, Filou! Weißt du, warum Monsieur Lié nicht zu mir kommt und mir von der Geschichte spricht? Eine Heirat würde er wohl mit mir besprechen kommen, meinst du nicht?"

„Gewiß, Monsieur."

„Eine Liaison bespricht man nicht."

„Gewiß, Monsieur."

„Scheinheilige Fratze! Willst du wohl sprechen wie du denkst!"

„Ich meine, dann hätte Monsieur Lié sie gestern nicht mit der Herrschaftskutsche vom Gericht abholen lassen."

„Es ist doch besser, du gehst jetzt hinter die verschlossene Türe."

Da geht Jean ohne Besinnen hinter die verschlossene Türe. Der Alte hockt zusammen. Die blau durchsetzte Röte kreiselt ihm bis tief in den Schädel hinauf. Wagt er das! Die Basrose in der Wappenkutsche! Wenn die das in Ixelles wissen, setzt sich die Diablesse nicht mehr hinein. Und heute kommt er nicht. Hält es nicht der Mühe wert. Eine Liaison. Aber die Wappenkutsche! Mordsbleu! Jetzt flucht der Alte wie ein Steinmetz, stürzt ans Telephon. Holla! Hurtig! Sakri! Wo ist Monsieur Lié? Nicht da? Wo? Wo? Ausgefahren, nicht zurück, hol' euch alle —

Er stapft durch das Zimmer, auf, ab, auf, ab. Mirza in gleichem Schritt und Tritt. Als er dann steht, mit hängenden Armen, da legt sie ihm die kalte Schnauze in die Hand. „Jean!" brüllt er, „Jean! Jean!"

„Ergebener Diener! Hier ist er."

„Schleunigst zum Chauff', unverzüglich soll er nach Ixelles und Mademoiselle herholen, unverzüglich!"

Dann liegt er im Sessel und schnauft, und Mirza schnauft auch. Steinbruchkönig nimmt das Rumfläschchen vom Teebrett, gießt ein paar Tropfen auf Zucker und knuspert. Es beruhigt ihn, das Knuspern. Er greift nach dem Briefaufschneider, einem neapolitanischen Dolch mit Alabastergriff. Das Papier raschelt. Er liest Briefe. Dann wirft er den Briefschneider auf die Platte, daß er klirrt. Die Ungeduld zupft und zerrt in ihm. Die Juliette wird doch nicht etwa —. Dann mag sich der Chauff' hüten. Wenn der Herr befiehlt, der oder jener wird hergeholt, dann hat er ihn zu liefern, tot oder lebendig, ohne Verzug.

Töff! Töff!. Töff! Und durch die Anlagen die Dreiklangtrompete. Wahrhaftig, der Mensch fährt das massive Tourenautomobil, das gelbe, die Arche Noah! Lié ist demnach mit dem Zweisitzer fort. Da er nicht das Dienstauto benutzt hat, gedenkt er auszubleiben. Warum? Was sinnt er? Dieu! Er soll keine Faxen machen!

Der Alte trommelt auf den Tisch, schlägt auch ab und zu mit der flachen Hand auf. Im Vorzimmer Kleiderrauschen. Jean wirft die Tür auf. Mademoiselle kommt, eingehüllt in Staubmantel und Kapuze. Sie ist noch im karmoisinfarbenen Morgenkleid. „Aber, aber, cher papa —"

„Ach was, cher papa! Da lesen Sie einmal das Zeug."

„Zuerst möchte ich Platz nehmen, ich habe noch Herzklopfen. Wenn ich nicht geglaubt hätte, Sie lägen tot, wäre ich nicht gekommen, cher papa."

„Der Chauff' hatte Befehl —"

Da legt sie ihm sanft die Hand auf den Arm. „Sie können Hunden und Dienern befehlen, nicht wahr? — Nehmen wir also an, Sie lägen tot, und ich wäre hier. Bitte!"

Er knurrt. Vor der Intelligenz, wenn sie so ihm konträr in feinen Redensarten geführt wird, beugt er sich. Mademoiselle setzt sich an den Tisch, befühlt die Kaffeekanne. „Ob sie noch warm ist?"

„Jean! Kaffee!"

„Schreien Sie nicht, cher papa, es ist

ein Zeichen, daß Ihre Domestiken nicht hören."

„Sie könnten mich mit Ihrem süßen Gleichmut — und wissen Sie, mit dem ewigen cher papa cholerisch machen. Da lesen Sie doch, chère Juliette."

„Das alles weiß man doch schon vor der Zeitung."

„Und es echauffiert Sie nicht?"

„Unser lieber Lié hat sich blamiert, oder —?"

Da beugt sich der Alte aufhorchend zu ihr hinüber und sie vollendet „— er gedenkt sie wirklich zu heiraten. Hat er mit Ihnen gesprochen?"

Der Alte dehnt sich im Sessel.

„Tiens, tiens! Er hätte mit mir gesprochen: Cher papa, ich heirate die Schenkwirtstochter, habe die Güte, uns vierzehn Millionen gutzuschreiben," lacht erbost, es hallt wie Steinwürfe gegen die Wände.

Mademoiselle sagt: „Er hat nicht mit Ihnen gesprochen? Das genügt. Wenn er honette Absichten hätte, würde er gekommen sein. Strengen wir uns also für eine Chose, die er nicht für dringend hält, nicht zu sehr an. Es ist unerhört früh am Morgen. Sie dürfen sich nicht angewöhnen, Leute aus dem Bett zu holen, cher papa."

Cher papa wütet noch im stummen Nachsinnen. „So ausgemacht günstig kann ich die Anzeichen nicht finden. Wo voyagiert der Sohn jetzt? Er wird mit ihr flüchten. Er bereitet etwas vor, glauben Sie's dem Alten, Juliette."

„Ah nein! Nichts von alledem. Das tut Lié Macq jun. nicht. Er ist zu korrekt. Es ist ihm schon bitter genug, daß seine Name im Prozeß steht, und unter solchen Umständen. Er wird keine neue affaire scandaleuse hinzufügen. Das Laute und Öffentliche verursacht ihm Pein. Er wird sich innerlich martern und nach außen geglättet sein. Es soll Leute geben, die zu ihrem Troste im Leid mitteilsam sein müssen. Ich verstehe aber, daß es Menschen gibt, denen es Überwindung kostet, ihre Bekümmernis zu enthüllen. Ja, sehen Sie, petit papa, so müssen Sie Ihren Sohn nehmen." Und liebenswürdig boshaft mit einem lächelnden Seitenblick auf ihn: „Die Familiennatur konstruiert bisweilen so starke Kontraste. Enfin, der Sohn ist kein klassischer Held aus der Aneide. Er ist ein Kind unserer Zeit. Stark korrekt. Und sehen Sie, darum ist er auf einen Tag oder zwei geflüchtet — vor Ihnen, vor mir und ganz bestimmt vor ihr. — Jean!" winkt sie dem Eintretenden mit beiden Händen. „Kommen Sie schnell, ich bin noch nüchtern." Nimmt ihm die Kanne von der Platte. „Adieu, Jean!" Da weiß der, daß er gehen muß. Steinbruchkönig schlürft den Rest aus seiner Tasse.

„Das ist klug, das ist gescheit, Sie sind ein scharmantes Köpfchen, Juliette. Drei Motive. Ganz prächtig. Wir wollen sehen." Er beginnt wie bei einem Rechenexempel an seinen Fingern zu zählen, zunächst am Daumen. „Er flüchtet vor mir. Er wird sich denken: der Alte wird mir cholerisch, denn auf alle Fälle blamiert man sich nicht mit einer Schenkmamsell. Unser Name soll im Steinbruchlande nicht nur reich, er soll auch vorbildlich sein. Zweitens: er flüchtet vor dieser Basrose. Très bien, fort bien! Man muß vorderhand die Affäre etwas einschlafen lassen. Ich meine, so denkt er, der Sohn. Doch weiß ich es nicht genau, wir verkehren nur oberflächlich. Aber drittens! Sacrebleu! Drittens: Vor Ihnen! Passen Sie auf, Juliette, jetzt werde ich cholerisch. Ja, ja, ja, er soll wie Kain flüchten und sich verstecken vor Ihrem Angesicht. Er weiß doch, daß er Rücksichten auf Sie nehmen muß. Aber Sie, Juliette, Sie sind an allem schuld! Warum machen Sie nicht Schluß? Sie sollen ihn doch heiraten —"

„Pardon, ich pflege nicht meine Freier polizeilich zu requirieren." Sie lächelt bezaubernd. „Ich kann doch warten!"

„Eh nun, jawohl, ich werde mir ihn kaufen, den Schlingel, ich werde mit ihm parlieren, passen Sie auf —" Sie hebt abwehrend die Hand.

„Gar nicht werden Sie! Im Gegenteil werden Sie alles tun, einer Aussprache mit ihm zu entgehen. Wenn er nach Ihnen fragt, werden Sie beschäftigt sein, wenn er Ihnen schriftliche Mitteilungen macht, werden Sie tun, als seien sie ungelesen. Sie werden die Existenz des Sohnes scheinbar vergessen, aber nicht, weil Sie zürnen, sondern weil Sie der ganzen Chose gar keine Bedeutung beilegen —"

„Oho!"

„— gar keine Bedeutung! Nur dadurch

halten Sie die Angelegenheit im Niveau einer Liebschaft linker Hand, einer Liaison, die man nicht ernsthaft bespricht! Ganz einfach: Sie nehmen dadurch dem Verhältnisse die ehrbare Bedeutung, und darüber kommt eine ästhetische Natur wie die Liés nicht hinweg. Nur keine Szene, keine — männliche Aussprache! Das führt ein katastrophales Ende herbei. Ich halte für möglich, daß Lié mit erhitztem Kopfe hingeht und sein Kavalierwort verpfändet. Eh bien, lassen wir es nicht bis zum erhitzten Kopfe steigen."

„Nehmen wir an, mit erhitztem Kopfe wird er sich mir verpfänden! So, wie ich ihn kenne —"

„Da Sie doch oberflächlich mit ihm verkehren!"

Vor diesem Einwand kippt der Alte zusammen. Bon, bon, diese Juliette ist ein superbes Köpfchen, ein gestreiftes Teufelchen — nicht mit Unrecht. Also muß man sie machen lassen. Er hört andächtig zu. „Ich bin nicht für die Rücklösung par force. Man muß jedes Ereignis, und besonders Ereignisse der Seele, sich ausleben lassen. Man muß Gewitterladungen, die mit tausend Volt daherstürmen, ihre elektrische Spannung nehmen. Man muß überhaupt niemals eine Sache wichtig nehmen, die man aus der Welt schaffen will." Sie lächelt lieb. „Man kann so scharmant etwas Terribles todgleichgültig machen, aber tot! Ja, sehen Sie, wir Menschen sind doch nun so. Ein Ereignis, das aller Welt gleichgültig ist, ist eben kein Ereignis mehr. Und welches Ereignis unserer Seele würde uns noch Freude machen, wenn's überhaupt keines ist? Eh bien, schweigen wir dem guten, korrekten Lié sein großes Interesse an seiner Herzensangelegenheit tot. — Noch ein Täßchen, cher papa?"

„Uff, lala! Mon enfant, was bist du gescheit! Ich alter Bär kann nicht so fadenfein denken, ich habe meine Tatze und schlage tot, mausetot. Nachher bezahle ich aber die Begräbniskosten."

Mademoiselle schiebt ein Stückchen geröstetes Brot zwischen ihre Lippen, knuspert. „Lassen Sie mich also machen."

„Sie wollen machen — was?!"

„Ich muß ihm doch Gelegenheit geben, sein Verhältnis in Ehren fortzusetzen."

Der Alte hebt sich im Sessel empor, daß die Armlehnen quietschen und krachen. Auch Mirza springt auf die hohen Beine.

„Das Verhältnis — wie? Was? Fortsetzen! In Ehren! Juliette, passen Sie auf, ich werde cholerisch!"

„O nicht doch!" Sie streichelt seine aufgequollene Hand. Ihre Kinderstimme ist süß wie bei einer Nikolausbescherung. „Was hätten wir denn gewonnen, wenn wir Gegensätze schaffen und Widersprüche heraufbeschwören? Solche Dinge können auch schließlich einen Korrekten zum Ausfall bringen. Machen Sie sich einmal eine Idee davon, wie er nun dieses Verhältnis fortsetzen muß. In der Schenke Bas rose wird er sitzen und Bier trinken, oder im Hausgang stehen und die Wände schaben, oder vielleicht hat er ein Rendezvous im Feld von Waterloo. Man wird ihn im Schatten der Häuser und an einsamen Ecken stehen sehen. Man wird in den drei Dörfern von dem Freier Lié Macq reden wie von dem Freier Pierre Boutin oder Mathieu Poliart oder sonstwem aus der Plebs. Fi donc! Das wollen wir nicht, pas? — Essen Sie, cher papa, Sie trinken zu starken Kaffee. Ich werde also Lié bitten, daß er seine Rendezvous in Ixelles in unserem Hause gibt. Ich protegiere nicht, noch lehne ich ab, ich wahre ganz einfach die Ehre des Namens — den ich einmal tragen soll."

Damit steht sie auf, tritt ans Fenster zwischen die Vorhänge, schiebt sie weit zurück. Sie hat entschieden und bestimmt gesprochen. Hinweggehuscht ist das Lächeln. Aber man soll an diesem Gesicht nicht sehen, wieviel an Güte von ihm übrig bleibt, wenn das konventionelle Lächeln hinaus ist, darum tritt sie ans Fenster. Auch ihre Stimme verrät nichts. Sie ist auf den einen unveränderlichen Ton gestimmt, der für alle Gelegenheiten passen muß.

Steinbruchkönig sieht baß verwundert auf. „Du bist ein unheimlich kluges Mädchen. Du wirst also das Paar kuppeln und warten, bis er überdrüssig wird. Wenn du nur nicht dennoch falsche Rechnung machen wirst."

„Gewiß, es ist eine Balance auf der Nadelspitze. Aber mag es so sein! Der Einsatz ist hoch, darum spiele ich va banque. Wir haben da ein durchaus falsches Proverbe: Les extrêmes se touchent. Gegensätze ziehen sich nie an, sie werden aufein-

andergeworfen wie eine Petarde auf Stein und Eisen: das eine explodiert, während das andere kalt und unberührt bleibt; oder wie Funken im Stroh: das Stärkere entzündet das Schwächere. Aber es ist immer das Gewaltsame, das die Anziehung forciert. Harmonische Verhältnisse schaffen sich nur Gleichgeartete, denn das Forcierte fällt auseinander, sobald das Gewaltsame und Aufgepeitschte und Explodierende heraus ist. Ich werde das so machen: Ich werde sorgen müssen, daß Lié Macq seine Liebe zu der Schenkwirtstochter nicht mehr romantisch sieht, daß sie unsrem Egmont kein Klärchen ist. In unserm Milieu will ich sie ihm zeigen!" Und nun ist in ihrem Gesichte und in ihrer Stimme wieder die glockenhelle Liebenswürdigkeit. „Wenn das seinen Rausch überdauert —!"

„Wenn Sie nur nicht falsche Rechnung machen!"

„Es wäre das erstemal."

„Tiens, tiens, Sie Satanchen —"

„Halt!" Sie drängt in die Gardinen, sie sieht hinunter in den Park und sagte gelassen: „Cher papa, da ist er."

„Der Sohn?"

„Im Auto."

„Führt selbst?"

„Und in Autogarnitur. Er hat den Kopf nicht verloren und Toilette gemacht. Korrekt wie immer. Die Anzeichen sind gut."

„Die Anzeichen sind schlecht, meine Liebe!"

„Warten wir ab."

„Wird er kommen?"

„Er wird sich umkleiden, er wird frühstücken und sich — vielleicht — bei Ihnen melden lassen."

In den Vorräumen starkes Geräusch, vornehmlich von der Loggia her. Lié Macqs Stimme. Er spricht mit Jean. Steinbruchkönig springt auf. „Nun, wie stehen die Anzeichen? Er kommt! Er frühstückt nicht, er macht nicht Toilette. Ah voilà, Ihre Rechnung hat schon den Additionsfehler!"

Da ist sie neben ihm. Ihre zierliche Hand kneift um seinen Arm wie eine Zange.

„Ganz und gar nicht. Die Rechnung wird bloß schleuniger beglichen als ich annahm. Tant mieux! Lassen Sie mich machen, ungehindert, heute und allemal. Und bitte," ihr bezauberndstes Lächeln kräuselt den Mund, „nicht vorzeitig cholerisch werden. Au revoir, cher petit papa!"

Sie schlüpft ins Zimmer der seligen Frau, just als auch dort Lié Macq die Portiere zurückstreift und hastig weiter will. Steht dann und ist nicht überrascht. Er ist noch im Automantel und Kappe.

„Guten Morgen," sagt sie, „von Jean wissen Sie, daß ich hier bin, Lié. Sie sind erstaunt, ich auch."

„Guten Morgen," sagt auch er, ernst, schwer, fast feierlich, wirft die Kappe auf den nächstbesten Stuhl. „Es ist hier wie in einer Gruft," eilt ans Fenster, zieht die Stores auf. „Es wird nicht heller. Der Himmel ist trüb — ich möchte zum alten Herrn."

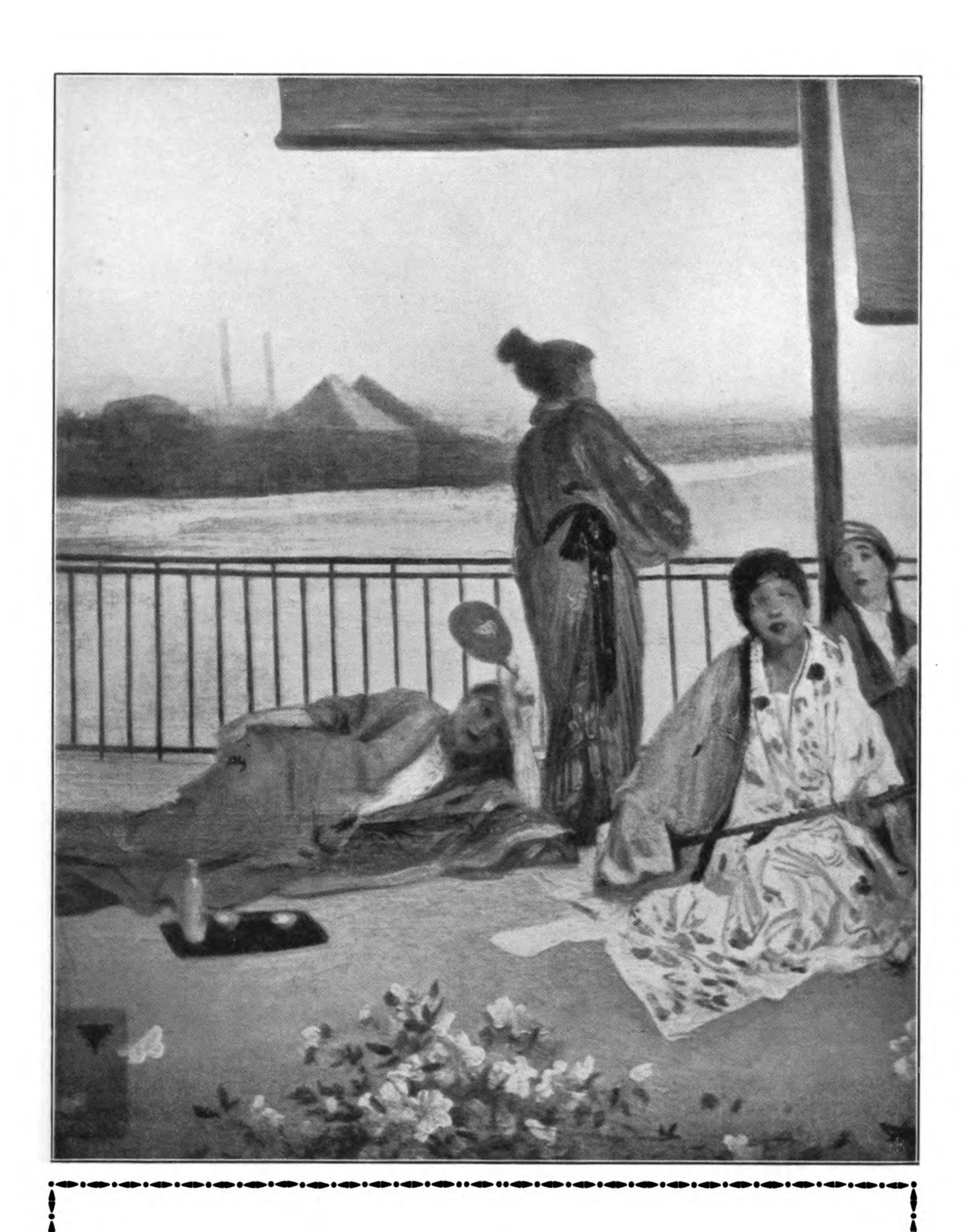
„Ich komme vom alten Herrn."

„Was geht hier vor?"

„Streiten wir uns nicht, es ist noch früh am Morgen, und ich bin quasi nüchtern. Sie werden begreifen, ich habe eine große Sehnsucht nach meinem Frühstückstisch. Also sans phrase, Sie wollen zum alten Herrn und Lärm machen." Sie bemerkt, daß er bleich und übernächtigt ist. Im Begriffe, an ihr vorüberzugehen, sagt er: „Wenn er Lärm macht, werde ich ihn verlassen. Ich weiß, was mir bevorsteht. Es ist auch nur eine Sache pro forma, die ich jetzt tue. Mein Entschluß steht fest — unter allen Umständen."

„Legen Sie vorerst Ihren Mantel ab, mon ami." Sie ist schon bei ihm und löst ihm die Knöpfe. Eine Wolke von Vornehmheit und Eleganz webt unsichtbar um sie. Es ist sehr wohltuend und beruhigend. Sie spricht beherrscht, gelassen und freundschaftlich mit ihm. Sie schläfert sein Ungestüm ein. Sie zieht unmerklich die Linie der Konvenienz, über die er hinauswollte. Er büßt seine Eile ein, und das ist ihr erster Erfolg. Er denkt, daß er mit ihr über seinen Entschluß reden könnte. Da kommt sie ihm zuvor.

„Sie wollen zum alten Herrn und kategorisch erklären: Ich heirate das Mädchen aus der Schenke! — O, Lieber, er wird viel Lärm machen, bis ihn der Schlag trifft. Was haben Sie gewonnen? Ich verstehe Sie, Lié, Sie wollen — von den — Umständen — gezwungen — ehrlich und gentlemanlike sein. Aber nur scheinbar zwingen die Umstände Sie."



Auf dem Balkon.

Gemälde von James Mac Neill Whistler.



„Juliette, ich bitte! Kann ich noch warten?"

Sie lauscht. Kaum merklich zuckt ihr fein geschnittener Kopf hell horchend auf. Ein Klang ist in dieser Stimme. Was für ein Klang? Eine Unsicherheit, oder auch Neugierde, oder eine leise Hoffnung? War es ein Protest oder — eine Frage? Kann ich noch warten? Ob da noch eine Möglichkeit sei? Die Möglichkeit zu zögern!

Da sagt ihm Mademoiselle, es sei Pflicht zu zögern. Nicht jetzt sei der Augenblick, ein heißes Eisen zu schmieden.

„Juliette, der Augenblick ist jetzt, weil die Öffentlichkeit jetzt da ist."

„Muß die Öffentlichkeit wissen, daß es zwischen Vater und Sohn Lärm gegeben hat, mon cher?"

„Sie muß wissen, ob ich einem anständigen Mädchen die Ehre nehme oder nicht."

„Geben Sie ihr alle Ehre — solange Sie wollen."

Er stutzt. Er sieht sie an, mißtrauisch, dann fragend, ganz dringend und in verhaltener Aufregung.

„Ohne mit dem alten Herrn Rücksprache zu nehmen? Haben Sie Order von ihm?" Sein Blick fährt jäh nach ihr. Hinter dem dunkel umränderten Kneifer lodert es düster. Noch bleicher erscheint gegen das tiefschwarze kurze Haar seine Gesichtshaut. Mademoiselle sucht sich den Armsessel der seligen Frau mit dem seidengeblümten Kissen und setzt sich.

„Halten Sie es für möglich, daß der alte Herr solche Order gibt?"

Da ist Lié Macq entwaffnet, geht im Zimmer auf und ab, bleibt dann hinter dem Sessel stehen, lehnt sich dagegen.

„Ohne Umschweife, Juliette, wird man es im weißen Hause dulden, daß das Verhältnis weiter geht?"

„Man glaubt nicht, Anlaß nehmen zu müssen — etwas zu merken."

„Nach alledem?"

„Trotz alledem."

„So wenig Wert legt man darauf?"

„Man muß erst abwarten, welchen Wert Sie darauf legen."

„Bin ich nicht schon im Begriffe?"

„Ja, Sie sind im Begriffe, einen entschiedenen Schritt zu tun, wo Sie doch noch sehr unentschieden sind!"

„Ich bin entschieden — unbedingt."

„Weil die Umstände Sie stoßen. Ohne Force wären Sie eben noch unentschieden."

„Sie irren, ich bin nicht nur fest entschlossen, sondern auch fest überzeugt."

„In Ihrer Liebe — ja! In Ihren Prinzipien — nein! Sie müssen das wohl unterscheiden. Die Liebe kann für eine Zeitlang die Prinzipien umstoßen, aber dann tauchen sie wieder auf wie die Planken zertrümmerter Schiffe auf dem Wasser. Und gewöhnlich treibt dann die Leiche der Liebe als Strandgut an."

Ihr Gesicht blickt geradeaus, wo zwischen den Fenstern die Porträtplakette der seligen Frau hängt. Es ist ein herzensgutes und freundliches Bildnis, an dem nur eines unecht ist — der echte Schmuck.

„Die Liebe, mon ami, gehört unzweifelhaft Ihnen, machen Sie damit, was Sie wollen und — so lange Sie es wollen. Aber die Prinzipien, die gehören dem Hause, dem Namen, der Ehre. Da müssen Sie sich doch wohl eine Einschränkung gefallen lassen. Ich weiß nicht, ob es Zufall ist, daß wir hier im Zimmer Ihrer verstorbenen Mutter sind. Sehe ich richtig, so ist das ihr Porträt. Es fehlt nur das Herz und die Stimme, so würde sie als Dritte sitzen und sprechen. Sie werden wissen, was sie Ihnen sagen würde. Vielleicht würde sie Sie bei der Hand nehmen und in den Erker dort führen, wo ein Kinderbettchen steht — Ihres! Es hat kein Kind des weißen Hauses nachdem mehr darin gelegen. Sie sind der Einzige geblieben. Sie sind der König im Land. Und nun soll diese Mutter umsonst das Kind, das Kind, das ein König werden soll, zur Welt gebracht und in diese Wiege gelegt haben?"

„Hören Sie auf!"

Der Sessel erschüttert unter seinem jähen Aufschnellen. Von der Aufregung geworfen, tritt er von dem Mädchen weg, tappt irr und wirr und ist dann im Erker und steht vor den bunten Fensterscheiben, ganz steinern und innerlich fassungslos.

Hinter ihm schwebt Mademoiselle, leicht und graziös auf Fußspitzen. Ihr Gesicht ist fast unkenntlich. Die konventionellen Linien wirren nicht darin. Es ist unbeherrscht und wahr und von einem traurigen Ernst überschüttet. Die gleißende Liebens-

würdigkeit, die so viel Herzenskälte ausstrahlt, ist dahin. Dieses Gesicht trägt den Abglanz der leisen Melancholie des Zimmers. Ein mächtiges Gefühl pulst in ihr empor. In dem vergilbten Tageslicht, in der verstaubten Ruhe und dem abgestorbenen Leben dieses Raumes werden die stillen Stimmen der Seele wach, und es wird eine Weichheit und Güte, und es wird das tiefe sehnende Fordern einer stolzen Natur. Zwei Menschen am Fenster in stummem Ringen. Aus den farbigen Scheiben gleiten zauberische Reflexe über sie hin. Sie stehen wie Schatten, ihre Schultern ragen in gleicher Höhe. Schön und groß und stolz! Da wogt das Herz der Diablesse in jagenden Schlägen. Sie wird so erbärmlich sein und mit dem Mädchen aus dem Volke die Konkurrenz wagen. Und ihr Trost ist: daß niemand wissen wird, wie erbärmlich sie wurde! Niemand! Auch wenn der Sieg auf ihrer Seite blieb. Und ihr siegendes Lächeln leuchtet wieder. La belle Diablesse! Wer kann wider sie sein!

Die Stimme Mademoisselles spricht hell.

„Lié, wenn Sie mir gestatten wollten, Ihnen zu Hilfe zu kommen —.“

„Auf welche Art?“ fragt er kurz.

„Ich möchte nicht, daß man sich in Ecausinnes erzählt: da und dort sieht man den Lié Macq mit der Bas rose. — Wenn Sie wollen, können Ihre Zusammenkünfte bei uns stattfinden.“

Sie stockt. Er fährt herum. Seine Stirne ist zornrot. „Auf daß ich mich nicht kompromittiere! Danke Ihnen!“

„Sie werden mir danken, wenn — Sie kommen.“

„Rechnen Sie nicht darauf.“

„Sie werden kommen!“

„Quälen Sie mich nicht. Ich kenne Ihre Absicht.“

„Sie quälen sich selbst. Es geht doch wohl nicht an, daß Sie in der Schenke sitzen.“

Da stürmt er an ihr vorüber in den Armsessel der verstorbenen Frau, birgt sein Gesicht in den Händen. Er ist fassungslos. Sie gleitet zu ihm. Ihre leise Stimme zittert: „Ich werde immer warten — wann Sie wollen, mein Freund.“

Einen Augenblick liegt ihre Hand mit leichtem Drucke auf seiner Schulter. Und gleitet an ihm vorüber. Ein feiner Duft zieht mit ihr. Er hört fern das Verrauschen ihres Kleides, ihr leises Schreiten — in der Loggia — im Korridor — die Glastür klirrt fein — — und nichts mehr. Er ist allein.

(Schluß folgt.)

Sichtbarwerden.

Von

Johann Friedrich.

Der ich die Glocken seit Jahren nur aus der Tiefe vernahm,
Wie seltsam! unlängst, als ich zum Türmer kam,
Sah ich sie lärmend in ihren Stühlen fast sich überdrehn.

Und neulich hab' ich den Kuckuck, den ich sonst immer nur gehört
Und niemals erblickt, merkwürdig! am Waldsaum aufgestört
Und eine Sekunde lang fliegen gesehn.

Und hört nur! einen Dichter, den ich seit langem in Liebe umfasse,
Ungekannt — jüngst einmal durft' ich eine schmale, stille Gasse
Herzklopfend hinter seinem Schatten gehn.

Und vorgestern fand ich ein Mädchen, das mir im Leben noch nie
Leibhaftig sich zeigte, das mir nur mehrmals ein schöner Traum verlieh,
Am Sonntagnachmittag vor einem Haustor stehn.

Und heute, eben jetzt — ich konnte nicht schnell genug dorfwärts eilen,
Um Leute zu holen, und schreibe nun zitternd diese Zeilen
Mit Augen, die — geblendet — kaum die Buchstaben sehn,

Schaut' ich hoch überm Feld abendrote Wolken sich teilen
Und weit ins Ewige hinein wohl viele tausend Meilen
Die goldenen Flügel der himmlischen Heerscharen wehn.




Die Römerin. Von Dr. Hans Barth.



„Quot coelum stellas, tot habet tua Roma puellas."
(Ovidius, Ars amandi.)

Wenn der gute alte Ovid die zahllosen römischen „puellas" preist, so meint er natürlich nicht etwa das, was der moderne Germane unter den „süßen Mädels" versteht, sondern das ganze weibliche Rom, soweit es sich an die Gebote der „ars amandi" hielt. Also „puellas" im weitesten Sinne, wie denn auch Catull von seiner Lesbia als seiner „puella" seufzt und den Tod ihres Lieblingsspatzen mit den Worten beklagt: „Lugete veneres cupidinesque, passer mortuus est meae puellae" (zu deutsch in acht Silben: „Es starb der Spatz von meinem Schatz"). Und dabei war besagte Lesbia nichts weniger als ein „Mädel", sondern in höchstem Grade, (weiß der Himmel wie oft), verheiratet. Ganz wie im Zeitalter der Eheirrungen. Wie es die Damen Alt-Roms getrieben, gut und schlimm, die Agrippina und Poppäa, die Livia, Cornelia usw., ist allbekannt. O glückliche Antike, wo noch keine englischen und deutschen Gouvernanten die römische „puella" (diesmal meine ich den Backfisch) in eine pädagogische Zwangsjacke schnürten und noch kein Reformkostüm die klassischen Glieder bedrohte. Als noch der Romulus-Enkel seine bessere oder schlechtere Hälfte unter den Zypressen der Appia bestattete und ihr (wenn sie im Ausnahmefall dies Lob verdiente) auf die Urne schrieb: „Unicubae uno contentae viro" oder, so er sentimental war: „Reginae meae, desiderio spiritus mei, in aeternum desideratissimae". Manch anderem Gatten aber ging es wie dem Witwer der Cäcilia Metrodora, der sich „erst beim Anblick des Grabes der Gattin glücklich pries". Welch bittere Erfahrungen wohl der arme Teufel mit seiner bösen Sieben gemacht, die dem Damentyp Juvenals durchaus entsprochen haben muß.

Wie dem nun sei: zu allen Zeiten war die Römerin die Königin des weiblichen Geschlechtes. Die Königin im Sinne der fast tragisch erhabenen Erscheinung, des stolzen Ganges und Gehabens. Man vergleiche die Römerin von heute mit den Statuen und Büsten der Antike, und man braucht kein Bildhauer oder Maler zu sein, um die völlige Übereinstimmung der Typen festzustellen. Jahrhunderte und Jahrtausende sind dahingerauscht, Paläste und Tempel, Dynastien und Reiche zerfielen, nur das Kolosseum ragt aus der Trümmerwelt hervor und neben ihm das andere Symbol alten Glanzes, die Römerin. Sie, die von sich sagen kann:

„Ich bin von dem Geschlechte jener Frauen,
Die Macht besaßen, Kaiser zu regieren,
Und Päpste knieen sahn zu ihren Füßen."
(Heyse.)

Und wie Properz (der noch vor Heyse und ergebenst Unterzeichnetem die Römerin studierte) den weisen Ausspruch tat, „hoch und vollkommen ist ihre Gestalt, ihr Gang würdig der Schwester des Zeus...", genau so stellen auch wir Epigonen die junonische Erscheinung der Römerin des Jahres 1911 und in alle Ewigkeit fest. Es sei denn, daß die Einfuhr amerikanischer Millionärs- und Milliardärstöchter an der Tiber die Rasse verändere. Wir sagen „verändere" und nicht „verschlechtere", denn die heute in so vielen Exemplaren in Italien importierte Yankeeschöne bildet in ihrer Art ein reizendes Pendant zur Eingeborenen, und ihre Kreuzung mit der italienischen Aristokratie fördert einen neuen, interessanten Typ zutage: die blonde Römerin, die nicht, wie die antike, sich mit den Haaren der Germanenweiber schmückt oder sich mit allerlei Chemikalien färbt. Worüber in Juvenal, Satyre VI, erbaulich nachzulesen.



Poppäa, Gattin Neros.
Marmorskulptur im kapitolinischem Museum in Rom.
Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.

Die eigentliche Römerin zeichnet sich aus durch einen klassischen Wuchs, eine oft allzu volle Büste, schmale Hüften, reizende Hände, dichtes dunkles Haar, große sinnliche Augen, einen kleinen eleganten Fuß und .... eine vielfach rauhe Stimme. Die heroische Größe, die über ihrer Erscheinung liegt, würde durch ein süßes Stimmchen nur verlieren — ja eine Römerin mit Piepstimme wäre für den Kenner überhaupt undenkbar. Stendhal, bekanntlich ein sehr scharfer Beobachter, schwärmte für das „Medusengesicht" der Römerin und seufzte: „Welch ein Glück, solch ein Weib einmal liebestoll zu machen!" Aber da es ihm offenbar erging wie dem Fuchs mit den Trauben, so tröstete er sich mit der boshaften Bemerkung: die Römerin sei zwar schön, aber ... ihre Schultern seien ungleich! Goethe war bekanntlich anderer Ansicht, wenn er erst in Faustinas Armen „den Marmor recht verstand" ... „und des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand ihr auf dem Rücken gezählt" ... So schön die junonisch gewaltige, oft überlebensgroße Römerin ist, so wenig lebhaft, wenig impulsiv, ja schläfrig und indolent ist ihr Charakter. Sie ist im Leben praktisch durch und durch, treibt im allgemeinen nur Familien- und Realpolitik und ist die Negation jeglicher Romantik. Sie „liebestoll zu machen", ist wahrlich kein leichtes Ding. Und selbst Goethen war dies nicht möglich, ohne materiellen Erfordernissen Rechnung zu tragen. Allerdings war Faustina keine Dame der Gesellschaft, nicht einmal eine Bürgersfrau, sondern eine Witwe aus dem Volke, die des Freundes Spenden willig entgegennahm:



Julia, Tochter des Titus.
Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.

„Sie ergötzt sich an ihm, dem freien, rüstigen Fremden ...
Freut sich, daß er das Gold nicht wie der Römer bedenkt.
Besser ist ihr Tisch nun bestellt; es fehlet an Kleidern,
Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper sie bringt.
Mutter und Tochter erfreun sich ihres nordischen Gasts,
Und der Barbare beherrscht römischen Busen und Leib."

Trotz der enormen Einwanderung von Nord- und Süditalienern, zumal nach der Einnahme Roms im Jahre 1870, ist der römische Frauentyp im allgemeinen der alte geblieben, ja selbst die in Rom geborenen Ausländerinnen nehmen römischen Typ an. Woraus ohne Zweifel ein ewiges Schönheitsgesetz hervorgeht: Wie, salva venia, Weißwürsteln und Bayrisch Bier die fesche Münchnerin, so schaffen Spaghetti und Frascatiwein die üppige Römerin. Natürlich möchte ich nun nicht behaupten, der Genuß besagter Weißwürsteln und Spaghetti sei völlig genügend, je nach Belieben römische und münchnerische Schönheiten zu produzieren. Aber die Tatsache steht fest, daß die Nahrung der Römerin in Verbindung mit ihrem Phlegma und ihrem beschaulichen Leben jene Juno aus ihr macht, die wir schon bei den Antiken bewundern.



Vittoria Colonna. Ausschnitt eines Gemäldes in der Galerie Colonna zu Rom.
Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.



Römische Frauengestalten.
Ausschnitt aus dem Gemälde „Der Borgobrand“ von Raphael im Vatikan zu Rom.
Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Heyse freilich meint, die Schönheit der Italienerin komme besonders her von der Andacht vor jenen süßen Madonnen und lieblichen Altarbildern, die sich dem Gemüte des Bräutigams einprägen, während die Braut einen schönen Heiligen im brünstigen Sinne trage. Durch solche Wahlverwandtschaften sei hier ein Menschengeschlecht entstanden, das noch schöner als der holde Boden, worauf es blühe, und der sonnige Himmel, der es wie ein goldener Rahmen umstrahle.

Das noch heute gültige Schönheitsideal der Renaissance verkörpert sich in Vorbildern wie in Raphaels Frauen beim Brande Roms,





Giulia Farnese. Geliebte des Papstes Pauls III. Marmorskulptur am Grabdenkmal Pauls III. in St. Peter zu Rom. Nach Photographien von D. Anderson in Rom.

wie in der minnig süßen Lucrezia Borgia in Pinturicchios Fresken, in Michelangelos ernster Freundin Vittoria Colonna, in der sinnlich heißen und doch wieder griechisch vollkommenen Papstgeliebten Giulia Farnese auf dem Sarkophage Pauls III. im Petersdome. Firenzuola faßt es in seiner Abhandlung „Della bellezza delle donne“ in folgenden Axiomen zusammen: Nach dem Prinzip des Zeuxis und Lucian haben die einzelnen schönen Teile zur höchsten Schönheit zusammenzustimmen. Das Haar sei womöglich blond, d. h. seine Farbe sei ein dem Bräunlichen zugeneigtes sanftes Gelb. Es sei dicht, lockig und lang. Die Stirne sei heiter und doppelt so breit als hoch, die Haut hell leuchtend, aber nicht von toter Weiße, die Brauen dunkel, seidenweich, in der Mitte am stärksten und gegen Nase und Ohr abnehmend, das Weiße im Auge sei leise bläulich, die Iris nicht gerade schwarz, obwohl alle Dichter nach „occhi neri“ als einer Gabe der Venus schreien, während doch das Himmelblau selbst Göttinnen zu eigen gewesen und das sanfte, fröhlichblickende Dunkelbraun allbeliebt sei. Das Auge selbst sei groß gebildet und trete etwas vor, die Lider sind weiß mit kaum sichtbaren roten Äderchen am schönsten, die Wimpern seien weder zu dicht, noch zu lang, noch zu dunkel. Die Augenhöhle habe die Farbe der Wange. Das Ohr, von mittlerer Größe, sei fest und wohl angesetzt, in den geschwungenen Teilen lebhafter gefärbt als in den flacheren, nur der Saum durchsichtig und rotglänzend wie Granatenkern. Die Schläfen seien weiß und flach und nicht zu schmal. Auf den Wangen muß das Rot mit der Rundung zunehmen. Die Nase, die wesentlich den Wert des Profils bestimmt, soll nach oben sehr sanft und gleichmäßig abnehmen; wo der Knorpel aufhört, darf eine kleine Erhöhung sein, doch nicht, daß daraus eine Adlernase würde, die an Frauen nicht gefällt; der untere Teil sei sanfter gefärbt als die Ohren, nur nicht erfroren weiß, die mittlere Wand über der Lippe leise gerötet. Der Mund sei eher klein, doch weder gespitzt noch platt, die Lippen nicht zu subtil und schön aufeinander passend. Beim zufälligen Öffnen (d. h. ohne Lachen oder Reden) darf man höchstens sechs Oberzähne sehen. Besondere Delikatessen sind das Grübchen in der Oberlippe, ein schönes Anschwellen der Unterlippe, ein liebreizendes Lächeln im linken Mundwinkel usw. Die Zähne seien nicht zu winzig, gleichmäßig, schön getrennt, elfenbeinfarbig, das Zahnfleisch nicht zu dunkel, nicht etwa wie roter Sammet. Das Kinn sei rund, weder gestülpt noch spitzig, gegen die Erhöhung sich rötend, sein besonderer Ruhm sei ein Grübchen. Der Hals sei weiß und rund und eher zu lang als zu kurz, Grube und Adamsapfel nur angedeutet, die Haut muß bei jeder Wendung schöne Falten bilden. Die Schultern seien breit, ebenso die Brust, deren höchstes Schönheitserfordernis gerade die Breite. Außerdem sei daran kein Knochen sichtbar, alles Zu- und Abnehmen kaum bemerklich, die Farbe „candidissimo“. Das Bein soll lang sein, am unteren Teile zart, doch am Schienbein nicht zu fleischlos und überdies mit starken weißen Waden versehen. Der Fuß sei klein, doch nicht mager, die Spannung hoch, die Farbe weiß wie Alabaster. Die Arme will Firenzuola weiß

und an den erhöhten Teilen leise gerötet, ihre Konsistenz will er fleischig und muskulös. Die Hand sei weiß, besonders oben, aber groß (!) und etwas voll. Das Lachen endlich definiert er als ein „Erglänzen der Seele“. Wem dieser Auszug aus der Schönheitslehre der goldenen Renaissance nicht genügt, der findet weiteres darüber bei Jakob Burckhardt, wo den Theorien des Herrn Abtes (denn Firenzuola war Abt von Vallombrosa) mehrere Seiten gewidmet sind.

Seit dieser Pfarrer und Fachmann über Frauenschönheit gepredigt, sind vierhundert Jahre verflossen und siehe da ... das italienische, insonderheit das römische Schönheitsideal hat sich kaum verschoben. Wobei zu beachten, daß in Italien und Rom das Schönheitsideal durchaus nicht etwa nur, wie anderswo, auf eine kleine Minderheit der Evatöchter beschränkt ist, sondern so ziemlich die Allgemeinheit umfaßt. Wo ist der Diogenes, der mit hundert Lampen eine häßliche Römerin fände? Er melde sich, der Unglückliche, damit ihn Schreiber dieses in fünf Minuten ad absurdum führe. In fünf Minuten? Ma che! In einer einzigen Minute Corsospaziergang. Adel, Bürgerstand und Volk weisen noch heute die von Firenzuola gepriesenen Merkmale auf. Wie schreibt in seinem unsterblichen Romane „Il Piacere“ der moderne Firenzuola Italiens, Gabriel d'Annunzio, über die römische Adlige (natürlich nicht die amerikanisierte oder aus dem Goldland importierte)? Er schildert seine Heldin, Donna Elena Muti, Herzogin von Scerni, folgendermaßen: „Kurze Stirne, gerade Nase, geschwungene Augenbrauen, der ganze Kopf so rein, so fest und antik gezeichnet, daß er wie eine Syrakusaner Gemme erschien. Dazu in Augen und Mund eine eigentümlicher Kontrast des Ausdruckes — jenes leidenschaftlich-intensiven, übermenschlich-rätselhaften Ausdruckes, den wir nur bei unsterblichen Frauentypen, wie bei Mona Lisa und Nelly O'Brien finden. Aus gewissen Lauten ihrer Stimme und ihres Lachens, aus gewissen Gesten, gewissen Stellungen, gewissen Blicken atmete sie vielleicht unfreiwillig einen allzu erotischen Zauber. Für die Liebe und nur für die Liebe geschaffen ... Wieviel könnten ihr Körper und ihre Seele erzählen!“

Der Dame der römischen Hocharistokratie, wie D'Annunzio sie beschreibt, stellen wir nach Clarice Tartufaris' römischem Roman „Fungaia“ (Rom, bei Voghera) die Kleinbürgerin gegenüber. Auch die Heldin der „Sumpfpflanzen“ (Fungaia), die Beamtengattin Cesira, entspricht mutatis mutandis der Theorie Firenzuolas und D'Annunzios. „Auf dem vollen weißen Halse zeichneten sich drei feine Kreise ab, die Perlenschnüren glichen und an den Hals eines wohlgenährten Kindes erinnerten, und unter dem Hausgewand traten weich und verführerisch die Linien des Körpers hervor und die Konturen des von keinem Korsett umschlossenen Busens, der sich wie eine Meereswoge hob und senkte. Sie pflegte sich nicht zu parfümieren, und dennoch strömte ihre Haut ein Fluidum aus, das zum Gehirn drang, wie der scharfe Duft kostbarer Pelze. Sogar ihr Atem hatte den reinen Duft vollkommenster Gesundheit.“ — Die glänzende Kennerin und Beobachterin römischer Frauen stellt damit nur fest, was ein sehr berühmtes Buch „Paragone delle donne francesi con le italiane“ schon im Jahre 1817 behauptete, nämlich: die Römerinnen besie-



Lucrezia Borgia als hl. Katharina. Ausschnitt aus dem Gemälde „Die Disputation der hl. Katharina“ von Pinturicchio im Appartamento Borgia zu Rom.
Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.

gen alle anderen Italienerinnen in der Regelmäßigkeit des Gesichtes, in der Form der Büste und in allem, was die Venus Callypygos auszeichnete. (Und was, in Parantheſe bemerkt, bis auf den heutigen Tag in Rom als besonderer Frauenreiz gilt. Der Verf.) Aber mit vier- und fünfundzwanzig Jahren verschwinden die schönen Linien des Gesichtes und der Hüften unter einer schweren, zuweilen gar doppelten Fettschicht. (Was ich dem unbekannten Autor mit Entrüstung bestreite. Sintemalen die Römerin selbst bei zunehmender Fülle noch immer deliziös ist. Ruperto credi experto. Der Verf.)

Wie ist nun die Romana de Roma („de“ = „di“ im Volksmund), wie ist die Romana ihrem Wesen, Charakter und ihrer Stellung nach? Ist sie wirklich die von tausend Poeten besungene glühende Amante? Ist sie „das holde Geschöpf, das mich versengend erquickt“? Oder ist die Römerin in Wirklichkeit doch ein wenig anders, als wie sie durch orgiastische Augen gesehen ward? Wie begeisterte Künstler sie immer und wieder in Marmor und Leinwand verewigen, die ihr reizendes Objekt mit ihren eigenen Wünschen und Träumen beleben?



Bildnis der Beatrice Cenci. Gemälde von Guido Reni in der Galerie Barberini zu Rom. Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.



Die Vestalin. Gemälde von Angelika Kauffmann in der Dresdener Galerie. Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Die Römerin (die nur als verheiratete Frau, aber niemals als Mädchen eine Rolle spielt) ist, wie schon angedeutet, die Verneinung alles dessen, was . . . deutsche Dichter seit Jahrhunderten von ihr singen. So sinnlich bestrickend ihr Äußeres, so liebeatmend ihre ganze Erscheinung, von Augen und Mund bis zu der göttlichen Büste und den stolzen Hüften, so eisig kalt ist ihre Seele, so rein praktisch vernünftig ihr seit Jahrtausenden aufs Praktische gerichteter und gedrillter

Sinn. Kein Mensch wird die alten Römer, die blutigen Weltbeherrscher, romantisch und sentimental heißen. Noch mehr aber als der Römer von heute ist die Römerin die Erbin der Väter. Um sie aus diesem Zustande zu wecken, die auch in ihr schlummernden zarteren Regungen hervorzulocken, bedarf es besonderer Umstände. Mit einem problematischen veni, vidi, vici ist es nicht getan. Seit der Trompeter von Säkkingen die sengenden Augen der Römerin pries, gilt letztere in Deutschland als so etwas wie ein Mittelding von Sphinx und Bajadere, stets bereit zu holdem Minnespiel, an heißer Glut die kühle Deutsche weit übertreffend. Sieht man aber näher zu, so stellt sich das Gegenteil heraus. Nicht die Römerin, die „puella“ Ovids, Horazens und Catulls, hat Temperament, sondern — die blonde Germanin. Die Römerin (Ausnahmen bestätigen nur die Regel) wurzelt mit allen Fasern ihres Seins in der Vergangenheit, aus der die Schule Neu-Italiens sie noch nicht zu befreien gewußt hat. Schon deshalb nicht, weil das junge Mädchen selbst heute noch mit Vorliebe in Nonnenschule und Kloster erzogen wird. Wenn auch im vorgeschrittenen Nord-Italien die Frau immer mehr an Boden gewinnt und sich sogar zur Arbeitsrivalin des Mannes auswächst (vergleiche die Gedichte Ada Negris), so gilt sie von Florenz und Rom abwärts noch immer als völlig untergeordnet, ja, was das Schlimmste, sie selbst ist von ihrer Inferiorität dermaßen überzeugt, daß sie an Meuterei nicht denkt. Sie weiß, daß sie im großen ganzen heute noch dasselbe Luxusobjekt ist wie zu jenen schönen Zeiten, als ihr Lesen- und Schreibenlernen verboten ward, dieweil dies, laut Aretin, „die Schlüssel zur Tür der Keuschheit seien“ (wobei der treffliche Poet vermutlich die Lektüre seiner eigenen Opera im Auge hatte). Ist in Nordeuropa heutzutage fast jedes Fräulein der gebildeten Stände mehr oder weniger mit dem Serum der Emanzipation geimpft, so weist die Signorina, auch wenn sie, der Not gehorchend, als Lehrerin, Buchhalterin, Schreibfräulein usw. eine bescheidene Stellung sucht und findet, im allgemeinen solche „Tollheiten“ weit von sich. Sie ist zu nüchtern, aber auch ... zu weiblich, um sich wie die Schwestern des Nordens von der Phantasie fortreißen zu lassen. Und die sogenannte italienische Frauenbewegung samt den Frauenkongressen und schönen Reden schöner Rednerinnen haben viel mehr ästhetischen als lebenspraktischen Wert. Sind doch die Frauenkongresse in Italien schließlich nichts anderes als ... intellektuell gehaltene Schönheitskonkurrenzen. Gewiß,



Bildnis der Fornarina, Raphaels angeblicher Geliebten.
Gemälde in der Galerie Barberini zu Rom.
Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.

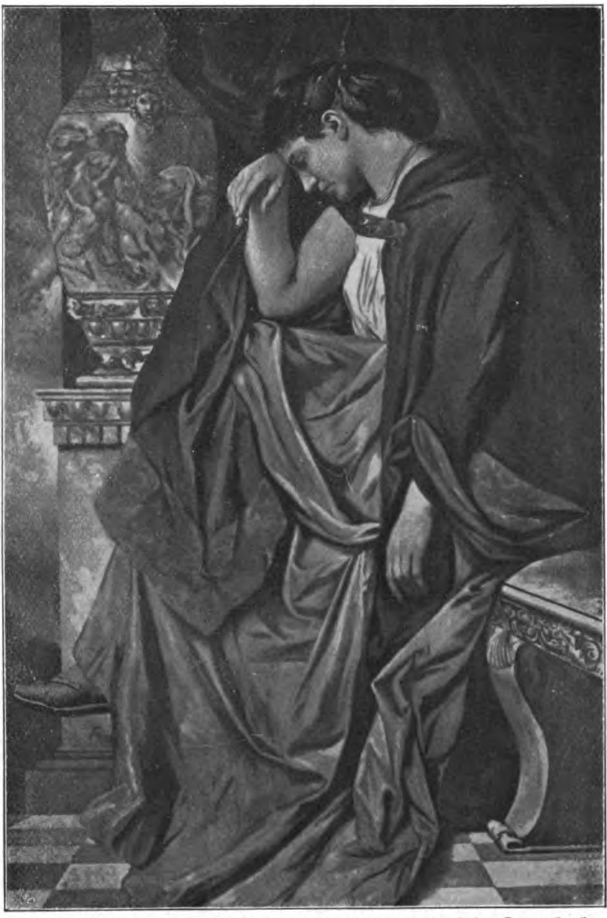


Nanna aus Trastevere als „Iphigenia am Meeresstrande“.
Gemälde von Anselm Feuerbach.
Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.

die italienische Staatsschule ist eifrig bemüht, die jungen Köpfe mit einer Menge aller möglichen und unmöglichen Dinge zu füllen, aber selbständig denken lehrt sie kaum. Es ist eben noch immer das ornamentale Element der Erziehung, das hauptsächlich gepflegt wird, und mit Recht stellt ein Erlaß des vor einigen Jahren verstorbenen Unterrichtsministers Gianturco fest: „Eine Signorina, die acht bis zehn Jahre in einem Institute zugebracht, weiß ganz genau, wie der Himmel Dantes eingeteilt ist, aber sie hat keine Ahnung von der Hauswirtschaft. Sie spricht Französisch und spielt Klavier, kann aber kein Hemd zuschneiden. Sie stickt in Seide und Gold, bringt aber keine Suppe fertig.“ (Was vielleicht auch für manche Deutsche gelten mag.) Und die bekannte pädagogische Schriftstellerin Pignorini Beri schreibt: „Unsere Töchter verstehen Französisch, Englisch und Deutsch, sie spielen Pianoforte, malen Pastell und machen sogar Verse. Aber welche Unordnung in den Familien! Welcher Mangel an Komfort! Welche Leere in Schränken und Büfetts! Welcher Widerwille gegen ein zurückgezogenes Leben! Welche Gier nach Luxus und Vergnügen! In unseren Instituten für junge Mädchen ist alles Überflüssige da, nur eine Kleinigkeit fehlt: nämlich das Notwendige.“ Indessen vom Norden kommt das Licht. Nicht etwa der ungewisse Dämmerschein, den die von ausländischen Blaustrümpfen begründeten Emanzipationsvereine verbreiten — viel wärmer, überzeugender und erfolgreicher wirkt der angloamerikanische Einfluß, der langsam aber sicher die höheren Klassen zu durchdringen beginnt. In der „Gesellschaft“ ist Englisch Trumpf. Große und kleine Familien mit schönem Namen und wenig Mammon verschwägern sich mit Old England und Chicago; englische Gouvernanten sind überall anzutreffen, vom Königshause angefangen; englischer Damensport wird getrieben, während bis vor kurzem das Mädchenturnen überhaupt verpönt war, und unaufhaltsam ergreift die angelsächsische, also moderne Ideenwelt von dem weiblichen Teile der Gesellschaft Besitz. Dem Beispiele der Aristokratie folgt schon jetzt ein Teil der Signorine des höheren Bürgerstandes. Dies alles sehr zum Leidwesen der Männer, die, durch und durch konservativ, vielmehr rückständig, der Frau keinen Schritt abseits vom ausgetretenen Pfade der Tradition gönnen möchten, die sich zwar pathetisch „antiklerikal“ nennen, aber bis zum heutigen Tage, und wohl noch auf lange Jahre hinaus, mit der Kirche gehen, um die Einführung der Ehescheidung in Italien zu verhindern ...

Steht also an Bildung die Signorina (die moderne „puella“) noch lange nicht auf der Höhe des „Fräuleins“, so überragt sie dieses in anderer Hinsicht bedeutend. Die Signorina ist durchweg kräftig und graziös zugleich, von harmonisch entwickelter Gestalt. Nur das Gesicht entbehrt mitunter des Lieblichen, ist etwas scharf und streng, namentlich die Nase ist, gegen Firenzuolas Regel, oft etwas allzu kühn. Ein Hausmütterchen im deutschen Sinne ist die junge Römerin nicht, obschon sie als Familienmutter unübertrefflich sein wird. Sie liebt es mehr, sich zu schmücken, Klavier zu spielen, im Fenster zu liegen, spazieren zu gehen, als am Kochherd zu stehen. Dafür besitzt sie einen Geschmack, der erstaunlich ist und es ihr möglich macht, mit den einfachsten Mitteln stets elegant

zu sein und ihre Reize zur Geltung zu bringen. Ihre trotz der Puderverschwendung immer frischen Reize. Denn die junge Römerin ist ein Freiluftgeschöpf, kein Zimmerpflänzchen wie die Mädchen des Nordens. Übrigens gilt der Geschmack der Signorina mehr der Kleidung als der Wohnung, was in Deutschland bisweilen gerade umgekehrt ist. „Die Frauen" (heißt es in Tartufaris' „Fungaia"), „brauchen schöne Kleider genau so wie gute Luft. Für ihre Toilette muß eine Frau jedes Opfer bringen, muß Schulden machen, oder tun, was es auch sei. Jawohl, was es auch sei! Denn wenn sie ihren Mann liebt, muß sie ihm durch ihre Eleganz Ehre machen und ihn zugleich nicht mit Schneiderrechnungen quälen." Eine Logik, die, wie Kenner sagen, am Tiber vielem Verständnis begegnet. (Genau wie einem „on dit" zufolge auch am Ufer anderer Flüsse.) Die Intelligenz der Signorina ist hoch entwickelt, aber aus erwähnten Gründen nur wenig genährt. Wenn zu Heyses römischer Zeit die junge Dame nicht weiß, wer Psyche ist und mit rührender Naivität fragt: „Wer ist die Dame? Lebt sie in Italien?" so ist heute so etwas wohl unmöglich. Denn die junge Römerin liest Gabriel d'Annunzio und ... den Lokalanzeiger Roms, den „Messaggero", der sie in die Geheimnisse moderner Lebensauffassung einweiht. Freilich nur mit Maß, wie denn Italien und Rom trotz aller demokratischer Arabesken in manchem noch immer rückständiger sind, als sogenannte „konservative" Staaten des Nordens. Ein Beispiel: Der Selbstmordversuch einer jungen Dame, Jole M., die sich in den Tiber stürzte, aber gerettet ward, hat im letzten Jahre großes Aufsehen erregt. Und zwar besonders im Hinblick auf das Regime, dem noch im XX. Jahrhundert die heranwachsende Frau in gewissen Teilen Italiens unterworfen ist. Adalgisa und Jole sind die etwa zwanzigjährigen Töchter eines Arztes. Beide sind ebenso reizend wie begabt und besuchen die römische Kunstschule, wo sie (so melden die Blätter entsetzt) im Verkehr mit jungen Künstlern ganz haarsträubende Dinge lernten. Als da sind: Adalgisa und Jole haben keine Lust, wie die römischen Familientöchter immer nur bei Muttern zu sitzen, zu sticken und fromme Familienromane zu lesen, sondern sie sind so verstockt, daß sie sogar allein ausgehen! Man denke, allein die Kunstschätze Roms bewundern, kurz, so tun, als wären sie selbständige Menschen und Persönlichkeiten! „Die Mutter (bemerkt hierzu weise der ‚Messaggero') war damit nicht einverstanden und wollte diese Sucht nach Unabhängigkeit zügeln, welche Sache der Männer ist, bis einmal der moderne Feminismus triumphiert haben wird." Die beiden Mädchen, nicht vom soliden Stamme der Schwabinger Malweiber, sondern sehr sensibel, nahmen sich die mütterlichen Schikanen so zu Herzen, daß sie sich bereits einmal zu töten suchten, Adalgisa durch einen Revolverschuß, Jole durch das Trinken einer Sublimatlösung. Beide wurden gerettet. Aber die Verhältnisse im Elternhause gestalteten sich nicht günstiger, denn bald darauf sprang die liebliche Jole in den Tiber, und nur mit eigener Lebensgefahr entriß ein nachspringender Zollwächter sie den Wellen. Am Ufer hatte die junge „Emanzipierte" Hut, Mantille und ein Buch niedergelegt, woraus sie offenbar das Gift



Lucia Brunacci als „Medea". Gemälde von Anselm Feuerbach. Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.



Donna Giorgia Clementi Vannutelli, Dame der römischen Gesellschaft und Nichte der beiden Brüder und Kardinäle Vincenzo und Serafino Vannutelli. Gemälde von José Zaragoza.

der modernen Korruption gesogen. Es war betitelt: „Contes et historiettes à l'usage des jeunes enfants" (!).

Zu den liebenswürdigsten Zügen der jungen Römerin gehören eine an Weichheit grenzende Gutmütigkeit, die für fremdes Elend stets warmes Empfinden und offene Hand hat, sowie eine Lebensphilosophie, die mit Lächeln oder Witz über jedes Ungemach hinweggleitet. „Donna Latina si dà bel tempo la sera e la mattina" (Für die Latinerin ist's schön Wetter morgens und abends). Dazu kommt ein verblüffender „bon sens" und — was bei der Nähe des päpstlichen Stuhles besonders auffällt — ein absoluter Mangel an Bigotterie. Denn auch im Punkte der Religion ist die Römerin die echte Tochter Alt-Roms, und der Kult mit all seiner Wirkung auf Augen und Sinne berührt sie weit mehr ästhetisch als innig religiös. Daher geht sie zur Messe und zu den großen Kirchenfesten mit derselben Freude, wie zur Musik auf den Pincio. Überaus wohltuend ist bei dem römischen Mädchen das Fehlen jeglicher Prüderie. Nie wird es Erwachsenen einfallen, zu Hause oder in Gesellschaft gewisse Themata zu vermeiden, weil junge Damen anwesend. Storchlegende und dergleichen gibt es nicht, und nach dem Worte „naturalia non sunt turpia" fragt eine Freundin die andere, wann denn ihr neues Brüderchen oder Schwesterchen erwartet werde? „Di quanti mesi è incinta mamma tua?" Worauf eine ebenso offene Antwort erfolgt. Ich kenne eine Berliner Dame, die bei einem Aufenthalt in Rom ob solches „Zynismus" in Ohnmacht fiel. Als sie aber nach ein paar Monaten Rom verließ, hätten ihre römischen Freundinnen eine ähnliche Frage an sie richten können wie oben ... Sexuelle Aufklärung ist in Rom höchst überflüssig, weil man über alles spricht und alles als natürlich und selbstverständlich behandelt. „Weiß das Mädchen nichts davon (sagt man),

so versteht es auch nichts. Versteht es aber, so hat es nichts Neues mehr zu lernen."

Grundverschieden von ihrer deutschen Schwester ist die Signorina auch in ihren spärlichen Vergnügungen. Gelegentlich ein Besuch in der Oper, im „Prosa-Theater" oder im Konzert, dann im Kinematographen, im Café, zuweilen eine Korsofahrt, ein Spaziergang auf den Pincio, wo nachmittags die Stadtmusik spielt, oder nach Villa Borghese; im Sommer die unvermeidliche Villeggiatur in den Albanerbergen oder am Meer. Voilà tout. Kaffeeschlachten, Kränzchen, Damenklubs und was sonst das Herz deutscher Backfische erfreut, ist unbekannt. Ebenso der Sport, der nur in der anglisierten Aristokratie eine Stätte findet. Getanzt endlich wird nur im Karneval, wo der Herr Vater das Töchterchen ein- oder zweimal nach seinem Verein oder in befreundete Familien führt und wo häufig die Mädchen miteinander tanzen. Natürlich spielt die Signorina auf dem Balle auch nicht die geringste Rolle, und es können zwanzig der blühendsten jungen Geschöpfe und eine überreife Signora mit Krähenfüßchen und einem Zentner Puder im Gesicht dort weilen — sämtliche Herren werden die Mädchen sitzen lassen und sich auf die Signora stürzen. Auch von anderen in Deutschland so beliebten Unterhaltungen wie Pfänderspielen, Flirt usw. keine Spur. Ein italienisches Mädchen, das sich küssen ließe — wir sagen „ließe", weil keines sich küssen läßt — wäre einfach unmöglich, einfach ruiniert. Was notabene für alle Klassen, selbst für das niedere Volk gilt.

Dies leitet auf das Verhältnis der Signorina zum stärkeren Geschlecht über.



Contessa Giulia Trigona dei Principi di Sant'Elia, geb. Prinzessin Tasca di Cutò. Nach einer Photographie von Reutlinger in Paris.

Hier sei, o decus Italiae virgo! — wie ein berühmter Renaissancedichter von einer berühmten Renaissance-Jungfrau sang — hier sei sofort festgestellt, daß der jungen Römerin jeder Schimmer von Romantik und sentimentaler Schwärmerei abgeht, und zwar gründlich. Das soll nicht heißen, sie sei gegen Cupido ganz und gar gefeit, o nein. Aber sie weiß sich zu beherrschen, wird sich niemals wegwerfen, niemals von Gefühl und Leidenschaft überrumpeln lassen. Ihr Ideal ist die Ehe, und zwar eine möglichst gute. Denn die Ehe ist für das römische Mädchen die Tür in die Freiheit ... Das hat auch Paul Heyse erfahren müssen, als er in Rom auf Abenteuer ging und von der „jungen Klugheit" eine Antwort erhielt, die ihm den Seufzer entlockte: „Noch nicht volle sechzehn alt und spricht bereits so ernstlich von der Ehe!" Ergo fand schon unser Landsmann, daß es nicht rätlich sei, „mit jungen Römerinnen anzubandeln". Eine Erkenntnis, die ich allen deutschen Rom-Schwärmern wünsche. Denn wenn irgendwo, so heißt es in Rom: „Tu keinem Dieb etwas zulieb als mit dem Ring am Finger ..." Die junge Römerin weiß also sehr genau: in ihrer Unberührtheit liegt ihr größtes und unerläßliches Kapital. Und dies Kapital hütet sie mit der Eifersucht des Drachen, der die Hesperidenäpfel bewacht. Ein Mädchen, deren leicht zerbrechlicher Tugendspiegel nur den kleinsten Sprung erlitten, ist geächtet. Für sie allein hat die sonst so beispiellos tolerante italienische Gesellschaft kein Verzeihen. Sie ist hinausgestoßen unter die Parias, auf die Straße. Nur in verschwindenden Fällen werden klingende Gründe zu ihren Gunsten sprechen und



Donna Vittoria Caetani Principessa di Teano, geborene Prinzessin Colonna. Dame vom Hofe der Königin von Italien. Nach einer Photographie.

nach dem faux pas ihr einen Gatten angeln. Auch die Tatsache, daß alle Jahrzehnte einmal ein Millionärstöchterchen mit einem Tenor ausrückt, bestätigt nur die Regel. Anders freilich in Süditalien und Sizilien, wo das junge Mädchen sich mit Vorliebe auf zwei Tage entführen läßt, um die sträubenden Eltern zur Einwilligung in eine vollzogene Tatsache zu bestimmen.



Römerin (Bezirk Trevi).
Aus der letzten Schönheitskonkurrenz.
Nach einer Photographie von Francesco Reale in Rom.

Wie verhält es sich nun, wenn die Signorina verliebt ist, so verliebt, um sich zu verloben? Sie erscheint zu gewissen Tageszeiten, wenn der durch Blick, stummen Gruß und Lächeln Erkorene, Straßenpromenade macht, am Fenster, lächelt ihn an und wirft ihm, wenn's hoch kommt, eine Blume zu. Danach kommt, wenn alles klappt, der junge Mann ins Haus, darf der Signorina einen Brillantring an den Finger stecken, darf ... doch lassen wir den „Messaggero" sprechen, der seinen Lesern Unterweisung im Verloben gibt. Er doziert: „Ist alles vereinbart, so erhält der junge Mann die Erlaubnis, seinen ersten offiziellen Besuch zu machen, wobei er einige Blumen mitbringen mag. Sein Benehmen sei nicht allzu vertraulich, und wenn man ihn nicht zum Essen einladet, bleibe er nur kurze Zeit. Er darf nicht allzuviel mit seiner Verlobten sprechen, sondern mehr mit den anderen Familiengliedern, hauptsächlich mit der Schwiegermutter (!) ... In der Folge darf der Bräutigam in Gesellschaft der Braut und der Schwiegermutter Besuche machen oder sich im Theater zeigen. Aber beim Eintritt in einen öffentlichen Ort muß er der Schwiegermutter den Arm reichen, kann indessen neben seiner Braut sitzen. Es ist weder für Bräutigam noch Braut würdig, sich anzuschmachten, was lächerlich ist und von schlechter Erziehung spricht ... Das erste Geschenk des Bräutigams besteht in einem mehr oder weniger kostbaren Ringe — (der deutsche Verlobungsring ist unbekannt. Der Verfasser) — dessen Überreichung mit einem Familienfeste verbunden ist. Der junge Mann steckt dem Mädchen den Ring an den Ringfinger der linken Hand und gibt ihr seinen ersten offiziellen Kuß ..." — (Daß keine oder nur sehr wenige und verstohlene, nicht-offizielle Küsse vorhergingen oder nachfolgen, dafür bürgt der Umstand, daß die Verlobten bis zur Hochzeit auch nicht eine Sekunde allein gelassen werden. Der Verfasser.) — Das ebenso drollige als wahre Genrebildchen einer römischen Verlobung finden wir in Clarice Tartufaris' bereits erwähntem Roman „Sumpfpflanzen" (Fungaia), wo die mit einigen Glücksgütern gesegnete Signorina Irene ihren Verlobten, einen Apothekenbesitzer, erwartet. Irene und ihre römisch groteske Stiefmutter sind in angeregter Unterhaltung über das bevorstehende große Ereignis begriffen, als ein wunderbarer Korb weißer Rosen gebracht wird. Darin eine Visitenkarte Luigi Vanettis (des Verlobten), mit den schön geschnörkelten Worten: „C'est moi qui te doit tout, car c'est moi qui t'aime." Außer sich vor Freude, übersetzte Irene der Mutter die französischen Worte, und diese geriet ob der Huldigung des Verlobten geradezu in Ekstase ... Dann nahm Irene zwei Rosen aus dem Korbe, steckte sie sich an die Brust und setzte sich mit einem Buche in der Hand in den Salon, um sich in schmachtend sentimentaler Pose von ihrem Bräutigam überraschen zu lassen ... „Aber sehen Sie doch, sehen Sie, was für ein Engel!" sagte Giuditta (die Mutter) zu dem



Römerin (Bezirk Pigna).
Aus der letzten Schönheitskonkurrenz.
Nach einer Photographie von Francesco Reale in Rom.

eintretenden Apotheker, und hielt ihn an der Tür zurück, um ihm die malerisch auf den Diwan hingegossene Irene zu zeigen ... Luigi Vanetti, in schwarzem Gehrock und weißer Weste, den Zylinderhut in der Hand, verharrte einen Augenblick in stummer Bewunderung, dann trat er mit seinem schleppenden Schritt auf Irene zu, verbeugte sich vor ihr und streckte ihr lächelnd die Hand entgegen. Mit gesenktem Haupte ließ Irene ihre Rechte in die seinige gleiten, und so blieben sie wohl eine Minute. Er nach vorn geneigt, sie halb hingestreckt auf den Diwan, den Kopf sanft zu ihm erhoben. Sie schienen zwei gewissenhafte und erfahrene Komödianten, die eine in all ihren Einzelheiten genau einstudierte Szene spielten ... „Dio mio! Warum sagt ihr euch denn nicht, daß ihr euch gern habt?“ rief Giuditta lustig. „Umarmt euch doch einmal, und der Herr gebe seinen Segen!“ Irene erhob sich mit gut geheuchelter Naivität, bot Luigi ihre Stirne, der sie mit respektvoller und ernster Zärtlichkeit küßte, wie dies wohlerzogenen Leuten ansteht.“



Römerin (Bezirk Testaccio). Aus der letzten Schönheitskonkurrenz. Nach einer Photographie von Francesco Reale in Rom.

So weit die Verlobung. Aber die ... Liebe? Ei, die wird in Rom nicht wie bei uns sentimentalen Deutschen am Morgen, sondern am ... Nachmittage des Lebens besorgt. Erst wenn die Signorina eine Signora ist, hat sie Freiheit, darf, wenn ihr Gatte kein Othello, ohne Begleitung ausgehen und ihre Freundinnen besuchen und sich nach Herzenslust den Hof machen lassen, und bisweilen noch mehr.

Wer die Signorina kennt, der kennt übrigens auch die ... Signora. Sie macht dem Rezepte des Pfäffleins Firenzuolo keine Unehre, sondern ist in den meisten Fällen das täuschende Abbild der Juno, deren sinnlichem Charme sich so leicht niemand entzieht. Leider, oder auch zum Glücke — je nachdem — steht die Römerin den Fragen meist fremd gegenüber, die im Norden die Frauenwelt beschäftigen. Sie ist auch als Frau eine „bonne enfant“ und hat nicht den geringsten Wunsch, den Mann anders als durch die Sinne zu beherrschen. Eine zärtliche Mutter ist sie, will sich im Nebenamte putzen, mit Juwelen behängen und den Männern gefallen ... den anderen nicht weniger als dem eigenen. In der Aristokratie treibt die Dame allerdings außer dem körperlichen Sport auch allerlei geistigen und sozialen, und sehr amüsant schildert Antona Traversi in seinen „Martiri del lavoro“ (Märtyrer der Arbeit), wie ein gräfliches junges Ehepaar, das sich im Grunde liebt, sich niemals zu Hause begegnet, sondern immer nur am dritten Orte. So oft man sich zu Hause ein Rendezvous gibt, ist entweder der Graf oder die Gräfin von des Tages geschäftigem Müßiggang so erschöpft, daß eines das andere immer schlafend trifft und es nicht stören will. Das schließt natürlich nicht aus, daß das römische Patriziat seine Romane hat. Und welche! Wer sie kennen lernen will, schlage nur D'Annunzios „Piacere“ auf. Er findet dort die ganze sechste Satire Juvenals ins Moderne übertragen. Nicht geleugnet sei allerdings, daß in jüngster Zeit, dank



Palmira Ceccani, Siegerin in der letzten Schönheitskonkurrenz (Stadtbezirk Trastevere). Nach einer Photographie von Francesco Reale in Rom.

dem angelsächsischen Einflusse, auch die Frauenwelt des Adels aufzuwachen beginnt. Und wenn wir auch nicht hoffen dürfen, daß die moderne Adelige im allgemeinen auf der Höhe jener unsterblichen Renaissance-Aspasien stehe, die wie Imperia Romana, Tullia Aragona, Beatrice Spagnola u. a. Dichter inspirierten, so glauben wir doch, daß ihre Hausbibliothek etwas vollständiger sei als jene der schönen Papsttochter Lucrezia Borgia. Allwelche Bibliothek u. a. folgende Nummern enthielt: Ein Breviarium, ein Büchlein mit den sieben Psalmen, ein pergamentenes Buch mit Miniaturen in Gold, die gedruckten Briefe der Heiligen Katharina von Siena, die gedruckten Episteln und Evangelien in Vulgär, den „Spiegel des Glaubens", ein Leben Christi, einen Petrarca und einen Dante ... In der Bibliothek der heutigen Patrizierin dürfte leider das weltliche Buch über das kirchliche überwiegen, und zwar in erster Linie der französische Roman und der von Italiens Frauen so heißgeliebte Gabriel d'Annunzio ...

Hat schon die römische Patrizierin durchaus nichts von einer Ibsenschen Heldin, so ist die Römerin des Bürgerstandes und des Volkes noch weit weniger „kompliziert". Sie ist ein Naturkind mit allen Licht- und Schattenseiten, bald liebenswürdig hingebend und sanft, bald, wo das Familieninteresse in Frage kommt, energisch und erfindungsreich wie Odysseus. „Tu sei una donna di molte risorse" (du bist nie um einen Ausweg verlegen) meint bewundernd Cesiras Ehemann zu seiner schönen und ... ungetreuen Frau in Tarrufaris' ‚Sumpfpflanzen'). Die geistigen Interessen der Bürgersfrau sind weit weniger entwickelt als die der Dame der Gesellschaft. Gelegentlicher Theater- und Konzertbesuch oder eine Korsofahrt, das ist es, was neben der Sorge um die Familie ihr Leben ausfüllt. Im übrigen bezieht sie ihre geistige Nahrung aus der Chronik des Messaggero oder bestenfalls aus dem Roman der Tribuna oder des Giornale d'Italia ... Was ihr Verhältnis zum Herrn der Schöpfung, zumal zu ihrem Herrn und Gebieter betrifft, so heißt es schon von alters her, sie nehme es mit der Treue nicht sonderlich genau, und Stendhal, Taine und tausend andere haben darüber schlimme Dinge in die Welt gesetzt. Ja sogar unser guter Landsmann Waiblinger, der mit einer Römerin verheiratet war und es wissen mußte, stimmt in den Verleumdungschorus ein und spottet von der Romana:

„Alte Sitte ist heilig; die Frau gab dem Manne den Schlachthelm
Einst auf das Haupt, und noch jetzt reicht sie den Kopfputz ihm dar."

Und an einer anderen Stelle hat dieser litterarische Schelm die Unverfrorenheit, einen Freund zu verhöhnen, der heiratet ohne Geld zu haben:

„Cazzo! Ihr nehmet ein Weib und könnt Euch selbst nicht ernähren?" —
Worauf der kluge Freund lächelnd erwidert:
„Das ist's eben, mein Freund! Darum ernähret sie mich."

Nämlich in jener Art, die schon Stendhal als gang und gäbe bezeichnet. Freilich im päpstlichen Rom.



Römerin (Bezirk Regola) aus der letzten Schönheitskonkurrenz.
Nach einer Photographie von Francesco Reale in Rom.

Ist die Römerin im großen ganzen eine schwierigere Beute für Gott Cupido als ihre Schwester im Auslande? Ich werde mich hüten, meine eigene Meinung zu sagen, denn ... ich bin verheiratet.

Eine besondere Abart der „Romanae graves", wie man die Römerin im Gegensatz zu den „Florentinae delicatae", den „Genuenses salaces" usw. heißt, sind die römischen Modelle. Nicht die konventionellen Ciociarenmädchen der Spanischen Treppe, sondern jene großen historischen Modelle, für die alle großen Künstler geschwärmt, von Raphael und Michelangelo bis auf Feuerbach, Böcklin, Klinger und Greiner. Wer hat nicht von der reizenden Fornarina gehört, dem Bäckermädchen oder der Bäckersfrau, die dem Urbinaten zu seinen Himmelsköniginnen gesessen haben soll? Bekannt in deutschen Landen ist Meister Böcklins schöne Frau, auch sie eine Römerin, und Meister Feuerbachs beide Freundinnen und Modelle, Nanna, die herrliche Schustersfrau aus Trastevere, von der der Künstler an seine Mutter schrieb: „Ich bin das erstemal erschrocken vor ihr zurückgewichen, weil ich glaubte, eine Statue des Phidias zu schauen. Sie ist das schönste Weib in Rom." Und Lucia Brunacci, die Wirtsfrau, die ihn zur Medea begeisterte.

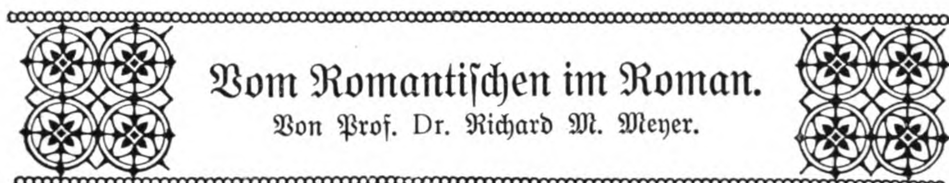
Meister Feuerbach ist tot wie seine beiden Modelle. Wohl aber leben in Rom auch heute noch Frauentypen, die eines Meistergriffels würdig. Das weiß der Spanier Zaragoza, dessen schalkhaft entzückende Faunessa, die Kardinalsnepotin Clementi Vannutelli, uns mit ihren lachenden Augen vom Tiber bis an die Spree begleitet, wie eine Strophe des Properz.



Bildnis von Frau Angelina Böcklin.
Gemälde von Arnold Böcklin
in der Königl. Nationalgalerie zu Berlin.

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.






Vom Romantischen im Roman.

Von Prof. Dr. Richard M. Meyer.



„Roman" und „romantisch" kommen wirklich von einer Wurzel. „Romantisch" ist ursprünglich nichts anderes als unser „romanhaft"; wogegen „Roman" von vornherein weniger eine Gattung bezeichnet als eine Form angibt: es bedeutet zunächst nur eine Erzählung, die in einer romanischen Volkssprache abgefaßt ist, wie denn Franzosen und Italiener die eigentlichen Väter des Romans sind. Und somit sagt „romantisch" eigentlich nicht: einen malerischen Eindruck gebend, eine träumerische Stimmung erweckend; sondern nur: in der Art der romanischen Prosaerzählungen.

Aber der Ausdruck ist früh zu einem Urteil geworden; oder vielmehr zu der Angabe einer bestimmten Richtung, die Begeisterung wecken kann, aber auch Befremden oder gar Widerwillen. Im ganzen wird bei aller theoretischen Bewunderung, die unsere Romantik heut findet und gewißlich auch verdient, das Wort jetzt selten als Empfehlung gelten; unser künstlerischer Geschmack ist eher bürgerlich als romantisch — und unser künstlerischer Ungeschmack erst recht.

Selbst einem rechten Roman würde es heut nicht unbedingt zum Vorteil gedeihen, wenn man ihn als romantisch bezeichnete — obwohl das ihn doch eigentlich nur „seinem Ursprung treu" nennte. Die Stimmung ist für den psychologischen Roman, der von anderer Art ist; nach dem Grad der Naturwahrheit pflegt man den modernen Roman zu beurteilen — ganz natürlich, wenn er ein Porträt der Zeit geben will. Und daß er das will, ist sein gutes Recht; psychologische Beobachtung ist dann sein vornehmstes Mittel. Nur aber — ist damit alles getan? Soll der Roman nichts geben als ein Spiegelbild, sei es der Gegenwart, sei es einer fernen Periode; einen Ausschnitt des Lebens in unsern Kreisen oder auch desjenigen, das die Künstlerbohême oder der Hochadel, die Verbrecher oder die Bauern führen?

Die Antwort gibt die Romandichtung unserer Tage. So sehr sich auch gegen früher die Stellung des Publikums zum Roman verschoben hat — das ist doch immer noch zu merken, daß der Leser noch anderes will. Und auch dies, daß unsere Romanschriftsteller, und gerade die besten, nicht bloß psychologische Einzel- oder Gesamtstudien geben wollen. Ricarda Huch oder Jacob Wassermann, Arthur Schnitzler oder Gustav Frenssen — wieviel bringen sie, was nicht dem Porträtzweck dient! Phantastik, Symbolismus, Unterhaltung in Gesprächform, bunte Abenteuer. Ist es nicht bezeichnend, daß Thomas Mann geradezu aufjauchzte, als man von dem Märchencharakter der „Königlichen Hoheit" sprach?

Und nehmen wir den extremsten Vertreter der Lehre vom exakten, objektiven, wissenschaftlichen Charakter des Romans, Emile Zola. Was sind seine letzten Romane, „Arbeit" vor allem? Utopien! Schilderungen von Zuständen, die mindestens einstweilen niemand beobachten und demnach erst recht niemand nach der Natur abkonterfeien kann!

Aber so sehr man sich eine Zeitlang bemüht hat, die „Erfindung" aus dem Roman zu verdrängen — sie ließ sich aus dem Gebiet, das einst gerade ihr gehört hatte, nicht völlig verjagen. Ja, es sieht so aus, als ob sie es allmählich wieder ganz erobern wollte. Unter den kleinen Leuten hat sie allzeit getreue Verehrer gehabt: der „Unterhaltungsroman" der „Vielen" durfte auf spannende Erfindung, auf romanhafte Verwickelungen, auf beinah märchenhafte Zutaten nie ganz verzichten; und wenn die Spannung auch nur in einer kleinen Erschwerung der begehrten Ehe bestanden hätte, die Verwickelung in dem Schein eines Verbrechens, das Märchenhafte in dem Riesenvermögen des edlen Erbonkels. Nun aber scheint langsam das Recht der Erfindung auch in viel höhere Sphären der Romandichtung zu steigen. Das Recht der wahr und wahrhaftigen Erfindung — nicht bloß etwa, was selbst Zola und die Goncourt erlaubten, der Erfindung einer typischen Handlung, die einen bestimmten Verlauf mit experimenteller Genauigkeit durchmacht, etwa die Laufbahn des Trinkers oder des skrupellosen Politikers oder des sich in Ehrgeiz verzehrenden Künstlers darstellend; — sondern eben Erfindung im „romantischen" Sinn: das Andenken wunderbarer Abenteuer, die Verknüpfung merkwürdiger Schicksale, das Herbeiführen überraschender Lösungen.

Robert Louis Stevenson, dessen packende Kunst in England selbst merkwürdig rasch vergessen zu werden scheint, so leidenschaftliche Bewunderer er auch in seinem allzukurzen Leben fand — Stevenson, dessen psychologischer Kunst sogar das Virtuosenstück des Doppelgängers „Dr. Jekyll and Mr. Hyde" gelang, gegen das man kürzlich recht ungerecht die ganz anders gearteten romantischen Skizzen Hoffmanns ausgespielt hat — dieser typische Vertreter des modernen Romans hat einmal in einem hübschen Aufsatz seine unausrottbare Vorliebe für den rechten alten Abenteuerroman, und für des alten Dumas „Musketiere" insbesondere bekannt. „Der Graf von Monte Christo" wird noch heut verschlungen; der höchst romanhafte „Zauberer von Rom", in dem freilich die Psychologie nicht zu kurz kommt, ist soeben in neuer Ausgabe erschienen. Einer unserer feinsten Kritiker, Karl

Hillebrand, wollte einmal einen Aufsatz überschreiben: „Warum ist der alte Roman so interessant und der moderne so langweilig?" Mit dem „alten" meinte er besonders den der Engländer des XVIII. Jahrhunderts, deren Erfindungslust nie überboten worden ist; mit dem „neuen" selbst den Alphonse Daudets. Wird das wieder zum allgemeinen Urteil? Ist der moderne Roman nicht mehr modern?

Ich glaube das nicht; aber ich glaube allerdings, daß er wieder „romanhafter" wird und seine Handlung „romantischer". Wir sind wieder unternehmender geworden; die Weltpolitik, die Schicksale der großen Kaufleute, der Wechsel im Nachruhm gefeierter Größen und wieviel noch hat einen abenteuerlichen Charakter angenommen. Aber auch die Wissenschaft, für Zola und seine Schule die große Meisterin des Romans, wagt wieder mehr, spekuliert als Naturphilosophie, erfährt wunderbare Schicksalswechsel durch ungeahnte Funde, setzt „überwundene" Hypothesen in ein neues Recht ein. Vor allem aber stehen wir im Zeichen einer märchenhaften Technik, die Raum und Zeit zu überwinden strebt, jahrtausendalte Träume erfüllt, das Erfinden zu einem Alltagsberuf macht. Auch der Roman hat seine Technik; und sie will sich verjüngen, indem sie neben die Ergänzung der alten Dokumente die nach Neuem lüsterne Erfindung setzt ...

Aber was ist denn eigentlich „Erfindung"?

Erfindung, antwortet Goethe, ist der Abschluß des Suchens. Erfindung, lehren uns die in neuerer Zeit nicht seltenen Darstellungen technischer Erfinderkunst, beruht viel weniger auf genialen Blitzen als auf methodischem Aufspüren von Lücken und Mängeln, die nun abgestellt werden. Erfindung, sagte der Altmeister des modernen Romans, Friedrich Spielhagen, ist ein unrichtiger Ausdruck: statt vom „Erfinden" sollte man nur vom „Finden" reden.

Man sieht, sie sind einig: der Weise, der Techniker, der Schriftsteller. Sie werden wohl auch Recht haben. Die „Erfindung" im Roman ist keineswegs eine Erfindung nach der gewöhnlichen Vorstellung — eine überraschende Neuerung, eine unerhörte Einführung. Ganz im Gegenteil — nirgends wird weniger „erfunden" als im romanhaften Roman. Erfunden in diesem Sinn; denn eine erfundene Geschichte ist der Roman unter allen Umständen — das eben unterscheidet ihn von dem Epos, an dessen historische Wahrheit, auch von dem Erzähler selbst, geglaubt wird.

Aber dennoch sind die Beziehungen gerade zwischen diesem Epos und diesem Abenteuerroman erstaunlich eng.

Verfolgt man nämlich die Erfindung im Roman durch die Zeiten, begleitet man den Helden, seine Geliebte, seine Gegner durch die Epochen und sucht bei den verschiedenen Nationen ihre Erlebnisse auf, so wird man es mit Erstaunen gewahr, in welcher festen Tradition gerade das Romanhafte wurzelt. Der überragende, sympathische, sieghafte oder nur von der Niedertracht gefällte Held, wie ihn noch Spielhagen mit warmem Herzensanteil feiert — er war einmal der unbesiegbare Ritter der mittelalterlichen Versepen; er war vordem der leuchtende Heros des Volksepos, Siegfried, Achilleus, Rustan; er war noch früher vielleicht der verehrte Gott der lichten Jahreszeit, Apollon, Balder. Sein Widersacher, der Sudermannsche tölpelhafte Junker, der schlimme Pfaffe Paul Heyses, der gemeine Verbrecher oder raffinierte Wüstling der alten Engländer, er ist in früheren Perioden als plumper Riese, böser Zauberer, tückischer Zwerg, Jungfrauen raubender Drache aufgetreten und war mythologisch dichtenden Völkern ein dunkler Dämon voll List und Tücke wie der nordische Loki. Die Verwickelungen, Haß zwischen den Familien, Entfremdung durch räumliche und zeitliche Ferne, Intrigen, Mißverständnisse — wir finden das alles im Nibelungenlied oder der Odyssee oder auch im Mythos von der Trennung zwischen Sonne und Mond. In dieser uralten festen Überlieferung ist das Romanhafte verankert. Die liebende Phantasie des Volkes schuf sich den „Helden" und nährte ihn an dem Bilde wirklicher großer Krieger und Dulder. Sie gab ihm ein Gefolge von Kriegern, Freunden, Frauen, sie stattete ihn mit Roß und Rüstung aus, wie die Pietät des alten Volkes Gefolge und Waffen, Weib und Roß dem Fürsten ins Grab mitgab — und so entstand, was wir bei Germanen und Romanen wie bei Hellenen und Indern die „Heldensage" nennen; und ihr besonderer Ausdruck war das „Volksepos." Die Anschauungen wandelten sich; ein neues Publikum, gebildeter, eleganter, neuen Idealen zugewandt, schuf sich eine neue weltliche Erbauungspoesie: das „Ritterepos"; aber das Bedürfnis blieb, einen unvergleichlichen Helden durch Fährlichkeiten und Nöte zu einem immer strahlenderen Ziel zu geleiten. Allmählich verschob sich das Bild; Höfe mit festem Zeremoniell beerbten die ritterlichen Heerlager; das Beamtentum ward zu einer, freilich mehr trennenden als verbindenden, neutralen Zone zwischen hohem Adel und emporstrebendem Bürgertum. Aber die Romandichtung wucherte nur um so lebhafter fort; sie arbeitete mit dem alten Material von Anschauungen und Taten, sie verschmolz, versetzte, veränderte — aber es blieb die Tradition, und vielfach bis in Einzelheiten erneuert der Großmeister dieser „höfischen Heldensage" (wie ich es nenne), Ariost, die alte Art. Durch alle Ironie schimmert die Freude an dem idealen Heros durch; und aller Reichtum der Phantasie läßt in Amandas Zauberhaus das Lotophagenland der Odyssee und in der heldenhaften Amazone die Brunhild des Nibelungenliedes nicht verkennen. — Und wird uns der Roman, nicht etwa bloß in der äußeren Form, prosaischer, ärmer, dürrer,

so bleibt doch das Gefühl der Erfindung dasselbe in den phantastischen, „langatmigen" Romanen der durch E. Th. A. Hoffmann allzu freundlich geschilderten Mlle. de Scudéry oder in unseres Anshelm von Zigler und Kliphausen „blutigem doch mutigem Pegu"; breitet sich wieder in übermütiger ironischer Fülle jenseits des Kanals bei den Fielding und Smollett aus, deren romanhafte Abenteuerlust, bei ganz anderem Stil, ganz anderer Technik, ganz anderem Stoff noch Walter Scott übernimmt; verjüngt sich an wieder anderem Stoff und anderer Tendenz in dem Frankreich des Eugène Sue und Alexander Dumas; wandert in Gutzkows Roman aus Paris nach Deutschland — und wird durch Spielhagen und seine Zeitgenossen auch theoretisch wieder zu Ehren gebracht. Erfindung ist Tradition, Phantasie ist Gedächtnis ...

Aber ist das nicht Übertreibung? Ganz gewiß sind doch die vielbewunderten Meister des phantastischen Romans nicht bloß Gedächtniskünstler gewesen!

Ganz gewiß nicht; so wenig wie sie Zauberer waren, die Neues aus dem Nichts hervorriefen. Um ein bloßes blindes Variieren, um ein Umherschütteln von Mosaiksteinchen handelt es sich gewiß nicht. Wir haben trotz aller Festigkeit der Tradition Grund und Recht, Ariosts Phantasie zu bewundern oder auch, um ein gutes Stück herunterzusteigen, mit Stevenson an Dumas' unerschöpflicher Erfindung uns zu freuen. Denn — wie Erfindung, ist auch Phantasie beim Dichter nicht eigentlich das, was wir uns darunter zunächst vorstellen.

Nehmen wir drei neuere Autoren, die gerade wegen des Reichtums ihrer Erfindung mit vollem Recht gefeiert werden: E. Th. A. Hoffmann, Edgar Allan Poe, Guy de Maupassant. Drei große Meister; wenn auch von höchst verschiedener Art: ein Meister der eine, musikalisch-symbolische Stimmungen zu erwecken; der zweite auf der Grenze zwischen dunkler Stimmung und schärfster Intellektualität seine Leser bannend; der dritte ein unerreichter Künstler knapper epigrammatischer Erzählung. Kein Quellennachweis, keine Analyse der Technik kann ihnen den Ruhm der Originalität rauben. Aber — im Stofflichen beruht er nicht. Hoffmanns romantische Motive, Doppelgängerei, Automatensymbolik, Berührungen der verschiedenen Sinne, Spuk, dem Realismus gesellt, grausiges Philistertum und selbstverständlicher Künstlerzauber — erfunden hat er sie nicht, nur ausgebildet, wie er sie bei Tieck und Jean Paul, im Volksmärchen, im Gemeinbesitz der Romantiker vorfand. Maupassants Erzählungen haben stofflich überhaupt nichts Besonderes; es sind „Anekdoten" von der scheintoten Mutter, dem verlorenen Perlenhalsband, der Heimkehr des Adoptivsohns. Poes Kriminalnovellen dagegen scheinen höchst abenteuerlich erfunden. Aber wenn wir auch seiner paradoxen Poetik nicht glauben, nach der er bestimmte Effekte kühl herausrechnen würde, so daß der Phantasie gar kein Raum bliebe — wir dürfen doch nicht vergessen, daß wirklich nirgends so viel Unerhörtes geschieht als bei den Verbrechern. Verläßt der Mensch die Bahnen, die Sittlichkeit und Gesetz, soziale Notwendigkeit und obrigkeitlicher Zwang festgelegt haben, so wird auch sein Seelenleben von den Pfaden gedrängt, die unsere gutbürgerlichen Seelen sogar bei romantischen Künstlern und individualistischen Dichtern zu wandeln gewohnt sind. Wilde Verneinung des Alltäglichen kommt an den Tag; alle Geisteskräfte werden zur Ausführung furchtbarer Taten und zur Verdunklung der Spur aufgeboten; der furchtbare Zauber des vergossenen Blutes wirkt. Es gibt wirklich eine Verbrecherromantik, die in Zeiten absterbender Poesie die nach Erregung dürstenden Gemüter geradezu poetisch zu befriedigen vermag; und als in England Wordsworth Goethes Wort wahr machte, daß die Dichter die Poesie vertreiben, da mußten „Verbrechen riesig, kolossal" das anderer Phantasie geraubte Land einnehmen, von der gemeinen Räubergeschichte bis zu Lord Byrons grandiosen Verbrechern hin. Hier konnte Poe an der Quelle schöpfen; und was uns an Kriminalfällen überliefert ist, stellt wirklich seine kühnste Erfindungsgabe noch in Schatten. Das Verbrechen der Rue Morgue? ein Mensch von einem — Affen getötet? Aber schon im Mittelalter lief die Geschichte vom Bischof Thilo von Merseburg um, der einen Pagen für den Diebstahl eines Ringes töten ließ — den eine Krähe begangen hatte; und von den mit Keulen um sich schlagenden Gorillas hatte gerade damals der Reisende du Chaillu der erstaunten Welt erzählt ...

Aber Hoffmann *sah*, was für die Früheren blasse Vorstellung war; aber Poe lebte sich hinein in den Eindruck des Verbrechens; aber Maupassant machte noch einmal durch, was sich ereignet hatte, oder ereignet haben sollte. Phantasie ist nicht Erschaffen, sondern Nachschaffen — Neuschaffen aus voller wahrhaftiger Nachempfindung heraus. Erfindung ist nicht Hexenwerk, sondern Herausgreifen des Moments, auf den es eben ankommt.

Und in diesem Sinn wird man die Phantasie der Sage, des Epos, des Romans zu bewundern nicht müde werden dürfen. Gerade weil sie darauf verzichtet, das Letzte selbst zu tun, behält sie die volle Freiheit für das eigentlich Künstlerische. Die größten Dramen behandeln alte Stoffe. „Hamlet" und „Romeo und Julia", „Faust" und „Tasso", „Wallenstein" und „Tell", die „Hermannsschlacht" und „Der Prinz von Homburg" haben keine vom Dichter erfundene Themata. Die Dichter taten, was die Volksphantasie tut, wenn sie Alexander den Großen und Friedrich II. und Napoleon, wenn sie den armseligen Poetaster Tannhäuser und den anrüchigen Scharlatan Dr. Faust umschafft:

sie prägte das Bild ihrer Vorstellung ein, sie sah es an, ergänzte verdunkelte Partien, übermalte, deutete Züge um — bis aus dem kinderreichen Egmont Goethes jugendlicher Liebhaber und aus Tannhäuser und Faust die Helden tiefsinniger Sagen geworden waren. Ganz so haben schon die homerischen Rhapsoden Lücken der Tradition aus ihrer Anschauung heraus ergänzt oder unsere Epiker überlieferte Momente psychologisch verknüpft.

Was ist denn also Phantasie im dichterischen Sinne? Phantasie ist eine freie Verknüpfung gegebener Momente, deren Grenzen durch die individuelle Anschauung des Gegebenen bestimmt wird.

Das klingt pedantisch; aber diese Formel, scheint mir, umschreibt jene Mischung von Freiheit und innerer Notwendigkeit, von Tradition und Erfindung, die für alle echte Kunst bezeichnend ist. Denn wo keine innere Notwendigkeit ist, da herrscht kunstlose Willkür; so bei allen Phantasten, die ihren Einfällen freien Lauf lassen, ohne ihn durch gegebene Daten begrenzen zu lassen und ohne ihn durch individuelle Eigenart zu stilisieren. Und wo keine Freiheit ist, da herrscht kunstlose Abhängigkeit, wie bei allen auf objektivsten Naturalismus und künstlerische Selbstverneinung gerichteten Doktrinären.

Und damit kommen wir an den Punkt, von dem aus die Gefährlichkeit des antiromantischen Romans zu erkennen ist. Ohne Frage kann er künstlerisch sein, kann er freie Phantasie betätigen. Goethes „Werther" ist das Gegenteil eines Abenteuerromans; seine „Wahlverwandtschaften" sind in diesem Sinn (nicht in jedem!) durchaus antiromantisch. Aber Goethe hat Werther gesehen, hat sich in Ottiliens Not hineingelebt. Auch er fand einen gegebenen Stoff; nur haben ihm die inneren Bedrängnisse der eigenen Zeit die seelischen Kämpfe der Gegenwart an die Hand gegeben. Und so konnte aus dem Roman ohne Abenteurer, ja sogar aus dem Roman ohne Helden eine große Kunstgattung erwachsen; und der engste, ganz auf Beobachtung gebaute „Seelenroman" kann echteste epische Fülle haben.

Aber es ist nun einmal so, daß die Phantasie bei dem Entfernteren leichteres Spiel hat. Die Ferne in Raum und Zeit ermöglicht ihr, der Anschauung unmittelbar Folge zu geben; die Nähe in Raum und Zeit zwingt ihr eine verstandesmäßig zu übende Kontrolle des Möglichen und Wahrscheinlichen auf. Goethe hat nicht umsonst immer wieder vor „Annäherungsbrillen" gewarnt. Unsere Porträtmaler photographieren gern, ehe sie zu malen beginnen, und schon das hat Gefahren; würden sie die Haut des verehrten Objektes vorher mikroskopisch studieren — wer möchte das fertige Bild sehen?

Die Beobachtung ist die Seele aller Wissenschaft — unermüdliche, immer wache Aufmerksamkeit, immer neues Vergleichen, immer genauere Prüfung. Die Beobachtung ist auch der Kunst unentbehrlich, soll sie sich nicht aus gesundem Boden des Lebens in die Hohlheit überkommener Abstraktionen verlieren. Aber — die Phantasie muß Herrin im Haus bleiben, die freie, nur durch die Eigenart des Künstlers begrenzte Verknüpfung jener Momente, die nun einmal mit dem Wesen der Erzählung selbst gegeben sind — denn interessant soll und muß jede Erzählung sein, und interessant sind nun einmal nicht alle Dinge. Für den Künstler nämlich; denn interessant für den Künstler ist nur ein Stoff, der sich künstlerisch veredeln läßt.

Doch wir wollen die berühmte Frage des Was? und Wie? nur eben streifen. Jedenfalls: zuviel Beobachtung lähmt die Phantasie; zu genaue Aufmerksamkeit zerstört die Anschauung. Wer Goethe nur e i n m a l gesehen hätte und genau seine Körpergröße hätte feststellen wollen, der hätte den Olympier nie gesehen.

Selbst die Romantik der eignen Vergangenheit vermag schon die Phantasie zu beflügeln — wie viele autobiographische Romane beweisen es! Aber ein allzugetreuer Modellroman aus der Gegenwart, der auf den sorgfältigsten Studien beruht — er wird über der stofflichen Neuheit die unendlich wichtigere der künstlerischen Behandlung einbüßen. Und wir begreifen es deshalb, wie der Künstler in Zola von dem „experimentellen Roman" zur Utopie strebte, die der Phantasie durch zeitliche Ferne doch einigen Raum mehr gewährte; wie der Seelenroman „Hilligenlei" sich mit episodischen Abenteuern ausschmücken muß und der Chronist der „Buddenbrooks" sich an den märchenhaften Hyperbeln amerikanischen Milliardenreichtums erfrischt. Der Künstler bedarf Raum für seine Phantasie; die strenge, wenn auch gesunde Schule des Naturalismus hat uns zu eng gebunden.

Und auch der Leser will seine Phantasie üben. Auch er besitzt in der, wenn auch geringeren, Kraft der Anschauung ein Vermögen, das nicht verkümmern will. Man schilt mit größtem Recht auf die Buffalo Bills und die Detektivromane; aber es ist Sache unserer Dichter, sie unmöglich zu machen, wie Charles Dickens, George Elliot und William M. Thackeray die Kriminallektüre ihrer Zeit zu Makulatur gemacht haben.

Wir haben ihn ja schon wieder, den großen Abenteuerroman. Ricarda Huch nimmt die Abenteuer aus der Geschichte, Gustav Frenssen aus dem Leben des Volkes, Wilhelm Schäfer aus dem der Gesellschaft. Und aus der Ferne nimmt sie Enrica von Handel-Mazzetti. Ihr Roman ist gewiß oft zu romanhaft; aber er ist es aus der Anschauung einer höchst „romanhaften" Zeit heraus. Wenn der Roman sich wieder ein wenig auf seinen Ursprung besinnt und auf den des Wortes „romantisch" — schwerlich wird es ihm und uns zum Schaden gereichen!

Pagenzeit. Von Walter Freiherrn von Rummel.

„Page!“ ... Welch lange Reihe, welch ganze Kette von Vorstellungen löst dieses eine Wort aus!

Prunksäle, von schimmernden Lichtwellen durchflutet, durchwogt von Tönen und Tänzen. Glänzende Gäste, vornehm die Kavaliere und schön die Frauen. Klirrende Sporen und Degen; verschwiegen flüsternde Seide und schwer einherrauschende Schleppen, Samt und Hermelin; Brillant und Rubin, Blitz, Glut und Gefunkel; breite Tafeln unter altkostbarem Geschirr sich biegend; in spitzen Kelchgläsern perlt edler Wein, leicht und lustig macht er die Herzen, flüssig und froh das Blut; rings ein Nicken, Grüßen und Lächeln, Necken und Scherzen, ein Fragen, Sagen und Deuten; auch heiße Augen, die heimlich sich finden — lange; denn erst im fahlen Dämmerschein grauenden Tages verlöschen die Lichter, versinkt die Pracht.

Schon rufen draußen, unten im Hofe, hell die Hörner, kläfft laut die Meute, scharren und schnauben ungeduldig die Rosse. — Rasch in den Sattel, Ihr Damen und Herren, frischauf zu fröhlichem Weidwerk. Flüchtig die Hunde, flüchtig der Hirsch — es fliegen die Pferde über den Rasen. Licht und grün ist der Tann, mit tausend Blumen bestanden die Heide, frei weitet die Brust sich, einzig köstlich das wilde Gejaid.

Noch andere Ergötzung, viel Spiel und Feier, Reigen und Tanz, Hochzeit und Taufe, Jubel allüberall. In den Turnierhof sprengen Reiter und Ritter in blanker Brünne und hartem Harnisch, laut krachen und splittern die Lanzen.

Fehde, Feldlager und Krieg.

Dumpfes Dröhnen der Klageglocken; schwarzer Katafalk; schwarze, Schritt und Schall dämpfende Tücher; weiße, knisternde Kerzen; düster vermummte Gestalten; mit zwölf edlen, traurig nickenden Rappen fährt man den Fürsten in die stille Gruft.

Was immer an Fest und Freude, Leid und Trübsal durchs Leben wandert, der **Page**, eng verknüpft mit Herrn und Hof, hat an allem sein reichlich Teil.

Verrauscht im großen Strom der Zeit, getaucht ins Meer des längst Gewesenen — der Geschichte — sind die Jahrhunderte, wo der „Edel-“ oder „Cammerknabe“ immer in nächster Nähe seines Herzogs oder Königs stand, das frühere, das spätere Mittelalter und die Periode des aufgeklärten Absolutismus. Anders hat sich die Welt gestaltet, anders das Leben, Dasein und Treiben an allen Fürstenhöfen. Und damit hat sich auch das Leben, haben sich auch die Obliegenheiten des „Pagen“, so, weit er nicht wie an den meisten Hoflagern, überhaupt und für immer von der Bildfläche abtreten mußte, dem Zeitcharakter sich anpassend, mehr und mehr verändert.



⊠ Bayerischer Page in Galauniform. ⊠

Bücher und Schulweisheit, die früher höchst bescheiden abseits standen und hinter Reiten, Fechten und Jagen weit zurücktreten mußten, haben sich, wie überall, auch hier die erste Stelle erkämpft.

Das zeigt sich schon — ich möchte nun im folgenden von meiner eigenen Pagenzeit am

bayerischen Hofe erzählen — im Augenblicke der „Pagenwerdung". Denn da in jedem der fünf Jahrgänge, welche die Königlich bayerische Pagerie aufweist, nur durchschnittlich für je vier oder fünf Edelknaben Platz ist, die Zahl der fast ausschließlich dem bayerischen Adel angehörigen Bewerber aber meist eine weit höhere ist, so muß die Aufnahme vom Bestehen einer dreitägigen Prüfung abhängig gemacht werden. Wer hier unter die letzten eingereiht werden muß, ist dazu verurteilt, durchzufallen. So erhält denn einige Monate vor dem Prüfungstermin plötzlich all die lateinische, griechische und mathematische Wissenschaft — man hat es ja schon als Junge nie verstehen können, wozu denn dies und jenes höchst Unnütze und Unverdauliche gut dazu sein müsse, es partout in den widerspenstigen Kopf hineinzuzwängen — ein gewisses, stärkeres und aktuelleres Interesse, das freilich nicht immer von glühender Begeisterung getragen wird.

Studium und Bücher bleiben auch an erster Stelle weiterhin, wenn man nach glücklich bestandener Prüfung ins schöne Maximilianeum am Ufer der grünen Isar mit dem weitfreien Blick über die ganze Stadt eingezogen ist, wenn man, in die dunkelblaue, silberkragengeschmückte Uniform eingekleidet, den Degen stolz an der Seite fühlt und „Königlicher Edelknabe" auf seine Visitenkarte schreiben darf.

Immer, im Sommer und Winter, wird es schon um fünf Uhr morgens Tag; dann währt das Studium bis zum Beginn des Gymnasiums, und nach Schulschluß wandert man wieder innerhalb der Pagerie von einer Hand in die andere, ein Professor und Repetitor schiebt uns dem anderen zu.

Dazu noch die körperlichen Übungen: Der alte, schneeweiße Fechtmeister — er unterrichtet schon längst die zweite Generation — probiert mit Florett und Säbel, mit Schlag auf Klinge und Arm trotz seiner achtzig Jahre recht kräftig und grob seine Künste an uns; der Hofballettmeister, ein Südfranzose, der kein Wort Deutsch, desto besser aber die Kunst versteht, mit den unglaublichsten Verrenkungen und Verdrehungen unsere Unbeholfenheit zu karikieren und vor versammeltem Pagenkorps lächerlich zu machen, lehrt uns stehen, gehen und grüßen; denn er hat entdeckt, daß wir diese allereinfachsten Dinge des Lebens noch nicht im mindesten kennen und können; er weiht uns ferner in die Geheimnisse der Rund- und Kontretänze, der Françaisen, Lanciers und des Menuetts ein. Der den Turnunterricht leitende Offizier holt ebenfalls alles mögliche aus uns heraus, und der Feldwebel vom Infanterie-Leibregiment, der uns einexerziert, faßt auch nicht gerade mit Glacéhandschuhen zu — todmüde sinkt man abends in die Kissen.



Page zu Pferde.

Militärisch ist der Zuschnitt des Ganzen, der Pagenhofmeister ein à la suite der Armee stehender Offizier, der von zwei Präfekten, einem französischen und einem geistlichen Herrn, unterstützt wird. Auch sonst gibt's mancherlei Unterordnung unter die Mitpagen der älteren Jahrgänge. Revoltiert man, wird man von ihnen ‚verhauen'.

Nach einer arbeitsreichen Woche winkt freundlich der goldene Sonntag, an dem die Pagen von elf Uhr vormittags bis zum Abend ins elterliche Haus beurlaubt werden. Doch vorher, an jedem, jedem Sonnabend schreibt das Gymnasium die Noten der Woche an die Direktion herüber, bringen die Präfekten und Lehrer der Pagerie ihre Klagen und Beschwerden vor. Düstere Gewitter ziehen sich da über so manchem Haupte zusammen, und während die andern fröhlich von dannen eilen, werden die Missetäter für den ganzen, langen, schönen Sonntag bei schmaler Kost einzeln in ein Zimmer eingeschlossen, um dort reichlich zudiktierte Strafarbeiten zu fertigen. — —



Am Sonntag eingesperrt.

Schon wenige Monate nach Aufnahme in die Pagerie wurde man auch zu den ersten Hofdiensten herangezogen.

Da war einmal der Kirchendienst — wohl am wenigsten beliebt und sicherlich auch am allerschwierigsten.

Denn es war gar nicht so sehr leicht und einfach, den althergebrachten, feierlichen Reigen, der von sechs Pagen in der Hofkirche aufgeführt wurde, gut und glücklich zu erledigen.

Alles mußte haarscharf klappen, all diese sehr komplizierten und etwas verkünstelten Vorwärts- und Rückwärtsbewegungen vor dem Hochaltar, die plötzliche Wendung zur Hofloge. verbunden mit gemeinsamem, grüßendem Neigen des Kopfes und dann das unmittelbar darauf folgende rasche Niedergehen auf das Knie. „Sehr achtgeben und immer gut Balance halten!“ war die Losung, und in so mancher Tanzstunde mußte dieser ballettartige „Fackeltanz“ — wir nannten ihn so wegen der langen Wachsfackeln, die wir dabei in der Rechten trugen — eingehend studiert und geübt werden. Als besonders unangenehm empfanden ihn die protestantischen Edelknaben, die alle offiziellen katholischen Feierlichkeiten auch mitzumachen hatten; denn sie kannten sich selbstverständlich in dem gesamten komplizierten katholischen Zeremoniell nicht zum allermindesten aus und mußten sich erst allmählich — mancher ist dabei zuerst wachsgelb oder kreideweiß geworden — an den bei solch hohen Festen von der Geistlichkeit überreichlich geopferten Weihrauch gewöhnen. Außerdem bekam man bei diesen Kirchendiensten — Protestanten und Katholiken gingen in ihrem Verdammungsurteil da vollständig einig — nie das allergeringste Gute zu essen oder zu trinken!

Da waren all die andern Hofveranstaltungen schon bei weitem vorzuziehen, die Hofkonzerte, Bälle und Tafeln.

Schwierige Amtierungen gab es ja auch da. Oft war es gar nicht so leicht, irgendeinen Prinzen oder eine Prinzessin, denen man Erfrischungen zu kredenzen hatte, während der kurzen Tanzpause unter den vielen hundert Leuten im dichten Gewühl des Ballsaales ausfindig zu machen, noch verfänglicher aber, durch alle diese sich lebhaft unterhaltenden und bewegenden, oft recht eng gedrängten Menschen das bodenglatte, mit Eis und den verschiedensten Limonaden bestandene Kabarett — man trug es in der Rechten und hielt den linken Arm schützend in Bereitstellung — ohne etwas herunterzuwerfen oder zu verschütten glücklich hindurchzusteuern. Auch bedeutete bei den Festtafeln das Servieren mit den schweren Riesenplatten und den hochaufgebauten, überfüllten Prunkaufsätzen eine ganz gehörige Kraftprobe für junge und noch nicht ausgebildete Arme.

Nach Dienstleistungen dieser Art aber wurde man selbst nachträglich durch ein gutes Souper und ein kaltes Glas Sekt belohnt, und mancher hat noch dazu — es war zwar verboten, geschah aber doch dann

und wann — ganz, wie die Bauern es tun, als kleines Bescheidessen für den kommenden, mageren Tag verschiedene Bonbons und Süßigkeiten, die er sich nicht mehr so recht getraute, im Augenblicke seinem Magen noch zuzumuten, mitgehen lassen; zwar nicht im Schnupftuch, dafür wohl verborgen und sicher verwahrt im hellblauen Seidenfutter seines schönen Galahutes. Es war das sehr gut zu bewerkstelligen, da der Hut in der Residenz nie aufgesetzt, sondern im linken Arm getragen wurde.

Ich erinnere mich dabei, daß ein Page — ich weiß nicht, war sein Hutseidenfutter durch allzugroße und schwere Belastung brüchig geworden oder hatte ein halbes Glas Sekt zu viel ihn auf alle übliche Vorsicht bei Verstapelung seiner Schätze vergessen lassen — ein Bonbon und Backwerk nach dem andern, während wir den Hoheiten nach dem Hofball die Stiegen hinableuchteten, zur großen Erheiterung verschiedener Festgäste aus seinem Hut auf die Treppenstufen kollern ließ und so für immer und unwiederbringlich verlor.

Eine andere Aufgabe, die auch gelernt sein wollte, war das „Schleppentragen". Die Schleppe mußte so über beide Arme genommen werden, daß sie sich dekorativ ganz entfalten konnte und all die kostbaren Spitzen und Stickereikunstwerke voll zur Geltung kamen. Außerdem hatte der Page sich allen Bewegungen seiner Prinzessin gut anzupassen, damit nie irgendwelche lästige Spannung eintreten konnte. Damen sind nun gewohnt, ruhige und abgemessene Schritte und Wendungen zu machen; daher war es noch nicht allzu gefährlich, wenn man zum Schleppenträger einer Prinzessin ernannt wurde. Viel unheimlicher schon, wenn man, wie bei den Georgiritterfesten, den Mantelsaum eines „Prinzen" überantwortet bekam. Da hieß es dann, besonders wenn die königliche Hoheit etwas temperamentvoll und ein Freund rascher Bewegungen war, ganz höllisch achtgeben.



Bildnis des Johann Nepomuk, Reichsfreiherrn v. Rummel, Kurfürstlich bayerischen Kammerpagen. Nach einem zeitgenössischen Gemälde.

Aber schließlich hat noch jeder Page seine Hofkomplimente machen gelernt — „tiefer, o noch viel tiefer!" hieß es oft — hat seine Obliegenheiten erfaßt und sie, war einmal die erste Schüchternheit und Befangenheit überwunden, mehr oder minder gut absolviert. Er hatte dabei auch noch Zeit, sich alles andere, außerhalb seines Dienstes Liegende, gut anzusehen. Und gerade für die noch ganz frischen, aufnahmefähigen Augen eines jungen Menschen bedeuteten solch farbenbunten, schim-



Freiherr von Branca. von Langenmantel. Freiherr von Rummel. Freiherr von Pfetten.
Graf Tattenbach. Freiherr von Pfetten. Freiherr von Berchem.

Pagenklasse vom Jahre 1888.

mernden Feste etwas ganz Einziges: der Hofball oder gar das Georgiritterfest, wo all die schwere, reiche Pracht des Mittelalters wieder lebensvoll erstand, der Gründonnerstag, an dem der König, zu meiner Zeit der Prinzregent, zwölf armen hochbetagten Männern des Landes unter Assistenz des ganzen Hofes die Füße wusch, auch die im Sommer unter größtem kirchlichem und weltlichem Pomp die Stadt durchziehende Fronleichnamsprozession. Niemand außer gerade den Pagen hatte Gelegenheit, in so jugendlichem Alter Einblick in das gesamte Hofleben zu bekommen. — Manchmal wurde auch als Extrafreude von einem Prinzen oder einer Prinzessin ein Ball mehr für die Jugend gegeben, bei dem wir als „Tänzer“ geladen waren. Selbstverständliche Folge war, daß man sich dabei in irgend jemand sterblich verliebte.

Zu den ganz regelmäßig wiederkehrenden Veranstaltungen des Hofes traten ab und zu Feste, die aus irgendeinem besonderen Anlaß gegeben wurden: eine Hochzeits-, eine Jubiläumsfeier; außerdem Landtagseröffnungen und -schlüsse, bei denen der königliche Wagen von nebenher reitenden Edelknaben begleitet wurde. Auch traurige Begebenheiten fehlten nicht, gelegentlich derer die Pagen in Aktion traten: Todesfälle mit feierlicher Beisetzung und Seelenämtern.

Dann und wann hatte der Besuch fremder Fürstlichkeiten Hoftafeln und Festtheater im Gefolge, und während einer fünfjährigen Pagenzeit konnte man so manchen fremden Souverän, manches Mitglied eines regierenden Hauses aus allernächster Nähe zu Gesicht bekommen. So habe ich neben andern hohen Herren auch Kaiser Wilhelm den Zweiten auf zwei Besuchen, die er dem Prinzregenten und dem bayerischen Hofe abstattete, gesehen.

Als der deutsche Kaiser das erstemal kam, war ich noch einer der Jüngeren und durfte nur, da ich schon damals zu den zwölf höchstgewachsenen zählte, ihm bei seiner Ankunft die Stiege hinaufleuchten. Unsere Hoftracht: hellblauer, reich mit Silber bestickter Rock, weiße Kniehosen und weißseidene Strümpfe, sowie das ganze, durch die schweren, mächtigen Gestalten der Hartschiere mit ihren Hellebarden und den blitzenden, löwengekrönten Stahlhelmen vervollständigte Ehrengeleite soll dem hohen Gast sehr gefallen haben.

Als der Kaiser das zweitemal zu den Herbstübungen des Jahres 1891 in München einzog, war ich mit noch zwei andern Pagen ihm zu unmittelbarem Dienste zugeteilt, der hauptsächlich darin bestand, daß wir Seiner Majestät bei verschiedenen Festessen und Militärtafeln servierten. Der Kaiser, der die Uniform seines ersten bayerischen Ulanenregimentes trug, war in diesen Münchener Tagen stets sichtlich allerbester Laune, und wir waren sehr auf der Hut, in unserem kleinen und bescheidenen Wirkungskreise nichts zu begehen, was sie irgendwie hätte stören können.

Es ging auch alles ganz gut und glatt vonstatten — und wider Erwarten stellte sich sogar eine unvermutete Belohnung unserer geringen Dienste ein. Wenige Tage, nachdem der Kaiser München verlassen hatte, übergab der preußische Gesandte am bayerischen Hofe unserem Pagenhofmeister für die Seiner Majestät zugeteilten Edelknaben zwei Paar goldener Manschettenknöpfe; ein großes W war mit Brillanten darauf aufgesetzt, darüber schimmerte in Rubinen die Kaiserkrone. Große Freude und gleichzeitig ein gewisses bängliches Unbehagen. Denn der Kaiser hatte nur zwei, nicht die drei ihm attachierten Pagen bedacht, hatte nur zwei von uns beachtet und im Kopfe gehabt. Da aber sein Geschenk schon ohnehin ganz unverhältnismäßig kostbar ausgefallen war, war nicht daran zu denken, daß der Pagenhofmeister den preußischen Gesandten über den richtigen Sachverhalt aufklärte, und es mußte auf andere Weise die Sache geregelt werden. Ein Paar Manschettenknöpfe erhielt der Senior der Klasse, die in demselben Rangverhältnisse, wie es die seinerzeitige Aufnahmeprüfung ergeben hatte, fünf Jahre lang blieb. Dieser Senior aber war leider nicht ich. Ich, der Konsenior, und der dritte der Klasse mußten uns beide über das Schicksal des zweiten Paares einigen. Die Frage war nur, wie? Es fehlte natürlich nicht an Leuten, die bei diesem Handel gar nichts zu verlieren hatten und die uns dringend rieten, um den Besitz der begehrten Manschettenknöpfe zu „losen“. Aber einmal dünkte es uns nicht sehr angebracht und würdig, um ein Geschenk des Kaisers nach roher Landsknechtsart sozusagen zu würfeln. Der noch gewichtigere und tiefer liegende Grund aber war wohl der, daß jeder von uns beiden mit Bangen daran dachte, daß eben gerade er der dumme Teufel sein könnte, der das schwarze, nicht gewinnende Los ziehen würde. So überschliefen wir denn den schwierigen Fall einige Tage, teilten uns dann redlich jeder in je einen Knopf und waren schon mit diesem sehr stolz, glücklich und zufrieden.

⌘ ⌘ ⌘

Aber — trotz so mancherlei Hofdienstes standen, wie schon oben erwähnt, Bücher und Studium für uns Pagen an erster und allererster Stelle. Sogar schon in alter Zeit wird durch eine herzogliche Verordnung vom Jahre 1606 „Straffe“ angedroht, „wann ainer wider das Studiern wollt murren und fürgeben, Er seye nit von Studierns wegen gehn Hof khommen“. Neben den Anforderungen, welche das Gymnasium stellte, mußte noch so vieles andere gelernt werden, und an so manchem Tage hatte man außer dem obligaten einstündigen und gemeinsamen Spaziergang von morgens fünf bis abends acht Uhr keine freie Minute. Wert wurde hauptsächlich auf Gebiete gelegt, die das humanistische Gymnasium vernachlässigt, so zum Beispiel auf moderne Sprachen. Obliga-



Major Dr. August von Parseval als Page. (1873—1878) Nach einer Photographie.



Festmahl mit aufwartenden Edelknaben. Nach dem Werke „Geschichte der K. B. Pagerie“ von August Freiherrn von Müller (Lindauersche Buchhandlung in München).

torisch waren Englisch und vor allem Französisch, dessen ziemliche Beherrschung schon Vorbedingung bei der Aufnahme war. Ebenso war Gelegenheit geboten und wurde auch wahrgenommen, italienische und spanische Sprachkenntnisse zu erwerben.

In den letzten Jahrgängen kamen noch verschiedene, durch einen Offizier gegebene Stunden hinzu, die auf den militärischen Beruf vorbereiten sollten.

Ebenso wurde „höhere“ Geometrie und Mathematik gelehrt, in deren „höheres“ Verständnis es mir beim besten Willen nicht gelang, irgendwie einzudringen. Ich für meine Person hatte schon an der im Gymnasium betriebenen Mathematik übergenug, und ein Professor und Repetitor der Pagerie, der unsere dort erworbenen Kenntnisse noch zu prüfen hatte — ein etwas sehr cholerisch veranlagter Herr — nannte mich, wohl ein paarmal des Jahres, mit der Faust auf den Tisch donnernd, daß die Tinte nur so aus den Gläsern herausspritzte, den alleralLerdümmsten Menschen, dem er je in seinem langen Leben begegnet sei. Für mathematische Wissenschaft Veranlagte hatten aber von diesem Unterricht in höherer Geometrie mancherlei Nutzen und Anregung. So ein Klassengenosse von mir, der später der längstjährige und treueste Mitarbeiter am Werke des Grafen Zeppelin wurde und, um noch einen andern anzuführen, einer, dessen Name in ganz Deutschland einen guten Klang hat, Major Dr. August v. Parseval, der als Page (1873—1878), wie er mir mitteilte, gerade an diesen mir so peinlichen Stunden viel Freude hatte und gern und mit Dank sich ihrer erinnert.

Und noch ein anderes Fach hat mir, aber noch vielhundertmal mehr meinem Lehrer, manch düstere Minute bereitet — das „unglückselige Flötenspiel“. Denn zu meiner Zeit mußte nach altüberkommenem und bewährtem Urväterrezept noch jeder Page auch zur edlen Frau Musika in die Schule gehen. Wer früher schon irgendein Instrument gespielt hatte, durfte es fortsetzen. Flöte aber hatte zu Hause nie einer gelernt, und so wollte es ein schwarzes Schicksal, daß der arme Flötenlehrer alle, die bisher gar nichts betrieben hatten, die absolut Talentlosen also überwiesen bekam. Ohne Gehör und ohne Begabung spielte ich denn — immer gegen meinen Willen — fünf Jahre lang Flöte, blies mir einen dicken Hals und meinem Musikprofessor so manchen Ärger an. Denn wenn er, was bei der Talentlosigkeit all seiner Schüler nicht zu verwundern war, oft moros und brummig wurde, so ließ ich, sobald er allzusehr herumnörgelte, bei dem nächsten hohen F oder G einen vollständig falschen und schrillen Pfiff in die Welt gehen, um dann alles Ernstes dem verzweifelt die

Hände ringenden Lehrer zu versichern, der Ton sei doch vollständig richtig gegriffen und geblasen. Viel musikalischen Ruhm habe ich so nicht geerntet. Ich schwieg, ich „markierte" oft mehr als ich spielte, besonders dann, wenn man Gelegenheit hatte, sich zu blamieren, so zum Beispiel bei den Jahresschlußfesten, bei denen das gesamte Pagenorchester einige große Musikstücke zur Aufführung brachte. Das erste Jahr spielte ich da noch ganz brav, ehrlich und meinungstüchtig mit, platzte aber richtig an einer Pianissimostelle viel zu frühzeitig mit einem erst später folgenden allerstärksten Fortissimo in die allgemeine Stille hinein, gute und frohe Stimmung



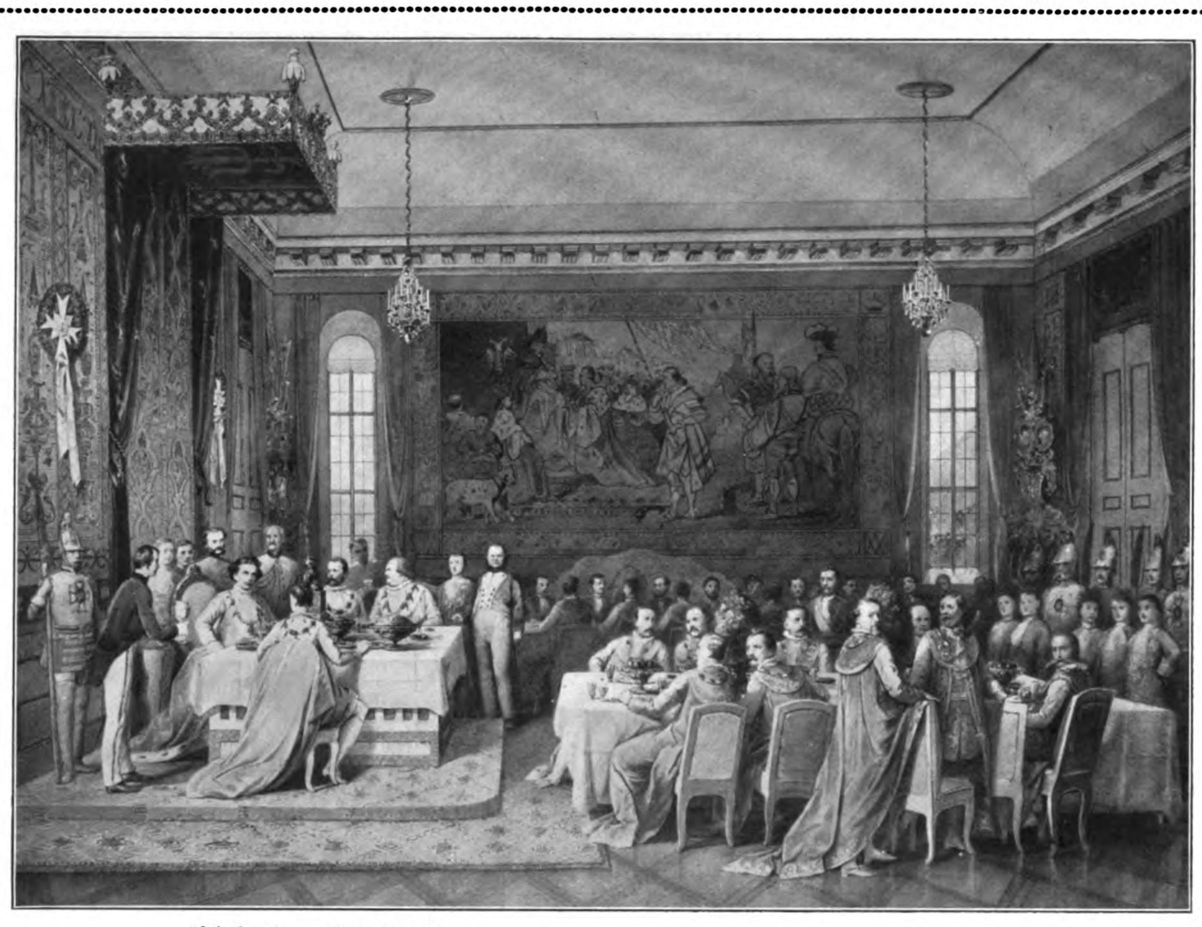
Landtagseröffnung. Zwei Pagen und zwei Bereiter begleiten den Wagen des Regenten.

mit dieser Kunstleistung im Auditorium erweckend.

Auf diesen Schlußfesten tat ich mich dafür in einer anderen Kunst hervor, die ich mir als Autodidakt vollständig heimlich und widerrechtlich angeeignet hatte, indem ich, verdeckt durch den Rücken meines Vordermannes, in den lateinischen und griechischen, vor allem aber in den leidigen Mathematikstunden allerhand Verse schmiedete. So trug ich denn das erstemal eine lange, traurige Geschichte „Hannibals Tod" vor, im letzten Jahr aber, bei meinem Austritt, ein „Abschiedsgedicht" und holte mir hier die ersten und leicht verdienten Lorbeeren.

Auch Handzeichnen und Aquarellieren, das ebenfalls, wenigstens das erstere, von allen getrieben werden mußte, machte mir Freude. Ebenso Turnen und Springen, Fechten und Schwimmen, vor allem aber das Reiten, worin wir in den letzten zwei Jahren in der Hofreitschule unterrichtet wurden.

Leidenschaftlich liebten wir alle das Theater, in das wir zu unserem Leidwesen nur zweimal im Monat geführt wurden. Da das Hoftheater aber in der Maximilianstraße liegt, durch die unser täglicher Spaziergang führte, kannten wir dafür selbstverständlich vom Sehen alle Sängerinnen und Schauspielerinnen. Ab und zu ward es auch wohl von irgendeinem versucht, diese Bekanntschaft von der Straße her etwas zu vertiefen, so einmal von einem unternehmenden Pagen, der gerade für die beliebteste und fescheste Soubrette der Residenz von einer ganz ausnehmenden Verehrung beseelt war. Wie er mit ihr eigentlich bekannt geworden, weiß ich nicht. Jedenfalls aber war es Tatsache, daß er jeden Sonntag, den er nicht eingesperrt war, um 11½ Uhr pünktlich bei seiner Herzensdame kurzerhand vorsprach. Den Diener — wir durften nicht allein gehen — ließ er draußen auf dem Vorplatz warten, und er selbst wartete im Salon — wartete oft sehr lange, weil eben die Damen des Theaters nicht wie die Pagen schon um fünf Uhr morgens auf



König Ludwig. Prinz Otto. Prinz Luitpold. Prinz Adalbert.

Georgiritter-Bankett unter König Ludwig II.



Fronleichnamsprozession in München.
Nach einer Photographie von Georg Stuffler in München.

stehen. Das war sehr bitter, denn seit dem dünnen Frühkaffee und der einen Semmel hatte er den ganzen Tag nichts mehr zu sich genommen und sehnte sich eigentlich nach den elterlichen Fleischtöpfen. Liebe und Hunger regieren die Welt, sagen die Philosophen, und da „sie" immer noch nicht sichtbar werden wollte, überwog bei dem Pagen für den Augenblick das „Hungergefühl". Auf den Tischen herum standen verschiedene, niedliche, offene Bonbonnieren — Geschenke von Verehrern — jetzt aber scheinbar zur allgemeinen Benutzung freigegeben. Auch der hungrige Page tat manch kräftigen Griff hinein, bis endlich die Ersehnte hereinrauschte und ihn bald mit einigen Liebenswürdigkeiten wieder hinauskomplimentierte. Und dieser Vorgang wiederholte sich jeden Sonntag, die Bonbonnieren litten sehr in ihren Beständen. Die arme Hofopernsängerin aber war in einem fatalen Dilemma, getraute sich nicht so recht, dem Pagen energisch zum Rückzug zu blasen, da ein nächster Verwandter ihres jugendlichen Courmachers einen hohen, über der Hoftheaterintendanz stehenden Posten bekleidete. Endlich bekam der Pagenhofmeister durch Zufall Wind von der Sache und bereitete mit Donner und Blitz dem freundlichen Idyll ein rauhes Ende. —

Sehr gern nahmen auch alle Edelknaben jedes Jahr an der unter Leitung des Pagenhofmeisters vor sich gehenden dreiwöchigen Sommerreise teil, die uns nach Italien oder der Schweiz, nach Ungarn und Istrien, nach Norddeutschland oder an den Rhein führte. Viel weniger begeistert aber schrieben wir dann im zweiten Teile der Ferien die obligate Beschreibung

dieser Reise nieder. Und doch hat gerade diese Arbeit — was haben wir mißmutig nicht darüber geschimpft! — wohl jedem von uns recht, recht gut getan.

Denn einmal mußte man sich so von vornherein doch alles ein wenig genauer anschauen und konnte nicht einfach stumpfsinnig nur mitbummeln. Und wenn man nur ein wenig guten Willen hatte, sah man die Geschichte lebendig werden, sah und hörte vor allem so manches von Kunst und Kunstgeschichte.

Lebensfeste und starke Charaktere, gute Bayern und gute Deutsche wollte die Pagerie heranbilden, wollte auch zu rascher und gründlicher Arbeit erziehen. Jedes unnütze und schädliche Dahinträumen — wieviel wird da in manchen Internaten gesündigt — war vollständig unmöglich.

Ausgehend von dem Grundprinzip, daß ein künftiger Edelmann auch imstande sein müsse, selbst ihm Peinliches und Widerstrebendes glücklich durchzuführen, war ein weiterer Grundsatz: „Alles für alle gleich und gemeinsam!“ Nur in ganz wenigen Dingen wurde dies Prinzip durchbrochen.

So mußte selbstverständlich der sonntägige Kirchgang von Protestanten und Katholiken getrennt erfolgen. Die Protestanten waren in der Minderzahl und rekrutierten sich hauptsächlich aus verschiedenen standesherrlichen oder der früheren fränkischen Reichsritterschaft angehörigen, sowie einigen zugewanderten norddeutschen Familien. Man merkte eigentlich gar nie etwas davon, daß da Leute verschiedener Konfessionen in engster Gemeinschaft beisammen lebten. Nur, wenn wir Katholiken — dreimal im Jahre — beichten mußten, dann wurden die „Ketzer“ vor unserer Gewissenserforschung mit lautem Hallo und Geschrei aus dem gemeinsamen Studiersaal hinausgeworfen und zuweilen bei diesem lustigen Religionskrieg auch mit einem reichlichen Guß kalten Wassers aus rasch herbeigeschleppten Gläsern bedacht.

Und dieses gute Einvernehmen zwischen Katholiken und Protestanten hat wohl immer, seit Protestanten bayerische Edel-



Das Maximilianeum in München. Nach einer Photographie von Georg Stuffler in München.



Georgiritter-Fest. Pagen tragen die Mäntel der Prinzen.
Nach einer Photographie von Georg Stuffler in München.

knaben geworden sind, bestanden. Aus dem Tagebuch des Grafen August von Platen, der von 1810 bis 1814 Page war, geht sogar hervor, daß damals selbst der Religionsunterricht an katholische und protestantische Edelknaben gemeinsam erteilt wurde. Erst im Jahre 1825 wurde dies vom protestantischen Oberkonsistorium beanstandet.

Die letztere Tatsache und so manches andere findet sich in der „Geschichte der K. B. Pagerie“ (München, Lindauersche Buchhandlung) von August Freiherrn von Müller, der viele Jahre lang Pagenhofmeister war und durch nimmermüden Eifer, richtige Strenge und von Herzen kommendes Wohlwollen das Institut auf eine seltene Höhe gebracht hat.

Viel Interessantes, besonders kulturgeschichtlich, bietet die ganze Entwicklung der Pagerie, die sich in ihren ersten Anfängen bis ins Jahr 1514 zurückverfolgen läßt. In dieser Zeit überwiegen noch die altbayerischen Namen, aber bald strömt viel französischer und lothringischer, italienischer und polnischer Adel in München zusammen, so daß die einheimischen Geschlechter davor oft in den Hintergrund treten müssen.

Die Kammerpagen begleiteten den Herzog, später den Kurfürsten auf allen seinen Reisen, ritten mit in den Krieg, bekamen sogar ganz selbständige Missionen an fremde Höfe.

Bei der Ausmusterung erhielten sie „für Zörung“ eine nach den Zeitläuften sehr verschiedene Anzahl von Gulden, sowie einen „lebendigen Klepper aus dem herzoglichen Stalle.“ Die meisten wurden wohl Soldaten und traten als „Rittmeister“ oder „Capitaine“ in die Armee ein, während die in der Minderzahl befindlichen andern sofort zu wirklichen Räten ernannt wurden.

Und wie früher, so ist es noch heute — freilich mit dem Unterschiede, daß sie sich jetzt mit dem bescheidenen Range eines „Fähnrichs“ begnügen müssen. Und wenn von diesen vielen jungen Soldaten auch späterhin der eine oder andre ausscheidet, zur Landwirtschaft übergeht und die Verwaltung seiner Güter übernimmt, die andern bleiben bei der Fahne, und so sind in den letzten hundert Jahren doch an

vierzig Generäle aus der Pagerie hervorgegangen — darunter Ludwig Freiherr von der Tann, der populäre Heerführer des Jahres 1870/71; viele haben sich den höchsten bayerischen Militärorden, den Max Joseph-Orden, vor dem Feinde geholt, noch mehr sind auf dem Felde der Ehre geblieben.

Doch auch in den Zivildienst treten einzelne Edelknaben, hauptsächlich in den diplomatischen- und den Verwaltungsdienst. Mancher Minister jeglichen Ressorts war früher Page — auch zwei der derzeitigen bayerischen Minister sind aus der Pagerie hervorgegangen — und es ist immer noch nicht so, wie es in manchem modernen Stück dargestellt werden möchte, daß jeder deutsche Edelmann ein gesinnungsloser Lump oder zum mindesten ein Dummkopf sein muß.

Einmal im Jahr versammeln sich an einem Abend alle früheren Pagen zu einer gemeinsamen Heerschau — älteste und jüngste Jahrgänge — und es ist nicht selten, daß Vater und Sohn gemeinsam hingehen. Man redet und plaudert von alter Zeit, man sieht ganz erstaunt, wie der Unterschied der Jahre sich späterhin so stark verwischt, bemerkt oft, daß es auch nicht immer gerade die Lieblinge der Professoren am weitesten bringen und daß so mancher in der Schule über die Achsel Angesehene von eigener Kraft und der aufwärts steigenden Welle des Lebens hoch über die andern emporgetragen wird.

Aber nicht alle finden sich ein. Manchen hat die altererbte Scholle, die er treulich bebaut und behütet, nicht freigegeben; andre stehen in entfernten Garnisonen oder sind an entlegene Amtssitze gefesselt — manche weit draußen in der Welt, im auswärtigen Dienste Bayerns oder des Reiches.

Und manche sind auch noch viel, viel weiter fort — in der andern, der unbekannten Welt. Man denkt an diesem Abend auch seiner Toten, es sind meist nicht die schlechtesten, die zu früh Verblichenen. So liegen allein drei aus der relativ kleinen Zahl meiner Mitpagen in afrikanischer Erde, darunter zwei Helden des südwestafrikanischen Krieges, starben und fielen für Deutschlands Größe, nachdem sie schon oft vorher dem Tode das Weiße im Auge besehen.

Zurück in das Leben! So lachend und leicht, so übervoll von vielen frohesten Freuden, so, wie man es durch die bunte Wunderbrille des unreifen Knaben sich einmal gedeutet hat, ganz rosenrot und ganz märchenblau, so hat es freilich nie werden können, weil es ganz anders geartet. Und wenn es gut geworden, so ist das Gute Kampf und Arbeit gewesen mit ein bißchen Liebe und Lenz dabei. — Vielleicht — wer sieht hinein ins Leben? — kaum einer, der nicht seinen liebsten Traum zu Grabe getragen. Aber ein jeder hat dann in solch harten, schweren Tagen wohl zurückgeblickt in seine Knabenzeit und hat gelächelt; wie ein tröstender Lichtschein, ein freundliches Winken aus längst vergangenen Tagen hat hell zu ihm herübergegrüßt: die schöne, sorglose, fröhliche Pagenzeit.

In der Bibliothek. Von A. K. T. Tielo †.

Vor Jahren saß ich mit ihm im Kolleg,
Er saß gleich einem armen Seifensieder;
Nun kreuzt sich seltsam unser Lebensweg
In einem Lesesaale täglich wieder.

Hier schmökert er mit mir im gleichen Licht
Am braunen Büchertisch wie zum Examen;
Wir kennen uns und kennen uns doch nicht,
Wir sind uns Nachbar ohne Stand und Namen.

Doch heimlich staunen wir einander an,
Und jedem liegt die Frage auf der Zunge,
Daß man sie in der Stille hören kann:
„Ja, machst du immer noch, mein alter Junge?“ —

Wie früher schmückt ihn schwarzer Trödelstaat,
Und seine Stirne kerben reichlich Falten,
Als müßt' er sich, ein ewiger Kandidat,
Daheim selbst mit Kompendien unterhalten.

Und ich? Erbangend glätt' ich mir das Haar —
Zähl' ich denn zu des Lebens Glücksgestaltern? —
Wir lesen nur aus unsern Zügen klar,
Daß wir vereinsamen und mürrisch altern.

Und einmal harrt hier im Scharteckenruch
Der eine von uns, harrt entsetzt vergebens
Und fühlt verfärbt, der andre schloß sein Buch:
Das schwere Buch des grausam schönen Lebens.



Der Krüppel von Orvieto.

Eine Reiseskizze von Heinrich Federer.



Der Dom von Orvieto ist ein solches Wunder, daß man daneben keinen König, geschweige denn den armen Stelzfuß Nazio Massi sähe.

So bin ich im Schimmer dieses bunten Marmors, des Mosaiks und all der himmlischen Gotik, die da mit Türmchen und Giebeln einen Psalm aus Stein singt, wie er im Lied nicht brausender in die Höhe fliegt, — so bin ich da oft vor dem Dome gestanden und durch das eine der drei Prachttore ins Innere getreten, ohne den alten Massi zu bemerken.

Daß ich dann und wann einen Soldo in einen Blechteller warf und das Gemurmel eines Bettlers vor dem marmornen Söller hörte, — per Dio — tante grazie — gentilissimo Signore! — und ein braunes Gesicht mit schweren Knochen und tiefen, schwarzen Augen sah und unter dem Gesicht einen leeren Ärmel und ein hölzernes Bein, das mochte ja wohl sein. Aber nichts Genaueres! Denn die Bettler vor den schönen italienischen Kirchen sind sich alle so ähnlich in der Trauer ihres Elends und in der Freude ihres Gewinns, im Flehen und im brummenden Dank, und alle sind Krüppel.

Nur Nazio Massi nicht. Er ist mit keinem andern seiner großen Zunft zu verwechseln. Er ragt aus ihnen heraus wie ein Gipfel aus dem römischen Apennin, und zwar ein sehr hoher, sehr starker, sehr reiner Gipfel. Auf die Länge kann man ihn nicht übersehen. Er zwingt sich einem auf, prägt sich mächtig ein und bezaubert den Fremden.

Mich wundert, daß er nicht bei uns deutschen Pilgern bis nach Helgoland bekannt und berühmt ist. Es rührt wohl daher, daß so wenige Südlandfahrer nach Orvieto gelangen oder doch nur schnell einen Zug überspringen, mit dem Drahtseilbähnchen den Tuffsteinkegel schnell hinauffahren, schnell den Dom begucken, vor Signorelli knicksen, sich wieder hinunterseilen und, von der ewigen Kuppel am Tiber angezogen, schon mit dem nächsten Zug nach Rom dampfen. An solche flüchtige Minutenmenschen wirft sich Nazio Massi nicht hin. An die mag er sich nicht ausplaudern. Aber wer öfter zum Dom kommt, so vier, fünf Tage hintereinander, der wird ihm schon vertrauter. Er fängt an, ihn heimlich Freund zu nennen. Am sechsten Tag sagt er ihm Bruder und am siebenten würde er ihm alle Geheimnisse seiner Seele verraten. So lieb ist er ihm schon geworden! Nicht, weil nun schon sieben Soldi aus der gleichen Hand in seinen Teller geflogen sind, sondern weil er gemerkt hat, daß der Pilger der gleichen heimlichen Liebschaft frönt, die gleiche angebetete Braut, das nämliche unvergleichliche Ideal besitzt: seinen einzigen, unsterblichen Dom von Orvieto.

Er täuscht sich auch nicht. Wer sechsmal zu dieser Kirche hinaufgeht, der weiß kein anderes irdisches Paradies mehr. Ihm gelten keine Kirchen mehr vor dieser Kirche. Er vergißt den Mailänder Dom, den San Marco und die Santa Maria del Fiore. Nur der Pisaner behauptet sich noch und der in Siena. Jener wie ein großer, rauher Ahne, dieser wie ein schwächerer, zarter Enkel. Aber Orvieto ist das starke Mittelglied, der größere Sohn, der stärkere Vater, ist die Fülle der gotischen Bauzeit in Italien.

„Haben Sie Signorelli gesehen?" dies war Nazios erstes Wort, als ich einmal aus der Kathedrale kam und fröstelnd in die weiche, noch ganz umbrische Sonne vor den Dom hinaustrat.

Ich schwieg befremdet.

„Luca Signorelli!" wiederholte er scharf und wie von seinen gesunden, weißen Zähnen hervorgemeißelt. Er hatte eine prachtvolle italienische Baßstimme.

„Ja, ich habe ihn nun das weiß Gott wievielte Mal gesehen."

„Das siebentemal."

„Wie, Sie haben gezählt, wie oft —"

„Oh, das erstemal sind Sie nur so herausgesprungen, Cristo santo, ganz bleich, und haben geatmet, — geatmet wie einer am Ersticken."

Ich wurde rot, das merkte ich deutlich, vom Haar in die Wangen hinunter. Aber ich nickte dennoch Ja.

„Das geht vielen so," fuhr Nazio fort. „Ich lachte. Der hat es ernst genommen, sagte ich zu mir selbst, davvero!"

„Es ist doch eine furchtbare Malerei. Michelangelo ist ein Kind dagegen."

„Ihr habt es heut noch nicht überstanden, das seh' ich. Nicht wahr, der Erdrosselte, der Erdrosselte?"

Da stieg es wieder in mir auf, das mächtige Fresko rechts an der Altarwand der Cappella Nuova: die Verdammnis der Gottlosen. Ich sah wieder die gepeitschten, getretenen und gewürgten Sünder und über ihnen das gehörnte, teuflische Schicksal einherbrausen. Ich hörte wieder das Tosen des Jüngsten Tages und seiner Posaunen. Und es ist wahr, der am Boden liegende, halb erdrosselte Mensch in der Mitte, dem der Würger dazu noch auf dem Kopf steht, hatte mir auch heute wieder beinahe allen Atem geraubt.

„Soll ich einmal mitkommen?" fragte der

Bettler und richtete sich sogleich umständlich an einem Handstock mit gepolstertem Knauf zu einer hohen, dünnen, stangenhaften Figur auf. Nun erst sah ich, daß ein hölzernes Bein aus der linken Hose guckte und der rechte Arm nur noch ein kurzer Stummel war. Vom Ellbogen weg hing der Ärmel leer herunter.

Ich wollte nicht schon wieder in die Kirche. Und doch schien es mir unrecht, daß der Krüppel da sich meinetwegen umsonst so mühsam aus Holz und Knochen emporgearbeitet haben sollte. Sei es also zum achtenmal! — Mitleidig betrachtete ich meinen neuen Bekannten und dachte, ob er wohl in einem Tunnel vom Dynamit so verstümmelt wurde? Oder glitt er an einem hohen Brückengerüst aus und zerquetschte sich zwischen Eisen und Granit? Oder war er einer von den Nationalhelden und Nationalkrüppeln, die auf einem Schlachtfeld ein paar junge, süße Glieder verloren und dafür nur ein paar bittere Lorbeerblätter gefunden haben? —

Der Mann erkannte die Frage in meinen Augen wunderlich schnell und sagte rasch und fröhlich: „Adua, Signore!"

Und er lächelte über seine zerschossenen Glieder herunter und über jene ferne lehmgelbe afrikanische Walstatt hinaus mit ihren zweitausend toten jungblütigen Italienern und ihren schwarzen Abessiniern. Mit allen seinen großen, weißen Zähnen lachte er wie über ein Nichts. Jawohl, so einer konnte auch vor Signorellis Satanen bestehen.

„Si, si, Adua," wiederholte er und blickte, die Augen beschattend, über den leeren Domplatz in die totenstillen Straßen hinein. Der Römerzug war vorbei, die Inglesi hätten längst erscheinen müssen. Also leerte Nazio sein weniges Kupfer in die Gurttasche und stelzte mir ohne weiteres voraus in den Dom. Sogleich umfing uns Marmorkühle und Marmordämmerung. Schon gab es keine Erde, kein kleinstädtisches Wesen, keinen Werktag mehr. Nur noch Ruhe, Würde, Größe, Ewigkeit!

Nazio stackelte zwischen Säulen und Bogen geradeswegs rechterhand zur Cappella Nuova hinüber. Unheilig klapperten sein Holzbein und sein Stecken auf dem glänzenden Boden. Hatte ich zuerst nicht gewollt, jetzt, je näher wir kamen, um so eiliger drängte es mich wieder an das furchtbare Bild. Ich sträubte mich im Innersten, aber ich mußte! — Mir kam das widerstrebende Wasser des Velino in den Sinn, das nahe der schwarzen, grausigen Neraschlucht so furchtsam und zögernd tut und doch wie in einem Banne unaufhaltsam und immer verzweifelter seinem Sturze entgegenrennt, je lauter das Tosen des dumpfen Falles voraustönt.

Ja, ja, da war es wieder, das Tosen und Brausen wie ein Wassersturz, nein, wie der Sturz der gesamten frechen, geizigen, schmutzigen, niedrigen Menschheit — Signorellis Verdammnis!

⌘ ⌘ ⌘

Nazio stützte sich bequem auf den weichen Handrücken seiner Krücke und überflog das Bild, das er von Figur zu Figur auswendig wußte wie das Paternoster. Hatte er wohl Sinn für diese prächtige Muskulatur der Leiber, dieses geniale Überschneiden und Verkürzen der Figuren? Oder doch für diese reißende Beweglichkeit der Körper, dieses Rennen, Fliegen, Stoßen, Stemmen und vor allem dieses entsetzliche Erwürgen? Oder galt ihm wenigstens die Idee etwas, dieses Meistern der Gottlosigkeit, so ein unerbittliches Letztetaggericht? Er hatte doch den Finger ins herrliche Weihwasserbecken getunkt und sich sehr weit und breit damit bekreuzt. Und er hatte, so gut es mit einem Bein aus Holz und einem andern aus alten Knochen noch etwa geht, gegen die jenseitige Cappella del Corporale eine Kniebeugung versucht! Er war gewiß ein gläubiger Italiener. Da mußte ihm doch dieses Bild mehr als nur eine famos geschilderte Gymnastik oder ein trefflich gemaltes Abenteuer bedeuten.

Doch ruhig musterte Nazio alles und jedes und sagte zufrieden: „Un Capolavoro, Signore, un Capolavoro, per bacco!"

Es gefiel ihm besonders, daß Signorelli etlichen Teufeln so ein wildes Ziegenbockhaar um die Hüften und Hörner oder Nattern aus dem Schädel wachsen ließ. „Das sind doch einmal Teufel, richtige Teufel," sagte er.

„Habt Ihr denn schon einen gesehen?" versuchte ich zu scherzen.

„Sagt nur immer du! Ich bin kein Herr. Ich bin nur ein Bettler! Was meint Ihr?"

„Ob du schon einen gesehen hast?" wiederholte ich ungern.

„Sie sind so, fertig!" entschied er. „Andere Maler haben auch Teufel gemalt. Ich habe in Florenz und in Perugia und in Rom genug davon gesehen. Aber das sind alles nicht die echten. Da schneidet man Grimassen, lacht, geifert, streckt die Zunge heraus. Das ist nichts. Vossignoria, seht Euch doch einmal diese Teufel von Signorelli an! Sie spaßen nicht, wahrhaftig nein, und treiben keine Komödie. Sie machen harte, strenge, steinerne Gesichter. Sie haben kein Herz, wisset, sie müssen! Wie der Donner muß oder der Blitz muß. Dreinschlagen! Das ist so. Das weiß ich."

In diesem Geist hatte ich das Bild bisher nicht beschaut. Aber das war unvergleichlich gesagt. Diese Geister da wirken in der Tat wie eine Naturnotwendigkeit. Nazio mußte das aus einem feinen Buch oder von einem deutschen Professor haben.

„Woher habt Ihr — hast du das?" fragte ich geradeswegs.

„Adua!" antwortete Nazio zufrieden und setzte das Holzbein vor.

„Adua? — Wieso denn? — Wie kann —"

Nazio winkte ins Langschiff hinaus, wo ein Kustode an der Säule stand und unverwandt auf uns sah. Gleich füßelte der in

schnellen, kleinen Schritten herzu, in jeder Hand ein Strohsesselchen. Er verstand sich mit Nazio wohl ausgezeichnet.

„Sitzen wir!“ machte Nazio behäbig. „Signore, es macht vier Soldi.“

Ich zahlte und setzte mich neben den Bettler, dem Fresko in seiner besten vormittäglichen Beleuchtung gegenüber.

„Ja, Herr, das ist gewiß wahr, daß ich dies Bild erst weit unten in Afrika, bei Adua, verstanden habe. — Am 1. März 1896. Das war ein solcher Tag!“ — Er zeigte an die Wand zu den Teufeln empor.

„Baratieri hatte keine Angst. Wir sind 36000 Mann. Wo hat der Negus ein solches Heer? Aber der Platz war nicht hübsch zum Fechten. Fast gar kein Halm Gras. Nur Erde, gelbe Erde, mit Sprüngen und Rissen von der Hitze und fast kein Wasser. O wir hatten schon Durst beim Angriff. Der Feind wehrt sich nicht, er geht zurück, verschwindet.

„Ich bin im 32. Regiment, vorne an der Linie. Man sieht nicht weit. Immer kommen so gelbe Erdwellen wie kleine Kuppeln und dahinter ist der Feind wie Wasser zerronnen. Kein Fuß, keine Spur. Baratieri sagt: ‚Das gibt einmal keine große Arbeit! — Das wird mehr ein Flohfang!‘ — Wir lachen. Flohfang! Das ist doch ein guter Witz, sapristi!

„Eine Division rüstet sich zum Lagern, eine andere darf Proviant auspacken. Die unsrige soll noch ein Stück weiter marschieren und Vorposten legen. Gut, wenn wir nur noch einen Schluck Wasser trinken dürften! — Da kommandiert unser Capitano: ‚Feldflasche vor!‘ — O wie gern! Doch nur zwei Schlücke! Keiner wagt noch einen dritten. Denn wir müssen sparen. Die Sonne ist noch groß und weiß und noch lange nicht in der Mitte des Himmels. Sie sticht wie ein Haufen Blitze. Ich habe nie einen solchen Sonnenschein gesehen, so ein verdammtes weißes Blitzen, daß man nicht schwitzen, nur ausdorren kann. Also jetzt vorwärts in Gottes Namen. — Madonna! Da kommt's!

„Nicht bei uns zuerst, drüben im Rücken, wo unsere Leute kampieren wollen. Wir hören nichts vom Feind. Aber unsere Trompeter schreien wild durcheinander, wie die Feuerwächter in der Nacht, wenn es brennt. ‚Da ist Not,‘ sagen wir und machen kehrt. Aber schon ist's auch da! Schwarze Gesichter, weiße Zähne, große steife Mohrenaugen. Zwischen allen Erdwällen bricht's hervor. Sie reden nicht und brüllen nicht. Ganz still sind sie da und hart und verbissen. Wie diese Teufel da oben. Nun Schüsse, nun Flammen, nun Sprünge, nun Hiebe. Nein, nicht Hiebe. Schläge wie mit einer Axt. Ich will den Gewehrlauf richten, Da zirbelt es mir vor den Augen. Ich sehe rote und schwarze Flecken in der Luft tanzen, da und da und da, überall, und falle um. Mein Kopf ist voll schwerer Musik. Über mich geht's weiter, das spür' ich noch. Und ich hör' noch weit hinten irgendwo eine Kanone schießen, aber dann wird's ganz still. Wie eine große schwarze Katze ist der Menelik über uns gekommen. — Und das war ein Packen, Herr, und Schnüren und Würgen, gerade wie da.

„Meint Ihr, daß so ein Schwarzer gelacht oder auch nur über uns gespottet hat? Drei Vierteljahre bin ich ihr Gefangener gewesen, bis zum Frieden und zum Loskaufen. Nie sah ich sie spotten oder spaßen. Sie schnitten keine Grimassen, aber redeten auch gar nicht mit uns. Sie hatten immer zornige, steife Augen und harte, dunkle Gesichter. Sie mußten uns schlagen, sie mußten uns töten. Sie konnten nicht anders. Sie mußten wie die Teufel da. Diesen hat es der Herrgott, und den Mohren hat es Menelik befohlen. Wir gingen ihnen ja an die Freiheit und ans Leben. Gewiß, sie waren keine Teufel, wenn sie auch schwarz und grausig wie Satane aussahen. Das merkte ich an manchem Freundlichen in der Gefangenschaft, aber bei Adua kamen sie über uns wie hier. Ich weiß noch immer nicht, wie's kam; aber als ich umfiel und diese große, schwarze Abessinierkatze über mich weg schnellte, da mußte ich an unsern Signorelli zu Hause denken, den ich von Bub an fast alle Tage gesehen habe. Ganz so ist's daheim, dachte ich, an die Kapelle gemalt, so ein Brausen, so ein Sturz, so ein Gericht, — und dann fiel ich in ein barmherziges Vergessen.“ —

Wie trefflich Nazio das sagte, den leeren Ärmel schwenkend und mit der Krücke aufs Holzbein klopfend und dann wieder heiter in die satanische Wandschilderung guckend. Ich sprach kein Wort dazwischen, aber meine Augen baten: weiter erzählen, du prachtvoller Mensch, weiter!

„Signorelli muß so was gesehen haben. Die Herren Künstler sagen, in Florenz habe er eine Predigt vom Jüngsten Tage gehört, daß ihm die Haare zu Berge standen. Ein berühmter Padre soll das Gericht so ausgelegt haben, daß der Maler nur noch an diese Wand springen und es einfach hinpinseln konnte. Wer das glaubt! Cospetto di bacco, eine Predigt kann man nicht malen. Ich behaupte, Signorelli muß so was gesehen haben, wie ich es sah. Vielleicht ist er in einem Krieg gewesen. Damals war ja immer Krieg. Vielleicht sind die Romagnolen mit ihrem Häuptling Cesare über sein Trüpplein gefallen. Wißt, Cesare Borgia, ein Satan für Tausende! Da hat er dann diese steifen, steinernen Gesichter gesehen, die sich nicht erbarmen und nicht erbarmen können. Krieg ist Krieg, Herr, — und wenn's einmal Jüngster Tag wird, heißt es auch: Gericht ist Gericht, — nimm's, wie du's gewollt hast! Hab' ich nicht recht, Vossignoria?“

Ich nickte und wollte noch mehr haben. Ich erinnerte mich ganz gut, wie zur Zeit der italienischen Niederlage durch Menelik alle aufrichtigen Blätter einhellig ihre Leitartikel mit „Un Giudizio!“ überschrieben hatten. Jetzt begriff ich's sehr gut.

„Soll ich Euch sagen, was mir am Bild so gut gefällt? Der Erzengel“ — er zeigte mit dem Stecken über die tosende Gruppe — „nicht der Michael zu oberst, der das Schwert herausreißt, — und der Raphael auch nicht, der es wieder einsteckt und denkt, basta, das geht ohne mich. Die sind schon hin! — Aber der mittlere, der muß Gabriel heißen. Der schaut so ruhig drein. Er ist zufrieden. Er beruhigt uns leise mit der Hand, seht, über das Geheul in der Tiefe. Das geht vorbei, will er sagen — un Momentino —, dann ist's vorüber, dann haben wir hier oben es wieder hübsch still und gemütlich, wie ich's liebe, und dann kann die Madonna mit dem Bambino wiederkommen und die kleinen Christkindengelchen können wieder herumflattern mit ihren Rosen und Lilien.“

Ich sah auf den hin und her schwankenden Ärmel und das schräg übers lebende gelehnte Holzbein. ‚Das geht einmal nicht mehr vorbei, wird nie wieder ganz,‚ dachte ich.

„Ja, Tenente Corrado Sporti hab' ich — mi perdoni! — den Gabriel da hab' ich sehr gern.“

„Was sagt Ihr?“ fiel ich schnell ein im Gefühl, da sei ihm etwas entschlüpft. „Was ist's mit dem Leutnant? War der auch dabei in Adua?“

„Eins nach dem andern, Signore!“

⁂

„Ihr könnt Euch denken, wir hatten Heimweh und Fieber und Durst im Lager. Da jammerten wir. Nur Corrado sagte kein wildes Wort. Strich immer zufrieden sein Schnäuzchen. Am Abend ward es allemal kühl um unser Gefangenenlager. Denn das Land liegt hoch, und es kommt der Wind vom Meer herauf oder von den Bergen herab. Dann vergehen auch der Durst und das Fieber ein paar Stunden. Aber das Heimweh wird größer. Und viele konnten nicht schlafen und mußten immer schlucken und in die Lippen beißen, sonst hätten sie laut geschrien. Aber von den Schlafenden sah man doch da und dort einen die Arme strecken. Oder man hörte rufen: Patria! — Und zwischenhinein fing einer von Rom an, den San Pietro zu rühmen und die großen Springbrunnen, und ein Toskaner sagte, wenn er nur noch einmal über die Goldschmiedebrücke gehen dürfte, nur noch ein einziges Mal! — und die von Neapel oder Genua oder von einer anderen Stadt am Meer wollten noch einmal das blaue Wasser schauen und die angezündete Laterne im Fanale und den Fischgeruch atmen. So ein Seeduft! Da sagten einige: ‚Wir erleben das nicht mehr.‘ Und andere riefen: ‚Wir werden hier sterben wie die Juden in Babylon. Wären wir nur gerade in der Schlacht umgekommen.‘

„Der Leutnant saß unter uns und redete kein Wort. Aber er machte ein sicheres Gesicht. Seine Augen wurden immer lustiger. Da stupfte einer den andern und sprach: ‚Sieh, der Leutnant lacht uns aus.‘ Corrado blickte scharf in jene Ecke, wo man am lautesten geschimpft hatte. Da ward es drüben mäuschenstill. Der Leutnant lächelte ein wenig, so an den Schnauzspitzen vorne, nur soviel! Wir fluchten nicht mehr, es gluckste nur noch etwas aus einer Decke. Aber der Leutnant griff in die Tasche und zündete eine Zigarre an. Weiß Gott, woher er die hatte. Er rauchte sie, als säße er daheim in der Osteria. Jedesmal, wenn er den Rauch aus dem Munde ließ, blies er das Wölklein weiter, vorwärts, weit in die Nachtluft hinaus. Und mir war, er schicke das alles nach Italien voraus, so sicher sei er, daß er dann nachkomme. — Und einmal, als wir so leise zusahen, hob einer den Kopf vom Stroh auf und sagte ganz schüchtern zum Nächsten: ‚Vielleicht, ja — wer weiß — vielleicht doch!‘ Dann sahen auch andere auf die Räuchlein, die nach Italien flogen, und nickten ein wenig und meinten: ‚Jawohl, vielleicht doch! Warum auch nicht! Vielleicht doch!‘ — Und ich sag' Euch, Signore, das war ein Wort, Cristo santo, ein Wörtlein, dieses ‚vielleicht‘, — es fliegt herum wie ein Vögelchen, es zwitschert über unsern Köpfen und alle sehen ihm nach und wecken die andern und fragen, ob sie es auch sehen, wie es gen Westen hinauf fliege, immer gen Westen hinauf, mit dem Tabakrauch und mit unsern Augen und mit unsern Gedanken, — weiter, weiter, bis wir auf den Sack zurücksanken und in Italien einschliefen. Aber der Leutnant blieb noch lange wach und sah ruhig und sicher drein, gerade wie der Erzengel Gabriel, so daß ich die zwei nun immer verwechsle und am Ende noch im Himmel verwechseln könnte, wenn ich sie einmal beisammen mit Zigarren sähe!“ — Er lachte herzlich.

„Lebt er noch?“ fragte ich.

„Halt, eins nach dem andern! Signore! — Jetzt habt Ihr mich! Nun will ich auch fertig schwatzen. Ich will sagen, daß einmal der Negus Negesti ins Lager zu uns kam. Überhängt mit goldenen Ketten und Silberschildchen und allerlei Karfunkelzeug, mit schwarzen Knaben, die große feurige Lippen und schneeweiße Zähne haben, und mit Musikanten fast wie Dudelsackpfeifern, kam er, so wie ein Götzenpriester. Menelik tat freundlich und verteilte Makki, was wie Honigkuchen schmeckte. Wir jubelten und schworen: morgen sind wir frei, das ist gewiß. Und viele sahen schon die Maste und das Meer und den Vesuv. Man pfiff und sang die Maria reale, wisset: tiri, tiri, tirititi! — Nur der Tenente blieb ruhig. Pian pians! schien er zu sagen. Am Abend wußten wir, daß die Verhandlungen mit dem König abgebrochen wären und wir hier gefangen blieben. Da hättet ihr unsere Verzweiflung sehen sollen! Nur Corrado Sporti biß lustig in seine harte Makkischeibe. Wie kannst du jetzt noch essen, fragten die andern. Ich esse das ja nicht fertig. Ich werde doch die Hälfte daheim essen, auf der Piazza del Nettuno. Ich bin doch ein Bolognese! Ein Bolognese findet

sich doch immer wieder heim. Alles geht vorüber, nur ein Bolognese nicht! — Und dann streckte er sich in die Höhe wie ein großer berühmter Mensch und nicht wie der kleine magere Leutnant in der neunten Kompagnie. Und wir alle vernahmen, daß er aus dem Geschlecht der Baglioni sei und neben San Petronio in einem alten Palazzo wohne und viel Geld und eine wunderbare Braut habe. Um einen Kopf größer und fünf Jahre älter als er! Aber wir wußten auch, daß er regieren werde. Wenn, wenn, ja wenn wir aus diesem verfluchten gelben Abessinien kämen!

„Aber wir wurden wieder munterer, und sowie einer im Traum Italia rief, sagten wir zusammen: Abessinien geht vorüber, alles geht vorüber, nur ein Italiener geht nicht vorüber! — Und jedesmal, wenn wir wieder trauriger wurden, mußte Corrado eine Zigarre anzünden und den Rauch nach Westen hinauf blasen. Dann gingen wir mit, per un momentino, nach Italien, nur schnell einen Besuch daheim!

„Bravissimo, am 2. November ging's wirklich fort. Am 15. sah ich die erste Eisenbahn. Am 20. fuhr ich auf der ‚Aurora' heim. Das linke Bein habe ich nicht mehr mitgenommen und den rechten Arm auch nicht. Das ließ ich den Schwarzen zum Trinkgeld. Aber sonst nichts, — seht, sonst gar nichts!" — Er lachte herzlich vergnügt und erhob sich langsam.

„Und nun sagt mir doch, was ist aus dem Leutnant geworden?"

„Angestellt in Rom, in Rom beim König, oder doch fast beim König, bei einem Minister, und er wird selbst einmal Senator, Minister und General, daran wett' ich mein hölzernes Bein, und das ist mir mehr wert als das andere, denn es ist solider. — Und mit Corrado Sporti und seinem Zigarrenrauch und seinem pian piano und seinem ewigen Lächeln werden unsere Jungen überall siegen, davvero! Aber ich bin arm gegangen und arm zurückgekommen. Doch wohn' ich gut," spaßte er und sah mich launig an, „denn das hier ist mein Haus. Schöner hat es der König nicht einmal." Er streckte den einen Arm gegen die Säulenbogen, wo es von Marmor und Mosaiken herunterglitzerte. „Wenn es regnet, sitz' ich da drinnen. Das gehört mir alles. Sagt nein, wenn Ihr könnt! Und zwischen zwei und vier schließt man den Dom. Ist es dann heiß, sehr heiß, so gehe ich vorher hinein, hier in die Ecke sitz' ich und schau' das Bild an und am meisten den Gabriel und schlafe ein. Es ist in keiner Kammer so still und kühl zum Schlafen. Der Papst schläft in seinen hundert Sälen nicht bequemer. Und die Teufel da oben tun mir nichts. Auch die Verdammten nicht! Aber Tenente Corrado Sporti lächelt ein wenig herunter. ‚Du Schlafkappe,' sagt er, ‚wenn der Menelik kommt! Guarda!' —

„Und ich lache. Es geht vorüber, nur Geduld, Archangelo oder Capitano, un momentino, es geht alles vorüber, nur der Italiener nicht! Um vier Uhr bin ich wieder an der Türe. Es kommen die Fremden mit dem Vesperzug. Da muß ich wieder an Ort und Stelle sein. Es gibt immer Kurzweil."

Ich höre zu und schweige und habe sehr viel nachzudenken.

„Komm jetzt! — es wird Mittag. Der Kustode will schließen."

Ich betrachtete durch die zufallende Türe nochmals die dunkelprächtige heilige Welt da innen. Mir war, es schließe sich ein Auge, ein Auge, worin alle sieben Himmel prangen. Als der letzte goldene Strahl erlosch, wurde ich allmählich nüchtern, sah wieder irdische Häuser um den Platz, gewöhnliche Menschen, wildes, kleines Gras herumwuchern und einige der gesprenkelten Orvieter Ferkelchen darin äsen. Da fragte ich: „Nazio, willst du mit mir zu Mittag essen?"

„Was denkt Ihr?" brummte er im tiefsten römischen Baß. „Die ganze Stadt würde mich auslachen. Ich mit einem Herrn essen! — Vielleicht in einem —"

„So kommt dort hinunter ins Ristorante! Ein Glas Wein!"

„Das geht vielleicht," sagte er und hinkte mit mir hinunter.

Unter dem Leinendach der Weinkneipe erholten wir uns von Adua und dem Jüngsten Gericht. Ich ließ nun doch Fleisch bringen, zerstückelte es meinem Einhänder, legte ihm auch kleine Schnittchen Brot dazu und füllte fleißig sein Glas und fühlte ein seltenes Behagen, im fremden Land den Wirt zu spielen.

Ich wollte ihn ein bißchen über sein weiteres Menschlein ausfragen, aber er redete sich einsilbig mit Ja und Nein aus, so daß ich gleich abstand. Er hatte ja das Größte gesagt. Doch indem er den Fisch samt allen Gräten mit unsträflich schönen weißen Zähnen kaute, krachend die härteste Haselnuß aufbiß und in jedes neu gefüllte Glas köstlich hineinschmunzelte, erzählte er mir eigentlich genug von seiner Zufriedenheit und Sorglosigkeit. ‚Ein Vogelherz', dachte ich. ‚Un momentino, dann heißt es wieder betteln. Un momentino, dann kann man wieder schlafen und un momentino, so kommt so ein Reisender und läßt sich das alte Geschichtlein erzählen und zahlt etwas, wenn er nicht ein rostiger Geldfresser ist. Un momentino, immer ist es kurzweilig, immer wechselt es, nur Nazio bleibt.'

Auch ich zog nun möglichst wenig Gräten aus dem Fisch, knackte die Nüsse mit den Zähnen auf und schwenkte das Glas mit einem Zuge aus. Ich wollte mit so einem tapferen und lustigen Appetit meinem Kameraden beweisen, daß ich nun Signorelli auch nicht mehr fürchte und über den gehörntesten seiner Teufel so gleichmütig niederschaue wie der Archangelo Gabriele, — nein, doch, — Archangelo Corrado Sporti — oder er selber, der holzbeinige und doch noch so saftige Kerl von einem Nazio Massi.



Der Kotillon.



Von Hans Kaspar Starken.



Es gibt ein Wort, das jeden Backfisch zum Erröten bringt. Nie wird es unter Fremden von einem jungen Mädchen gebraucht werden, bezeichnet es doch eines seiner intimsten, aber vielleicht auch niedlichsten Bekleidungsstücke. Und dennoch, dennoch — oft gleitet im Geplauder mit jungen Herren dieses Wort über zarte Lippen, unbewußt wird das Pikante ausgesprochen, eingehüllt in den galanten Mantel der französischen Sprache: Kotillon. Erschreckend hat mich mein Lexikon aufgeklärt; da fand ich: cotillon = Unterrock. Und dann noch schlimmer: aimer le cotillon = jeder Schürze nachlaufen; il doit cette place à l'influence du cotillon = er verdankt diese Stelle dem Einfluß einer hochgestellten Dame. — Mütter, die Ihr tanzende Töchter habt, ich ermahne Euch: Klärt Eure Töchter auf! Nicht etwa, damit sie noch lieblicher erröten, wenn der Ball sich dem Ende zuneigt, nein, damit Furchtbares vermieden wird. Bedenken Sie, gnädige Frau: der Attaché der französischen Botschaft hat Ihr Töchterchen engagiert, sie wandelt mit ihm durch die Säle und sagt: Aimez-vous le cotillon? Gnädige Frau, was soll der Herr denken? —

Sie werden mir entgegenhalten, daß der Kotillon tot wäre, daß er lange seine einst so große Beliebtheit verloren hätte und daß das gnädige Fräulein schon allein deshalb nicht mehr in die Verlegenheit kommen könne, das häßliche, indiskrete Wort auszusprechen. Pardon, meine Gnädigste, Sie irren. Der Kotillon ist wieder da. Er kommt — Sie werden es sehen, und wenn Sie im Sommer die Ausstattung für Ihr Fräulein Tochter besorgen, wird vielleicht er es gewesen sein, der Ihnen den Schwiegersohn ins Haus gebracht hat. Dann denken Sie, bitte, meiner, wenn Sie sich bei Gerson die allerduftigsten Dessous vorlegen lassen. Unsere Herren Nachbarn im Westen sind die Verbrecher, die den Kotillon wieder zu neuem Lebensmut aufstacheln, und unsere Vettern jenseits des Kanals haben auch dazu eine entente cordiale mit ihnen abgeschlossen; inwiefern werde ich Ihnen später erzählen. So ganz unrecht haben die Alliierten mit ihrer Wiederbelebung nicht, denn jedes Fest muß einen Abschluß haben, eine letzte, höchste Steigerung, und beim Ball ist der Kotillon dafür wie geschaffen.

Seine letzten Reste finden Sie bei uns in Deutschland sogar am Kaiserhofe. Hier beendigt der „Schlußreigen" die Ballfeste. Nach den Klängen der Dittersbachschen Polonäse schreiten die Paare in gemessenen Schritten in den Weißen Saal. Aus den beiden äußersten Portalen tritt gleichzeitig je eine Kolonne: voran die Prinzessinnen mit den zu ihnen „befohlenen" Tänzern, dahinter die anderen Paare, geordnet nach den Regimentern, denen die Herren angehören. Auch hier preußische Zucht und preußischer Drill. Vor dem Throne kreuzen sich die Kolonnen, schreiten aneinander vorbei, defilieren an den Majestäten vorüber, um sich dann jenseits des Saales wiederzutreffen, sich erst zu vieren, dann zu achten und schließlich zu sechzehn nebeneinander zusammenzuschließen. So füllen sie den Saal, schieben sich langsam zu einem Halbstern auseinander, dessen Strahlen, vom Throne ausgehend, von langen Linien hintereinanderstehender Damen und Herren gebildet werden. Drei Schritte avancieren die Reihen der Damen, vorn versinken die Prinzessinnen im tiefen Hofknicks, und mit ihnen tauchen alle Tänzerinnen nieder. Kein Wort, kein Flüstern, nur das Singen der Geigen oben auf der Empore und das vielfältige Rauschen der sich bauschenden Kleider. Die Damen treten wieder zurück, die Herren vor, um nun ihre Reverenz zu machen. Dann eine letzte Vereinigung der Paare und eine gemeinsame Schlußverbeugung vor den allerhöchsten Herrschaften, denen man damit dankt, von denen man sich so verabschiedet. Das ist der Kotillon am Berliner Hofe. Feierlich und einfach, und wer ihn einmal von der Empore des Weißen Saales gesehen hat, wird mir zustimmen: schön in seiner Abgemessenheit und Gleichmäßigkeit, die jede prachtvolle Toilette doppelt zur Geltung bringt, die belebt wird von dem Glanz der Uniformen.

Der Schlußreigen der Hofbälle entspricht natürlich nicht dem eigentlichen Wesen des Kotillons, der ein buntes Gemisch der verschiedensten Touren sein soll, eine Verbindung von Tanz und Pfänderspiel. Er kam in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf. Man wollte damals wohl den Rundtänzen, die ja erst mit der französischen Revolution gesellschaftsfähig geworden waren, neue Reize geben. Man wollte die Sprache des Tanzes, die ja eine Sprache der Liebe ist, beredter machen. Und die Mütter, die sich erst gegen Walzer und Polka gesträubt hatten, die das Schmiegende des paarweisen Rundtanzes, die den Arm des Herrn an der Taille ihrer Tochter gefürchtet, sie mußten wieder einen Schritt zurückweichen vor der Jugend, die für den Ballsaal auch das Liebesspiel forderte. Denn im Grunde ist der Ko-

tillon nichts anderes, die Wahl beherrscht ihn. Der Herr sucht seine Dame, die Dame darf sich einen Herrn wählen, sie findet so Gelegenheit, ihre Neigungen anzudeuten, dem Werbenden Mut zu machen.

Die „Spiegeltour“ bringt dies am deutlichsten zum Ausdruck. Die Dame sitzt in der Mitte des Saales auf einem kleinen Stuhl und hält einen Spiegel in der Hand. In langer Reihe gehen die Tänzer hinter ihr entlang und blicken über ihre Schulter in das Glas. Einer nach dem anderen muß weiterschreiten, weil die Gnädige den Kopf schüttelt — natürlich mit fein nuancierter Bewegung, die alles ausdrücken kann vom schroffen ‚Geh fort, du bist mir unsympathisch‘ bis zum bedauernden ‚Es tut mir leid, aber heut bist du nicht der Erwählte!‘ Dann endlich erscheint er: Zwei-, dreimal nickt das wohlfrisierte Köpfchen, der Spiegel sinkt nieder, die Musik klingt auf, und das Paar tanzt einen Solowalzer. Nicht weniger deutlich zeigt die Dame ihre Neigung bei der „Kissentour“. Wieder thront sie in der Mitte des Saales, und ein Herr nach dem anderen muß vor ihr auf die Knie fallen. Nun liegt vor ihren Füßchen ein Kissen, und das soll sie bei jedem möglichst schnell wegziehen; natürlich versucht der Herr geschwinder zu sein als die zarte Hand, aber je fixer er ist, desto schmerzhafter ist auch die kissenlose Berührung mit dem harten Parkett. Ist er aber der Glückliche, so kann er sich ruhig sanft niederlassen, denn welche Dame wird ihrem treuen Verehrer zumuten, auf dem blanken Boden vor ihr zu knieen.

Alle Gegenstände, die im Haushalt gebraucht werden, mußten dem Kotillon dienen. Sechs Damen und sieben Herren treten sich in zwei Linien gegenüber, zwischen ihnen steht ein Herr mit einem langen Besen. Er trennt die Geschlechter voneinander, und nun wartet alles auf den Augenblick, wo der Besenstiel auf den Boden schlägt; doch der Herr in der Mitte täuscht die Paare, „er tut so, als ob . . .“, und schon läuft alles auf einander zu. Aber man muß wieder zurück, das Spiel beginnt von neuem, wiederholt sich, bis endlich der Besen wirklich fällt. Jetzt stürzt sich der Herr auf seine Erwählte und, wenn sie ihm wohlgesinnt ist, kommt sie ihm entgegen — langsamer oder schneller, mit gewinnendem Lächeln oder schmollendem Gesicht, ganz nach Gnade und Gunst. Einer bleibt übrig, der Verschmähte, der Siebente: Er konnte keine Dame zum Tanz erfassen, vielleicht weil er zu ungeschickt, vielleicht weil ihm niemand eilend entgegenkam. Nun wird er seine Runde mit dem Besen machen. — Das Tischtuch muß seine Dienste leisten für die Touren der „unbekannten Hand, des unbekannten Fußes, der unbekannten Augen“. Alles verdeckt die weiße Wand, nur die Hände oder die Füße sind zu sehen, und nach ihnen wird gewählt. Die Rollen wechseln, bald treten die Damen, bald die Herren hinter den Vorhang, bald sind jene, bald diese die Wählenden. Und der Blick der Neigung, der Liebe sucht. Er kennt die Ringe an ihrer Hand, er kennt die Farbe und die zierliche Form ihres Seidenschuhs — vielleicht erblickt er auch noch ein klein-, kleinwenig von dem koketten, durchbrochenen Strümpfchen. Die Damen haben es schwerer: Männerhände sollen zwar charakteristisch sein, aber man hat so wenig auf die Hände geachtet: er hat sie noch am selben Abend zum Souper geführt, hat neben ihr Messer und Gabel gehandhabt, aber sie hat nicht hingesehen. Er sprach so energisch von der schweren Arbeit in der Fabrik, er erzählte, daß er Reserveoffizier, und sprach von Kampf und Sieg, er gab im Sommer beim Tennis so lange, scharfe Bälle. All die Gedanken fluten durch den blondhaarigen Mädchenkopf, sie zögert, sie wählt: da, die braune, kräftige Hand ist es; — mit festem Druck greift sie zu; der Vorhang fällt: Vor ihr steht ein Falscher. Doppelte Enttäuschung malt sich in ihrem Gesicht, die Mundwinkel fallen ein wenig herab, noch einmal blickt sie zu **ihm**, dem Richtigen hinüber; da tanzt er davon mit ihrer besten Freundin, der albernen Person, und eine schmale, weiße Gelehrtenhand umfaßt die Taille der anderen. — Zu den größten Überraschungen und Enttäuschungen führt das Spiel der „unbekannten Augen“. Ein schmaler Spalt zwischen zwei Tüchern läßt nur die Augen frei, die Brauen und der Nasenrücken bleiben sorgfältig verborgen, allein die Sterne leuchten hervor. Man wählt, man schwankt. Oft fehlen selbst nach langer Bekanntschaft, ja selbst bei großer Verliebtheit die Grundbedingungen zur rechten Wahl: Hat sie, hat er braune oder blaue Augen, spielte der Glanz ins Graue oder ins Grünliche, war der Schnitt länglich oder mehr rund, die Iris breit oder schmal? Ich habe erlebt, daß ein Bruder seine Schwester wählte und dachte, die Dame seines Herzens richtig gefunden zu haben; und ich kann versichern, daß es sich um zwei grundverschiedene Augenpaare handelte.

Diese einfachen Kotillontouren haben sich am längsten erhalten, wohl weil sie durch das Wählen und Erkennen so reizvoll waren und bleiben. Aber sie genügten wohlhabenden Gastgebern nicht. Und so wuchs sich der Kotillon zu einer Reihe von Gabentouren aus, bei denen an die Stelle der beabsichtigten Wahl der Zufall trat. Gleichartige Gegenstände führten die Paare zusammen. Gleiche Blumen, gleiche Fähnchen, gleichfarbige Schmetterlinge und Schleifen wurden im Saal verteilt, und Herren und Damen gingen auf die Suche nach dem Partner, die Paare einigten sich zum Tanz. Die anfangs kleinen Abzeichen wurden größer, jedes Ballfest der Stadt sollte neue und amüsantere Touren aufweisen. Rührige Firmen griffen die Sache auf, die Kotillon-Industrie entstand, und die Kataloge von Blumen-Schmidt in Erfurt, von Hoppenworth in Berlin wurden jedem Vater einer „tanzenden“ Tochter



Im Tuileriengarten. Gemälde von Edouard Manet.

zu Beginn des Winters von der Post auf den Frühstückstisch gelegt. Unbegrenzt war die Erfindungsgabe der Kotillongeschäfte, es gab kein Gebiet, das sie nicht ausnutzten, keine Erfindung, die von ihnen nicht verkotillont wurde. Und im Grunde genommen war es doch immer wieder dasselbe: Hier ein Gegenstand der Dame, dort ein Gegenstand dem Herrn — ein Suchen und Sichfinden.

Die Handwerke mußten die Grundlagen zu Touren geben: Ein Hammer suchte sich den Amboß, ein Leisten den Schuh, Elle und Bügeleisen fanden sich. Die Märchen wurden erschlossen: Dornröschen bekam eine Rosenhaube und tanzte mit dem gekrönten Prinzen; Aschenbrödel lief mit einer Miniaturtaube durch den Saal, um ihren Befreier mit dem Schuh zu finden; Rotkäppchen schmiegte sich an den Wolf. Kleine Telephone, kleine Telegraphenapparate, kleine Ballons, Lokomotiven und Tender, elektrische Bahnen und Dampfschiffe, alles nur Erdenkbare erschien auf den Bällen. Und mit all den Häubchen, Kronen, Mäntelchen staffierten sich die Herren und Damen aus, sie behängten sich mit Papierblumen und mit Schleifen. Daneben feierte der Knallbonbon sein Dasein: aus ihm schälten sich Mützen und Hauben, die den Herren im Frack oder im Waffenrock wahrlich nicht gut standen, die lächerlich wirkten.

Aber das alles genügte noch nicht. Der Kotillon begann sich jetzt zu verkarnevalisieren. Fräcke und Toiletten verschwanden am Schluß des Festes, sie wurden begraben unter Kotillonscherzen. Das Papier ist das Material zu tausenderlei Kostümen: Papierene Geishas und papierene Mandarinen treten auf; Spreewälderinnenröcke müssen über das schöne Kleid gestreift werden, Schweizer Bauernjacken ziehen sich die Herren an; Italiener, Türken, Russen, Haremsdamen und Hindumädchen tanzen in papierner Pracht. Und wieder gab es eines schönen Tages neue Erfindungen. Der Vortänzer winkte ein paar Herren aus dem Saal, um ihnen Bären-, Esel-, Elefantenköpfe überzustülpen und so eine Menagerie aus der friedlichen Villa des gütigen Gastgebers zu machen. Oder er drückte ihnen jene Musikinstrumente aus vergoldeter Pappe in die Hand, die dank einem Seidenpapierstreifen auch jeden Unmusikalischen instand setzten, von „Heil dir im Siegerkranz“ bis zu „Winterstürme wichen dem Wonnemond“ alles zu blasen, was ihm gerade in den Sinn kam. Und damit hatte der Lärm seinen Siegeszug in den Ballsaal begonnen. Die Trommel kam, die Pauke, die Pfeife — je lauter, je lustiger. Ein ganzer Eisenbahnzug wurde zusammengestellt, ein papierner Auspuß zeigte die Bedeutung der Personen an, und jeder hielt ein Instrument am Munde oder quirlte es in der Hand. Der Stationsvorsteher rief „Abfahren“ und pfiff, die Maschine pfiff auch, dann machte sie: „Husch— husch“, die Waggons knarrten, und man raste durch den Saal.

Das war die Zeit der achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wo der Kotillon auch in der besten Gesellschaft seine größten Triumphe feierte, aber auch seine größten Auswüchse zeitigte. Man hatte lange vergessen, was seine Grundbedeutung gewesen war, man hatte Liebesspiel und Damenwahl aus dem Auge verloren; man wollte nur eins: sich gegenseitig überbieten. Auf großen Gerüsten wurden all die Gegenstände in den Saal getragen oder gefahren; Wagen, mit all den Schätzen beladen, schwankten durch die Türen, Luftballons, mit Schleifen und all den kleinen Scherzen besteckt, schwebten herein; Elefanten aus Papiermachée trugen die Lasten; Hochräder und Karren bekam man zu sehen. — Und wenn ob all der Herrlichkeiten die Gäste in ein begeistertes: Ah! ausbrachen und applaudierten, dann rieb sich der Hausherr schmunzelnd die Hände.

Der Kotillon, so erweitert und ausgewachsen, hörte auf, einen Abschluß zu bilden wie einst. Man wußte nicht mehr, wann hat die Sache ihr Ende erreicht, was ist der letzte Scherz? Das war ein Fehler, der mußte gut gemacht werden. Und so hängte man dem schon zu langen Kotillon noch einen Schweif an. Damit wurde der Ball noch mehr zum Karnevalstreiben: Konfetti, Schneebälle und die farbigen Papierschlangen tauchten auf. Die Schlachten begannen. Man warf sich die weißen und bunten Schnitzel zu, sie hafteten in Kleidern und Haaren, sie bedeckten die Dekolletés der Damen, sie lagen zum Schluß des Festes in einer dichten Schicht auf dem Boden. Um die tanzenden Paare aber wanden sich die bunten Bänder, und hielten Dame und Herrn aneinander gefesselt. So endeten die Bälle. Und am nächsten Morgen rang die Hausfrau die Hände: überall lag das bunte Zeug, durch alle Zimmer war das Konfetti getragen, in Vorhängen und Teppichen haftete es; der Diener mußte mit der Leiter kommen, um vom Kronleuchter die Schlangenreste abzuheben und entdeckte dabei vier zerbrochene Kristalle am Lüster. (Grund zu erneutem Händeringen.) Und die Ballkönigin von gestern stand vor dem Spiegel und bürstete und kämmte ihr schönes Haar, um immer wieder neue Papierstückchen zu finden, bis der Arm erlahmte und die Erinnerungen verblaßten.

Und als der Kotillon so weit gediehen war, starb er eines Tages. Die Gesellschaft hatte wohl gefunden, daß es des Guten zuviel sei und machte deshalb einen Punkt. In kleineren Kreisen lebte er wohl noch weiter, wie ein gefallener Gott, der aus dem Olymp zur Erde herabgestürzt war und nun unter Sterblichen wandelte. Es war zur Zeit, als die Deutschen auf allen Gebieten geschmackvoller wurden, als die Begriffe der Raumkunst auftraten und der Jugendstil den bizarren Anfang einer neuen Kunstrichtung machte. Da tauchte auf den Bällen mit einemmal in Massen das auf, was bisher

nur eine bescheidene Zugabe gewesen war: die Blume. An die Stelle des Kotillons trat der Blumenwalzer. Blumen, nur Blumen für die Damen; das ist alles. Und die Herren waren begeistert; den schönsten Strauß roter Rosen oder einen dichten Busch Brandnelken brachten sie nun ihrer Coeurdame und sagten ihr damit mehr, als mit all den Kinkerlitzchen vergangener Zeit. Die Damen aber behielten all die farbenfrohen Frühlingsgötter beim Tanz in der Hand, Strauß kam zu Strauß, immer mehr und mehr wurde es; bis schließlich die Königin des Festes, die Schönste, die Anmutigste mit ihren zarten Fingern all die duftenden Blüten nicht mehr umschließen konnte und sie zwischen Arm und das freudig wogende Herz preßte. Aber noch waren die Quellen nicht erschöpft; immer wieder verbeugen sich die Herren und bitten mit den Blumen um einen kurzen, letzten Tanz ... Die Paare schreiten zur Dankesverbeugung; mit beiden Händen rafft die Dame das Meer von Blüten zusammen, ihr Tänzer hilft ihr; die Arme pressen den Schatz gegen das Mieder, das ganz verdeckt ist von Rosen, Nelken, Flieder und Chrysanthemen: Blumen, Blumen und darüber das reizende Köpfchen, der feine Hals, das zarte Dekolleté. Welch anderes Bild: keine Papierschnitzel, keine Menagerie-Herren, keine Lärminstrumente, dafür — ich möchte sagen: Poesie. Der Ball wird ein Fest der Dame, ihr gehört der ganze Abend, da der Schluß ihr gehört — ihrer Verherrlichung allein durch das Schönste, was uns die Natur für sie geschenkt hat: Blumen.

Und wir Herren? Wir treten in den Hintergrund. Man erfand für uns die Schleifen; wir nehmen sie nicht gerne. Wir wissen, daß die Dame, der wir einen Strauß brachten, sich verpflichtet fühlt, uns eine Schleife zu bringen, als Quittung — und die wollen wir nicht. Wir freuen uns fast nur über ein Band von einer Hand gegeben, in die wir keine Blume drückten. Wir sind feinfühliger geworden. Der alte Kotillon brachte mit seinen Scherzen Ausgelassenheit, Toben, Wildheit — der neue bringt mit seinen Blumen Stimmung: da beginnen die Augen, die Herzen zu sprechen. Bringe einer Dame an einem Abend zwei Sträuße oder gar drei und: du sagst ihr viel! — sieh ihr beim dritten Strauß in die Augen und: du wirst erkennen, ob sie ihn gern nimmt. Das ist moderne Kotillonsprache, und das ist wieder Liebesspiel.

Man streut jetzt vielfach kleine mehr oder minder wertvolle Andenken in den Blumenwalzer ein. Keine Scherzartikel wie früher, sondern Geschenke, über die sich der Empfänger freut, die bleibenden Wert haben. Die Herren bekommen Fächer, Spitzentücher, kleine Notizblocks gereicht, die sie ihren Tänzerinnen bringen; den Damen gibt man Reitpeitschen, kleine silberne Becher oder Feuerzeuge, die sie ihren Auserwählten zum Geschenk machen sollen. Warum auch nicht, wenn es der Geldbeutel des Gastgebers erlaubt? Bedingung ist nur eins: der Kotillon darf nicht in ein Basartreiben ausarten. Viel ist hier weniger. Die Blume muß das Charakteristikum bleiben. Wundervoll sind Blumenwalzer, die ganz auf eine Farbe abgestimmt sind: weiße Rosen, weiße Nelken, weißer Flieder und weiße Chrysanthemen. Oder alles in Rosa: Mandelblüten und Kamelien, Rosen von der prächtigen La France in allen Schattierungen bis zum bescheidenen Ännchen Müller. Das ist wahrer Luxus.

Mit den Blumen und Geschenken sind die eigentlichen Touren aus dem Kotillon verschwunden; wenn man will sogar der ganze Kotillon. Aber die Engländer haben eine neue Version erfunden. Indirekt wenigstens. Sie schufen ihre Sportspiele, die Gymkhana. Geschicklichkeit ist hier Trumpf: Wettlaufen mit einem Glase Wasser, Eierrennen, bei denen man ein Ei auf einem Löffel im Munde balancieren muß, seien Beispiele. Auch im Ballsaal will man nun seine Körpergewandtheit zeigen. Zuerst schlich sich das „jeu de rose" ein, vom Reitsport übernommen. Zwei Paare tanzen Walzer. Einer der Herren trägt auf der rechten Schulter ein lose befestigtes Band oder eine Blume, und im Tanzen, ohne seine Dame zu schleudern oder loszulassen, muß der andere Tänzer die Schleife erobern. Keine wilde Jagd darf dies Spiel sein, sondern nur ein Sichtreiben und ein Sichausweichen; die Paare gleiten schnell aneinander vorüber, umflattern sich, bald rechts, bald links herum tanzend, im Walzerschritt wie zwei Schmetterlinge. Viel Geschicklichkeit im Führen wird dabei vom Herrn, große Beweglichkeit und leichtes Tanzen von der Dame verlangt; wenn die rechten Paare sich haschen und fliehen ist es ein reizendes Bild.

Auch die Wahl kommt mit der Gymkhana wieder in den Ballsaal. Gleichviel Damen und Herren treten sich gegenüber. Jeder Herr bekommt einen kleinen Zettel mit einem Rechenexempel — er rechnet schnell, schnell, dann eilt er hinüber zu seiner Dame; sie muß nachrechnen, dann prüft der Vortänzer, der die Resultate in der Hand hält, und das erste Paar darf siegreich den Walzer beginnen. Oder ein junges Mädchen steht mehreren Herren gegenüber, die Nadel und Faden in die Hand gedrückt bekommen und nun versuchen einzufädeln. Jeder bemüht sich, der erste zu sein, um sich den Preis: den Tanz mit dem reizenden vis-à-vis zu erringen.

Alle diese kleinen Touren heiße ich im Ballsaal willkommen, auch jene alten, die im Augenblick ohne viele Vorbereitungen geschaffen werden können und die nichts weiter sind als ein Spiel der Wahl und der Neigungen. Aber keine Wildheiten und keine Geschmacklosigkeiten dürfen wir zwischen den Blumenreigen dulden. Der Tanz ist kein Sport, ist kein Toben — er ist eine Kunst und soll Kunst bleiben.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Hans von Hoffensthal, Das dritte Licht (Berlin 1911, E. Fleischel & Co.). — Max Dauthendey, Raubmenschen (München 1911, A. Langen). — Alfons Paquet, Kamerad Fleming (Frankfurt a. M. 1911, Rütten & Loening). — Alfred Frhr. v. Berger, Hofrat Eysenhardt (Wien, Deutsch-Österreichischer Verlag). — Carry Brachvogel, Komödianten (Stuttgart 1911, J. Engelhorns Nachflg.). — Hanns Fechner, Spreehanns (Berlin, F. Fontane & Co.).

Nach der peinlichen, aber zart erzählten Krankheitsgeschichte von „Lori Graff" hat der Tiroler Hans von Hoffensthal nun einen modernen Don Juan-Roman veröffentlicht. Er birgt sich unter dem harmlosen Titel „Das dritte Licht" (Berlin E. Fleischel & Co.), und da sein Held auf Seite 30 das erste, auf Seite 44 das zweite Blümlein bricht, so sind wir von Anfang an in einer gewissen Spannung. Denn man überschlägt unwillkürlich, bei welcher Zahl wir — das gleiche Tempo vorausgesetzt — auf Seite 400 angelangt sein werden.

Tatsächlich ist die Summe der von diesem neuen Casanova zu Fall gebrachten Tugenden ganz außerordentlich. Alles, was Röcke hat, läuft ihm ins Garn: das Ladenmädchen und die Herzogin, der halbflügge Backfisch und die reife Frau. Besonders Bozen ist sein Jagdrevier und wird als ein Platz geschildert, der für einen Lebemann seiner Art wie geschaffen ist. Höchstwahrscheinlich werden sich die Bozener Stadtväter darob verwundert die Augen reiben. Es ist immer das alte Lied: die Holsteiner oder die Schweizer oder die Grazer erklären entrüstet, daß sie nicht „so sind", wie sie Frenssen oder Zahn oder Bartsch abmalt. Sie haben auch gewiß nicht unrecht. Denn meistens findet der Dichter überall nur das, was er sucht oder selber schon mitbringt.

So hat Hoffensthal in seiner Tiroler Heimat schöne, sinnliche, willfährige Mädchen gefunden. Gleich diese Maria Lindemann, die sich reichlich rasch an den neuen Zimmerherrn wegschenkt, ist ein warmes, liebes Ding, in ihrer selbstverständlichen Hingabe rührend. Und mit ihrer stolzeren Freundin Else setzt sich die Galerie von Mädchenbildern nicht übel fort. Aber schon hier, wenn dieses zweite Jungfräulein dem glücklichen Helden in die Arme sinkt, drängt sich die neidvolle Frage nach der Ursache so schneller Siege auf, und von den herzlieben Langhaarigen wendet sich der Blick zu dem Manne, der ihrer Tugend so gefährlich wird. Man möchte ihm sein Rezept ablauschen, man versucht zu entdecken, worin seine Macht über das Ewig-Weibliche besteht, man will selber etwas von jenem je ne sais quoi spüren, das so dämonisch anzieht. Hier liegt die Schwierigkeit eines solchen Don Juan-Romans, und um diese Klippe ist Hans von Hoffensthal um so weniger herumgekommen, als seine Männer von jeher — man denke an Lori Graffs Gatten — etwas Unfestes und Schwimmendes hatten.

Sein jüngster Held, Wilhelm von Vintler, ist von Hause aus ein unterdrückter, schüchterner Mensch, der bis zu seinem dreißigsten Jahre unter der harten Hand des Vaters steht. Er darf nicht Maler werden, sondern muß Jura studieren; er ist durch Knappheit der Mittel und mangelndes Selbstvertrauen von den Genüssen des Lebens ausgeschlossen. Aber plötzlich werden die inneren und äußeren Hemmungen nacheinander weggeräumt. Der Schüchterne, der als Gerichtsadjunkt nach Bozen kommt, wird durch kleine Liebesabenteuer in seinem Selbstbewußtsein gehoben; der Unbemittelte wird durch den Tod des Vaters zum reichen Mann. Nun kann er sich das Leben also ganz nach seinem Geschmack einrichten. Und was tut er? Nachdem ein kurzer Versuch, in München Maler zu werden, an zu geringen Fähigkeiten gescheitert ist, findet er Zweck und Ziel seines Daseins in der rationell betriebenen Jagd auf Schürzen. Er kauft sich eine Villa, sitzt am Fenster und wartet, bis irgendeine Schöne die einsame Straße passiert. Dann drückt er auf einen Knopf, und vor der Überraschten öffnen sich geräuschlos die grauen Torflügel. Oder er hat irgendwie ein stolzeres, schwer zugängliches Wild erspäht: da pirscht er sich mit tausend Listen heran und ruht nicht eher, als bis er das Hallali blasen darf. Es gelingt ihm auch immer, und die kleinen Fährlichkeiten des Berufs trägt er mit philosophischer Fassung. Es kommt vor, daß er sich mit einem unglücklichen Vater schießen muß. Es kommt vor, daß ein verlassenes Mädel ins Wasser geht. Es kommt vor, daß eine beiseite geschobene Geliebte ihn an ihr Sterbebett ruft. Und der erfreuliche Zeitgenosse benimmt sich in solchen Fällen immer sehr korrekt und beinah gemütvoll, ohne deshalb seine Paschafreuden aufzugeben. Selbst eine erfahrene Tante kann nicht umhin, ihm deshalb Komplimente zu machen. Sie erklärt seine Erfolge vor allem daraus, daß er einen eigentümlichen Klang in der Stimme und die Sehnsucht nach der Frau im Gesicht stehen hat. Demnach müßte man eigentlich eine Photographie und eine Grammophonplatte mit dem Buche zugleich geliefert erhalten, um die Triumphe des Helden ganz zu verstehen.

Nachdem dieser Don Juan neun Jahre geschwelgt hat, soll er geläutert werden. Hans von Hoffensthal führt ihn deshalb ins „dritte

Licht". Das erste Licht — so erklärt sich vielleicht der wunderliche Titel — war die Kunst. Es erlosch bald. Das zweite Licht — das lockte und leuchtete aus den Augen der Frauen. Das dritte Licht, das ist der Glanz der ewigen Sonne, der Natur. Eines Tages ist Casanova der Zweite weibersatt, und statt auf Schürzen zu jagen, beginnt er die Jagd auf Gemsböcke. Oben an Berg und Wald hat er seine Hütte; da haust er als Jäger und Einsiedler, sieht in die Sterne und hört dem Rauschen des Windes zu. Alle die Frauen, die er geküßt, waren nur Episoden für ihn; jede hat er gelangweilt verlassen; sozusagen mit einer brutalen Selbstverständlichkeit, wie man ein Glas vom Munde absetzt. Nun, in der großen Ruhe der Einsamkeit, beruhigt sich sein begehrliches Herz. Aber damit der Don Juan endgültig erledigt wird, muß zu dem Jagd- und Naturvergnügen noch die „wahre Liebe" treten. Sie heißt Editha und hat im Gegensatz zu den früheren Damen ihren Papa bei sich. Da ahnt man alles und ärgert sich. Denn diesen Gleitschritt ins Triviale hätte sich Hoffensthal versagen sollen. Er hat sich in Mädchen- und Frauengestalten vorher auch so verschwenderisch ausgegeben, daß für die letzte nicht mehr viel übrig blieb. Man kann sich beim besten Willen nicht denken, daß ausgerechnet sie einen Gatten dauernd fesseln wird, der sich durch einen ganzen Harem hindurchgeschmeckt hat. Aber Don Juan nimmt die Sache ernst und verhängt sogar wegen eines kleinen Rückfalls ein Gottesgericht über sich selber: wenn er eine fast sicheren Tod versprechende Kletterpartie über vereiste Felsen besteht, soll es ihm ein Zeichen sein, daß er der Geliebten noch würdig ist. Diese etwas kindliche Muskelprobe gelingt, der Weg ist frei, und alles, was noch folgt, ist nur noch die verwirrende Rückzugskanonade, die den konventionellen Ausgang verschleiern soll.

Trotz dieser offenbaren Mängel ist der Roman doch das Werk eines Dichters. Das zeigt sich besonders deutlich an zwei Stellen, einmal in einer Gestalt, dann in einer Stimmung und Schilderung. Auf die Gestalt wies ich schon hin: dieses schlichte, innige Bozener Mädel des ersten Teiles, die Maria Lindemann, überstrahlt mit ihrer Freundin alle später hervortretenden Weiblichkeiten. Und was die Stimmung anbelangt: sie liegt reich und schön über dem Jägerleben in Wald- und Bergeinsamkeit. Hier haben wir wohl die Urzellen des ganzen Buches: das Liebes- und das Naturerlebnis. Was dazwischen sich bewegt, was romanhaft darübergesponnen ist, das dürfte mehr das Gaukelspiel hilfreicher Phantasie sein. Wenn sie nicht gerade Lord Byron heißen, pflegen die Poeten ihre Don Juan-Dichtungen ja stets mehr aus Traum und Sehnsucht zu schaffen, als aus der Wirklichkeit. Der fatale Oscar Wilde sagte, als er 1895 Algier verließ: „Ich hoffe, diese Stadt gründlich demoralisiert zu haben." Die deutschen Dichter sind nicht so schlimm, und auch ohne daß der Magistrat von Bozen eine Erklärung erläßt, glauben wir gern, daß die Villa mit den geräuschlos sich öffnenden Toren nur als Luftschloß existiert hat. —

Wir kämen nun zu dem Roman „Raubmenschen" von Max Dauthendey (München, Albert Langen). Der seltsame Würzburger mit dem seltsamen Namen ist bekanntlich der Repräsentant der neuesten literarischen Verkrümmung. Zum Beweise seiner unheilbaren Manieriertheit braucht man nur seine Buchtitel anzuführen: „Ultra Violett", „Schwarze Sonne", „Balzer auf der Balz", „Der brennende Kalender", „Ammenballade", „Singsangbuch", „Insichversunkene Lieder im Laub". Im letzten Jahre wurde ein Drama „Die Spielereien einer Kaiserin" mit Erfolg aufgeführt, und ein Gedichtbuch „Die geflügelte Erde" als die Heilstat gepriesen, mit der eine neue Epoche der deutschen Lyrik begönne. Es enthält formlos-üppige Streckverse mit wahllos darüber gestreuten Binnenreimen, und diese schwungvoll verkringelten Exzesse einer exotischen Phantasie sind zwar poetisch nicht wichtig, aber zeitpsychologisch sehr interessant.

Wenden wir uns vorläufig zu den „Raubmenschen". Sie tragen den Untertitel „Einer von Rennewarts Romanen" und erklären in der Einführung, daß Rennewart eine „europäische Geheimgröße" war, die, jahrelang von Hof zu Hof gesandt, das intime Netz der Privatverbindungen höchster Kreise in seiner Hand hielt. Auf einer mexikanischen Reise entdeckte Rennewart zum erstenmal den Europäer in sich, und diese mexikanische Reise — Ausfahrt, Aufenthalt im Lande, Rückkehr — wird uns in dem Roman geschildert. Ich begnüge mich mit der Andeutung, daß Rennewart sich dabei in drei Frauen verliebt, die sämtlich sterben. Wenn sich die erste erschießt, so wird die zweite erdrosselt, und die dritte findet bei dem schrecklichen Basarbrande in Paris den Tod. Im übrigen ist der Roman das tollste Mischprodukt, das mir jemals vorkam. Der ethnographische, der See- und Reise-, der Abenteuer- und der Hintertreppenroman vereinigen sich darin und werden durch orientalisch-phantastische Bildergirlanden zusammengeschnürt. Die Handlung ließe sich etwa in folgenden Kapitelüberschriften wiedergeben, wobei ich ausdrücklich bemerke, daß ich nicht übertreibe: Der rätselhafte Mitteleuropäer — Der furchtbare Brand der New Yorker Hochbahn — Falschspieler und Raubmenschen auf einem Mexikodampfer — Der Totenpfad — Die vergifteten Drohbriefe — Der Beichtvater als Liebhaber und Papa — Im Neste der Schlangen — Die todbringende Tasse Tee — Das Ende der geheimnisvollen Stierkämpferin — Die erdrosselte Braut — Der Polizeipräsident als vielfacher Mörder — Die Aasgeier von Vera Cruz — Schrecklicher Sturm auf dem Atlant — Die Basarbrand-Katastrophe in Paris.

Diese Ausgeburten einer amerikanischen

Journalistenphantasie würden lächerlich wirken, wenn Dauthendey dem nicht durch ein paar bestimmte Kunstmittel entgegenarbeitete. Er selbst oder vielmehr der Held des Ich-Romans gibt ohne weiteres zu, daß die erzählten Abenteuer sich „wie ein Hintertreppenroman schlimmster Sorte“ ausnehmen. Um sie zu ermöglichen und zu beglaubigen, muß er ein exotisch-verwirrendes Milieu erfinden und dessen Schrecknisse so ausmalen, daß auch die knalligsten Sensationen uns nicht mehr überraschen. So macht er aus Mexiko ein Land gigantischer Grausamkeiten; ein dämonisch-geheimnisvolles Reich, in dem jeder Europäer noch ein Fremdling ist; eine höllische Fratze, die uns Herzbeklemmungen schafft; kurz, eine Häufung alles Berauschenden und Schrecklichen, Üppigen und Seltsamen, Gewaltsamen und Fieberhaften. Indem er diesen halb anlockenden, halb ängstigenden Eindruck auf jede Weise in uns zu steigern und zu festigen versucht, gewinnt er den Rahmen, in dem allein die tropischen Ausschweifungen seiner eigenen Phantasie ertragbar sind.

Man hat in neuester Zeit hier und da den Namen Alfons Paquet mit dem Namen Max Dauthendey zusammen genannt, und da gleichzeitig mit den „Raubmenschen“ Paquets erster Roman erschienen ist, so gibt sich Gelegenheit, die Ähnlichkeiten und Unterschiede dieser beiden Persönlichkeiten abzumessen und dabei vielleicht zu einiger Klarheit über die Tendenzen der jüngsten Literatur zu kommen. Beide Dichter sind voneinander ganz unabhängig. Beide werden dazu gedrängt, sich eine neue lyrische Ausdrucksform zu suchen, weil sie dunkel empfinden, daß sie in der bisherigen nicht das zu geben vermögen, worauf es ihnen ankommt. Beide gehen, doch wohl unter ähnlichen Nötigungen ihrer Natur, auf große Weltreisen. Dabei spielen natürlich zeitliche Luftströmungen eine Rolle: es schwingt deutlich erkennbar die intimere Beziehung mit, die der Deutsche des letzten Menschenalters durch Weltpolitik, Welthandel und Vervollkommnung aller technischen Mittel zur Welt gewann. Dauthendey, der ältere, scheint dabei mehr reinen Phantasiereizungen zu folgen: der Weltbummler, der Dichter, der Romantiker. Paquet hat allgemeinere, unpersönlichere Ziele: der Weltreisende, der Forscher, der Realist. Jener bringt aus Asien Novellen heim, dieser Reiseberichte. Beider literarische Persönlichkeit gewinnt aber durch diese Weltfahrten Halt und Prägung. Und es ist merkwürdig oder auch nicht merkwürdig, wie die beiden grundverschiedenen Naturen sich danach in ihren entscheidenden Gedichtbüchern treffen. Paquet schreibt, nüchterner und fester, sein Zeit- und Reisebuch „Auf Erden“; Dauthendey, üppiger und phantastischer, seine „Geflügelte Erde“. Beide landen dabei in dem jede Form sprengenden Streckvers. Und das ist kein Zufall. Denn all das Neue, das sie sehen, überwältigt sie; sie möchten tausend Augen haben, um erst einmal den ganzen Reichtum fassen und halten zu können. Wie die Dichter des ansteigenden XVIII. Jahrhunderts, die nach der langen Stuben- und Gelehrtenpoesie die Natur entdeckten, sich dieser Natur und ihren Wundern gegenüber erst nur *rein schildernd* verhalten konnten, so kommen auch diese Dichter des XX. Jahrhunderts, die eine ferne, fremde, ungeheure Welt entdecken, noch nicht über die *Beschreibung* hinaus. Dem Poeten, der wahrscheinlich auf sie gewirkt hat, dem Amerikaner Walt Whitman, ging es ganz ähnlich. Er sah mit frischem Blick das eigentlich Amerikanische, das der englischen Dichtung natürlich fehlte: er sah ein neues Land, er sah Prärien und Urwälder, und stammelnd, in dithyrambischer Verzückung, zählte er Großes und Kleines, was um ihn war, im Auktionskatalog-Stil auf, überwältigt von dem Riesenreichtum, dem er noch keine Form geben konnte. So bauen die Kinder hingerissen alle ihre Weihnachtsgeschenke vor sich hin; so beginnt alle Urpoesie; so fängt auch mit Walt Whitman die eigentliche amerikanische Literatur an, während alles vorher nur neuenglische war. Vielleicht, könnte man schließen, beginnt so mit Dauthendey und Paquet die weltdeutsche Literatur, die sich aus der alten deutschen ebenso entwickelt, wie das neue Weltdeutschland sich aus dem alten Deutschland herausschält.

Aber man spürt sofort, daß hier etwas nicht stimmt. Daß wir, die wir eine große Kultur besitzen, in einem ganz anderen Falle sind, als die Amerikaner, die erst eine entwickeln sollen. Daß wir zwar unsere Peripherie langsam erweitern können, aber unser natürliches Zentrum nicht verschieben dürfen. Whitman entdeckte seine *Heimat*; er ist ein *vaterländischer* Dichter. Dauthendey und Paquet entdecken *fremde Erde*; sie sind, hart gesagt, *Reisedichter*. Sie haben beide auch den journalistischen Einschlag. Sie überschätzen das Stoffliche, sie überschätzen die zeitliche Verkleidung des Menschlichen, das Kostüm, das Detail, das Äußerliche. Sie erkennen nicht, daß die Wunder aller Länder und Meere gering sind gegen das Wunder unseres Herzens, und indem sie von jenen reden, geraten sie eben in eine gehobene Schilderung und Beschreibung. Aber eine *schildernde* Dichtung war noch nie eine *große* Dichtung; sie kann nur literarhistorisch wichtig werden, indem sie Material sammelt. Deshalb ist es geradezu auffallend, wie wenig direkten Nutzen die echten Poeten von Reisen haben, und einem Mann wie Dauthendey, der erst nach Mexiko und Japan fahren muß, um ganz zu sich selbst zu kommen, sollte man schon deshalb mißtrauen. Weimar, Seldwyla oder ein schlesisches Dorf genügen den geborenen Dichtern vollkommen; sie sind wie die Seidenraupen, die auch bloß die Blätter ihres heimatlichen Maulbeerbaumes zu fressen brauchen, um ohne weiteres die köstlichen Kokons zu spinnen.

In diesem Sinne ist Alfons Paquet die echtere und gesündere Natur von den beiden. Gerade weil er aus Asien **keine** Novellen mitgebracht hat! Auch sein erstes erzählendes Buch, das er uns jetzt vorlegt, — „**Kamerad Fleming**“ (Frankfurt a. M., Rütten & Loening) — arbeitet nicht mit exotischen Effekten. Stark autobiographisch befrachtet, verfolgt es die Lebensbahn eines jungen Rheinländers, der nach einigen amerikanischen Lehrjahren in Deutschland Staatswissenschaften studiert und mit großer Selbständigkeit und Energie auf sein Ziel losgeht. Es ist charakteristisch, daß ein Zeitungsbericht, der von Straßenkundgebungen in Paris redet, sein Schicksal entscheidet. Er setzt sich auf die Bahn, kommt gerade in die Ferrer-Unruhen hinein, wird aus dem Beobachter zum Mitspieler, betätigt sich bei den Demonstrationen, erregt aber schließlich den Verdacht einer kleinen, zu offenem Aufruhr drängenden Partei, deren Pläne er durchkreuzt. Gerade will er in der Erkenntnis, daß aus dieser formlosen, gärenden Masse nichts Großes und Neues sich gebären kann, abreisen, als er, der „Verräter“, von einem „Apachen“ erschossen wird.

Das wenige, was an diesem Roman „Roman“ ist, ist nicht gut. Das Verhältnis zu der jungen Künstlerin Bertha, das menschlich am meisten interessiert, wird nur nebensächlich behandelt. Der Schuß, mit dem ein verkommenes Individuum den um eine Erkenntnis reicheren Helden vernichtet, ist zwar äußerlich motiviert, aber nicht innerlich. Er behält Zufallscharakter und zerreißt unkünstlerisch, anstatt künstlerisch zu schließen. Aber alles das ist für Paquet auch nicht die Hauptsache. Sondern die Hauptsache ist ihm die Darstellung der Straßenkundgebungen in Paris. Sie nimmt den größten Teil seines Buches ein, und damit tritt wieder das schildernde und journalistische Element stark hervor. Mit den notwendigen Abstrichen könnte jede Zeitung diesen überwiegenden Teil des Romans als den Bericht ihres „eigens nach Paris gesandten Spezialberichterstatters“ veröffentlichen. Wie Mexiko bei Dauthendey phantastisch auflebt, so lebt Paris hier realistisch auf, und wie dort der eigentliche Held eine Rasse, ein Land ist, so ist es hier die Masse. „Die Menge,“ heißt es einmal bei Paquet, „schrie und sang wie ein homerischer Held.“ Hier in den Massenszenen zeigen sich auch die besten Fähigkeiten des Erzählers: Der ungeheure Zug, das Hin- und Herwogen, das Vordringen und Flüchten der Menge ist glänzend gegeben. Nicht ganz so fest und klar ist die Rückwirkung dieser Erlebnisse auf den Helden dargestellt. Wäre sie für Paquet das Wichtigere gewesen, so hätte er schwerlich durch den unnötigen Schuß alles, was der Held eben gewonnen hat, vernichtet. Es kommt dazu, daß wir nicht ganz mit diesem Helden eins sind. So sehr uns seine smarte Selbständigkeit imponiert, so sehr fällt uns die sachliche Kühle, mit der er sich alles Störende aus dem Wege räumt, manchmal auf die Nerven. Dieser gar zu sichere Jüngling bringt nur allenfalls für allgemeine Ideen eine gewisse Leidenschaft auf, und wenn ein ihn rührend liebendes Mädchen opferselig brennt, so empört er sich innerlich: „Sie scheint alle Sachlichkeit verloren zu haben.“ Entweder ist das noch Unreife, oder es spricht von einer harten Sprödigkeit und Armut der Natur. Entweder wird der „Sachliche“ in den Feuern menschlicher Leidenschaft noch ein wenig geschmolzen, oder das Höchste und Tiefste des Menschenlebens lernt er nicht kennen. Um als Dichter rund und voll zu werden, muß man nicht nur Schläger sein, sondern auch einmal Ball; nicht nur Jäger, sondern auch einmal zitternder Vogel in Jägergewalt.

Und nun noch ein letztes, hoffentlich nicht zu sehr befremdendes Wort über diese Kunst der Dauthendey und Paquet. Ich habe in Kapitelüberschriften den Inhalt von Dauthendeys Mexikoroman angedeutet, und vielleicht hat es diesen oder jenen durchblitzt, daß dies alles die Unterschriften von Films sein könnten. Ich denke an Paquets Pariser Roman, und wenn ich mir die hin- und herwogenden Straßenkundgebungen vorstelle, das Erschießen des Polizeihundes, das von den Ferrer-Unruhen durchwogte Paris, so glaube ich das alles in den wechselnden Lichtbildern eines Kinematographentheaters gesehen zu haben. Ich möchte das böse Wort „Der Kientopp in der Literatur“ vermeiden, weil es spöttisch klingen würde, aber man wird einige Beziehungen entdecken und eine neue zeitliche Verknüpfung finden. Es ist ja überhaupt keine Frage, daß diese jüngste literarische Strömung innig mit der Zeit verbunden ist, und wer die neueste deutsche Gegenwart gleich mir für geradezu erschreckend hält, wird sich über die Kunst nicht wundern, die sie hervorbringt. Dauthendey in seiner Üppigkeit und Geschwollenheit, seinem estilo culto, seiner Phantasieüberhitztheit ist geradezu der äußerste Typus einer schaurig verschnörkelten europäischen Reaktionsepoche: es kann nicht über ihn hinausgehn. Paquet ist viel jünger, gesünder und von den schlimmen Bindungen der Zeit freier: in ihm liegen vielleicht, vielleicht Möglichkeiten der Zukunft. Es ist übrigens interessant, daß die beiden Vertreter unserer letzten Literaturphase, wie schon ihre Namen beweisen, einen fremden Bluteinschlag haben.

Eilen wir, weiterzukommen. Der Direktor des Burgtheaters, **Alfred Freiherr von Berger**, hat eine Novelle „**Hofrat Eysenhardt**“ veröffentlicht (Wien, Deutsch-Österreichischer Verlag), und diese Novelle imponiert, weil sie nach großer Form strebt. Der Held ein berühmter, wie man sagt, nach lebendigem Vorbild gezeichneter Wiener Kriminalist, der Schrecken aller Verbrecher, ein furchtbarer Ankläger und Richter, in dem ursprünglich verbrecherische Instinkte sich ins Richterliche umgebildet haben. Von allen

Seiten wird dieser seltsame und ungewöhnliche Charakter beleuchtet. Dabei stellt sich Berger nicht, wie es der Dichter sonst wohl tut, als Schöpfer über sein Geschöpf, dessen Inneres vor ihm wie vor dem lieben Gotte ausgebreitet ist, sondern er rätselt selber an dem Manne herum, umkreist ihn und bringt aus Beobachtungen und Urteilen dritter Personen, aus Erinnerungen und Geschehnissen alles heran, was die Persönlichkeit erhellen könnte. So wird gleichsam Stein auf Stein zum Bau getragen, wir arbeiten sozusagen selber an der Aufklärung des Charakters mit, und eine problematische Gestalt, die sonst leicht etwas Ausgetüfteltes oder Uneinheitliches gehabt hätte, schließt sich allmählich lebendig zusammen. Berger braucht fast die Hälfte des Buches, um soweit zu kommen. In der zweiten Hälfte löst sich dann unter mancherlei Einwirkungen die etwas künstlich-krampfhafte Starrheit des Charakters, die Elemente geraten erneut in Fluß, das bis dahin Niedergezwungene, das unter eiserner Maske gelegen hat, wird in inneren Krisen frei und beschwört die Katastrophe herauf. Hofrat Eysenhardt vergeht sich und verhängt die härteste Strafe über sich selbst, indem er sich als unwürdig des Richteramts zum Tode verurteilt und erschießt.

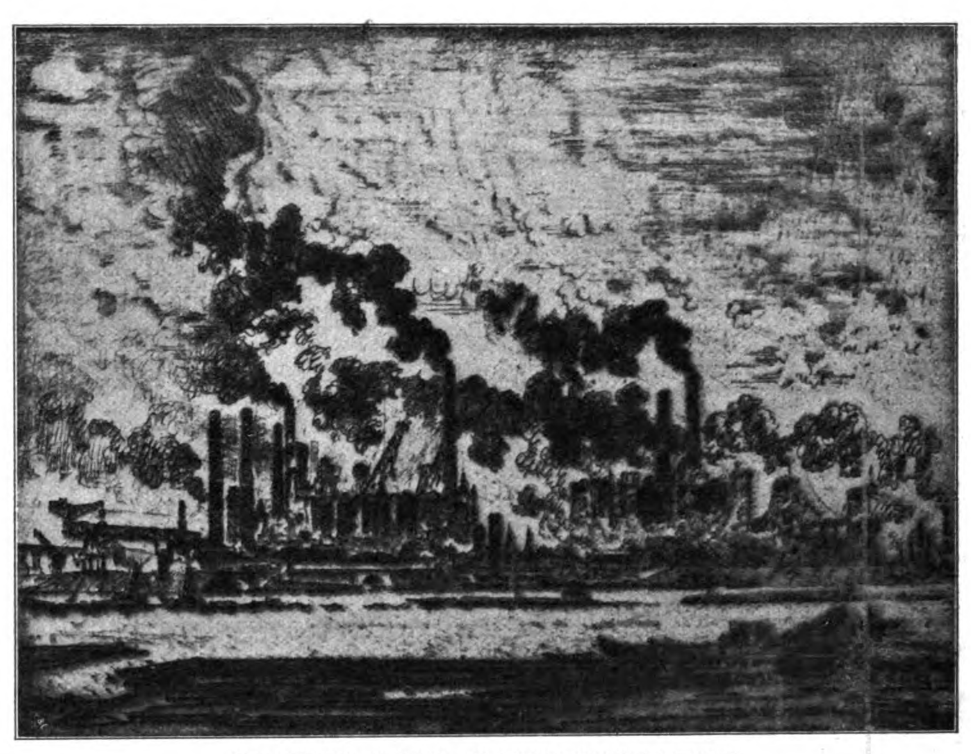
Wäre Baron Berger nur ein wenig mehr Poet, so hätten wir hier eine große Novelle gehabt. Auf alle „poetischen" Mittel wird darin verzichtet. Der Ton des Berichtes wird nie verlassen. Eine ruhige, fast trockene Gegenständlichkeit, die man mit der Zeit so sehr schätzen lernt, fesselt uns. Man denkt etwa an das mächtige Muster Kleistscher Erzählungskunst. Nur — leider — fehlt der große Dichter dahinter, der, ohne mehr Aufwand zu treiben, uns zuletzt in Erschütterung entläßt. Das gelingt Berger nicht, und zum Teil trägt wohl auch die durch den fortwährenden Wechsel des Standpunktes bedingte Uneinheitlichkeit der Form dazu bei. Denn fast von Kapitel zu Kapitel spricht sich ein andrer über den Hofrat Eysenhardt aus: bald das Ich des Erzählers, bald ein buckliger Kollege des Helden, bald in nachgelassenen Aufzeichnungen der Held selbst. Wie aus dem siebenfarbigen Prisma das weiße Licht, ergibt sich hier die Wahrheit der Dinge aus der vielfältigen Anschauung, doch geht darüber die Einheit verloren, die letzte Vollendung, die aus einer bedeutenden Charakterstudie erst ein rundes Kunstwerk machen würde.

Eine Novellensammlung von Carry Brachvogel: „Komödianten" (Stuttgart, J. Engelhorns Nachflg.) läßt auf der Wandelbühne eine ganze Reihe preziös-moderner Gesellschaftstypen erscheinen, die oft sehr hübsch satirisch gezupft werden. Besonders Geschlechtsgenossinnen sind vor dem scharfen Auge dieser Frau nicht sicher, und alle Stimmungs- und Theaterkünste der „feinorganisierten Herzlosen" werden unserm spöttischen Lächeln preisgegeben. Ebenso bekommen die verzirkelten Ästheten ihren Wischer, deren büttenpapierne Briefe das Format eines Kanzleischreibens haben und deren Krawatten breit wie ein Epos und dunkel wie eine symbolische Dichtung sind. Nach den Modellen der ersten Erzählung braucht man sich den Kopf nicht weiter zu zerbrechen: man kennt den sensitiven Dichter und die große Theaterdame, die nach allen Trennungen immer wieder zusammenstreben, aneinandergebunden durch eine tiefe innere Verwandtschaft ihres auf Schein, Sensation, Ekstase gestellten Wesens. Von den übrigen Novellen gehen einige auf feinere psychologische Probleme aus, ohne es doch zu rechter Vertiefung zu bringen. Im ganzen formt hier mit Geschick eine scharf beobachtende Überlegenheit, die es zur klugen Ironie näher hat als zum herzlichen Humor.

Nun noch ein ganz entzückendes Erinnerungsbuch, das kein Freund echter Heiterkeit sich entgehen lassen sollte: „Spreehanns". Eine Jugendgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Hanns Fechner (Berlin, F. Fontane & Co.). Schon die Strophe, die als Motto vor diesen Berlin-Wilmersdorfer Jugenderinnerungen des bekannten Künstlers steht, ist entzückend:

> „Fragst du die Lilie, die Rose,
> Warum se, wozu se, wieso se,
> So fragt den Künstler ein Dummer,
> Wozu er, weshalb er, warum er!"

Und dann folgen, ziemlich kunstlos aneinandergereiht, aber famos lebendig gegeben, Szenen und Schilderungen aus der Kindheit, der Gymnasialzeit, den Akademiejahren. Eltern, Lehrer und Originale allerart atmen noch einmal die Luft des Lebens, und da dieser sonnige Spreehanns, der hier erzählt, eine echte, glückliche, Behagen verbreitende Natur ist, so hat sich alles Heitere, Komische, Erfreuliche seinem Gedächtnis besser eingeprägt, als das Dunkle und Leidvolle. Natürlich pflückt auch er seine schönsten Blüten aus dem Schulgarten, und wer nicht Tränen lacht vor diesen köstlichen Schulmeistern, die er beschwört, dem ist nicht mehr zu helfen und der soll sich begraben lassen. Es darf nicht verschwiegen werden, daß das Buch in seinem letzten Teil einen etwas kunterbunten und zusammengestoppelten Eindruck macht, als wäre rasch und wahllos noch allerhand Material aufgerafft und dazugestopft worden. Aber man denkt mit wahrhafter Dankbarkeit an diese in lauter Geschichtchen aufgelöste Jugendgeschichte zurück, und man hofft schon aus christlicher Nächstenliebe, daß sie auch andern ein paar fröhliche Stunden bereiten kann.



Neue Burgen am Rhein. Radierung von Josef Pennell.
Im Besitz der Kunsthandlung Ernst Arnold, Dresden.

Illustrierte Rundschau.

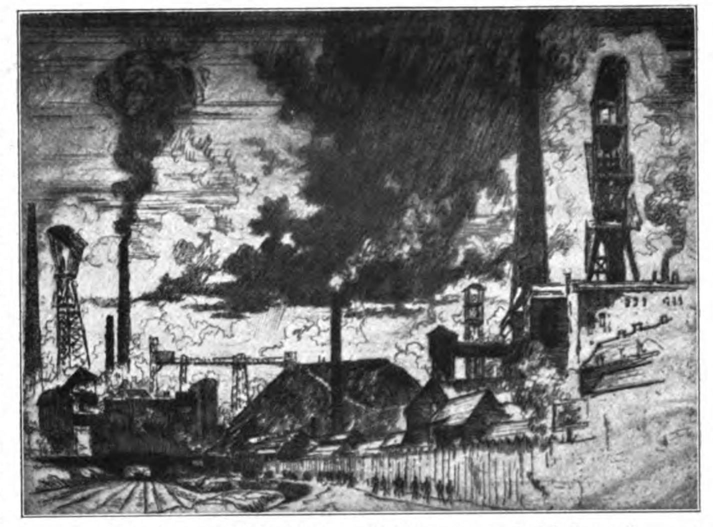
Radierungen von Josef Pennell aus den deutschen Industriebezirken. — Moderne Radiatoren. — Neue kunstgewerbliche Arbeiten von Johanna Frentzen. — Zu unsern Bildern.

Viele unserer besten deutschen Künstler ziehen Jahr für Jahr ins Ausland, um den besonderen malerischen Problemen einer für sie neuen Erde nachzugehen. Jahrhunderte hindurch, seit den Tagen Dürers, hat der deutsche Maler mit Vorliebe Italien aufgesucht und der Schönheit dieses Landes geopfert. Und wenn seit rund vierzig Jahren Holland ähnlich anregend die moderne deutsche Malerei befruchtet hat, so ist das ein schöner Beweis für die Vertiefung malerischen Empfindens und die endlich geweckte Erkenntnis von dem hohen Wert dieser seebenachbarten Landstriche, über denen eine weiche, gedämpfte Atmosphäre schwebt, die das Gesamtbild zu einer malerischen Harmonie verbindet, wie man sie ähnlich sonst in keinem Lande erlebt.

Nur sehr vereinzelt dagegen haben ausländische Künstler den Weg nach Deutschland gefunden und hier nachhaltige Anregungen für ihr Schaffen empfangen. Und meist waren es Nordländer, die es von ihrer Heimat fort zur deutschen Scholle zog und die mit Vorliebe im Süden unseres Vaterlandes, im bayrischen Hochgebirge oder an den Seen des Schwarzwaldes gearbeitet haben.

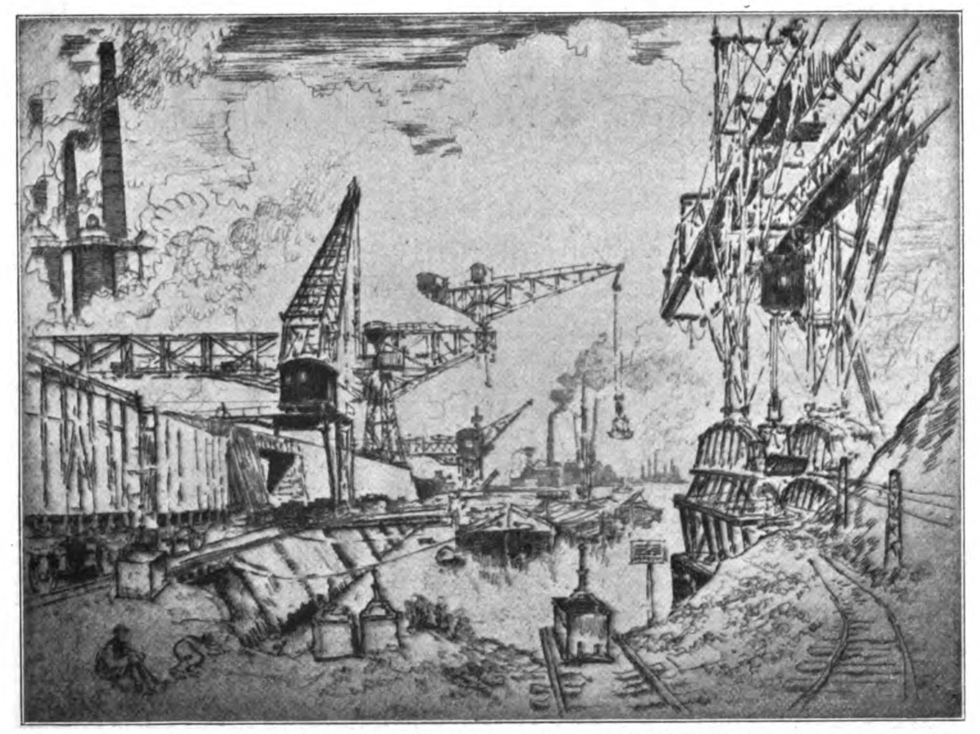
Da wirkt es denn doppelt überraschend, daß ein Mann wie Pennell kürzlich zu uns gekommen ist und eben jenen Teil in Deutschland aufgesucht hat, zu dem sich sonst wohl ein Künstler zuletzt hinverirrt. Das Land der schwarzen Erde wurde diesem grandiosen Gestalter, der heute wohl zu den besten Graphikern der Gegenwart zählt, eine neue Quelle künstlerischer Offenbarung, und es ist vielleicht nicht zuviel gesagt, wenn man ihn den eigentlichen Entdecker dieser neuen Schönheit nennt. Schon Zola hat im „Germinal“ die Urkraft jenes finsteren, von Rauch und Feuer gleichmäßig eingehüllten Bodens besungen, auf dem Menschengeist und Fleiß der Erde ihre kostbarsten Schätze entreißen. Meunier wagte als Bildner und Maler zum ersten Male, das ergreifende Schicksal jener Menschen künstlerisch zu umschreiben, die hier einem gefahrvollen Beruf die Kraft ihrer Jugend opfern, und unser Menzel war es, der vor Jahrzehnten in seinem berühmten „Eisenwalzwerk“ die Welt erkennen ließ, welche Summe echter malerischer Schönheit sich an dieser Stelle mit der ungebändigten Dynamik des menschlichen Wollens vereint — wenn sie eben von einem Künstlerauge gesehen und verstanden wird. Bei allen diesen Künstlern klangen Motive an, die gewisser-

maßen noch der Zukunft vorbehalten waren. Denn erst in der Zwischenzeit ist das Land der schwarzen Erde, das Revier der Hochöfen und Fabriken, zu einem ausschlaggebenden Faktor unseres sozialen Lebens geworden. Man wird vielleicht eines Tages noch mehr, als es heute der Fall ist, feststellen können, wie die Stätten der Arbeit mit im Mittelpunkte der malerischen Aufgaben unserer Zeit stehen.



Kohlenbergwerk Oberhausen. Radierung von Josef Pennell.
Im Besitz der Kunsthandlung Ernst Arnold, Dresden.

Pennell ist Amerikaner von Geburt. Er hat 1858 in Philadelphia das Licht der Welt erblickt und ist erst verhältnismäßig spät zur Kunst gekommen, nachdem er sich in London eine Zeitlang als Schriftsteller sein Brot gesucht. Sobald er aber anfing, sich den graphischen Künsten zuzuwenden, war er auch schon ein Meister, eine Persönlichkeit. Er sah und grub mit hartem Griffel in die Kupferplatte, was das Geheimnis der Urelemente seines amerikanischen Heimatbodens ist: Das Reich der Wolkenkratzer und mächtigen Fabrikanlagen; er sah die Kontraste, den Rauch der Schlote im Widerstreit gegen das Licht, die massig ungeordnete Architektur von Schornsteinen



Krananlage in Duisburg. Radierung von Josef Pennell
Im Besitz der Kunsthandlung Ernst Arnold, Dresden.

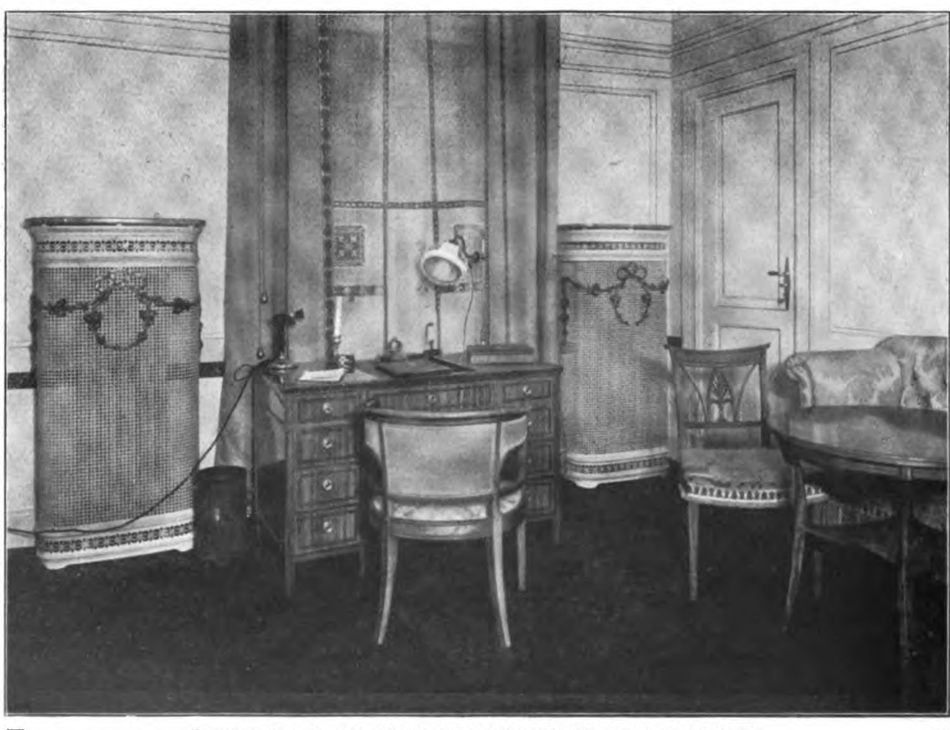


Schlafzimmer des Hotels Adlon mit National-Radiator.

und Gebäuden wie ein neues Weltenschicksal.

Dann aber zog es ihn eines Tages nach Deutschland, an den Rhein, wo sich die neuen Burgen erheben, die der Geist des XX. Jahrhunderts gebaut hat. Er ist in Duisburg und Oberhausen gewesen und das, was er hier gesehen und künstlerisch auf die Kupferplatte gebannt hat, bedeutet Höhenleistungen in seinem Schaffen. —

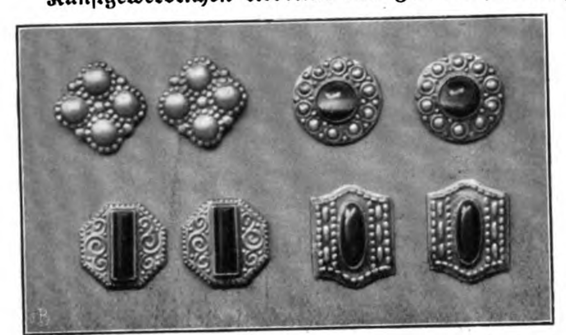
Technisch sind die Fragen der Zentralheizung wohl schon seit langem gelöst; selbst die begeistertsten Freunde unseres alten guten Ofens mögen die moderne Heizung nicht mehr ganz entbehren. Nicht gelöst aber sind Schönheitsfragen, die mit ihr zusammenhängen. Der Ofen war in der Tat ein Zimmerschmuck, konnte es wenigstens sein, konnte sogar durchaus künstlerisches Gepräge tragen. Die Radiatoren der Zentralheizung aber, die eisernen Wärmeverteiler in den Einzelräumen, die den Ofen unmittelbar ersetzen sollen, sind meist recht unschön. Erst in neuerer Zeit hat man danach gestrebt, auch sie künstlerisch zu gestalten. Wir bilden heut einige derartige mustergültige Anlagen ab, welche die National-Radiatoren-Gesellschaft in Berlin S. ausführte, schmucke und dabei durchaus praktisch bewährte Heizkörper, die man wohl als Vorbilder bezeichnen darf. —



Zimmer des Hotels Adlon in Berlin mit National-Radiatoren.

Schalen in Kupfer mit farbigen Emaileinlagen.
Entworfen und ausgeführt von Johanna Frentzen in Karlsruhe i. B.

Kunstgewerblichen Arbeiten von Frauen-



Manschettenknöpfe in Silber, mit Katzenaugen, Sardoïn und Chalcedon. Entworfen und ausgeführt von Johanna Frentzen in Karlsruhe i. B.

hand steht man bisweilen recht verlegen gegenüber: man möchte nicht unhöflich sein und unterdrückt schließlich die Kritik, die eigentlich in dem einen Wort Dilettantismus zusammenzufassen wäre; das bißchen Anlage und großer Fleiß allein tun es eben nicht immer. Immerhin, es gibt Ausnahmen, wirklich tüchtige Künstlerinnen, die nicht nur nachempfinden, sondern auch erfinden können. Solch eine kleine Meisterin rühmen zu dürfen, ist dann stets eine besondere Freude. Die Arbeiten von Johanna Frentzen in Karlsruhe aber darf man rühmen. Sie haben Eigenart, bewegen sich immer im Charakter der verwendeten Materialien und sind famos durchgeführt. Fräulein Frentzen ist eine Schülerin der Karlsruher Kunstschule und besonders des unsern Lesern wohlbekannten Prof. Rudolf Mayer, des trefflichen Medailleurs. —

Unser Heft erscheint, wenn die Geselligkeit des Winters auf vollster Höhe steht, und trägt dem textlich und auch illustrativ Rechnung. Gleich das Titelbild bringt einen packenden Ausschnitt aus der Berliner Hofgesellschaft: Prof. Hans Looschen suchte ein Augenblicksbild von einem Ball im Zollernschloß an der Spree festzuhalten — und gerade das Flotte der Studie, das vielfach nur flüchtig Angedeutete, gibt dem Blatt seinen Reiz, zumal auch nach der koloristischen Seite hin. Technisch und koloristisch hoch interessant sind übrigens auch die Figurinen von Stern, die wir in dem Artikel „Mo-



Bonbondosen in Silber mit farbigen Emaileinlagen. Entworfen und ausgeführt von Johanna Frentzen in Karlsruhe i. B.



Bilderrahmen in Holzfassung mit Messing-, Neusilber- und Emaileinlagen.
Entworfen und ausgeführt von Johanna Frentzen in Karlsruhe i. B.

derne Bühnenkunst" wiedergeben. Von farbigen Einschaltbildern sei hier weiter auf den herrlichen Böcklinkopf (zw. S. 288 u. S. 289), auf das stimmungsvolle Lindersche „Ave Maria" (zw. S. 176 u. S. 177) und auf die feine Italienlandschaft von Albert Wenk (zw. S. 208 u. S. 209) hingewiesen. Besondere Erwähnung aber verdient die Ideal-Landschaft „Im Frühling" von Max Kuschel, dem Münchner Sezessionisten, der meines Wissens ein geborener Hamburger ist (zw. S. 192 u. S. 193). Zwei Gegensätze: ein behagliches deutsches Heim, Biedermeiergeschmack und Kaffeetassen (alles famos gemalt) von P. W. Ehrhardt, zw. S. 184 u. S. 185, und das sehnsuchtsheiße Gemälde Whistlers mit den als Japanerinnen verkleideten Girls (zw. S. 272 u. S. 273). Vielleicht darf ich als drittes zu diesen beiden gleich den merkwürdigen, berühmten Tuileriengarten von Manet setzen (zw. S. 312 u. S. 313) — sei es (von der inneren Verwandtschaft zu schweigen) nur deswegen, weil Whistler und Manet einst gemeinsam im Pariser Salon der Zurückgewiesenen hingen. Eine kuriose — und trostreiche Tatsache! Prof. Alb. Hußmann gab uns eine schöne Plastik, Reiter und Pferd vielleicht gleich vortrefflich, wenn ich persönlich auch dem Vierfüßler den Vorzug geben möchte (zw. S. 248 u. S. 249); von Attilio Sacchetto (beiläufig: dem Bruder der schönen Rita) schalten wir zwischen S. 324 u. S. 325 ein feines Interieur, eine Bauernstube, ein; von Prof. Karl v. Marr, dem Führer der Künstlergruppe Bayern, zwischen S. 168 u. S. 169 sein phantasievolles Gemälde „Zaubergarten": es ist ein rechtes Glück, daß die Märchenmaler nicht ganz aussterben. H. v. Sp.



Broschen in Silber mit Halbedelsteinen.
Entworfen und ausgeführt von Johanna Frentzen in Karlsruhe i. B.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.
Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin.
Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.
Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



Standbild des Colleoni in Venedig.

Gemälde von Fritz Thaulow.

Aus Caspers Kunst=Salon und Verlag in Berlin W.

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXVI. Jahrgang 1911/1912. Heft 7. März 1912

Requiem. Novelle von Marie Eugenie delle Grazie.



Das abendliche Gewitter war vorübergerauscht. Nun schleifte der Wind die grauen Wolkenfetzen über das Firmament, die letzten Blitze verglommen. Schwül und dunstig lag die Sommernacht über den stillen Straßen der Stadt.

Mozart trat ans Fenster und spähte hinab. Trüb und rötlich flackerten die Öllämpchen durch den Dunst, und von Haus zu Haus dehnten sich lange Schatten; wuchsen bis in die Rahmen der gähnenden Portale hinein oder streckten sich an den verwitterten Mauern empor. Verzerrte Fratzen und Gestalten, die etwas Gespenstisches hatten und abwechselnd auftauchten oder rasch verschwanden, je nachdem der Wind die Flämmchen der Lampen auf- und niederzucken ließ.

‚Daß die Rauhensteingasse gar so eng und finster ist!‘ dachte der Meister, wunderte sich aber zugleich, daß ihm dies erst heute auffiel. Freilich — heute — war auch ein ganz abscheulicher Tag! Ein Tag, wie ihm noch selten einer die Seele bedrückt; diese leichte, vogelheitere Seele, die mit tönenden Flügeln immer wieder zum Licht aufflog, so hart und rauh sie auch das Leben schon angefaßt.

Aber heute ... Schon nachts hatte es begonnen. Mit diesem unruhigen, fieberhaften Schlummer, dessen Traumbilder wie verzerrte Spukgestalten an ihm vorübergeflüchtet waren: toll, wirr, phantastisch und schreckhaft zugleich. Seine Seele aber hatte vergeblich danach gefingert. Gestalt- und wesenlos wie die jagenden Wetterwolken am Himmel und die huschenden Schatten an den Mauern hatte sich der rätselhafte Bilderreigen gelöst. Nur sein todmüder Körper bewahrte nach dem Erwachen eine dumpfe Erinnerung der Lähmung, die ihn festgebannt, und auf seiner Seele lag noch immer die Schwere eines Bangens, das er sich nicht erklären konnte.

Auch der Unterricht, den er in später Vormittagsstunde einem Schüler zu erteilen pflegte, hatte ihm keine Erfrischung gebracht. Welk, müd, gelähmt wie draußen die Stadt im glühenden Bann des Hochsommertages, lagen ihm Sinne und Wille. So schleppte er sich von Sitz zu Sitz, von Gedanken zu Gedanken. Einer so unfroh wie der andere, und alle von jenem dumpfen Bangen bedrückt, dessen er nicht Herr wurde. Als hätte der Alp, der ihm nächtlicherweile auf dem Herzen gesessen, auch im Tageslicht seinen Platz behalten.

Endlich war das Gewitter abgerauscht und hatte wenigstens vorübergehend einige Erquickung gebracht.

Sein Weib wollte die kühleren Abendstunden zu einem Besuch bei Mutter und Schwester nützen, die „auf der Wieden“ wohnten. Ihr Söhnchen sollte sie begleiten, und auch Mozart hatte ihr versprochen, mit dabei zu sein. Als aber die Stunde herankam, ließ er sie allein ziehen. Er sei zu müde, exkusierte er sich, und auch der Kopf wär' ihm ganz wunderlich benommen.

Was war denn geschehen?

Ja, wenn sich derlei in Worte fassen ließe! Und weil er ein Mann war, schüttelte er das Grauen von sich, das ihm plötzlich um ein Nichts so heimtückisch an die Seele geschlichen, und trat ans Fenster.

Was entblätterte sich da in seiner Seele? Fiel ab und tiefer, immer tiefer, ohne daß er es wollte?

Er ließ einen hilflosen Blick an sich niedergehen. „Die Jugend — die Jugend!" hauchte er in das Dunkel hinein. Und ein ferner Blitz, der gegen die Donau zu aufleuchtete, schien ihm ihren letzten Glanz hinwegzunehmen.

War er denn wirklich so wehrlos heute? Bloß das Spiel übler Launen ... ein Mann!

Er warf den Kopf herum und begann, in der Stube auf- und niederzuschreiten.

Der Gedanke an Vater und Schwester brachte ihm wieder die Jugend nahe — die Jugend und die Heimat. Wie in einem Zauberborn pflegte er in ihren Erinnerungen unterzutauchen, so oft ihm ein Übel dieser Erde das Herz schwer machen wollte. Sich die Seele rein darin zu baden und das Auge klar. Sein Salzburg! Gleich einer Fata Morgana stieg es in solchen Stunden vor ihm auf, aus dem goldflimmernden Duft seiner Berge — mit der süßen Heimeligkeit seiner Gassen und Gäßchen, dem schnörkeligen Barock seiner Dome und Paläste — Mirabell — Hellbrunn ... die fröhliche Stadt des kriegerischen Krummstabes.

Was für ein selig Kind er dort gewesen! Trotz des strengen Herrn Vaters. Wenn er so zurückdachte ... Herrgott, diese Musik den ganzen lieben Tag lang! Auch weich und graziös und schnörkelig, wie der liebe Barock. Auch so ganz Heimat und trällerndes Behagen, wie es eine kleine Vogelseele brauchte, die sich volltrinken mußte mit Sonne und Glanz und Farben und Lebensmut für den kecken Flug in die weite Welt hinaus.

Und es war ein kecker Flug gewesen! Mitten in die „blabe Stub'n" der großen Kaiserin hinein — ohne Angst und viele Stationen. Auf goldumrahmten Damaststühlen der glänzende Hof Maria Theresias, die kleinen Erzherzoge und Erzherzoginnen, neugierig um den Flügel gedrängt ... Allen voran aber sie — die große Maria Theresia mit den wie in Bronze gegossenen Zügen — der mächtigen Herrscherstirn und den guten, klugen Mutteraugen darunter.

Lang, lang hatte das dreikäsehohe Bübchen Wolfgang Amadäus den gnädigen Kuß gespürt, den ihm die stolzgeschürzten Lippen der Habsburgerin auf das zuckende Mäulchen gedrückt. So einen warmen, echt mütterlichen Schmatz, der ihm durch und durch ging. „Für seine Meriten!" Hatte er das geträumt oder war es einmal wirklich gewesen? Und doch! Von der alten Kaiserburg war sein Ruhm ausgegangen und ihm vorangeflogen in die weite, weite Welt!

Die hatte dann ihre Bilder vor ihm entrollt — eines immer schöner als das andere. Nach Österreich — Italien, das Land des bel canto und der engelhaften Allegri-Chöre, die er den Sängern der Sixtinischen Kapelle von den Lippen weggestohlen! Aber nie und nirgends war ihm damals bange geworden. Wo er auch stand oder saß, am Spinett oder mit der Fiedel unterm Kinn, „mitten unter die fremden Leut". Ganz verrückt taten die Welschen mit ihm: „Evviva il piccolo maëstro!"

„Maëstro!?!" Ja ... wie mit einem Ruck blieb er stehen und begann sich plötzlich die rechte Backe zu wischen. „Maëstro!" Er lachte auf — kalt, hart, bitter. Weder der adelnde Kuß der großen Kaiserin noch der Ruhm, den er sich in Europens Metropolen geholt, hatten ihm vor dieser Schmach bewahrt. Da — gerade da, wo er jetzt hingriff — hatte der Backenstreich eines hinaufgedienerten Pfaffen gebrannt. Nichts, nichts hatte er solange gespürt in seinem Leben, wie das Schandmal dieser weichen, breiigen Prälatenpratze. Und er hatte sich ducken müssen, weil er des Bischofs Brot brauchte.

„Corpo di dio!"

Seine Fäuste ballten sich, seine Zähne knirschten aneinander. Aber gleich darauf ging ein göttliches Geleucht durch seine Augen, wie draußen die Blitze durch die Nacht.

„Die Zauberflöte — Eure Eminenz, sie ist fertig, fertig!"

Einen Augenblick war ihm, als könnt'

er wieder lachen, wie er noch gestern und vorgestern gelacht hatte . . . Umsonst. Da war es wieder, dieses lauernde, dräuende Bangen. Vor wem — wovor?

‚Wie ein Baum im Herbst bin ich!‘ dachte er plötzlich erschaudernd. ‚Blatt um Blatt fällt, und ich steh' kahl und ohnmächtig . . .‘

Nein, nein, noch war es zu früh! Wie nach Atem ringend eilte er ans Fenster zurück.

Vom Stephansdom hallten neun schwere Klänge herüber. Ein ferner Donner murrte dazu. Wo sein Weib nur solange blieb? Sein Blick suchte wieder die Straße ab... Alles still und leer. Nur dort ... täuschte er sich, oder stand dort jemand und spähte zu ihm empor, wie er hinabspähte? Eine lange, hagere, schattenhafte Gestalt, in allerlei graues, flatterndes Zeug gehüllt ... Possen! Der offene Fensterflügel eines Nebenhauses mocht' es sein, der dort seinen Schatten an die Wand zeichnete. Ganz gewiß, der Fensterflügel und ein im Luftzug sich bauschender Vorhang. Nur . . . etwas wie einen Kopf konnte man doch unterscheiden: einen schmalen, langgestreckten Birnenschädel, die Haltung gerade zu ihm empor. Und löste sich die Gestalt jetzt nicht von der Wand und machte einen Schritt, ihm entgegen, das Haupt noch immer emporgerichtet?

‚Parbleu,‘ dachte der Meister. ‚Der red't mich noch an . . .‘

Mit einem jähen Ruck schlug er das Fenster zu. Als er aber mit einem letzten, scheuen Blick noch einmal hinabsah, schien es ihm, als klimme ein dunkles Etwas mit langen, hastigen Spinnenbeinen an dem gegenüberliegenden Haus empor. „Ein Schatten,“ murmelte Mozart und schüttelte das Haupt wie über sich selbst staunend.

Nun konnte seine Stanzi mit dem Kleinen aber auch schon daheim sein! ‚Ich will Licht machen,‘ erwog er. Da schrillte plötzlich ein dünner Ton durch die Stille.

„Das Henkerglöckchen!“

Es war die eigene Türglocke, der eine bittere Laune Mozarts diesen Namen gegeben. In Anbetracht der vielen „Manichäer“, die von Zeit zu Zeit daran zogen und durchaus vor ihr Opfer gestellt sein wollten, zuweilen selbst des Nachts. Weshalb der Meister es vorzog, in solch gefährlichen Zeitläuften auch die Nächte bei irgendeinem guten Freund zu verbringen. Schlafend beim Jacquin, disputierend bei da Ponte, mit Schikaneder pokulierend. Sollte er öffnen? Das „Mensch“ war fort, ums Nachtmahl. Stanzi hatte ihren eigenen Schlüssel. Und endlich . . . bis zum ersten August war es nicht mehr weit. Da hatte er wieder Geld. Einen Vorschuß auf die „Zauberflöte“. Mager zwar, weil es dem Schikaneder wieder einmal selbst nicht recht „z'sammging“, aber doch. In solcher Verfassung konnte man sich wohl zeigen.

Wieder schellte es.

„Presto prestissimo!“ murrte Mozart vor sich hin. „'s ist einer, oder der Teufel soll mich holen . . .“

Damit ging er hinaus.

Er hatte noch nicht recht geöffnet, als sich ein langer, schmaler Fuß in den Türspalt schob, ein paar graue, spinnenhafte Finger den Rahmen umklammerten und er den Stich eines Blickes empfand, der ihm fast körperlich wehtat. Aber wenn er den späten Eindringling auch nicht recht sehen konnte — gesehen hatte er den noch nicht. Das wußte er gleich. Oder —? Es gab ihm einen Ruck . . . War das nicht der Kerl, den er vom Fenster gesehen? Einen Augenblick war ihm, als träume er. Aber gleich darauf hätte er über sich selber lachen mögen. Ein fahrender Musikus, natürlich! Flautist, Bratschist oder dergleichen . . . Pfiffen ja meist auf dem letzten Loch, die armen Kerle! Jeder mager und hohlwangig, wie dem Tod sein Spion. Er hatte die Not des eigenen Berufes zu gut kennen gelernt, um da hart sein zu können. Die paar Groschen durfte man sich noch leisten.

Womit er dienen könne, fragte er.

Nun kroch die lange Hand ganz aus der Manschette. Herr Gott, war sie dürr! Dem Meister schien, man müsse sie knacken hören; und als die gelbhäutigen Knochen nach seiner Rechten langten, konnte er einem leichten Schauer nicht wehren.

Ob er die Ehre hätte, mit dem berühmten Meister selbst zu sprechen, begann der Fremde. Zugleich trat er ganz ein, noch immer die Hand auf der Rechten Mozarts. Und diese Hand war eiskalt, trotz der hochsommerlichen Schwüle, die den

Herd der „Kuchl“ hütete. ‚Ein lungenkranker Bratschist‘, schloß Mozart wieder. ‚Hat 's Fieber.‘ Na ja. 's war überall dasselbe! Ein windiges Gewerb, Frau Musika! Drum zwang er sich auch zu einer freundlichen Miene und zog die Hand nur ganz sachte aus der frostigen Umklammerung. Allerdings wär' er's selbst, Mozart. Womit er dienen könne?

„Hier ist's etwas dunkel,“ meinte der Fremde und machte einen Schritt nach der Stubentür. Auch bedürf' es einiger Pourparlers. Denn er schmeichle sich, in einer Angelegenheit zu erscheinen, die dem Maëstro einiges Pläsier bereiten dürfte und seine musikalische Valeurs in neuer Illumination erscheinen lassen. Vorausgesetzt natürlich, daß er akzeptiere. Pardon!

‚Der Kerl spricht ja wie ein Mäzen zu mir,‘ staunte Mozart. Zugleich schnappte er ein. Das war allerdings eine Fortune! Und er trat zur Türe der guten Stube.

„Ich habe noch kein Licht,“ entschuldigte er sich, die Tür in der Hand.

Der Fremde schüttelte das Haupt. „Ganz unnötig. Wir haben Vollmond.“

Der Maëstro stierte ihn an. „Vollmond?“ Er hatte nur Wetterwolken am Himmel gesehen, und wenn etwa der Mond auch unterdes herfür gekommen ... Wie konnte der's wissen, hier in der dunklen Kuchl und vor der annoch verschlossenen Tür? Aber er wollte nicht widersprechen, riß nur mit einer Art neugieriger Hast die Tür auf und — prallte fast zurück. Da lag die ganze Stube im blauen Mondglast! Mitten hinein fiel der lange Schatten des Fremden.

„Ich liebe diese Nächte,“ sagte der späte Gast. „Da komm' ich gern. Man geht so leicht.“

Der Maëstro starrte ihn noch immer an. Wer das auch sein mochte, ein Sonderling war es jedenfalls! Schon die Art, wie er sich trug. Eine Mode von Gott weiß wann. Die langen, dürren Beine, die in einer Hose staken, die auch nicht ein Rändchen davon freiließ, knapp und wie festgewickelt sich an die grauen Schnabelschuhe legte. Darüber der schlottrige Radmantel — um und um gewickelt, von den dürren Fingern fest über der Brust zusammengezogen, als ob der ganze Kerl beständig friere. Ein wunderlicher Mäzen, jedenfalls! Fast schämte sich der Maëstro seiner Eskarpins und der schönen Modeschnallen an den zierlichen Abbéschuhen. Wienerisch sprach der Mosjö gerade auch nicht.

„Der Herr ist wohl ein Fremder?“ platzte er heraus. Es war auch zu wunderlich. Warum stand er so da und guckte ihn durch und durch mit den tiefliegenden, dunklen Augen, in die der Mond eine so unheimliche Iris zeichnete? Geradeso, als wär' er nun zu Ende mit seinem Deutsch, das gleich anfangs etwas fremd geklungen hatte.

Nun ließ er gar die Zähne sehen. Vielleicht sollte es ein Lachen sein. Dem Meister wurde nicht ganz wohl dabei. Ob er wohl wünsche, daß er französisch mit ihm rede oder italienisch?

„Warum?“ kam es zurück, und wieder glänzten die langen gelben Zähne hervor. „Ich spreche so ziemlich — alle Sprachen.“

Möglich, daß er sich täuschte. Aber dem Maëstro war, als hätte von diesem „ziemlich“ die ganze Stube widergehallt. Flausen ... und schließlich, vielleicht sein eigenes Blut, das er gehört. Die Situation war ja auch etwas prekär. Ein Fremder, den man noch nie gesehen, die Nacht und die Einsamkeit — und diese schwüle, herzbeklemmende Erwartung. ‚Gerade nur nicht allzulang' anschauen könnt' ich ihn,‘ sagte sich Mozart. ‚Er hat so ein kurioses Portamento ...‘ Zeigen durfte man's natürlich nicht. So rückte er rasch seinen Stuhl heran, doch der Fremde lehnte ab. „Keine Zeit, keine Zeit. Hab' noch zu viele Geschäfte heute.“ Die Sache wär' also die ... Er wünsche ein Requiem. Ob der Maëstro sich das zutraue? Pardon ... ob er vielmehr die Lust hätte, sich mit Liebe hinterher zu machen? Das Honorar wäre jedenfalls danach ...

„Eine — Totenmesse?“ murmelte Mozart. Er wußte nicht, warum ihm plötzlich so wunderlich zumute ward. War's die Art des Fremden — oder der Auftrag? Doch gab es kein längeres Ausweichen. Da stand einer, der es mit ihm wohl meinte — hoch dachte von ihm und seiner Kunst. ‚Der Kerl selbst geht dich ja nichts an!‘ murrte es in seinem Innern. ‚Und du brauchst Geld. Die Zauberflöte kommt erst im Herbst. Dein Weib soll einem Kind das Leben geben ... Basta!‘

Er hob den Kopf. „Wieviel Zeit lassen mir Euer Hochwohlgeboren? Da ich den werten Namen noch nicht kenne —" fügte er entschuldigend hinzu.

„Pardon," verbeugte sich der Fremde. „Aber was meinen Namen betrifft ... der soll ein Geheimnis bleiben. Verschiedene Umstände nötigen mich dazu. Und schließlich ... Er hat seinen Auftrag, lieber Maëstro. Und was das Honorar anlangt ..."

„Ich habe zunächst um die Zeit gefragt, die Euer Hochwohlgeboren mir dafür lassen wollen?"

Der Fremde wandte das Haupt und sah zum Fenster hinaus. Gerade in den Mond hinein, wie es dem Maëstro schien. „O, die Zeit ..." er lachte auf. „Ein paar Vollmonde will ich Ihm schon noch gönnen."

„Sagen wir also, ein paar Monate," nahm Mozart die Rede des Wunderlichen auf. „Drei — vier?"

„Auch fünf!" lächelte der Fremde.

„Ich werde mich jedenfalls bemühen, das Vertrauen in meine Valeurs zu rechtfertigen. Es ist zwar das erste Requiem, das ich schreibe. Aber ich denke selbst, daß es einige Qualitäten haben könnte ... Nur mit meiner Frau möcht' ich gerne darüber sprechen ..."

Wieder griffen die gelben Knochenfinger nach seiner Hand ... „Wegen des Honorars — nicht wahr?"

„Doch auch wegen der Zeit," erwiderte Mozart mit wachsender Befangenheit.

Der Fremde zog die Brauen hoch und die Lippen herunter. Wie Hohn zuckte es einen Augenblick über die fahle Fratze hin. Schon aber verbeugte er sich. „Wegen der Zeit, natürlich! Also wann kann ich mir die Antwort holen?"

„O, gleich morgen. Und wenn meine Frau da wäre ... Übrigens — wenn Eure Gnaden mir die werte Adresse angeben wollten?"

Ein leichtes Lächeln wurde sichtbar. „Bemüh' Er sich nicht weiter, lieber Maëstro. Mir stellt man kein Bein ..."

„Pardon," fiel Mozart ein. „Ich vergaß, daß Euer Gnaden das Inkognito beliebten ..."

„Immer!" erwiderte der Fremde. Die Zähne bleckten noch einmal zwischen den schmalen Lippen hervor. Der graue Mantel strich wie ein Hauch der Mondnacht an ihm vorüber. Dann war er allein.

‚Steht er noch in der Kuchl?' dachte Mozart. Er hatte keine Türe schlagen hören. Aber nein ... Er war schon draußen.

‚Ob ich ihm nachschau?' Als der Meister aber ans Fenster treten wollte, schob sich eine große, schwarze Wolke vor den Mond, und draußen pfiff aufs neue der Sturm auf.

„Die Frau und der Kleine!" murmelte er besorgt. Da ward hinter ihm die Tür aufgerissen ... Seine Lieben!

Woran es lag, daß ihm das eben Erlebte wie ein Spuk vorkam, als er ihre warmen Hände wieder zwischen den seinen spürte?

‚Wunderlich war es,' dachte er.

Weil aber gerade das Mensch eintrat, um den Tisch für das Abendbrot zu rüsten, schwieg er zunächst von der Sache. Auch machte der Kleine soviel Aufhebens von dem Besuch bei Großmutter und Tante, daß an ein ernstes Gespräch kaum zu denken war. Wie aber sein Weib so ab- und zuging, ganz sorgliche Gattin und atzende Mutter, freute er sich, ihr zugleich mit dem Gutenachtkuß die fröhliche Botschaft sagen zu können. Und während der Bub eins herschwatzte, erwog er bei sich, wieviel er an Honorar begehren wollte und Rechtens begehren könne. Auch sonst kam ihm der Auftrag gerade zu paß. So oft die „große Pummerin" von Sankt Stephan anschlug, oder die uralte Domuhr mit fernen Schlägen die Stund' ansagte, besann er sich voll freudigen Stolzes, daß er dort der „Regens Chori" war. Und oft und oft schon hatte er sich fürgenommen, einmal ein Werk zu schaffen, aus dem sowohl Seine Kaiserliche Majestät als ein hochlöblicher Magistrat der Reichshaupt- und Residenzstadt ersehen mochten, daß ihre Wahl bei der Besetzung dieser Stelle in Summa auf den Würdigsten gefallen.

Als das Abendbrot eingenommen und der Kleine zur Ruhe gelegt worden war, machte auch Frau Stanzi Miene, ins Nest zu kriechen. Sie ging hohen Leibes und sah ihrer baldigen Niederkunft entgegen, da tat frühe Ruhe not. Nun sollte sie auch einen schönen Traum mit ins Nest kriegen.

„Stanzi Marini" — lachte er sie an, „rat' einmal, was uns passieren soll ..."

Sie machte große Augen. „Doch nix Schlimm's?“

„Lachet' ich sonsten?“

„Triffst's auch schon,“ seufzte sie auf und strich ihm langsam über den Haarbeutel.

„Geld kriegen wir ins Haus!“

„Hat der Schikaneder den Glaub'n bekannt?“

„Der steht noch aus. Aber jemand anders war da . . .“

„Wer?“

Seine Züge verdunkelten sich einen Augenblick. „Wenn ich's wüßt' . . .“

Frau Stanzi fuhr auf. „Du brauchst wohl einen Narr'n vorm Schlafengehn?“

„Wenn ich dir's sag'! Ein Requiem soll ich schreiben und dafür verlangen, was mir paßt.“

„Von wem?“

Diesmal mußte er lachen. „Ja, wenn ich es wüßt'!“ Wie ein Motiv sang er's vor sich hin. Aber so leicht auch die Lippen taten, der dunkle Grübelblick wich nicht aus seinem Aug'.

„Hab' mich gern!“ Sie gab ihm, schon im Kamisol, einen scherzhaften Rippenstoß.

„Meiner Seel',“ sagte er, und der Ausdruck seines Antlitzes war ein so seltsamer, daß ihr ganz wunderlich zumute wurde.

„So red' doch endlich . . .“

Er starrte mit einem verträumten Blick in die auf- und niederzuckenden Flammen des Talglichtes. Stanzi hatte ein neues aufgesteckt, das noch hoch und schlank im Leuchter saß, bestes Hausprodukt, von ihrer Mutter selbst um den Faden gegossen. Was war an dem Licht, daß es ihn plötzlich so traurig stimmte? ‚Wie eine Totenkerz' brennt's!‘ schoß es ihm durch den Sinn. Und wie hatte er sich gefreut, seinem Weib eine Freude zu machen! Was kamen ihn auf einmal solche Flausen an? Er sprang auf, schien etwas von sich zu schütteln, zwang sich, dem Weib zuliebe, zu einem neuen Lächeln.

„'s ist, wie ich dir sag'. Einer war da und hat sein Requiem bei mir bestellt. Fünf Monat Zeit soll ich haben und sonst, was ich will. Grad nur — seinen Namen wollt' er nicht nennen, werd' ich niemals erfahren, hat er gesagt.“ Noch immer ins Licht starrend, schüttelte er den Kopf, wollte noch etwas hinzufügen, verschluckte es aber und begann, die Hände auf dem Rücken, hin- und herzugehn.

„Ein sonderbarer Kund' das,“ sprach Frau Stanzi endlich in das Schweigen hinein.

„Mich dünkt, er müßt' euch übern Weg gelaufen sein?“ fragte Mozart, plötzlich vor ihr stehen bleibend.

„Wo?“

„Auf der Trepp'n . . . Er ging — Ihr kamt . . . So ein Langer, Magerer, Grauer.“

Sie sann eine Weile nach . . . „Ein Langer — Magerer — Grauer . . . auf der Trepp'n —? Na. Da hätt' sich schon der Carli g'schreckt . . .“

„Ist's mir nit anders 'gangen,“ murmelte Mozart vor sich hin.

Frau Stanzi lachte hell auf. „Na, na. 's wird der ‚steinerne Gast‘ nit g'wesen sein. Bist ja kein Don Juan, Wolferl!“

„Und dann — die Bestellung!“ sprach Mozart, wie magisch aufs neue von der zuckenden Kerzenflamme angezogen.

„Hast dir ja selbst schon längst g'wünscht, so was zu komponieren.“

Er nickte. „Und weißt, wann mir der Gedanke zuerst 'kommen ist? Nach der ersten Ohnmacht, die mich befall'n hat, damals, bei der großen Arie der Königin der Nacht . . .“

„Unsinn. Wenn man so Tag und Nacht durch komponiert. Pech g'nug dabei . . . Kommt's Glück hintenach, sagt man.“

„Er will noch einmal kommen. In den nächsten Tagen. Ich wollt' kein Präjudiz schaffen, vor ich mit dir gered't . . .“

„Fünfzig Dukaten denk' ich, was?“

„Ich hätt' weniger verlangt.“

„Unsinn. Hab' dich doch mehr . . . Und wir brauchen's!“

„Ja, — wir brauchen's!“ seufzte der Meister auf. Wie von ungefähr glitt sein Blick über den gesegneten Leib des Weibes. Da wollte ein junges Leben ans Licht. Er mußte ihm den Weg freimachen und das Nestlein weich. Mit einer „Totenmesse“ sollt' es geschehen! Er strich sich langsam über die Stirne. „Na . . . Gute Nacht, Stanzi.“

Damit schlich er nach seiner Stube. Sie schlief mit dem Kinde und schlief wieder einmal sorglos ein. Es war nötiges Geld, das ins Haus kam.

Tags darauf erhielt der Meister ein

Schreiben da Pontes. Der Freund fragte an, ob es ihm nicht genehm wäre, mit ihm nach London zu fahren, um dort an der Italienischen Oper tätig zu sein? Einiges Geld wäre dabei zu verdienen. Er möge sich's überlegen. Und Mozart überlegte eine ganze sorgenvolle Nacht durch. Aber so lockend auch die Verheißungen da Pontes klangen — wie die Dinge nun lagen, war es ihm unmöglich, Wien sobald zu verlassen. Die „Zauberflöte" sah für den Herbst ihrer Aufführung entgegen, und die Ouvertüre war noch nicht vollendet. Sein Weib sollte einem Kind das Leben geben. Eine wohlwollende Indiskretion hatte ihn wissen lassen, daß die Prager Stände sich mit dem Plane trugen, ihm die Ausarbeitung einer Festoper zur Krönung Leopolds II. zu übertragen. Das war eine Aufgabe, die sich doppelt lohnen konnte. Die Huld der Majestäten war ihm gerade jetzt in mehr als einer Hinsicht notwendig. Wußte er doch, wie viele Neider er unter der musikalischen Kamarilla hatte! Die Italiener voran. Die hielten ihm gerade keine Lobreden. Und wie die Mode leider noch immer beliebte — Salieri und sein Anhang hatten das Ohr der Majestäten. Brachte man nun, bei solch festlicher Gelegenheit, sein Werk vor die Rampe — horchte diesmal ganz Europa hin, so wurde auch für die „Zauberflöte" die Bahn eben und frei.

Als der Meister müde und wie gelähmt von der Hitze endlich heimkehrte, harrte seiner eine mächtige Überraschung. Hundert blanke Dukaten lagen auf seinem Pult. Daneben der längst erwartete Brief der Prager Stände.

„Nun?" lachte Frau Stanzi.

„Ja, die Prager!" seufzte Mozart mit einem wehen Lächeln. So wohl ihm all die Liebe tat, die er gewohnt war, von dorther zu empfangen, sie erinnerte ihn immer an das, woran es die Wiener noch fehlen ließen.

Frau Stanzi legte die Hand auf die Goldfüchse. „Das Geld kommt aber nit von Prag! Das ist für's ‚Requiem.'

„So—so—o?" Er dehnte das Wort. Die Hand, die schon nach einer der blanken Rollen gelangt, fuhr wie gestochen zurück. „War er also wieder da ... der Lange ... Graue ..." Fast widerwillig kam es ihm von den Lippen, und seine Augen schlossen sich. Glaubte er nicht, daß dieses Gold wirklich dalag, oder wollte er plötzlich nichts davon wissen? Frau Stanzi fand es kindisch.

„Mit deinem Langen, Grauen!" schalt sie. „Ist ein Mensch wie ich und du, ganz adrett. Sogar ein paar Flattusen hat er mir gesagt. Und daß er seinen Namen nit nennen will ... Gott! 's gibt allerhand Narren. Aber — da liegt's Geld." Wie liebkosend strich sie über das sonnenwarme Gold, suchte nach einem Blick in seinen Augen, der ihre Freude teilte ... umsonst. „Was stehst denn so, Wolferl, und schaust ..."

„Ein Leich' fahren's vorüber!" kam es leise zurück, und wie fröstelnd zog er plötzlich die Schultern hoch und trat an das Pult, um den Brief der Stände zu lesen.

Sein Weib stand und wartete.

„Also —" nahm er endlich das Wort. „Einen Metastasio soll ich ihnen komponieren. ‚La Clemanza di Tito.' Wenigstens die Hälfte muß ein Italiener sein! Na ja ..." Er schlang etwas hinunter. Es mochte nicht gerade süß sein. Plötzlich zuckte er zusammen. Mitten durch die brütende Stille krachte ein jäher Donnerschlag. Der Wind fuhr mit einem hohlen Tubaruf dazwischen.

Frau Stanzi bekreuzigte sich. „So gach!"

Da krachte der Donner noch einmal — und wieder — und wieder, während das nachrollende Echo wie ein mächtiger Akkord zugleich immer ansetzte und erstarb ... Einmal — zweimal — dreimal ... viermal.

Das leichenfahle Antlitz wie erschauernd mit der Linken bedeckend, während er die Rechte weit von sich streckte, stand der Meister an seinem Pult ... lautlos, regungslos, wie erstarrt.

„Mann" — jammerte Frau Stanzi — „was ist mit dir?"

Er schüttelte bloß das Haupt ... „Still ... still ..." Leise, kaum vernehmbar kam es von seinen Lippen.

Draußen flogen die Wetterwolken heran, glitten wie schwarze Riesenschleppen über die Dächer hin, ließen ihre huschenden Schatten über die weißen Dielen der Stube jagen ... grau, gespenstisch-schreckhaft ... Aus dem Nebenzimmer drang das Weinen des Kindes. Es war allein, schrie nach

der Mutter, wie in Angst und dumpfer Seelennot.

Endlich hob Mozart das Haupt und während er wie geistesabwesend in das Gebrause des losbrechenden Wetters hinaushorchte, murmelte er: „Das Jüngste Gericht . . . so muß es kommen!“

„Was sagst du — ?“ stammelte sein Weib.

Er winkte bloß mit der Hand, trat an das Spinett — griff viermal denselben Akkord ... dumpf, tief — lang nachrollend — weckend, rufend, drohend zugleich.

„Mein Gott,“ hauchte Frau Stanzi, „das ist ja, wie früher der Donner?“

Der Meister nickte . . . „Die Posaunen werden es sein . . .“

Ein leiser Schauer kroch über ihre Seele. Ehrfurcht war's und zugleich ein Bangen, darüber sie sich keine Rechenschaft geben konnte . . . „Wie dir das kommt!“ Und sie schlich hinaus, leise, auf den Zehen, wie immer, wenn sie ihn mit seinem Dämon allein wußte.

Drinnen weinte noch immer das Kind — allmählich leiser, sanfter. Die Mutter mußte es in den Arm genommen haben. Da lallte es ihr seine Angst vor und seine Bitten. Wie in einem Traum hörte der Meister die verzitternde Stimme, und ohne daß er es wußte, glitt sie ihm in die Töne hinüber, die er griff — wurde Musik, wie früher der Donner des Himmels. Eine bang-flehende, schmerzlich-unruhige Musik, in der sich die Angst barg und der Schreck und die Erwartung eines Entsetzlichen, dem nicht zu entrinnen war.

Als Frau Stanzi das Mittagsmahl auftrug, fand sie ihren Gatten an seinem Pult lehnend, wo er mit verschränkten Armen vor sich hinbrütete.

„Nun?“ fragte sie gespannt.

Er schien's zu überhören. Aber während er die Goldstücke vom Pult langsam in die Lade zählte, sagte er mit einem zärtlichen Aufblick: „Nun werden wir eine sorgenlose Tauf' haben!“

„Und du mußt dich dafür plagen!“ seufzte sie. „War das zuvor nicht schon ein Requiem-Motiv?“

„Erst muß ich an den Metastasio,“ wich er aus. Und weil sie endlich merkte, daß ihm die geheimnisvolle Bestellung trotz des klingenden Lohnes noch immer nicht gefallen wollte, ward zwischen ihnen kein Wort mehr darüber gesprochen.

Der Meister aber wurde von Tag zu Tag fahriger und seltsamer. Es gab wohl viel Arbeit. Dazu die drückende Schwüle, die schwer und lähmend über der Stadt lag. Und was das Herz seines Weibes mit heimlicher Sorge erfüllte: Mozart schien kaum eine Nacht mehr zu schlafen. Was mochte geschehen sein, daß er nun so trüb und verloren umherschlich? Selbst seinen Schülern fiel es auf. Vor allem dem Süßmayr, dem es schon fast eine liebe Gewohnheit war, von seinem Meister geneckt und gehänselt zu werden und allerlei Derbheiten mit dem Humor des musikalischen Gelbschnabels entgegenzunehmen.

Nun mied der Meister plötzlich jeden Scherz. Ernst, sachlich erledigte er, was seines Amtes war, barg aber seine Seele wie hinter einem dunklen, wallenden Schleier. Auch das fröhliche Bubenlachen kam ihm nicht mehr über die Lippen. Ein-, zweimal wagte Süßmayr eine Frage. Doch der Meister wich aus oder blieb stumm, und sein Auge sah groß und fremd über ihn hinweg, wie in Fernen, dahin es nicht gut sein mochte, ihm zu folgen.

„Was hat er?“ fragte Süßmayr des Meisters Weib. Doch auch von ihr war keine Antwort zu erhalten: „Viel Arbeit — Sorgen . . .“ Mehr wollte und durfte sie nicht sagen, abwehrend und seltsam, wie Mozart sich in dieser Sache nun einmal verhielt — selbst ihr gegenüber.

Ihn aber begannen Stanzis angstvoll fragende Blicke je länger je mehr zu quälen. Was wollte sie wissen und erforschen an ihm? Er hätte ja selbst keine rechte Antwort geben können. Fremd und wunderlich, wie es in seiner Seele nun durcheinanderwogte.

‚Ich bin ein anderer geworden,‘ dachte er in solchen Stunden und begann sich selbst zu belauern, wie einen Fremden. Umsonst. Wie er auch forschen mochte, da war nichts, als jenes dunkle, ungewisse Bangen, das ihm seit jenem Gewitterabend die Seele überschattete. Mitten aus diesem Dunkel aber trat immer wieder — lang, grau, die Gestalt des Rätselhaften, der seinen Namen nicht genannt wissen wollte. So mied er fast geflissentlich, jener Aufgabe nachzusinnen. Obwohl ihm zuweilen schien, als bebe seine innerste Seele von



Selbstbildnis.

Gemälde von P. A. László.

Aus Eduard Schultes Kunsthandlung in Berlin W.

den schweren, dunklen Rhythmen, die jene vier Posaunenakkorde wie dumpfe Wetterschläge eingeleitet. Er dachte sie als andeutende Motive der Sequenz, der er, einem überlieferten Brauche folgend, das Dies irae als Text unterlegen wollte. Das Herz und Gewissen aufrüttelnde Reuelied der Menschheit, angesichts des Schöpfers, der am Ende der Tage als Richter erscheint. Im klaren Licht des Tages, wo nur der Wille sein Werk bestimmte und seine Schaffenslust kein anderes Ziel sah, als das ihr zunächst gewiesene, ging es wohl an, mit dem seltsamen Spuk jenes Abends auch die Tongespenster zur Ruhe zu weisen, die in seiner Seele nach Leben und Gestaltung rangen. Wie oft aber fuhr er des Nachts auf — mächtig emporgeschreckt von jenen, wie in den unendlichen Fernen der Ewigkeit verhallenden Posaunenakkorden!

Einmal — er hatte das Fenster offen gelassen, um von dem kühlen Nachthauch erquickt zu werden — schlief er so ein. Plötzlich glaubte er, das Geschluchze einer Geige zu hören. Wie das Weinen einer Menschenseele klang's. Andere Geigen fielen ein — jäh, schrill, dissonierend — und führten, dasselbe Motiv aufnehmend, es weiter, aber in Dur. Wie eine kunstvolle Fuge war's. Mit dem Ohr des Kenners weidete sich der Träumende an dem stilvollen Tongewirr. Noch niemals hatte er so die Geigen streichen gehört. Nur so eigentümlich wild klangen sie — jagten hinter den klagenden Bassetthörnern her, hetzten sie förmlich zu Tode. Wie das Hussa einer diabolischen Jagd war's! Und mitten im Schlaf hatte er plötzlich die Empfindung, daß es nicht gut wäre, darauf zu horchen. Mit der Angst, die ihm aber so allmählich ans Herz stieg, kam ihm plötzlich zum Gehör auch das Gesicht, so daß er in einem entsetzlichen Traumbild sah, was er eine Weile bloß mit dem Ohr in sich aufgenommen: Hundert und aber hundert Gerippe, die auf schwarzen, seltsam langen Geigen herumstrichen — die elfenbeinfarbigen Knochenschädel mit einem triumphierenden Grinsen über die schreienden Instrumente gebeugt ... An der Spitze dieses gespenstischen Orchesters aber stand der Kapellmeister und schlug mit einem morschen Knochen den Takt zu der diabolischen Fuge. Plötzlich wandte er sich, nickte nach ihm hin, hob den Saum des schlotternden Mantels und bleckte ihn an, mit den langen gelben Zähnen. Der Graue war's — der Besteller des Requiems! Mit einem wilden Schrei erwachte Mozart.

Eine ganze Weile saß er aufrecht im Bett. Sein Herz pochte. Das Blut sang ihm in den Ohren. Sein Blut? Nein, nein, das war sie noch immer — die grauenhafte Fuge! Jeden Ton hörte er, jede Stimme. Das war kein Spuk! Der Tod war es, der mit seiner Fiedel das Leben vor sich her hetzte:

Tanzt und springt
Tanzt und springt —
's ist meine Geige, die dazu singt! ...

Und sie tanzten und sprangen und hatten ihre Hoffnung und ihre Angst und ihre Liebe und Sehnsucht. Welch jammervoller Reigen das war!

Endlich beruhigte sich Mozart. Aber bis in den grauenden Morgen hinein fand er keinen Schlaf. Er wollte ja nichts wissen von diesem Requiem — noch lange, lange nicht! Doch wie er so saß, wehrlos, halb ohnmächtig, fing es immer wieder in ihm zu singen und zu klingen an: todtraurig, herzbeklemmend, gleich darauf wild und diabolisch einherjagend. Nein, er hatte nicht geträumt; und wenn er geträumt hatte, war es doch dieselbe Musik gewesen, von der ihm nun die ganze Seele schauernd widerklang.

Da stahl sich der erste Sonnenstrahl an sein Lager — hell, klärend. Nein, nein ... Was kam ihn nur an? Es war doch schön, das Leben, und er hielt noch Schritt mit seinem goldenen Reigen. Zuviel gebrütet und gesonnen hatte er die letzte Zeit her. Sich allzu scheu in sich selbst verkrochen. Das waren die Tiefen, in denen der Wahnsinn lauerte. Hinauf — hinaus! Mit beiden Füßen sprang er vom Lager und lachte plötzlich hell auf.

Der Lange, Graue ... Unsinn! Dort zerflatterte das Spukbild zwischen den flirrenden Stäubchen des Lichtkegels, der sich durch die Gardinen stahl. Der ahnungslose Besteller des Requiems aber kroch jetzt wohl auch irgendwo aus dem Bett, wie er, und freute sich auf seine „Morgensupp'n“, wie er. Und wieder lachte Mozart ... Mochte der Spinnenbeine haben, im Négligé!

Vermutlich auch eine Zipfelhaube. Seine Goldfüchse waren noch immer nicht aus der Pultlade verschwunden, lagen drin, blank und schöngeprägt ... Wirklichkeit war alles, blanke Wirklichkeit. Wie töricht von ihm, sich mit solchem Nachtspuk herumzubalgen!'

‚Zum Schikaneder muß ich wieder einmal,' dachte er. ‚Der lacht mir die Muck'n weg.' Und während er sein Toupet aufsetzte, begann er leise vor sich hinzusummen:

„Ein Mädchen oder Weibchen
Wünscht Papageno sich —"

Es war eine Arie aus seiner „Zauberflöte", und als er sie vor sich hinsummte, fiel ihm die ganze „Schikanederei" ein. Monsieur und Madame und Schikaneder fils. Das waren Leute, die das Leben zu nehmen wußten, alle drei. Von denen man lernen kunnt'! Aber freilich, der Papa Schikaneder voran! Hatte der Zeiten erlebt: bald hoch oben, bald tief unten. Von allen Rädern des Schicksals über die Landstraße unseres Herrgotts gekarrt. Und doch war er nie stecken geblieben!

Nicht daß er ihn besonders estimierte. Aber wie hatte es der Kerl verstanden, die „Zauberflöte" aus ihm herauszukriegen. Mit Schmeicheleien und Plackereien und auch mit „ein bisserl Gewalt". Hatte er den Singvogel doch gar schlau in einen Käfig zu locken gewußt und ihn Wochen und Wochen lang darin hinter Verschluß gehalten. Wenn es auch ein gar lustiger Käfig war — der Gartenpavillon im Starhembergischen Freihaus. Und während Frau Stanzi in Baden die Schwefelquellen brauchte, komponierte der Amadé lustig drauf los. Oft auch ein bisserl unlustig. Wenn er sich nämlich in Schikaneders und seiner Demoisellen lustiger Gesellschaft einen kleinen Kater zugelegt. Item ... den zweitnächsten Tag ging's wieder flott los, und Frau Stanzi brauchte nicht alles zu wissen.

Wie eine Erlösung überkam ihn plötzlich die Erinnerung an diese Frühlingstage, in denen er die Melodien wie weiße Blüten von der Seele geschüttelt. Das bißchen Rausch und Schmutz dabei ... Ach was! Ein Mann braucht auch das zuweilen.

„Pa—pa—pa—pa—!" sang Mozart, als er mit Stanzis Kuß auf den Lippen über die Treppe sprang. Es konnte wieder einmal schön werden!

„Hat der Kerl eine Nas'n!" lachte Schikaneder, als ihm der Freund mitten in eine Probe hineinfiel.

„Weil meine Alte verreist ist zur Erholung, da kann's wieder einmal lustig hergehn in unserm Pavillon. Schad', daß ich die Prob' nit gleich abklopfen kann. Aber weißt was? Mach' derweil den Vogelfänger! Ich hab' dir jetzt ein paar Elevinnen. Na, schau' dir's selber an. Und die Gerl sitzt mitten drunter. Ihr Sponsus ist auch verreist. Na — nimm deinen Vorteil wahr, Amadé!"

Etwas verlegen trat der Meister an die kichernde Gruppe heran. Die Gerl hatte Augen, die ihm noch vom Frühling her in der Seele brannten, wenn er sich's auch nie recht gestanden hatte. Auch sonst war sie ein „Mordsmensch", wie die Wiener damals von jeder hübschen Aktrice zu sagen pflegten. Hoch, schlank und doch mollet. Dazu erst jüngst verheiratet. Ihre „Kersch'naug'n" waren dem Amadé nachgegangen, solange sie noch Demoiselle Reisinger gewesen. Wie es nun um sie stand? Fast machte es ihm Spaß, sein altes Glück bei ihr aufs neue zu versuchen. Wenn's auch nur ein „G'spiel" werden durfte.

Aber — die Gerl war unterdes klüger geworden. Wenigstens tat sie merkwürdig froissiert. Das begann ihn erst recht zu reizen. Im Nu prasselte ein ganzes Feuerwerk von Scherzen und Anspielungen auf. Die Schöne blieb aber spröd; spielte ganz die „épouse". Nur ihre Augen begannen zu glühen — ein Feuer, das langsam aber stetig auch ihre Wangen mit seinem heißen Purpur übergoß. ‚Die brennt von innen heraus,' dachte Mozart. ‚Ich hab's immer g'spürt.' Und ganz heimlich wünschte er, daß der Schikaneder auch sie einladen möchte. ‚Mehr als eine Hetz wird's ja nit werd'n,' beruhigte er sich immer wieder. Ganz kalt stellen durfte er sie nicht. Denn sie sollte zwei Rollen in der „Zauberflöte" kreieren. Freilich, auch der „marito" war zu berücksichtigen. Ihm wollte Schikaneder die geheimnisleuchtende Hauptrolle der Oper übertragen, den Sarastro. Das gab diffizile Bedenken einer selbst flüchtigen Amour gegenüber.

„Na, hast dir deine dritte Dame auch recht ang'schaut?" neckte Schikaneder, als die Probe zu Ende war.

Mozart besann sich einen Augenblick. Am besten wär's, sich mit einigen Flattusen aus der „Affaire" zu ziehen. Damit vergab man sich nichts und kam doch immer gut weg bei den Weibsen. Er verneigte sich also vor der Schönen und meinte artig: „Madame Gerl wird auch die dritte Dame zur — Primadonna machen."

„Je, je," meckerte Schikaneder. „Red' nit so g'schwoll'n daher."

Aus den dunklen Augen der Gerl zuckte etwas hervor ... Wie eine Stichflamme war es. Und sie stach. Er senkte den Blick davor zu Boden. Endlich lachte sie auf. ‚Eine Stimm' hat's!' dachte der Musiker. Die höhnische Roulade der weißen Kehle weckte ihm plötzlich die Erinnerung an jene schwülen Juninächte wieder. Draußen der im Blütenglast leuchtende Garten des Freihauses. Über den leise hereinnickenden Kastanienwipfeln der schwimmende Mond. Bernsteinfarbiger Ungarwein perlt in den Gläsern. Der Schikaneder erzählt von seinen Amouren, und Mademoiselle Reisinger lacht dazu, während ihre Fußspitze leise, ganz leise den Abbéschuh Mozarts sucht. ‚Diavolo!' denkt er wieder, und wieder wird ihm wie damals und noch ein bisserl anders.

„Also kommt's, Leut'ln," drängt Schikaneder. „Auf ein Mittagsmahl und ein Nachtmahl langt's noch. Das Diner nehmen wir im ‚Prader', das Souper ganz entre nous. Na, tust mit, Gerl?"

Sie hat noch nicht ja gesagt, und er zieht sie schon hinaus. Rechts die Schöne, links den Freund. „Wenn ma' sie bei der Rupf'n erwischt, ist's noch immer die Reisinger," scherzt er. So ziehn sie zum Schikanedertempel hinaus, dem „Prader" zu.

Spät nachts erst kehrte Mozart heim. Sein Blut fieberte von dem Wein, den er genossen. In seinem Ohr prickelte ein Lachen, dem er vielleicht allzulange gelauscht. Seine Pulse jagten, sein Kopf aber war schwer, sein Körper wie zerschlagen. Auf der Zunge lag ihm ein widerlicher Nachgeschmack. Was war denn geschehen? Gott, so wenig. Bloß — über seine Stanzi hatte er sich ein bißchen lustig gemacht mit der Gerl! Um der gekränkten Kokette wenigstens eine Genugtuung zu geben, um die künftige Trägerin einer Rolle bei guter Laune zu erhalten. Die Gerl war aber eine von den ganz Feinen; tat, als nehme sie seinen Scherz als Ernst, seinen eheherrlichen Humor als Bitterkeit. Der Wein sorgte fürs übrige. Zuletzt glaubte er fast selbst, daß sein Weib die Schuld an dem Übel trüge, mit dem er sich nun schon tagelang quälte. So war es gekommen, daß eine nichtsnutzige Aktrice und eine Hundeseele, wie der Schikaneder, mit der Mutter seiner Kinder ihren Spaß haben konnten, eh' er's selbst noch recht wußte und wollte. ‚Gemein war ich,' dachte er, ‚gemein', und kam sich wie ein Verräter des eigenen Glückes vor. Und ... war es wirklich bloß nur jener Rolle halber geschehen? Nicht auch um der verbuhlten Blicke des Weibes willen?

‚Ob ich mir nicht selbst zu hart tu',' sann er, ‚auch in gesunden Tagen so empfunden hätte?'

Mit einem Ruck blieb er stehen. Wie ein schriller Geigenstrich fuhr es plötzlich durch seine Seele — jäh, wild, höhnisch ... die Musik, die er um Mitternacht gehört! Nun wurde es wieder Mitternacht. Ja, bekam er denn dieses Requiem wirklich nicht los?

„Dies irae — dies illa ..." rauschte, brauste, stöhnte und klagte es in ihm. Ein einziger Chor der Verzweiflung — vielstimmig, wie vom Morgen zum Abend der Erde gesungen — einem Tag entgegen, der allen die Masken nahm. Nur die nackte, zitternde Seele würde auf der bebenden Erde stehen — zwei Anklägern zugleich gegenüber, dem Bösen und dem eigenen Gewissen! ‚Meine nackte, frierende Seele ...' stammelte etwas in ihm. Und schon hörte er auch ihre Stimme. Musik und doch ein einziges Grausen, das ihm aus dem tiefsten Innern brach.

„Quantus tremor est futurus!" Als begleite der Chor das vieltausendstimmige Echo: „Dies irae — dies illa!"

War er toll oder wurde er es? Wie ein Gehetzter kam er heim.

Schon auf der Treppe merkte er, daß in seiner Wohnung etwas vorgehen mußte. Aus dem Küchenfenster brach ein später Lichtstrahl, durch die Außentür kam das leise Gewispel von Frauenstimmen. Und

als diese Tür sich vor ihm auftat, begrüßte ihn der erste Schrei seines — Neugeborenen. Eine Seele, der er das Leben gegeben, klagte zum erstenmal zum Throne Gottes empor!

An der Tür empfing ihn seine Schwägerin Sophie. „Geh nicht zu ihr hinein — sie hat soviel gelitten, die Arme. Jetzt schläft sie ein bisserl!“

‚Und ich?!‘ dachte er. Wie eine Schlange biß sich die Reue in seine Seele. Da hatte ein Weib gelitten — unmenschlich gelitten, seinetwillen, und er hatte sie dem Spott einer Komödiantin preisgegeben.

O ja, es gab ein Gericht! Eines, vor das Gott schon hier die Menschen rief. Tagtäglich ... Nur verstehn wollten sie's nicht.

Wie besudelt kam er sich vor, als er endlich zwischen seine Kissen kroch ...

Todmüde raffte er sich morgens auf, um an das Lager der Wöchnerin zu treten. Recht bleich sah sie aus, aber aus ihrem Antlitz strahlte ihm eine Welt voll Liebe entgegen. In ihrem Arme lag das Kleine und schlief. Von einer rätselhaften Ehrfurcht angeschauert, beugte er sich über das leise atmende Kind. Hier lag das Leben selbst. Rein und schuldlos, wie Gott es immer wieder ins Dasein sandte: den weißen Schmetterling aus den weißen Blütengefilden der Unsterblichkeit. O, er wollte sie hüten, diese Seele, wenn Gott ihm noch die Kraft dazu ließ! Wenn — wenn ... Wer konnte es wissen? Wie er sich nun fühlte ... Er schauerte zusammen, fuhr herum, starrte wie geistesabwesend hinter sich. Ihm war, als müsse das Gespenst seiner beklemmenden Seelenangst hinter ihm stehen, lang, grau ...

„Was hast du?“ forschte die junge Mutter.

„Nichts, nichts,“ wehrte er ab. Doch er beugte sich noch tiefer und gab dem Kleinen den ersten Vaterkuß, mitten auf die Stirne, die jene rührenden Falten zeigte, die den Frühlingsblüten eigen, wenn sie eben die Knospe gesprengt. Und eine Weile war ihm, als müsse schon die bloße Nähe dieses jungen Lebens auch ihn beschützen und stärken. Dann ging er an sein Tagewerk.

Es war Ende Juli; im September sollte die Krönungsoper aufgeführt werden. Er hatte höchste Zeit. Nicht ein Tag mehr durfte verloren gehen, sollte er das Vertrauen rechtfertigen, durch das ihn die Prager geehrt. Und weil ihm der Text nicht die rechte Stimmung brachte, holte er sich bei der Geschichte Rat, und bald stand die lichte Gestalt des Titus rein und hehr vor ihm — ein wundersames Bild menschlicher Hoheit und Güte.

So fing es aufs neue in der Seele Mozarts zu klingen an, denn auch Titus war ein Vollendeter aus dem Tempel Sarastros. Titus, der Heide! Und mehr als je empfand der Meister, wie schön und harmonisch die geheimnisvollen Kräfte seien, die das Leben seiner Höhe entgegendrängten — dem leuchtenden Gipfel, auf dem der Mensch wie ein König einst die Natur verstehen und beherrschen mochte. Ganz eingesponnen von der goldenen Fülle der eigenen Töne, schien er wieder Ruhe zu finden. Was sollten die dunklen Schatten auch jetzt schon in seinem Leben? Waren es nicht vielleicht die letzten Streiter, die ihm die Königin der Nacht an die Fersen heftete — auch ihm? Er war nicht umsonst solange ein frommer Katholik gewesen. Das spukte ihm noch gespenstisch in der Seele, die zwischen dem alten und dem neuen Glauben rang.

Soweit wieder Herr seiner selbst geworden, wagte der Meister endlich auch jene Teile des Requiems niederzuschreiben, die er solange in fiebernder Seele getragen. Den Introitus und das Kyrie und Christe eleison — jene mächtige Doppelfuge, deren wild gurgelnde Stimmen er im Traume gehört ... die Not der Seele, die von wahnsinniger Angst einhergehetzt, endlich wie besinnungslos vor ihrem Richter ins Knie bricht ... Er selbst staunte über die unheimliche Schnelligkeit, mit der er die Fuge niederschrieb. Jeden Ton, jede einzelne Stimme hatte er behalten, und die freundlichen Sonnenstrahlen, die ihm so warm und golden über die fleißige Hand glitten, verscheuchten das gespenstische Gesicht, das sich in seiner Erinnerung untrennbar mit der geistigen Empfängnis dieser Fuge verband. Auch die ersten Sätze des „Dies irae“ brachte er zu Papier und wandte sich dann, förmlich erlöst, seinem „Titus“ zu, wähnend, daß er die Schreckgespenster der eigenen Phantasie nun ein für allemal gebannt. Nur etwas war ihm

während der Niederschrift aufgefallen: die große Ähnlichkeit der Instrumentierung, die das Requiem und die „Zauberflöte“ gemein hatten. Und wie ein Blitzstrahl leuchtete plötzlich die Erkenntnis vor ihm auf, daß auch das Requiem in seiner Art so gewiß eine Fortsetzung der „Zauberflöte“ bedeute als der „Titus“ . . . In der „Zauberflöte“ hatte die menschliche Seele den Kampf mit den gemeinen und finsteren Gewalten des Lebens zu bestehen — im Requiem sah sie dem Tod und ihrem letzten Richter ins Antlitz. Und wie ein Spiel erschien ihm plötzlich der Prüfungsweg Taminos und Paminas, obwohl er durch Feuer und Wasser führte. Hier entschieden Menschen, was gut und böse sei, was Weisheit und Tugend — dort Gott. Und ob es nun der Gott der Heiden, der Juden, der Christen oder der Erleuchteten war, was wußten die Menschen von ihm, den sie mit so vielen Namen nannten? Nur die schauernde Seele würde ihn kennen und erkennen — an jenem letzten Tage oder in der Stunde, die sie für immer vor ihn rief. Denn auch hier wußte sie nicht mehr von ihm, als das Fleisch zuließ. Alles Fleisch aber war dem Tode verfallen. So kam es, daß der Schatten jenes geheimnisvollen Mittlers immer wieder auf seinen Weg fiel, ihn ernst machte und nachdenklich, ob er auch wieder der Alte schien.

Süßmayr, der ab und zu kam, fand den Meister wieder „völlig oben“. „Er nennt mich wieder ‚Sauermayr‘,“ flüsterte er mit einem bedeutungsvollen Lächeln, als er Frau Stanzi seine Wochenbettvisite abstattete. Und um ihre Freude zu erhöhen, erzählte er, mit welchem Neid die „Kammerwelschen“ die Erfolge Mozarts begleiteten und was alles sie noch von ihm fürchteten. „Auch der Salieri is nit viel besser,“ sagte er. „Und die Krönungsoper wird er ihm lang nit verzeihn. Sogar die Kaiserin haben s' aufbracht, die Katzlmacher. Aber was nützt's? Kranäugeln können s' ihm doch nit eingeben.“

Und er und Frau Stanzi lachten, weil das Leben nun endlich, endlich etwas Sonne brachte für Mozart!

Auch van Swieten, der berühmte Arzt der Majestäten, entsann sich nun wieder gnädig, daß Wolfgang Amadé noch existiere. Kam öfter und öfter, wie in früheren Tagen. Ließ sich von dem Meister die Partitur der „Zauberflöte“ zeigen und erbat sich einige Arien des „Titus“ für seine musikalischen Abende. In den Papieren Mozarts wühlend, gerieten ihm dabei auch die Blätter in die Hand, auf die der Meister die ersten Teile des Requiems geschrieben. So kam die Sprache auch auf den geheimnisvollen Besteller, und Mozart, noch erregt von einer eben zu Ende gebrachten Arie, sprach sich, ohne daß er es merkte und wollte, wieder ganz in die Stimmung des Abends hinein, der jenen unheimlichen Gast in seine Stube geführt. Der Abend dämmerte wie damals: der Mond stand am Himmel und sah blau und kalt nach der Stelle, die den geheimnisvollen Fremden getragen . . . Des Meisters Augen aber leuchteten wie von einem Fieber, während er davon erzählte, und sein Blick irrte immer wieder nach dem Platz, auf dem der Lange, Graue gestanden.

Van Swieten horchte und horchte. Anfangs schien es ihm bloß eine „Musikantenaventure“, der er kaum soviel Gehör geschenkt hätte, wenn ihm nicht darum zu tun gewesen wäre, von dem Meister selbst einen Teil des Requiems zu hören. Je länger Mozart aber sprach, desto aufmerksamer wurde er. Und plötzlich trat er auf ihn zu, griff nach seinem Puls . . . „Ihr gestattet . . .“

„Oho,“ lachte Mozart, „soweit sind wir nicht.“

„Gott sei Dank!“ sagte van Swieten. „Aber, wenn man Euch so reden hört . . . Jeder Medikus hätte das gleiche getan.“

Darauf trat er ans Spinett . . . „Wie weit habt Ihr also das Opus gebracht?“

‚Wart,‘ dachte Mozart, ‚dir will ich zeigen, wie gesund ich noch bin!‘ Und er setzte sich ans Spinett und spielte das Kyrie.

Die Nacht lag schon auf seinen Fingern, als er sie endlich von den Tasten hob. Van Swieten stand und fand keine Worte. „Das ist grausig-schön,“ stammelte er endlich. „Wie aus einer anderen Welt herübergesungen. Ein bißchen wild, aber . . .“ und er schüttelte die Hand des Meisters.

„Es hat mir's auch der Tod vorgespielt,“ rief Mozart selbstvergessen.

Van Swieten horchte auf. Und nun

erzählte ihm der Meister auch von seinem Traum und der rätselhaften Empfängnis des Tonstückes.

Van Swieten verlor kein Wort darüber, stand nur da und sah in das Antlitz Mozarts, der bleich und wie ein Entrückter vor sich hinsprach — wie aus einer andern Welt herüber. Als er sich aber verabschiedete, war er sichtlich bewegt, und weil ihm in der Küche gerade Frau Stanzi über die Füße lief, nahm er sie beiseite und sagte leise: „Habt acht auf Euren Mann, liebe Frau. Ich fürchte, der wird uns krank. Oder hat er in letzter Zeit sich sehr gehabt mit etwas?"

„Nicht daß ich wüßte," stammelte Frau Stanzi betreten. „Es wär' denn seine Arbeit . . ."

„Die mein' ich eben," nickte van Swieten. „Solche Dinge schafft man nur, wenn man ein schweres seelisches Trauma erlitten hat. Habt also acht auf ihn, noch einmal."

Damit preßte er den Silberknopf seines Stockes an die schmalen Lippen, wie um zu verhindern, daß ihnen noch mehr entwische, und ging . . . Frau Stanzi aber stand und sann und wußte sich erst recht keinen Rat.

„Seelisches Trauma!" Sie hatte ja keine Ahnung, was es damit sei —

Der September kam, und Mozart rüstete für die Reise nach Prag. Sein Weib sollte mit und nicht bloß, um all die Herrlichkeit zu sehen, die das Böhmerland für den Krönungstag seines Königs bereithielt. Er selbst mochte nicht gerne solange allein sein. Stanzi war immer heiter aufgelegt, schon ihr Lachen eine Musik, die wohltat. Er brauchte jetzt solche Musik um sich. So wurde beschlossen, daß die Großmutter und Tante sich unterdes der Kleinen annehmen sollten. Auch die junge Mutter gab sich zuletzt. Ganz Wien sprach bereits von den „Prager Tagen", und sie würde nicht bloß mit dabei gewesen sein: der Glanz des Ruhmes, den man wie eine zweite Krone dort für das Haupt ihres Eheliebsten bereit hielt, mußte auch sie mit einem bescheidenen Strahle streifen. Sie packte also ihr „Seidenes" mit heimlichem Stolz in den großen, schwarzen Holzkoffer, der die Partitur des „Titus" barg und ganz zu oberst den seidenen Staatsfrack mit der echten Spitzenkrause, den ihr Amadé am Dirigentenpult jenes denkwürdigen Abends tragen sollte. Die mit doppelter Kunst toupierte Perücke des Meisters aber legte sie in eine Schachtel, die ihr während der ganzen Reise nicht von der Hand kommen sollte. Wer hätte auch ansonsten daran gedacht? Sie hatte nur zwei Kinder, aber ihr unverläßlichster und unbesonnenster Junge war halt noch immer ihr Amadé! Ganz fertig war der „Titus" auch noch nicht. Wenigstens die Ouvertüre mußte sozusagen erst im Reisewagen niedergeschrieben werden. Da war es ein heikles Ding, mit dabei zu sein und doch wieder nicht mit dabei . . .

Als die Glocken sieben Uhr läuteten, hielt der Reisewagen vor dem Tor. In den Straßen dunkelte es schon, aber zwischen den Dächern sah der Mond herab, und die Luft ging leis und linde — so konnte es eine schöne Nacht werden, voll Sammlung und Stille. Als das Dienstmensch mit dem Kutscher den Koffer aufgeladen hatte, kamen der Meister und sein Weib herab. Voll Sorge, daß die im Koffer untergebrachten Noten auch gegen das Etwan einer bösen Wetterlaune geschützt seien, wachte Mozart mit eigenen Augen darüber, daß Pferdekotzen und Spritzleder recht sorgsam darüber gebreitet wurden. Frau Stanzi lehnte unterdessen am Schlag und sah halb verträumt, halb müde in den Abend hinein. Der Abschied von ihrem Kleinsten war ihr doch recht schwer geworden.

Plötzlich war ihr, als streife eine Hand ihr Kleid; rasch fuhr sie herum, aber auch sogleich zurück. Neben ihr stand der Mann, der die blanken Dukaten für das Requiem hingelegt, sah ihr unter einer grauen Kapuze mit seltsam starren Augen ins Gesicht, lang, blaß, hager, wie ein dunkler Schatten von dem vorüberwandelnden Mond an die Wand gezeichnet — so ganz anders, wie ihr schien, als damals.

„Um Gott," hauchte sie mit einem raschen Blick nach ihrem Mann. Aber der stand nun ganz vorne, hielt die Pferde fest, damit der Kutscher ungestört das Gepäck sichern könne.

„Bin ich erschrocken!" stammelte sie. Es sollte eine Entschuldigung sein und war doch zugleich ein Aufatmen. Wenn nur ihr Mann den geheimnisvollen Gläubiger

nicht sah; wie er nun einmal war, er konnt' es als üble Vorbedeutung nehmen, nun man gerade vor der Abreise stand — einmal wieder dem Glück entgegen!

Der Graue starrte ihr noch immer ins Antlitz. Endlich bewegten sich die schmalen Lippen, die langen, gelben Zähne bleckten auf. „Das wollt' ich nicht, Madame," zischelte er, noch tiefer in den Schatten des Wagens tretend. „Aber daß ich endlich nach meinem Teil frag', wird Sie nicht mißverstehen."

„Gewiß nicht," wehrte Frau Stanzi ab — „mein Mann hat ja schon daran gearbeitet."

„Ich weiß, ich weiß," nickte der Unbekannte, und als ihr Blick mit dem Ausdruck des Erstaunens ihn streifte, wie er denn dies wissen könne, setzte er mit einer Art boshafter Genugtuung hinzu: „Der Introitus und das Kyrie ist vollendet. Gegenwärtig halten wir beim Dies irae. Aber" — und wieder lächelte er — „ich fürchte, er hält sich zulange auf damit."

Wieder machte Frau Stanzi den Versuch, dem unheimlichen Gesellen ins Gesicht zu blicken, es gelang nicht. „Lieber Herr," murmelte sie, „es war jetzt soviel zu tun. Die Krönungsoper, nun die Reise. Eine andre Oper soll auch heraus."

„Ich wollte ja nur wieder einmal anklopfen, versteht!" kam es flüsternd zurück. „Und jetzt geh' ich wieder. Euer Mann soll nicht etwa geschreckt werden."

„Behüte," wollte Frau Stanzi erwidern.

„Doch — doch!" nickte der Fremde, und während er die Hand ganz leise auf ihre Schulter legte, setzte er mit einem kollernden Lachen hinzu: „Er fürchtet sich vor mir, ich — weiß es!"

Damit ging er, so rasch, wie Frau Stanzi noch niemals einen Menschen um die Ecke der Schauflergasse verschwinden gesehen.

‚Hab' ich das jetzt geträumt?' dachte sie. Da legte sich wieder eine Hand auf ihre Schulter: bleich, verstört stand ihr Gatte vor ihr. „Was hat er — von dir wollen?"

Sie hatte Mühe, einen Schauer niederzukämpfen. „Hast du ihn gesehn?" stammelte sie. „Er wollte nicht — stören, nur anfragen — wegen — wegen des Requiems."

Langsam schlich Mozarts Blick den Weg entlang, den der Geheimnisvolle genommen. „Nur — anfragen?" wiederholte er und legte einen Augenblick die Hand vor das Antlitz. „Es ist gut," murmelte er endlich, „steig' ein!"

Der Kutscher ließ die Peitsche knallen, aus der Höhe des zweiten Stockwerkes rief ihnen eine helle Frauenstimme ein liebes Abschiedswort zu. Als sie sich noch einmal aus dem Wagen beugten und emporsahen, war es Tante Sophie, die im Fensterrahmen stand, das schlummernde Kleine im Arm.

‚So schön hätt' es sein können,' dachte Frau Stanzi, ‚und da kommt der!' Sie mocht' es nicht beredet haben, aber der Fremde war auch ihr zum ersten Male nicht recht geheuer erschienen. Oder hatte die Empfindung ihres Gatten auch auf sie hinüberzuwirken begonnen? Da saß er und sprach kein Wort.

‚Ich werd' mich wohl hüten, zuerst davon zu reden,' überlegte sie, während Mozart, in die Ecke zurückgelehnt, mit gesenktem Blick vor sich hinbrütete. Als er jedoch nach einer Weile leise vor sich hinzusummen begann und dann und wann die Rechte hob, wie um den Takt auszuschlagen, empfand sie mit stiller Freude, daß er seine Gedanken nun doch wieder auf das Notwendige gelenkt. ‚Der Titus hat ihn!' dachte sie. War er nur einmal so recht im Komponieren, gab es weiter keine beschwernisvolle Angelegenheit für ihn. Sie selbst aber hatte nichts zu tun dabei, als sich hübsch stille zu verhalten. Darauf kam man von selbst, wenn man in den herrlichen Abend hinaussah.

Die Stadt lag schon eine Weile hinter ihnen, Feld an Feld entrollte sich das offene Gelände. Über den Stoppeln lag es wie ein Glanz silberner Schleier — Bodennebel, die langsam zur Höhe stiegen. Von den Wiesen her kam der Duft des Grummets, und die lila Kelche der Herbstzeitlosen, die in dichten Reihen dem Boden entwuchsen, stachen wie blasse Flämmchen aus dem Dunkel. Ganz Nacht wurde es heut' wohl überhaupt nicht, zu rein und klar stand der Mond am Himmel. Stern um Stern trat hervor, und bald flimmerte das ganze Firmament davon, während die Ebene in einer blaßroten Linie mit dem Horizont zu verschmelzen schien, Erdleuchten! Wie ein Traum flogen Dörfer und

Gehöfte vorüber. Schlanke Kirchtürme hüteten ihren Frieden. Aus den Obstgärten kam der satte Geruch der Reife, und wo an sonnigen Geländen der Wein gedieh, flackerten die Feuer der Feldhüter auf ... hier — dort — fern — nahe — wie zur Erde gefallene Sternlein.

„Ist das schön!“ rief Frau Stanzi unwillkürlich; zugleich aber erschrak sie und sah nach dem Gatten zurück, den sie nun doch gestört. Ihre Blicke begegneten sich, und sein Antlitz war so blaß, der Ausdruck der Melancholie, der sich wieder beschattend über die geliebten Züge gebreitet, so unverkennbar, daß sie ihm wie in ahnungsvoller Besorgnis die Hand entgegenstreckte. „Amadé — was hast du?“

Er runzelte die Stirne. „Die Ouvertüre, du weißt ja. Übrigens macht sich die Sache; ich hör' es. Und wenn du mir in der Früh' mein Notenpapier zurechtlegst, hoff' ich, noch im Wagen fertig zu werden. Jetzt aber will ich schlafen. Ich bin so müde.“

Damit wandte er sein Antlitz, schloß die Augen. ‚Nun hat er mich zum erstenmal angelogen,‘ sagte sie sich, ‚drum will er mir nicht ins Gesicht schauen. 's ist halt doch wieder der Graue, hol' ihn der Teufel!‘

Und nachdem sich die rechtschaffene Entrüstung der Gattin solchermaßen genug getan, faltete Frau Stanzi die Hände und betete Vaterunser um Vaterunser in die beredte Stille dieser herrlichen Nacht hinein. Gott und Schicksal — sie glaubte die beiden noch niemals so nahe gefühlt zu haben.

Kaum eine Viertelstunde saß sie so, als ihr die tiefen und raschen Atemzüge des Gatten verrieten, daß er nun doch eingeschlafen. Leise erhob sie sich, breitete einen warmen Kotzen über seine Beine und zog sachte, ganz sachte das Fenster des Wagens herauf. Nichts sollte ihn stören. Und weiterbetend nickte sie zuletzt selbst ein.

Plötzlich fuhr sie auf. Ein wilder, schriller Ruf hatte sie geweckt. „Was ist?“ schrie sie zurück, sprang empor ... der Mond schien nun gerade ins Fenster herein, und in seinem Licht sah sie den Gatten. Todbleich stand er da, den Arm wie zur Abwehr von sich gestreckt, am ganzen Körper bebend, aber mit geschlossenen Augen.

„Amadé — was hast du?“ flehte sie. Er schien sie nicht zu hören — nicht zu sehen, wehrte nur immer heftiger ab. „Fort — fort ... berühr' mich nicht. Ich weiß, wer du bist ...“ Und während sich die angstgespannten Züge allmählich zu einem gräßlichen Lächeln geheimnisvollen Mitwissens verzerrten, keuchte er heiser und tonlos: „Dein Requiem wird — auf dem Friedhof gesungen ...“

„Aber Amadé, erwach' doch,“ schluchzte Frau Stanzi. „Und schau, wer bei dir ist und wo wir sind!“

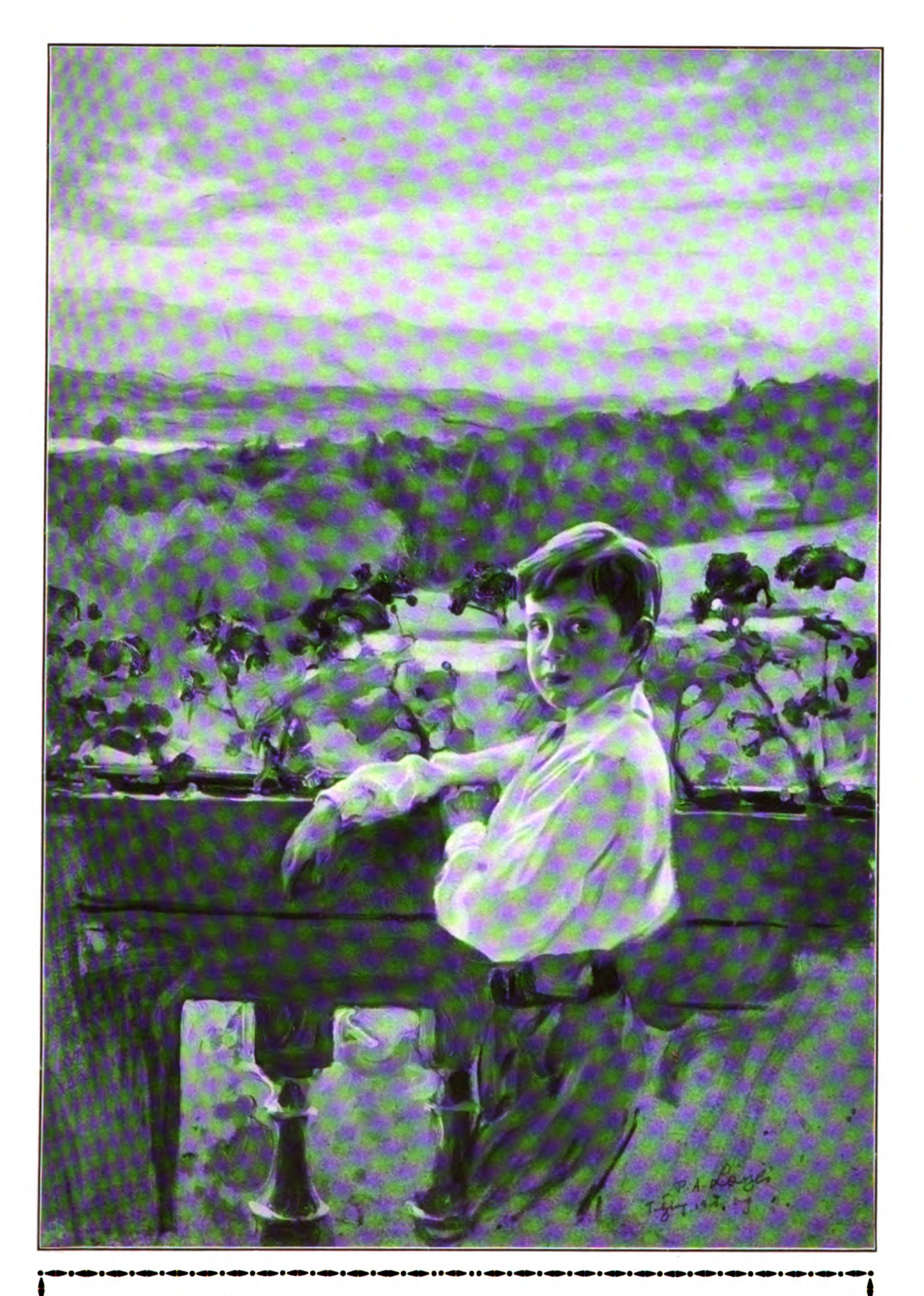
Langsam, wie automatisch hoben sich seine Lider, sein Blick ging über sie, schien sie zu erkennen, begann aber, wie von einem neuen Schreckensbild gefesselt, sofort wieder zu erstarren. „Wo wir sind ... wo wir sind?“ stammelte er ihre Worte nach. Und plötzlich, wie zusammenschauernd: „Das ist doch ein — Friedhof!“

Wie mit magischer Gewalt zog sein Blick den ihren nach. Fast hätte sie nun aufgeschrien: Kreuz an Kreuz sah jenseits der Straße über eine niedere Kirchhofsmauer — mitten drin auf hochragendem Kreuze der bleiche Leib des Heilandes. Hell und blau stand der Mond über dem stillen Garten des Todes. Und Mozart, den Blick unentwegt hinübergerichtet, murmelte dumpf: „Diesen Friedhof hab' ich schon gesehen.“

„Aber Amadé,“ sie versuchte zu lachen — „wo denn — wie denn?“

„In — einem Traum!“ gab er kurz zurück, worauf er sich, wie fröstelnd, noch tiefer in die Decke hüllte und kein Wort mehr sprach. Schlief er wieder oder war er überhaupt nicht erwacht? Sie konnte es nicht sehen, hütete sich aber wohl, ihn auch nur durch eine Bewegung zu stören. Und weil er nun doch ganz ruhig blieb, schlief sie nach einer geraumen Weile wieder ein und schlief, bis sein lauter Morgengruß sie weckte.

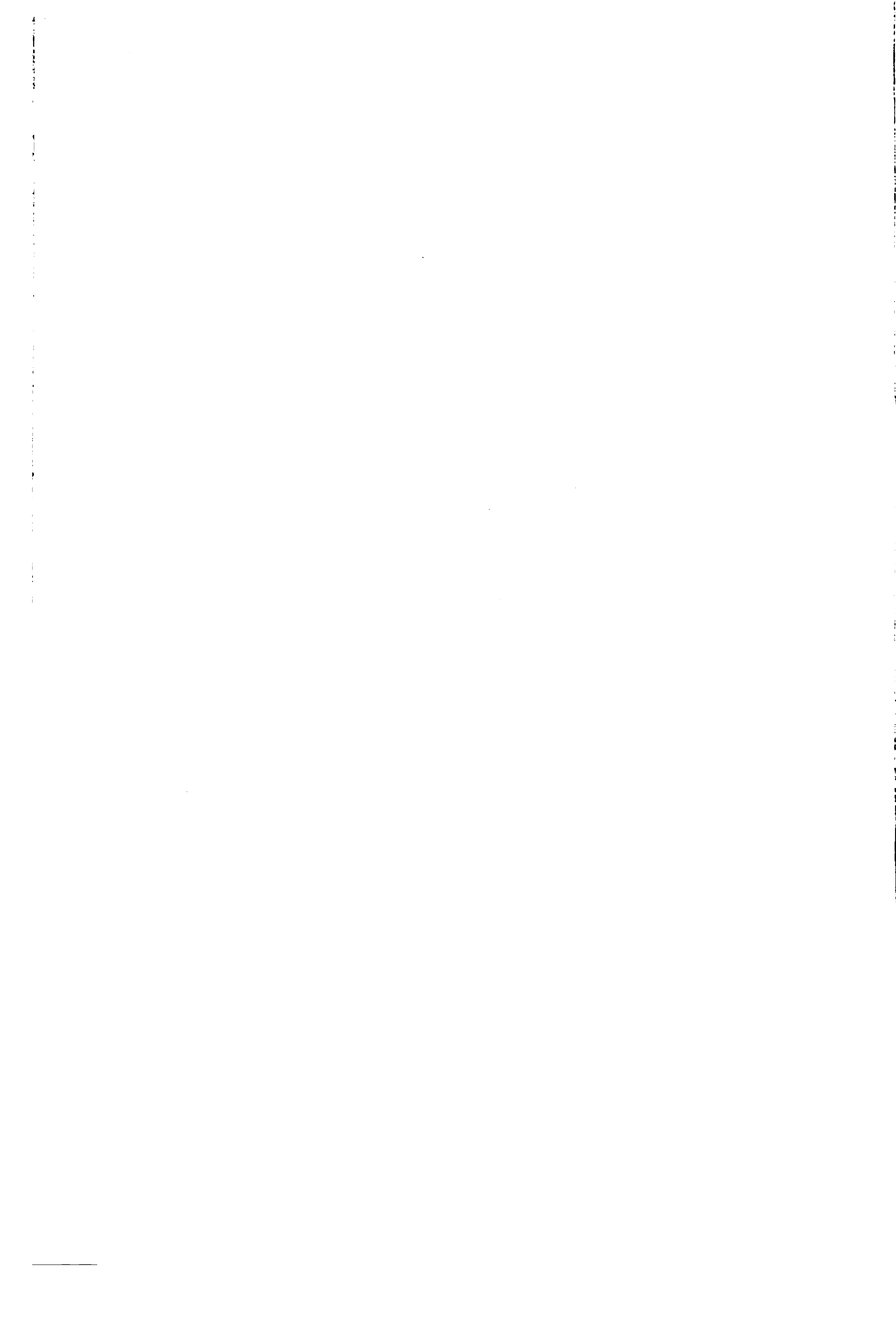
„Mir scheint, du hast dich auf mein Notenpapier gesetzt!“ scherzte er. Sie starrte ihn an. War er das wirklich selbst, oder hatte ihr geträumt von dem allen? Das Auspacken des Papiers, das sie unter sein Toupet gelegt, gab ihr Zeit, sich zu fassen, so daß sie ihm wieder ins Gesicht sehen konnte, heiter und arglos, als wäre nichts geschehen. Wie er ihr aber, so gemacht heiter, gleich darauf unter das Kinn



Mein Sohn Henry im Landhaus bei Tutzing.

Gemälde von P. A. László.

Aus Eduard Schultes Kunsthandlung in Berlin W.



griff, wußte sie plötzlich, was sie von dem allen zu halten hatte. Er mußte — und dies schon eine geraume Weile — ein zweites Leben führen. In einer Welt, von der sie nichts ahnte, als daß sie vielleicht der Abgrund war, den Gott knapp neben das Reich des Lichtes hingesetzt, aus dem ihm seine unsterblichen Melodien erklangen. Und wie in banger Muttersorge fühlte sie, daß sie nun doppelt achthaben müsse auf ihn und doch mit keinem Wort ihn aufschrecken dürfe.

Er aber schrieb und schrieb, nickte ihr zuweilen zu oder lächelte sie über die Noten hinweg an. „Sie wird, die Ouvertüre, sie wird . . .“ Mit keinem Worte sprach er von der Nacht und seinem Traum. So verging der Tag. Frühstück und Mittagsmahl nahmen sie auf den Stationen, wo der Kutscher die Pferde wechselte, und mit Freude gewahrte Frau Stanzi, daß sich's ihr Amadé wenigstens gut schmecken ließ. Nur die Scherze, die er von Zeit zu Zeit versuchte, kamen ihm nicht recht vom Herzen, das sah man. Freilich, er hatte eine Ausrede, den „Titus“. Und sie fand es gut, einstweilen zu tun, als glaubte sie daran.

Langsam ging die Sonne unter. In ihrem letzten Glanz leuchteten die Türme Prags auf. Doch ward es fast Nacht, bis das Pflaster der ehrwürdigen Stadt unter den Hufen der Pferde erdröhnte. Weshalb Frau Stanzi Sorge tragen wollte, daß der Meister nach trefflicher Atzung so rasch als möglich Ruhe fand. Sie wußte, daß die Tage, die nun kamen, gleich einer geistigen Schlacht zu erachten waren. Mit den Plackereien der Proben und dem Ärger über die Primadonnen, deren zwei man bis aus Italien verschrieben hatte. Wann hätt' es ein deutscher Meister denen jemals recht gemacht? Und die Gegenwart so vieler welscher Musici ließ das übrige ahnen. Wie eine Einkreisung war es. Der Haß, der sich angesichts der ehrenvollen Berufung Mozarts nicht laut hervorwagte, würde heimlich um so giftigere Waffen brauchen. Schon während des Abendessens wurde es dem armen Weib ganz weh ums Herz. Da lagen Briefe, Noten, Probenzettel — ein ganzer Stoß! Und für all diesen Wust sollte ihr Amadé bis zum Morgen die richtige Erledigung finden — eine Antwort bereit haben! Kaum wußte der Speisenträger des „Neuwirtshauses“, wohin er Trank und Atzung setzen solle, soviel Papier beschwerte den Tisch. Und die müden Augen Mozarts gingen wie hilflos darüber hin. Sahen Ruhm und Freude so aus? Frau Stanzi hatte sich's anders vorgestellt.

Sein Käppchen in der Hand, trat zuletzt auch der Wirt an den Tisch der beiden. Er wußte, daß es illustre Gäste waren, und wollte für sein Teil womöglich noch abends erkunden, was man in Prag erst am andern Morgen erfahren würde. Der und der — er nannte die Namen — wäre auch schon dagewesen, um sich zu erkundigen, wann der Meister ankäme, und knapp neben ihm hätte die Signora Marchetti-Fantozzi ihre Zimmer. „Reist mit einem Amant,“ zischelte der Wirt hinter dem Käppchen hervor und lächelte dazu — halb belustigt, halb malitiös. Auch Mozart lachte, horchte aber plötzlich auf und fragte, wer denn nebenan so wunderschön die Harfe schlüge?

„Ach ja,“ entgegnete der Wirt, sichtlich herablassend, „das ist der alte Joseph, unser Hausharfenist. Kommt jeden Abend und spielt ein paar Stückerl, wenn's den Herrschaften paßt.“

„Nun, mein Lieber,“ nickte Mozart, „dann lass' Er sich sagen, daß der Mann in seiner Art ein Meister ist.“

„Wenn Euer Gnaden ihn vielleicht zu sprechen wünschen?“ fragte der Herbergsvater, sichtlich verdutzt.

„Heut bin ich wohl sehr müde,“ meinte Mozart. „Aber entgeh'n lass' ich mir das nicht. Wie sieht er denn aus?“

Ohne ein Wort zu verlieren, trat der Wirt zur Tür des Nebengemaches, die er für einen Augenblick weit öffnete, so daß Mozart und seine Frau den Blick frei hatten. Es war rasch und leise geschehen — so leise, daß der Spielende, von der Fülle der eigenen Töne umklungen, es nicht gehört haben konnte. Doch fügte es ein seltsamer Zufall, daß er in demselben Augenblick nach der Tür sah und sein Blick mit dem des lauschend vorgeneigten Meisters sich kreuzte. Kaum einer Sekunde Dauer hatte dies gewährt, denn der Wirt schloß sofort wieder die Türe. Aber Mozart war überrascht und tief betroffen emporgeschnellt. „Hast du diese Augen gesehen?“ flüsterte er seinem Weib zu.

„Nun ja," meinte Frau Stanzi arglos, „ein alter Mann."

„Die Herren Maler, die bei mir speisen, sagen immer, er hätt' einen Gottvaterkopf," sprach der Wirt, aufs neue hinzutretend. „Aber neulich hat ihn einer als Tod gemalt — uralt, der lange, weiße Bart wie im Wind wehend, Sense und Stundenglas in der Hand. Ganz ist er's nicht — auf dem Bild, mein' ich. Aber doch hat er seltsam dazu gepaßt. Freilich, wenn er so in seinem böhmischen G'wand steckt, merkt man nicht, wie dürr der arme Kerl ist. Meine Frau gibt ihm, was sie kann," fügte er rasch bei. „Aber weiß der Teufel, wo er's hin ißt. Gute Nacht den Herrschaften!" damit verbeugte er sich rasch, denn der Meister schritt, ohne weiter ein Wort zu reden, an ihm vorbei, und sein Aufbruch geschah so plötzlich und hastig, daß selbst Frau Stanzi ganz verwundert emporsah, im übrigen aber froh, daß sie nicht erst dazu mahnen mußte. Müde wie sie war, schlief sie bald ein, in der Gewißheit, daß es ihrem lieben Amadé, nach all der Arbeit im Reisewagen, nicht anders ergehen könne, notabene in solch einem guten, kommoden Bett, wie sie der Neuwirt hatte.

Und nun kam und ging Tag um Tag, einer wie der andere. Jeder ausgefüllt mit den Proben, dem Nachkomponieren und jener, fast unerträglichen Fülle freudiger oder ärgerlicher Erregungen, die nun einmal vom Theater unzertrennlich sind. Scheinbar erfrischt durch einen, wenn auch nicht allzu langen Schlummer, ging Mozart täglich ans Werk und kam immer bleicher, immer gereizter und abgespannter zurück. Die beiden Primadonnen waren mit ihren Arien nicht zufrieden. Mehr Glanz und Bravour wollte jede, obwohl eine der beiden den Vitellius darstellte, also eine sogenannte Hosenrolle hatte. Vergeblich bemühte er sich, ihr klar zu machen, daß ein alter Römer, selbst als Liebhaber, nie ein zuckriger Amant gewesen sein könne, daß es seine künstlerische Meinung sei, die Musik müsse dem Charakter entsprechen, der sie trug. Sie wollte ihre Rouladen und Koloraturmätzchen! Im Hintergrund einer Loge saß täglich Salieri — im Auftrag der Kaiserin, wie man behauptete — und machte seine giftigen Witze, kam aber nach jeder Probe devotest hervor, um den „illustrissimo maëstro" zu beglückwünschen. Wie ein Natterngezischel lief es über die Bühne, so oft Mozart am Dirigentenpult erschien. Und die Marchetti-Fantozzi fragte ihn eines Tages unter dem Gelächter der übrigen, ob er wirklich allen Ernstes daran gedacht, den Text Metastasios zu „verbessern"? Bloß weil er einige ebenso undramatische wie sentimentale Stellen daraus getilgt. Er biß die Zähne zusammen, schwieg, griff nach seinem Taktstock, und da freilich hörte jeder Widerstand auf. Wie Orpheus bändigte er ihr unschönes Wesen; zwang sie in den Dienst seiner Töne, wenigstens eine Stunde lang, nötigte sie vor allem, weniger „brillant" als richtig zu singen, mehr auf reine Intonation als auf das „portamento" zu achten. War die Probe zu Ende, wußte er freilich sehr wohl, wer mit dem ewigen „buffone" gemeint war, über den die gewiegten Komödianten scheinbar so herzhaft lachen mußten. Und zuletzt kamen wieder Salieri hervor und mit ihm ein paar andere „maëstri", von denen die Welt noch nichts wußte oder — nichts wissen wollte und brachten ihr „Pro" und „Contra" für.

„Wenn nur die Prager zufrieden sind," schnappte ihn Mozart einmal ab.

In den Augen des Welschen glinserte es. „Doch vor allem — die Majestäten," fragte er und katzbuckelte dabei.

„Gewiß," entgegnete Mozart ruhig. „Aber meine Prager haben mich immer zuerst verstanden."

Salieri biß sich in die Lippen und lächelte.

So kam der Tag der Aufführung heran.

Die Prager selbst, soweit sie musikverständig waren und Freunde Mozarts, hatten das Nachsehen. Wer sich nicht mit einer vom Obersthofmeister gezeichneten Einladung ausweisen konnte, mußte draußen bleiben und sich's an der festlichen Auffahrt genügen lassen, dem Anblick der mit Seide und Purpur ausgeschlagenen Prunkkarossen, der Läufer, die schlank und elegant vor den Wagen einhergingen, die brennenden Fackeln in hocherhobener Hand, dem Diamantengefunkel all der Diademe und Parüren, die wie Sterne durch die klare Nacht blitzten.

Frau Stanzi war nicht müde geworden, an ihrem Amadé herumzuputzen. Eine

Weile hatte er auch sein stille gehalten, aber plötzlich fast unwillig kehrtgemacht. „Du tust ja, als wenn ich eine Leich' wär'!"

Wie gelähmt fielen ihr die Hände herunter ... „Amadé!"

Er zwang sich zu einem Lächeln. „Na, ist schon gut. Aber ... der ‚Titus' kann ja auch nicht gefallen!"

„Haben dich die Welschen so heruntergebracht?"

„Das sein Windhund'," meinte er bitter, „die haben immer die richtige Witterung. Und die Kaiserin mag mich einmal nit."

„Deine Musik —"

„Wer weiß, was ihr der Salieri sonst noch eingeblasen!"

„Weißt du, daß der heut schon einmal da war?" erinnerte sich Frau Stanzi. „Ich wollt' es dir schon zu Mittag sagen, hab' dann nimmer dran denkt."

„Bei — dir?" staunte Mozart.

„Nein, in der Gaststuben. Da ist er mit dem Harfenisten beisammeng'sessen und hat sich was vorspiel'n lassen."

„Ich hab' ihm von dem Alten erzählt," erwiderte Mozart. „Aber daß er grad den heutigen Tag gewählt hat ...?"

„Mit seiner Gicht hat er nit überall dabei sein können."

Mozart starrte, wie grübelnd, eine Weile ins Licht. Plötzlich huschte ein Schimmer der alten Fröhlichkeit über sein Antlitz. „Weißt was, Stanzi? Wart' auf mich. Und wenn der Abend gut wird, lassen wir uns auch was vorspielen. Warum auch nit?" sprach er leiser und wie für sich selbst ... „Wenn es der Salieri tut ..."

Unten fuhr ein Wagen vor. Es war die Hofkutsche, die den Maëstro zum Theater bringen sollte, als Gast des Kaisers. Steif und hochtoupiert saß der Kutscher auf dem Bock. Der schwarzseidene „Zweimaster" und die langherabfallenden, bis unten „ausfrisierten" Schweife der Hofschimmel brachten die ganze Gasse auf die Beine.

„Glück darf man nit wünschen," lachte Frau Stanzi, als sie ihrem Amadé den Hut reichte, „aber —" und sie gab ihm einen Kuß, der warm war und weich wie der einer Mutter.

„Also ich werd' auf Euer Liebden warten!" scherzte sie. Er nickte ihr noch einmal zu und ging.

Während die Kutsche in friedlichem Trab mit ihm dahinrollte, übersann er noch einmal die Ereignisse der letzten Woche. So ‚recht z'wider war all's g'west', wie seine Wiener daheim zu sagen pflegten. Ganz seltsam aber berührte es ihn selbst plötzlich, daß unter all diesen Z'widrigkeiten, den täglichen Anblick der Welschen nicht ausgeschlossen, ihm die stete Nähe des alten Harfenisten eigentlich am ‚z'widersten' gewesen ... ‚Den dürft' mir der Lange, Graue nachg'schickt hab'n!' hatte er Tag für Tag bei sich gedacht und dabei keinen leichten Kampf gekämpft, denn die Kunst des Alten zog ihn Tag für Tag mehr in seinen Bann. Wie eine Sehnsucht überkam es sein Musikantenherz zuweilen, dieses Spiel so recht aus der Nähe zu genießen. Einige Male — wenn Frau Stanzi gerade nicht gegenwärtig — hatte er sogar eigenhändig die Türe nach der großen „Gaststub'n" geöffnet, wie damals der Wirt, schon das Wort auf den Lippen, das den Alten an seinen Tisch laden sollte. Aber es war immer unausgesprochen geblieben, dieses Wort. Vielleicht bloß deshalb, weil es der Zufall immer wieder fügte, daß der Alte mit den eingesunkenen Augen sofort nach ihm sah, wie beim erstenmal. Und er konnte sich nicht helfen, vor diesen Augen graute ihm — dunkel, glanzlos und tief, wie sie waren.

Wie er aber nun so dahinfuhr — von kaiserlichen Pferden gezogen, einer großen Stunde seines Lebens entgegen, nicht der Letzte unter denen, die heut einen Namen voll Glanz in das Fest hineintrugen, bäumte sich plötzlich all sein Mannesstolz wider die Angst der eigenen Seele auf. Und während er mit beiden Fäusten zugleich auf die seidenen Polster der Kutsche lostrommelte, rief er in einem Anfall seines alten, knabenhaften Übermutes: „Heut g'schieht's — justament, justament! Was der Salieri kann, trifft a Deutscher auch am End!" Und er beugte sich zurück und lachte. Somit stand es für ihn fest, daß er den alten Harfner heut an seinen Tisch laden würde.

Unterdes machte sich Frau Stanzi ans Warten. Etwas über zwei Stunden würde es währen, hatte Mozart gesagt. Bis er zurückkam, konnten es ihrer drei werden. Denn gewiß würden ihn die Majestäten

vor sich befehlen, um ihm irgend etwas Huldvolles zu sagen. Das nahm er an. Deshalb blieb Frau Stanzi einstweilen auf ihrem Zimmer und sah halb ungeduldig, halb entzückt in den Abend hinaus.

Dabei mußt' es ihr natürlich auch zu Sinn kommen, wie oft sie schon so auf ihren Amadé gewartet. Die Aufführung des „Figaro" fiel ihr ein und des „Don Juan" ... Werke, an die Mozart allen Glanz seines Könnens, die ganze Inbrunst seiner Seele verschwendet, den vollen, strengen Ernst seines Wollens. Und was war der schnöden Welt Lohn gewesen? Sie durfte nicht daran denken, sollte ihr nicht bang und bitter zumute werden — ihr allein, in all dem Jubel!

Um nicht ganz traurig zu werden, was sie als ein übel Zeichen gedeutet hätte, schloß sie das Fenster und ging in die Gaststube hinunter, um für ihren Amadé ein kleines Festmahl rüsten zu lassen. Seine Lieblingssuppe sollte er haben, ein gebraten Huhn mit etwas Süßem dazu ... etwa die eingemachten Ringlotten, die sie in der Speisekammer der Neuwirtin gesehen. Das aß er gern, ihr Amadé, wie gerne! Gerade nur, daß man es so selten hatte dazu. Und ganz allein wollten sie sein in der Stub'n, richtig! Das bedang sie sich noch extra aus.

In dem Saal nebenan ging es hoch her. Die Prager ließen ihren König leben. Auch der Harfenist ließ sich wieder hören, und wie Frau Stanzi so allein dasaß — beklommen und doch wieder einer eigenartigen Erwartung voll, kam ihr vor, als mache sie dies Spiel noch trauriger und grübelsüchtiger. Es waren auch ganz eigene Weisen, die er spielte — selbst in ihrem Jubel eine leis' mitzitternde Wehmut ... ‚Als wenn er auf meinem eigenen Herzen spiel'n tät!' dachte sie.

Aber die Zeit verstrich ihr dabei, und als das elegante Getrab der Hofkarosse vor dem Hause endlich wieder hörbar ward, schrak sie wie aus einem Traum empor und strich sich jäh über die Stirne. Was würde nun zu jener Tür hereinkommen, zugleich mit ihrem Amadé ... die Freude, oder — ? Sie blieb stehen, die Hand am Herzen, dessen Gepoch sie bis zum Hals empor spürte.

Ein müder, fast schleppender Schritt ... Ein paar Worte, wie von einem Fremden gesprochen und doch die Stimme ihres Amadé! ‚Er hat wieder verspielt!' dachte sie. Die Türe ging auf. Er sah sie bloß an ...

„Amadé?" stammelte sie.

Sein Blick glitt über den festlich gerüsteten Tisch, den sie selbst mit Astern und Rosen geschmückt — streifte die lockenden Gerichte, die der Bediener mit wichtiger Miene eben herbeitrug. Sein Mund zuckte ... „Das hab' ich mir nit verdient!" sprach er leise.

Sie starrte ihn an, wie ungewiß.

„Das Essen mein' ich," lächelte er bitter. „So ein durchg'fallener Musikant!"

Sie wartete, bis der Speisenträger sich entfernt hatte. Kein Fremder sollte ahnen, wie schwer ihnen diese Stunde war. Beide Hände legte sie auf seine Schultern, sah ihm tief in die großen, traurigen Kinderaugen. „Ist dir so weh g'scheh'n, Amadé?"

„Der Salieri ist in die Hofloge befohlen worden ..."

„Und die — die anderen?" stammelte Frau Stanzi.

„Haben sich — gelangweilt bei meiner Musik!"

„Das bild'st dir ein. Und wenn, heut waren lauter müde oder hochmütige Leut' drin. Wart erst den morgigen Tag ab. Da gehen deine Prager hinein. Hast du Hunger — ?"

„Wie ein arm's Vieh!" sagte er.

„Dann komm!" Mit einer schier mütterlichen Sorge zwang sie ihn auf den Stuhl nieder, rückte ihm den Suppenteller zur Hand. „Red' jetzt nix — denk' an nix, als daß 's aus is und du wieder dir g'hörst."

„Jawohl," nickte er. „'s ist wieder einmal aus."

„Gott ... weg'n den neidigen Katzlmachern! Laß ihnen die Freud' ..."

Er sprach kein Wort, aß Löffel um Löffel seine Suppe, müde, stumm, wie ein armes, zu Tode beschämtes Kind. Wie nah ihm die Tränen sein mochten — sie ahnte es. Drum hob sie keinen Blick von dem eigenen Teller. Aber die Tränen, die er nicht weinte, brannten ihr auf dem Herzen und füllten die Seele des einfachen Weibes mit einem Weh, das sie die ganze Tragödie des Genies mitempfinden ließ.

Mit bebender Hand griff sie nach einem Kelchglas, goß es voll, bis an den Rand. „Die Zauberflöte“ — sagte sie. . .

„Justament!“ Seine Hand zitterte, als er mit ihr anstieß, aber sein Blick lag so tief und dankbar in dem ihren, daß sie fühlte: Ihm wird wieder wohl! Was tat es denn auch und wie lange noch konnt' es so weitergehen? Über jedes Kreuz kam zuletzt die Glorie her.

„Du wirst recht müde sein?“ fragte er nach einer Weile.

„Wollen wir hinaufgehen?“

„Geh du derweil,“ nickte er. „Ich hab' mit dem Neuwirt noch zu rechnen. Morgen fahren wir fort.“

Einen Augenblick war ihr, sie dürfe und dürfe ihn nicht allein lassen. Warum — wußte sie selbst nicht. Aber plötzlich besann sie sich eines anderen. Wenn sie ging, kam er nicht darauf, den alten Harfenisten heranzubitten, wie er ihr versprochen. ‚Das traurige G'spiel wär' heut nix für ihn,‘ dachte sie und ging, rasch, fast ängstlich. —

Als sie draußen war, legte er die Hand an die Glocke, wollte schellen, um sich die Rechnung geben zu lassen, wie er es versprochen. Aber plötzlich fiel sein Arm herab — seine Augen öffneten sich weit, sahen starr und wie gebannt nach einer Stelle . . . Es war die kaiserliche Loge, die er wieder vor sich sah und darin seinen Feind, den schlangenglatten, ewig lächelnden Salieri.

Auch dort war ihm der Arm so herabgeglitten, wie jetzt. Der Arm, der so unermüdlich den Taktstock geschwungen, so siegesfroh während der Fahrt nach dem Theater auf die seidenen Polster der Hofkarosse losgetrommelt. ‚Heute g'schieht's — justament — justament. Was der Salieri kann — trifft a Deutscher auch am End'!‘

Er legte die Hand vor die Augen. Wie war es denn — was wollte er denn?

Hinter ihm öffnete sich eine Türe. Leise, ganz leise streifte ein kühler Luftzug seine brennende Stirne. Hatte er am Ende doch geschellt und wußte es nicht mehr? Als er herumfuhr, stand der alte Musikant vor ihm.

„Der gnädige Herr wird entschuldigen,“ bat er in gutem Deutsch. „Aber drinnen war es schon so heiß. Und die Leute sind betrunken. Da wollt' ich hier hinaus ...“

Die Harfe hing ihm über der Schulter, schier hinfällig krümmte er sich unter ihrer Last. ‚Wo hab' ich nur meine Augen gehabt,‘ dachte Mozart erstaunt, — ‚daß mir der nicht geheuer erschien?‘ War es die Erzählung des Wirtes oder seine eigene Phantasie, die ihm diesen Streich gespielt? Wie der Alte da vor ihm stand, war er ein böhmischer Musikant, wie so viele andere. Der Blick seiner erloschenen Augen ging nach dem Tisch. Dort stand noch Wein. Die Bettelneige! Mozart begriff. Und weil er sich selbst plötzlich wie ein armer, abgespielter Musikant vorkam, stieg ihm ein wehes Mitleid an die Seele.

„Komm Er, komm Er,“ sagte er, „da ist noch etwas Wein. Und ein Bratenrest —“

Der Alte kaute an den Lippen, sah vor und hinter sich, dann wieder nach dem Glas.

„Er kann mir ja etwas vorspielen,“ meinte Mozart gütig. Er begriff nicht, weshalb der Blick des Alten ihm plötzlich auswich. Doch die knochigen Finger griffen nach dem Harfenstrang; mit einem festen Ruck setzte er das Instrument auf die Dielen. Über die Saiten glitt es wie der Hauch eines Tones. Windgestöhn und fernher schwebende Klagelaute mischten sich darin, und ein leises, drohendes Murren. ‚Wie wunderlich!‘ dachte Mozart, dessen Ohr selbst jedem Ton wie ein feinstes Instrument antwortete. ‚Der gebrochene Septimakkord, so ganz pianissimo ... der könnt' ein Motiv werden.‘

Mit eigener Hand rückte er einen Stuhl für den Alten zurecht. Der neigte das Haupt über die Harfe, strich mit der Linken die langen Silberfäden des Bartes zurück. Etwas Seltsames war in seinem Blick, und nun erst merkte Mozart, wie nah die Augen des Alten an die lange Hakennase traten. ‚'s ist doch ein unheimlicher Kerl,‘ dachte er er wieder. ‚Das Profil eines Raubvogels. Na, wird mich nit derstößen!‘ beruhigte er sich in gutem Wienerisch.

„Ich hab' heut schon soviel tolles Zeug durcheinander gespielt,“ begann der Musikant. „Tolles und dummes Zeug, und der Herr ist ein Meister, wie man mir sagte.

Da möcht' ich mich gern ein bißchen zeigen. Unsere Lieder sind schön?"

Sein Ton stieg wie zu einer Frage an. Mozart lehnte sich zurück, nickte ihm zu. Schon spielte er — spielte und sang dazu.

„Sie treten mich mit Füßen,
Und ich zieh' sie doch hinab —
Mit Blumen muß ich sie grüßen,
Und sang' mir sie doch ins Grab.

Über mich hin geht ihr Reigen,
Das tolle und laute Fest —
Ich lad' sie zum ewigen Schweigen,
Eiapopeia — die lustigen Gäst'!

Die Erde, die stumme, alte,
Die sie sehen und doch nie sehn —
Sie fühlen nicht, daß ich sie halte,
Soweit ihre Füße gehn ..."

Er griff noch einen letzten Akkord, sah empor ...

„Das ist ein merkwürdiges Lied!" sagte Mozart leise. „Da, nehmt!" Er füllte ihm ein Glas, reichte es über den Tisch hinüber.

„Nur wenn Ihr mir Bescheid tut, Herr!" entgegnete der Alte unterwürfig. Mit einem leichten Nicken trank Mozart ihm zu. „Ein merkwürdiges Lied," wiederholte er, wie gebannt von dem Gehörten. „Und noch mehr darin, als man gleich herausfühlt. Das geht einem dann nach."

„Ja," sprach der Alte. „So sind alle unsere Volkslieder. Blumen aus der Erde. Aber" — und seine Stimme wurde plötzlich zu einem geheimnisvollen Geraun — „was dieses eine betrifft ... gerade dieses eine. Das ist nicht bloß traurig — da ist noch etwas drin —"

„Hohn!" erwiderte Mozart leise. „Hohn und eine Bosheit, die heimlich frohlockt!"

„Dieses ‚halte', nicht wahr?" fragte der Alte. Hatte er dabei aufgelacht oder plötzlich und wie von ungefähr einen Akkord gegriffen? Mozart wurde sich nicht recht klar darüber, aber mit einemmal war ihm, als dürfe er nun dem Alten nicht ins Antlitz schauen, um Gottes willen nicht! Sollten sich ihre Blicke nicht Dinge erzählen, vor denen ihm graute.

Leise, ganz leise tönte die Harfe weiter ...

„Hohn und Bosheit, ganz richtig," kam es über den Tisch herüber. „Und darum hab' ich auch mein ganzes Leben lang soviel nachgedacht über dies Lied! Denn was schlingt die Erde nicht alles hinab — wie? Was und wen! Arm und reich und Lieb und Haß und Alter und Jugend und Weise und Narren. Hätt' die Erde nun eine Stimme — was könnte sie sonst tun? Lachen müßt' sie! Höhnisch und boshaft lachen. Das hat der gehört, der dies Lied gemacht hat. Alle müssen sich vertragen da unten, und wenn unser Herrgott nicht recht feine Ohren hat —"

Er lachte, schob sein Glas wie ungefähr an das Mozarts heran. „Und wißt Ihr, was noch in der Erde ist?"

„Nun?" Es kam leise zurück, leise, fast gehaucht. Er hatte nicht fragen wollen, um Gottes willen nicht. Aber etwas saß in ihm, das stärker war.

„Der Tod!" zischelte der Alte. „Der leibhaftige Tod. So wahr der Herr und ich leben!"

Mozart versuchte zu lächeln. „Ach, geht!"

„Der Herr glaubt mir nicht? So will ich dem Herrn etwas erzählen. Da hab' ich einmal zu einer Hochzeit aufgespielt — bei einem Bauer war's, da um Strakonitz herum. Die Tafel war im Freien gedeckt. Die Braut selbst half bedienen. Wie sie den Leuten so vorschnitt, ritzt sie sich die Fingerchen ... Wie ein Spaß war's, kaum ein Tropfen Blut kam heraus. Sie lacht bloß und greift nach einer Erdbeere, die zwischen den anderen Früchten lag — rot, groß, ungewaschen, wie es bei den Bauern eben ist. Gerad nur ein Stäubchen Erde hing an der Beere. Was geschieht? Nach zwei Stunden liegt das Bräutchen im Starrkrampf. Und zwei Tage später hab' ich in der Kirche für sie aufgespielt. Zum letzten Tanz, Herr! In dem kleinen Stäubchen Erde, das sie mit dem wunden Finger berührte, saß der Tod. Der ganze, kalte Tod, Herr!"

„Unsinn!" Mozart lachte geärgert.

„Doch, doch!" flüsterte der Alte. „Und ist es anders möglich? Nichts als Leichen gibt man ihr hinab und immer und immer wieder Leichen. Daher hat sie dieses Gift in sich — das die Menschen starr macht und niederwerfen kann, bei lebendigem Leibe! Das muß man gesehen haben, Herr!"

„Trink!" sagte Mozart rauh.

„Nur wenn auch der Herr ..." Dem Meister schien, als züngle ein Blick frohlockenden Hohns in den toten Augen des Alten auf — das reizte ihn.

„O —“ Er lachte. „Nun soll mir der Wein erst recht schmecken.“

Er zog die Flasche heran, sie war leer. „Wirt!“

Es tat ihm förmlich wohl, sich selbst zu fühlen. So eilte er nach der Tür des Nebenzimmers, in dem er den Herbergsvater wußte. „Eine frische Flasche, Wirt!“

Als er zurückkehrte, war das Glas des Musikanten fast geleert, und wie die beiden Gläser nun aneinander standen, hätte er nicht mehr sagen können, welches eigentlich das seine war.

Der Wirt trat ein, entkorkte die neue Flasche, goß die Gläser bis an den Rand voll, ohne zu beachten, daß sich in jedem noch ein kleines Neiglein befand. ‚Welches war nun das meine?‘ dachte Mozart. Da griff der Alte nach dem einen, er würde sich's ja wohl gemerkt haben! Mit einem freundlichen Nicken trank Mozart ihm zu — trank sein Glas aus, bis auf die Neige. „Die Musik!“ Er lächelte dabei. Und der Alte, die dunklen Augen fest und starr auf ihn gerichtet, lächelte wieder: „Die Musik!“

Zugleich erhob er sich, zog wie in plötzlicher Beflissenheit wieder sein Instrument hervor. „Wenn der Herr es wünscht ... ich spiel' auch etwas Lustiges auf.“

„Glaub' Er nur ja nicht, daß Er mir die Laune verdorben!“ lachte Mozart souverän. „Im Gegenteil. Wenn Er noch etwas dergleichen hat in Seinem Repertoire — so zwei landfahrende Musikanten wie wir, die lachen dem Freund Hein geradeswegs ins Gesicht, gelt? Was könnt' er einem denn auch nehmen, wo einem das Leben ohnedies nichts gelassen?“

So scherzte er, wunderte sich aber baß, wie groß er tat und und so ganz anders, als ihm eigentlich zumute war. Mit einemmal wußt' er auch warum. Der Salieri war bei dem Alten gewesen, kam morgen vielleicht wieder, wenn er schon unterwegs nach Wien war. Die Freud' sollt' er nicht haben, von dem Böhmaken zu hören, der Mozart sei traurig und kleinmütig gewesen!

Der Alte griff einen Akkord, hob noch einmal das Haupt, sah ihn wie prüfend an und dann an ihm vorüber. ‚Alter Walzenbruder,‘ dachte Mozart, ‚mich kennst du nicht aus!‘ Und wieder lächelte er und füllte sein Glas.

Da kam ein Akkord ...

Eigentlich war es eine Disharmonie. „Das tut einem ja bis in den Magen hinunter weh!“ scherzte Mozart halblaut. Oder ...? Einen flüchtigen Moment lang hatte er in der Tat die Empfindung eines leisen, körperlichen Unbehagens gehabt. So ein Zusammenkrampfen der Eingeweide, ein jäh hervorbrechender, leichter Schweiß. Doch es ging vorüber, und schon hörte er wieder nur mehr das Spiel und den Gesang des wunderlichen Landstreichers.

Was zitterst du so, meine Seele,
Du Vöglein, nackt und klein?
„Eine große, große Hand hält mich feste —
Mit Fingern, kalt wie Stein.“

Warum fliegst du nicht in die Sonne,
Mein Vöglein, bang und bloß?
„Ich tät es so gern, ach so gerne,
Doch die Finger lassen nicht los!“

Du siehst doch vom Morgen zum Abend,
So fröhlich und blühend die Welt —
„Ich seh' sie und kann mich nicht freuen,
Weil der Tod so feste mich hält!“

Ein leises Nachspiel folgte, zuletzt wieder jener Akkord. Brutal, schrill, wie ein derbes, würgendes Zugreifen.

Mozart sprang auf. „Mir ist der Atem ausgeblieben. Das ist von der vielen Plag' heute. Sonst“ — er machte einen letzten Versuch, zu lächeln ... „Ihnen könnt' ich bis in den Morgen hinein zuhören!“

„Euer Wohl, Herr!“ Der Alte dienerte unterwürfig. Als Mozart sich, schon in der Türe, noch einmal nach ihm wandte, stand er, an seine Harfe gelehnt, das Glas in der Hand ...

„Hast du mit dem Neuwirt soviel zu rechnen gehabt?“ fragte Frau Stanzi, als er gegen Mitternacht hinaufkam.

„Mir war nicht recht wohl,“ wich er aus. „Da hab' ich ein Flascherl mehr getrunken!“

„Aber jetzt?“ forschte sie besorgt.

Er kam ins Licht, und sie merkte, daß in seinen Augen ein ganz eigener Glanz war. Ein fast unheimliches Feuer. Die Pupille weit, groß, starr ...

„Jetzt bitt' ich dich, recht brav und still zu sein,“ bat er. „Ich will noch etwas an dem — dem Requiem machen!“

„Jetzt? Wo wir in aller Früh fortsollen und du nicht eine Stunde Ruh' dir gegunnt hast, die ganze lange Zeit?“

„Ich tu', was ich muß!" kam es kurz zurück. „Sag' du einem Motiv, es soll einschlafen, wenn mir die Ohren davon klingen."

Basta. Sie kannte seine Art. Und müde, wie sie war, schlief sie ein und ließ ihn gewähren.

Als sie frühmorgens, zur Abreise bereit, in den Wagen stiegen, hielt ihr Mozart die rechte Hand entgegen. „Schau, was ich da hab'!"

„Mein Gott," schrie sie auf, „die ist ja hoch ang'schwoll'n. Hast du dir wehtan?"

„Kann sein — im Schlaf," meinte er. „Aber weh tut's nit."

Und wie er, schon im Wagen, so auf die eigene Hand niedersah, kam es ihm selbst ganz wunderlich für, woher ihm das wohl so plötzlich angeflogen? Nachdem dieselbe Hand doch bis spät nach Mitternacht fein und zierlich die Noten und Stimmen zu Papier gebracht, in denen das Weltgericht über die Erde niederging. (Schluß folgt.)



König Cophetua.

Eine Ballade von Hans Haebe.

In taufeuchter Nacht, da süß der Gesang
Der Nachtigallen den Wald durchklang,
Da zarter Mondschein mit keuscher Hand
Um die Erde hüllte das nächtige Gewand,
Da alles duftete sehnsuchtsvoll,
In süßem Erwarten seliger Gnade
Die schwellende Liebe drängte und quoll —
Ging König Cophetua einsame Pfade.

Sein Auge war still und grau wie das Meer,
Wie Wolken lagen die Brauen drüber her,
Das Haupt gesenkt, von der Krone bedrückt,
In dunkelm Sinnen, der Welt entrückt...
O König! O König! Dein Fuß verirrt
Sich nimmerrastend auf dunkeln Stufen!
Bald bist du allein, und niemand wird
Aus einem warmen Munde dich rufen!

Und weiter der König wandert und sinnt,
Die Sehnsucht verschmähend, der Liebe blind.
Da tritt, wo der letzte Weg sich verlor,
Aus den Stämmen ein Bettlerweib hervor.
„O Herr, ich leide so bittere Not,
Und niemand ist, der mich Verschmachtende labe!"
„Was soll ich dir geben?" „Dein Herze rot,
Dein rotes Herze als köstlichste Gabe!"

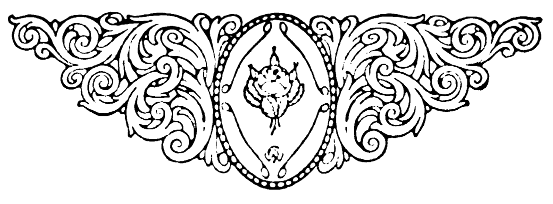
Fremd sah der König des Weibes Gesicht,
Sein Auge, sein graues, lächelte nicht,
Mit schwerem Blicke maß er das Weib,
Und nahm sich das Herz aus seinem Leib.
„Sieh, es ist kalt wie ein Marmelstein,
Es zuckt nicht in meinen weißen Händen —"
Das Weib erglühte: „Nun ist es mein,
Und alle Liebe will ich verschwenden!

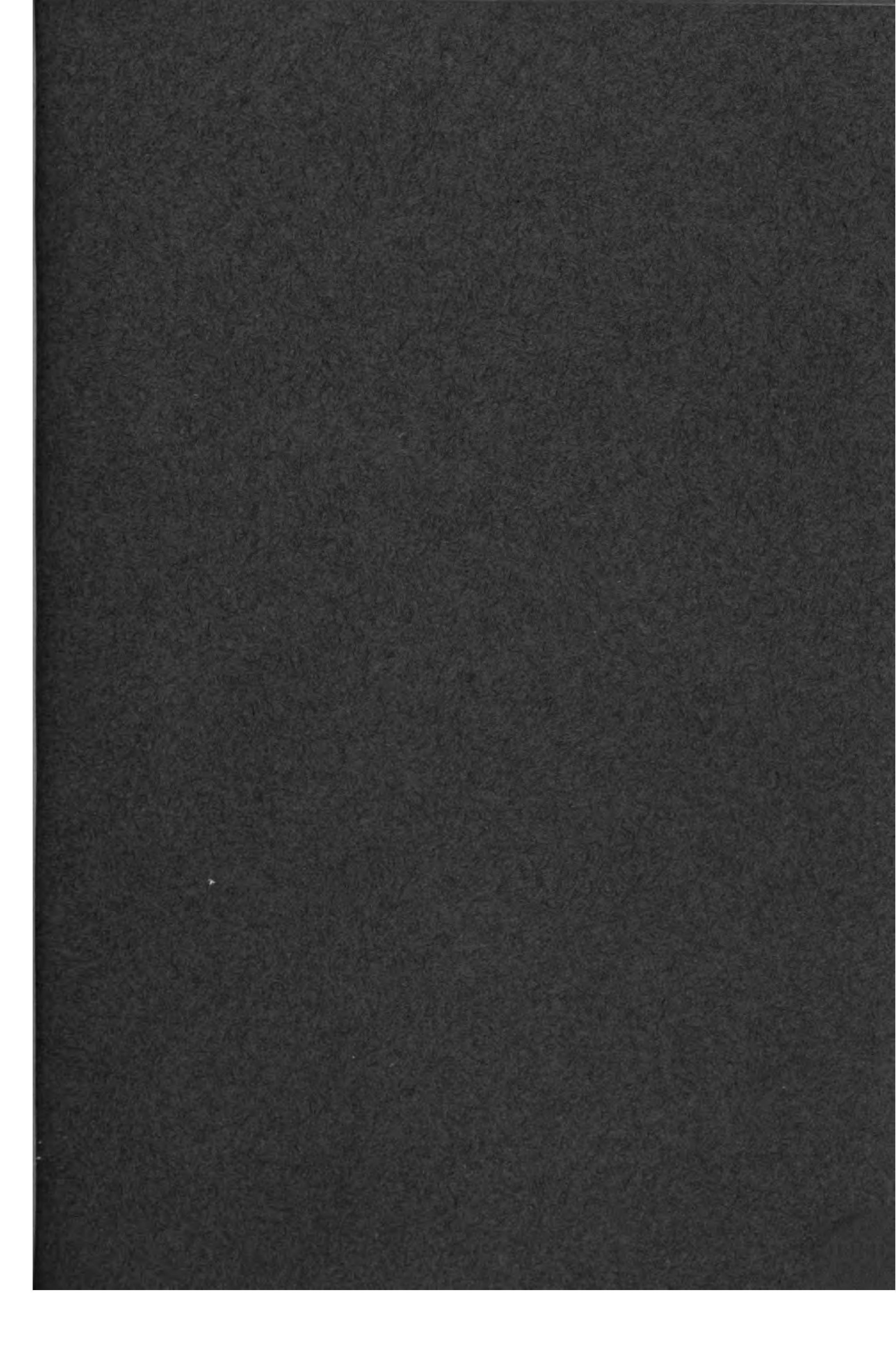
O sieh, es lebt, es atmet und schlägt,
Wie meine bebende Hand es trägt;
Hinüber in seine Adern so kalt
Strömt meiner Liebe Zaubergewalt!
Du gabst mir einen köstlichen Hort,
Sein will ich hüten, in Andacht ihn pflegen —"
Und unter der Liebe süßsehnendem Wort
Übertaute ihn göttlicher Segen.

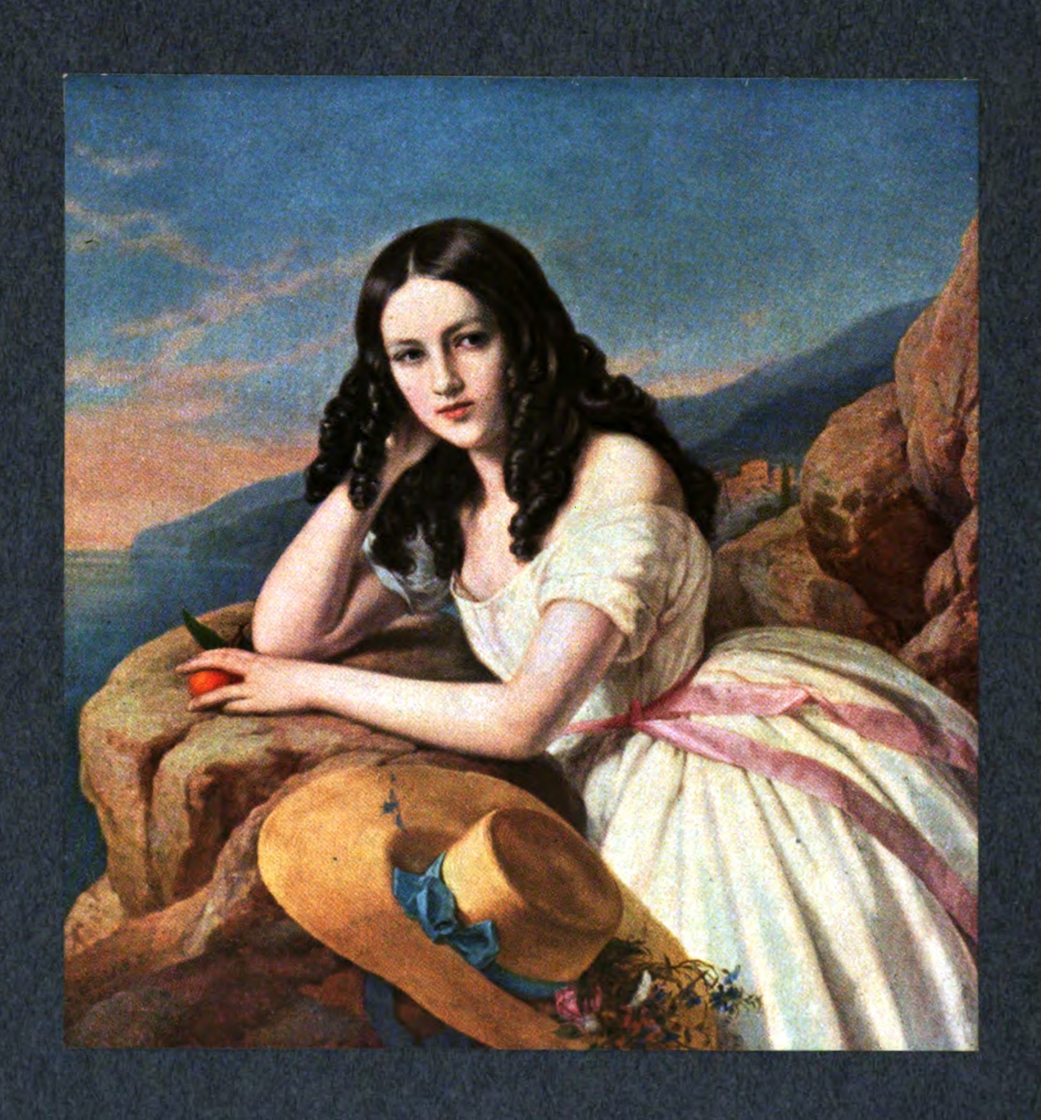
Die Augen wurden ihm aufgetan,
Er blickte die Bettlerin staunend an,
Er sah ihre Augen so leuchtend klar —
Da ward das Wunder ihm offenbar.
Hell jubelte er in seliger Lust,
Aus brennenden Augen sproßten die Tränen,
Und weinend barg ihn an ihrer Brust
An ihrem Herzen erlösendes Sehnen.

„So gib mir wieder, was du mir nahmst,
Als Gabe heischend du zu mir kamst,
Gib wieder, o Weib! Denn köstlich bebt
In deiner Hand mein Herze und — lebt!"
Er nahm das Herze aus ihrer Hand —
Doch nimmer konnt' er die Hand verlassen.
Die Hand, die milde, erlösende Hand
Führte er selig durch Stadt und Gassen,

Führte er selig bis hin vor sein Haus,
Mitten durch Volkes Gemurr und Gebraus,
Mitten durch seiner Diener Gelach' —
Trat mit ihr in sein Königsgemach.
„Nun bleibe du mein! Aus Qualen und Not
Hast du geleitet zu himmlischen Wegen!
Mein Herze betteltest du vom Tod —
Und bis er es fordert, sollst du es pflegen!"







Constanze von Bülow.

Gemälde von Carl Begas
vom Jahre 1845 in Schloß Tegel bei Berlin.

Gartenansicht des Herrenhauses. 

Schloß Tegel. Von J. Höffner.

Mit vierundzwanzig Originalaufnahmen von Hermann Boll in Berlin.

Es glänzt ein stilles weißes Haus
Aus stillen grünen Kronen,
Auf seinen Warten ruhen aus
Die Winde aller Zonen.

Auf ihrem Hauch ein edler Klang
Hat sich hinausgeschwungen,
Von Meer zu Meer grüßt ihn Gesang,
Gesang in allen Zungen.

Im Hause sind Gemach und Saal
Gefüllt von Glanzgestalten,
Die in vergangner Tage Strahl
Die stumme Wache halten.

Die Marmorlippen scheinen sich
Just aufzutun wie Blüten,
Erhobne Hände feierlich
Ein heilig Gut zu hüten.

Goethe hat sich einmal in seinem bekannten Gedicht über Schmidt von Werneuchen über die Musen und Grazien in der Mark in nicht eben graziöser Weise lustig gemacht. Obwohl er doch selbst bestrebt gewesen ist, einen Strahl hellenischer Anmut, klassischer Hoheit festzuhalten auf dem Thüringer Boden, der ihm Undankbaren für die doch oft besungenen Lieblichkeiten anmutiger Tale, neubegrünter Haine karg und arm vorkommt gegen die schwellenden Schönheiten des transalpinischen Landes. Aber es ist ihm nicht entfernt mit dem glücklichen Takt gelungen, Griechentum und heimische Umwelt zu vereinen wie einem anderen, der zu seinen größten Verehrern zählte: Wilhelm von Humboldt.

Man muß Goethe allerdings die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er mit den gegebenen Verhältnissen rechnen, seine Kunstwerke in teilweise wenig geeigneten Räumen von schlechter Perspektive und unvorteilhaften Abmessungen zur Aufstellung bringen mußte, indessen der andre ihnen einen würdigen Ort schaffen konnte, wobei ihn kein Geringerer als der so tief in das Wesen der Antike eingedrungene Schinkel unterstützte. So sind, eingeflickt in ein altes Bauwerk und doch organisch mit dem Bestehenden zu einem harmonischen Ganzen verbunden, in Tegel Räume entstanden, die bei aller klassizierenden Einfachheit der Zeit in Abmessungen und Verhältnissen der Hoheit der Kunstwerke, die sie umschließen, würdig sind.

Dadurch ist auch der museumartige

Charakter, der solchen Privatsammlungen so leicht anhaftet, aufs glücklichste vermieden und die wahre Bestimmung als Wohn- und Empfangsräume in jeder Beziehung gewahrt. Besonders der große Antikensaal mit der unter der Bezeichnung Gallier (Palazzo Buoncompagni, Rom) bekannten Kolossalgruppe bietet ein glänzendes Beispiel von gelungenster Raumausnutzung und vortrefflicher Anpassung der einfachen Empireeinrichtung. Durch pietätvolle Bewahrung und mit wirklichem künstlerischem Takt bei den dem Bedürfnis der zeitlichen Anforderungen gebrachten Veränderungen ist es in der Tat gelungen, „vergangner Tage Strahl" in einer Weise festzuhalten, die vielen berühmteren Stätten zum Vorbild dienen könnte.

Das Schloß Tegel war früher ein kleines Jagdhaus des Großen Kurfürsten und kam in den Besitz der Humboldtschen Familie. Die Eltern des berühmten Brüderpaares benutzten es als Sommeraufenthalt, da die beschränkten Räumlichkeiten für ein ständiges Quartier kaum ausgereicht hätten. Die Familie war ein altes Adelsgeschlecht, das in den hoch begabten Brüdern Alexander und Wilhelm seine höchste Blüte erreichen sollte. Was beide Humboldts, Alexander als Naturforscher, Geograph, Schriftsteller, Wilhelm als Sprachforscher, Diplomat, Erzieher und Pädagog (als Unterrichtsminister) geleistet haben, ist Gemeingut jedes Gebildeten und im übrigen leicht erreichbar in den Lexicis festgelegt. Was beide aber in ihrer Erscheinungsform so überragend macht, ist der besonders bei Wilhelm zur höchsten Blüte gediehene Drang nach Bildung, nach vollkommener Harmonie, die sein ganzes Wesen durchleuchtete und namentlich den Greis Wilhelm von Humboldt zu einer Gestalt erhöht, auf die man das Wort seines Bruders über Karl August von Sachsen-Weimar in seinen letzten Tagen anwenden kann: von einer Lucidität, wie bei den erhabenen, schneebedeckten Alpen. Dieses Ausstrahlen eines abgeklärten Geistes, das so groß war, daß es auch dem gewöhnlichen Menschenschlag nicht entgehen konnte, hat dem Al-



Antiker Brunnen im Atrium des Herrenhauses.



Blick in das Arbeitszimmer.

ternden dann nach seinem Lieblingsaufenthalt den Beinamen „Der Philosoph von Tegel“ eingetragen. Ähnlich wie Schiller, für den er die lebhafteste Verehrung empfand, ist auch Wilhelm von Humboldt als Persönlichkeit größer als in irgendeiner seiner zahlreichen Begabungen. Es war ihm das Glück geworden, in Karoline von Dachröden, der Freundin der Schwestern Lengefeld, eine Frau zu gewinnen, der er Unendliches verdankte, wie er anzuerkennen nicht müde wird; ebenso wie die Frau durch ihn aus einem unausgeglichenen, nach allen Seiten beengten Mädchen, dessen Drang nach „einem Höhern, Weitern, Unbekannten“ sogar zu recht mißverständlicher Beurteilung Anlaß gab, zu einer der harmonischsten und liebenswürdigsten deutschen Frauen entwickelt ward. In ihren von einer Urenkelin herausgegebenen Briefen hat sich das schönste Denkmal einer Ehe erhalten, von deren beiden Teilen man in Wahrheit mit Conrad Ferdinand Meyers Worten sagen kann:

Die erste gibt, sie wird zu reich,
Der zweiten wallend ihre Flut,
Und jede nimmt und gibt zugleich
Und strömt und ruht.

Nachdem das junge Paar anfangs auf dem schwiegerväterlichen Gut Burgörner einsam gelebt hatte, wobei nur die Beziehungen nach Weimar und Jena Anregung brachten, ging es 1797 mit den drei inzwischen geborenen Kindern auf ausgedehnte Reisen in Frankreich und Spanien, die seinen Horizont erweiterten und seinen Kunstsinn anregten. Nach einigen Jahren entschloß sich Wilhelm von Humboldt, in den Staatsdienst zurückzukehren; er erhielt die Stellung eines Gesandten beim Vatikan. Was diese Zeit „unter schönerem Himmel“ für so empfängliche Menschen bedeutet hat, sieht man am klarsten aus der Schöpfung dieser Jahre, der Tegeler Kunstsammlung. Aus kleinen Anfängen erwuchs der Plan des „Museums“, wie die Gatten es nennen. Die treibende Kraft hierbei scheint Karoline gewesen zu sein, indes Wilhelm mehr im Genuß des Erworbenen glücklich war. Auch nachdem Wilhelm in das preußische Kultusministerium berufen worden war, nach schwerem Abschied von Rom, wohin er zu glücklicherer Zeit wiederzukehren hoffte, setzte Karoline, vorläufig zurückbleibend, die Sammlung fort und beschloß sie aufs glücklichste.

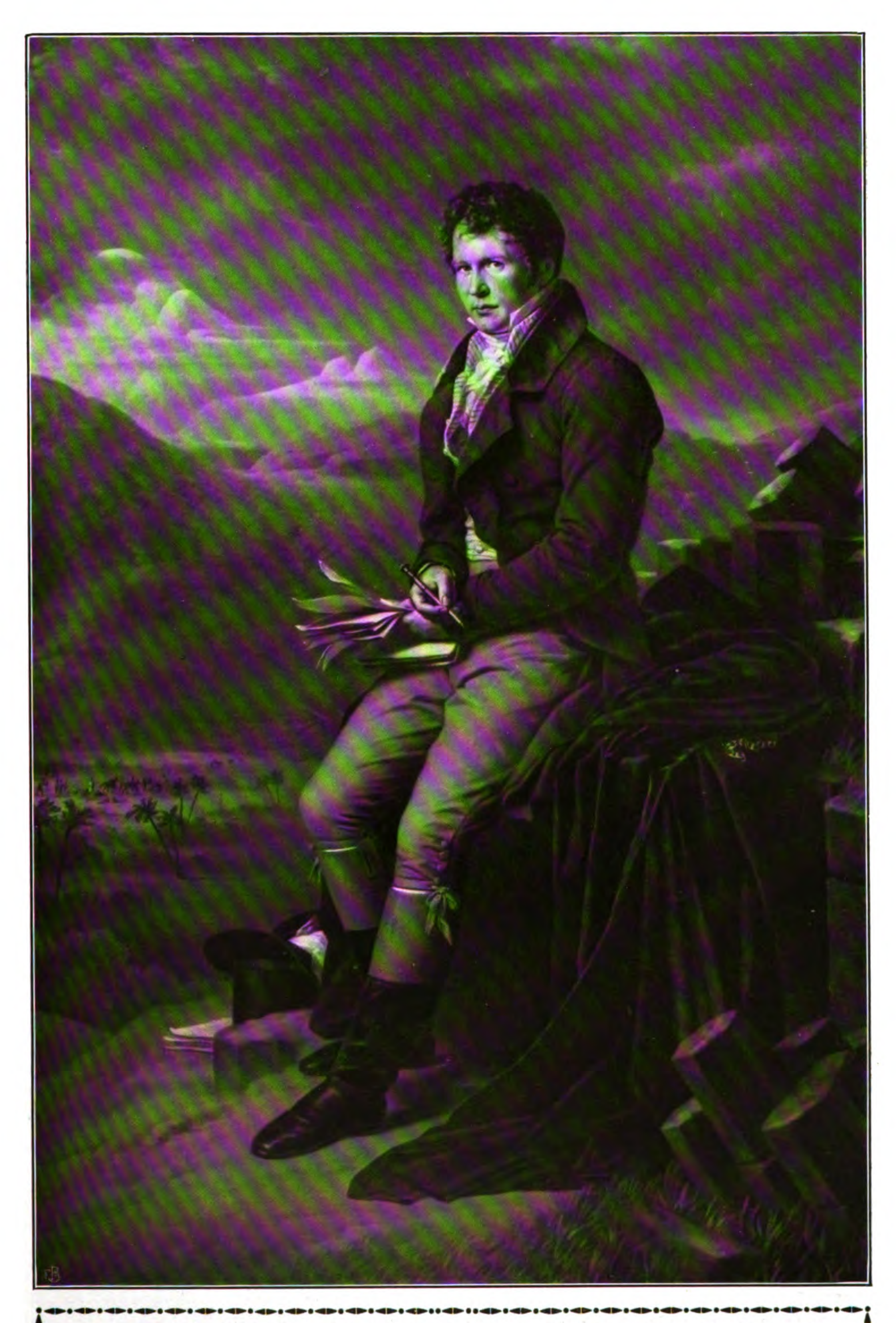
Vor allem wirkt Tegel heut durch den Kontrast. Bis dicht heran an die stillen grünen Wipfel des naturhaft gehaltenen Parks reckt die Riesenspinne Berlin ihre Fangarme; schlechtes Pflaster, Armeleutehäuser, Kasernen, Gefängnisgebäude, rasselnde, gellende Straßenbahnen begleiten den sandigen Weg in die doch sonst an schönen Ausflügen so reiche Umgegend Berlins.

Endlich vermitteln einige villenartige Häuser, in Grün gebettet, freundlichere Eindrücke, und am Eingang des kühleren Parks liegt das einfache Herrenhaus. „Das Gebäude," schreibt Humboldt in jenen berühmten, unbegreiflich ruhevollen Briefen an eine Freundin, „war ein Jagdhaus des Großen Kurfürsten, das nachher an meine Familie kam. Wegen seiner Kleinheit und da es noch ein Dorf Tegel gibt, heißt es in der Gegend das Schlößchen Tegel." Er setzt in seiner Vornehmheit der alten Schule, die leider immer seltener wird, hinzu: „Jetzt fangen die Leute an, es Schloß zu nennen. Ich habe das nicht gern. — Das Tegelsche Haus ist bequem und eigentümlich. Das dankt es dem Baumeister, dem ich freie Hand gelassen. Mein größtes Verdienst bei dem Hause ist, daß ich nicht meine eigenen Ideen in den Bau gemischt habe." Die Giebel des Hauses sind nach Wilhelm von Humboldts Idee, die Schinkel bereitwillig aufnahm, mit schönen Reliefdarstellungen der acht Winde, nach den Skulpturen an dem Horologium des Andronikus von Kyrrhos in Athen, dem Turm der Winde, sehr glücklich geschmückt.

Zu Humboldts Zeiten muß Tegel noch ungleich größere landschaftliche Reize aufgewiesen haben als jetzt. „Der kleine Ort, den ich hier bewohne," sagt er, „ist vorzüglich gemacht, alle Reize zu zeigen, welche schöne und große und mannigfaltige Bäume durch alle wechselnden Jahreszeiten hindurch gewähren." Zwar die „alten und breitschattigen, die um das Haus herumstehen und es wie mit einem grünen Fächer umziehen", sind nicht mehr die, auf denen Humboldts Auge weilte. Sie sind gefallen, aber neue sind herangewachsen und hüllen das Arbeitszimmer in den nämlichen grünen Schatten. Auch der Park zeigt noch sein „dichtes und dunkles Gebüsch", aus dem die Finken und Amseln zutraulich über den Weg hüpfen; die Sonne streut Gold durch dichtes Laub, und die Bäume, die er



Bildnisse von Adelheid und Gabriele von Humboldt.
Gemälde von Gottlieb Schick.



Alexander von Humboldt. Gemälde von Karl v. Steuben, 1812 in Paris gemalt.
(Im Hintergrunde der Chimborasso nach eigner Aufnahme des Dargestellten.)

so liebte und über die er schöne und tiefe Worte gesagt hat, stehen wie vor hundert Jahren, „Symbole der Sehnsucht, fest und beschränkt in den Boden gewurzelt und mit den Wipfeln, soweit sie nur können, sich hinausbewegend über die Grenzen der Wurzeln". Aber die Felder, über die „in mehreren Richtungen Alleen gehen, die einzelnen Fruchtbäume in Weinbergen und Gärten ringsum und der dichte Wald, der den See umkränzt", haben anderen Bildern Platz gemacht.



Nymphe. Antike Marmorskulptur.

Gleich der Eintritt in Schloß Tegel ist wohltuend. In dem rechtwinkligen Vorraum, dem Atrium, steht grünüberflutet der Pozzo, den jeder Leser der Humboldtschen Briefe kennt, und aus dem Innern des Brunnens, aus dem die Römerin mit dem Strick, dessen Spur Karoline von Humboldt noch in einem tiefen Einschnitt feststellte, das Wasser heraufwand, quellen jetzt die Ranken und Blüten. „Der Himmel weiß," schreibt Wilhelm, „durch welche Umstände dies Stück in Rom in eine Klosterkirche gekommen war. Die Legende sagt, es sei derselbe Brunnen, in dem der Papst Calixtus den Märtyrertod erlitten habe. Man hielt sogar das Wasser für heilbringend. Indes wollte das Kloster diesen Marmor verkaufen, und so erhielt ich ihn." Der Brunnen war, wie Karoline schreibt, von „der schönsten Bildhauerarbeit — aber sehr verdorben". Es wurde lange darüber debattiert, ob man ihn restaurieren lassen sollte. Einige sehr feinfühlige Künstler und Kunstverständige waren dagegen, indem sie das Interessante gerade dieses torsohaften Zustandes eines „selbst in seiner Delabrierung einzigen Kunstwerks" hervorhoben. Thorwaldsen dagegen war für die Ausbesserung, und seine Stimme gab den Ausschlag. Thorwaldsen hatte Rauch vorgeschlagen, man wandte sich aber schließlich an einen römischen Bildhauer Franconi. Karoline, — denn sie hatte, da Humboldt nach Deutschland berufen wurde, den Kauf abgeschlossen, — ging mit viel Verständnis zu Werke. Der Künstler führte die Restauration, ohne an das Antike zu rühren, zunächst in Stuck aus, unterwarf sich dem Urteil der Kunstverständigen und erst nach deren allseitiger „Approuvation" sollte die Ausführung in Marmor und danach die Bezahlung in drei Raten erfolgen. „Auf diese Weise," schreibt die umsichtige Frau, „kommt uns der Pozzo freilich auf 400 Skudi zu stehen — die Ergänzung kostete 250 Skudi, also mehr, als das ganze Original — aber es ist dann auch eine einzige Sache, und wir könnten ihn, wenn wir es je wollten, fürs Doppelte verkaufen." Es berührt überhaupt bei der ganzen Kunstkorrespondenz der Humboldts überaus sympathisch, sie, deren Hand und Tisch jedem Bedürftigen und geistig Ebenbürtigen stets offen stand, selbst in den bedrängtesten Zeiten des allgemeinen finanziellen Tiefstandes, bei dieser ihrer persönlichsten Freude immer wieder vorsichtig erwägen zu sehen, ob die Verhältnisse es auch gestatten, solche, obwohl immer relativ bescheidenen, Summen ihrer Liebhaberei zu opfern. Besonders Karoline ist sehr rührend in ihren eifrigen Entschuldigungen, wenn sie, die eine so begeisterte Kunstverehrerin und feinsinnige Kennerin war, — Kennerin in ihrer richtigen natürlichen Intuition, nicht nach langatmiger Gelehrsamkeit, — den Erwerb jedes Stückes erklärt und mit Hinblick auf den Wertzu-

wachs als berechtigt, ja geboten darstellt, — worin sie sich auch keineswegs verrechnet hat. Nicht allein, daß die nicht umfangreiche, aber vornehme und mit bestem Geschmack ausgewählte Sammlung den Namen der Besitzer, wie Wilhelm gelegentlich schreibt, „verherrlicht“ — obwohl Menschen von den hohen geistigen und gemütlichen Qualitäten beider Gatten hierauf nicht angewiesen waren — sie gereicht der Familie für alle Zeiten zur Ehre. Sie stellt auch ein beständig wachsendes Kapital dar, dessen wirklichen Wert erst eine Verkaufsnotwendigkeit klarlegen würde.

Humboldt teilte die Freude seiner Frau an den so günstig durch den römischen Aufenthalt ermöglichten Erwerbungen. „Wir müssen etwas ans Museum wenden,“ erklärt er mehr als einmal, „es ist ein schöner Besitz, und wollte man es einmal veräußern, ein wirklicher Reichtum ... Trotz unserer Armut (1809) laß ja nicht ab, ich bitte Dich herzlich, immer noch etwas zu tun ... Es ist immer noch möglich, für wahre Kleinigkeiten etwas zu tun. Es kommt nur darauf an, den Geschmack am wahren Großen zu haben, den Du hast und der den übrigen fehlt, um beim Schönsten selbst gar keine Konkurrenz zu haben.“ Mit dem Kauf einer Grazie hatte es angefangen, und seitdem war unter „Karolinens Herrschaft“ viel dazu gekommen. Der Gatte erklärt zwar gelegentlich im Hinblick auf die Lage Preußens: „Unsere Umstände erlauben uns für jetzt nicht weiter zu gehen. Alles in der Welt ist jetzt sehr mißlich. Kommen wir gut aus dem Schiffbruch heraus, so haben wir schöne Sachen, die uns großen Genuß gewähren. Bleiben wir drin, so ist es möglich, daß uns das Museum einmal rettet, denn wir kaufen im ganzen doch wohlfeil.“ Aber ein andermal schrieb er dann wieder: „Ich jammere, Dir nicht mehr Geld schicken zu können. Sonst wüchse das Museum gewiß noch sehr... Wenn wir nur für den Augenblick mehr bares Geld hätten, so machte ich sehr gern den Kauf, von dem Du schreibst. Sehr dafür bin ich. Aber, daß ich es jetzt borgen muß, ist freilich wahr. Ich werde sehen, ob sich vielleicht doch hier eine Gelegenheit zu der Summe fände, die nicht zu ruinös wäre.“

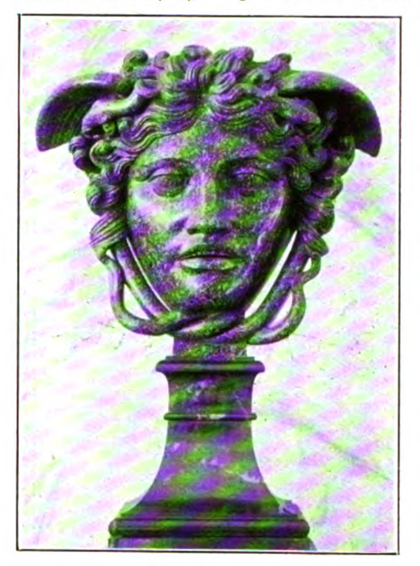


Gallier. Kolossalgruppe im Antikensaal.

Nach diesen verständigen Grundsätzen ist es wirklich gelungen, gerade in jener

Zeit eine einzigartige Sammlung mit mäßigen Kosten zusammenzubringen. Humboldts Stellung als Gesandter beim päpstlichen Stuhl trug auch viel zum glücklichen Gelingen bei: der Papst war ihm gewogen und gewährte gern die nicht immer leicht zu erlangende Erlaubnis zur Ausfuhr der Kunstwerke.

Der nämliche richtige Takt leitete das Paar übrigens auch bei dem Erwerb moderner Sachen. Die von ihnen erworbenen oder auf Bestellung geschaffenen Skulpturen und Gemälde gehören zu den besten der Zeit.



Medusenhaupt. Antike Porphyrskulptur.

Diese Bemerkungen mögen dem Eintritt in die eigentlichen Räume vorangehen.

⌘ ⌘ ⌘

Nach links öffnet sich das Arbeitszimmer Humboldts, ein weiter, durch das milde grüne Dämmerlicht und die noch den Geist des Bewohners atmende Einrichtung unübertrefflich behaglicher und würdiger Raum, der im Hinblick auf Goethes kahles und unwohnliches, Schillers dürftiges Arbeitszimmer fast bedauernde Gefühle erweckt, so wert wäre es, dieses einfache und edle Gemach, Werkstatt eines der großen schöpferischen Genies gewesen zu sein. Aber freilich, die Klassiker haben für ihre Werke gearbeitet, während Humboldts Kunstwerk, wie seine Urenkelin, Frau von Sydow, sehr treffend bemerkt, er selbst ist. Hier in diesem Zimmer hat auch die Krone der Sammlung, ein weiblicher Torso aus der Blüte hellenischer Kunst, Platz gefunden.

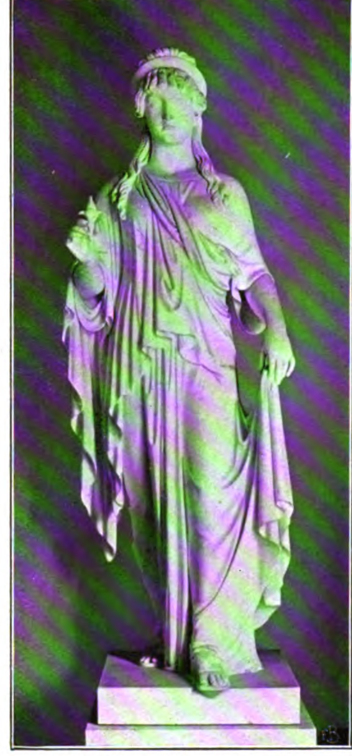
Nach rechts führt die Treppe zu den Wohnräumen empor, in denen die Enkelin der Humboldts, auf deren klaren Zügen die Schönheit ihrer Mutter Gabriele weiter lebt, im Sinn und Geist der Großeltern waltet. Mit erstaunlich glücklichem Instinkt sind hier weitere Kunstwerke zur Aufstellung gelangt, die zu Humboldts Zeiten in der Stadtwohnung waren, denn in Tegel hatte er, wie er seiner Freundin Charlotte Diede versichert, nur Skulpturen und Abgüsse. Es ist möglich, daß die Räume in dieser strengen Beschränkung noch einheitlicher, attisch herber gewirkt haben mögen, jedenfalls geben sie in ihrer jetzigen Verfassung ein überaus lebensvolles und glückliches Bild eines Familienlebens, das jedem Höhergebildeten teuer ist.

In dem ersten Salon steht in einer Nische eine überaus liebliche Antike, eine „kleine bekleidete Nymphe, die Wasser zu schöpfen geht, die zierlichste unsrer Bildsäulen“, wie Humboldt schreibt. Von den



Die Parzen. Antikes Marmorrelief.

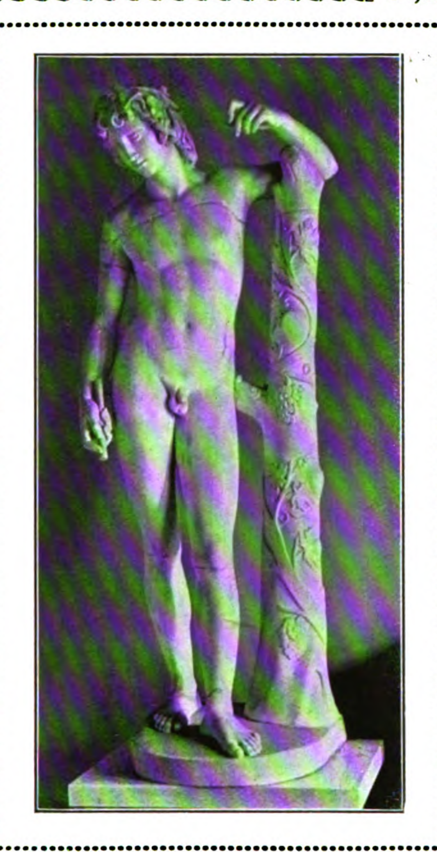
Gemälden, darunter ein vortreffliches Interieur des Pferde-Krüger, Friedrich Wilhelm IV. in seinem Arbeitszimmer darstellend, interessiert besonders das herrliche Schicksche Gemälde der kleinen Humboldtschen Töchter Adelheid und Gabriele, noch jetzt nach gerade hundert Jahren in unvergleichlicher Reinheit und Leuchtkraft der Farbe. „Zu Deinem Geburtstag, mein teures Herz,“ schreibt die glückliche Mutter der reizenden kindlichen Geschöpfe, die in sattfarbiger antiker Tracht gemalt sind, mit nackten Füßchen, „habe ich Dir ein Geschenk machen lassen, das ich Dir freilich wohl erst in Berlin darbringen werde. Spät oder früh, weiß ich aber gewiß, es wird Dich freuen. Es ist das Bild der Adelheid und Gabriele in einer Gruppe. Es ist vielleicht das Schönste, was Schick gemacht hat und wird an Ausführung Karolinens Porträt übertreffen. Ich hoffe, Du schiltst nicht mit mir, ich will auch weiter keine Ausgaben machen, aber es war mir sehr süß, Dir dies Bild machen zu lassen und ein Angedenken ihrer kindlichen Schönheit zu erhalten. Hätten wir doch eins von Wilhelm!“ Man kann auch zur Charakterisierung des Bildes nichts Zarteres finden als die Mutter fand: „Gabriele lehnt an die Schwester. Das ist das Bild der lieben Fröhlichkeit und, ich möchte sagen, der Wirklichkeit, so lieblich in sich beschränkt, so kindlich süß und zufrieden. Unbegreiflich wahr und tief hat Schick den Unterschied dieser beiden blühenden Gesichter aufgefaßt. Das Geistige im Auge der Adelheid und um den Mund der ganz eigene Zug von Gefühl und bewegtem Gemüt. Es ist in der Natur ein Hauch, und selbst diesen hat sein Pinsel nachzuahmen gewußt.“



Hoffnung. Marmorskulptur von Bertel Thorwaldsen.

Durch die Tür neben diesem, durch die Jahrhundert-Ausstellung auch weiteren Kreisen bekannt gewordenen Kunstwerk öffnet sich der von Humboldt Antikensaal genannte große Raum, dessen meisterlicher Raumausnutzung schon gedacht wurde. Die Eingangstür flankieren die beiden Kolossalgruppen des Galliers und der römischen Matrone. An der langen Seitenwand, gegenüber dem Kamin, stehen „drei sehr schöne Säulen von äußerst seltenem Marmor und ein

Mars und Venus.
Marmorrelief von Christian Rauch.



Faun. Antike Marmorskulptur.

Medusenhaupt von Porphyr, die mir der Papst geschenkt hat".

Es folgt ein kleiner Raum, der einige auserlesene Stücke enthält. Vor allem das Basrelief der Parzen, das eine große Rolle in der Korrespondenz des Paares spielt und über dessen Deutung noch heute einiges Dunkel schwebt. Am 11. März 1809 meldet Karoline: „Ich habe das Basrelief aus Massimi gekauft. Es ist alles was man Schönes und Edles sehen kann. Die beiden stehenden weiblichen Figuren sind so gut wie ganz erhalten, die sitzende ist über dem Gürtel abgebrochen; man sagt, dies fehlende Stück sei im großen Museum in Florenz. Sollte es so sein, so würde ich einen Abguß dieser halben Figur kommen und danach restaurieren lassen. Es ist nach der Meinung aller Künstler das Allervorzüglichste, was man haben kann. Du wirst recht Deine Freude an diesen edlen Gestalten haben," und etwas später fügt sie hinzu: „Das Basrelief ist jetzt mein großer Genuß. Der alte d'Agincourt, der wie Du weißt, sonst nicht leicht lobt, war ganz außer sich, und wie ich ihm im Vertrauen sagte, es koste auch hundert Skudi, sagte er: ‚Mais, mon Dieu, cela n'est pas payé avec mille.' Franconi, die Künstler, wer es gesehen hat, sagen: ‚È una gioja, un cameo.'" Und einige Zeit später beteuert sie abermals: „Das Relief erregt die größte Aufmerksamkeit. Es ist unstreitig, nächst den Torsen, das schönste, was wir haben." Humboldt neigte dazu, es für eine von der gewöhnlichen Auffassung abweichende Darstellung der Parzen zu halten: denn die Figur links hält die Spindel, die stehende faßt ein zweifelhaftes Instrument, das man für eine sehr breite Schere, auch für zwei Federn halten könnte, die dritte trägt mit einem Griffel etwas in ein Buch. Karoline konnte sich mit dieser Auffassung nicht befreunden, und



Adelheid von Humboldt als Psyche.
Von Christian Rauch im Jahre 1810 in Rom in carrarischem Marmor gefertigt.

sie schreibt: „Ich habe wegen des Reliefs der sogenannten Parzen, das ein wahrer Edelstein in jeder Sammlung wäre, an Alexander nach Paris geschrieben, ihm die Zeichnung geschickt und ihn gebeten, mit Visconti darüber zu sprechen, was wohl das Instrument sei, das die mittlere Figur in der Hand hält, denn darauf kommt eigentlich alles an, und es ist gewiß das entscheidend, ob es die Parzen oder ob es Minerva ist, die den Frauen die Arbeit lehrt und selbst die Spindel dabei hält. X. sagt, es seien die Parzen, weil die Spindel, die man sieht, noch leer ist und die Parze daher das Leben zu spinnen anfängt." Visconti wußte aber auch nichts weiter, und so schreibt sie resigniert: „Kein Mensch kann das Instrument, das die mittlere hält, erklären. Und warum hat die mittlere Figur einen Kothurn, da die beiden andern Schuhe haben? Das Instrument, das die mittlere hält, sieht aus wie Federn. Rauch ist auf den Einfall gekommen, ob es die Federn der Musen sein könnten? Das Basrelief ist die Krone des Museums." Wie die jetzige Besitzerin mitteilt, hat man das Bruchstück aus Florenz im Original erwerben und so das Kunstwerk in ursprünglicher Form wiederherstellen können.



Frau Karoline,
Gemahlin Wilhelm von Humboldts.
Nach dem Gemälde von Gottlieb Schick.

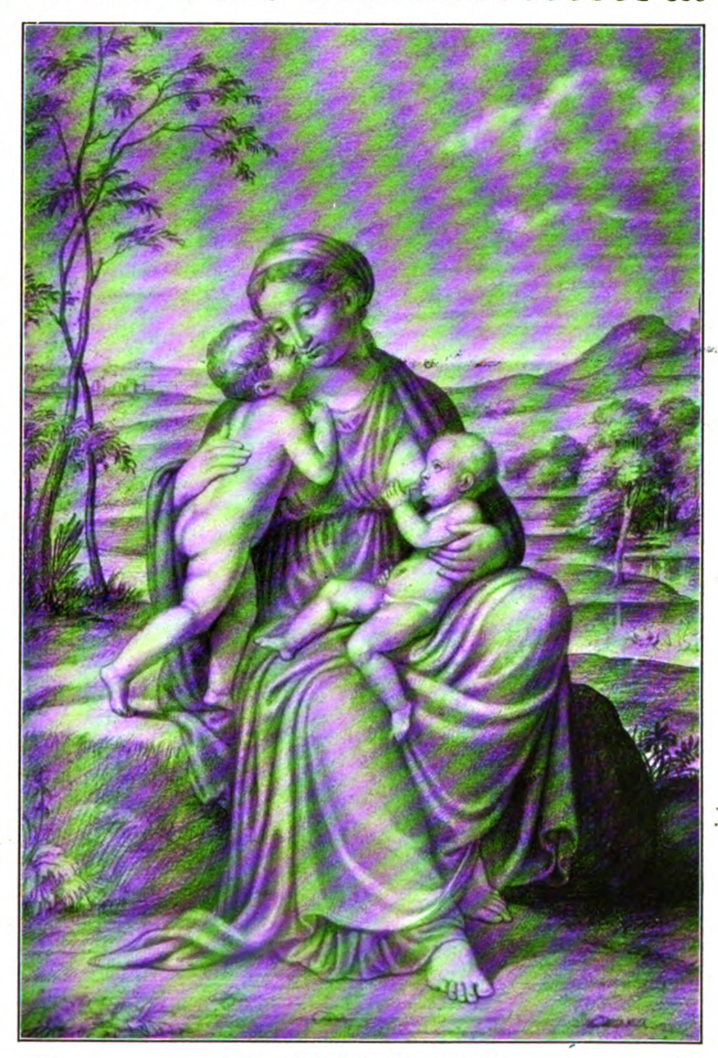
In demselben Raum befindet sich auch ferner eine Antike, die Karoline für einen Faun des Praxiteles, eine Wiederholung des Kapitolinischen, hielt, und in dem sie eine Ähnlichkeit mit dem ihr entrissenen Wilhelm, einem Kind von ungewöhnlich glücklichen Körper- und Geistesanlagen, zu finden glaubte. Da der Besitzer 1000 Skudi forderte, erschien der Kauf, den Karoline innigst wünschte, zweifelhaft, denn sie hatte sich ein wenig unvorsichtig und ganz einem liebenswürdigen Impuls folgend, anderweitig engagiert.

Die Königin Luise war um diese Zeit gestorben, und den vernichtenden Schmerz des Königs vermochte nur

Bacchus. Originalzeichnung von Bertel Thorwaldsen.

die Beschäftigung mit ihrem Grabmal etwas zu lindern. Rauch wurde sofort mit ihrer Büste beauftragt, und die Frage des Sargmonuments in liegender Form tauchte schon auf.

Nun war in der Villa Negroni zu Rom gerade ein herrlicher Sarkophag von orientalischem Granit zugleich mit einem anderen feil, den sowohl Rauch als Karoline als Hülle des Sarges der Königin für geeignet hielten. Er sollte, abgeschliffen und restauriert, 1500 Skudi kosten. Karolinens Absicht ist vielleicht vorzeitig bekannt geworden, ein gefährlicher — vielleicht vorgeschobener — Konkurrent erstand plötzlich, und um das schöne Stück nicht weggehen zu lassen, damit man nicht — vielleicht „1000 Tobacksdosen daraus schneiden sehe", entschloß sich Karoline zum schnellen Kauf. Es ist sehr rührend, wie bescheiden sie, die sich seit kurzem durch den Tod ihres Vaters als recht vermögend und in sehr viel besserer Assiette als Humboldt selbst befindlich wußte, den Gatten wegen ihrer Voreiligkeit um Verzeihung bittet. „Erschrick Dich nicht. Ich habe die beiden Sarkophage gekauft, beide für 1000 Skudi (etwa 4500 Mark). Meine Bitte ist nun die: Einmal, daß Du selbst nicht böse darüber seist, zweitens, daß Du die Sache so schnell und so geschickt wie möglich dem König vorstellen ließest . . . Suche nur, es ihm in einem eigenhändigen Bericht, der persönlich an ihn gelangt, so vorzustellen, daß er nur meinen tiefen Wunsch für die Schönheit des Monuments, das er der Königin setzen läßt, sieht und keine Arroganz oder Klugseinwollen von meiner Seite. Meine innige Verehrung für die Königin hat mich allein geleitet."



Maria mit Jesus und Johannes.
Originalzeichnung von Bertel Thorwaldsen.

Obwohl nun der Sarg für das Grabmal nicht in Betracht kam, erwarb ihn der König doch, und dem Kauf des jungen Fauns stand nichts im Wege — ein besonderer Trost für die Mutter, die so oft beklagt hatte, kein Bild des Geliebtesten zu haben, von dessen Grab sie nun scheiden mußte, denn es war um diese Zeit, daß sie von Rom aufbrach, um dem Gatten nach Wien zu folgen.



Jugendbildnisse von Alexander und Wilhelm von Humboldt.
Nach Photographien von C. Ewald in Kassel.

Auch zwei Moderne haben hier ihren Ort gefunden: Thorwaldsens „Hoffnung", das in herrlichem Marmor ausgeführte Original des die Humboldtschen Gräber bewachenden Bildwerks, und ein reizendes Relief von Rauch, das er Karoline 1810 zum Geburtstag geschenkt hat: Venus dem Mars ihren verwundeten Finger zeigend. Es ist außerordentlich anziehend, zu beobachten, wie verschieden die Antike hier gleichzeitig auf zwei große Künstler gewirkt hat, wobei man doch bedauern muß, daß die Kleinheit des Rauchschen Sujets die gerechtere Beurteilung der Thorwaldsenschen Kolossalfigur gegenüber erschwert.

Man kann, vom rein Technischen ausgehend, nicht tiefer in die Antike eingedrungen sein als Thorwaldsen es tat; etwas Schöneres an Faltenwurf, Gewandbehandlung wird man kaum bei den Alten selbst finden. Dafür atmet die Figur aber auch die ganze Kälte, Starrheit, fast möchte man sagen: Unbeseeltheit eines den Geist zugunsten der Form absichtlich ausschließenden Klassizismus; man bewundert die Hoheit der Form, die meisterliche Ausschöpfung der Materialschönheit und fühlt sich zugleich enttäuscht von der Leere dieses Werks, das nur durch die Haltung, nicht durch gedankliche Durchdringung den Vorwurf verbildlicht. Dagegen ist die ganze attische Grazie, die ganze äußerliche Heiterkeit des Griechentums über die kleine Rauchsche Szene gegossen; besonders die Gestalt der verwundeten Göttin, deren Beruf es doch sonst ist, selbst Wunden zu schlagen, ist von unendlichem Liebreiz. Übrigens scheint dem feinen Kunstgefühl beider Humboldts



Carl Wilhelm Freiherr von Humboldt.
Nach einem Reliefmedaillon.
Verlag von Piloty & Löhle in München.



Caroline, älteste Tochter von Wilhelm von Humboldt.
Gemälde von Gottlieb Schick, 1809 in Rom gemalt.

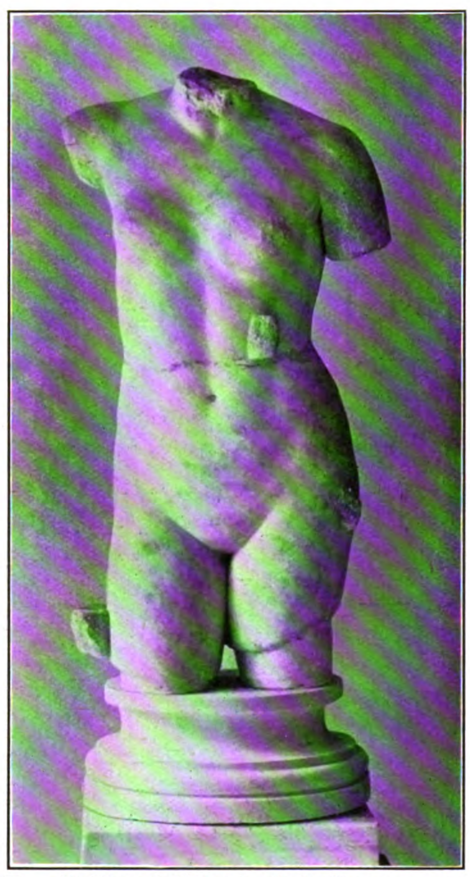
Thorwaldsens Art nicht ganz konform gewesen zu sein; nach ihren Briefen konnten sich weder Karoline noch ihr Gatte für seine Büste Wilhelms begeistern, obwohl man sie als eine der besten Arbeiten des Dänen rühmte.



Gabriele von Humboldt. Gemälde von Friedrich Wilhelm von Schadow.

Das folgende Kabinett wird von der Rauchschen Porträtfigur Adelheids beherrscht. Das zehnjährige, aber eigentlich bedeutend entwickelter erscheinende Kind sitzt als Psyche, „einen Schmetterling in den lieben Händchen", wie die Mutter schreibt, da. Dies gleichfalls fast unbekannte Werk Rauchs ist von einer Lieblichkeit und Reinheit, die es seinen besten Schöpfungen gleichstellt, dazu von einer minutiösen Sorgfalt in den Details. „Die Ähnlichkeit des Kopfes", sagt Karoline darüber, ist auffallend und schön genommen, die Jugendlichkeit, Kindlichkeit und Reinheit der Gestalt ist sehr schön, sie ist halb bekleidet, nur Nacken, Arme und Brust sind bloß. Du kannst wohl denken, daß sie nie dazu gesessen hat, als bloß zum Kopf, allein er hat ein Modell, genau wie Adelheid an Alter und Wuchs." Hier findet man auch ein Relief von Rauchs Tochter und einige Zeichnungen von der Hand des Meisters. Das Nebenzimmer mit dem runden Ausbau, jetzt ein Wohnraum, ist wohl das, das Humboldt als „unser Schlafzimmer" bezeichnet; es ist besonders durch eine Reihe interessanter Familienbildnisse ausgezeichnet, darunter zwei völlig unbekannte Jugendporträts beider Brüder, sowie der Eltern, und die bekannteren Altersbilder des Paares, von denen das Karolinens mit der großen Spitzenhaube der Biedermeierzeit allerdings posthum ist. Im Speisezimmer hängt ein sehr anziehendes Brautbild Gabrielens, eins in ganzer Figur von ihrer Schwester Karoline und ein großes Repräsentationsporträt Alexander von Humboldts von K. v. Steuben in vorahnend winterhalterischer Manier. Ein Schreibkabinett, an Anordnung und Verhältnissen ein wahres Schulbeispiel der Raumkunst früherer Tage, deren Traulichkeit die heutigen Künstler trotz aller Anstrengungen noch nicht erreicht haben, schließt die Reihe. Hier hat auch das schöne Schicksche Brustbild Karolinens Platz gefunden, das von dem Zauber dieser Frau einen deutlichen Begriff gibt.

Die Krone der Sammlung ist aber zwei-

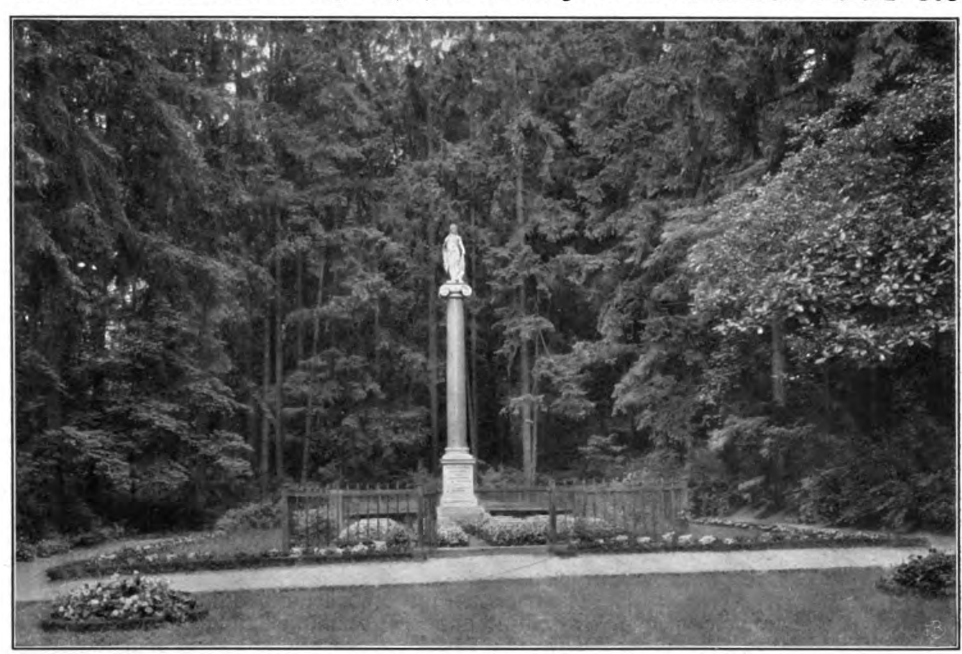

Antiker griechischer Torso in Marmor.

fellos der berühmte Torso zu ebener Erde. „Früher im Flur, ist er jetzt," schreibt Wilhelm, „in meiner Stube. Ich besitze ihn schon lange und hatte ihn auch in Rom immer bei mir. Es ist eine der vollendetsten antiken Figuren, die sich erhalten haben, und es gibt nicht leicht eine andere Bildsäule einen so reinen Begriff streng weiblicher Schönheit." Er schickt dieser Beschreibung die schönen Worte voran: „Wenn man Sinn für die Schönheit einer Bildsäule hat, so gehört das zu den reinsten, edelsten und schönsten Genüssen, und man entbehrt die Gestalten sehr ungern, an denen sich das Vergnügen, wie unzählige Male man sie auch sieht, immer erneuert, ja steigert. So reizend auch Schönheit und Gesichtsausdruck am lebenden Menschen sind, so sind beide doch an einer vollendeten Statue, wie die antiken sind, soviel mehr und soviel höher, daß es gar keine Vergleichung aushält. Man braucht, um das zu finden, gar keine besondere Kenntnisse zu besitzen, sondern nur einen natürlich richtigen Sinn für das Schöne zu haben, und sich diesem Gefühl zu überlassen. Die Schönheit, welche ein Kunstwerk besitzt, ist natürlich, weil es ein Kunstwerk ist, viel freier von Beschränkung als die Natur, sie entfernt alle Begierde, alle auch auf noch so leise und entfernte Weise eigennützige oder sinnliche Regung. Man will sie nur ansehen, nur sich mehr und mehr in sie vertiefen, man macht keine Ansprüche an sie, es gilt von dieser Schönheit ganz, was Goethe von den Sternen sagt: die Sterne, die begehrt man nicht, man freut sich ihres Lichts." (Humboldt schreibt ausdrücklich „Lichts".)

Jedenfalls kann von dem Torso das vorher Gesagte in vollstem Maß gelten. Man möchte fast sagen, es trifft sich besonders glücklich, daß dies ein Torso ist. Wie er ist, verstümmelt, ein Bruchstück, ist er ein Ding von unbegreiflicher Harmonie und Schönheit, in dem sich alles deckt, Gegenstand, Ausführung, Material: ein herrlicher, sanft getönter, gelblicher Marmor, der die Sanftheit, Weichheit und Blüte des Lebens zu atmen scheint, und doch des Lebens in der Verklärung der Kunst, frei von jeder Zeitgewalt. Diese Nacktheit ist die seliger Naturen, die die Angst und Lust des Irdischen nicht kennen, göttlich unter Göttern wandelnd. Und unwillkürlich kommen Schillers Worte von der Schwere, die mit dem Stoff, den sie beherrscht, im Staub zurückgeblieben ist, uns in den Sinn. Dies scheint nicht der Masse qualvoll abgerungen, in der hohen Sicherheit dieses Sieges schwiegen alle Kämpfe des Geschaffenen, ausgestoßen hat es jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit.

Was aber schön ist, selig ist es in ihm selbst.

Unten im Park, von der „Hoffnung" auf hoher Säule beschirmt, träumen die Gräber. Im märkischen Sande — nicht beschirmt vom Schatten der Pyramide, in dem der nie vergessene Wilhelm schlummert, und neben ihm das Brüderchen, an der römischen Stätte, wo die Sehnsucht der Eltern sich so sehr das letzte Lager bereitet wünschte. Wie oft gedenkt der Vater in seinen Briefen des kleinen Hügels am Testaccio, um den das Gras so hoch steht, bedeckt mit hohen Pur-



Die Begräbnisstätte der Humboldts im Park von Tegel.

purrosen, daß die Säulen und Pinie nicht mehr zu sehen sind. „Wenn wir nur in Rom sterben und bei der Pyramide liegen," zieht sich wie eine Variante hindurch durch alle Worte der Sehnsucht während der fast zweijährigen Trennung. Es ist seltsam, daß auch ein anderer, dem Rom Heimat wurde, Goethe, so gewünscht hat, wenn er stürbe, so möchte sein Leichenzug „Cestius' Mal vorbei" ziehen. Aber nur der Sarg seines Sohnes ward dort vorübergetragen.

Aber es ist doch wohl eine Ahnung in Humboldt gewesen, daß es auch ihm nicht beschieden sein würde, denn er gedenkt auch der Süße der Ruhe in heimischer Erde. Und jetzt rauschen statt der Pinien die märkischen Bäume über der Ruhestätte, statt des „schöneren Himmels" Italiens ruht der deutsche darüber, jener von ihm so zart geschilderte, „dessen Wolken leicht sind und wie ein zarter Schleier das helle Blau verhüllen, und dessen Wehmut einer gleichgestimmten Seele wohl tut". Aber die Sonne Homers lächelt auch auf diesen späten Enkel hernieder, der Griechenland und Rom in sein deutsches Haus gebannt hat und dessen Geistes man dort noch deutlich den Hauch verspürt.

Der graue Reiter.

Ein grauer Reiter zieht durchs Land
Auf abendlicher Reise.
Sein Roß trägt Filz am Eisenrand
Und schreitet seltsam leise.
Es schreitet weich, es schreitet dumpf,
Als schlüg' der Huf Gewölk und Sumpf.

Des Reiters Schatten wächst und fällt
In tausend blanke Scheiben.
Da löscht das Licht, das sie erhellt,
Und wach will keiner bleiben.
Des Reiters Schatten ist der Schlaf.
Wohl jedem, den er traf!

Ein Käuzchen ruft: Kuwittkiu!
O Spiel und Trug und Traum der Welt!
Die Augen drückt er selber zu,
Auf die sein Schatten nicht mehr fällt.
Er liebt die bläulich-matten,
Durch die es heiß wie Fieber loht.
Schlaf ist ein flücht'ger Schatten,
Der, der ihn wirft, heißt Tod. — —

Georg Busse-Palma.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Münchener Künstlerbrettl. Von Willy Rath.

Erinnerungen an die Zeit von 1901.



Ein sonderbar vermischtes Gefühl überkommt einen, indem man nun also unter die Memoirenschreiber geht. Schon dieses „Ich“ des Erinnerungsstils! Zu vermeiden ist es nicht; jede Umgehung würde der Darstellung den eigentlichen Vorzug rauben: die persönliche Frische im Wiedergeben des persönlich Gesehenen oder Erlebten. Aber arg ungewohnt erscheint es einem doch, wenn man sonst in der Tarnkappe des objektiven Stils das dichtende oder kritisierende „Subjekt“ zu verhüllen pflegt.

Und ferner: daß man dann glücklich (glücklich?!) zu den „sich Erinnernden“ gehören soll, zu den rückwärts Blickenden, bevor noch die Lebensjahre die erste kritische Nummer ganz erreicht haben, die Vierzig, die Cellini als Zeitpunkt für den Beginn des Memoirenschreibens empfiehlt. Freilich, man tröstet sich wohl, daß man ja an dieser Ecke des Lebens noch keineswegs gesonnen sei, ausschließlich nach dem Vergangenen zurückzuschauen. Ob aber das Vorwärtsschauen besser fruchtet — weiß man's denn?

Einmal durfte ich allerdings schon, vor mehr als einem Jahrzehnt, an dieser Stelle auf Miterlebtes zurückblicken. „Hinter den Kulissen des Variété-Theaters“ lautete damals der Titel. Es wird heute nicht ohne Grund erwähnt, da immerhin ein gewisser Zusammenhang besteht zwischen jener unvorhergesehenen Berührung mit dem „richtigen Brettl“ und der Teilnahme am Entstehen des „Überbrettls“. Doch waren damals noch keine Memoiren zu geben; es kam mehr auf eine allgemeine Charakteristik der größeren Spezialitätenbühne an.

In dem seltsamen Mischgefühl des Erinnerung-Aufschreibens spielt auch dies mit: daß es doch, trotz allem allzu Menschlichen und allzu Zigeunerlichen, eine hübsche Zeit war, damals in München, als das Variété-Theater der Künstler geschaffen wurde — und anderseits, daß so herzlich wenig davon übrigblieb, so wenig Künstlerbrettlhaftes in deutschen Landen und so wenig leichtbeschwingte Jugend in uns allen. Oder — täuscht da wieder einmal die Rückwärts-Optik, der wir ja nie genug mißtrauen können? Ja, ja, halten wir uns an diesen Trost: daß wir unterschiedlichen Gründer damals am Ende auch nicht bloß jugendvergnügt und phantastisch-produktiv waren und gegenwärtig noch immer nicht endgültig versteint sind; und daß die bescheidene Schöpfung des Künstlerbrettls schließlich doch nicht völlig ohne nützliche Nachwirkung vorüberging . . .

ꕤ ꕤ ꕤ

Zehn Jahre sind es heuer, daß das Künstlerbrettl und das gesamte Überbrettl ans Licht der Rampen trat. Die Absichten, die in München und Berlin ungefähr gleichzeitig verwirklicht wurden, reichen mindestens ein Jahr weiter zurück. Warum gerade damals die Zeit für diese Neuerung reif war, das suche ich mir folgendermaßen zu erklären.

Es war um die Jahrhundertwende eine gewisse Beruhigung des neuen geistig-künstlerischen Deutschlands eingetreten. Die Kämpfe, die drei Jahrzehnte lang die Zeitstimmung beherrscht hatten, waren irgendwie zu einem Stillstand gelangt. Der Kulturkampf war abgebrochen worden, die rein politische Zänkerei im Sinn der alten Parteigruppierungen hatte seit der Aufrichtung des neuen Reichs langsam aber sicher ihren schönsten Reiz verloren, das soziale Ringen war nach dem Fall des Sozialistengesetzes und dem Eindringen des sozialen Gedankens in die nationale Lebenspraxis minder gewaltsam geworden, und in den Künsten hatte die junge Generation sich durchgesetzt: in der Dichtung durch die „literarische Revolution“ mit dem rasch wieder überwundenen Naturalismus und der anhebenden Neuromantik, in der bildenden Kunst mit den Sezessionen, in der Tonkunst mit Hugo Wolf, Richard Strauß und anderen.

Das heißt gewiß ein bißchen weit ausgreifen, um das Überbrettl zu erklären. Jedoch das Wort von Ursache und Wirkung läßt sich auch umgekehrt ganz gut verwerten: große Ursachen, kleine Wirkungen. Es ist nicht wissenschaftlich zu beweisen, hat aber trotzdem viel für sich, wenn man behauptet: ins Zeitalter Bismarcks hätte das Gebrettl richtiger Künstler nicht gepaßt. Der Ernst der Werdensepoche hatte nachgelassen; statt des leidenschaftlichen Kämpfens und Frondierens kam im intellectuellen Deutschland immer deutlicher der Wunsch zur Geltung, Erworbenes zu befestigen, die neue Zivilisation zu veredeln. Eines Tages war das Schlagwort nicht mehr „Freiheit“ oder „Menschenrechte“, „Übermensch“ oder „Natur“, sondern: „Kultur.“

Und in diesem Zeichen fand man wieder die Ruhe, die Errungenschaften des modernen Geschmacks auch auf unsre häusliche Umgebung, auf Gebrauchsgegenstände, auf die Vergnügungen zu übertragen. Der freigewordene Ernst, könnte man sagen, stand nun für Lebensschmuck und Spielerei zur Verfügung. Mit einem Wort: das moderne Kunstgewerbe kam auf — und das Überbrettl.

Natürlich wirkte bei diesem auch ganz

Persönliches mit. Aber es kann doch nicht Zufall gewesen sein, daß gleichzeitig von verschiedenen Seiten her auf die Hebung des Tingeltangels hingearbeitet wurde. Die drei hauptsächlichen Urheber waren Otto Julius Bierbaum, Ernst von Wolzogen und der Münchener Kreis von jungen Künstlern, die als „Die elf Scharfrichter“ an die Öffentlichkeit traten.

Bierbaum, der Lyriker und Humorist, sprach zuerst, in seinem Roman „Stilpe“ (1897), von der Veredelung des Brettls und gab danach „Brettl-Lieder“ oder „Moderne Chansons“ heraus: heitere und mehr oder minder kecke Sachen aus dem Kreis der Modernen und ihres Nachwuchses. Einige dieser Lieder sind dann auch in Berlin oder in München und hinterher an unzähligen Orten viel gesungen worden. Ich nenne aufs Geratewohl Bierbaums „Lustigen Ehemann“ und „Erzbischof von Salzburg“, Dehmels „Im Spelunkenrevier“, Arno Holzens „So einer war auch er . . .“, Liliencrons „Die Musik kommt“, „Bruder Liederlich“ und „Kurz ist der Frühling“, Wedekinds „Ilse“, Wolzogens „Fescher Domino“. Zur praktischen Betätigung in der Leitung von Überbrettln kam Bierbaum, ebenso wie Liliencron, erst nach Wolzogens Erfolg in Berlin. Beider Arbeit war dabei mehr repräsentierend. Bierbaum zog sich am raschesten von uns allen wieder an seinen Schreibtisch zurück. In „seinem“ Trianontheater unter den Stadtbahnbögen zu Berlin haust nun schon fast ein Jahrzehnt der Pariser Ehebruchsschwank. Das ist ein Geschäft . . .

Wolzogen hat dem Ding den Namen gegeben, hat frei nach Nietzsche das Brettl zum „Überbrettl“ (dann zur „Bunten Bühne“) gesteigert und eine Form gefunden, die zu starker volkstümlicher Wirkung berufen schien. Er war nach jeder Richtung der Mann dazu, eine solche Unternehmung ins Leben zu rufen. Bloß eine Eigenschaft besaß er nicht in genügendem Maße: krämerhafte Berechnung. Und daran scheiterte die Sache.

Ich entsinne mich eines Ausflugs, den wir im Sommer 1900 von München aus ins Gebirge unternahmen, Wolzogen, zwei andere Münchner Schriftsteller, ein Tonkünstler und ich. Es ging über Schliersee, die Rote Wand, die Kaiserklamm an den Achensee. Unterwegs, im Nachtquartier zu Steinberg, als die anderen schon schliefen, erzählte Ernst von Wolzogen mir von seinem Plan, das Überbrettl ins Leben zu rufen. Der Optimismus, den jeder Unternehmer neuer Dinge haben muß, war bei ihm mit angeborener, unverbesserlicher Noblesse vereint. Er rechnete, von vornherein nicht nur, wie alle Gründer tun, für die Einnahmen mit großen Summen, sondern auch für die Ausgaben. Die Gagen sollten sehr anständig sein (und das wurden sie denn auch!), das Orchester sehr groß und ausgezeichnet. Ich suchte ein wenig abzuwiegeln, wobei ich mir aber als ein junger Nüchterling gegenüber dem älteren Freiherrn recht bedauerlich vorkam. Als er mir mitteilte, er wolle in meiner Vaterstadt Wiesbaden oder in Darmstadt anfangen und zunächst einmal, glaub' ich, zwei Monate dort spielen, da riet ich ihm aus innerster Überzeugung, mit seiner neuen Schöpfung ja nicht länger als acht bis vierzehn Tage in einer dieser Städte zu verweilen. Ob ich ihn überzeugte, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls wurde das Überbrettl dann, wie bekannt, in der Reichshauptstadt gegründet, mit einem Erfolg, der überall Aufsehen erregte und zahllose Macher, Nachahmer und sonstige Beutejäger auf die Beine brachte.

Vorher war noch München in Frage gekommen. Wolzogen schrieb mir im Anfang des Winters 1900/01 aus Berlin, ich möge ihm in München einen Saal suchen helfen. Inzwischen waren aber in der Kunsthauptstadt die Urheber eines deutschen Kabaretts, die frühesten der nachmaligen „Elf Scharfrichter“, aus dem Stadium des Phantasierens zu ernsthafterer Vorarbeit fortgeschritten, hatten auch mich zum Mittun herangeholt. Beides mußte ich nun Ernst von Wolzogen melden. Als Mitglied der Münchner Gruppe konnte ich nicht gut für ihn am selben Ort zugunsten einer ähnlich gearteten Gründung tätig sein. Und ihm konnte ebensowenig daran gelegen sein, den Anfang in einer Stadt zu machen, die zu gleicher Zeit den Wettbewerber hervorbrächte.

Übrigens war es ein ganz kameradschaftlicher Wetteifer, der zwischen Wolzogen und den angehenden „Scharfrichtern“ hin und her wirkte und beide Teile ein bißchen angespornt hat, ihre Pläne bald zu verwirklichen. Und der Unterschied, daß der Münchner Kreis mehr eine Künstlerkneipe, Wolzogen mehr ein fröhliches Theater im Auge hatte, war schon in der Vorbereitungszeit ziemlich klar. Durch den Unterschied der Städte kam diese Verschiedenheit nachher noch deutlicher zum Ausdruck, als wenn auch das Überbrettl sich zunächst an der Isar angesiedelt hätte. In Berlin mußte der Überbrettl-Baron, wie jeder Theaterleiter, mit einem breiten, launischen, mehr weltkindlich als künstlerisch gesinnten Publikum rechnen und mit kühl kalkulierenden Geldleuten arbeiten. Die Geldleute verschleppten ihn (1902) mit seiner Gründung, als er sie zum „Bunten Theater“ erheben wollte, in den fernen Osten der Weltstadt; die Bodenspekulation brachte das so mit sich. Und das Publikum, das so entzückt gewesen war und den „Lustigen Ehemann“ ungefähr zum meistgeleierten Lied aller Zeiten gemacht hatte, es ging nicht mit.

Ich war zufällig dabei, als Ernst von Wolzogen von den letzten Auseinandersetzungen mit den Finanzmenschen des „Bunten Theaters“ nach Hause kam und trocken etwa sagte: „Fertig mit der Köpenicker Straße.“ Das Gefühl der Erlösung von tausend kleinen Widerwärtigkeiten erleichterte ihm offenbar den Abschied von seinem Unternehmen. Ich

empfand nicht die mindeste Genugtuung über die Fügung, die mich nun also auch beim Schluß des Überbrettl-Daseins Zeuge sein ließ. Ich bedauerte nur schmerzlichst, daß wieder einmal der Erfinder leer ausging.

Daß die Gruppe der werdenden „Scharfrichter" mich zur tätigen Beteiligung aufforderte, wurde wahrlich nicht aus Eitelkeit erwähnt. Es ist nur zu wahrscheinlich, daß der Grund nicht in einem gierigen Verlangen nach meinen Leistungen lag, sondern hauptsächlich in der Überschätzung der Stellung, die damals zufällig ich innehatte, als Theaterkritiker beim führenden Münchner Blatt. So weltklug waren diese jungen Künstler und Bohémiens denn doch, daß sie die Freundschaft der Presse für wichtig hielten. Sie waren sogar weltklüger als nötig; denn die Tagesblätter der Künstlerstadt stellten sich ganz von selbst beinahe ausnahmslos sehr freundlich zu dieser wie zu jeder neuen Münchner Künstlersache.

Geborene Münchner waren übrigens in der Gruppe ursprünglich gar nicht vertreten. Den Kern bildeten die Lyriker Otto Falckenberg, ein liebenswürdiger, schlanker, blonder Rheinländer, und Leo Greiner, ein literarischer Nachfahre Lenaus aus Siebenbürgen, berufener Bohémien, brünett von Erscheinung und auch im Dichten dem Dunkel zugewandt; ferner der sehr jugendliche Bildhauer Wilhelm Hüsgen aus Barmen, eine untersetzte Gestalt mit verblüffendem Napoleonskopf, was dem Inhaber natürlich nicht verborgen bleiben noch zuwider sein konnte. Die beiden Letztgenannten gehörten nicht eigentlich zu den geselligen Naturen. Alle drei aber hatten Sinn für Humor in künstlerischen Formen und viel Freude an zwanglosem Mummenschanz. In der „Dichtelei" der Kathi Kobus, der nachmaligen „Simplizissimus"-Wirtin, und in ähnlichen Künstlerkneipen des akademischen Stadtviertels kamen sie wöchentlich einmal mit einer kleinen Zahl näherer Bekannter zum Zwecke humoriger „Verbrecher-Abende" zusammen. Das war der Ursprung des Münchner Künstlerbrettls, ähnlich wie in Berlin die zwanglose Ulkvereinigung „Die Brille" mit Max Reinhardt, Friedrich Kayßler, Christian Morgenstern u. a. den Ursprung von „Schall und Rauch" (und schließlich auch der Schauspieldirektion Max Reinhardts) bedeutete.

Die graue Vorgeschichte des Münchner Unternehmens tat einen merklichen Schritt vorwärts durch — die Lex Heinze. Im Februar 1900 war die Empörung gegen den „Kunstparagraphen" dieses Gesetzentwurfes in München gewaltig hochgestiegen. In einer riesigen Einspruchsversammlung, die einen der größten Biersaalbauten rechts der Isar bis aufs letzte Plätzchen mit Vertretern und Freunden der Kunst und der Literatur füllte, wurde auf Max Halbes Vorschlag der Goethebund gegründet — der freilich nachher nicht Begeistert-Begeisterndes geleistet hat. An einem der letzten Tage dieses Münchner Faschings entschloß sich die Gruppe der „Verbrecher" plötzlich vormittags um elf — man hatte sich ungewöhnlich früh getroffen — einen Lex-Heinze-Zug durch die Stadt zu unternehmen. Greiner eilte nach Hause und dichtete bis zwölf Uhr das unvermeidliche Lied, ein hoffnungvoller Komponist hatte bis ein Uhr die Vertonung fertig. Um zwei Uhr waren die Teilnehmer in schaudervollen Kostümen beisammen. Ihr Zug durch die maskenbelebten Straßen und lärmfreudigen Lokale hatte großen Erfolg, unbeabsichtigterweise auch klingenden. Am Abend konnten die „Verbrecher" mit einem stattlichen Freundeskreis in Sekt förmlich „baden". Bei diesem Fest lernten die Ur-Scharfrichter u. a. einen Zeitgenossen kennen, der für das Künstlerbrettl wichtig werden sollte: den Franzosen Marc Henry.

Mit Familiennamen heißt er anders. Doch haben bis heute wohl kaum seine allervertrautesten Freunde erfahren, wie er sich in Wirklichkeit „schreibt". Immerhin scheint soviel festzustehen, daß er von gutem französischen Adel ist. Über die Gründe, die ihn veranlaßten, dauernd außerhalb Frankreichs zu leben, wurden die romantischsten Mutmaßungen verbreitet. Auf alle Fälle war er ein Mann, der nach München paßte. Er gab der Aristokratie Unterricht in französischer Sprache und Literatur und hatte es fertig gebracht, eine Revue Franco-Allemande ins Leben zu rufen, die der Annäherung beider Völker dienen sollte. Ein höchst gewandter Menschenkenner, immer bei Laune, von unerschöpflicher Beredsamkeit und bei aller internationalen Pfiffigkeit mit einer Liebenswürdigkeit ausgestattet, der nicht leicht einer widerstehen mochte.

Mit größter Unbefangenheit erbat er einmal eine Audienz beim bayerischen Ministerpräsidenten, sagte im letzten Augenblick telephonisch ab und kam an einem anderen Tag. Auch vom Reichskanzler Fürsten Bülow wurde M. Henry in seiner Eigenschaft als Völkerfriedensvermittler empfangen. Ob das politische Ziel erreicht wurde, weiß ich nicht; es sieht zuweilen nicht danach aus, wenigstens an der Seine. Als ziemlich wahrscheinlich aber darf angenommen werden, daß die Revue Franco-Allemande eine namhafte Unterstützung sowohl von Bayern wie vom Reich erhielt. Allerdings nicht auf lange; die Zeitschrift ging in einem der nächsten Jahre an einen deutschen Verlag über und soll jetzt noch (oder wieder) in Paris bestehen. Von Haus aus war Henry ohne Zweifel eine mehr künstlerische als politische Natur. Er hat hübsche französische Verse gemacht, die vor ein paar Jahren in ein Buch gesammelt erschienen. Am eindringlichsten aber zeigte sich sein Künstlertum in der persönlichen Äußerung. Wenn er etwa im engen geselligen Kreis den Inhalt von Charpentiers „Louise" wiedergab und sämtliche Pariser Stimmungen vor uns erstehen ließ,

oder eine rührende Pierrot-Komödie eignen Wachstums ohne allen Apparat veranschaulichte, so geschah es mit einer Verve, die den Hörern ungewöhnlichen Genuß bereitete.

Durch die nähere Bekanntschaft mit Falckenberg, Greiner und Konsorten wurde Henry für deren Gedanken interessiert, ein- bis zweimal in der Woche „Verbrecher"-Abende vor einer größeren Zuhörerschaft zu veranstalten. Für diese Sache machte er sich in der Folge besonders durch die praktische Seite seiner Begabung nützlich, durch eine geschäftsmännische Tüchtigkeit, die allerdings nicht gerade alle kaufmännischen Tugenden in sich schloß. Seine Vortragskunst stand damals, soweit die sozusagen öffentlichen Veranstaltungen der „Scharfrichter" in Frage kamen, noch in den Anfängen. Seine französischen Chansons, anspruchslos und mit einer an den Chantecler gemahnenden Stimme gesungen, galten nicht als Hauptnummern im Programm. Zu einer Art „Attraktion" wurden dagegen die Ankündigungen, Erläuterungen und kleinen Bosheiten, die er als „Conférencier" zum besten gab. Denn er sprach sie in einem gebrochenen Deutsch, das die Gäste reizend fanden. Und je sicherer er sich in Deutschland einlebte, desto unsicherer und also effektvoller ward es.

Da ich hier doch ein wenig vorgreifen mußte, sei gleich einem Irrtum begegnet, den ich verschiedentlich aussprechen hörte. Es ist nicht wahr, daß das Münchner Künstlerbrettl so etwas wie ein Ableger der Pariser Kabaretts gewesen sei. Was die „Scharfrichter" darboten, war im wesentlichen alles „selbstgemachte" inländische Arbeit. Und eben dies bildete den Hauptreiz. Auch Marya Delvard, die Lothringerin, die ebensogut französisch wie deutsch singt und spricht, trug in der Regel nur Deutsch und nur Deutsches, Lieder von Greiner, Wedekind, aus „Des Knaben Wunderhorn" vor. Henry war wohl der einzige von uns, der die Künstlerkneipen des Montmartre genauer kannte. Und außer dem Schattenspiel „Die Sphinx" von Fragerolles (das ich übersetzte), dem gelegentlich erscheinenden Pierrot-Typ und Henrys Schmachtcouplet kam meines Wissens kaum eine französische Nummer auf den Spielplan. Im wesentlichen konnte das Pariser Beispiel höchstens anregend dahin mitgewirkt haben, daß der private oder vereinsmäßige Künstlerulk zum ständigen Kneipentheater organisiert wurde.

Ehe es aber zum Spielen kam, gingen unendliche Beratungen vor sich. Man traf sich im Café Stefanie alias „Größenwahn" und in anderen Zufluchtstätten des Maler- und Studentenviertels, manchmal auch bei Henry, der in einem herrlichen Neubau mehr oder weniger mietfrei wohnte; wobei dann nach guter alter Münchner Sitte (vergleiche Paul Heyses Erinnerungen) zur Abendbrotzeit jeder sich für sein Geld holen lassen konnte, was ihm schmeckte. Im Grunde ein sehr vernünftiger Brauch, besonders unter den damaligen Umständen; die zahllosen Sitzungen einer ansehnlichen Korona (bei denen der Gastgeber reichlich für Tee und andere Getränke sorgte) hätten auf die Dauer selbst einem Millionär gefährlich oder doch beschwerlich werden können, wenn er die volle Verpflegung übernommen haben würde ...

Als ich beitrat, hatte ich noch eine gute Zahl solcher Beratungen mitzumachen, meist in Cafés, unter Teilnahme eines beständig wachsenden Anhangs von interessanten Damen und Herren. Das Vereinsmäßige, die Beimischung von Leuten und Leutchen, die für die Durchführung des Gedankens offenbar nichts leisten konnten, begann schon damals mir Mißbehagen zu verursachen und ward zu guter Letzt die Hauptursache, daß ich, der Letztgekommene der Elf, zuerst aus dem Bund wieder ausschied. Eine Heidenarbeit war es, den Namen „Die elf Scharfrichter" zu finden und zu beschließen. In der Osteria Bavaria, wo das endgültig zustande kam, wurden dann mit verhältnismäßig geringerer Mühe die grotesk grimmigen, im Hauptnamen einsilbigen Beinamen der einzelnen Scharfrichter erdacht.

Unter allen mit der unentbehrlichste war Hans Richard Weinhoeppel, der einzige Musikus unter uns und wirklich ein einziger Musikus für unsere Zwecke. Als Gesangspädagoge war er einer der ersten in München. (Seit ein paar Jahren wirkt er erfolgreich in Köln.) Als Liederkomponist, unter dem Namen Hans Richard, hatte er schon ernstliche Beachtung gefunden. Als Scharfrichter nannte er sich „Hannes Ruch" und machte diesen Kriegsnamen sehr volkstümlich durch eine Fülle melodiöser Brettl-Lieder, heiterer und auch neuromantisch-ernster. Wäre Hannes Ruch nicht gewesen, wir hätten lange suchen können nach einem Tonsetzer, der in so unerschöpflicher Fruchtbarkeit Lied auf Lied vertonte, gewiß zumeist nicht auf die tiefste Schöpferweise, aber immer mit Geschmack, in einer leichten Sangbarkeit, wie das Brettl sie auch unter der Künstlerherrschaft braucht.

Im ganzen hatte die Scharfrichterei zu viele Vertreter der bildenden Künste in ihrer Mitte. Zwei davon, der Maler und Radierer Viktor Frisch aus Wien (jetzt wohl in Paris), und der Maler und Zeichner Willi Örtel, der damals schon Mitarbeiter der „Jugend" war, beide talentvoll in ihrem Fach, hatten natürlich so gut wie keine Gelegenheit mehr, sich nützlich zu machen, als der Betrieb in Schwung kam. Ich muß gestehen, ich ahne nicht einmal mehr, wie sie auf Scharfrichterisch hießen. Neben Hüsgen („Till Blut"), dem Bildhauer, der den Zuschauerraum mit den wohlgelungenen Masken der Elf schmückte und als Darsteller sehr verwendbar war, hat der Nordbayer Max Langheinrich (mit dem schönen Beinamen „Max Knax") sich große Verdienste um das Zustandekommen des Münchner Künstlerbrettls erworben. Als sehr begabter und

bereits gut eingeführter Architekt (er hat seitdem viele schöne Häuser in München und drumherum erbaut), war er der rechte Mann, das Heim der elf Scharfrichter einzurichten. Nebenbei ein Mann von betonter Einfachheit des Gehabens, der bei längeren Sitzungen nach Überwindung des „toten Punktes" — das war so um Mitternacht — seinen originalen Denkapparat in neuen Schwung zu setzen und in Debatten eine weitreichende Bildung zu offenbaren pflegte. Der fünfte Bildkünstler, der namentlich technisch glänzende Zeichner Ernst Neumann (Kaspar Beil), jetzt Inhaber einer graphischen Kunstschule in Berlin, zeichnete groteske, anfänglich etwas geheimnisvolle Plakate und Programm-Titelbilder für das gemeinsame Unternehmen.

Zu den wichtigsten Mitgliedern der Gemeinschaft gehörte Robert Kothe, seines Zeichens Rechtsanwalt. Diese an sich nicht allzu seltene Eigenschaft hatte für die Scharfrichter das Wertvolle, daß ihnen rechtliche Belehrung kostenfrei zur Verfügung stand und ein erfahrener Anwalts-Bureauvorsteher Billettkasse und Buchführung übernahm. Kothe war aber nebenbei — nein, hauptsächlich — ein durch und durch musikalischer Mensch, vortrefflicher Geigenspieler und geborener Tenor. Als „Frigidius Strang" sang er in den ersten Wochen des Scharfrichter-Brettls Pierrot- und andere Lieder und fand lebhaften Beifall — bloß nicht bei der Münchner Anwaltskammer.

Es ist ja kein Geheimnis, daß das schöne München bedeutend mehr Rechtsanwälte zur Niederlassung verlockt, als dort ein besseres Auskommen zu finden vermögen. Der junge Kothe wurde, ganz ähnlich wie seine gleichaltrigen Berufsgenossen, keineswegs so schrecklich überlaufen, daß er seine Kanzlei hätte vernachlässigen müssen, um sich dem „Scharfrichter"-Beruf widmen zu können — so wenig, wie wir anderen darüber unseren Hauptberuf vergaßen. Allein die Anwaltskammer fand, daß diese Betätigung als darstellender Künstler der standesmäßigen Würde nicht entspreche; wiewohl die Darbietungen der „Elf Scharfrichter" der Form nach nicht einmal öffentlich waren. Robert Kothe gab nicht nach; lieber gab er das Advokatentum auf. Als „Sänger zur Laute", der die schönsten alten Volkslieder aufspürt und mit feinem Verständnis, im Ernsten mit einer ganz eigenen Eindringlichkeit vorträgt, ist Kothe nachmals vielen Tausenden bekannt und lieb geworden. Seine Konzertreisen haben ihm längst ein eigenes Landhaus eingetragen; was bis jetzt noch nicht von allen Exscharfrichtern erreicht wurde.

Auch der oben erwähnte Otto Falckenberg gehört zu diesen Ausnahmen. Sein väterliches Erbe erlaubte ihm schon vor mehreren Jahren, unweit München, bei Fürstenfeldbruck an der kühlen Amper, sich einen köstlichen Künstlersitz anzulegen. Durch sein Lustspiel „Doktor Eisenbart" machte er sich vor drei Jahren auch als Dramatiker in Mannheim, München, Berlin vorteilhaft bekannt. Noch aber sind wir bei den Anfängen der „Elf Scharfrichter". Damals hieß Falckenberg (wenn er nicht schlechtweg der „schöne Otto" genannt wurde) „Peter Luft" und entfaltete als Spielleiter, Dramatiker, Lyriker und Darsteller eine lebhafte Tätigkeit. Er und Leo Greiner, der sich den charakteristischen Namen „Dionysius Tod" auserlesen hatte, waren vom Vorstadium bis zum Ende Hauptstützen der Scharfrichterei. Greiner nahm ebenfalls am Spiel und an der Spielleitung teil, dichtete aus düstrem Großstadthumor heraus neuromantische und satirische Lieder. Mittlerweile ist auch er mit Dramen an die breite Öffentlichkeit getreten. Das Deutsche Theater zu Berlin hat seine (mehr lyrisch-wortkünstlerisch als dramatisch bedeutende) Verstragödie „Der Liebeskönig" aufgeführt und mit seiner Bearbeitung der aristophanischen „Lysistrata" großen Erfolg errungen. Es wird interessieren, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß auch der stilsichere und einfallreiche dekorative Künstler, der die „Lysistrata" und seither die meisten Inszenierungen Max Reinhardts ausstattete, Ernst Stern, in seiner Münchner Zeit bei den „Elf Scharfrichtern" aufgetreten ist — als Schnellmaler — und viel Beifall fand.

Dies also war die Mannschaft der „Elf Scharfrichter": fünf Bildkünstler, vier Literaten, ein Tonkünstler und ein Rechtsanwalt. Der Vollständigkeit halber sei nicht versäumt, zu erwähnen, daß M. Henry sich den Namen „Balthasar Starr" gesichert hatte, was auf einige Vertrautheit mit der deutschen Sprache schließen läßt, und daß ich mich „Willibaldus Rost" benamste. Die elf Gründer sollten gleichmäßig am Gewinn des Unternehmens beteiligt sein. Die Mitarbeitenden und Mitwirkenden von ihnen erhielten außerdem je volle hundert Mark monatlich. Ich glaube, mit der Gewinnverteilung war es zu guter Letzt nicht weit her, so verheißungsvoll die Sache sich zuerst anließ. Doch wurde die Gage für die Fleißigen ein ganzes Jahr lang verabreicht.

Zu der Elfzahl gesellte sich noch ein schätzbarer engerer Freundeskreis. Da war Hanns von Gumppenberg, der die ulkigen „Fünfminutenbrenner" und andere Groteskdramatik eigens für die „Scharfrichter" schrieb, auch heitere Lieder und köstliche Gedichtparodieen (gesammelt in seinem „Teutschen Dichterroß") spendete. Ferner waren da die engeren Mitarbeiter, die wegen der geschlossenen Zahl nicht mehr „Scharfrichter" werden konnten und „Henkersknechte" betitelt wurden. Der Bildhauer Waldemar Hecker, der die sprechend lebendigen Köpfe für das Puppenspiel schuf, arbeitete auch in technischen Dingen und in der Darstellung eifrig und geschickt mit. Der jüngste war Heinrich Lautensack aus Niederbayern, dessen Eltern wünschten und vermuteten, daß er zu Mün-

chen „auf den Geometer“ studiere, während er schlechterdings nicht abzuhalten war, schwerverständliche Lyrik zu dichten und der Scharfrichterei als Verfasser ulkiger Szenen, Souffleur, Schauspieler, Inspizient und junger Mann für alles zu dienen; er ist später richtig kein Geometer geworden, sondern ein vielversprechender Bühnenschriftsteller, dessen Stücke nur das Pech haben, meist vor der Aufführung verboten zu werden. Auch ein jüngerer Langheinrich, angehender Ingenieur, der polnische Maler Wysotzki (dem es jetzt irgendwo im Schlesisch-Polnischen sehr gut gehen soll) waren treue Helfershelfer.

Außerdem aber gab es noch einen ganzen Troß von „Interessenten“ aus der Bohême, die natürlich nicht gleichgültig blieb angesichts der seltsamen Erscheinung, daß aus ihrer Mitte heraus einmal etwas Greifbares geschah! Es war eine höchst bunt gemischte Gesellschaft, alles in allem. Selbst im Café Größenwahn erregte sie besondere Aufmerksamkeit. In bürgerlichen Wirtshäusern des Theresienviertels rief die merkwürdige Vereinigung vernünftiger und verrückt anmutender, deutscher und fremdländischer, reinlicher und — genialischer Jugend allemal eine kleine Sensation hervor; obwohl der Münchner an den näheren Anblick der verkörperten Kunst doch gewohnt zu sein pflegt.

⌘ ⌘ ⌘

In der Türkenstraße zu München, gegenüber der gräßlichen Kaserne, steht das Gasthaus „Zum Hirschen“, eine gediegene kleinbürgerliche Wirtschaft, die Torfahrt nach altem Münchner Brauch mit Klapptischen und Bänken ausgestattet. Das Haus ist vielen, die in München studierten, wohlbekannt, da der Universitätsfechtmeister seit Jahren sein Paukloka1 dort hatte und wohl noch dort hat. Im Sommersemester 1892 habe ich selbst regelmäßig dort gefochten, ohne zu ahnen, daß ich neun Jahre später Mitmieter in dem alten reizlosen Bau werden könnte. In diesem Haus siedelte, nach langwierigen Verhandlungen mit verschiedenen Saal- und Brauereibesitzern, das Künstlerbrettl der „Elf Scharfrichter“ sich an. Es war da, gerad hinter der Torfahrt, ein längliches Fechtsälchen; daran schloß sich noch ein praktischer Raum, eine Waschküche. Beide Räume wurden zusammengezogen und unter Max Langheinrichs Leitung so abgeändert, daß sich daraus ergaben: eine winzige Kleiderablage (die aber nicht wesentlich schlechter funktionierte als die Garderoben der allermeisten großen Prunktheater), zweitens ein handtuchartig schmaler Zuschauerraum mit Tischen und Sitzplätzen für wenig mehr a's hundert Personen, drittens eine Bühne. Eine Treppe höher wurde das „Sekretariat“ eingerichtet; es war nur vom Hof aus durch eine Art eiserner Hühnersteige erreichbar. Die Künstlergarderoben wurden einem Stall abgewonnen.

Die Scharfrichterbühne war eine kleine Sehenswürdigkeit für sich. Eine Miniaturszene, aber mit raffinierter Sorgfalt eingerichtet. Die vereinfachende Stilisierung der Hintergründe wurde hier zum erstenmal angewendet — bloß der Hintergründe; denn Kulissen gab es nicht. Stoffvorhänge deckten, parallel der Sehlinie des Zuschauers, die Seitenwände ab; auch die Soffitten wurden durch Stoffstreifen ersetzt. An der einen Seite war der Bühnenbreite ein Stückchen abgespart und mit einer kleinen Tür versehen, von der ein paar Stufen zum Sälchen hinabführten. Durch diese Tür erschien der jeweilige „Conférencier“ und kündigte mehr oder weniger humoristisch die nächstfolgende Nummer an. Der Hauptstolz unserer kleinen Bühne aber war: daß sie einen richtigen versenkten Orchesterraum hatte, der übrigens auch fürs Puppenspiel sich als unentbehrlich erwies.

Um dieses Heim zu erlangen, brauchten zwar keine Millionenbanken in Bewegung gesetzt zu werden, aber Geld war halt doch nötig. Es wurde in der Hauptsache dadurch beschafft, daß wohlhabende und -wollende Leute (ich weiß nicht mehr, wurden sie „Gönner“ oder „Ehrenscharfrichter“ genannt) einen oder mehrere Anteilscheine zu je hundert Mark erwarben. Die jungen Künstler und die neue Sache hatten genug Sympathien, daß es dem vereinten Bemühen um Mäzene gelang, ein ausreichendes Kapitalchen zusammenzubringen. Den Gönnern wurde zu Beginn jedes neuen Programms eine „Ehrenexekution“ gewidmet. Und das blieb der einzige Gewinn aus ihrem „Anteil“, sie schienen aber ganz zufrieden damit.

Um von der Polizei unbelästigt zu bleiben, wurde den Aufführungen mit großer Entschiedenheit der Vereinscharakter gewahrt. Die Besucher waren „Gäste“. Ein Eintrittsgeld wurde durchaus nicht erhoben — nur eine Garderobegebühr von zwei Mark neunundneunzig, für Künstler und Studierende nur eine von neunundneunzig Reichspfennigen! (Die Teilnahme an den „Ehrenexekutionen“ war für Nichtgönner erheblich teurer.) Die scharfe Satire und überhaupt freie Sprache, die in der Grundabsicht des Unternehmens enthalten waren, machten Unabhängigkeit von der Zensur zu einer wichtigen Frage. Es ging auch eine Zeitlang ganz gut so. Indessen, als die Polizei auf irgendeine Denunziation hin etwas verbieten wollte, da zeigte sich's, daß sie doch nicht genug Rücksicht hatte, den Vereinscharakter anzuerkennen. Was ja auch schließlich nicht unbedingt zu verlangen war, da die „Exekutionen“, um dem Andrang zu genügen, allabendlich stattfinden mußten und jedem zugänglich waren.

Viel Arbeit machte die Einrichtung und Bewirtschaftung des Sälchens; sie wurde mit freudigem Eifer bewältigt. Für eine stilvolle Raumkunst hatten wir ja Künstler genug zur Hand. Max Knax schuf u. a. im Hintergrund zwei behagliche Nischen und entwarf die kräftig gefügten Tische, Stühle

und Bänke. Außer den elf Scharfrichtermasken Hüsgens (die meine wurde nach meinem Austritt eines Abends während einer „Exekution“ feierlich verhüllt) zierten gute Reproduktionen moderner Kunstwerke und mehr oder minder groteske Originalskizzen die Wände. Das Beispiel wirkt noch heute in den öffentlichen „Künstlerkneipen“ der akademischen Gegend nach. Die meiste Mühe verursachte uns aber nicht das Dekorative, sondern das Wirtschaftliche. In ausgedehnten Sitzungen wurde mit dem tüchtigen Urmünchner Bierwirt die besondere Speisekarte, die Weinkarte, die Anschaffung etwas eleganterer Bestecke (Gabeln mit mehr als den volkstümlichen drei Zinken!) und einer Kaffeemaschine vereinbart. Denn wir durften auf ein entweder ästhetisch oder überhaupt verwöhntes Publikum rechnen. Schon bei den Proben im eignen Heim und nachher bei den Nachsitzungen entwickelte sich eine gemütliche Fidelitas, wie sie wohl alle Beteiligten später nicht leicht wieder erlebt haben. Das Gezänk nämlich und die törichten Eifersüchteleien, die auch dort von der Anarchie des „Künstlervölkchens“ nicht zu trennen waren, all dies Verstimmende hat man mittlerweile gern vergessen ...

Die eröffnende Exekution — im Mai 1901 — brachte dem „Münchner Künstlerbrettl“ des Vereins „Die elf Scharfrichter“ einen vollen Erfolg. Natürlich gefiel nicht alles allen. Aber das Ganze wurde selbst von Nörglern als originell und künstlerisch fesselnd empfunden, und manches Einzelne wie auch die ganze Stimmung fand bei manchen enthusiastische Aufnahme. Schon der Anfang, der „Scharfrichter-Marsch“, exekutiert von sämtlichen elf Gründern in roter Henkerstracht mit roter Maske und mit dem Beil, brach das Eis. Der Marsch war von Dionysius Tod im tiefen Nachtromantikstil gedichtet und von Hannes Ruch wirkungsvoll vertont. Der Anfang war, wenn ich mich recht entsinne, so:

Erbauet ragt der schwarze Block.
Wir richten scharf und herzlich.
Blutrot das Herz, blutrot der Rock —
All unsre Lust ist schmerzlich ...

Dies singend, umschritten die elf bei mystisch tiefroter Beleuchtung einen schwarzen Block in einem grotesk-feierlichen Reigen, der gar nicht ohne Schwierigkeiten war. Es klappte denn auch nicht immer; und das ergab manchen komischen Augenblick ...

Zu den Programmteilen, die wir zunächst mit geringer Zuversicht an die Öffentlichkeit treten ließen, gehörten die Liedvorträge einer Dame, der schon erwähnten Marya Delvard. Wir hatten in ihr eine ästhetische Persönlichkeit von nervöser Eigenart erkannt, doch waren wir nicht sicher, wie sich ihr Gesang auf der Bühne bewähren würde und ob nicht die Nervosität sich stärker geltend machen würde als die Eigenart. Unsere Zweifel wurden glänzend widerlegt. In graublauem Dämmerlicht erschien eine schlanke Frauengestalt, in ein ganz schmuckloses schwarzes Prinzeßkleid gehüllt, mit starkzügigem bleichem Gesicht, aus dem ein Paar unwahrscheinlich große schwarze Augen tragisch blickten, und sang. Mit wohlklingend tiefer Stimme, im Grunde liebhaberisch, doch schwermütig-leidenschaftlich beseelt, bald mehr schwermutvoll und bald mehr leidenschaftlich, sang sie düster märchenhafte Lieder aus des Knaben Wunderhorn oder dekadente Stimmungen von Greiner oder Wedekinds bedenklich naive „Ilse“ (die in München so populär wurde, wie in Berlin „Der lustige Ehemann“ oder „Die Musik kommt“ in der an Liliencrons Dichtung nicht hinanreichenden Vertonung). Immer war ein eigener herber Reiz im Vortrag der Delvard wie in ihrer Erscheinung. Sie wurde an jenem ersten offiziellen Scharfrichterabend entdeckt, wurde gefeiert. Und wir — hatten eine Primadonna, mit allen Schwierigkeiten einer solchen.

Ihre Nervosität bekam nun erst Stil und Fülle. Unvergeßlich beispielsweise der Temperamentsausbruch, als unsre andre Solodame, die ausgezeichnete Sprechgesangskünstlerin Friderike Gutmann-Umlauft (Gattin des Schriftstellers Paul Gutmann) schuldloserweise in einer Beleuchtung aufzutreten im Begriff war, die der so erfolgreichen graublauen Dämmerung ähnelte. „Sie hat mein Licht — mein Licht!“ rief Marya Delvard und fügte noch einiges hinzu; es blieb nichts übrig, als die Beleuchtung zu ändern. Bei ihrer Entschließung zu der Bühnentracht, der sie ihre förmlich berühmt gewordene Bühnen-Silhouette verdankte, hat übrigens der Zufall wieder einmal drollig mitgespielt. Die Delvard hatte sich eigens für das erste Auftreten ein lila Seidenkleid von etwas völligerem Schnitt machen lassen. Am Abend der Eröffnung fand man dieses Kleid von ruchloser Hand mit einem Schwarzstift verunziert! „Verzweiflung, Mut und Schrecken,“ heißt's in der „Schöpfung“ mit Recht. Es mußte etwas geschehen, die Nummer zu retten. Da wurde ihr geraten, doch das eng anliegende schwarze Kleid, das sie täglich trug, anzubehalten. Und so geschah es schließlich. Und da das Gewand nicht mehr neu war, wurde die Beleuchtung dunkler eingestellt: so entstand die geheimnisvolle graublaue Dämmerung.

Auch Frau Umlauft fand reichsten Beifall. Ohne dekorative Romantik auftretend, brachte sie Hanns von Gumppenbergs pikanten Musikscherz „Più mosso“ ebenso wie tragikomische und andere Lieder mit Anmut, Frische und sicherer Pointierung zur vollen Wirkung. Die Künstlerin, eine Tochter des angesehenen Wiener Geographen Umlauft, war vorher schon als blutjunge Schauspielerin am Lessingtheater tätig gewesen. Ihre entzückende Mädchenerscheinung (deren auch ich mich noch vom Lessingtheater her erinnere) hat damals den schönheitfrohen Dichter Liliencron zu verehrungsvollen Briefen an

die junge Darstellerin begeistert. Friderike Gutmann-Umlauft wäre gewiß zur Scharfrichterzeit noch weit mehr hervorgetreten, wenn nicht Familienpflichten ihre künstlerische Laufbahn für einige Zeit unterbrochen hätten. (In den Wintern 1907/08 und 1908/09 hat sie bei den Wort- und Ton-Matineen, die ich in München einführte, ihre plastische Vortragskunst aufs neue bewährt; nachher schlug sie in Wien für kurze Frist den dornenreichen Weg der Theaterdirektorin ein.) Neben der nächtig gestimmten Delvard vertrat die Umlauft den heiteren Tag; beide hätten einander kaum glücklicher ergänzen können.

Von den übrigen Genüssen des Scharfrichteranfangs wurde schon erwähnt, was Robert Kothe und Marc Henry (der mit Madame Delvard noch heute rund durch Mitteleuropa treffliche „Kammerkunst" gibt) damals boten. Hannes Ruch spendete Niggersongs und urbayrische Soldatenlieder zum Steinerweichen. Eine Gräfin Bülow rezitierte in drastischem Stil Gedichte von Heine, Dehmel u. a. Das Dramatische hatten zunächst Gumppenberg und ich geliefert. „Der Veterinärarzt" Hanns von Gumppenbergs war eine Parodie auf Ibsens tiefsinnige Schwerverständlichkeit, ein Musterwerkchen blühenden Blödsinns; schon der Titel war absolut sinnlos. Ich hatte die Ausführung des politischen Puppenspiels, das neubelebt werden sollte, übernommen. Die beiden großen Gegenstände der damaligen Tagesgeschichte, Burenkrieg und Chinakrieg, gaben auch einem politisch nicht abgerichteten Gemüt Stoff genug für satirische Arbeit. Ich vereinigte beide Ereignisse und die gleichzeitigen Regungen der Nachbarvölker zu einem simplen Familiendrama mit dem Titel „Die feine Familie", ein tiefes europäisches Drama in drei Aufzügen mit einem Prologos. Der „Marquis Tiptopp", der „alte Kaspar mit 'm modernen Kopp", sprach in dem Prolog u. a.: „In dieser sympolnischen Puppenkomödie geht's raus aus die private Lebensödie. Wir wenden — wie war's doch — nanu? Wir wenden den jrößeren Dingen uns zu, dem jrößeren Jammer, dem Riesenkater vom hochoffiziellen Puppentheater. Da deuten wir euch, wat die olle Welt Im Innersten — nich recht zusammenhält. Da jeben wir — wat doch noch? — kurz — wir jeben die Petersilie zur Wassersuppe der feinen Völkerfamilie . . ." Das Ding gefiel und durfte, dank den famosen Köpfen Waldemar Heckers und dem wackeren Spiel von etwa einem Dutzend Schaffender, die teils als Sprecher, teils als Puppenführer tätig waren, den Erfolg des Abends mitentscheiden. Die Presse, die ortsansässige wie die auswärtige, sprach überaus freundlich über das Debut des Münchner Künstlerbrettls.

Im alten ehrlichen Gasthaus zum Hirschen und davor gab es nun allabendlich ein ungeahntes Leben. Kutschen und Droschken fuhren vor, Damen und Herren im eleganten Abendkleid schritten durch die möblierte Torfahrt, die sonst Stammkneipe für Kutscher und Hausmeister war. Und von der jungen „Intelligenz" kamen nun auch die Elemente, die keinen Fechtboden zu besuchen pflegen. Die Künstlerschaft, die in Münschen, soweit sie der Bohême entwächst, wirkliche Gesellschaft ist, und die übrige Gesellschaft sandten viele ihrer vornehmsten Vertreter. Von den Dichtern kamen Max Halbe, Graf Keyserling, Joseph Ruederer, Karl Henckell, von Verlegern Dr. Hirth, Thomas Knorr, Fritz Schwartz u. a. Selbst die hohen Herren vom „Simplizissimus" ließen sich unter den Sterblichen sehen. Die Dichter Ludwig Scharf und Frank Wedekind näherten sich und wurden Mitwirkende. Wedekind nahm dann, als ich ausgetreten war, meine Stelle als wirklicher „Scharfrichter" ein. Mit seinem suggestiven Vortrag der eigenen, selbstvertonten Balladen wurde er eine der wertvollsten Kräfte und machte auch alle Gastspielreisen der „Scharfrichter" mit.

Auf einer dieser Reisen, beim Gastspiel in der ersten Darmstädter Ausstellung, hätte der arme „Till Blut" beinahe sein junges Leben „im Dienst" eingebüßt. In Gumppenbergs grotesker Szene „Der Nachbar", worin der Nachbar durch Entlarvung mittels eines einzigen Satz-Ungeheuers eine ganze Familie zu unterschiedlichsten Selbstmorden veranlaßt, spielte er die „Rosa", die sich zu erhängen hat, und wäre dabei ums Haar ganz richtig gehenkt worden. Der Darsteller mußte in Wirklichkeit an einem niederen Haken schweben, der in den Gürtel eingriff, während die scheinbar tödliche Halsschlinge an einem ganz lose steckenden oberen Haken befestigt war. In Darmstadt aber hatte der Theatermeister die Sache mißverstanden und den oberen Haken sehr solide befestigt, den Gürtelhaken dagegen locker gelassen. Die „vorgeschriebenen" Zuckungen der bedauerlichen Maid wurden infolgedessen so unheimlich realistisch, daß ein Herr im Publikum die Gefahr merkte und den Künstler rettete. Er hatte die Empfindungen eines Gehenkten ziemlich genau kennen gelernt.

Der Fall schien mir wichtig genug, das Opfer neuerdings noch einmal auszufragen. „Till Blut" (der seit etlicher Zeit als gediegener Wilhelm Hüsgen in Berlin beachtenswerte Porträts und Grabmäler erzeugt) versicherte, er habe keinen Schmerz gespürt. Doch erinnerte er sich, daß es ihm in seiner freischwebenden Stellung unmöglich war, einen Laut von sich zu geben oder die Arme zu rühren. Und das eine ärgerte ihn sehr: daß er nun würde daran glauben müssen, während die weiblichen Wesen auf der Bühne sich schier totlachen wollten über seine komischen Grimassen. Bei der Nachfeier im gastlichen Rosenhaus des Darmstädter Künstlers Christiansen machte ihm das Sektschlucken zum erstenmal im Leben Beschwerden; vielleicht auch zum letztenmal, denn er ist jetzt unbedingter Antialkoholiker . . .

In Verbindung mit dem Scharfrichter-

kreis standen auch andere Münchner Unternehmungen jener Tage. So erfanden Langheinrich und Genossen, aus der Beengtheit unserer Bühne heraus, ein Verfahren zur Herstellung von Hintergründen durch Lichtprojektionen. Hecker und andere gründeten eine Künstlervereinigung „Die Phalanx", die eigne Ausstellungen in der stillen Finkenstraße veranstaltete, ohne damit diese Sackgasse dem Verkehr zu erschließen. Unsere Lyriker waren die Haupturheber eines sehr neuromantischen Sammelwerkes, „Avalun" genannt; der Herausgeber diente gerade als Einjährig-Freiwilliger. Zwei unserer Bildkünstler gründeten eine Kunstschule im Schwabinger Viertel. Und ehe sich's der eine versah, hatte der andere das ganze Haus gemietet, sechs Ateliers zu je hundert Quadratmeter. Die Gesamtheit der Räume kam aber nur ein einziges Mal zur Verwendung: bei einem großartig echten Verbrecherball; nach dessen Schluß fand man um sieben Uhr des Morgens noch unter einer Bank einen hochbegabten Maler, der nur dadurch fortzubringen und heimzubefördern war, daß man ihm vorspiegelte, er werde noch ins Café Größenwahn geführt.

Unter der Flagge des Scharfrichtervereins erschien (bei Schuster & Loeffler), herausgegeben von Gumppenberg und mir, das Bändchen „Die Elf Scharfrichter". Es enthält Gumppenberg-Jodoks „Veterinärarzt" und „Nachbar" und von Willibaldus Rost das erwähnte Puppenspiel, sowie eine kleine Verskomödie „Serenissimus", die bei den „Scharfrichtern" schon ein wenig geprobt war und Anklang fand, von mir aber dann mit an das „Lyrische Theater" herübergenommen wurde, das ich mit Waldemar Hecker im Hotel Trefler gründete. („Serenissimus" konnte dort fünfzigmal gegeben werden.) Am ersten Juli legte ich, freiwilligst, das Amt des Schauspielreferenten der Münchner Neuesten nieder; am ersten August eröffnete ich das „Lyrische Theater". Es war eine übereilte Gründung, die nur durch unsere Jugend entschuldigt werden kann. Die „Scharfrichter" wollten mich nicht loslassen. Es entstand eine Preßfehde. Nachher haben wir uns wieder bestens vertragen.

Die ganze Überbrettelei sollte für mich nichts sein als Experiment und Episode. Aber die Sache währte noch kürzer, als gedacht. Schon nach zwei Monaten hatte ich die Sache satt. Ich sah in Berlin, wie rings um Wolzogen ein fürchterlicher Überbrettlkitsch blühte und gedieh, während wir in München nur anständige Kunst boten und bieten wollten, ohne damit auf einen grünen Zweig zu kommen. Hinzutrat die Erkenntnis, daß unser Lokal schwere Mängel aufwies. Auch meinem Nervenbefinden bekam die Überanstrengung nicht. Nach zwei Monaten also zog ich mich zurück und habe mir die Erfahrungen gemerkt, daß angespannte künstlerische Arbeit in ständiger Wechselwirkung mit gewerblich-geschäftlicher Sorge zu den raffinierten Qualen gehört, die der Stärkste nicht auf die Dauer verträgt. (Weshalb z. B. aus unseren Stadttheatern nie etwas Besseres, als sie jetzt sind, werden kann, solange die Städte nicht das Geschäftliche in vornehmer Weise auf sich nehmen.) Mein Sozius gab das Unternehmen bald auf.

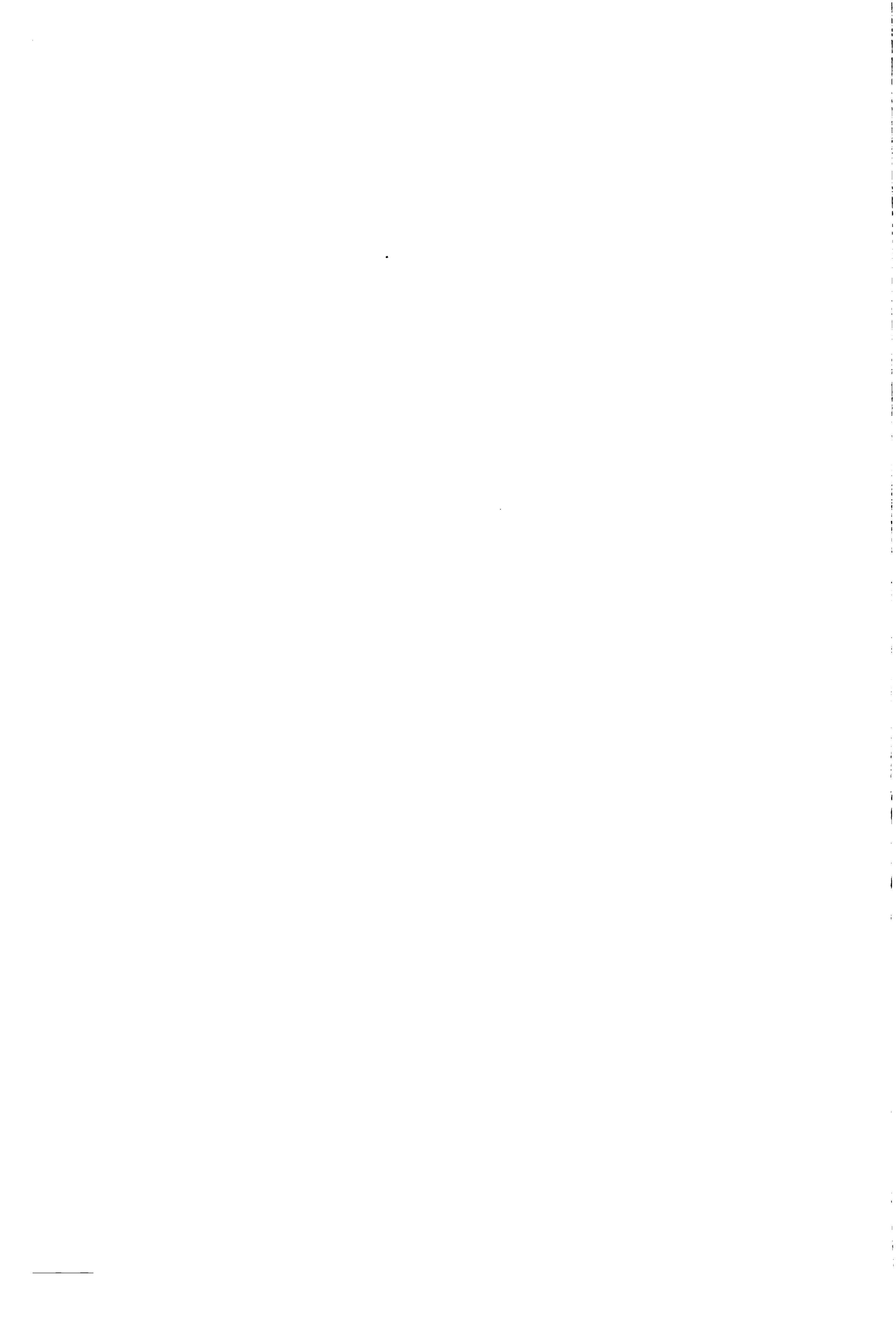
Es bestand offenbar kein Bedürfnis nach einem „Lyrischen Theater" in München. In welcher Verblendung wir den Namen gewählt hatten, begann uns klar zu werden, als unter den sehr ernsthaften Angeboten stellungsuchender Bühnenmeister, Monteure, Billetteure usf. eines an das „Närrische Theater" gerichtet war und eines gar an das „Tierische Theater". Geschah mir aber ganz recht; was mußte es denn ein Fremdwort sein? Zur Entschuldigung kann ich nur anführen, daß der Titel „Überbrettl", den Ernst von Wolzogen mir eigens freigegeben hatte, von einem Münchner Variétémenschen schleunig aufgegriffen und entwertet worden war. In den Räumen des Lyrischen Theaters ist es nachmals Münchner Volkssängern recht wohl ergangen. Den Leser wird weiteres über die Geschichte dieser Künstlerbrettl-Gründung nicht interessieren. Eher vielleicht noch das Kuriosum, daß unser Betriebskapital zum guten Teil von Gustav Freytags gleichnamigem Sohne stammte. Gustav Freytag und das Überbrettl — das konnte nicht gut ausgehen.

Die Scharfrichterei hielt sich, durch Mäzenatenhilfe und ausgedehnten Gastspielbetrieb, noch eine Zeitlang. Auch sie aber mußte zugrunde gehen, schon deshalb, weil tägliches Schauspielen nicht mehr als Künstlerlaune gehandhabt werden kann und ein Theater mit hundert Plätzen nicht elf Unternehmer und (insgesamt) dreißig Mitwirkende zu ernähren vermag. Es ist recht bezeichnend: in Berlin scheiterte das Überbrettl an zuviel Kapitalismus, in München an zuviel Künstlern.

Der Gedanke, die unterhaltende Abwechslungbühne künstlerisch zu veredeln, scheint mir auch heute noch nicht innerlich ad absurdum geführt. Gewisse Berliner Nachtlokale, die sich „Kabaretts" nennen, müssen dabei natürlich aus dem Spiel bleiben; sie leben von Unkunst und Zweideutigkeit. Aber eine bunte Bühne, die da theatralische Kleinkunst, feinere Vergnügungskunst, Tanz und technische Schaustücke geschmackvoll zusammenfassen würde, ist sehr wohl denkbar. (Darauf hat unlängst sogar der ernsthaft erzieherische Avenarius im „Kunstwart" hingewiesen.) Die Nachwirkung der Überbrettelei ist ja auch im Variété-Wesen zu spüren. Kein Spezialitätentheater kann mehr ganz ohne Theater- und Literatenwesen auskommen. Daß diese Beimischung in der Regel erquicklicher als eine ehrliche Affendressur sei, soll damit nicht gesagt sein. Indessen, man hofft doch, das sei nur Schuld des Übergangscharakters und eine zweite, dauerhaftere Glanzzeit des Künstlerbrettls werde nicht unmöglich sein ...



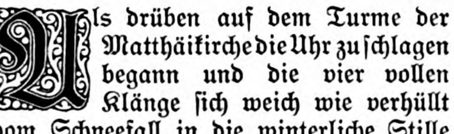
Der Rhein bei Lauffenburg. Gemälde von Prof. Gustav Schönleber.





Der fremde Herr.

Novelle von Karl Rosner.



Als drüben auf dem Turme der Matthäikirche die Uhr zu schlagen begann und die vier vollen Klänge sich weich wie verhüllt vom Schneefall in die winterliche Stille gossen, stand das Fräulein Claire von Holstein in ihrem Wohnzimmer vor seinem Bilde, sah mit umflorten Augen darauf nieder und dachte: ‚Ja — jetzt tragen sie ihn seinen letzten Weg —‘

Wie ein Gebet, das ihn begleitete, war ihr dies Denken. Tief vorgebeugt war ihr Kopf, dessen locker gescheiteltes Haar sich zu beiden Schläfen silbern wellte, und ihre Hände hielten das zerknüllte Tüchlein, mit dem sie schon so oft in dieser Stunde die Augen hatte trocknen müssen, und den kleinen tiefroten, mit Goldsternen gepunzten Lederrahmen, aus dem sein Bild sie grüßte: der schmale, feine Kopf mit der edlen Nase und den lebhaften und doch ein wenig hochmütigen Augen, der hohen, frei gewordenen Stirn. Und mit dem früh ergrauten Henri quatre unter dem klugen Mund — der hier so oft, so tausend gute Dinge in diesen langen Jahren zu ihr gesprochen hatte — —

Wie eine Welle kam der Schmerz um dieses Ende über sie.

„Franz —“ sagte Fräulein Claire von Holstein leise — leise, als schämte sie sich ihrer Wärme, als könnte der, den sie da rief, die Hingabe des Wortes hören.

Und dabei rannen ihr vor dem Ton der eigenen Stimme und im Erkennen des Verlustes die Tränen wieder über. Sie achtete nicht darauf, daß sie ihr an den Wangen niederliefen, daß sie auf das Glas des Bildes tropften. Sie dachte wieder, hingenommen von diesem Scheiden: ‚Jetzt tragen sie ihn draußen auf dem alten Friedhofe der Jakobigemeinde zur letzten Ruh — und ich bin hier.‘

Ihr war's mit einem Male, als sähe sie die vielen ernsten Männer in ihren Pelzen, Winterröcken und Zylindern um dieses kalte Grab geschart — davor die Berge von frischen Kränzen, mit goldbedruckten Schleifen, die da im Atelier gelegen hatten — das schwarz umflorte Banner des Vereins Berliner Künstler — und über all dem, unstimmig zu der verdeckten Ungeduld der fröstelnden Menschen, die getragene Ruhe des Gesanges, der in der Winterstille und dem Flockenfallen kraftlos über dem Sarg und seinem Toten verklang.

Und ihr war's, als sähe sie den Prediger, der nun scharf, schwarz umrissen vor dem weißen Himmel auf dem aufgeworfenen Hügel stand und so — einer der Mittler zwischen hier und drüben — noch einmal von dem Wandel dieses Großen sprach, ehe er dreimal Erde über das beschlossene Leben säete —. Von seinem Wandel, der begnadete Arbeit war und Liebe zu der Kunst, die er gemeistert hatte —. Von dieser Kunst, die Wahrheit suchte und ungezählten Tausenden Entzücken gab —. Von seinem Wesen, das lauter und wahrhaftig war —. Und dann am Ende wieder das eine Wort, das wie ein ewiges Licht über dem Grabe auch dieses Toten stand: „— — denn er war unser —!“

Da griff dem Fräulein Claire von Holstein mit einem Male ein überwältigendes, zitterndes Schluchzen an das Herz. Das kleine Bild setzte sie mit versagenden Händen auf das Konsoltischchen nieder — sie sah nicht mehr, wohin es fiel — war hingenommen von der bebenden Erschütterung. Tastend, haltsuchend, tat sie zwei, drei Schritte zu dem alten, zierlichen Rokokokanapee, sank darauf nieder, drückte ihren Kopf in die weichen Kissen aus zart geblümter steingrüner und blaßgelber Seide und weinte — weinte laut, fessellos, in die Stille ihres kleinen Zimmers.

In ihr war wie ein Glockenschwingen, der einzige Gedanke füllte sie aus — quoll über — fand nicht Raum — schob alles andere hinweg — war wie ein Kampfruf gegen diese Männer um das Grab des Toten: „— denn er war m e i n! — denn er war m e i n —!“

Lange lag Fräulein Claire von Holstein so und gab sich ihrem Schmerz. Dann

wurde sie ruhiger. Das Beben ihres Herzens flutete zurück, schüttelte sie nun nicht mehr, war nur noch wie ein Wasserspiegel mit tausend kleinen Schuppenwellen — hier war ein Sturm, und es will Frieden werden.

Sie hob den Kopf, trocknete ihre Augen und setzte sich zurecht. Und durch die leise Dämmerung, die alle Umrisse schon sacht verwischte, die Dinge wie mit Schleierwerk umspann, sah sie über das Zimmer hin, in dem er in den langen Jahren so oft — so oft bei ihr gewesen war. Kaum ein Stück hier, darüber nicht seine schlanke Hand geglitten war —. Den Stoff der Wandbespannung hatte er mit ihr gewählt — wie blaß der in den Jahren doch geworden war —. Dort das Glasschränkchen mit den aufgesetzten Palmenstäben und Maskarons, in dem die kleine Sammlung von Nymphenburger und Berliner Porzellan milchig erschimmerte, das hatte e r ihr auf einer seiner Entdeckungsfahrten bei einem Antiquar in Potsdam aufgestöbert; und hier, in diesem geschweiften Armstuhl mit den Delphinenköpfen — in s e i n e m Stuhl — hatte er immer an dem Teetischchen ihr gegenüber gesessen; hatte zu ihr gesprochen, ihr alles das gesagt, was ihm das Herz beschwerte — Gutes und Böses —

Vor zwanzig Jahren so — und vor zwei Wochen noch — —

Ihr hatte sich der Kühle, Undurchsichtige erschlossen, sie war seine Vertraute, seine Beraterin und Trösterin, sein Freund und Kamerad gewesen —. Ihr hatte er von seinen Arbeitsplänen gesprochen, von seinen Hoffnungen und seinem verzweifelnden Ringen. Wo alle glaubten, daß der Meister lächelnd schaffe, da hatte sie um seine heilige Not gewußt — —

Fräulein Claire von Holstein sah wiederum die vielen, vielen, die ihn den letzten Weg geleitet hatten. Ein wehmütig-stolzes Lächeln stand unter dem Flore ihrer Tränen. Sie dachte: ‚Ja — er war m e i n —‘

Und dann trieben ihre Gedanken zurück, gingen neben ihm her den Weg der langen Jahre.

Seltsam war es doch schon gewesen, wie sie sich kennen gelernt hatten. Ganz deutlich stand der Tag und stand die Stunde ihr jetzt vor Augen: Bei einer Kunstauktion war das — noch in dem alten Lepkehause, und der Nachlaß eines in weiteren Kreisen kaum bekannt gewordenen Sammlers stand zur Versteigerung. Viel Unbedeutendes und manches Gute. Hundert Dinge, die einer mit eigenwilliger Liebe und mit besonderem Geschmack zusammengetragen und dann als eine Einheit um ein einsames Leben dekoriert hatte, und die nun, da dieses Leben erloschen war, ihre Gemeinsamkeit verloren, wieder zerstäuben, sich voneinander lösen sollten.

Und da, als dieses zierliche, spannhohe Berliner Porzellanfigürchen „Der Frühling“ zum Ausruf kam, und als die Menge der bietenden Stimmen zurückgeblieben war, steigerten schließlich nur noch zwei: ein Herr mit blondem Henri quatre und kühlen blauen Augen, der an der Wand des Saales lehnte und stets nur seine Hand mit dem Katalog ein wenig hob als Zeichen, daß er mitging, und eine Dame, die man gar nicht sah, die ganz verdeckt war von den Reihen der anderen, deren ein wenig schüchterne Stimme nur aus der Menge stieg und voll Erwartung schien: „Noch fünf — — noch fünf —“

Der wahre Wert der kleinen Statuette war wohl schon erreicht, vielleicht schon überschritten.

Ein paar Händler stießen sich an und lächelten. Irgendein Überkluger machte eine halblaute Bemerkung. Und der Herr mit dem Henri quatre schüttelte leise den Kopf und reckte sich ein wenig hoch, um seine Gegnerin zu sehen — und lächelte ein bißchen, als sein Blick in die erregten dunklen Augen einer jungen Dame mit blonden Scheiteln traf. Aber er hob die Hand mit dem Katalog nicht mehr hoch.

So war dem Fräulein Claire von Holstein der Altberliner „Frühling“ zugeschlagen worden, das zierliche Figürchen, vor dem auf kurzem, reich geschweiftem Baumstumpf ein Korb voll Blumen steht, aus dem die beiden köstlich feinen Hände höchst affektiert und spielerisch Sträußchen von Blüten greifen.

Aber als die Versteigerung zu Ende ging, als man aufbrach und die Gruppen sich lösten, da hatte der Herr mit einem Male bei ihr gestanden und seinen Hut gezogen und seinen Namen genannt.

„Gnädiges Fräulein — darf ich den ‚Frühling‘ nochmals sehen?“ Er hatte ein stilles, feines Lächeln um den Mund und

wehrte ab, als er sah, wie sie verlegen wurde: „Nur sehen — nein, nicht haben — nicht einmal aus den Händen sollen Sie ihn geben —"

Da hatte sie ihm das Figürchen hingereicht und hatte, während er das Seidenpapier löste und mit den Fingern seltsam eindringlich malend die kapriziöse Linie der Silhouette in der Luft nachzog, zum erstenmal in dieses schmale, nervöse und durchgeistigte Gesicht gesehen. Der Klang des auffallenden Namens lag ihr noch im Ohr. Sie sagte: „Torsini? Darf ich fragen: Sind Sie der Maler, der —" — und wurde rot und zögerte.

Er aber nahm den Satz mit einem Lächeln auf: „Ganz recht — der diese ganz verboten schlechten Bilder malt. Der den guten alten L. P. der ‚Vossischen Zeitung' immer so ärgert. Das meinten Sie doch?"

Sie schüttelte den Kopf. Seine Art zu sprechen war ihr fremd. Sie sagte einfach: „Nein — ich dachte an Ihre ‚Spitzenklöpplerinnen in Brügge' — die kenne ich, die habe ich lieb —"

Da sah er sie voll und ruhig an — ein wenig erstaunt und doch sichtlich froh war sein Blick —, nickte kaum merklich und packte dann den „Frühling" mit angelegentlicher Sorgfalt wieder ein.

„Sie sammeln schöne Dinge," sagte er. Und unvermittelt weiter: „Ich darf ein kleines Stückchen neben Ihnen gehen?"

Und ohne ihre Antwort abzuwarten, als ob nun das so selbstverständlich wäre, behielt er das kleine Paket, schritt vor, öffnete ihr die Türe und stieg vor ihr die Treppe nieder. Dann gingen sie durch die Kochstraße, auf deren schmucklosen und altersgrauen Häusern die Mittagssonne rote und violette und orangegelbe Farben malte, und redeten von stillen, abseitigen Dingen. Nur manchmal blickte er sie verstohlen von der Seite an. —

Fräulein Claire von Holstein strich sich über ihre Schläfen und bewegte leise den Kopf. Mit einem wehmütigen Lächeln sah sie in das tiefer einfallende Dämmerlicht, das sachte alle Farben von den Dingen nahm und sie in seine grauen Schatten schlug. Sie dachte: ‚Ja — vor zwanzig Jahren — und damals war ich jung und hatte weizenblondes Haar und trug ein lavendelblaues Kleid mit breiten Ärmelpuffen und um den Hals das dünne Venezianerkettchen mit einem kleinen Herz aus Rosenquarz. Und wie er dann bei uns Besuch machte und sich so wohl fühlte und immer wieder kam, da meinte doch die Mutter: nun müsse er sich wohl erklären — und hatte nur die eine heimliche Unruhe und Sorge, daß sie nicht wußte, wie wohl der verstorbene Vater und Geheimrat darüber gedacht hätte: weil's doch ein Künstler war — und weil die Holsteins doch immer Beamte im preußischen Staatsdienste gewesen waren.'

Aber er hatte die gute Geheimrätin nicht in die Verlegenheit gebracht, Stellung nehmen zu müssen. Von tausend Dingen sprach er, wenn er am späten Nachmittage, sobald ihm das Licht zur Arbeit nicht mehr taugte, kam, sein ganzes reiches Leben deckte er den Frauen auf — erzählte beiden und sprach doch nur für die eine — war ihr nahe — wollte ihr nahe sein — zu der Erklärung kam es nicht. Wie einer, der den Menschen sucht, mit dem er von den Dingen reden kann, die er vor keinem anderen enthüllt, dem er mit Willen Anteil gibt an seinem Besten, seinem ringenden Schaffen, so war er damals — und so blieb er nach dem Tod der Mutter.

Und jahrelang hatte auch sie dann noch geglaubt, er würde von dem einen reden — bis sie am Ende wußte: nein, das blieb nun so und war auch so ein Glück, konnte auch so ein Dasein reich erfüllen. Sein Leben war für sie ein klares Feld geworden, sie kannte es, als hätte sie es selbst durchschritten. Und wenn er sagte: „Wie mein Vater noch rüstig war —" dann sah sie den geschickten mazedonischen Goldschmied, der nach Berlin gezogen war und vorwärts kam ... und wenn er meinte: als ich meine „Fischauktion in Blankenberghe" malte, dann wußte sie, das war gleich nach seinen Pariser Jahren, in jener Zeit, als er in Belgien und Holland reiste und diese starken und gesunden Werke schuf, für deren eines er die große goldene Medaille für Kunst erhielt, mit denen er schon auf der Höhe seines Könnens zu stehen schien.

Und dann hatte sie doch mit ihm die Jahre des neuen Ringens durchgemacht. Das hatte schon bald nach der Zeit, in der sie sich kennen gelernt hatten, eingesetzt:

diese jähe Abkehr von den einfachen und manchmal vielleicht ein wenig trivialen Vorwürfen, von der naiven Freude an der Wiedergabe der derb gesunden, prangenden Gestalten. Es kam das grüblerische Suchen der Lösung von Problemen, die auf ganz anderen Gebieten lagen: Geheimnissen des Lichtes und der Farben ging er nach — vom Gegenständlichen machte er sich frei, schürfte nach Möglichkeiten, das scheinbar Unhaltbare festzuhalten.

Das Fräulein Claire von Holstein dachte an den Tag, an dem sie ihn damals, spät abends war es, auf dem Potsdamer Platz getroffen hatte. Es regnete in Strömen, alles hastete und lief, wurde zu einem Hin- und Widerwogen einander drängender, sich knäuelnder und wieder lösender Gestalten, und in den Wasserpfützen des Asphaltes spiegelte sich das Licht der Bogenlampen, die weiß und eingehüllt in einen breit und milchig ausstrahlenden Schein gleich freischwebenden Monden im Zwielicht standen. Abgetriebene Droschkengäule klapperten taktmäßig dahin, Pferdebahnwagen und Omnibusse schoben sich vorbei, ein jeder Hufschlag hatte breiten Hall und warf ein Sprühfeuer von Tropfen auf, Wachstuch und Lack und Lederzeug der Wagen und Geschirre glänzten, und die Lampen der Laternen zerrten ihren gelben und bunten Widerschein gleich hinlaufenden Irrlichtern über die spiegelnd nasse Fläche. Er aber stand, inmitten des Platzes — auf der kleinen Insel neben dem Schutzmanne stand er — und war durchnäßt bis auf die Haut und staunte in das Spiel der Lichter und der Farben, nahm es als eine Offenbarung mit sich fort.

Zwei Tage später hatte er ihr damals die kleine Farbskizze gebracht, das kaum zwei Spannen breite Wunderwerk, das diese Impression mit einem Nichts an Mitteln hielt und zwang.

Das Fräulein Claire von Holstein hob den Kopf. Dort drüben an der Wand, über dem Schreibtisch hing das Bildchen. — Wie oft hatte sie neben ihm davor gestanden — er mit dem leis ironischen und melancholisch weichen Lächeln, das oft wie ein geheimes Wissen und Resignieren um seine Lippen, seine Augen lag. Und einmal hatte er dann trübe gesagt: „Auch das war nichts", und hatte still geschwiegen und auch auf ihre Frage weiter nichts gesprochen. Sie aber wußte doch, daß er die Skizze geliebt hatte, mehr als das große Gemälde, das dann geworden war und das im Breslauer Museum hing. Nun war das Bildchen zugedeckt vom tief gewordenen Dunkel, und nur die beiden Längsleisten des goldenen Rahmens stachen mit dünnen Glanzlichtern aus dem Grau der Stunde.

Immer noch sah sie ihn, wie er da trüb und zugleich überlegen lächelnd gestanden hatte — —

„Franz —" sagte sie wieder ganz leise vor sich hin.

Und sie dachte inbrünstig: ‚Bin ich denn nun verlassen? Ist er mir wirklich fortgenommen? Ist er nicht noch bei mir — spricht er nicht zu mir aus den hundert Dingen, die seine Hand berührt, auf denen sein Blick gelegen hat? Lebt er nicht hier — ist denn nicht alles das s e i n Reich?!'

Sie schloß die Augen, und sie hörte seine Stimme, sah die diskreten Gesten seiner Hände, glaubte den herben Duft der schmalen, österreichischen Regie-Zigaretten zu spüren, die er stets rauchte.

Wieder schlug drüben auf dem Turme der Matthäikirche die Uhr. Wie etwas Unwirkliches, Fernes gossen sich diese Klänge in Fräulein Claire von Holsteins Sinnen. Sie fühlte tief: ‚Ist er nicht mein? So wie er mir gehört hat bis in diese letzten Tage, bis zu der Stunde, als ich ihn an seinem Krankenbette noch einmal sah und er schon wußte, daß er vor dem Ende stand?'

Das Bild dieses ergreifenden Besuches stand vor ihr. Da war sein jüngerer Bruder, der Bankier, den sie kaum kannte, und der sie empfing und durch das stille Atelier, in dem das Licht auf einmal schmerzhaft hell über all den verlassenen Arbeiten lag, in die Wohnräume führte. Einen schwarzen Gehrock trug er und wusch sich seine Hände in der Luft, während er leise und mit geflissentlich gedämpfter Stimme zu ihr sprach: Gewiß — sein Bruder hätte oft von dem gnädigen Fräulein gesprochen — oh — und es würde dem armen Kranken sicher eine Freude sein. — Seine dunklen Brauen waren hinaufgezogen, das volle, farbige Gesicht in

ernste Falten geordnet. Ein paar Sekunden hatte er sie dann allein gelassen — und war dann wiedergekommen, hatte sie in das Schlafzimmer geführt, in dem der Kranke lag und ihr aus seinen Kissen müde winkte.

Und sie hatte dann dort bei ihm gesessen und ihm ihre Hand gelassen, die er gar nicht wieder freigeben wollte. Schweigend waren sie über dieses Schwere weggekommen. Nur ihre Augen waren naß geworden. Und da hatte er dann aus einer verhaltenen Erregung mühsam geredet: „Nein — eines müssen Sie mir noch versprechen, Claire — nicht mit den anderen hinausgehen auf den Friedhof! Sie sollen gar nicht wissen, wo das ist, ich möchte für Sie bleiben dürfen —“ Er hatte eingehalten, nach einem Vergleich, einem Lächeln gesucht, und dann gesagt: „So, als ob ich vielleicht am nächsten Tage zu unserer Dämmerstunde käme —“

Sie hatte seine Hand gedrückt und sich tapfer zu einer Heiterkeit gezwungen: „Sie kommen nächste Woche wirklich! Ein paar Tage nur Geduld, und Sie sind wieder ganz gesund! Ich kenne Sie doch, lieber Freund —!“

„Sie kennen mich?“ Und da hatte auf seinem müden und erlöschenden Gesicht wieder dieses dünne Lächeln gestanden, in dem sich Ironie und Wehmut fanden. „Kennt man sich denn nur selbst?“ hatte er still gesagt. Hatte leis ihre Hand gestreichelt, den Kopf bewegt, als einer, der das Leben an seinem Ende nicht versteht, und dann nach einer Weile noch gemeint: „Für Sie, Claire, möchte ich bleiben dürfen, wie Sie mich kannten —“ Wie eine Bitte — wie eine Abbitte von Fügungen, die unbesprochen ruhten, war das gewesen. Mit einem trauervollen Glück, mit einem Schmerz, der gütig war, hatte die Stimme, die so sprach, ihr Herz erfüllt.

Und jetzt auch wieder ging das Fräulein Claire von Holstein dem Tonfall dieser Stimme nach. Er klang vor ihr, sie hielt ihn, horchte immer wieder auf diese wenigen Worte. Einsam war sie geblieben? Nein — die Worte machten alles gut. Sie waren ihr das späte und demütige Geständnis, das er ihr vor dem Scheiden gegeben hatte.

Minuten noch saß sie in verlorenem Träumen. Dann kamen draußen Schritte, und das Mädchen klopfte, trat ein und stand verlegen, unsicher vor dem Dunkel. Von rückwärts, aus dem Vorraume, der schon erleuchtet war, fiel Licht herein, umriß die schlanke, schwarz gekleidete Gestalt des Mädchens, ruhte auf den Schulterbändern der weißen Schürze und auf der schmalen Spitzenraupe, die sie im Haare trug.

„Ja —?“ fragte Fräulein Claire von Holstein und bewegte sich auf dem Sofa.

„Nur fragen wollt ich: wünschen das gnädige Fräulein Tee?“

„Bitte, Stine — ja —“ Sie erhob sich und schritt auf die Türe zum Eßzimmer zu. Und im Gehen sagte sie: „Ja, Stine — richten Sie nur her — hier, so wie immer. Und machen Sie Licht — und die Vorhänge zu —“

Hinter ihr glühten die kleinen künstlichen Kerzen in dem alten Rokokolüstre auf. Sie sah nicht um. Durch das Eßzimmer schritt sie in ihr Schlafzimmer hinüber, lockerte hier die Scheitel ihres Haares ein wenig, nahm ein kleines Tüchlein aus dem Wäscheschrank, tat ein paar Tropfen Lavendelwasser darauf und ging wieder zurück in das Wohnzimmer, in dem das blaue Flämmchen des Samowars brannte und ihr Gedeck auf dem kleinen Teetischchen stand.

Wehmütig sah sie darüber hin. Und dann schritt sie auf den Armstuhl mit den Delphinenköpfen zu — auf *seinen* Stuhl — und rückte ihn mit zaghaften Händen so vor das Tischchen, wie er immer in der langen Zeit gestanden hatte. Und setzte sich dann gegenüber.

Das blaue Flämmchen leckte an dem blinkenden Silber des Samowars empor, das Wasser oben begann leise zu singen.

Draußen im Korridor klang plötzlich die Klingel.

Da setzte sich das Fräulein Claire von Holstein jäh gerade auf und horchte. Sie dachte: ‚Nein — nur jetzt kein Mensch, nur jetzt keinen Besuch —!‘

Draußen ging die Türe. Eine Frauenstimme sprach. Wer war das doch?

Fräulein Claire von Holstein konnte sich nicht besinnen, die Stimme schon gehört zu haben, und sie wünschte: ‚Wenn die Stine nur gleich sagte, daß ich nicht zu Hause bin —!‘

Aber jetzt gab das Mädchen seine gewohnte Antwort: „Ich will nachsehen, ob das gnädige Fräulein —"

Und da ging die Türe auch schon auf, und sie brachte die Karte auf dem Teller — und kam so ungeschickt, daß die Besucherin erkennen konnte, daß jemand in dem Zimmer war.

Fräulein Claire nahm die Karte auf: „Margarete Kötschke." Sie fragte: „Ja — was will die Dame?"

„Sie möchte das gnädige Fräulein sprechen." Das Mädchen zögerte und sagte dann: „Sie ist in Trauer —"

Und Fräulein Claire von Holstein blickte unschlüssig vor sich hin und sagte endlich: „Ja — ich lasse bitten."

Das Mädchen ging.

Gleich darauf trat die Dame ein. Eine große, volle Gestalt — doch ohne freie Sicherheit. Nicht mehr jung, erste Hälfte der Vierzig, aber frisch und gut erhalten. Sie war ganz schwarz gekleidet, und Fräulein von Holstein erkannte: Billige, fertig gekaufte Garderobe, die besser scheinen will — und sie: eigentlich nicht Dame, mehr Frau —.

„Ich habe die Ehre, das Fräulein von Holstein —?" sagte die Besucherin. Sie bemühte sich sichtlich, Form zu zeigen.

Das Fräulein nickte. Sie sah in das gutmütige, durch seine Fülle ein wenig fleischig und flach gewordene Gesicht und dachte suchend und erregt: ‚Ich kenne sie doch! Irgendwo habe ich dieses Gesicht doch schon gesehen — etwas aus dem Gesicht —! Wo doch nur — wo?' Sie fragte: „Und was verschafft mir Ihren Besuch — Frau Kötschke?"

Die andere drehte zögernd das schwarze Täschchen, das sie in Händen hielt, und sagte: „Gott — nich? — Es ist doch so schwer, wenn man sich so jar nich kennt — ?"

Das Fräulein Claire von Holstein ging zum Samowar und löschte die kleine Flamme. Ihre Finger zitterten. Eine grundlose Erregung war in ihr, bebte in ihrer Stimme, als sie meinte: „Wollen Sie sich nicht setzen?"

Die Frau nahm Platz und sah um sich, ließ ihren Blick über die Wände gleiten. Aber das kam mehr unbefangen als manierlos. Und ihre Art zu sprechen war sympathisch trotz des Dialekts, der deutlich wurde. „Ja — so habe ich es mir auch jedacht bei Ihnen. Un Sie habe ich mir doch auch so vorjestellt —"

Das Fräulein Claire von Holstein rückte einen Stuhl und setzte sich. Die Knie versagten ihr jäh den Dienst. Irgend etwas war da, kam auf sie zu und wollte nach ihr greifen. Sie sagte qualvoll: „Wollen Sie mir nicht sagen, womit ich Ihnen dienen kann —"

Die Frau ging über diese Frage hin.

„Gott — so oft hat er mir doch auch von Ihn'n erzählt, un' ich hab' immer noch jedacht: Laß ihm man — er is nu mal so, er braucht das so —. Jeder hat seine Sachen — un' er is doch 'n Künstler, die sind wohl alle so 'n bißchen anders —"

„Pardon, ich weiß wirklich nicht —." Wie gejagt von einer unklaren, ahnenden Angst war ihre Stimme.

Die Augen der Frau hafteten auf der Skizze über dem kleinen Schreibtische. Sie wies mit ihrer Hand danach: „Das hat er auch jemacht — ja das is 'ne lange Zeit schon her — un' das war damals, wie er oft so mucksch jewesen is —"

„Das Bild ist von Professor Torsini —" sagte das Fräulein und mühte sich um ein bißchen Kraft, stellte den Satz wie eine Mauer zwischen sich und diese.

Aber die Frau nickte und sagte: „Von Fränzchen — ja —"

Ganz still war es sekundenlang.

Das Fräulein Claire von Holstein strich sich über die Schläfen. Ihr war es, als verschwömme alles um sie her — als schwänden ihr die Sinne. Und in dem Nebel, in dem wirren Schwindel sah sie dieses Gesicht der Frau, wußte sie jäh: Das war ja doch die erste von den „Spitzenklöpplerinnen", die mit den bloßen Armen — und das war die dralle Person mit der offenen Taille auf der „Fischauktion" — Sie wollte reden, mußte zweimal ansetzen, ehe ein Ton aus ihrer Kehle kam. Und sie klammerte sich an den Sinn des Satzes — und wußte doch: das alles war vorbei —

„Sie sind — Sie sind gewiß eine Verwandte — ?" stieß sie hervor.

„Hat er denn nie zu Ihn'n von mir jeredet?"

Das Fräulein schüttelte nur den Kopf.

Und die Frau begann leise zu weinen und sagte: „Jott, Freileinchen — jerade zweiundzwanzig Jahre lang war ich seine Jeliebte. Un so jut is er doch immer jewesen — vielleicht 'n bißchen zu weich — ne, was wahr is, muß bleiben — un nich wahr, so kleine Sachen kommen iberall mal vor. Un noch im vorjen Herbst hat er jesacht: ‚Laß man, Grete — hat er jesacht — laß man, ich sorje schon dafir, daß de mal was hast, wenn mir etwas passieren sollte —‘ Un ich habe noch jesacht: ‚Ne, Fränzchen, von sowas sollste jar nich reden — Fränzchen —‘ Nich wahr? Man hat doch sein'n Takt — un weiß doch iberhaupt —“

Sie mußte einhalten, die Tränen nahmen ihr die Worte.

Aus ihrem schwarzen Täschchen suchte sie ihr Tuch und fuhr sich über das volle Gesicht. Wie ein weinendes Kind sah sie aus, gutmütig, hilflos, unbedeutend. Ihr voller Busen hob und senkte sich, wie sie schluchzte. Ein paar nasse Flecken von ihren Tränen waren auf dem schwarzen Tuch der Jacke.

Das Fräulein Claire von Holstein fühlte ein Würgen in der Kehle. Ihr war, als ob ihr alles weggenommen wäre — Gedanken und Gefühle und Verstehen — alles —. Und als ob da etwas ganz Fremdes, Unbegreifliches geschähe. Sie sagte mühsam, und ihre Stimme war ohne Klang und Leben: „Gute Frau — was soll ich — gute Frau —.“ Sie war still.

Die andere redete weiter zwischen ihren Tränen. „Un nu' war ich jestern bei sein'n Bruder, un der sacht: ja, er wißte schon — aber etwas Bestimmtes kennte er mir noch nich' sagen — ich sollte man ruhig warten —“

Das Fräulein nickte ganz mechanisch. Ihre schmalen weißen Hände hielten die Armlehnen des Stuhles umklammert. Sie starrte auf die kleine weiße Karte, die vor ihr auf dem Tische lag und in Buchdruck den Namen Grete Kötschke trug. Und sie dachte an die Frau, dachte an ihn — und fand da keine Brücke. Unfaßbar war ihr das: Die Frau — die Frau und er, der Mann, der keine laute Geste zu ertragen schien — dem gute Formen alles waren —! Sie rührte sich, wollte das alles von sich schütteln. Nein — das war ja auch ganz unmöglich! Sie sagte hart und atemlos: „Ja — nicht wahr? — Damals, wie Sie noch sein Modell waren — ich kenne doch die Bilder — da — da standen Sie ihm nahe?“

Die Frau mußte sich erst in den Sinn der Frage finden. Ein gutes unbeholfenes Lächeln trat auf ihr verweintes Gesicht, lag unter ihrer Tränen.

„Ach, Freilein, wie so etwas eben is — man war doch jung. Un' denn waren wir doch zusamm' fort in Belgien und in Holland — das war ja iberhaupt die schenste Zeit — wo sich so kein Mensch um ein' kimmert. Un später wollt' er doch, daß ich alleine zieh'. Ich hab's ja auch verstanden — weil er doch Professor jeworden is und Mitglied von der Akademie —“

Das Fräulein zuckte mit den Händen vor, als müsse sie da etwas halten: „Und dann waren Sie noch befreundet —?“

„Befreindet?“ Eine tiefe Röte zog über ihr Gesicht, machte sie jung. Und ihre Augen glänzten, waren stolz und hilflos zugleich. „Gott — Freileinchen — wenn man sich lieb hat, is das ja doch keine Schande nich. Ne — ne — das habe ich ja doch jefiehlt, er ist doch immer wieder zu mir jekomm', wenn er auch manchmal eine Weile mucksch jewesen is. Un' was ich mein' Fränzchen jejeben habe — das hat ihm eben keine andere jeben kenn' — Ne, mich hätte er nich' verlassen kenn' — im Leben nich'. Da hat er mir schon sterben missen — —“ Sie drückte wieder an dem weißen Tuche.

Das Fräulein Claire von Holstein sah vor sich hin in die Weite. Sie wußte dumpf: ‚Ja — die hat er geliebt — und ich habe geträumt. Habe geglaubt, er wäre mein, und hab' ihn der nicht nehmen können.‘ Scham war in ihr — gedemütigt und weggeworfen erschien sie sich! Verkriechen hätte sie sich mögen. Scham über sich! Und über ihn, der nie die Kraft zur Wahrheit, zur Entscheidung oder auch nur zur Aussprache gefunden hatte. Sie fragte sich: ‚Hab' ich ihn denn gekannt? Was hab' ich denn von ihm gewußt?! Nichts — nichts! Ein Fremder war er mir — als ein Fremder, der sich verschlossen hält, ist er zu mir gekommen, und

niemals — nie! — hat er mir ganz gehört — —‘

Die Frau drüben seufzte ein wenig vor sich hin. Das Schweigen drückte sie. Sie hätte gern gesprochen. Und endlich sagte sie: „Auch eine jüngere Schwester, die sonst in Üsküb lebt, war da zum Begräbnis —“

Und die andere, die nur Worte hörte, dachte unklar — tastend: ‚Vielleicht auch ist es das: Einer der von dort unten kommt und nach dem Besten greift mit seiner Kunst — und doch nicht die Zusammenhänge mit der Welt von damals, mit den Sinnen seiner Väter lösen kann — ?‘ Und plötzlich sah sie dieses dünne Lächeln wieder, das noch zuletzt auf seinem müden und erlöschenden Gesicht gestanden hatte und Ironie und Wehmut war, und hörte ihn: „Sie kennen mich? Kennt man sich denn nur selbst?“ Ihr war es jetzt, als ob sie den Sinn dieser Worte ahnte — sie spürte, daß aus ihnen die Stimme eines selbst Bedrückten rief, der seine Unwahrheit wie eine stille Schmach verborgen trug.

Sie strich sich ihre Scheitel aus den Schläfen. Jede leise Bewegung war ihr ein Schmerz. Als eine Riesenlast lag es auf ihr: stumpf, tränenlos, unsagbar schwer! Sie quälte sich, sein Bild zu sehen, seine Augen, und dachte: Sprich — —! Aber ein Fremder stand vor ihr und schwieg. Und dabei fühlte sie, daß etwas sich von ihr gelöst hatte, was bisher als ihr Bestes ihr gehörte, daß etwas, das doch gelebt und ihrem Leben Sinn und Inhalt gegeben hatte, gestorben war.

Alle Zusammenhänge waren ihr genommen.

Sie stand mit einem Male auf und sagte suchend: „Ja — und was soll ich? Warum sagen Sie mir das alles?“

Und die andere bekam unsichere, angstvolle Augen und stand ihr gegenüber und stotterte: „Ich hab' nur bitten wollen, ob Sie nicht mechten mit dem Bruder sprechen, daß man doch wißte — —“

„Ich kenne den Bruder des Herrn Professor kaum.“

„Freilein — Fränzchen hat doch soviel auf Sie gehalten. So oft hat er mir doch erzählt — —“

„Ich kann wirklich nichts tun —“ sagte das Fräulein. Mühsam nur hielt sie sich aufrecht. Kein Rest von Farbe war in dem schmalen Gesicht. Qualvoll stieß sie hervor: „Ich bitte, gehen Sie — mir ist nicht wohl —“

Und die Frau war ganz verwirrt vor dem bleichen Gesicht, vor der erstickten Stimme. Sie sagte etwas, das verloren ging, tastete nach ihrem Täschchen, ließ es fallen — hob es ungeschickt und hastig wieder auf — und ging.

Draußen im Flure schien sie noch Augenblicke zu verweilen, dann fiel die Wohnungstüre zu.

Das Fräulein Claire von Holstein stand noch immer unbewegt an dieser gleichen Stelle.

Fremd, nicht verstehend blickte sie jetzt um sich. Etwas war anders hier geworden — —

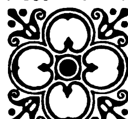
Die kleinen Lichter des Lüsters stachen nach ihr, taten ihr weh, die Augen schmerzten sie —

Und hier, unweit dem Teetische mit der erloschenen Flamme, stand der Stuhl mit den Delphinenköpfen — und war leer. Sie starrte darauf hin: Da hatte immer dieser fremde Herr gesessen —

Vom Turme der Matthäikirche drüben schlug die Uhr — sechs Schläge. Schwer und gemessen flossen sie vorüber. Wie umfaßt von einem Traum zählte sie Schlag um Schlag. Sie dachte: ‚Vier Uhr war es, da haben sie ihn in die Erde gebettet — und er hat mir gelebt — und er war mein!‘

Und plötzlich fühlte sie, wie ihr die Augen sich umflorten, wie ihr die Tränen überliefen. Ein wildes Schluchzen ergriff sie, schüttelte sie wie mit Fäusten.

Vor ihrem kleinen Seidensofa lag das Fräulein in den Knien, weinte, konnte sich gar nicht wieder finden, wußte: Jetzt war er tot — und jetzt hatte er auch den Traum aus diesen langen Jahren mit sich genommen. Weinte in unklaren Erschütterungen, um sich — um Lichter, die erloschen waren — und um den Fremden, um den sie nicht mehr weinen wollte.



Die Heere unserer Bundesgenossen.

Von O. von Gottberg.

Österreich-Ungarn und Italien sind Gegner, aber die Erfüllung der Bündnispflicht gegen das Deutsche Reich könnte die Armeen beider Staaten für die Dauer eines Krieges zu Waffengefährten machen. Ob es wahrscheinlicher ist, daß sie einmal zusammen oder gegeneinander schlagen werden, sei dahingestellt. Jedenfalls liegt es nahe, ihre Heere gleichzeitig zu betrachten, nicht nur weil uns beide befreundet sind, sondern auch weil beide in ihrer innersten Wesensart gleichartig und doch grundverschieden sind.

Beide Armeen sind nicht nur Träger oder Stützen, sondern eigentlich Verteidiger der nationalen Einheit, der Dynastie und des Staatsgedankens gegen dezentralisierende Bestrebungen in je einem Rassen- oder Völkerverband. Die erst vierzigjährige italienische Armee stellte bisher die Pflicht der Erhaltung des Staatsgedankens über das Interesse der Landesverteidigung. Das Heer der dynastisch kraftvolleren Doppelmonarchie durfte unter einem gekrönten Offizier, der wie den Purpur auch die Uniform länger als ein anderer Lebender trägt, zunächst den Aufgaben der Landesverteidigung leben.

Die Einheit Italiens steht auf unsicheren Füßen. Der blonde, langschädelige Italiener des Nordens hat mit dem dunkelhäutigen Rundkopf des Südens, an dem sich der Fluch der Rassenmischung durch Freilassung von Negersklaven rächt, nur die aufbrausende Empfindlichkeit gemein, die das Ausbrechen von Bruderkämpfen wahrscheinlicher macht. Der reiche Norden klagt nicht mit Unrecht, daß er für den armen Süden Steuern und darum einen allzu hohen Preis für die Einheit der Nation bezahle. — Bei der Verschmelzung zum Königreich galt es, aus den kleinen Heeren von Piemont, der Lombardei, von Toskanien und Neapel eine italienische Armee zu schaffen, und die Staatsmänner der jungen Nation glaubten es möglich, in der nationalen Armee des ganzen Volkes Gefühl für Zusammengehörigkeit zu pflegen. Die allgemeine und persönliche Dienstpflicht unter der Fahne und in der Reserve wurde eingeführt. Die Regimenter sollten nicht regionale, sondern nationale sein. Die Nation wollte in eventuelle Kriege nicht sizilische, neapolitanische oder lombardische, sondern italienische Regimenter schicken. Die Heeresleitung teilte also die Halbinsel in die drei Zonen: Ober-, Mittel- und Unteritalien. Die Regimenter jeder Zone erhielten ihre Rekruten aus den beiden anderen Zonen und wurden obenein nach Ablauf einer bestimmten Reihe von Jahren in eine neue Garnison geschickt, damit sie in der alten nicht Wurzel schlagen und zu regionalen Truppen werden konnten. Die Mobilmachungspläne bestimmten, daß die Reserven im Kriegsfall zu den Fahnen traten, unter denen sie gedient hatten. Auch wir sind gezwungen, in manchen Provinzen ähnlich zu verfahren, aber die Nachteile des Systems leuchten ein, wenn wir die Vorteile der regionalen Rekrutierung betrachten. In Ostpreußen würde eine Mobilmachung den Bauern in die nächste Stadt rufen. Dort greift er zu dem Gewehr, mit dem er — in manchem Regiment unter Offizieren aus der Provinz — die eigene Scholle zu halten hat. Während unsere Heere dann über den Rhein marschieren, wissen wir, daß der Leiberwall an der Ostgrenze steht — „so lang ein Tropfen Blut noch glüht und eine Faust den Degen zieht!" Dieser Bauer Ostpreußens tritt ferner innerhalb achtundvierzig Stunden unter das Gewehr. Das System der nicht regionalen, sondern nationalen Ergänzung raubt dagegen Zeit. Reservisten fahren hin und her, aneinander vorbei, um ihren Gestellungsplatz zu erreichen. In Italien war die Folge davon, daß der Generalstab dem nordischen Verbündeten bekannte: „Die Teten unserer mobilen Heere können auf einem mitteleuropäischen Kriegsschauplatz erst am siebzehnten Mobilmachungstag eintreffen." — Dann ist aber wahrscheinlich der Schlag der ersten großen und vielleicht endgültigen Entscheidung schon gefallen! —

Während der Marokkokrisis des Jahres 1905, als Italien beiläufig nicht handelte, als sei es gewillt, der Bündnispflicht nachzukommen, begriff seine Heeresleitung, daß sie ihr Schwert nicht nur nicht rechtzeitig in die Wagschale werfen könne, sondern daß es auch Rostflecken trage. Später dann richtete die österreichisch-ungarische Politik ihre Augen entschiedener auf den nahen Orient, und in Italien erwachte neu der Irredentismus, die alte Feindschaft gegen den Nachbarn, mit dem Wunsch nach Reorganisation des Heeres. Eine im Jahr 1907 berufene Kommission von Senatoren, Deputierten und Sachverständigen des Kriegs- wie anderer Ministerien beriet für drei Jahre, wie das Heer für die erhöhten Anforderungen der Politik im Rahmen der nationalen Mittel vermehrt und reorganisiert werden könne. Das Resultat war eine Reihe von Gesetzen, welche die italienische Armee augenblicklich umgestalten. So hat Italien im Herbst des Jahres 1911 die für seine Verhältnisse gewagte Einführung der zweijährigen Dienstzeit beendet. Bisher erhielt das Heer durch die jährliche Budgetbewilligung niemals die Mittel für Einstellung des vollen Rekrutenkontingents von etwa 100000 Mann. Aller-

dings wußte die Armee sich zu helfen und bildete mehr Leute aus, indem sie die Reservisten vor der Zeit entließ und die Rekruten später einstellte. In der Zeit des Sparens, im Herbst und frühen Winter, hatte sie dann nur 130000 Mann, im Sommer aber 240000 unter ihren Fahnen. Dieser Übelstand verschwindet durch die neuen Gesetze, die dem Heer einen dauernden Effektivbestand von 250000 Mann sichern sollen. Eingeteilt in zwölf Korps, wird die Armee durch eine Mobilmachung verstärkt um die ersten sechs Jahrgänge der Reserve und darf sich dann einer Sollziffer von 800000 Mann der ersten Linie rühmen. Die nüchterne Wirklichkeit hätte mit kaum viel mehr als 600000 Kombattanten zu rechnen. Geplant scheint, aus den Reservisten älterer Jahrgänge zunächst zwölf Reservedivisionen zu bilden. Jedenfalls stünden als zweite Linie fast zwei Millionen ausgebildeter Leute zur Verfügung.

Um die mobile Feldarmee schneller operationsbereit zu machen (man sagt an der Nordostgrenze innerhalb von sechzehn Tagen?) wurde ein gemischtes Ergänzungssystem eingeführt. Die Rekruten liefert dem Regiment noch eine andere Zone, aber die Reservisten die eigene Region. Es soll eine nationale Wandertruppe bleiben, aber — die zweijährige Dienstzeit dürfte es in der Garnison stationär machen, denn der Umzug beansprucht Zeit, die von der Ausbildung eines wenig gefügigen Menschenmaterials nicht erspart werden kann.

Der italienische Soldat, den wir nicht nach der Elite der Versaglieri oder Alpentruppen beurteilen dürfen, ist ein Typ für sich und dem Mann keines anderen europäischen Heeres vergleichbar. Widerstandsfähig mag er sein, denn Armut und Kampf mit der mageren Scholle haben ihn gehärtet. Aber gern trägt er nicht das Gewehr. Gleichgültig sehen wir ihn beim Dienst, dem er sich gern durch Auswanderung entzieht. Behende und geschmeidig an Körper wie Denken wahrt er unter dem bunten Rock doch den Hang zum süßen Nichtstun des Lazzarone. Wer sieht, wie der oft krankhaft Schmächtige und Engbrüstige gestikulierend in Zorn, Entrüstung oder frenetischen Jubel geraten kann, wer aus Zeitungen erfährt, daß in den Kasernen das Messer oft nicht minder flink als in den Straßen von Neapel gezogen wird, und wer weiß, wie leicht sich der Italiener an Worten berauscht, mag denken, daß die große Stunde des Schlagens in italienischen Truppen nicht nur lodernde Begeisterung, sondern Berserkermut wecken werde. Aber Strohfeuer brennt kurz, und wer nicht gern gehorcht, sollte sich länger als zwei Jahre in der schweren Kunst üben dürfen. Zudem hat der Partikularismus seinen Sitz nicht in den von der Notwendigkeit nationaler Einheit überzeugten Gebildeten Italiens, sondern im Volk, in des Heeres Mannschaft, die nicht selten der fremden Region ihren Haß bekundet. Die Truppen, die man nach dem Erdbeben in Messina und Unteritalien sah, hielten sich wacker, solange der Wettbewerb mit hilfsbereiten Matrosen von Schiffen anderer Nationen dauerte. Das Strohfeuer brannte hell. Aber auf der Asche begann das dolce far niente, aus dem der Offizier seine Leute schwer wecken konnte.

Die hier gewonnenen Eindrücke wurden durch das Verhalten der italienischen Truppen in Tripolis bestätigt. Überraschend gut und umsichtig hatte die Heeresleitung die Expedition vorbereitet. Die Versammlung und Einschiffung einer Division mit ihrem Material vollzog sich schnell und in mustergültiger Ordnung. Nahezu gleiches läßt sich von der Ausschiffung sagen, obwohl hier der Arbeitseifer erlahmte, sobald die Truppe mit den Bedürfnissen des Augenblicks gelandet war. In jeder Art Arbeit, die vom Heer in der Heimat zu leisten war, verriet sich eine gediegene Organisation und überlegte Kriegsvorbereitung. So verblüffte es Zuschauer geradezu, daß nach den ersten Nackenschlägen vom Oberkommando erbetene Verstärkungen drei Tage nach Abgang der Depeschen ausgeschifft und an den Feind geschickt werden konnten. Die Leute waren nicht mit Kolonial-, sondern mit Heimatuniform bekleidet, also augenscheinlich durch Alarmsignal für sofortige Abfahrt versammelt, aber am notwendigsten fehlte nichts.

Bewährte sich die organisatorische Leistungsfähigkeit des Heeres, so versagten die Führung und die Moral der Truppe. Ein Divisionär mußte heimberufen werden, weil er einem von der Stadt Tripolis durch die Oase an den Feind marschierenden Detachement die nötigen Patronen mitzugeben vergaß. General Caneva gelang es nicht, sich mit einer Division gegen den numerisch und namentlich durch die Bewaffnung erheblich unterlegenen Gegner in den um Tripolis ausgehobenen Stellungen zu behaupten, obwohl seine Befestigungen in der Feuerzone der Schiffsgeschütze lagen. Er verstand nicht, dem Charakter der Landesbewohner Rechnung zu tragen, ließ sich von Arabern, denen er Vertrauen schenkte, während eines Gefechts im Rücken überraschen, und nun brach unter seinen durch tatenloses Liegen hinter Sandwellen demoralisierten Truppen die Panik aus. Hervorgerufen war sie von etwa hundert Flintenschüssen, deren Echo mehr als die Wirkung die Schützenketten in die Flucht trieb. Ein energischer türkischer Führer hätte leicht die Panik bis zum Run auf die Schiffe steigern können. Diese Panik war es, die nicht nur die Gefechtsmoral brach, sondern Soldaten unter Führung und Beispiel ihrer Offiziere aus Rachsucht zu Henkern an Weibern und Kindern werden ließ. Da es auch unter unseren Militärs Herren gab, die entschuldigend fragten, ob die Kriegs- oder Gefechtslage nicht zu drakonischen Maßregeln gezwungen habe, sei hervorgehoben, daß das Morden erst nach dem Kampf begonnen

wurde von einer zu Marodeuren gewordenen Truppe, die sich für die im Gefecht mit einem tapferen Feind ausgestandene Angst an Unbewaffneten rächen wollte und diesen Gedanken aussprach. — Im übrigen war vorauszusehen, daß die Expedition der Italiener keine Spazierfahrt sein würde, aber wer ihre militärische Leistungsfähigkeit beurteilen will, tut gut, an den Marsch der Franzosen auf Fez zu denken. General Moinier stand mit 16000 Kombattanten einem an Zahl, Kampfesart und Kampfesmut gleichen Gegner wie die Italiener in Tripolis mit zunächst 20000 und schließlich 60000 Kombattanten gegenüber. Der Franzose marschierte durch den Feind nach des Gegners Hauptstadt in drei Kolonnen, deren eine während dreier Tage auf offenem Feld auf allen Fronten einem überlegenen Gegner Trotz zu bieten hatte, und der Zuschauer gewann damals den Eindruck, daß die Franzosen zwar sehr tapfere Leute, aber auch beileibe keine Hexenmeister waren, wenn sie mit Geschützen, Maschinen- und Magazingewehren den Angriff der armselig bewaffneten Berberherden abschlugen. Die Tatsache, daß General Caneva mit der überwältigenden Übermacht sich gegen den von den Franzosen mit geringen Verlusten besiegten Gegner zunächst nicht einmal behaupten konnte, ergibt die Rückfolgerung.

Das Offizierkorps hält der Italiener für national. Also darf der Fremde die Tatsache kaum bezweifeln. Immerhin muß er sagen, daß der Offizier eine ungemein warme Liebe für seine engere Heimatsprovinz zu wahren versteht, und daß die Garnison oder Region sehr wenig Gnade vor seinen Augen findet. Es mag nicht nur, sondern es muß hart, bitter hart sein, in Castrovillari als unverheirateter Hauptmann zu stehen, aber aus den Worten zweier Kapitäne am Gasttisch des einzigen, um neun Uhr abends wenigstens mit schwelenden Petroleumlampen noch kümmerlich erhellten Restaurants sprach gleich abgrundtiefe Geringschätzung für Mensch und Ding der Umgebung, wie aus den blonden Herren, die mit ihren Truppen in Calabrien die Habe der dunkelhäutigen Ansässigen vor Raubgesindel schützten. Auch solidarisch kann sich ein Offizierkorps kaum fühlen, das nach dem Dienst auseinandergeht. Aus dem gleichen Grund ist seine Assimilationskraft gering. Es ergänzt sich, wie in Frankreich, aus allen Schichten der Bevölkerung. Nicht alle, die ihm angehören, werden zu Trägern der Traditionen jener Aristokratie, die einst die Staaten der nun gemeinsamen Nation regierte und heute ein Damm gegen die Flut demokratischer Tendenzen ist. Das läßt sich leicht feststellen, weil der italienische Offizier dazu verurteilt ist, die Rechte des Staatsbürgers zu üben. Allen Offizieren aber läßt sich nachrühmen ein oft sogar chauvinistischer und jingohafter Patriotismus dem Ausland gegenüber, und trotz des Partikularismus ein schroffes italienisches Selbstbewußtsein im Verkehr mit Fremden. Sie glauben sich und ihr Heer jedem anderen überlegen, und das hat einer Armee noch nie viel geschadet. Mehr als das nur nach außen betonte Bekenntnis zur nationalen Einheit verspricht die freudiger geäußerte Treue zum Hause Savoyen. Also das Offizierkorps ist noch in der Entwicklung. Seine Mängel sind nicht seine Sünden, weil ein Offizierkorps und eine Armee nur auf der Tradition von Jahrhunderten, aber nicht in vierzig Jahren entstehen kann.

Wie in Frankreich nimmt das Offizierkorps auch Unteroffiziere in seine Reihen auf. Obwohl sie gleich den Fahnenjunkern die Kriegsschule in Modena besuchen und Gelegenheit haben ihr Wissen zu vervollkommnen, klafft ein niemals überbrückter Riß zwischen den beiden streng geschiedenen Kasten der Gemeinschaft. Wie der Offizier nach dem Dienst dem Kameraden den Rükken kehrt, so beschäftigt er sich auch mit seinen Leuten nur, um sie zu schulen und auszubilden. Italienische Offiziere klagten nach der Demütigung von Adua, daß der gemeine Mann den Vorgesetzten im Stich ließ, weil er in ihm nur den Korporal, aber nicht auch den wohlwollenden Förderer und Beschützer sah. Wiederum mag das eine Kinderkrankheit sein. Die Armee ist noch im Entstehen, in der Entwicklung und wird erst jetzt aus einer Dienerin der Einheit der Nation zur Vorkämpferin und Verteidigerin ihrer Interessen.

Auch Wehr und Waffen sind in der Umgestaltung. Außer den Jahresbudgets hat das Parlament einen auf zwölf Jahre zu verteilenden Kredit von 450 Millionen für Neubewaffnung der Artillerie und den Bau von Befestigungen bewilligt Nachdem der Versuch, ein Schnellfeuergeschütz in heimischen Fabriken herzustellen, gescheitert war, haben Krupps seit 1906 etwa 1500 Geschütze, zuletzt vom Kaliber 75, geliefert. Millionen wandern in die Befestigungen an der Nordostgrenze. Sie lag offen, weil Italien gewohnt war, Front nach Frankreich zu nehmen. Darum fehlten ferner Schienenstränge für einen Aufmarsch nach Nordosten. Der Bau von Bahnen und die seit 1905 eingeleitete Übernahme des Gesamtbetriebes durch den Staat ist kostspielig. Gründe genug erklären, warum die Reorganisation der nationalen Verteidigung nur langsam vorschreitet. —

Eile hat auch Österreich-Ungarn mit der Modernisierung seiner Wehrkraft nicht gehabt.

Die alte ruhmreiche kaiserliche Armee hat trübe Tage gesehen und unter einem Druck gelebt seit Niederlagen, deren Schatten doch der Glanz heldenmütigster Tapferkeit und höchsten moralischen Wertes erhellte. Sie wurde vom Volk angefeindet, verspottet, verhöhnt und vom Parlament der Existenzmittel beraubt wie Preußens Heer in den Konfliktstagen. Solche Zeiten sind eine ernste, aber auch eine gute Schule. In ihnen reifen Heere,

Männer und Führer, die später ihren Lohn finden. Wenn der harte Grenzwachtdienst, der während eines grimmig kalten bosnischen Winters höhere Anforderungen als mancher Feldzug an die Mannszucht und Opferwilligkeit der gegen Serbien und einen größeren Gegner mobilisierten Truppen stellte, eine Probe war, dann wurde sie vom Kaiserlich-Königlichen Heer glänzend bestanden, und es darf gewiß sein, auf Schlachtfeldern der Zukunft den bei oft bitter entsagungsvoller Friedensarbeit verdienten Lorbeer zu ernten. Damals blickten die für den Augenblick geeinten Völker der Doppelmonarchie mit den Zweifeln eines schlechten Gewissens auf die Armee, die das Schwert lockerte — still, schweigsam, selbstbewußt, verzehrt von der Ungeduld, sich ihres großen Namens wert zu zeigen. Jetzt endlich griff der Bürger in den Säckel und gab Geld für die Reorganisation und Neubewaffnung der Armee. Noch bei Betrachtung der jüngsten Budgetbewilligungen für Heer und Flotte gewahren wir, daß der Nationalitätshader der Völker Österreichs unter dem Eindruck einer Kriegsgefahr vergessen werden kann. Zur Stunde aber will der Zank, der die österreichisch-ungarische Heeresleitung zu einer politischen, notgedrungen ewig mit den Politikern politisierenden und lavierenden Behörde macht, der Armee wiederum den Weg zur Entwicklung sperren.

Dieser Nationalitätenhader, gewiß von verderblicher und lähmender Wirkung auf die organisatorische Arbeit der militärischen Verwaltungsbehörden, wird doch im Ausland überschätzt. Wie bitter er auch sei, es steht fest, daß die Krone Habsburg in Kämpfen gegen einen Feind jenseits ihrer Grenzen auf jedes ihrer Völker und der Kaiser-König als Kriegsherr auf alle seine Truppen zählen kann. Die Armee erfüllt auch in Österreich-Ungarn eine nationale und innerpolitische Mission. Sie ist der Ring von Eisen, der die durch Rassenunterschiede und wirtschaftlichen Interessen getrennten Völker unauflöslich zusammenhält. Dem Feind werden die Truppen der Doppelmonarchie stets als die einheitliche Armee der Krone Habsburg gegenübertreten. Aber im Frieden ist sie eine Dualarmee, gegliedert in die gemeinsame Armee und zwei Landwehren, die zis- und die transleithanische. Die Landwehr darf nicht der unseren und nicht der französischen Territorialarmee verglichen werden. Sie ist keine Reserve, keine Truppe zweiter Linie, sondern bildet zwei aktive und permanente Heere, rekrutiert und garnisoniert das eine in Trans-, das andere in Zisleithanien wie das gemeinsame Heer beider Monarchien.

Die gemeinsame Armee wird ergänzt und unterhalten durch alle Völker der Monarchie, einschließlich Ungarns. Die Landwehren hat der ungarische Partikularismus geboren. Beim Ausgleich des Jahres 1867 erhielt Ungarn das Recht, seine Armee, die Honvedarmee, unter einem eigenen Kriegsminister und Oberbefehlshaber zu behalten. Weniger um ein politisches Gegengewicht zu schaffen, als — wie sich zeigen wird — um die Einheitlichkeit der Heeresorganisation zu wahren, rief die Krone neben der Honved- auch eine Kaiserlich-Königliche Landwehr ins Leben. Die Folge war also eine erhebliche Vermehrung des gemeinsamen oder Kaiserlich-Königlichen Heeres, dem beide Landwehren angegliedert wurden. Die sieben Honved- und acht Landwehrdivisionen, aktive und permanente Truppen wie die des gemeinsamen Heeres, wurden je einem der fünfzehn Armeekorps des Kaiserlich-Königlichen Heeres angegliedert und ihren kommandierenden Generalen unterstellt. Die mobilisierte Landwehr liefert also einfach dem Armeekorps eine dritte, und zwar eine reine Infanteriedivision. Die zisleithanische Landwehr hat allerdings eine der ungarischen versagte Artillerie von sechzehn Batterien. Sie wird mehr und mehr mit dem gemeinsamen Heere verschmolzen, während Ungarn danach trachtet, die Honvedarmee als ein rein magyarisches Heer abzusondern. Für den Ausländer mit Augen, die der Nationalitätenhader nicht trübt, hat sie eine sehr geringe militärische Bedeutung, denn die Honved beziffert sich im Frieden nur auf 28 500 Mann gegen 360 000 des Kaiserlich-Königlichen Heeres. Außerdem ist nur die Hälfte ihrer Rekruten magyarischer Nationalität.

Dagegen darf die innerpolitische Bedeutung mit der Nachwirkung auf die Friedensarbeit des Heeres nicht unterschätzt werden. Die augenblicklich wieder beginnende magyarische Obstruktion ging in den Jahren 1905 und 1906 so weit, daß sie der Krone Ungarn die Mittel für die Einstellung des neuen Rekrutenkontingents verweigerte. Die Krone half sich, indem sie den ältesten Jahrgang des Aktivbestandes unter der Fahne behielt und Ersatzreserven einstellte. Dann weckte die Mobilmachung an der serbischen Grenze den ungarischen Patriotismus, und der Zank verstummte für Zeit. Vorher hatten wir Gelegenheit zu sehen, daß der Kaiser-König der Treue seiner ungarischen Truppen auch gewiß sein darf, wenn Ungarns Volksvertretung ihm Fehde ansagt. Es waren ungarische Truppen, Landeskinder, die auf des Königs Geheiß das renitente Parlament in Budapest leerten. — Die wesentlichsten Forderungen, welche die ungarischen Politiker als Vorbedingung für das Aufgeben der dauernden Obstruktion stellen, sind der Zahl nach vier. Die Armee- oder Kommandosprache soll in Ungarn nicht wie auf dem Boden aller übrigen Völker der Monarchie die deutsche, sondern die magyarische sein. Die ungarischen Offiziere sollen in Ungarn bleiben, statt wie bisher mit den Offizieren Zisleithaniens ausgewechselt zu werden. Die ungarischen Militärschulen sollen vermehrt und ihre Zöglinge als künftige ungarische Offiziere zur Erlernung der Heimatssprache angehalten werden. Schließlich sollen

die ungarischen Truppen auf Fahnen und Geschützen das Wappen Ungarns tragen und als Nationalhymne die magyarische, aber nicht das „Gott erhalte ...“ spielen.

Die Krone ist zu Konzessionen bereit. Ungarische Offiziere werden nach Möglichkeit in ihrem engeren Vaterland bleiben. Auch dürfen die Magyaren Geld für die Einrichtung neuer Militärschulen geben. Unerschütterlich ist dagegen des Kaisers Wille, seine vereinte Armee unter gleicher Fahne und auf gleiche Kommandos in deutscher Sprache zu führen. Übrigens bietet die ungarische Sprache Schwierigkeiten auch Offizieren von ungarischer Geburt. Nur fünfzig vom hundert sprechen sie geläufig. Wir begegnen Herren, die Deutsch, Italienisch, Tschechisch, aber ihre Landessprache überhaupt nicht reden können. Die Umgangssprache eines ungarischen Offizierkorps ist gemeinhin die deutsche, schon weil die aus Zisleithanien gekommenen Kameraden des Magyarischen nicht mächtig sind. Die Forderungen der Ungarn, die uns Bundesgenossen so gut wie die Österreicher sind, zu kritisieren, steht dem Deutschen nicht an, und es ist im Interesse des Bündnisses zu beklagen, daß unsere Zeitungen häufig nicht nur polemisch in den häuslichen Zwist eines guten Nachbarn eingreifen, sondern dabei auch in Ungarn künstlich eine bis jetzt nicht vorhandene Abneigung gegen das Reich wecken. Wenn der Ungar gegen den Deutschen zetert, meint er den deutsch sprechenden Österreicher. Gegen den Reichsdeutschen hat er gar nichts. Er ist ihm sogar sehr gewogen und besucht Deutschland während des Sommers in so großer Zahl, daß wir sagen dürfen, unsere Fremdenindustrie profitiere von ihm mehr als von den Söhnen irgendeiner anderen Nationalität. Aber der gesunde Patriotismus eines auf seine große Vergangenheit stolzen Volkes könnte auf die Besuche und die Freundschaft verzichten, wenn Leute, die Budapest nie auch nur von den Schienen aus sahen, die alte, vornehme und wunderhübsche Kulturstadt, dies Juwel einer Residenz, einen Tingeltangel, bevölkert von ungekämmten Mausefallenhändlern mit gewichsten Schnurrbärten nennen. Was wäre Berlin nach gleich grotesker Schilderung? Ein großes Knallmuseum, eine Lärmkiste, eine riesige Bier- und Frühstückshalle mit ewig kauenden und kneipenden Dickbäuchen, die keine wohlgestaltete und wohlgekleidete Dame durch ihre Straßen schreiten lassen, ohne höhnisch über ihr modisches Kleid zu johlen oder ihr mit blödem Klimpern der bierselig verschwommenen Augen das doch nicht wünschenswerte Geleit anzutragen! Nach dem Gebaren, aber auch nach Äußerlichkeiten, nach Anzug, Körperpflege und Erscheinung zu urteilen, gehen in Budapest täglich mehr gesittete Kulturmenschen über jeden Quadratmeter Asphalt, als in dem reicher bevölkerten Berlin! —

Die Dienstzeit ist im gemeinsamen Heer augenblicklich, aber nur noch für Zeit, die dreijährige, und in den Landwehren bereits die zweijährige. Die Rekrutierung ist regional, denn das vielsprachige Material muß nach Nationalitäten vereint ausgebildet werden. Zur Musterung treten alljährlich 800000 junge Leute im Alter von 21 Jahren an, davon die Hälfte Zurückgestellte früherer Jahrgänge. Der Arzt, das Los und Dispensierung scheiden so viele aus, daß 180- bis 200000 Mann zur Verteilung auf die Truppen übrig bleiben. Da die drei Heere nur 135000 Mann heischen, gestattet ein Überschuß von 50000 Mann die Einführung der zweijährigen Dienstzeit und Vermehrung des Effektivbestandes. Jedes Regiment empfängt die Rekruten aus dem Bezirk des Armeekorps und trägt daher den Stempel der Nationalität, auf deren Boden es in Garnison steht. Aber die Truppen des gemeinsamen Heeres werden in Erfüllung der inneren Mission der Armee häufig verlegt. Der Friedensbestand beziffert sich auf 360000 Mann ohne 6600 eingeborene Mohammedaner der bosnischen Regimenter. Eine Mobilisation der Reserven würde den Bestand auf fast zwei und ein Aufbieten des Landsturms auf fast vier Millionen Menschen schwellen. Die Armee der ersten Linie hätten wir in den mobilisierten sechzehn Armeekorps mit 8- bis 900000 Mann zu sehen. Keine Nationalität, es sei denn die deutsche, wäre in ihr stark genug vertreten, um Sonderwünsche zur Geltung bringen zu können. Gewiß stehen 27 vom Hundert Deutschen und 15 vom Hundert Ungarn 50 vom Hundert Slawen gegenüber, aber sie sind als Tschechen (20 vom Hundert), Ruthenen, Serbokroaten, Slovaken und Polen auch wieder feindliche Brüder. Immerhin ist der kaiserlich-königliche Soldat kein Typ, der sich schildern ließe wie der preußische Musketier, der französische Lignard oder der Italiener.

Der Pole unter österreichischer Fahne unterscheidet sich in nichts von dem Rassengenossen im preußischen Waffenrock, und gleich willig, fast unterwürfig ist der Tscheche. Gefälligkeit und Freundlichkeit sind Charakterzüge fast aller Bewohner der habsburgischen Kronlande. Nicht nur darum versammelt die Armee ein biegsames, weniger sprödes Material als die unsere in ihren Reihen. Der danubische Bauer, der Bergbewohner der Karpathen, der Böhme aus dem Land großer Herrensitze und namentlich der Ungar, dessen Scholle wenigen Magnaten gehört, trägt noch den Stempel der Feudalzeit und weiß zu schweigen, zu gehorchen. Die Schule hat sein Denken noch nicht lange geweckt, und die Kunst, die sie ihn lehrte, übt er selten bei der verderblichen Zeitungslektüre. Gewiß hat er viel Intelligenz und Fassungsgabe, aber er neigt nicht zum Grübeln und Räsonieren, zu Kritik und Opposition. Wenn er des Kaiser-Königs Rock anzieht wird er, vielleicht ohne Vorsatz, aber jedenfalls ohne Rückhalt, einfach des Kaiser-Königs Mann.

Der Deutschösterreicher, aufgeweckt, geschmeidig und adrett oder, wie er gern sagt, fesch, darf sich neben den besten Ersatz unserer eigenen Armee stellen, und Ungarn liefert ein Rohmaterial, wie es von ähnlich gleichmäßiger Güte wohl kein anderes Heer empfängt. Aus dem Magyaren von der Pußta läßt sich ein vorbildlicher Kavallerist schaffen, und in seiner Gesamtheit bringt der Ungar zur Fahne Eigenschaften, die spielend zu kriegerischen entfaltet werden können. Ob Bauern- oder Bürgerkind, schwärmt er von den Kriegshelden seiner vaterländischen Geschichte. Für bunten Flitter läßt er sein Leben, und das Bewußtsein, im bunten Rock zu stecken, läßt ihn den Kopf höher tragen. Wer einmal gesehen hat, wie die überall belebende Marschmusik seine Kolonnen aus der Müdigkeit weckt, muß glauben, eine Ungarntruppe könne vierundzwanzig Stunden ohne Schlaf und Nahrung von den Klängen des Radetzkymarsches leben. Um Weihnachten 1909 standen magyarische Regimenter auf Vorposten an der Drina. Kleine aber breitschulterige Männer waren es, die dreist und keck zu dem oft aus dem Versteck feuernden Gegner das von der Kälte blau gerötete junge und runde Gesicht unter dem hellblauen Käppi mit F(ranz) J(osef) I(mperator) hoben. Über den knapp und prall sitzenden hellblauen Röcken und Hosen trugen sie den dünnen schwarzgrauen Mantel, der unter dem eisigen Wehen aus den dinarischen Alpen klatschend um die hellblauen Gamaschen flatterte. Die Flinte am Riemen über der Schulter leicht und lose, so wie Jäger beim Patrouillengang, gingen sie neben den Schienen der bewachten Bahnstränge. Begegnete ihnen ein Zug, dann mußten sie auf Befehl Honneur machen. Es brauchte kein Offizier an einer Fensterscheibe sichtbar zu sein. Die Absätze der drei Patrouillengänger klappten doch zusammen, daß man es drinnen im Abteil zu hören glaubte, und gleich straffe Disziplin hielten — gleich unbeaufsichtigt — die kleinen Bahnhofswachen auf den Stationen. In größeren Orten stand vor der Wache ein Unteroffizier, den Kopf zurückgeworfen, die Linke auf dem Griff des Seitengewehrs und die Finger der Rechten zwischen den Brustknöpfen des Mantels — die ganze soldatische Figur gekleidet in jene gesunde Überschätzung der eigenen kleinen Würde, die guten Unteroffizieren nicht fehlen darf. Und mit der Stimme einer Autorität, die sich Stellvertreter nicht nur des Staates, sondern des Herrgotts selbst zu fühlen schien, fragten die strammen Korporale Reisende nach ihren Pässen. Wochen und Monate standen die Ungarn so in Schnee und eisigem Wehen. Dann und wann fand die Ablösung einen Posten tot, und die Bahn trug den Gefallenen nach Visegrad auf den Kirchhof, wo er fünf Fuß tiefer als die Kameraden in Reih und Glied trat, gerichtet und auf Vordermann noch unter dem schlichten Holzkreuz auf dem schneebedeckten Grabhügel. Neben dem Friedhof stand die Baracke einer Kompagnie und am Nachmittag des 24. Dezember der Tannenbaum im großen Raum zu ebener Erde. Der Feldwebel entließ die zum Appell versammelte Kompagnie und befahl, sie solle eine Stunde später zur Bescherung antreten. Die Leute liefen auseinander und dann zu einem Haufen Tannenreisig im Kasernenhof. Plötzlich waren sie im Kirchhof, auf dem militärische Manneszucht und Logik wohl die Toten, aber beileibe nicht die Lebenden duldet. Darum öffnete bald der Feldwebel ein Fenster der Baracke und fluchte über die schnurrbärtigen Lippen ein weißes Wölkchen in die kalte Winterluft. Dann kam er gar hinaus, den Säbel in der Linken so gefaßt, daß ein schleuniger Abzug seiner Mannen vom verbotenen Grund gesichert schien. Aber in der Pforte stutzte der Gestrenge und winkte den Leuten zu bleiben, denn er sah, daß seine Leute ein Licht und einen Tannenzweig in jedes Grab der toten Kameraden gesteckt hatten. Spät am Abend war ich bei der Kompagnie, die ganz vorn hinter der Brücke über den Strom dem Gegner am nächsten stand. Die Feier, zu der die Leute ihren Baum und des Hauptmanns Häuschen geschmückt hatten, war schon vorüber. Der Kompagniechef machte sich gerade auf die halbstündige Wanderung durch den Schnee, um seinen Leuten vorn an der Brücke selbst ihre kleinen Gaben bringen zu lassen. Es war fast schade, daß man die Truppen dann nicht vorwärts in Feindesland marschieren sehen durfte. Sie hatten alle Eigenschaften, die den Erfolg verbürgen!

Das Offizierkorps Österreich-Ungarns ergänzt sich in der Mehrheit aus Deutschen, aber kennt keine Nationalitätenunterschiede, keinen Nationalitätenhader. Der kommandierende General des bosnischen Armeekorps, das während des Winters 1909 in den eigenen Garnisonen sich von der serbokroatischen Verschwörung bedroht sah, war ein Deutscher, aber sein Generalstabschef Kroat. Es hieße ihn beleidigen, wenn man sich wundern wollte, daß in seiner Hand die Fäden der Kontrespionage zusammenlaufen durften. Es sei nur erwähnt um darzutun, wie die Heeresleitung sich im Kampf mit jedem Gegner und im Streit mit jeder Nationalität jedem ihrer Offiziere anvertrauen darf. Ein Adjutant des Generalkommandos war Tscheche. Ungarn standen an der Front, und ein Leutnant der vordersten Feldwache sprach Serbisch. „Wo haben Sie das gelernt, Herr Leutnant?“ „Mein Gott, ich bin doch Serbe,“ lachte er und spähte mit wachsamen Augen weiter durch das Glas auf den serbischen Gegner jenseits der Grenze. Das genügt wohl, um sagen zu dürfen, der Offizier ist weder Deutscher, Ungar, Böhme oder Kroat. Er ist Kaiserlich-Königlicher Offizier!

Nach der Herkunft homogen ist heutzutage kein Offizierkorps mehr, auch das unsere nicht. An Stelle der Forderung nach Homogenität ist eine neue getreten: das Offizier-

korps muß Assimilationskraft haben, und für die Verschmelzung neuer Ersatzelemente mit den altbewährten hat Österreich-Ungarn den nötigen Sauerteig in einer Kaste von Staatsdienern jeder Nationalität, die durch Generationen die Treue zur Dynastie pflegen und sich als Offiziere oder Beamte dem Dienst der Krone widmen. Die Verschmelzung beginnt schon in der Militärschule. Der junge ungarische oder kroatische Offizier, der endlich vor die Front tritt, mag wohl nach dem Schnitt der Gesichtszüge noch an die Herkunft erinnern, aber nichts verrät mehr in Gebaren, Haltung, Auftreten und Denkweise die Rasse. Er ist der uns bekannte Typ des österreichischen Offiziers. Gewiß gehen die jungen Herren anders als unsere Leutnants über die Straße, und preußische Strammheit lächelt wohl gar, wenn sie beim lässigen Bummelgang mit der Schulter beständig die des Kameraden oder der Nachbarin streifen. Aber genau so nonchalant und doch wachsam, kaltblütig, selbstbewußt, bummelten sie unter serbischen Gewehrmündungen den Lauf der Drina entlang. Wie viele Wege nach Rom, so führen auch viele zum Erfolg, und keine Armee braucht wie die andere sich räuspern und spucken. Das Wesentliche ist, daß gleich tief wie in unserm Heer im österreichisch-ungarischen die Treue zur Dynastie mit einer fast schwärmerischen Liebe für den greisen Kaiser-König wurzelt und rückhaltlose Hingabe an den allerhöchsten Dienst erzeugt. Der Monarch ist wie bei uns, aber sonst de facto in keiner dritten Armee, Offizier, der erste Kamerad und Standesgenosse. Er fühlt und gibt sich als Offizier und hebt damit wie das Niveau auch das Selbstbewußtsein des Korps.

Selbstbewußtsein und Zuversicht sprechen auch aus den Vorbereitungen der Armee für den Krieg, aus ihren sichtbaren Mobilmachungsplänen. Von sechzehn Armeekorps stehen vier in Galizien an der russischen Grenze, zwei in Böhmen, drei im Innern und drei an der italienischen Grenze. Zwei sichern die serbische und rumänische Grenze. Das eigenartig gegliederte fünfte hält Bosnien mit der Herzegowina und das neue, sechste Dalmatien besetzt. Das zweite Wiener Korps hat drei Divisionen, jedes andere nur zwei, aber dafür wohl die Gewißheit, die schon im Frieden unter dem kommandierenden General stehende Landwehrdivision mit ins Feld führen zu können. Wie der Aufmarsch gegen Rußland sich vollziehen würde, sagt uns ein Blick auf die Karte des Reichskursbuchs, die ein internationaler Spion und Verräter gar vieler Geheimnisse ist. Gegen die Linie des von West nach Ost laufenden Stranges Oderberg—Krakau—Lemberg führen im rechten Winkel die Schienen von sieben Bahnen. Zwischen Oderberg und Lemberg würde sich also das gegen Rußland mobilisierte Heer versammeln unter dem Schutz der dort in Galizien schon stehenden vier Armeekorps. Die Bahn von Oderberg nach Lemberg wäre die Basis der beginnenden Operationen. Daß sie offensive sein und ungesäumt den Angriff nach Polen hineintragen sollen, verrät der Mangel an Befestigungen. Die Waffenlager von Krakau, Przemysl und Lemberg sind als Sicherung des Aufmarsches und Aufnahmestellungen für den Fall des Scheiterns der Offensive gedacht.

Zur Verfügung ständen der mobilen „galizischen“ Armee bis zu vierzehn Armeekorps von drei Divisionen. In sechs Tagen mobilisiert und auf sieben bis acht unabhängigen Schienensträngen versammelt, würden sie um den fünfzehnten Mobilmachungstag operationsbereit sein. Freilich hätten wir dann noch auf den ersten Bericht über eine große Schlacht zu warten, denn — Rußland hat Zeit und Rußland hat Raum oder glaubt wenigstens, wie den Raum auch die Zeit zu haben. Übrigens ließe sich das Warten auf den ersten Bericht ertragen, weil wir schon ein Kapitel Kriegsgeschichte über die Vogesenkämpfe unter den Augen hätten. Vielleicht erleben wir es noch, und der große Krieg würde gar vielseitige Bilder zu bewundern geben: am Rhein ein plötzliches Aufeinanderplatzen der Massen, in dem wohl der Organisator, der Taktiker, der Lehrer oder Drillmeister den Lorbeer pflückt, im Osten aber ein weites Kriegstheater, auf dem ein wagender österreichischer Feldherr von beweglichem Denken und schnellem Entschluß den langsamer mobilisierenden Gegner zum Objekt weit ausgreifender Operationen machen könnte. Hier winkt dem Strategen die Palme, und die Armee glaubt, einen kraftvollen Meister der Kunst in der nach Gestalt fast zierlichen, sehr behenden und beweglichen Person ihres bisherigen Generalstabschefs zu haben. Die Nennung seines Namens ließ in Bosnien alle Augen in lachender Zuversicht leuchten. Überhaupt ist das Vertrauen des Offizierkorps in die Führer bemerkenswert und galt namentlich dem Erzherzog Thronfolger, einem fast fanatisch eifrigen Soldaten, der mit der barschen, schroffen und derben Art sich auch die Herzen der Marine gewann und auf ihren Kommandobrücken nicht minder als im Sattel des Armeeführers auf seinem Platz ist. Der bejahrte Kriegsherr legt die Leitung des Heeres voll Vertrauen mehr und mehr in des Neffen Hände, aber der Klatsch heißt den barschen Soldaten, den die Armee, kurz wie er selbst spricht, nur Erzherzog Franz nennt, einen Intriganten, der hinter dem Rücken des kaiserlichen Oheims Opposition mache und Ränke schmiede. Gewiß steht heute in Österreich-Ungarn wie einst bei uns während der letzten glorreichen Regierungsjahre des großen Kaisers der alten Zeit auf dem Thron eine neue gegenüber. Aber Kaiser Franz Josef hat sich den militärischen Ansprüchen der neuen Zeit vielleicht biegsamer und anpassungsfähiger als je ein anderer greiser Kriegsherr gezeigt, und zu hellem Lachen fordert es heraus, wenn wir in den Telegrammen aus Zeitungen lesen, daß der Thronfolger in einem „ihm nahestehenden Blatt“ gegen die

Ansichten des Kaisers Stimmung mache. Man stelle ihn sich vor, wie er um die Schummerstunde in Zivil die Treppe zur Redaktion hinansteigt!

Seit Österreich-Ungarn in Erfüllung nationaler Schicksalspflicht den Fuß ostwärts setzte, hat es die Eifersucht Italiens geweckt und mit einem neuen Gegner, wenn nicht gar dem Krieg nach zwei Fronten zu rechnen. Darum sehen wir an der italienischen Grenze Befestigungen, und zwar verhältnismäßig mehr als an der russischen entstehen. Doch folgt hier Österreich nur zögernd und vielleicht allzulangsam dem von Italien gegebenen Beispiel.

Das Zurückziehen der Truppen aus Galizien und ihre Verlegung nach dem Süden begann jedoch schon während der ersten Tage des Jahres 1904, als der wohlunterrichtete Generalstab die Nähe eines Krieges zwischen Rußland und Japan fühlte. Seither sind etwa 20000 Mann in den Bereich des Innsbrucker, des Grazer und des dalmatischen Korps gewandert. Oft ist von der Verlegung eines ganzen galizischen Korps — etwa nach Laibach — die Rede. Die Bahnen zum Südwesten werden ausgebaut. Drei unabhängige Systeme führen nach Venetien, ein viertes nach Tirol. Alpentruppen und Gebirgsbatterien entstehen. Die Festungen längs der Schienen nach Venetien werden zu großen Waffenplätzen ausgebaut, Trient als ein riesiges Sperrfort und Tarvis als Ausfallstor der Offensive.

Immerhin steht nur ein Fünftel der Armee mit der Front nach Italien. Der Gegner bleibt namentlich Rußland, und da er kaum allein den Kampf wagen könnte, dürfen wir prophezeihen, daß der Krieg die Heere der Zentralmächte Schulter an Schulter finden wird. Hüben wie drüben wird das manchmal bezweifelt und in dem einen wie dem andern Lager gelegentlich gemäkelt, die Politik des Verbündeten führe in Bosnien oder Marokko zu Zielen, denen die Vernunft des unbeteiligten Partners ihre Waffen nicht leihen könne. Das ist müßiges Geschwätz, und Österreich hatte uns auch in dem jüngsten Marokkohandel erst beizustehen, wenn es zum Schlagen gekommen wäre und Rußland mobilisiert hätte. Darauf konnten und können wir uns stets verlassen. Die Heere der verbündeten Mächte werden geführt von Kriegsherren, die einander ihr Fürstenwort verpfändeten, und wenn die Stunde des Einlösens kommt, werden auf Geheiß ihrer Kriegsherren die beiden Heere marschieren und schlagen. Gerade als der Bund zweier Monarchen darf die Koalition der Zentralmächte sich politisch und militärisch stärker fühlen als die von Volkslaunen und Leidenschaften abhängige Tripelentente!

Einkehr.

Von Julius Havemann.

Wenn einer ist gestorben,
Ist er zu Gast die erste Nacht
In einer Herberg' fern der Welt,
Sankt Gertrud dort in Züchten hält
Des-Fahrenden in acht.

Und das auf Erden ihm
Das allerliebste Antlitz war,
Dem borgte sie die Züge ab
Und bringt bei Krug und Wanderstab
Den letzten Traum ihm dar.

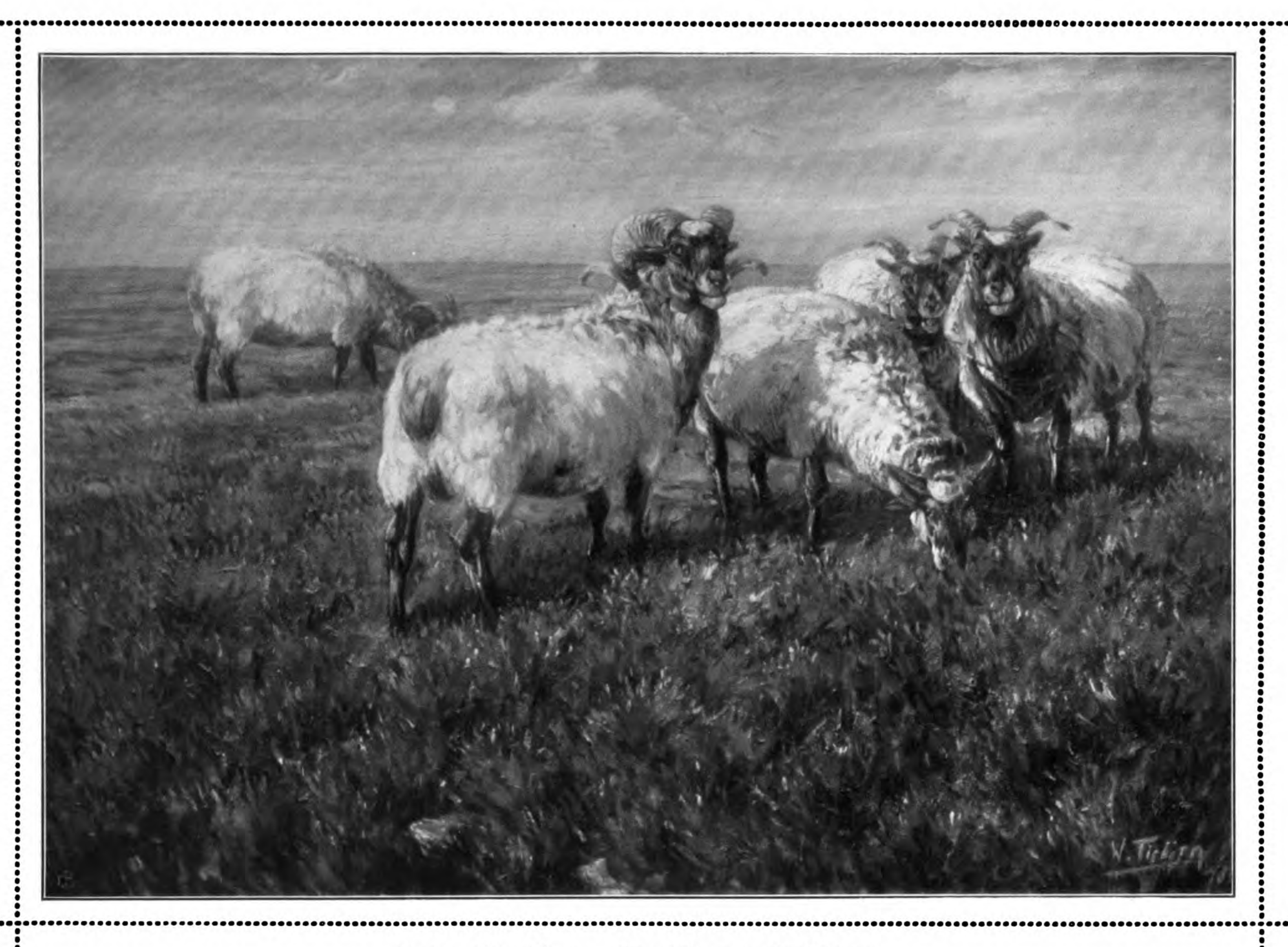
Tot war und schwarz die Nacht.
Viel' Schatten zogen meine Bahn.
Ich sah ein helles Fensterlein,
So warm, als sollt' ich kehren ein.
Da weckte mich der Hahn.

Die erste nach dem Tode,
Die erste Nacht bin ich bei dir.
Da wirst du nahn mit kühlem Trank
Und deiner Stimme süßem Klang
Als gute Heil'ge mir.

Und von der alten Zeit,
Die dann wohl lange von uns floh,
Erzählen treu und heimlich wir,
Und dein Vertrauen leuchtet mir
Noch einmal wieder so.

Die Kanne zwischen uns.
Nun sprich, was kann noch frommer sein?
Die Flechte löst ihr blondes Gold,
Es geht durch deine Wimpern hold
So leuchtend warmer Schein.

Bald ist der Tag vollendet.
Nachtkerzen leuchten für und für.
Mich rührt ein Hauch so heimatlich.
Ich recke mich und strecke mich.
Als klinkte deine Tür.



In der Abendsonne. Gemälde von W. Tiedjen.

Angelo Jank. Von Fritz v. Ostini.

Oft genug ist die Frage erörtert worden: Warum gibt es so wenig gute Soldaten- und Pferdemaler? Dies Kunstgebiet hat doch ein großes Publikum und liefert dankbare Aufgaben! Die Antwort ist immer die gleiche: die von Pferden und Soldaten etwas verstehen, können zumeist nicht malen; und die malen können, verstehen zumeist nichts von Pferden und Soldaten. Etwas anderes kommt noch dazu: das große Publikum, das jene Dinge haben will, ist das kunstfremdeste von allen, weil es selbstverständlich ganz besonders zäh am Gegenständlichen hängt, weil diese Leute den Wert einer Arbeit jener Art nach der Genauigkeit abschätzen, mit der das ihnen Charakteristische wiedergegeben ist, nicht nach der künstlerischen Kraft, mit der es dargestellt, nicht nach der Besonderheit, mit der es gesehen ist. Hat nun zufällig einer die erste, wichtigste Bedingung erfüllt, daß er zugleich Maler und Kenner des Stoffes, das heißt beinahe unbedingt, daß er auch Reiter und Soldat ist, so muß er sich immer noch erst durchsetzen gegen sein Publikum. Der Münchener Angelo Jank gehört zu den Bevorzugten, die da zugleich berufen und auserwählt sind. Ist das Reiter- und Soldatenleben auch nicht ganz ausschließlich seine Welt, es ist doch die, in der er sich am wohlsten fühlt, die, der seine Liebe gehört. Schon gehörte, als im Kinde die ersten dunklen Triebe zum künstlerischen Schaffen Gestalt gewannen! Er hat dann, als der Jüngling sich ganz der Kunst weihte, nicht auf ein Spezialfach hin gelernt, sondern mit zähem Fleiß sich ein allgemeines und großes Können, eine souveräne Herrschaft über die Form angeeignet. Soldat war er — nachdem er seiner Einjährigenpflicht gleich nach Absolvierung der Schule genügt hatte — gleichzeitig mit ganzer Seele. Und da er bei der „malerischsten Waffe“, der Feldartillerie, diente, bei der sein sehendes Künstlerauge mit jeder Sekunde wechselnde Bilder voll Kraft und lebendiger Bewegung aufnehmen mußte, war es bei seinen angeborenen Neigungen fast selbstverständlich, daß er in erster Linie Soldatenmaler geworden ist, Reitermaler überhaupt. Denn auch als Schöpfer flottbewegter farbenfroher Darstellungen vom grünen Rasen, vom



Selbstbildnis. Gemälde von Professor Angelo Jank.

Treiben der Parforcejagden, ist er nun weit im Lande gekannt, und was er malt, wird heute heiß begehrt. Er hat sein Stoffgebiet und auch sein Publikum im Sturm erobert.

Angelo Jank stammt aus einem Künstlerhause, und daß er selbst Maler werden sollte, das galt dort eigentlich schlechthin für selbstverständlich, so weit sein Gedächtnis zurückreicht. Er wurde am 30. Oktober 1868 in München dem Hoftheatermaler Christian Jank in die Wiege gelegt, einem Künstler, der nicht bloß als Schöpfer in ihrer Art bahnbrechender Theaterdekorationen glänzenden Ruf genoß, der auch ein Architekturmaler und Aquarellist von Rang war; A. E. Kirchner war sein Meister gewesen. Christian Jank erkannte des Sohnes Talent früh und bestimmt, regte es nach Kräften unablässig an, und wenn dem Heranreifenden später doch hin und wieder Bedenken kamen, ob seine Begabung auch wohl ausreichen werde, ob er nicht vielleicht doch besser Soldat würde — ein Drittes gab's nicht für ihn — hat sie der Vater, seiner Sache gewiß, lächelnd zerstreut. Unter den künstlerischen Freunden, die in Janks Elternhaus verkehrten, war auch der Schlachtenmaler Heinrich Lang, ein ganz vortrefflicher Beobachter und Schilderer, der als Maler natürlich mit den Mitteln seiner Zeit arbeitete, aber sehr viel mehr und Intimeres sah, als viele seiner bekannten Zunftgenossen. Auch der junge Angelo — er hat den Vornamen von einem andern künstlerischen Freunde des Vaters, seinem Paten, dem Theatermaler Angelo Quaglio, erhalten — fing sehr bald an, sich an Reiterdarstellungen zu versuchen. Als siebenjähriger Abcschütze verewigte er schon die — Königin von England im Bilde — sie ritt auf einem Rosse, das um vieles zu lang war, einem wahren Pferdedackel. Und so ging's weiter, dem Berufe entgegen.



Festplakat der Akademikerkneipe „Die Unterwelt" vom Jahre 1896. Verlag von Dr. E. Wolf & Sohn in München.

Als Jank das Gymnasium hinter sich hatte, trat er, wie gesagt, bei der Artillerie ein, und wenn er auch während seiner Einjährigenzeit zu keiner künstlerischen Tätigkeit kam, nahm er doch wohl Eindrücke genug auf, die für seinen späteren Weg bestimmend wurden. Als er wieder den Rock des Zivilisten trug, besuchte er in der Zeit von 1889 bis 1890 die Privatschule von Holossy in München, die damals sich guten Rufs erfreute, und trat dann in die Akademie über. Er hatte bereits als Zeichner eine gute Grundlage gelegt und konnte gleich in die Malschule von Ludwig von Löfftz aufgenommen werden; sie galt neben der von Wilhelm von Diez als die vornehmste der Akademie. Die freieste und fruchtbarste war sie vielleicht nicht, aber



Reiter vom 4. Königl. Bayerischen Chevauleger-Regiment. Studie.



Zeichnung zur Dichtung „Der Thor und der Tod“ von Hugo von Hofmannsthal.
Verkleinerte Abbildung aus der Münchener Jugend.

ist ihm in so seltenem Maße gelungen, daß die Höckerschule wohl einen Markstein in der Geschichte der Münchener Kunstschule bedeutet, und das frohe, vielgestaltige Schaffen, das dort herrschte, brachte viele und sehr verschiedenartig gerichtete Kräfte zur Entfaltung. Damals gab es noch fröhlicheres und einheitlicheres Künstlerleben, und in ein paar Wintern wurden in der Riesenhalle des Münchener Kindlkellers große Maskenkneipen abgehalten, die wohl jedem Teilnehmer ewig im Gedächtnis bleiben werden, als Schönheitsträume einer wilden, reichen, von einer Fülle malerisch köstlicher Bilder überquellenden Phantastik. Ein tiefer Ernst steckte im jugendlichen Spiel. Die gewaltigen Vorbereitungen für diese Feste machten eine Menge junger Kräfte frei und machten sie bekannt, schafften ihnen Aufträge und Entwicklungsmöglichkeiten. Im Jahre 1896 lautete das Programm der großen Akademikerkneipe „Die Unterwelt“, und der Akademiker, der im heißumstrittenen Wettbewerb um das Festplakat siegte, hieß Angelo Jank. Er zeichnete, schon mit sehr eigenem und bestimmtem Strich, einen Herkules in der Schellenkappe, der dem Cerberus zu Leibe geht. Noch gar mancher andere wurde damals neben Jank mit einem Schlage bekannt: Bruno Paul zum Beispiel und Schmuz-Baudiß, die sich seitdem den dekorativen Künsten verschrieben haben, und, wenn ich nicht irre, auch der geniale, frühverstorbene Karikaturenzeichner Rudolf Wilke. Noch mancher andere dazu.

wahrscheinlich war sie die pädagogischste nach dem Grundsatz, daß der Mensch, der nicht geschunden wird, auch nicht erzogen werde. Man biß sich da endlos fest an technischen Einzelheiten eines Kopfes oder einer Aktpartie, kratzte nach einer Woche alles ab, übermalte wieder, kratzte wieder ab — Schüler, die in einem Semester einen ganzen Akt wirklich fertig malten, galten wohl schon als ganz besondere Fapreſtos. Wer beharrlich war, hat bei Löfftz jedenfalls arbeiten gelernt, unmittelbar für ein freies Schaffen Brauchbares aber nur in beschränktem Maße. Als Jank als Komponierschüler zu Paul Höcker kam, atmete er auf. Hier war Freiheit, hier war ein Lehrer, der seine Schüler nicht auf ein Schema zu dressieren, sondern in ihrer Besonderheit weiter zu entwickeln suchte. Es

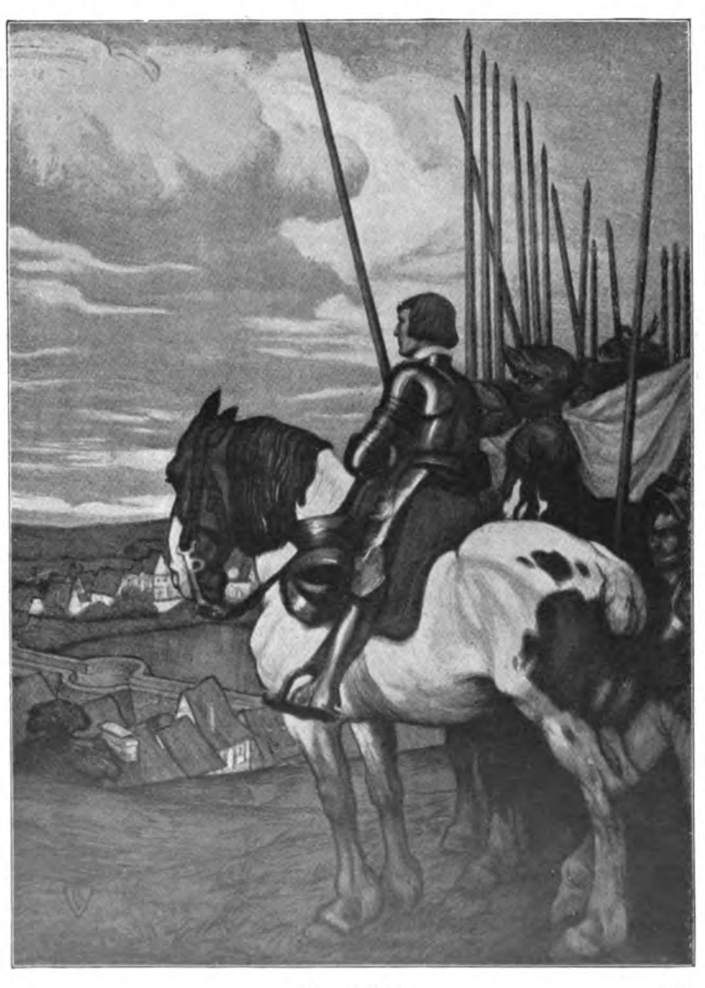
Die Zeitschrift „Jugend“, die schon entstanden, und der „Simplizissimus“, der noch im Entstehen war, haben unter der Schar dieser mit ungenierter Kraft und Freiheitlichkeit arbeitenden jungen Zeichner bald einen Teil ihrer wertvollsten Mitarbeiter gefunden. Wer die Verhältnisse kennt, weiß, wie schwer es heute schon wieder geworden ist, Schwarzweißkünstler, Zeichner von Können und Eigenart zu finden — damals tauchten sie in überraschender Masse auf, und Jank war nicht nur der besten einer, er gehörte auch zu denen, die dann anderen die stärksten Anregungen gaben. Sein Stil war schon nahezu fertig in jenem Plakat, und hat den Stil manches kleineren Talentes bestimmt; noch mehr gilt dies von der zeichnerischen Ausdrucksweise, mit der Jank etwas später seine prachtvollen Landschaften aus Rothenburg o. T. und Harburg, dann auch aus Thüngen in Unterfranken ausführte. Es waren Kreidezeichnungen von sehr festem Strich, meist auf getöntem Papier ausgeführt, absolut graphisch empfunden, aber so geschickt mit Farbe und weiß gehöht, daß eine überaus sympathische malerische Wirkung zustande kam. Die Technik war zweifellos unseres Künstlers reinstes geistiges Eigentum, aber nicht wenige haben sie ihm einfach nachgeschrieben. Nicht nur eine Reihe von Schülerinnen, die, als er noch Lehrer im Münchener Künstlerinnenverein war, mit ihm jene Studienplätze besuchten — auch andere, die heute noch recht gut zu verwerten wissen, was er sich erarbeitet hatte.

Seine markige Zeichenkunst fand bald ein reiches Betätigungsfeld in der Zeitschrift „Jugend“, der er in abwechslungsreichster Zahl Titelblätter, auch Plakate, illustrative Zeichnungen allerart — unter anderem zu Hoffmannsthals Dichtung „Der Tor und der Tod“ — lieferte. Anfangs waren Soldatenleben und Sport durchaus nicht seine Spezialität. Er hat lyrische und romantische Dinge allerart gestaltet, Idyllen aus der Biedermeierzeit, hübsche Frauenköpfe, die zum Teil sehr populär wurden. Allmählich wurde er immer mehr herangeholt, wenn es galt, patriotische



Widmungsdiplom für das Königl. Bayerische 1. Ulanenregiment.
Verlag von Dr. E. Wolf & Sohn in München.

Gestalten mit dem Griffel festzuhalten, und ganz allmählich kam er erst ins Soldatenzeichnen hinein. Seinen Höhepunkt mag dies graphische Wirken etwa im Jahre 1900 erreicht haben; der Burenkrieg, die Chinaexpedition boten Aufgaben, die seine Soldatenmalerei vorbereiteten. Er war bis vor ganz kurzer Zeit mit Leib und Seele Soldat, als Hauptmann der Reserve, und hatte bei seinen militärischen Einberufungen wohl oft genug Gelegenheit, die malerische Seite des Soldatenlebens nach allen Richtungen verstehen zu lernen. Ein herber, kerniger, den einzelnen Mann als Menschen charakterisierender und doch das Typische im Soldatenwesen mit sicherem Griff packender Realismus kennzeichnet ihn, ein offener Blick für die wilde Kraft in der Bewegung von Mann und Roß, für die grandiose Wucht gar, die oft im toll dahinjagenden oder schwere Hindernisse überwindenden Sechsgespann eines Geschützes zum Ausdruck kommt. Attackierende Reiter und exerzierende Artillerie gab er anders, als man es bisher gewöhnt war, schneidiger und feuriger, soldatischer und malerischer zugleich. Deutscher darf man vielleicht sagen! Gerade was den deutschen Soldaten vor anderen auszeichnet, weiß Jank als Maler zu fassen, das kernhaft Herbe, das trotzig Schwere. Unindividuell, „mit der Maschine gemacht“, wie sich ein liebenswürdiger englischer Militärkritiker jüngst auszudrücken beliebte, sind seine Soldaten nicht — sie sind so, wie wir ihr Aussehen uns wünschen für den Fall, daß es wieder einmal Ernst werden sollte! Jank hat seine Kunst wiederholt und bereitwillig dem Heere auch direkt zur Verfügung gestellt: er zeichnete farbige Diplome, wie sie für gute Reit- und Schießleistungen die bayerischen, preußischen, württembergischen Regimenter an die Mannschaften verteilen. Da setzt eine bayerische Ulanenpatrouille über einen Zaun, ein strammer Bursch von Unteroffizier auf seinem Schimmel voran, dort jagen schleswig-holsteinische Husaren einher, flatternde Fähnchen auf ihren Lanzen — wie mag manchem alten Soldaten das Herz höher schlagen, wenn solch eine Erinnerung aus lustiger Reiterzeit von der Wand auf ihn nieder-



Eiserne Wehr.
Künstlersteinzeichnung aus R. Voigtländers Verlag in Leipzig.



Reitende Batterie. Gemälde von Angelo Jank im Besitz von Frau Kommerzienrat Hecht in Berlin.

grüßt! Und ein Stück künstlerischer Mission, auf dem seltsamen Umweg über die Kaserne, erfüllen derartige Erinnerungsblätter auch.

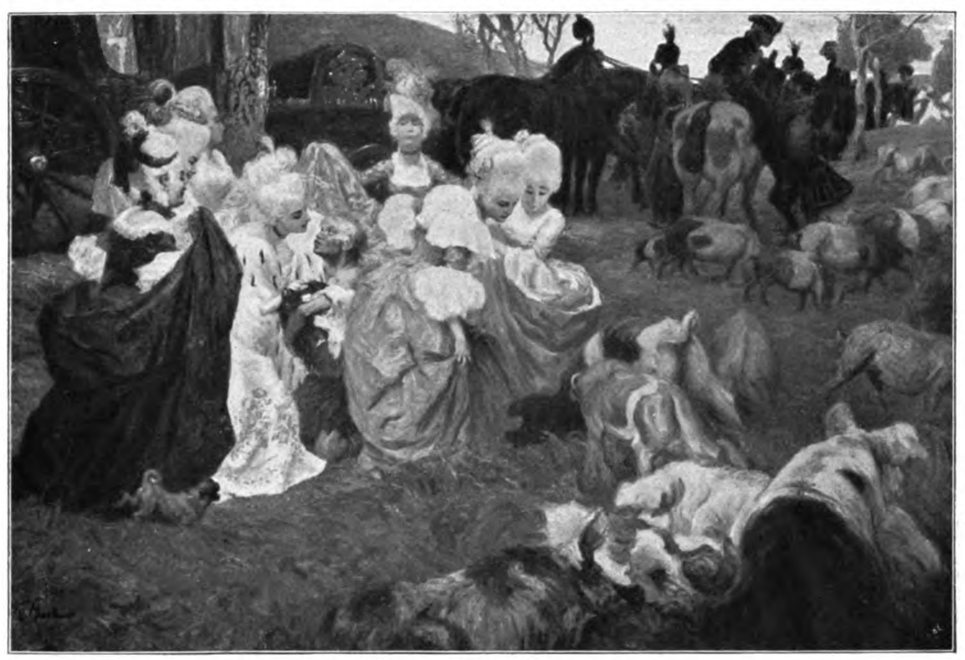
Diese soldatischen Kunstwerke sind übrigens erst später entstanden. Zu seiner Reitermalerei ist Jank endgültig gekommen, als er die „Eiserne Wehr“ vollendet hatte, im Jahre 1900. Sein Debutbild war die Mitte der neunziger Jahre noch auf der Akademie gemalte „Sehnsucht“, die dann ins Troppauer Museum kam: eine weißgekleidete Frauengestalt in hügeliger Abendlandschaft. Jank hatte das vielversprechende Bild in die Münchener Sezessionsausstellung geschickt, wo auch sein zweites größeres Bild „Prinzessin und Schweinehirt“ dann starken Erfolg hatte. In der Szene, die das Prinzeßchen im Gewande der Reifrockzeit vor einer scharlachroten Kutsche zeigt, war merkwürdig warmes und behagliches Leben, war eine Grazie, die doch aller Süßlichkeit aus dem Wege ging. Man hätte beinahe erwarten können, daß sich aus Jank ein Romantiker neuen, kräftigeren Stils entwickle, aber es kam anders. Er schuf seine „Eiserne Wehr“, und es war wohl nicht nur die Konsequenz des äußeren Erfolges, es war die innere Befriedigung über das Gelingen, die ihn von nun ab dazu trieb, Reiter und Pferde zu malen. Ein Hauch von Romantik weht freilich auch durch die „Eiserne Wehr“, ein Bild, das als begeisterte Verherrlichung kampfbereiter Vaterlandsliebe gelten kann, ohne daß es irgendein nationales Wahrzeichen aufweist. Eine Reiterschar hält angriffsbereit vor der Schlacht. Man sieht nicht viel mehr als einen Gewappneten, der vorn straff auf seinem Schecken sitzt,



Sehnsucht. Gemälde im Besitz des Troppauer Museums.



Fritz von Uhdes Überführung. Gemälde von Prof. Angelo Jank.



Prinzessin und Schweinehirt. Gemälde.

den Helm am Sattel, den Speer in der Faust. Aber ein Wald von Speeren im Hintergrund, ein paar Helme, ein Fahnentuch geben die Illusion, daß hier eine unabsehbare eiserne Phalanx den Kampf erwartet. Die Farbe ist einfach, kräftige Kontraste und das ruhevolle Gleichgewicht der Komposition in dem überhöhten Rahmen geben dem Bilde einen monumentalen Zug. Der Scheck im Vordergrunde, das echte Ritterpferd, steht wie aus Erz gegossen da — trutzige Kraft, die nichts auf der Welt fürchtet, spricht aus dem Werke. Auf der Kunstausstellung in Venedig kaufte es der König von Italien für die Moderne Galerie im Palazzo Pesaro. Für Deutschland ging das patriotisch vielsagende Bild darum nicht verloren, denn Angelo Jank hat es für die Serie von Künstlerlithographien von Voigtländer selbst auf Stein gezeichnet, und die „Eiserne Wehr" gehört zu den meistverbreiteten Blättern dieses verdienstvollen Unternehmens, das so viel dazu getan hat, die Schundreproduktionen von den Wänden deutscher Bürgerwohnungen zu verbannen.

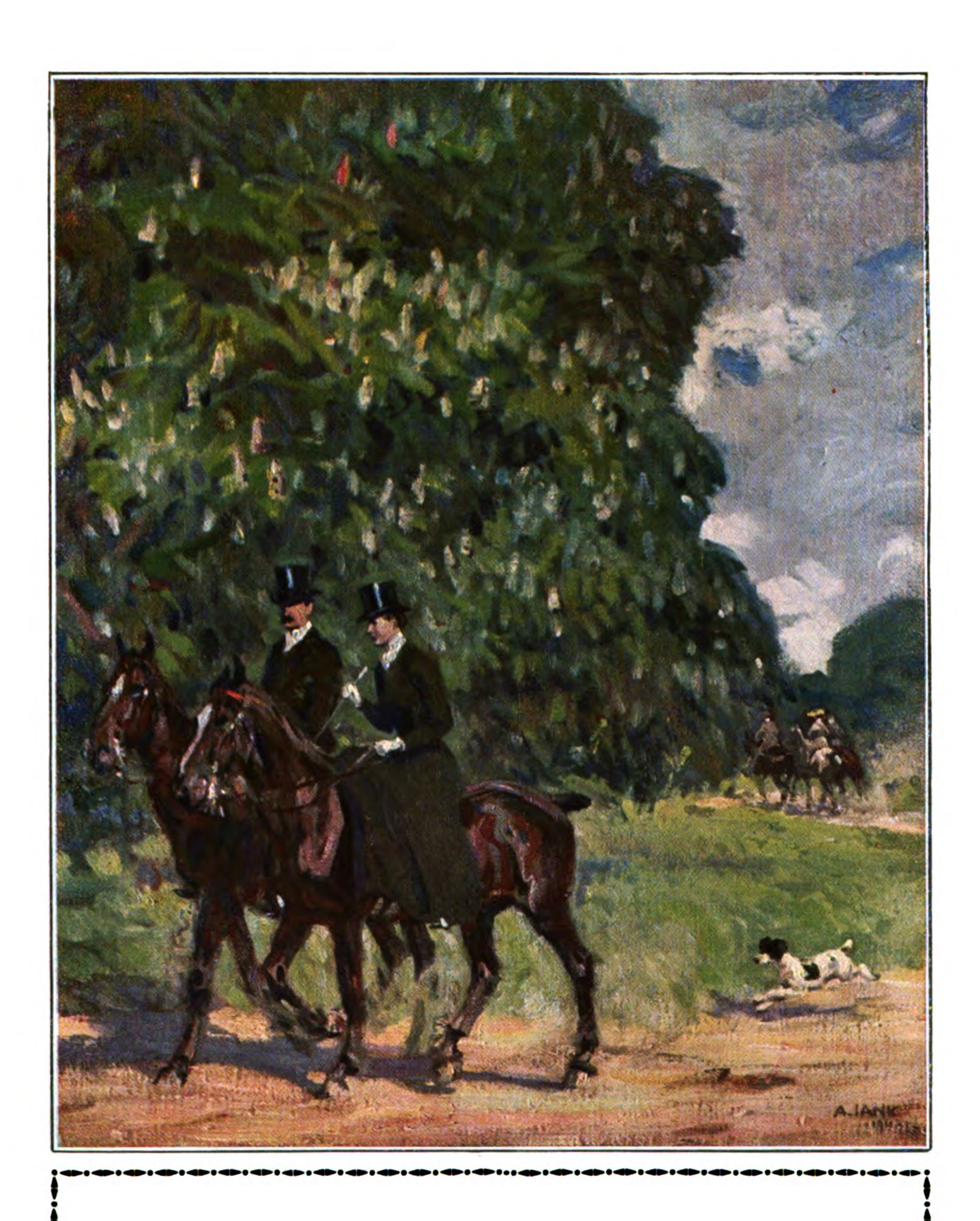
Der Künstler fühlte nach dem Erfolge des letztgenannten Bildes wohl deutlich, daß er das Zeug zum Reitermaler hatte. Nicht zum „Pferdemaler". Das Pferd ohne Mann hat ihn künstlerisch kaum interessiert, die Einheit von beiden, der „Kentaur", ist es, was ihn als Maler reizt. Das ist das Besondere dieser seiner Kunst und sein Vorzug, daß er das Pferd in der Form zu geben weiß, die der Wille des Reiters bestimmt, sei es in der angespanntesten Aktion schwerer Zugpferde vor dem Geschütz, sei es im leichten, versammelten Trab spazierenreitender Kavaliere und Amazonen, sei es in den fördernden Sprüngen beim Endgalopp eines Rennens. Richtig geben kann, wie gesagt, alle diese Varianten in der Bewegung des Pferdes eigentlich doch nur, wer selbst im Sattel Bescheid weiß, der andere muß sich mehr oder minder mit der Konvention begnügen. Daß diese Konvention sehr weit ab von der Wahrheit ist, weiß man, seit es eine Momentphotographie gibt, seit ein Muybridge, ein Anschütz uns gezeigt haben, aus welchen Bewegungsmomenten sich die Gänge eines Pferdes zusammensetzen. Die erstaunlichsten Kombinationen kommen unter diesen Einzelbewegungen vor — bloß die nicht, die das Herkommen der Pferdemaler als typisch darzustellen liebte. So kommt es, daß die richtig gehenden Pferde in der ganzen Kunstgeschichte, vom Roß

des Marc Aurel an bis zu neunundneunzig Hunderteln der modernen Reiterdenkmäler, seltene Ausnahmen sind — in dem prächtigen Buche vom Major a. D. Schönbeck über das Pferd in der bildenden Kunst ist darüber erstaunlich — und betrüblich vieles zu erfahren!

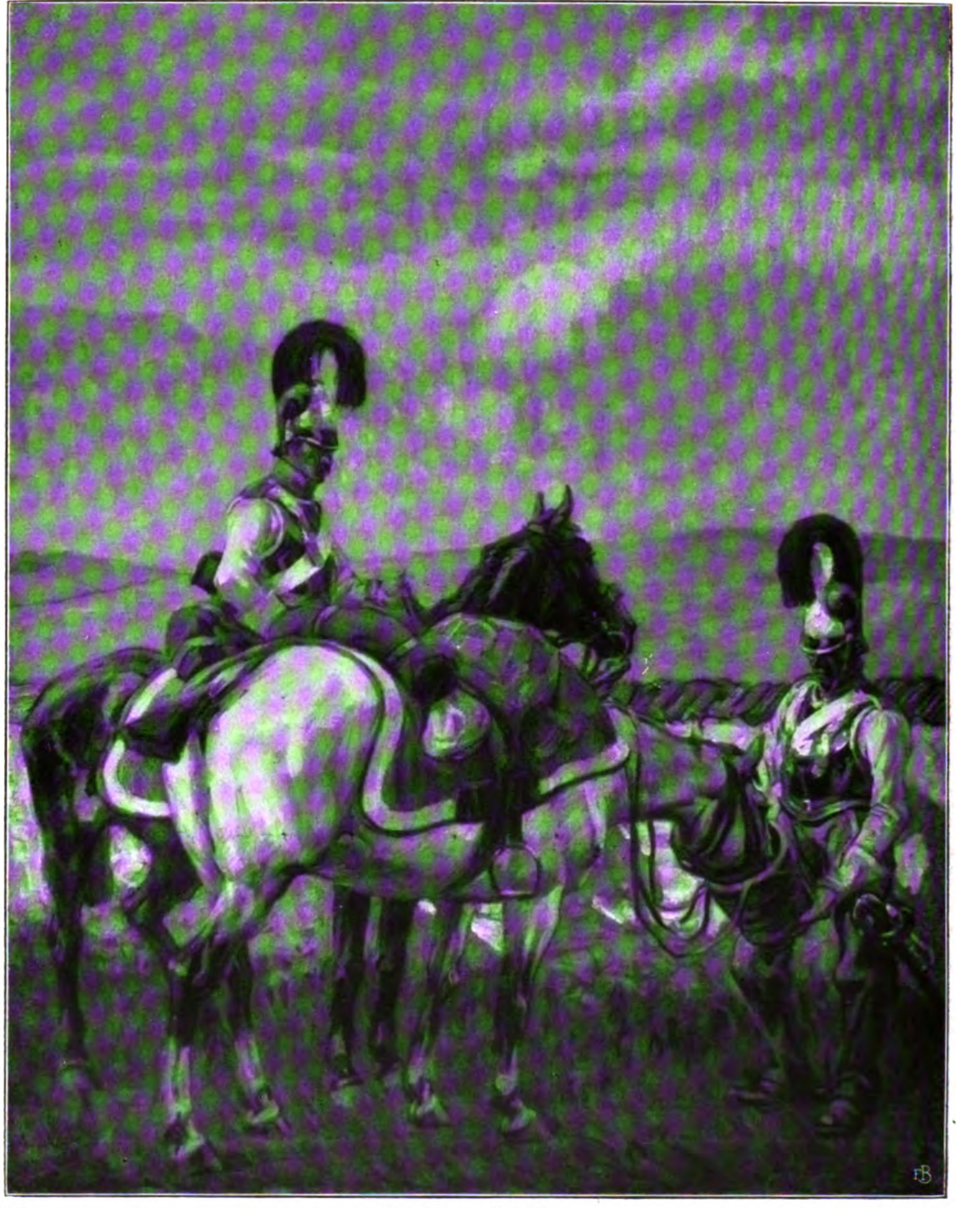
Im neuen Jahrhundert also begann Jank seine Kunst der Reiterei zu widmen, der Reiterlust, wenn man so sagen darf: eine kräftige Freude über das „höchste Glück der Erde" auf dem Rücken der Pferde klingt aus den Bildern, die nun entstanden. Viele gelten dem Sport. Aber vom typischen Sportmaler unterscheidet Jank eben der Umstand, daß bei ihm der Akzent auf dem Maler liegt, daß er den unwahren Schick in der Darstellung der Reiter und Reiterinnen, die schematisierende Eleganz im Stil der Pferde, wie sie für die Sportmalerei typisch wurde, nicht kennt. Er sieht das Pferd in der Aktion wuchtig und großzügig und schildert den, der darauf sitzt, sachkundig in der mehr oder minder angespannten körperlichen Tätigkeit, die ein guter Reiter auf edlem Tier schließlich doch immer entwickelt, auch wenn dies im Schritt geht. Parforcejagden hat er von Anfang an gerne gemalt, vielleicht schon um der famosen Wirkung der farbigen Reitröcke willen. Eine der ersten gleich, die Hetzjagd von 1902, fand den Weg in die Münchener Pinakothek, und im Jahre 1905 folgte ihr das Hauptbild dieser Reihe, das lebensgroße „Hallali", das dem Künstler auf einer Internationalen in München auch die große Goldene eintrug. Ein Herbstnachmittag, vom Spätsonnenschimmer übergossen. Auf sanft ansteigendem Gelände im Hintergrunde versammelt sich das Feld, Damen und Herren. Vorn die Meute und hinter ihr im roten Rock zwei Piköre, die Hallali blasen. Wie Eisen in Rotglut stehen die Körper der Hatzleute gegen den mit leichtem rosigem Gewölk überzogenen Himmel, das Ganze wirkt gleich kräftig durch seine Farbe, wie durch den überlegen sicheren Strich, mit dem die Form der Gestalten plastisch umschrieben ist. Ein anderes Bild zeigt das Feld in voller Pace daherjagend, rechts eine Amazone auf mächtigem Gaul über ein Hindernis setzend — „Hinter den Hunden" heißt das Werk. Noch einem anderen gab der Maler den Titel „Heidi!" Hier setzen die Parforcejäger — im Schwerpunkt des Bildes wieder eine Reiterin — über einen Knüppelzaun und das Feld ist von rückwärts gesehen. Ein andres Mal zeigt der Maler Reiter und Tiere auf der Heide: „Vor der Jagd." Die Piköre koppeln die Hunde los, die Reitersleute harren noch ruhig der Dinge, die da kommen sollen. Wer die unendlich abwechslungsreiche Fülle von hippischen Motiven kennt, die auf einer Jagd hinter den Hunden sich bieten kann, wird sich nicht wundern, wenn ein Maler diese Aufgaben immer von neuem angeht und nicht zu fürchten braucht, er könnte sich wiederholen. Übrigens wechselt Jank auch manchmal das Gewand in seinen Darstellungen. In einem Münchener Privathaus hängt eine große Hetzjagd aus der



Jagd zur Biedermeierzeit. Gemälde.



Kastanienblüte. Gemälde von Angelo Jank.



Kürassiere. Gemälde.

Biedermeierzeit, voll lustigen Lebens. Ohne stilisiert zu sein, hat die Schöne vorn auf dem Schimmel doch alles an sich, was für jene Zeit typisch ist, sogar der rammsnasige Gaul ist ein wenig biedermeierisch. Hinten überkugelt sich in der Kurve, in die das Feld einbiegt, ein Reiter mit seinem Schecken. Das Charakteristische in der Bewegung der rechts abschwenkenden Reiterschar konnte nicht mit größerer Leichtigkeit gegeben sein.

Selten fehlt das weibliche Element auf diesen Jagdbildern — bietet doch die Erscheinung der Reiterin im wallenden Kleid und durch die schöne Linie, die der Sitz im Damensattel mit sich bringt, dem Maler besonders glückliche Momente dar. Auch in ruhiger Stellung hat Jank wiederholt elegante Sportdamen dargestellt. Das Museum zu Hannover besitzt eine porträtartige Darstellung einer Reiterin mit violettem



Schwadron auf dem Marsch. Gemälde.

Jackenaufschlag, die auf ihrem Ponny-Schecken im Schritt an einem Vorhang vorbeireitet — es kann sich um das Bildnis einer Zirkusdiva handeln. Ein fast lebensgroß wirkendes Reiterinnenporträt zeigt die Dame in dunklem Reitkleid mit rundem Hut auf einem Schimmel. Sie hält im Halbschatten unter einem Kastanienbaum, im Hintergrunde ist der sonnige Kiesplatz vor einer Schloßfassade angedeutet. Dame und Roß sind mit vorzüglichem Geschick so in den Rahmen gebracht, daß die Gruppe diesen vollkommen ausfüllt und das Ganze doch seine räumliche Weite behält. Bewegter und fröhlicher ist die Halbfigur einer Reiterin, die ihren Schimmel — man sieht von ihm nur Hals und Kopf — am Zügel führt. Warme Spätsonne brennt auf der schlanken Gestalt, gesunde Lebensfreude lacht aus dem schnittigen Gesicht der Dame.

In den letzten Jahren ist unter Janks Pinsel eine stattliche Zahl kleinerer Bilder aus dem Leben uniformierter und nichtuniformierter Reiter fertig geworden, von denen die Abbildungen dieses Heftes hinreichend bedeutsame Stichproben geben. Das größere Bild „Kürassiere", vor zwei Jahren geschaffen, ernster und ruhiger gehalten, als jene lebensprühenden Szenen, bedeutet in seinen Qualitäten, in der souveränen Breite des Strichs vielleicht einen

Höhepunkt von Janks Malerei. Gilt es dann eine einhersprengende Batterie, eine Kürassierschwadron auf dem Marsche, das elegante Reiterpublikum im Berliner Tiergarten oder sonst einem Großstadtpark, das finish eines Jockeirennens oder Momente aus einem Herrenreiten über Hindernisse, das Publikum des grünen Rasens vor dem heranjagenden Feld oder sonst etwas Kavalleristisches und Hippisches in packenden Momentaufnahmen festzuhalten, dann wird des Künstlers Handschrift leichter, prickelnder und lockerer, das Temperament seines Pinselstrichs paßt sich dem Tempo seiner Modelle an. Man sehe nur, mit welcher Bravour in dem farbig reproduzierten „Finish" der weitausgreifende Galopp der zwei Braunen und die Haltung der Pferde gegeben ist und wie die Bewegung nicht nur richtig gezeichnet ist, sondern eben auch als Bewegung wirkt!

Ein Talent, das so gesund ist, wie das Janks und so solide fundiert, wie das seinige, wird sich nicht in einer Spezialität ausgeben; wenn auch anderseits gerade eine starke Begabung die Neigung besitzen mag, irgendein Gebiet mit besonderer Vorliebe erschöpfend zu pflegen, ihr wird doch ein Wechsel der Aufgaben hin und wieder willkommen sein, um ihr Vermögen auch einmal nach ganz anderer Richtung zu erweisen. So ist Jank also Reiter- und Soldatenmaler, Graphiker von erfreulichster Vielseitigkeit, gelegentlich ein trefflicher Porträtist, wie sein kernhaft lebendiges Selbstbildnis von 1911 bezeugt; er hat seine Kunst sogar in den Dienst der Kindheit gestellt und ein vielverbreitetes Soldatenbilderbuch geschaffen, Plakate entworfen usw. Aber auch an großen dekorativen Aufgaben hat er sich betätigt. Als blutjunger Künstler schon malte er mit ein paar Kollegen aus der Höckerschule, W. Püttner und A. Münzer, Wandbilder für Thierschs Münchener Justizpalast, zierte dessen Repräsentationsraum mit allegorischen Gestalten der Gerechtigkeit usw. und den Schwurgerichtssaal mit einem Zug der Tugenden und der bösen Eigenschaften. Vor etlichen Jahren dann beteiligte er sich an dem Wettbewerb, der für die Ausmalung des Sitzungssaales im deutschen Reichstagsbau ausgeschrieben worden war, und ging als Sieger aus der Konkurrenz hervor. Man erinnert sich wohl an die peinlichen Streitigkeiten, die sich daran nach der Vollendung der Bilder knüpften. Die Themen, die Jank für sein Triptychon gewählt hatte, waren vorerst an maßgebender Stelle nach den preisgekrönten Entwürfen gebilligt worden — der Künstler hatte sich bei ihrer Wahl ja auch selbst nur einer sehr relativen Freiheit erfreut — aber die Meinung der Reichstagsmitglieder hatte sich zwischen Entwurf und Ausführung verschoben. Das Mittelbild stellt Kaiser Wilhelm I. dar, wie er nach der Schlacht von Sedan über das Schlachtfeld reitet, und nun waren die einen wohl überhaupt gegen eine Glorifikation des Hohenzollernkaisers, den anderen war der Ton dieser Verherrlichung nicht heroisch genug, andere fanden, an sich vielleicht mit Recht, aber jedenfalls viel zu spät, daß eine Erinnerung an jenen blutigen Tag nicht auf die Dauer diese Stätte friedlicher Arbeit schmücken dürfe — kurzum, man wollte die Bilder nicht mehr. Man fürchtete sogar, daß die Figur eines toten französischen Kürassiers die Gefühle unserer, in solchen Dingen ja auch gegen uns so zartfühlenden westlichen Nachbarn verletzen könnte! Übereifrige nun griffen, um den Reichstag aus der Verlegenheit zu helfen, zu dem wenig passenden Mittel, Janks künstlerische Arbeit und, statt des vom Reichstag selbst genehmigten Gegenstandes, die Bilder anzugreifen, und der Maler erfuhr eine Behandlung, die nicht zu den erfreulichsten Kapiteln in der Geschichte des deutschen Reichstags gehört. In den Gemälden ist eine unglaublich schwere künstlerische Aufgabe mit imponierendem Können glücklich gelöst — daß die Aufgabe selbst eine unglückliche war, ist ein ander Ding. Schon die Forderung, eine naturalistische farbige Darstellung in die fatale gelbe Eichenholzarchitektur des Sitzungssaales zu stimmen, war verfehlt. Hierher passen nur stilisierte Farben und Formen und wohl auch nur stilisierte Gedanken! Janks Bilder kamen nun nicht in den Reichstagssaal, aber als die Gemüter ruhiger geworden waren und man das dem Künstler zugefügte Unrecht einsah, erkannte man ihm das Recht zu, für die Gemälde im Hause einen anderen Platz zu wählen, und nun haben sie im zweitgrößten Gelaß des Baues, im Saale



Finish. Gemälde von Angelo Jank.



Morgenritt im Tiergarten zu Berlin. Gemälde.

der Budgetkommission, eine Stätte gefunden, die des Wertes dieser monumentalen Arbeit würdig ist. Das große Mittelstück — acht zu fünf Meter! — schildert, wie gesagt, den Abend nach der Schlacht bei Sedan. Inmitten seiner Paladine reitet Kaiser Wilhelm ernst und bewegt auf einer Straße über die Walstatt, neben ihm der Kronprinz, hinter ihm Bismarck, Moltke und Roon. Links drängen sich Vertreter aller deutschen Truppengattungen, jauchzend über den Sieg, heran, eroberte Feldzeichen schwingend, rechts reitet — ein Prachtstück Jankscher Soldatenmalerei! — ein Trupp Ulanen dem Kaiser voran. Die zwei je 3,7 Meter breiten Seitenflügel behandeln andere Momente aus der älteren deutschen Kaisergeschichte: der linke den Empfang der Gesandten Harun al Raschids durch Karl den Großen in Paderborn, der rechte, in dessen Komposition eine Erinnerung an die „Eiserne Wehr" anklingt, die Unterwerfung der Lombardei durch Friedrich Rotbart. Es ist kein prunkvolles, prahlerisches Barock, in dem Janks Kompositionen aufgebaut sind, es ist der ernste, herbe Stil der Gegenwart! Fest steht alles auf reellem Boden, in den Seitenbildern herrscht die Vertikale, mit bewußter Strenge die bewegteren Mittelgruppen einrahmend, die Farben sind volltönig, aber nicht üppig. Was die akademische Schablone unter dekorativer Malerei versteht, sieht freilich anders aus. Dem Künstler Jank hat der Protest der Reichstagsmitglieder allerdings nicht geschadet. Ihm galt jener ja im Grunde auch gar nicht! Seinen Weg zum Erfolg schritt Jank unbeirrt weiter, und der Reichstagsspektakel hat seinen Namen nur populärer gemacht. Seit dem Jahre 1907 leitet er als Nachfolger von Wilhelm von Diez eine Zeichen-, Mal- und Komponierschule der Münchener Kunstakademie und hat die Freude, einen tüchtigen jungen Nachwuchs heranreifen zu sehen, dem auch er das Recht läßt, sich frei zu entfalten. Die Maler Mülli und Joh. Schult aus diesem Kreise haben sich selbst schon wieder vorteilhaft bekannt gemacht.

Eine der letzten Arbeiten von Angelo Jank, die Überführung der Leiche Fritz von Uhdes vom nördlichen Münchener Friedhof aus, ist in diesem Heft wiedergegeben. Stark klar und eindringlich wirkt die Szene — ganz unpathetisch. Wie der düstere, schwarze Wagen sich im Dämmer des Winterabends vom Bodenschnee und von der roten Friedhofsmauer abhebt, das gibt einen merkwürdig feinmelancholischen Farbenklang, der zu der Trauer des Vorgangs ergreifend stimmt. Ein edles Kunstwerk und ein überzeugendes Dokument zugleich. Es kennzeichnet so recht, was Jank in seiner ganzen Kunst will: Wahr sein in Form und malerischem Ausdruck!

Das Heiratsdorf.

Roman aus dem belgischen Land. Von Nanny Lambrecht.

(Schluß.)



Ein leiser Wind streicht an den Scheiben hin. Sie rasseln im Blei. Aus den Nebelkappen taumelt eine Motte auf, irrt, wirrt wie ein grauer Fetzen, abgerissen vom verstaubten Pergament. Leise Geräusche schwirren durch den Raum, knistern im Erker. Das Bettchen knarrt in dem alten, trockendürren Holz. Die Kissen rascheln. Eine welke Hand glättet darüber hin, wuschelt die Federn auf. Eine alte, liebe Hand. Sie hat noch Arbeitsnarben. Blutig geschunden war sie einmal, viele Male in Tagesfron, in Hitze und Frost, in Eile und Not. Die alte, liebe, narbige Hand, die jetzt schon zu Staub geworden ist. Sie hat ein paar matte Jahre vor dem Sterben den ungeheuren Reichtum aufschöpfen können. Sie hat die Fülle und das Glück ausstreuen können mit dieser einst blutig geschundenen Hand, die gute Frau aus dem weißen Hause.

Und in der verstorbenen, lautlosen und schattenhaften Stille geht sie nun einher, ordnet das Bettchen im Erker, lispelt leise Wiegenlieder, und Küsse und Seufzer und Tränen wehen durch den Raum. Ein Kindername, holdselig und lieb, klingt durch das Flüstern. Lié, des weißen Hauses Erbsohn!

Der eine Einzige, der stolze und schöne und kühne! Eine gute, glückliche, einfache Frau baut himmlische Pläne. Das weiße Haus, ein Königshaus! Und nun spricht's in den abgestorbenen Raum, eine von Rührung erstickte Stimme: „Wenn ich's noch erlebe!“

Ganz deutlich spricht's. Aber der Tod schlich herein und sagte: Nein!

Und die Stimme spricht noch. Die Kissen rascheln noch. Das Kleid rauscht. Die Seufzer wehen. Dort — dort: von der Plakette zwischen den Fenstern geht das unheimliche, schattenhafte Leben aus. Durchs weiße Haus geht der Geist der guten, glücklichen, stolzen, mahnenden Frau! „Wenn ich's noch erlebe!“

Da stöhnt Lié Macq tief und laut — und der spukhafte Zauber ist zerrissen. Er springt auf, er geht durch den Raum, seine Schritte dröhnen, sein Kopf glüht, die Gedanken darin hämmern. Was will er tun? Weiß er, was er tun will? Kennt er's in seiner wahren Gestalt? Wär's nur die Liebe in ihrem poetischen Schimmer! Wär's nicht die Kluft auch, die erst zu ihr hinüber zu überbrücken ist! Die innere Kluft, die kein kühner impulsiver Gewaltstreich überbrücken kann: die Ungleichheit der Gedanken, Ideen, der Lebensanschauung, Erziehung, gesellschaftlichen Stellung. Seine Blicke werden geschärft sein und ihre Äußerungen dahin prüfen, ob sie aus der Niedrigkeit kommen, die ihre Sphäre war. Wo sie ihn abstößt, wird er Gemeinheit sehen, wo ihr Handeln und Sinnen ihm entgegen ist, wird er die Wege sehen, die sich zwischen ihnen beiden immer abzweigen, der ihrige zur Tiefe hin; denn die Tiefe hat magnetische Kraft, und es wird immer einmal eine Stunde kommen, wo sie ihr Eigentum zurückfordert. Und wäre nur die Liebe in ihrem poetischen Schimmer! Aber die Gestalten, die er voll Abneigung sieht, hocken um sie: die Bevölkerung der Schenke Bas rose. Die wird seine Hochzeitsgabe sein! Und wenn er sie vergoldet und in Fülle und Reichtum setzt, sie werden die Mühlsteine sein, die ihn hindern, sich auf der Hochsee gesellschaftlicher Stellung zu halten, sie werden da und dort auftauchen zum Fluch der Lächerlichkeit für ihn, zu Ärger und Verdruß. Was alte, vernarbte Hände in blutiger Arbeit errungen haben, ziehen diese Mühlsteine wieder hinab in den Grund.

Und noch spricht die alte, glückliche Stimme: Wenn ich's noch erleben könnte!

Und mit dieser Stimme sprechen seine aufgejagten Gedanken: Wär's nur die Liebe in ihrem poetischen Schimmer!

Und Stimme und Gedanken quälen ihn sehr.

Er eilt durch die Säle und Korridore. Der Prunk um ihn stellt sich hoffärtig zur Schau. „Wirf ihn ab!“ fleht hinter ihm ein Stimmchen, warm und stürmisch, wie himmelhochjauchzende Liebe fordert. Wirf ihn ab! Wirf ihn ab!

Da stampft er mit dem Fuße auf. Das kann er nicht! Das will er nicht! Er liebt, was sie haßt. Er haßt, was sie liebt! Gibt's einen Weg herüber, hinüber zum Hassen und Lieben, zum Lieben und Hassen? Nie! Nie! Wirf ihn ab! Wirf ihn ab! Wirf ihn ab! ruft's noch hinter ihm. Da flieht er und verläßt das Haus.

Der Geist der Frau aus dem weißen Hause aber schreitet durch die Träume der schönen Diablesse und spricht: Freue dich!

In den Steinbrüchen sagen sie: „Das rote Auto steht in der Remise ein, wird also der Monsieur Lié retour sein!!"

Einige rufen aus der Kuhle zum Steinmetzplatze hinauf: „Hais, wird man jetzt bald Har oder Hotte wissen, so wie jetzt das Schäschen vom weißen Haus laufen wird."

„Und wieviel Franken ihm'n Rotstrümpfchen wert ist."

„Je nachdem er's bezahlt," sagt der Weinerich, zuckt die Schulter. „Ist das Rotstrümpfchen ein' fein' Partie. Wenn's mich wollt, ich hätt' nix dagegen."

„Der Marbaix, der Narr, auch nicht."

„Sie wird doch keinen Verrückten wollen."

Tymian Tassignon blinkert sein dreistes Lachen.

„Dann wird der Weinerich Polier, wenn man so quasi angeheirat' ist ans weiße Haus —" bricht jäh ab, bückt sich über die Blöcke. Lié Macq, der Sohn, steht auf dem Platze, plötzlich, man hat ihn nicht kommen sehen. Unvermittelt steht er da. Stumm und unter Ächzen geht die Arbeit weiter. Man wagt nicht aufzusehen; so weiß man nicht, wie der Blick ist, der über die gebückten Rücken hinfährt. Man hört dann Schritte, seine Schritte, stolz und kräftig. Als sie längst verhallt sind, wagt man noch nicht, die gebeugten Gesichter aufzurichten. Man raunt sich leise Worte zu.

„Wenn er's gehört hat, weiß er's jetzt."

„Hein ja, man muß den großen Herren schon mal auf eine Art die Wahrheit beibringen, Mordsbleu!"

Der Athlet schwingt den Hammer, wirft ihn über die Schulter. Auf seinem nackten Arm schwellen zu dicken Striemen die Muskeln und Adern. „Wenn große Herren einen Pieps sagen, tanzt alles nach ihrer Flöte. Wie war's denn mit dem Rotstrümpfchen, meiner Treu? Es hat schon im Gefängnis gesessen, da stellt sich der Monsieur hin und sagt: Ich war in der Zeit bei ihm! Buff! man glaubt's ihm eins zwei drei. Dem Rotstrümpfchen wird's Gefängnis aufgemacht, und was geschieht dem Ziegendurdu und der el Patie? Sie hocken heut noch. Und wenn el Patie nicht bald ihren Mund auftut, bleibt sie im Loch sitzen, haïe."

Da schwingt sich Weinerich auf den Block, verschränkt die Arme. „Warum meint ihr, daß el Patie ihr' Mund nicht auftut? Ihr könnt's doch nicht wissen. Sie hat doch keinen totschmeißen gewollt. Dafür kennen wir el Patie doch!"

„Eh, was hat sie denn gewollt?" fragen ein paar andere und machen sich in Weinerichs Nähe zu schaffen. „Wenn sie keinen totschmeißen wollt', dann hat sie einen 'rausreißen wollt."

„Hais, ja da!" ruft Tassignon. „Das hat sie wollt!" stellt das Stemmeisen auf den Stein, und führt wuchtige Hammerschläge darauf. Es klingt hart und metallisch, und er redet dazwischen: „Wen? Eh, compèr' Weinerich! Wen? Denk mal nach. Vielleicht läßt el Patie sich eher einmauern, eh' sie es sagt."

Weinerich schlenkert die Beine gegen den Block. Seine Stimme schrillt im höchsten Diskant.

„Glaubst du, daß el Patie dumm ist? Paß auf, wenn sie den Mund auftut, dann fallt ihr all zusammen, ihr Scharlatane!"

Wieherndes Gelächter schluckt seine Worte ein. Ein Stein fliegt ihm gegen den Rücken.

„Verricht' dein Arbeit, pelée tiesse (Glatzkopf), el Patie wird dich schon umfallen machen, daß du die Nase zerbrichst."

Aber Tymian Tassignon sagt im hellen Klingen seines Hammers: „Wenn el Patie den Mund auftut, muß man sie aus'm Dorf treiben. Also wird el Patie den Mund zuhalten." Dann reiben die anderen die Handflächen zusammen, greifen nach ihren Hämmern. Und die Arbeit tost. Ihr Schall hallt in der Kuhle wider und drunten, wo eine Welt ist wie droben mit Gängen und Sälen, und das blauleuchtende Dunkel bauscht dazwischen.

Noch ist Lié Macq in den Gängen. In den Wölbungen hallt sein Schritt. —

Wo in der Steinwand die schwereichene Türe mit den tiefen Füllungen ist, tritt er ein. Ein Rotröckchen fährt vom Boden auf, da wo das Löwenfell mit dem ungeheuern Kopf am Schreibtische liegt. Omer Pête. Er ist in Erwartung des Herrn. Er wartet schon eine Stunde. Monsieur ist heute nicht pünktlich. Man hätt' denken können, daß er auf Reisen ist und nicht mehr wieder käme. Wenigstens sollt' man es meinen, wenn man auf die Leute hört. Monsieur kommt nicht froh heim. Sein Gesicht ist fast so düster wie sein Haar und seine Augen. Und wie dann Monsieur stutzt und Omer Pête mustert! Wird er ihn jetzt fortjagen? Wird er sagen: Fort mit der ganzen Clique! Es nähm' weiter nicht wunder nach alledem, was die Maman seit zwei Tagen an Unheil für die Schenke prophezeit. Omer Pête wartet bis Monsieur grüßt. Ein Diener soll nicht vor dem Herrn grüßen. Und Omer lauert mit heller Angst und sinnender Schlauheit in seinem hübschen zuversichtlichen Gesichte. Es ist das Gesicht Rotstrümpfchens, die scharfen Brauen, die gerade Nase, das lebensvolle Inkarnat der Haut, die schimmernden Augen. Monsieur kehrt dem Knaben den Rücken, fragt: „Hast du gestern getan, wie ich sagte?"

„Ja, Monsieur, ich hab' sie noch hinter der Mauer attrappiert, bei den Pappeln am Bach." Da Monsieur herhorcht, so, als sei er geneigt, noch mehr zu wissen, plaudert Omer Pête sich die Angst herunter. „Es war auch wohl gut, daß ich ankam, denn der Marbaix hat sie mal wieder zwischen gehabt, derzeit ist sie ganz drollig."

„Derzeit?"

Ein Klang dieser Stimme warnt Omer Pête, daß er möglicherweise nicht auf dem Wege ist, sich die Zufriedenheit seines Herrn zu erwerben. Er rückt etwas zur Seite, daß er in etwa bemerken kann, was im Gesichte des Herrn vorgeht, und was und wie er's gerne hören möchte. „Es kann, meiner Treu, auch sein von wegen dem Gefängnis, oder von wegen sonst was. Jawohl, ich mein' doch noch von wegen sonst was. Wenn sie ißt, liegt's ihr auf'm Magen pfundweise . . . Ab und zu weint sie auch mal, dann schimpft die Mère, und dann ist sie still. Sie ist sehr drollig, sie sieht im Gesicht wie Käs' aus."

„Hast du die Hunde schon hinausgeführt?" fragt der Herr.

„Nein, Monsieur."

„Tu es."

Da geht er und führt fünf weiße Hunde hinaus, führt sie durch die Anlagen und den blauen Berg hinauf, auf daß sie sich freuen und tollen und die weißglänzenden Wänste nicht zu drall werden.

Und Lié Macq geht. Er verläßt das Bureau und eilt in die Gänge und tief in die Steinbrüche und hinein in die Welt drunten, in das blaue Dunkel und wo die heimlichen Märchen in den Grotten lauschen. Die feuchte Kühle wallt gegen ihn. Zwischen Gestein und Erdreich hervor wuchert das verkrüppelte Pflanzengestrüpp. Es werden einsame Gänge. Skandinavisches Halbdunkel. Fern verraucht die Industrie. Die Wunder der blauen Berge tun sich auf. Die Wände dehnen sich zu Höhlen und Grotten. Die weißen Leiber der Statuen leuchten. Ein Flüßchen rauscht im Gestein, verdeckt und versteckt, und doch dicht auf Schritt und Tritt des Wandernden. Eingemauert irgendwo in der blauen Nacht das Plätschern, Zischen und Rieseln. Und es springt da auch irgendwo heraus, ganz plötzlich aus den spiegelnden, blauen Wänden, quillt in strömendem Zischen, läuft weite Kreise um ein mächtiges Blumenrondell und wird ein mäßig großer See in der blauen Nacht der Steinbrüche. Mit weißem Fischleib schaukelt ein Nachen darauf. Sein schneeiger Bug ist zur Blumeninsel gerichtet. Die Wellchen stoßen und treiben ihn. Da klirrt leise und fein das blanke Kettchen, wie Glöckchen im Wasser. Die Wasserpflanzen schwimmen heran, entfalten ihre breiten, zerknitterten Blätter, wie Teller und Schüsseln — und ein Käfer krabbelt darauf, leuchtend in vielen Farben, aber Tang und Froschlaich treiben in breiten Lachen heran, überschwemmen sie, Käfer und Teller und Schüsseln. Und wer fein aufhorcht, hört die Nixen drunten im Grunde kichern.

Rund um den See geht Lié Macq. Seine Gestalt wandert in den spiegelnden Marmorwänden. Drei- und vierfach wird diese Gestalt da und dort in den Felsecken, und der einsame Mann sieht seiner vielfältigen Gestalt nach, hört die Wasser tropfen und das Kichern im Grunde und

fühlt sich wunderbar in der blauen Nacht. Heiße Gedanken brennen in seiner Stirne. Starke Sehnsüchte jagen ihn. In der Welt drunten wandelt seine Liebe mit poetischem Schimmer neben ihm. Und nun hört er das jauchzende Stimmchen wieder neben sich: Wirf ihn ab, den Prunk, wirf ihn ab!

Herrgott! Er wirft ihn ab, er geißelt ihn tot! Liebe will er und kein Gold!

Der Geist der Frau aus dem weißen Hause aber steigt in die Plakette zwischen den zwei Fenstern zurück, und das Herz ist wieder tot und die Stimme erstorben.

Als Lié Macq durch die Gänge zurückeilt, wartet Omer Pête auf ihn im Bureau, und die fünf weißen Hunde sind um ihn mit Schnobern und Winseln.

Omer Pête steht verstört.

„Was willst du?“

Da weiß er noch keine Antwort oder doch nicht, wie er sie vorbringen soll.

„Wenn du nicht sprechen willst —“ sagt Lié Macq achselzuckend und will davon. Da ist Omer Pête ihm mit fünf weißen Hunden im Wege. Er überstürzt sich, er stottert.

„Sie ist sehr drollig, Monsieur, der Viktorien war eben da und sagt's. Sie tät schreien schon seit heut morgen, und die Mère läßt fragen, ob Monsieur so aimable sein wollt' und mal sehen, nur mal sehen; die Mère sagt, sie wär' so drollig, Maman könne jetzt nichts mehr mit ihr anfangen, jetzt müßt' Monsieur mal kommen.“

Zwei, drei Schritte ist Omer Pête noch hinter Monsieur her, um alles zu berichten, was ihm gesagt worden ist. Ob aber Monsieur auf ihn gehört hat, ob er zornig oder erschrocken war, das weiß er nicht. Läuft mit fünf weißen Hunden wieder auf den Berg zurück und schaut aus. Monsieur kommt durch die Anlagen und in den Fahrweg und durchs Gäßchen und weithin auf die Straße nach Lalaing. Da scheint es Omer Pête, daß Monsieurs Schritte schneller werden, und wie er die Augen pitscht und sie beschattet, muß er laut sprechen und wenn es auch nur zu fünf weißen Hunden ist: „Bon dieu! Es sieht aus, als tät' er laufen.“

In der Schenke Bas rose sitzt eingenistet in der Ecke Paternotte. Mais, mais, mais, es war hier eine schöne Affär', ein Mordsskandal. Nur die Maman weiß ihre Worte zu setzen und ihre Zunge zu schmieren. Nun, und das Rotstrümpfchen kann losheulen wie eine Madeleine, nun, und mit seiner Meinung hat's auch nicht zurückgehalten und immerzu gerufen: „Es versteht mich hier kein Mensch, keiner, keiner!“ Aufrichtig gesagt, der Paternotte versteht auch nicht, was sie will, obwohl er doch sonst nicht auf den Kopf gefallen ist. Hat nicht essen und trinken gewollt, sagt, es ging nicht 'runter, sagt, es läg' ihr wie Steine auf dem Magen, sagt, es wühle ihr wie Gift, und da kommt die Maman. Bratkartoffeln magnifique, auf den frühen Morgen schon! Das Wasser konnt' einem im Munde zusammenlaufen. Es müßt' essen, meinte die Maman, der Zustand käm' vom leeren Magen, wenn's gegessen hätt', wär' es ihm besser, und dann sei es getröstet und dann könnte es anfangen, mit dem Viktorien das Kleinholz in den Keller zu tragen. Und gerufen und geweint hat dann das Rotstrümpfchen, es verständ's keiner! Hat auch die Bratkartoffeln aus der Hand der Mama weggestoßen. Dann hat die Maman mal losgelegt, mal ordentlich; sie habe es jetzt satt, seit einem Tag und einer Nacht wie eine Verschworene dasitzen und heimlich weinen und heimlich die Hände ringen und sich verhungern lassen. Jetzt hört's auf, jetzt ist's fertig! Jetzt klopft die Maman mit der Faust auf den Tisch, jetzt schrillt ihre Stimme, daß die Leute vorm Hause stehen bleiben und der Paternotte nicht mehr die Ohren zu spitzen braucht, um zu horchen. Und Rotstrümpfchen jammert: „Mère, hören Sie auf!“ Aber nun hört sie nicht mehr auf, nun ist's bei ihr übergelaufen, nun kann das Rotstrümpfchen flehen und jammern und in tausend Ängsten liegen: der Löw' ist los.

Danach wurde das Rotstrümpfchen ruhiger. Wie Tote ruhig werden. Man hört keinen Laut mehr. Nun, die Maman schnauft noch. Paternotte denkt, nun könne er hinausgehen, das Schönste sei zu Ende. Da tritt der Sohn des Steinbruchkönigs herein, und tiefer nistet Paternotte sich in die Ecke ein. Er ist ein Mensch, der nicht existiert. Man soll an ihm vorübergehen und ihn nicht sehen.

Lié Macq geht an ihm vorüber. Die Maman erwartet ihn schon am Vorhang.

Auf ihrer Stirne glühen noch die Zornflecken. Aber sie dämpft ihre Stimme, wirft den Vorhang zurück.

„Da sehen Sie einmal, Monsieur! So ein Mädchen! Bais, ich hab' ihm den Kopf zurechtgemacht, bais, jetzt ist's besser. Sie hätt' uns all' krank gemacht."

Langausgestreckt liegt Rotstrümpfchen. Es liegt auf der Küchenbank, die hochlehnig ist und mit einem aufklappbaren Sitz für Holz und Kohlen. Ein blau- und weißgewürfeltes Kissen ist ihr unter den Kopf geschoben, aber der Kopf hängt über die Lehne zurück. Das Haar ist gelöst, das Gesicht stiert bleich, kein Blutstropfen mehr darin, die Brust arbeitet in kurzen Stößen. Mit starren Augen sieht sie nach ihm, fast gläsern. Schlaff hängt ihr Arm.

Er ist bei ihr und hebt ihren Arm und legt ihn um seinen Hals und flüstert ihr weich und innig und tödlich erschrocken zu. Aber ihr Arm sinkt, ihre Blicke sehen an ihm vorüber, in heftigen Stößen wogt ihre Brust. Er ist in Verzweiflung, er legt seinen Kopf an den ihren, seine bebenden Lippen flüstern heiße, beschwörende Worte. Sie soll ein Wort zu ihm sprechen, ein einziges! Sie soll barmherzig sein, sie soll ihn nicht wahnsinnig machen!

Da verzerrt sich ihr Mund zu großer Bitternis. „Bist du nun da?" sagt sie. Er senkt die Augen, senkt den Kopf, in stummer Erschütterung liegt er über ihr.

Leise spürt er's: ihre Hand tastet nach ihm. Sie streichelt seinen Nacken.

Draußen spricht die Maman mit Paternotte.

In tiefer Stille pochen zwei Herzen. Im Herde knackt das Feuer.

„Willst du dich nicht aufrichten?" fragt er sanft. „Ein wenig — mir zuliebe?"

Er schiebt den Arm um sie, hilft ihr auf. Dann setzt er sich neben sie und nimmt sie behutsam und weich und so in scheu liebender Angst in seine Arme, bettet ihren Kopf an seine Brust; in wallenden Strähnen hängt ihr Haar über seinen Arm, über seine Schulter. Mit leichtem Streicheln gleitet seine Hand über ihr Gesicht, über ihr Haar hin, auf die zuckenden Lider ihrer Augen. Die Augen fallen ihr zu, sie ist getröstet und mit sanften Liebkosungen eingeschläfert. Sie ist leise und wohlig hinübergetragen aus der graugrämlichen Brutalität in lächelnde Träume, zu ihm hinüber, der auf der hellen Höhe steht und Glück über alle Maßen spenden kann. Ihr Gesicht liegt auf dem feinen Tuch seines Rockes; ein Duft von Vornehmheit und Exklusivität ist um diesen Mann. Und da muß sie denken, daß er neben ihr auf der Küchenbank sitzt und wahrscheinlich bald der Kohl aus dem Kochtopf mit Brodeln und Dampf und Gestank überquellen wird. Sie wird unruhig, sie möchte fort aus seinen Armen, sie möchte, daß er nun ginge und sie in dem bißchen Sonnenschein zurückließe. Nun, da er gekommen ist, wird sie stark sein und fügsam für eine lange Zeit. Sie will in sehnsüchtigen Ängsten sich zu Tode harren, wenn er nur kommt, der Königssohn!

Er spürt ihr leises Aufbäumen und hält sie fester.

„Chérie, willst du still bleiben und mich ausreden lassen? Ich bitte darum! Ich kann mir das denken, du hast mich gestern erwartet, ich hätte bei dir sein sollen, ich weiß das. Aber ich konnte es trotzdem heute und immer nicht anders tun. Vielleicht wird das immer die Sorge in deinem Leben sein, daß du mich anders erwartest, als ich sein muß, ich meine nach deinen Anschauungen —"

Sie preßt seine Hand. „Ich möcht' heut nicht darüber sprechen."

„Eben heute, chérie."

„Warum heute? Ich möcht' nur glücklich sein."

„Auf daß du glücklich w e r d e s t — darum heute! Warum glaubst du, daß ich hier bin? Ich hätte auch auf deine Bitte hin nicht kommen dürfen, bevor ich nicht feste Entschlüsse gefaßt hatte. Und daß ich gestern nicht kam — nun, da hatte ich diese Entschlüsse noch nicht."

Sie hebt sich aus seinen Armen empor, sie sieht ihn mit stillen, traurigen Augen an. „Und was glaubst, hätte mich mehr beruhigen können, als daß du am Gericht auf mich gewartet hättest und ohne Überlegung, ob du auch wirklich zu mir halten k ö n n t e s t, oder daß du mich einen Tag und eine Nacht in der bittersten Verzweiflung auf dich warten ließest?"

„Es kam hier nicht darauf an, schnell zu handeln, sondern korrekt."

Da nimmt sie seinen Kopf in beide Hände, zieht ihn zu sich und küßt ihn und weint. „Du lieber, goldener Lié Macq, du würdest korrekt handeln und mich sterben lassen."

Er sitzt betroffen.

„Ich kann nicht unverantwortlich lieben!"

Er spürt ihre leisen Tränen und ihr Flüstern an seinem Halse.

„Ach Gott! Lieb' mich unverantwortlich! Tu es, Lieber! Du machst mich glücklicher. Wenn ich dann schon viel Glück durch dich gehabt hab' — dann kannst kommen und mir sagen — daß ich — daß ich verständig sein muß — — — daß jetzt die Zeit — um ist — —"

Die Worte zerbrechen ihr im Munde. Es tropft ihr aus den Augen auf die Lippen, sie schluckt das Salzige mit leisem, verstohlenem Würgen hinunter. Und dann weiß sie nicht, warum ihr so schmerzhaft wohl ist. Sie liegt erdrückt in seinen Armen, sein Hauch ist an ihrem Munde; er spricht, und sie begreift alles nicht. Er will Hochzeit machen, er hat die helle Zuversicht seiner starken Liebe. Aus der Niedrigkeit soll sie zu seiner Höhe hinauf, es ist sein fester Wille, sein heiliger Entschluß.

Als er atemlos gesprochen hat, liegt sie noch ganz gleichgültig. Seine Verheißungen steigen hoch über ihr auf. Sie sieht ihnen nach und denkt, wie schön und gleißend sie sind, aber ihre Wünsche ruhen an seiner Brust. Da er noch sprechen will, legt sie ihm die Hand auf den Mund und ruht still, ganz still, wie wenn ein jähes Schrecknis über sie hingehuscht sei und das Frösteln noch in ihr nachzittere.

Er spricht zu ihr: „Ich weiß nicht, wie du bist."

Sie sagt: „Vielleicht bin ich krank. Aber ich bin sehr — sehr glücklich. Willst du nicht gehen?" Sie drängt ihn sanft, „ich möcht', daß du gingst." Ihr Blick geht nach dem Vorhang, hinter welchem das gemächliche, eintönige Sprechen hertönt: „Du sollst auch nicht mehr wiederkommen — hierher nicht — —"

Er sagt ruhig: „Nein, hierher nicht," und drückt ihr fest die Hand, sie geht ihm voraus, läßt ihn durch die Hintertüre hinaus. Sie greift verwirrt ihr Haar auf, da er in der Türe flüchtig nach ihr zurücksieht. Ihr Blick ist von verschleierter Weichheit und Hingebung und Seelenangst. Dann knarrt die Türe ins Schloß. — —

Ein feines Gesprenkel geht nieder aus tiefhängenden, fahlen Wolken. Rauchschwaden fliegen in das Tal der Sennette. Graugrämliche Novemberstimmung, aber wie Schreie der Lust hinein die Ankündigungen der ländlichen Lustbarkeit. Der Wirt aus den „Tristen Gärten" zieht einher und sagt, vier Kaninchen setze er aus zum Preiskegeln. Der Wirt genannt Wau-Wau zieht eine Grimasse; was vier Kaninchen ausmachen gegen eine Ziege, s e i n e Ziege, vier Kegel auf einen Wurf, und ein Wurf zu zehn Centimes; nicht zu reden von der Maman el Patie, die zwei Kaninchen gratis ihren Gästen gibt und doch schließlich nur eine Witwe ist, die noch dazu ihre bia Manzelle (schöne Mamsell) im Gefängnis hat.

Als Monsieur Lié Carrières, die Stadt, hinter sich läßt und das Steinbruchviertel aus grauwölkiger Luft auftaucht, kündigt noch die Vlamenschenke den Holzschuhball auf den 8. November an. Der Wirt tritt heraus in den Weg, macht tiefe Bücklinge, ob der Herr im Steinbruchland über die Mitternacht hinaus den Tanz gestatte, einen schönen, polternden Tanz, der das Haus erschüttert und anstrengend und sehr amüsant und gerade nicht fein ist, und nachher für die Frauen gebratene Schnecken, wenn's gefällig ist dem großen Herrn im Steinbruchlande.

Es ist ihm gefällig, er gibt dem Holzschuhwirt den Gruß nonchalant zurück und geht also generös und beglückend durchs Steinbruchviertel.

In seinem Bureau klingelt er am Telephon. Nach Ixelles fliegt das Gespräch. Mademoiselle Juliette ist freundlichst gebeten. Bitte!

Er spricht in den Schalltrichter: „Sie waren complaisante und haben mir ein Anerbieten gemacht. Verzeihen Sie, daß ich ein paar Stunden Zeit brauchte, um Ihnen zu melden: Ich nehme an!"

Er horcht angestrengt. Die klingende Stimme spricht: „Selbstverständlich würden Sie annehmen. Je mehr Zeit man sich zum Nachdenken nimmt, desto gewisser sagt man zu. Ich erwarte Sie morgen um

sechs Uhr bei mir zu Tisch, bei mir, wissen Sie. Wir machen ein kleines Séparé auf meinem Zimmer, ganz ohne Gêne, es ist gut, wenn die Charmante sich in kleinerem Kreise eingewöhnt. Sagen Sie mir, ob das nicht süperb erdacht ist?"

Er ist entzückt, und so wenig korrekt ist er, denn er schmatzt ihr einen Kuß zu statt der Antwort. „Au revanche!" tönt ihr ferner Ruf zurück und hintennach ein gluckerndes Lachen.

Kunterbunt liegt's auf dem Diplomatenschreibtisch. Er läßt's liegen. Mit heimlich lächelnden Augen des stillen Träumers steht er davor. Mitten im Wust ein Erzklumpen mit Silberadern, aus Südfrankreich her, wo das junge Erzbergwerk derer von Carrières und Ixelles liegt. Und auf dem Klumpen die Silberglocke. Ein Schlag darauf, und über die Schwelle schlüpft gewandt, lebhaft, brauchbar und wie immer neugierigen Auges Omer Pête. Seine grelle, fragende Knabenstimme: „Monsieur?"

Monsieur hat die Hände in den Taschen, spaziert durchs Zimmer, wirft eine Frage hin.

„Hat deine Schwester Armbänder?"

„Ah, Monsieur, entsetzlich viele, fast alle mit Glaube, Hoffnung, Liebe dran."

„Ein Kollier?"

„Oh, ein magnifiques, Monsieur! Blaue Glasperlen fünfmal um den Hals rund."

„Weißt du, was ihr Freude machen könnte?"

Da sagt Omer Pête, was einer Belgierin immer und in jedem Falle Pläsier macht: „Ein' Bonbonnière."

Und es geschieht, was ein Königssohn befiehlt. Er würde sich zum ersten Frühstück eine Zigarette aus Brüssel herholen lassen, warum nicht auch die Bonbonnière für die Laune eines Verliebten? Und schon rattert der Chauff' zum Tore hinaus. Er wird dem Farmer von P'tit Villadge die Hühner auf der Landstraße überfahren, und wenn es ausnahmsweise kein Menschenleben ist, war die Fahrt auf Order eines Königssohnes durchaus nicht kostspielig.

Der Herbstdämmer liegt über den Häusern wie grämliches Spinnengewebe, da tritt Omer Pête in die Schenke Bas rose und legt dem Rotstrümpfchen einen Brief und die Bonbonnière aus Brüssel in den Schoß. Der Brief enthält das Bild des Mannes, das man im Steinbruchlande auf Zigarrenspitzen und Denkmünzen für Uhrketten sieht, aber reifer und markanter ist's, ein mannbar gewordener Kopf, auf den die exotische Sonne gebrannt hat. Auch zwei, drei Worte auf wappengestempelter Karte. Die Einladung nach Ixelles. Morgen zu Tisch. Aimée Pête rafft mit zitternden Händen alles aus dem Schoße, steigt auf den Stuhl und schiebt's auf den Küchenschrank. Und enteilt.

Durch die Vorhangspalte lugt Celinas zerzauster Kopf, schlüpft ein. Und den Stuhl stellt sie an den Schrank, und Viktorien, der lange Simpel, der ihr nachschleicht, soll hinaufsteigen. Er schurpt die blaue, seidige Schachtel aus dem aufpulvernden Staub des Schrankes her —

„Wir teilen," sagt Celina.

Sie kauen und schlürfen. Viktorien sagt: „Es sind nette Bonbons, man kann sie austrinken."

Und Rotstrümpfchen läuft noch in den Gassen. Da die Maman nicht dulden würde, in dem Hause „Erzähl's weiter" zu kaufen, geht sie in das Lädchen der Simonne, die einstmals eine gute Freundin war und die jetzt aus dem Munde der Leute verschwunden ist, als wäre sie schon in Japan. Ob sie Bänder haute nouveauté hätte? fragt Rotstrümpfchen in eiliger Hast. Warum nicht? Sie haben Bänder und Herrenhosen und Gemüse und Ansichtskarten. Ob Bänder, grün, blau, rot? — Wenn's gefällig ist, was um den Hals einer Bluse grün, blau, rot paßt. Grün, sagt Simonne, weil es haute nouveauté sei, denn grüne Handschuhe trägt die Diablesse von Ixelles. Da stößt's dem Rotstrümpfchen in stolzlieber Freude heraus: „Ja, weil ich grad' dahin muß," — und ist wieder stumm und greift nach dem grünen Band. Simonne hält's fest in ihrer Hand, als sei es die Schlinge, in der des Rotstrümpfchens Kopf festhing'.

„Du mußt dahin, oho?"

„Ja, guter Gott, sag's nicht weiter."

„Du bist jetzt sein' Maitresse?"

„Ja, es geht zur Mariage," und sieht sich um, ob hinter den Wänden kein Gelächter wird.

„Ja, es ist besser, ich sag's nicht weiter,"

meint Simonne trocken. Rotstrümpfchen beleidigt der Ton.

„Eh warum?"

„Eh darum, weil man von der Mariage mit großen Herren nicht reden soll, bis sie gemacht ist!" Rotstrümpfchen sieht sie mit weiten, verstehenden Augen an, aber Simonne opponiert dagegen: „Mein' bloß nicht, daß ich's von wegen meinem Schapaner sag'! Ich schätze, er ist feiner wie deiniger. Er stammt von den großen Dominos ab" (womit sie die feudalen Daimios meint). „Jetzt haben sie ihn nach Schapan geholt, und er soll die Prinzessin Take heiraten. Die ist mit dem Kaiser verwandt, und vielleicht wird mein Schapaner mal Kaiser, und wenn er mal Kaiser ist, dann hat er nach keinem mehr was zu fragen."

Sie hält inne, denn Rotstrümpfchen steht baß verwundert, es könnt' darob umfallen. Was hier in Aussicht steht, ist nicht mehr und weniger, als daß die Simonne einmal Kaiserin von Japan werden kann, wenn sie nur Geduld hat. Sagt Simonne noch: „Wenn er Kaiser wird, heißt er Mikado." Im Vertrauen sagt sie es, ganz im Vertrauen. Das Rotstrümpfchen soll's geheimhalten wie die Leute der Simonne es tun, und wie Simonne es tun wird mit Rotstrümpfchens Hochzeitstag.

Es war aber eine böse Zunge in Lalaing, die also klapperte: „Bais, was Schapaner, er schreibt längst nicht mehr."

Diese böse Zunge ist eine Zunge, die keine Nackenschläge gibt, nicht wie die der Maman Bas rose zum Exempel, sondern eine feine, stachelnde Zunge, ein Natternstich. Diese Zunge klappert nicht mehr, seit el Patie hinter verschlossener Türe eingespundet sitzt —

Da schreit ein Ausrufer durch die Straßen: „Das Geständnis el Paties!"

Hei, rascheln die grünen Extrablätter der „Sennette", hei, strecken und recken sich die Hände! Zu Hauf rennen die Leute aus den Häusern, von den Türen weg, sogar von den Fabriken her. Haïe, was hat el Patie gestanden?! Hat sie morden gewollt? So wird man sie steinigen, man wird die Friture der Witwe stürmen! Auf das tief herabfallende rote Schindeldach eines Hauses, das zwischen einer Baumgruppe ragt, klettert ein Bursche, schwenkt das Extrablatt. Die Gesichter starren zu ihm hinauf.

Er liest: „El Patie ist nicht des Mordes schuldig! El Patie hat Sylvain Marbaix nicht verderben wollen, sondern retten, denn: el Patie liebt Sylvain Marbaix!"

Da reißen sie ihn vom Dache herunter und sagen, daß er ein Witzbold ist, und es wird ein starkes Gelächter und Pfeifen und Johlen. Der Ausrufer aber wirft mit vollen Händen seine Zettel unter die Menge und geht weiter und zieht neue Scharen hinter sich her. Diejenigen aber, die ihre Zettel in den hastigen Händen haben, kehren in die Häuser zurück und lesen, was da geschrieben steht:

Laut amtlicher Mitteilung begab sich der Richter in die Zelle zu el Patie und forderte sie nochmals dringend auf, ihr Schweigen zu brechen, andernfalls das Gericht Urteil über sie fällen müsse. Unter Weinen soll dann el Patie, die in der kurzen Haft sehr gebrochen schien, ihr Geständnis abgelegt haben, an welches sich folgendes Verhör anschloß.

Richter: „Wie gelangten Sie ungesehen in die Steinbrüche?"

El Patie: „Da mein Bruder Polier ist, besaß ich die Schlüssel."

Richter: „Wie dachten Sie sich das?"

El Patie: „Ich dachte mir, wenn sie Marbaix in die Steinbrüche locken, haben sie nichts Gutes mit ihm vor, so wollte ich aufpassen."

Richter: „Wie konnten Sie von dem Vorhaben der Steinmetzen wissen?"

El Patie: „Ich hab' sie nicht aus den Augen gelassen, ich wußte, daß sie sich im Tunnel versteckt hielten, und als dann im Schuppen die Werkzeuge heimlich geholt wurden, schöpfte ich Verdacht."

Richter: „Was hätten Sie aber ausrichten können bei einem Überfall auf Marbaix?"

El Patie: „Ich brauchte nur vorzutreten und mit Anzeige zu drohen.

Richter: „Dann aber zogen sie vor, das Licht zu löschen, warum?"

El Patie: „Es kam alles so schnell. Sie stürzten wie die Tiger in den Schacht herein, und dann sah ich, wie der Ziegendurdu hinterrücks auf Marbaix losgehen wollte, und ich löschte das Licht. Im Dunkeln konnte er nichts machen."



An der Quelle.

Marmorskulptur von Prof. Hugo Kauffmann.

(Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft in Steglitz-Berlin.)



Richter: „Die Kuhle mündet in einen tiefen Schacht, sie hätten alle ihren Tod finden können."

El Patie: „Ich wußte nicht, daß die Kuhle an einer Stelle ausgebrochen war."

Diese Tatsache wurde von den Steinmetzen bestätigt. Der Ausbruch der Kuhle geschah erst in den jüngsten Tagen, und el Patie konnte keine Kenntnis davon haben. Ihre Aussagen deckten sich auch in anderen Punkten mit denen der übrigen Zeugen, und so mußte die Haftentlassung verfügt werden. Ebenso wird Ziegendurdu freigesprochen, da nicht erwiesen wurde, daß er den Schlag gegen Marbaix geführt hat.

Und groß' Erstaunen ist unter den Leuten von Lalaing, Carrières und Enghien. Was war's weiter! Nichts als die Rache der Verschmähten! Sie liebt Sylvain Marbaix und will ihn dem Rotstrümpfschen wegkapern und stiftet Unfrieden in drei Dörfern und Mord und Zank und Totschlag an.

Die Leute von Lalaing, als da sind die Regibeaux, die Taminiaux, die Hanotiaux und Poliarts und Huwarts, sagen ein böses Wort, ein ganz schlechtes, sie sagen: veie garce! Und das ist schlimmer als alte Hexe, denn el Patie, die beim Heiratskaffee in braven Bauernherzen böses Blut machte und sie gegen die Mademoiselle Präsident aufbrachte, ist wahrhaft schlimm. Man sagt sich an den Türen und am Herd und beim Kirchgang und besonders beim Taubenfliegen im Feld von Waterloo, es sei recht und billig, bei el Patie keine Muscheln und Frites mehr in Zukunft zu essen, und recht und billig sei es, der Schenke Bas rose wieder die Kundschaft zuzutragen und z. B. eine außerordentliche Gelegenheit zu nehmen, um in Bas rose ein Revanchetrinken zu veranstalten. Das sagen die Männer solcher Frauen, die derartige Zustimmungen nur für außerordentliche Gelegenheiten hergeben. Aber da man Bas rose Revanche schuldet — so geschehe es.

Und dann läuft ein Auto an der Schenke Bas rose vor, und man steht betroffen mit allen guten Vorsätzen und Wünschen. Man gönnt jetzt Bas rose wahrhaftig alles Gute, aber ein Auto aus dem weißen Haus vor der Türe —!

Es ist zu befürchten, daß die Männer um das Revanchetrinken kommen.

In der Schenke aber steht Lié Macq vor dem herausgeputzten Rotstrümpfschen und nestelt ihm das rote Band vom Halse und den billigen Goldgürtel von der Taille, legt ihr das Schuppenband aus Silberpatina um, steckt ihr die Brillantbrosche aus Lapislazuli vor. Und sie steht dann schlicht und weiß und schön. Er küßt sie und nimmt sie mit sich fort.

Und töff, töff, töff saust das Rasselwägelchen dahin, das die guten Wünsche und Vorsätze von einer wohlwollenden Ortschaft niedergestampft hat. Mit Scheuklappen und Staubmantel sitzt Lié Macq am Hebel. Es ist glatte Fahrt, und der Karren fliegt. Der erste Schritt über die korrekte Linie hinüber ist getan, der zweite wird folgen, der dritte auch, und immer weiter hin zum traumfernen Ziel. Wenn der alte Steinbruchkönig Schlag auf Schlag überrascht wird, dann bleibt ihm keine Wahl mehr, dann haben ihn die kühnen Umstände übereilt. Darum töff, töff, töff! und es klingt schon wie Sieg und Freude.

Die Fenster von Ixelles blinkern im elektrischen Licht. Rotstrümpfschen sieht an ihnen hinauf und zittert leise und heimlich. Das Auto durchläuft die geradlinige Gartenstraße des Parkes, hält vor dem geschnitzten Eichentor mit dem Emailletäfelchen „Schließt von selbst". In einem keck herausgebauten Türmchen fällt ein Schatten auf die Stores, und sie schwanken wie von leiser Hand bewegt. Da zittert Rotstrümpfschen so merklich, daß Lié Macq ihren Arm drückt und vor sich hinsummt, als müsse er ihr zeigen, daß es hier für ihn heimisch ist und ihm ihre Befangenheit weiter nicht auffällt. Wenn man einen Menschen sicher machen will, soll man ihm nicht zeigen, wie sehr man für ihn fürchtet. Fürchtet er um sie? Ei gewiß nicht. Summt ein Mensch, der Furcht hegt? Aber Rotstrümpfschen hat das entsetzliche Gefühl, daß er sich über die Vorahnung einer fürchterlichen Blamage hinwegsingt. Die Lichtflut um sie im Treppenhause erschreckt und verwirrt sie. Geräuschlos steigt ihnen der Diener vorauf, er geht auf Gummisohlen. An einer dunkelgebeizten in die Wandnische eingebauten Flügeltüre steht er und öffnet be-

hutsam, flüstert einen Namen ins Zimmer. Kleiderrauschen und halblaute Stimmen. Lié Macq stutzt.

Als sie in der Türe stehen, rauscht in ihrer schlanken Höhe die schöne Diablesse auf sie zu. Sie ist ausgewählt einfach in dunklem Tüllkleid mit Pailletten, die Arme durchschimmernd und ohne Schmuck, das flachshelle Haar auf der dunklen Silhouette. Und Rotstrümpfchen steht verzaubert und stumm; es hört um sich reden und wünscht plötzlich zu Hause sein und muß daran denken, daß sie da die ersten Heringe essen.

„Sans façon, wie Ihr seht; ich lasse nicht antichambrieren. Ihre Kleine, Lié? Wie darf ich sie nennen?"

„Wie soll man dich nennen, Aimée?" fragt er und lächelt ihr zu. Guter Gott! wie soll man sie nennen? Guter Gott! wie nennt alle Welt sie? Rotstrümpfchen soll man sie nennen. Aber da sie ihn ansieht, glaubt sie, das müsse ihn beleidigen. So sagt sie: „Ich heiße Aimée Pête, Mademoiselle."

Ein wenig lächelt Diablesse und unterdrückt's glockenhell.

„Aber gewiß, Sie kleine Bas rose!" Da wendet sie das Gesicht über die Schulter zurück, denn aus der Turmnische löst sich der Schatten einer kleinen, schmächtigen Gestalt. „Kommen Sie her, Ros'-Marie, lassen Sie sich von unserer kleinen Bas rose küssen."

Und Ros'-Marie greift ihre Schleppe auf, eilt hurtig her, reicht ihre rechte Wange, dann die linke, und Rotstrümpfchen darf küssen, hierauf drückt sie ihre Lippen flüchtig auf Rotstrümpfchens Stirne und steht wieder stumm und abwartend und mit einem lächelnden Zunicken gegen Lié Macq. Der sieht mit zürnendem Vorwurf zu Juliette hinüber. Was kommt ihr in den Sinn, und was hat sie vor? Warum weitere Gäste? Es ist ihm peinlich. Diablesse aber hat Rotstrümpfchen unter den Arm gefaßt und geht mit ihr voran durch die Mitteltüre in den imitierten Remter, der zum Speisen in kleinem Kreise traulich und angenehm ist. Ros'-Marie reckt ihr delikates Persönchen und mustert das Ölbild überm Kamin.

„Was habt Ihr denn da, ma chère? Die Madonna mit zwei Jesusknaben!"

„Pardon, ein lockiger St. Johannes," redigiert Lié Macq herzutretend, „derjenige, der vor dem Knäblein kniet, das auf dem Bauche liegt."

Diablesse ruft herüber: „Das Original des Bildes ist auf Holz gemalt, ein Botticelli." Und dann hört man ihre Stimme nicht mehr, denn sie nimmt sich Rotstrümpfchens an und wandelt mit ihm den Remter durch in die Nebenräume.

Ros'-Marie sagt kritisch: „Der Rahmen schlägt das Bild tot. Finden Sie nicht, Monsieur Lié? Ah pardon, Sie sind beschäftigt." Seine Blicke eilen unruhig dem wandelnden Mädchenpaare nach. „Sorgen Sie nicht, Ihre Kleine ist in guten Händen. Juliette ist ja köstlich darin, aus ihrem Salon die Befangenheit zu schlagen. Sie behandelt das wie ein Ding, das man mit Mantel und Hut in der Garderobe draußen abgibt. Ihre Kleine ist noch schüchtern. Juliette wird ihr wahrscheinlich sagen, daß sie jetzt die Handschuhe ablegen kann. Nein aber dieses Bild! Zuviel Eiweiß für die dunklen Tinten des Remter. Das finden Sie doch auch?"

„Aber die Zeichnung ist doch excellent, freilich das Kolorit. — Soll denn die Speisekarte so reichlich sein?" Er sieht ungnädig das in einem silbernen Adlergreif aufgestellte Menü. Ros'-Marie macht eine halbe Wendung nach dem Tische hin.

„Mais, glauben Sie denn, daß ich mich für Blutwurst mit Äpfel hierher bemühen würde?"

„Zu Tische!" ruft Diablesse im hellsten Timbre, tritt schon mit dem Diener ein, der Pastetchen mit Bouillon serviert.

Lié Macq nickt zu seinem Mädchen hinüber. „Ist Chérie hinweggeflattert?"

Sie läuft froh zu ihm, schmiegt sich an seine Seite.

„Mais ça! Das dürfen Sie nicht!" ruft Mademoiselle ihr scherzend nach. „Sie müssen ihn erziehen, daß er zu Ihnen kommt."

„Absolut müssen Sie das!" mischt Ros'-Marie sich ebenso liebenswürdig ein. „Strecken Sie die Hand aus und dirigieren Sie ihn, wohin er laufen soll. Dann erst wissen Sie, wieviel seine Liebe wert ist."

Rotstrümpfchen sieht zu ihm auf. Sie denkt, wie verrückt das sei! Aber sie möchte feinen Damen doch nicht ins Gesicht lachen. „Ist das wahr?" fragt sie ihn. O, da

lachen die feinen Damen, vielmehr sie kichern eine graziös abgetönte Heiterkeit. Sie sagen, daß es eine köstliche Naivität sei! Aber in der heimlichen Übersetzung nennen sie es: dumm! Lié Macq taxiert Worte dieses Milieus nur nach der heimlichen Übersetzung. Aber er streichelt Aimées Hand und sagt: „Es ist gewiß nicht wahr, Liebe."

Bei Rof'-Marie serviert schon der Diener. Einen bezeichnenden Blick wirft Lié Macq auf Rotstrümpfchens weiß behandschuhte Hände, da schrickt sie zusammen, drückt die Hände in den Schoß und strippt hastig und mit gesenktem Kopf und großer Anstrengung die Handschuhe aus. Der Diener wartet hinter ihrem Stuhle, und noch hantiert sie mühsam unterm Tisch. Sie denkt, daß alle Blicke auf sie gerichtet sind, und da stößt sie die Hast fast um, zerrt die Handschuhe ab, daß sie knacken, streift an den Teller, daß er klirrt, und das Geschäft, das die Dame des Salons mit soviel Anmut als nebensächlich abwickelt, wird bei dem armen Rotstrümpfchen ein Unternehmen, das die Tischordnung stört.

Lié Macq nimmt die Platte, winkt dem Diener ab. „Wenn Sie gestatten, Juliette, wir bedienen uns selbst. Wenn sans façon, wie Sie sagten —"

„Selbstverständlich."

Sie läßt den „stummen Diener" anrücken, gibt Order für die Hummermayonnaise. Ihre schlanken Hände gleiten mit Anmut und Grazie. In rhythmischen Bewegungen nimmt der Körper seinen Anteil daran. Ihr Kopf ist wie die verblaßte Kopie eines hübschen Originals. Neben dem warmen Inkarnat Rotstrümpfchens ist ihr Bild verwischt und unwirklich wie eine Nachahmung in Porzellan. Aber sie ist im lächelnden Sieg und weiß es, und Rotstrümpfchen fühlt sich unsäglich plump und weiß es auch. „Hummermayonnaise, ma petite, oder wenn Sie lieber wollen Hecht?"

Rotstrümpfchen sagt, daß sie dankt, daß sie keinen Appetit hat. Mademoiselle weiß Bescheid. Man kann sich immerhin vor Blamage retten, wenn man konsequent aus Mangel an Appetit oder Diätsorgen — dankt. Und darum legt ihr Mademoiselle, wie gesagt sans façon, Hecht auf. „Aus Sympathie. Lié mag auch keinen Hummer." Bei der Bemühung gleitet ihr die Serviette vom Schoß. Eilfertig will Rotstrümpfchen sich bücken. „Mais nein, kleine Bas rose! — Lié, wollen Sie klingeln."

Während er auf den Knopf unter dem Kronleuchter drückt und der Diener hereinhuscht, eine frische Serviette auflegt, redet er hastig und aufgeregt. Er will die Unterhaltung und Aufmerksamkeit auf sich bannen, er spricht vom deutschen Kronprinzen, mit dem er Schulter an Schulter in der Spitzenzentrale zu Brüssel gestanden hat. Ein Spitzentaschentuch für seine Kronprinzessin — enttäuscht sei man gewesen. Belgische Frauen hören gern vom deutschen Kronprinzen. Er hat das Genre, das sie lieben, sie sagen: er ist delikat. — Guter Gott! Guter Gott! Was macht Rotstrümpfchen? Rotstrümpfchen macht nichts. Es sitzt und wartet, bis der Geliebte hilft. Es liegen ein paar Bestecke neben ihr, auch ein Fischbesteck, es ist sonderbar; sie wird es nicht anfassen; auch ein schwersilbernes Eßbesteck für Fasan, Kristalltellerchen für Kompott, auch noch Schaufelchen mit Goldeinlage für glacierte Bombe mit gefrorenen Sektfrüchten, und Obstmesser und Konfektgäbelchen — ei, was ein Raffinement, was eine Attacke auf die „köstliche Naivität" eines netten kleinen Mädchens, einer niedlichen, kulturlosen Bas rose!

Rotstrümpfchen sitzt am feinen Tisch und lauert. Als Lié Macq nach dem Besteck greift und damit hantiert, hat er auch ihr Vertrauen. Aber fast ängstlich hängen ihre Blicke an seiner Hand, sie fühlt sich todunglücklich und möchte an seiner Schulter weinen, oder nein, sie möchte hinauslaufen und ihm sagen: ‚Lié Macq, komm nie wieder! Ich weiß jetzt, daß es ein Unglück ist, wenn ich zu dir gehöre!' Sie haßt das Menü vor ihr, das ihr noch qualvolle Überraschungen verheißt, sie haßt die gleißenden Reden, von denen man nicht weiß, ob sie Gift oder Liebe sind, sie haßt ihn, der seine heimliche Stunde mit ihr hier unter Kontrolle stellt, statt im Hausflur Bas rose mit einem kleinen Opfer der Selbstüberwindung die Zärtlichkeiten eines tête à tête zu durchkosten.

Und Lié Macq sitzt und spricht lebhaft. Der Eifer seiner Rede färbt nicht seine

Wangen. Er ist blaß und verstört. Seine dunklen, nachdenklichen Augen erscheinen tiefer und düsterer. Er vermeidet, nach Diablesse hinüberzuschauen, er fürchtet ihr triumphierendes Lächeln, und eine Ahnung geht ihm auf, welches der eigentliche Zweck dieser „Gefälligkeit" gegen ihn und das Mädchen seiner Liebe ist. Er wehrt sich gegen die Erkenntnis, er will gentil und höflich sein und keinen Affront machen, er haßt das Laute und die „Szene", aber schon denkt er, wie er aus diesem Hause gehen kann, um niemals wiederzukommen. Da ein Kleiderrauschen neben ihm und eine hingeworfene Äußerung auf Englisch: „Du wirst sie in ein Institut geben müssen."

Und schon vorüber. Das sagt alles. Das ist ihr vernichtendes Urteil über seine Wahl. Es ist wie ein bedauerndes Achselzucken und so beschämend in seinem Mitleid. Sein Blut wallt auf. Aber schon flirrt die Unterhaltung in seichten Redensarten dahin. Ein Wortgekräusel auf der Oberfläche, keine Tiefen, kein ernstes Erwägen, nicht einmal die Antwort heischend auf Fragen. Es ist unhöflich, auf den Grund der Dinge zu bohren, es ist lästig, Worte und Redensarten festzunageln, es ist unfair, mit seinem Verstande zu arbeiten, es sei denn mit Esprit. Es ist höflich, mit Esprit versteckte Bosheiten zu sagen und mit wohlwollendem Lächeln gequälte Menschen abzuhalten, das falsche Gesicht mit der Faust zu zertrümmern.

Lié Macq hat eine weiche Faust, er wird nicht schlagen. Er beugt sich zu Rotstrümpfchen hinüber, sagt ihr ein liebes Wort und küßt ihre leicht zitternde Hand. Da fällt und bröckelt das Eis um ihr zerdrücktes Herz. Es rückt näher zu ihm, umklammert seinen Arm und wird nicht mehr von ihm gehen, lächelt ihn zuversichtlich an. Warte nur, mein feiner Lié Macq, wenn erst Ixelles hinter uns ist, lachen wir sie aus, es ist doch alles dummes Zeug!

„Scharmant!" ruft Ros'=Marie, blinzelt durch ihren Serviettenring. „Durchs Fernglas betrachtet ein Rokokobildchen. Man müßte die kleine Vas rose schmücken. Haben Sie nichts, Juliette? Ihr Psychekostüm? Denken Sie! Das Schultertuch in der Form der griechischen Himations mit der antiken Bordüre. Und das Haar — oh, das Haar! seitlich an den Wangen herunter und mit der Turbanhaube — magnifique!"

„Meine Liebe, wo holen Sie den Marmor dazu her?" fragt Mademoiselle kritisch. „Unsere Vas rose ist wahrhaftig nicht von Marmor", wobei sie ihr einen leichten Schlag auf die glühende Wange versetzt.

„Wir schminken sie natürlich weiß. Legen Sie nicht Puder auf, ma petite? Es gehört zur grande parure."

Rotstrümpfchen trinkt von Crémant rose, sagt: „Zu Lätare habe ich ein Kostüm à la Cleo gehabt, es ist so ähnlich, wie Sie meinen."

J'ai(s)eu sagt sie. Da zucken die Nerven von Diablesse und Ros'=Marie. J'ai(s)eu! Es ist entsetzlich, es ist eine Ohrfeige, es macht stumpfe Zähne. Oh! Au! Diese terrible Sprech=Liaison bei kleinen Leuten! Es ist da im Zungengezwitscher der französischen Sprache ein mörderischer Verräter, ein heimtückischer Verbindungslaut, das winzige Bagatellchen „s", das abgeknippte Nadelspitzchen „t", es spritzt hoppsa von der ungeübten Zunge zu einer Lautverbindung hinüber, und dann ist die Taxe auf die Bildung gemacht. Also sagt Rotstrümpfchen: j'aiseu. Ros'=Marie läßt tausend Lichtchen über ihr bewegliches Gesicht blinken, sagt auch: j'aiseu, nämlich daß sie einmal gehabt habe, zum Kostümfeste in Ostende, eine antike Tracht, wie man sie auf dem während der Herrschaft des Konvents von dem Pariser Historienmaler Louis David entworfenen Fest „Voltaires Totenfeier" gesehen habe. Und ob auch Juliette ähnliches gehabt habe? Juliette nickt und sagt: „Je l'aiseu!" ganz fein, ganz deutlich und den boshaften Schalk auf der Zunge.

Lié Macq sitzt steinern und tief erblaßt. Rotstrümpfchen sitzt bei ihm in süßer Unbefangenheit und still staunender Freude, denn es trinkt Crémont rose! Da sieht Lié Macq nach seiner Uhr. „Ich bedauere — aber es ist unsere Zeit."

Sie erkennt seine Stimme nicht und sieht ihn an. Alle Freude huscht von ihr fort. Sie fühlt, daß etwas geschehen ist, von ihr unbemerkt, in Heimlichkeit und Stille und nur von diesen Menschen bemerkt, die so wunderlich unverständlich reden und lächelnd Dinge sagen, die traurig machen. Das fühlt sie und weiß nichts und hat

wieder die große, unsichtbare, geheime Angst.

Neben dem Geliebten steht sie, der hastig und schroff aufgesprungen ist. Sie will noch seine Hand halten, da hat er sich schon verabschiedet.

„Komm, Aimée!“

Er befiehlt. Er ist barsch. Aber sie fühlt, daß er ihr nicht zürnt. Was ist geschehen, guter Gott? Diablesse steht in ihrer stolzen Höhe in der Verbindungstüre: „Lié, Sie sind ungezogen!“

Er hält an der Flurtüre inne, kehrt sich mit flüchtigem Neigen zu ihr. „Mademoiselle, ich würde Ihnen nicht sagen, daß — Sie es sind. Adieu!“

„Sie haben Ihr Spiel verloren, liebes Hühnchen,“ sagt Ros'-Marie, als draußen das Auto durch den Park dröhnt.

„Es war kein Spiel,“ erwidert Diablesse, und es klingt so, daß Ros'-Marie die Empfindung hat, sie müsse dieses seltsame Mädchen jetzt allein lassen. —

Durch den Novemberabend schnaubt die Maschine. Aimée Pête hat den Geliebten zu sich in den Fond geholt. Sie will nicht allein sitzen, o Gott, nein! Sie lehnt in sanftem Schmiegen an ihm. Sie hat gesagt, daß sie lachen wollten, wenn erst Ixelles hinter ihnen läge. Jetzt sitzt er mit verschränkten Armen und festgeschlossenen Lippen und denkt nicht, daß er geschenkte Augenblicke der Liebe auskosten soll. Das quälerische Schweigen bedrückt und erregt sie. Sie muß reden, sonst erstickt sie.

„Hat es dir nicht gefallen?“

Er sagt ablehnend: „Bitte, nicht sprechen — um zu sprechen!“

Er kann's nicht ertragen, jetzt nicht, das Banale. Auch die Liebe nicht. Seine Enttäuschung, sein Zorn ist zu groß. Erst muß das Schlimme überwunden sein. Und wenn es überwunden ist, dann —? Es wird immer wieder das neue Alte sein, immer wieder! Enttäuschung und Kränkung. Es ist unausbleiblich. Er denkt, daß sie jetzt schon verheiratet sind, daß sie von den Soireen heimfahren, immer so, immer gleich! Enttäuschung und Kränkung. Wird er's verwinden können?

Da hört er neben sich sagen: „Ich wünschte, daß ich nie in deinen Weg gekommen wär'!“

In entsetztem Horchen hält er den Atem an. Was spricht sie? Spricht sie seine Gedanken? Fühlt sie, was in ihm ist?! Er sitzt und wagt nicht, sie anzusehen. Da sieht sie ihn an. Groß und weit sind ihre Augen. Das tiefe Erschrecken steht darin, das Wehren gegen sein Schweigen. Sie fühlt, wie langsam die Kälte an ihr heraufkriecht, wie das Frösteln ihr in die Zähne läuft. Jetzt muß sie von ihm fort! Jetzt — weiß Gott wohin!

Heftig nimmt sie den Arm von seinem fort, fährt auf. Er fragt: „Was tust du?“

„Aussteigen, damit du zurückfahren kannst!“

„Das ist doch Wahnsinn.“

„Ja, du kannst mich wahnsinnig machen!“

„Ich bin doch still.“

Da faßt sie ihn an der Schulter und schüttelt ihn in leidenschaftlichem Zorn.

„Ja, ja, ja, du bist still! Du bist hassenswert still! Du könntest einen warmen Menschen neben dir zur Verzweiflung treiben! Ihr mit eurer vornehmen Ruhe! Ihr Fischblütigen! Ihr wißt ja nicht, was ein wirklicher Mensch fühlt! Geh doch hin und setz' dich zu den geschminkten Gesichtern, macht euch ein paar feine Redensarten, und dann trinkt und eßt fein — aber seid ihr denn befriedigt? Wenn ihr mal kein gemachtes Gefühl haben wollt, kommt ihr zu uns, zu der Bourgeoise! Laß mich, laß mich! Ich hasse dich jetzt, wie ich dich geliebt hab'!“

Er hat sie um die Taille gepackt, versucht sie zu beruhigen, sie möge doch zur Vernunft kommen, es sei zum Schämen, der Chauff' —

„Laß mich, laß mich!“

Sie reißt seine Arme weg, sie will von ihm fort. Da tut er etwas, was seiner Natur zuwider ist: er wendet Gewalt an, zwingt sie neben sich auf den Sitz.

Ihre Augen funkeln ihn an.

„Brav gemacht — wie ein Steinmetz!“

„Wenn du für den Skandal keine Empfindung hast —“

„Ich hab' ehrlichere Empfindungen als eure falschen und gemachten!“

„Wirst du mich nun anhören?“

„Ich denke, du hast mich anzuhören!“

„Was willst du?“

„Was hab' ich getan, sag' mir's, daß du hier neben mir sitzst, als wär' die Welt zusammengefallen? Sag' es, sag' es!“

„In diesem Tone setze ich keine Unterredung fort.“

„Siehst du denn nicht, wie ich bebe! Ich bin doch in Verzweiflung! Ich muß doch von dir!“

„Immer das Konträre! Bleibe doch vernünftig. Ich wünsche bloß, daß du dich ein wenig zusammennimmst — das nächste Mal.“

„Das nächste Mal — wo?“

„Wenn wir verheiratet sind, werden wir doch ab und zu Gesellschaften besuchen.“

„Ach so! Ich bin nicht stubenrein.“

Er runzelt die Stirne. „Sprich nicht so! Was ich bitten möchte ist: Etwas mehr Haltung und — wenigstens richtig sprechen.“

So, jetzt ist's heraus, jetzt ist der Bann gelöst. Sie sieht ihn lange an, fast mitleidig. „Ich hab' einen Fehler gesprochen. Mit ein paar Leçons wär' der Schaden gut gemacht. Aber dir stülpt's die Liebe um. Lié Macq, was bist du für ein armer Mensch!“

Und in das Mitleid klingt's leise wie Verachtung. Lié Macq, der Stolze, wehrt sich dagegen. Er ist in sehr unbehaglicher Stimmung. Sein Wehren ist matt wie der aussichtslose Kampf.

Er sagt: „Du unterschätzest die Folgen solcher — Blößen in der Gesellschaft. Noch eine zweite solche Soiree, und ich bin hier unmöglich geworden.“

„So war es deine Schuld, daß du mich jetzt schon zu deiner Clique schleppst und Mademoiselle die Freude machst, mich dir zu verleiden.“

„Was sagst du da?“

„Der ganze Tarata heut abend war, um mich fallen zu machen — akkurat so wie el Patie. Du siehst, euere Vornehmheit hilft euch doch nicht weit über die Bourgeoise weg.“

„Du sagst Sottisen.“

„Mademoiselle ist eifersüchtig wie el Patie es war, der Unterschied liegt nur im Manne.“ Und bitter spricht sie weiter: „Das merkst du natürlich nicht. Sei nur geduldig, sie wird dich noch auf eine andere Art springen lassen.“

Er weiß kein Wort des Widerspruchs, er ist geschlagen. So wie sie's ausspricht, ist es ihm klar, unwiderleglich klar. Er ist für einen Zweck mißbraucht worden, den ein eifersüchtiges Weib zu seiner Niederlage erdacht hat.

Jetzt weiß sie, daß sein Schweigen keine Herzenskälte und keine stolze Pein ist. Und sie wird weich und gut. Beide Arme legt sie um seinen Hals und flüstert: „Wenn du nur willst, kann dir niemand an deinem Glück schaden.“

Wenn du nur willst!

Er gleitet vom Sitz und legt seinen Kopf in ihren Schoß. Und Rotstrümpfchens leise Hände streicheln über sein Haar.

Das Auto jagt durch die Straßen. Die Lichter blinken hinter den Scheiben.

Es ist ein großes Glück in der Welt —

In die Schenke Bas rose schlüpft durch die Flurtüre eine weiße Gestalt. Ein Mann küßt sie, und im Schein der Autolaternen sieht es der Chauff'! Was kümmert's den Mann und die weiße Gestalt!

In der Schenkstube prallen die Stimmen. Dann halten sie inne — rasselnd fährt ein Auto von dannen. Töhööt! Töhööt!

7. Kapitel.

Im Heiratsdorf blühen die Liebesrosen. Man sieht sie in langen Kästen hinter den Fenstern und alle Scheiben voll bis zum Dache hinauf. Die gelben Blütenhälse drängen an das Glas, und wenn die stikkige Zimmerwärme daran zerfließt, saugen sie sie auf, und wenn ein gelinder Herbstfrost über Nacht weißbestreute Spreiten macht, liegen sie an den Scheiben gefroren. Sie vertragen das, es sind Winterröschen, und wer eine Heirat im Hause hat, pflegt sie an allen Fenstern.

Längst treiben die Nachtfröste warme Herzen zur Ruhe. Amor flüchtet in die Häuser und Stuben, in Tanzstuben, man sagt Salon. Der Salon ist die Küche, die mit der Schankstube vereinigt wird.

Noch toben die Holzschuhtänze im Salon „El noir“, da sind in der „Sennette“ schon die Ankündigungen der Niklausbälle. Es sind die feineren Salons, die Vereinsbälle, denn obwohl Sankt Nikolas ein populärer Heiliger im Steinbruchlande ist und grandiose Bescherungen ihm zu Ehren stattfinden, so sind doch die Bälle auf seinen Namen exquisit, und bis in den Winter hinein gedeihen die Liebesaffären des lustigen Heiratsdorfes.

Aber die Kindlein summen ihre heimlich frohen Lieder, ei, liebe Kindlein vor

dem Niklausfeste, Kindlein sadges (artig), denen der Sankt Nikolas die bias jouet (schönen Spielzeuge) am Frühmorgen vor die Türe legt.

Celinas Bas rose ist kein Kindlein mehr, aber sie singt noch die froh-heimlichen Lieder. Auf der Türschwelle singt sie, trotzdem der Reif schön weißen Zucker gestreut hat. Wenn die Gäste in die Schenkstube wollen, müssen sie über die singende Celina hinwegsteigen. Die flicht ihr aufgelöstes Haar, singt:

„Ich ging einmal nach Röhren,
Dort pflanzt ein Esel Möhren.
Gevatter, du lügst!
Und als ich ging noch weiter,
Ein Stiefel voll Heu tanzt heiter.
Gevatter, du lügst!
Und habe gesehn Zikaden,
Die schleppten die Kuh am Faden.
Gevatter, du lügst!
Und sah den Vogel klug,
Der eine Mütze trug.
Gevatter, du lügst!
Ei, wenn ich hätt' gelogen,
Wär' der Vogel nicht geflogen,
Hätt' der Stiefel nicht getanzt,
Der Esel nicht gepflanzt,
Der Gevatter nicht gelacht,
Und mein Lied wär' nicht gemacht!"

Da geht ein Mann vorüber, schleppt schwer seine vollbenagelten Schuhe nach und geht in weitem Bogen um die Schenke Bas rose, in die Lücke zwischen zwei Häusern hinein, wo die welk- und gelbbelaubten Apfelbäume stehen, stampft zwischen den Stämmen hindurch und in die Höfe hinter den Häusern und wieder an der Gasse des Hauses „Erzähl's weiter" heraus. Und wieder um die Schenke Bas rose, eintönig und stumpf, aber von innern Fiebern durchglüht. Wenn er an der singenden Celina vorüberkommt, bleibt er ein Augenzwinkern lang stehen, möchte sprechen und getraut sich nicht.

Wenn sie ihn hineinrufen wollten, daß er still wie ehemals in der Ecke oder am Büfett sitzen könnte, wäre er ruhiger. Das Heimweh treibt ihn. Jetzt ist er sehr einsam und weiß in den drei Ortschaften Ecaussinnes nicht, wo er unterkommen kann so gut und so heimisch und freundlich wie in Bas rose. Mit der Maman hat er allzeit gut gestanden. Die Maman könnt' ihn hereinrufen. Warum könnt' sie nicht? Er will von Rotstrümpfchen nichts wünschen und wissen, wenn die Maman ihn nur aufnimmt an den behaglichen und warmen Herd, so wie sie eine treue und an das Haus anhängliche Katze einläßt, mildtätig und erbarmend. Aber dann läuft er und hat große Furcht, daß die Maman ihn hereinrufen möchte an den dampfenden Herd!

Als er wieder auf seinem Weg zur Stelle kommt, wo Celina endlose Lieder singt und Haarzöpfe flicht, bleibt er lange stehen.

Celina hält inne, fragt: „Warum gehst du nicht 'nein?"

Er tritt nahe zu ihr. „Haïe, wenn du das nicht vergessen willst, du könnt'st drin sagen, morgen mach' ich mein' Probefahrt."

„Ich werd's nicht vergessen," sagt Celina, rückt auf der Schwelle weiter, denn sein Gesicht ist nicht mehr ehrlich und heiter wie sonst.

Er geht dann davon wie einer, der ruhig geworden ist und eine Last von der Seele hat und eine letzte Hoffnung aussetzt.

Vom Bahnhofe her gellt die Signalpfeife der Rangiermaschine.

Sylvain Marbaix tritt in die Dienststube, sucht den Namen des Lokomotivführers für den Tag, auch die Nummer, die auf seine Lokomotive fällt; es ist 2410. Er bohrt sich die Zahl ins Gedächtnis, geht einsilbig, aber nicht mehr stumpf. Er hat seine steiftuchene Sonntagsjoppe. Heute gilt's. Probefahrt. Eine letzte Hoffnung.

In dem Maschinenschuppen liegt noch die Dunkelheit düster und muffig. An die verrußten Fensterwände wallen die Morgennebel. Ein Windlicht huscht wie ein Fünkchen zwischen den Schattenkolossen der Maschinen. Mit Bücken und Beugen schlängelt der Wagenputzer an den Lokomotiven vorbei. Es riecht nach tranigem Öl und verrostetem Eisen und kaltem Ruß.

„Haïe, Wan-Wan! Ist Maschine 2410 geheizt?"

„Haïe ja, ich komm' von da."

Die beiden Männer stapfen aneinander vorüber. In dem hallenweiten Raum schallen ihre Schritte. Die Morgenfrühe ist frisch und leer. Verschlafene Menschen darin, still und wortkarg. Sylvain Marbaix holt die langröhrige Zinkkanne aus dem überstaubten Schrank, hantiert an seiner Maschine, strippt auch die blaue Leinenjacke über, um die Joppe nicht zu

beschmutzen. Legt einen Sack vor sich auf den Boden, kniet darauf. Die fast spitzen Röhren stochert er in die Wagenachsen der Maschine 2410, ölt mit Sorgfalt. Das Feuer loht im Kesselbauch. Heute gilt's. Heut sollen die Räderchen laufen und rollen und rattern, zu seiner Ehre sollen sie's, und hurtig und wild und zu kritischer Herren Wohlgefallen. Er streicht mit der rauhen Hand über den Eisenbauch mit den Messingbeschlägen, wie einem treuen, alten Roß streichelt er den glatten Wanst. Und sieht's mit stolzen Blicken. Und redet mit ihm, in kurzen, stoßenden Sätzen.

Dann horcht er. Naht nicht ein Schritt? Dumpf und schwer und so, als müsse der klobige Mann Fußspuren im Estrich zurücklassen. Stapft vom Eingang her hinter massig ragenden Lokomotiven und Dampfkesseln. Und näher. Man sieht ihn nicht in dem schwarzfallenden Schatten, man hört ihn bloß. Eine Stimme, rauh und schallend: „Ain! (spr. Äjü) Sylvain Marbaix!"

„Ain! Oude Klaar!"

Die Schritte dröhnen um die nächste Maschine, und blank leuchtet auf Sylvain Marbaix die Laterne von Oude Klaar.

„Ist alles nach Order?"

„Haïe oui da."

„Maschine 2410?" Er hält die Laterne hoch und beleuchtet die Nummer. „Stimmt. Sind die Kohlen all aufgekarrt? Es ist da eine Steigung bis Familleureux."

„Alles in Order, Oude Klaar."

„Dann gib Signal, daß die Weiche zum Rangieren gestellt wird."

Marbaix springt auf an die Kurbel. Die Dampfpfeife schrillt. Steif steht Oude Klaar. Er steht feierlich. Auch er trägt die Sonntagsjacke, um den Hals ein dunkelblaues Tuch geknotet, das Käppi in der breiten Stirne. Sie liegt in tiefen Dienstfalten. Die starken Brauen überschatten die Augen. Aber forschende Blicke gehen unbemerkt zu dem jungen Prüfling hinüber. Der tut wortlos und eilig seine Pflicht.

„Wie ich dir gesagt hab'," beginnt der Alte wieder. „Um 5,09 hat der Zug von Manage aus der Station zu fahren, vier Minuten braucht er bis Familleureux, 5,26 muß er in Ecaussinnes einlaufen und in Braine-le-Comte den Anschluß für 5,34 einholen. Hast du dir das gemerkt, Sylvain Marbaix?"

„Ich hab's mir gemerkt, Oude Klaar."

Dann steigt auch der Alte auf. Sie warten auf den Hornstoß von der Weiche her. Sie warten still.

„Du mußt die sichere Hand haben," sagt der Alte plötzlich, „sonst geht's nicht gut."

„Ich hab sie, Oude Klaar."

Der greift die Arbeitshand des Prüflings.

„Du gefällst mir nicht. Du bist nicht ruhig.

„Ja, Oude Klaar, sie weiß jetzt, daß ich mal mein Meisterstück mache."

Der Alte hebt den Kopf in den Nacken, seine dicken Brauen wölben in die Stirne hinauf. Klar und forschend ist sein Blick. „Was hat sie noch mit dir zu schaffen?"

„Sie muß wissen, daß ich jetzt so weit bin, wie ihre Maman es immer gewünscht hat."

„Bist du noch nicht heil?"

„Nein, Oude Klaar, ich hab' noch die Zange im Kopf."

„Die Schlange hast du im Kopf!" braust der Alte auf.

Da gesteht Marbaix niedergeschlagen: „Ja, auch die Schlange."

Oude Klaar murrt einen Fluch.

„Du armer Narr! Bist du noch nicht von ihr los?"

„Ich werd' niemals von ihr loskommen."

„Abfahren!" donnert Oude Klaar, denn das Horn von der Weiche her lärmt. Er steht mit dem Rücken gegen Marbaix. Sein Mund zuckt in dem Bartwust. Es kann Grimm oder Rührung sein.

Als sie ausfahren und in das Schienennetz einlenken, tauchen an dem Stationsgebäude Gestalten in Mäntel gehüllt auf.

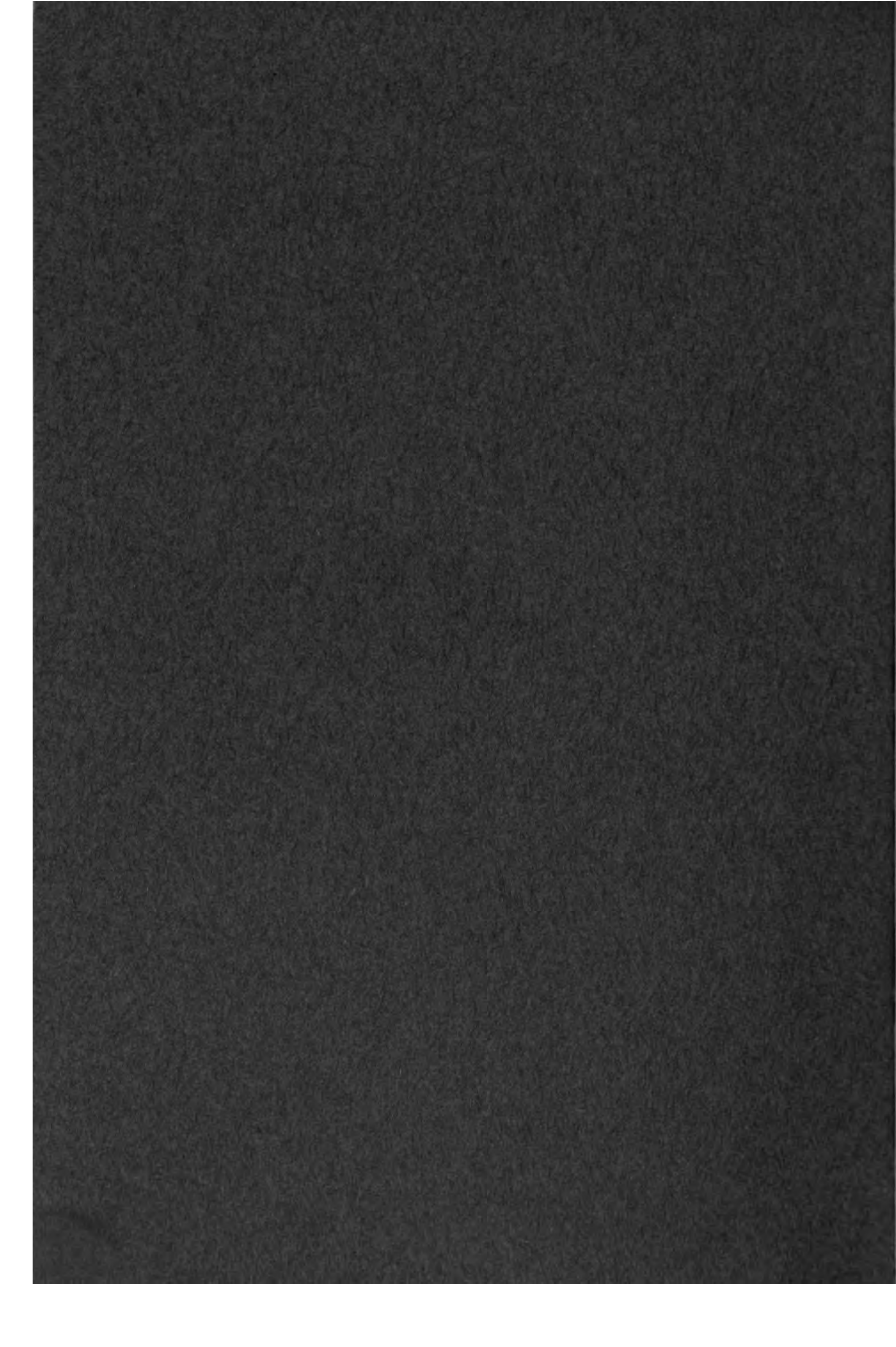
„Die Herren!" sagt Oude Klaar kurz. „Halt' dein' Hand sicher. Wenn du Dampf geben mußt, werd' ich dir heimlich ein Zeichen machen. Hörst du mich?"

„Ich höre, Oude Klaar." Sylvain würgt seine große Erregung nieder. Mit Rollen und Schurfen fährt die Maschine eine Wagenreihe entlang, rangiert vor, der Hilfsheizer springt ab, um anzukuppeln. Die Herren steigen auf den Perron der Lokomotive. Langsam schiebt der Zug in die Station ein. Die Schaffner werfen die Wagentüren auf. Rufe und Signale. Mit



Stilleben.

Gemälde von Prof. Emil Orlik.



Zischen und Brodeln spritzt die Maschine den Wasserdampf aus. Dann wird abgerufen. Die Türen klappen. Der Ruf des Chefs: „Fini!"

Oude Klaar tritt neben Sylvain Marbaix. Der steht unbeweglich am Auslug. Hinter ihm die Herren, stumm, in ihre Mäntel gehüllt, beobachtend. Der Inspektor zieht die Uhr. 5,12 ist's: der Zug wuchtet noch durchs Gehölz, in einer Minute muß er die Barriere passieren und die Station in Sicht sein. Vorsichtig tastet Oude Klaars benagelter Schuh nach Sylvain Marbaix' Fuß, drückt ihn. Da weiß Marbaix, daß er schneller fahren muß. Seine Hand krampft die Dampfbremse, seine Sehnen spannen, seine Augen glosen. Hin saust der Zug, Station in Sicht. Halt! Oude Klaars Fuß stößt ihn wider die Ferse. Haïe! Will er übers Ziel hinaus? Schweißnaß im Gesichte tastet Marbaix nach der Luftdruckbremse. Sieben Tonnen Kraft fallen auf jede Achse, hindernd, stemmend. Rack, Ruck, Rack! Der Zug steht. Familleureux! Zwei Passagiere.

„Etwas wuchtig," hört Oude Klaar den Chef sagen.

„Mehr Ruhe," raunt Oude Klaar Marbaix zu.

Klapp! Türen zu. Fini! Rullerullerulle —

Hilfsheizer ans Werk. Kohlen! Die kalte Herbstluft streicht über die rote Glut. Sie verkohlt weißlich. Dampf wird rar. Da springt Oude Klaar bei, schafft die frischaufgelegten Kohlen nach hinten, damit vorn die Glut bleibt und das Wasser heizt. Die Signalarme fliegen auf. Der Zug fliegt, daß die Gleise klirren. Wenn die Geschwindigkeit so anhält, braucht man anderthalb Minuten zur Station, statt voller drei Minuten. Der Zug wird also zu früh einlaufen. Der Prüfling teilt schlecht ein, er hat kein Schätzungsvermögen. Auf kleinen Strecken macht's nichts, aber auf langen Durchfahrtsstrecken! Eine Minute konträr dem Fahrplan kann Unheil hervorrufen.

Die Herren sagen: „Fast ein Schnellzug. Die Gleise sind nicht dafür eingerichtet."

Marbaix entsinnt sich, er läßt Dampf aus. Sein aufgepeitschtes Blut dämpft er nieder, seine gewalttätige Kraft dämmt er ein. Langsam rollert der Zug, fast wie ein behäbiger Omnibus. Marche wird fahrplanmäßig erreicht. Nun hält sich Oude Klaar neben Marbaix. Wenn er stürmt, stößt er ihn an die Ferse, wenn er schleppt, stellt er ihm den Fuß auf die Zehen. Unbemerkt von den Herren geht die geheime Telegraphie vor sich. Sie hat schon manchem Eisenbahn-Prüfling über seine schwere Stunde glänzend hinausgeholfen.

Der Inspektor entnimmt der Brusttasche den Lokalfahrplan. Laut sagt er, es klingt wie ein Befehl: „Ecausinnes 5,26!"

Ecausinnes! Der Chef nickt befriedigt, hält die Uhr in der Hand.

„Just," sagt er, „auf die Minute und mit peinlicher Genauigkeit. Es wird sich machen. Wenn der Mann nur kaltblütig bleibt!"

Weiter dampft der Zug gen Braine-le-Comte, in ruhigem Gleichmaß läuft er. Oude Klaar reißt den Mund breit, er hat hohe Befriedigung; wenn's im Dienst und bei den Herren erlaubt wäre, würde er schmunzeln. Brav, Sylvain Marbaix, brav! Bändige dein plumpes Temperament, Dickkopf. Sieh dir den Oude Klaar an, so kannst du werden, wenn du ehrlich und eifrig und strebsam und pflichttreu bist! Ungezählte Menschenleben sind in deine Hand gegeben. Hundert auf jeden Tag oder auf jede Stunde oder in jedem Augenblick. Darum wirst du so alt und so herb und so temperamentlos und pflichttreu. Sieh ihn dir an, den Oude Klaar.

Aber Sylvain Marbaix sieht ihn nicht an. Er hält an einer letzten Hoffnung, und die darf nicht zuschanden gehen.

Vorderhebel abstellen! Dampf auslösen! Signal freie Einfahrt. Die Herren steigen ab. Ihre Mienen sind gut. Als sie davongehen, darf Oude Klaar schmunzeln. Er packt den Sylvain Marbaix bei den stämmigen Schultern.

„Glück zu! Zugführer!"

Marbaix hört's ohne merkliche Freude.

„Es war eine triste Fahrt, ein Omnibus hätt' uns nachkommen können. Wißt Ihr, Oude Klaar, ich hab' mir dabei gedacht, wenn man mal losfahren kann wie der Flitzteufel —! Dampf, immer Dampf! Und den Hebel immer offen — und so die ganze Strecke durch bis Brüssel oder Paris —!"

Oude Klaar sagt streng: „Wollt's der gute Gott, daß du so kein' Fahrt machst!"

Und schmunzelt nicht mehr. —

Gegen Mittag hat sich eine fahle Sonne ohne Wärme durch die Wolken gebrannt. Ein frostiger Wind bläst um die roten Backsteinhäuser und über die Schindeldächer, die hinter Garten- und Hofmauern aufragen. Vor den Haustreppen liegt die Streu von Holzasche und Sand aus den Steinbrüchen. St. Nikolas soll kein Bein brechen, wenn er nun am Abend mit Sack und Pack um die Häuser schleicht. Und die Mädels, die Coumères, auch nicht, wenn sie zum Tanz kommen „zur guten Ecke" oder im Steinbruchviertel bei „El Noir" oder sonstwo in den „Salons".

Ein paar Spätlinge eilen noch vom stattlichen Hause „zum guten Kauf" her, schleppen in Schürzen und Körben noch die Spielsachen für gläubige Kindlein. Ja, es ist eine große Heimlichkeit im Lande und in den Herzen und Häusern. Eh, das Rotstrümpfchen! Wohin so eilig? Ei, man weiß. Noch da und dort für Putz und Schmuck. Der Niklasball ist ein Amorball. Um die Wette werden sie sich herausstaffieren, die kleinen Mädchen vom Heiratskaffee. Heute gilt's, die Fäden vom Goûter her festzuknüpfen.

Nein, nein, nein! sagt Rotstrümpfchen und läßt nicht mit sich reden und enteilt. Guter Gott! Gevatterin, hat man's denn vergessen, wie hoch das Rotstrümpfchen hinauswill! Das sucht sich seinen Aimant nicht mehr auf dem Niklasball, das fährt jetzt im Auto! Es trägt keinen Putz mehr wie ehemals, keine Bänder und Schleifen und Goldgürtel für 75 Centimes, und die Maman Bas rose sagt: „Früher war's schöner herausgeputzt."

Maman denkt, daß eine moosgrüne kurze Tuchjacke mit dem klitzeklein schmalen Hermelinbesatz, dem blühweißen Pelzbarett im schwarzen Haar, eine ärmliche Bagage für ein Geschenk vom reichen Lié Macq sei. Sie hat dem Rotstrümpfchen dringend geraten, noch etwas imitierten Astrachan schön handbreit aufzusetzen, damit's wenigstens 'n bißchen was ausmacht. Rotstrümpfchen lacht und läßt sie reden und nimmt sich vor: dem Lié wird sie es erzählen! Und hat Sorge und eilt, daß ihm die ungeduldige Sehnsucht nach seiner kleinen Bas rose nicht um einen Schatten die liebe Laune trübe. Und eilt so in glücklichem Verlangen und in der seligen Gewißheit, stürmisch verlangt zu werden.

Sie biegt ab ins Steinbruchviertel. Ein Schritt hallt hinter ihr. Sie achtet nicht auf den Schritt. Er bleibt hinter ihr in gleicher Distanz, immer gleichmäßig, monoton. Dann wird sie aufmerksam, sieht seitwärts und bemerkt die kräftige Gestalt Sylvain Marbaix'. Da er sieht, daß sie den Kopf wendet, geht er schneller. Er möcht' ihr doch sagen —. Ain, Rotstrümpfchen, nun ist er soweit, nun hat er Position. Wenn also kein Prinz dich will — der Sylvain Marbaix wird dir eine Hütte bauen. Trotz alledem!

Sie dreht sich um. Da bleibt auch er stehen.

„Was willst du denn noch?"

„Hat man's dir gesagt?" fragt er heiser, wie nach langem Schweigen.

„Daß du dein Examen machst, ja; was noch?"

„Ich hab's gemacht. Ich darf jetzt 'n Zug führen."

„Ja, Sylvain, ich freu' mich." Sie sagt's verzagt und unsicher. Ihre Blicke wirren nach den Steinbrüchen. Über Marbaix' Gesicht fliegt eine Röte.

„O, du freust dich? Willst du mal dran denken, daß ich jetzt gut leben kann?"

„Ich möcht' — doch nicht — dran denken." Sie geht einen Schritt weiter, sie empfindet es so sonderbar, daß er vor ihr steht und solches verlangt.

„Tu es, Rotstrümpfchen, tu es, weiter nichts. Denk' mal dran. Ich werd' warten."

„Mit uns beiden kann nichts mehr werden, Sylvain!" sagt sie fast schroff und dreht sich um und geht schnell weiter, horcht. Und hinter ihr hallen die Schritte. Wenn er jetzt bis zu den Steinbrüchen folgt — guter Gott, was wird werden?

An der flämischen Schenke „El Noir" steht der Wirt in der Türe. Sie hastet auf ihn zu, sie drängt ihn in den Hausflur.

„Gehen Sie mit mir hinein!" sagt sie aufgeregt. „Kommt er nach?"

Der Wirt tritt ans Fenster, lugt durch die gehäkelten Scheibengardinen. „Nein, er steht draußen — nein, jetzt geht er, vor dem Haus geht er her und hin. Nu, der hat's lange vor."

Rotstrümpfchen sinkt auf die Bank nieder.

„Wie komm' ich jetzt weiter?!"

„Wohin, wenn's gefällig ist?"

„In die Steinbrüch' — zu meinem Bruder," fügt sie schnell bei.

Um die Augen des Wirtes läuft ein Verrunzeln. Ei, natürlich, zum Bruder! Nur keine Angst! Es läuft da hinter seinem Hause ein bequemer Pfad für die Steinmetzen, wenn sie Arbeitspause machen.

Erschrocken fragt Rotstrümpfchen: „Muß ich an den Steinmetzen vorüber?"

Da ist das Gerunzel um die Augen des Wirtes noch vielfältiger. „Wenn Sie schnell gehen, dann sind sie noch am Verladen, und der Polierplatz ist leer. Sie können dann durch den Tunnel gleich in die Steinbrüche kommen und sind direkt am Bureau von Monsieur — wo ja auch Ihr Bruder ist."

Sie sagt nicht Merci. Sie läuft puterrot davon und dem Pfad nach und über den Platz — hoch auf dem Verladekranen sitzt einer, der pfeift ihr nach. Weinerich. In Hast und Verlegenheit durchquert sie den Tunnel, ist im Halbdunkel der Schachtgänge, und nun klopft sie leise an die Türe des Bureaus. Es bleibt still drinnen, und da tritt sie wie gejagt ein. Niemand! Ein Hund fährt unterm Schreibtische heraus und stellt sich knurrend gegen sie. Vorsichtig schleicht sie zum Fenster, späht hinaus. Im Toreingang steht Omer, steht ungeduldig, scheint zu warten. Sie öffnet die Türe, ruft ihn leise an. Er fliegt herbei, verblüfft.

„Wo kommst du her? Du sollst am Tor 'reinkommen, und ich soll dich zum See bringen. Monsieur will dir die Steinbrüche zeigen."

„Dann führ' mich — schnell!"

„Monsieur sagte, daß du zum Tor 'reinkommst —"

„Bais, dir zulieb kann ich jetzt nicht noch zum Tor 'rein."

„Aber ich muß sagen, du machst's immer anders. Wenn Monsieur doch —"

Sie drängt ihn voran. Da naht in dem blauen Dunkel schon die Herrengestalt Lié Macqs. „Was ist? Hat Omer seine Sache nicht gutgemacht?"

Es ist etwas im Tone seiner Stimme, das Rotstrümpfchen betroffen macht. Sie fühlt's, in seinen Augen ist Omer jetzt nicht der Geliebten Bruder, sondern der Diener, der dem Befehl seines Herrn nicht strikte nachgekommen ist. So geringfügig der Vorfall an und für sich ist, so zeigt er ihr doch die Unhaltbarkeit der bestehenden Verhältnisse, aus der sie kein Entrinnen weiß.

Aus dem dumpfen Düster der Gänge treten sie in die „blauen Gärten". Ihre Blicke werden weit und staunend. Sie hängt an seinem Arm und zwingt ihn, langsam zu gehen. Um sie spreitet die blaue Nacht ihre Märchen. Der blanke Schein der elektrischen Lichter spiegelt in dem See. In den Grotten erheben die Papageien ihr Geschrei.

„Du kommst nicht froh," sagt er. Sie sieht zaghaft mit Seitenblicken nach ihm.

„Marbaix ist mir nachgegangen."

Da läßt er ihre Hand auf seinem Arm locker. „Wie darf der Bursche dir noch lästig fallen, mit welchem Rechte?"

„Solang' er noch hofft —"

Sie hält inne, und auch er spricht nicht. Er steigt die Treppe zum See hinunter.

„Willst du kommen?"

„Im Kahn? O, schön!"

An seiner Hand springt sie hinein. Der Kahn schwappt. Das Wasser klunkert.

„Gib acht!" sagt er. Sie lacht.

„Ja, ich weiß, es wär' dir sehr unangenehm, mich 'rauszufischen."

„Du hältst mich für wenig ritterlich."

„Nein, aber dein feiner Rock würde naß."

„Aimée Pête, mache den Versuch und falle hinein."

Sie sieht sich um. „Ist eine Schelle hier? Dann wag' ich's."

„Eine Schelle?"

„Du könntest dann deine Dienerschaft zusammenläuten und mich 'rausfischen lassen."

„Solche Weichlinge nennst du uns?"

„Ich halt' nicht viel auf eure Kraft."

„Kraft ist roh."

„O, wie schön ist Kraft! Weil ihr sie nicht habt, verachtet ihr sie. Gib acht, ich werde rudern."

„Zerbrich deine Arme nicht."

„Schon eher die Ruder."

„So! Und nun laß uns dahintreiben. Du brauchst nicht zu rudern."

„Zur Blumeninsel, ja? Dort wollen wir anlegen und hinter ihr herschwimmen — mitten zwischen Blumen — ja?"

„Ja, und unser Schicksal soll werden — mitten zwischen Blumen. Du hast mich noch nicht geküßt."

„Ich freue mich, daß du dich erinnerst."

„Aimée!"

„Jawohl, ich wollte sehen, ob du überhaupt daran dächtest."

„Mit so überlegenen Gedanken kommst du?"

„O nein, ich kam mit schrecklicher Sehnsucht. Ich habe Tag und Nacht Sehnsucht gehabt nach deinen Küssen."

„Und kannst doch warten —"

Da läßt sie die Ruder aus der Hand, streicht ihm über Augen und Stirn, sieht ihn todernst an. „Ich möcht' ergründen, wie du bist. Ich kenne dich nicht, ich mache mir nur ein Bild von dir, wie ich's gern haben möchte."

Er lächelt, und dann ist dieses ablehnend ernste, fahle, schwarzumrandete Gesicht zum Lieben. „Du nimmst mich komplizierter als ich bin. — Aber küsse mich doch."

Da küßt sie ihm schon die Worte von den Lippen. Der Kahn schwankt und schaukelt dahin. Neben ihnen gleitet die Blumeninsel. Ihre schweren Düfte berauschen. Die blaue Nacht leuchtet. Mit beiden Armen hängt Aimée an seinem Halse, ihr Kopf liegt an seiner Brust. So hört sie, was er spricht:

„Mein Vater wird unserer Verbindung nicht zustimmen. Wir wissen das. Also muß ich dich besitzen ohne seine Einwilligung. Wie weit er in seinem Zorn gehen wird, weiß ich heute noch nicht. Ich werde ihm aber einen Vorschlag machen. Er soll mir das Erzbergwerk in Südfrankreich geben, dann wohnen wir dort und weit von hier und bauen uns jenseits der Grenze ein Glück nach unserer Art."

„Und nie wieder heimkehren? Dazu hätte ich dich gezwungen? O, Lié, du wirst mir einmal Vorwürfe machen." Sie schmiegt sich fester an ihn. „Nein, warte noch, ich will's ertragen, es wird ihn doch einmal rühren."

„Auf die Rührung wollen wir lieber nicht warten. Ich hoffe, daß er sich eher mit einem fait accompli abfinden wird. Die Zeit wird seinen Starrsinn brechen. Vielleicht dürfen wir dann wiederkommen — ins weiße Haus." Er faßt ihre beiden Hände und sieht sie an:

„Glaubst du, daß dann die Umstände so bleiben können, wie sie jetzt sind? Ich meine, dann wird dein Verkehr ein anderer sein wie bisher."

Ihr Hände zucken in seiner. Sie sagt leise: „Du meinst, ich dürfe mit unserm Hause nicht mehr verkehren?"

„Es gibt einen anderen Ausweg, Aimée. Deine Familie zieht aus dem Steinbruchlande fort."

Und noch leiser spricht sie: „Ich soll sie dann nicht mehr wiedersehen?"

Der Gedanke durchblitzt ihn, ihre Liebe auf die Probe zu stellen. „Und wenn ich es forderte, könntest du es tun?"

Unbeweglich sitzt sie. Ihre Augenlider flackern, als müsse sie die Tränen zurückdrängen. Dann sagt sie gepreßt: „Wenn ich dich immer so lieb hab', wie jetzt — dann könnte ich es tun."

Er drückt ihren Kopf an seinen.

„Warum sollte ich denn ein Tyrann sein, Liebling? Ich fordere nur, was die Umstände notwendig machen. Deine Familie zieht von hier weg, wir schaffen ihr ein nettes Auskommen — fern von uns. Du reisest zu ihr, wie dich dein Herz zieht —"

Sie horcht hin. Sie glaubt, daß er noch reden wird, er hat in Eifer gesprochen, als sei noch viel zu reden, aber nun bricht er ab, unvermittelt. Sie weiß, was er **nicht** sagt. Er hofft, nein er verlangt, daß sie ihn nicht in Berührung bringt mit ihrer Familie. Sie denkt, daß er recht hat, aber es verletzt sie. Es würde in seinen Augen sehr lächerlich sein, wenn sie auf ihre Herkunft stolz sein wollte. Ei was, wenn es an der Seite Lié Macqs im Rausch von Samt und Seite eine Schmach für sie gab, dann hieß sie in den Augen der Welt: Schenke Bas rose!

Er merkt, wie sie am ganzen Leibe zittert, er ahnt auch ungefähr ihre Gedanken und zergrübelt sich vergebens den Kopf nach Worten, die er sagen müßte. Es muß von ihr durchkostet werden, keinen andern Ausweg weiß er. So kämpft er das heiße Erbarmen mit ihr nieder und wartet. Sie tastet nach seiner Hand, die auf seinem Knie liegt, zieht diese Hand herüber auf ihren Schoß. Ihre Finger krampfen um

sie, zitternd fast, es ist wie ein Gelöbnis. Das ist ihre Antwort. Diese Liebe fordert viele Opfer. Sie bringen sie beide. In schweigendem Glück ruhen sie aneinander. Vor ihnen her schwimmt die Blumeninsel. Der Nachen gleitet in ihrer Wasserspur. Blaue Nacht spinnt seidige Dunstschleier um sie. Das leise Tropfen in den Grotten klinkt auf den Stein. Die Papageien schwatzen in die große Stille.

Ihr Hauch ist an seinem Halse: „Ich möchte —“

„Was möchtest du?“ fragt er traumlallend.

„— daß du mich hier einsperrst und für dich gefangen hältst —“

„Du würdest am See sitzen und auf die Stunde warten.“

„— du würdest in der Welt droben sagen, daß ich gestorben bin.“

„So ist deine Liebe!“

Und auf dem wellenden Wasser schwankt die Blumeninsel. Und droben leuchtet der Tag über den blauen Bergen. —

„In den Steinbrüchen, eh? Mich dünkt, am See! En avant!“ Die Stimme hallt durch die Gänge, eine entsetzliche und tödliche Stimme. Der Nachen schlakert und wirft sich zur Seite. Ehe er am Steig anlangt, ist Aimée Pête hinausgesprungen und stürzt die Treppe hinauf. Noch ist sie nicht droben, da fällt sie in die Arme Lié Macqs, der hinter ihr ist, zurück.

Aus dem Gang in die blaue Nacht tritt der alte Steinbruchkönig. Steht und sagt nichts, lächelt nur ein böses und schadenfrohes Lächeln. So möchte er das Paar zu sich herankommen lassen. Der Sohn aber bleibt, sein Gesicht ist um keine Schattierung verändert, es liegt nur ein maßloses Erstaunen darin, daß dieser Mann, der ihn so wohl erzogen hat, sich soweit vergißt und einen heimlichen Überfall provoziert. Dieser Blick macht dem Alten die Situation unbequem. Er hat die geistige Übermacht seines Sohnes mehr als einmal anerkennen müssen, jetzt wird sie ihm geradezu unerträglich. Sie verdirbt ihm den Triumph. Aber gemäßigt sagt er, nicht ohne Ironie: „Wenn du mir eine Zeit angibst, kann ich dich im Bureau erwarten.“

Er will die Gegenwart einer dritten übersehen, er wird sie totschweigen, das Dings da aus Bas rose.

Da kommt der Sohn mit ihr und sagt: „Sie ist meine Braut, Vater.“

Der Alte kehrt sich von ihm weg.

„Du siehst doch, ich gebe den Weg frei, auch ohne — etwas gesehen zu haben.“

Leise und zürnend sagt der Sohn: „Vater!“

„Eh —?“

„Es ist, wie ich sage! Unbedingt!“

„Bon. Du kannst dich immerhin geirrt haben, mein Sohn. Wenn Demoiselle mir sagt, daß sie dieser Herr, der Lié Macq aus dem weißen Hause, heiraten wird, dann will ich zugeben, daß ich mich nicht verhört habe.“

Ihre Hand wehrt sich in seiner. Er hält sie eisern.

„Laß mich fort!“ flammt sie auf.

„Ich denke nein,“ sagt der Alte ruhig. Es ist zum Morden kalt in ihm. „Eh —! Wenn die Demoiselle *will* — ? Sie kann ja immer wiederkommen,“ lächelt er niederträchtig. Da ist in ihr der demütige Stolz aufgepeitscht. Wie Flammen schießt er auf. Ihr Mut wächst aus dieser Erniedrigung.

„Nein, nicht wiederkommen! Aber *holen* sollt Ihr mich, Lié Macq aus dem weißen Haus! Darauf warte ich!“ Und ist fort und hört nicht, daß Lié hinter ihr ist, stürmt in den Tunnel hinein, tief hinein. Er ruft, sie antwortet nicht. —

Im Bureau findet Lié einen Zettel. ‚Ich erwatte Dich nur dann, wenn Du mir die Heirat mit *Juliette* anzukündigen hast.‘

Der Sohn schickt ihm die Antwort hinauf: ‚Dann erwarte mich nie mehr!‘

Unter diesen Zettel schrieb der Steinbruchkönig: ‚Was fangen wir mit dem verdammten Esel an?‘ und sandte ihn ohne Verzug nach Ixelles.

Die Antwort der Diablesse kam mit demselben Boten: ‚Da Sie keine unterirdischen Kerker haben, um ihn einzusperren, so lassen Sie ihn laufen.‘

Der Alte starrt auf das Blatt, wirft's auf den Tisch, platscht mit der Hand darauf. „Jetzt ist auch sie verrückt! Jetzt sind sie alle verrückt! Laufen soll ich ihn lassen? Mordsbleu! Dieser Narr! Ist kaum auf dem Berg und will wieder hinunter. 'rausgeschmissen wird er, aus der Gesellschaft, 'raus! Narr! Narr! Narr!“

Er rast durchs Zimmer, fuchtelt mit den Armen. Da weicht Jean, der eben eintreten will, entsetzt vor ihm zurück.

„Komm herein!“ ruft der Alte. Der kommt ihm recht, er muß sich an irgendwem entladen.

„Bitte,“ sagt Jean von der Türe aus, „es ist jemand da, der sich nicht abweisen läßt.“

„Hol' mir die Hundepeitsche, und dann läßt du den zu mir herein, der sich nicht abweisen läßt!“

„Mais Monsieur — es ist eine Dame.“

„Eine — was? Von Ixelles, was?“

„Von Ecausinnes.“

„Eine Dame? Hast du dein Gehirn irgendwo liegen lassen?“

„In Ecausinnes würde man sagen: Eine schöne coumère.“

„Frage ich dich, ob sie schön ist? Unverschämt ist sie! Frage sie, ob sie wirklich den Mut hat, zu mir hereinzukommen?“

Der Diener enteilt, kommt zurück und meldet, sie hätte den Mut. Da lacht der Alte grimmig.

„Na, dann also — herein!“

Jean steckt den Kopf durch die Türe: „Herein!“

Eine Gestalt tritt ein, die gewöhnt ist, unter Türen sich zu bücken. Kommt also gebückt. Der breite Hut schwappt.

„Mein Name ist el Patie.“

Der Alte starrt nach ihr, als müsse er Jean den Befehl geben: ‚Nimm sie wieder mit hinaus! Mit der habe ich nichts zu schaffen!‘

Er sagt aber kurz und hart: „Was wollen Sie?“

„Ich bin die el Patie —“

„Das haben Sie schon gesagt.“

„Mein Bruder ist der Polier Clément Patie.“

„Dein Bruder ist im Steinbruch? Lohnerhöhung, was? Kümmert mich nicht, geh' zum Inspektor.“

„Ja, wenn er nur noch Lohn hätt'! Man hat ihn fortgeschickt.“

„Dann soll er zum Teufel gehen.“

„Jawohl, leicht gesagt; aber der Teufel ist auch bankerott.“

„Willst du Witze mit mir machen?

„O nein, den Witz hat Monsieur gemacht, ich hab' nur drauf reagiert.“

Der Alte ist starr. So eine Frechheit! Und ein Mädchen aus seinem Arbeiterstand! „Weißt du nicht, daß der Herr sich nicht um solche Geschichten kümmert!“

„Der Herr weiß ja noch gar nicht, was es für eine Geschichte ist.“

Gegen die ist kein Auskommen. Die ist ihm gewachsen. So gibt er sich also drein. „Zum zweiten und letzten Male: Was willst du?“

„Ist es Ihnen recht, wenn man den Bruder straft, um die Schwester zu treffen?“

„Wenn du die Schwester bist — meinetwegen!“

„Es ist auch noch eine alte Mutter daheim bei uns.“

Sein Kopf schnellt auf. Kann diese dreiste Stimme weinen? „Höre du, Mam'zelle! Du bist mir ein Kerl! Wenn du jetzt zu heulen anfängst —“

„Ich heule nicht, ich gifte mich bloß, daß nun auch meine alte Mutter dran glauben soll. Sie haben ihr schon seit dem Prozeß die Kundschaft all' weggelotst.“

„So! Seit dem Prozeß? Bist du also die saubere Person aus dem Prozeß?“

„Wenn ich, wie gewisse Leute, von hoher Protektion gehalten worden wär' —“

„Sprich doch weiter!“

„Wenn Monsieur mich so anfunkelt, halt' ich lieber den Mund.“

Jetzt stapft er von ihr fort. Das Mädchen mit seiner dreisten, schlagfertigen Zunge bringt ihn außer sich. Aber sie hinausschicken — nein, nein, nein! Etwas hält ihn! Ein Gedanke —!

„Warum ist dein Bruder weggejagt worden?“

„Weil ich, die Schwester, gegen die Bas rose ausgesagt habe.“

„Wer hat ihn —?“

„Monsieur Lié.“

„Wann?“

„Heut.“

„Heut! Wann?“ schreit er sie an.

„Als die Bas rose aus den Steinbrüch' in den Tunnel 'reinlief und hinter ihr her Monsieur Lié. Mein Bruder kam gerad' mit der Rollkarre und hat's gesehen. Dann stand Monsieur Lié da und hat ihn auf der Stelle gehen heißen. Mein Bruder hat lamentiert wie 'n armer Hund, sowie aber Monsieur seinen Namen wußte, gab's kein' Pardon mehr.“

„Weil du gegen Bas rose ausgesagt hast, Mam'zelle?"

„Weil ich gegen Bas rose ausgesagt hab', Monsieur."

„Mam'zelle, setz' dich. Was hast du ausgesagt?"

„Daß die Bas rose auch noch mit andern 'rumgelaufen ist."

„Auch — noch — mit — andern! Zähle sie mal auf, Mam'zelle."

„Mit Respekt, das möcht' ich nicht."

„Mit Respekt, das wirst du!"

„Ich möcht' doch nicht sagen: Der Monsieur Lié —"

„Und der andere?"

„Ein Eisenbahner, der Sylvain Marbaix. Dem hat sie heilig und teuer das Verlöbnis abgeschworen, einmal beim großen Goûter, als sie Präsidentin war, und einmal bei Gericht, damit der Monsieur Lié nicht rückgängig werde."

„Du aber weißt es anders?"

„Die drei Ecaussinnes wissen es anders."

„Mam'zelle, du kannst jetzt heimgehen."

„Und der Bruder?"

„Wenn der Monsieur Lié ihn fortgeschickt hat, kann ich ihn hier nicht wieder anstellen. Ich werde ihn also in Ixelles anstellen. Du wirst zufrieden sein, Mam'zelle." Er kehrt sich um, stapft durch die Länge des Zimmers, kommt wieder zurück.

„Du stehst noch da?"

„Ich danke dem Herrn. Wenn der Herr von dem Verlöbnis wissen will, schick' ich dem Herrn den Eisenbahner.

„Was kümmert mich der Eisenbahner und sein Verlöbnis! Wenn er keine Briefe von der Bas rose hat — Adieu, Mam'zelle."

„Adieu, Monsieur."

Als er durchs Zimmer geschritten ist, steht er, sieht, ob sie nun auch wirklich fort ist. Was für ein langer Racker! Aber brauchbar. Eh — für ihn brauchbar. Was geht ihm durch den Kopf? Die Akten des Prozesses muß er haben. Den stenographierten Bericht der Verhandlung. Er muß da einmal nachlesen — Eh — was? Jetzt stapft er nicht mehr, er tobt nicht mehr. Er ist stumm und lauernd. Boshaft klug und überlegend. Vernichtend klug.

„Jean! Jean! Der Buchdrucker soll her, der Zeitungsmensch!"

Ob noch die Berichte des Prozesses vorhanden seien? —

O ja, o gewiß, drei Nummern Journal! Her damit! Wie, auch der stenographische Bericht der Presse? Stenograph soll her! Heh, Stenograph, lies! Und in fein leserlicher Kurrentschrift soll er schreiben! Er schreibt kalligraphisch. Da sei auch noch der Stenograph von Gerichts wegen. Herbei! Herbei!

Als die Nacht hereinbricht, ist sein Tisch mit Zeitungsblättern, Extrablättern, Akten, Schriftstücken, Zetteln bedeckt. Er sitzt davor, liegt darüber, wühlt darin. Die Fieberröte glüht ihm blau im Gesicht. Um ein Uhr in der Nacht macht er auf dem Notizblatt folgende Zusammenstellung:

El Patie schleudert beim Goûter der Bas rose zu, daß sie als Braut des Marbaix kein Recht auf die Präsidentenstelle habe. Lié Macq sieht sich veranlaßt, sie aus dem entstehenden Tumult zu retten.

Kommentar: So wird sie Lié Macq nicht unbekannt gewesen sein. Die Einwohnerschaft ist empört und will Marbaix die Treulosigkeit der Bas rose verkünden.

Kommentar: Demnach bestand in den drei Ecaussinnes kein Zweifel darüber, daß Bas rose die Braut Marbaix' sei.

Bas rose besucht Marbaix im Spital. Sie kommt nicht mehr, als sie von Lié Macq überrascht wird. Von der Stunde an weiß aber Marbaix, daß die Treulosigkeit seiner Braut Tatsache und er hintergangen ist.

Kommentar: Bas rose suchte Lié Macq ihr früheres Verhältnis zu verheimlichen, kann sich aber auch nicht ganz von Marbaix losmachen. Treibt also nach zwei Seiten hin ein falsches Spiel oder konnte Marbaix nicht so ohne weiteres abschütteln!

Es wendet sich der Verdacht auf Bas rose, daß sie Marbaix, der einem Verhältnis mit Lié Macq entgegenstand, auf meuchelmörderische Art nach dem Leben getrachtet habe. Sie leugnet vor Gericht das Motiv zur Tat, also die Bekanntschaft mit Marbaix, ab. Eine Gegenüberstellung mit Marbaix vor den Schranken verläuft tragisch. Offenbar um die einst Geliebte nicht bloßzustellen, leugnet auch er die Brautschaft, Bas rose wird der Mordabsicht freigesprochen.

Kommentar: ...

Diesen füllt Steinbruchkönig nicht aus, sondern läutet in der Nacht dem Diener. Dieser wartet schon im Vorzimmer, tritt herein, hält die Hand an das Hähnchen der elektrischen Leitung.

„Ich werde löschen, Monsieur."

„So! Du wirst! Geehrter Herr Diener, wollen Sie sich eine andere Sprache angewöhnen?"

Jean sagt kalt: „Monsieur haben befohlen, wenn Monsieur nach zwei Uhr nicht zu Bette will, strikte das Licht ausmachen."

Eine ungeheure Zufriedenheit beherrscht den Alten. Daher sagt er mit freundlichem Knurren: „Als der Monsieur dem Monsieur das befehlen ließ, wußte er nicht, daß ungewöhnliche Fälle eintreten können. Ich muß direkt nach Brüssel."

„Wenn Monsieur drei Stunden geschlafen hat, werde ich ihn für Brüssel wecken."

„Lieber Diener, weißt du auch, daß ich mir ohne deine Hilfe den Chauff' schellen kann?"

„Der Chauff' wird sagen, daß er nicht für die Nacht gedungen ist. Monsieur wissen, daß der Chauff' im allgemeinen immer Herr über den Chef ist. Wenn ich aber dem Chauff' sage, daß Monsieur strikte verboten haben, ihm zu gestatten, die Nachtruhe zu verkürzen, so wird der Chauff' sich hüten, einen Befehl auszuführen, der ihm vielleicht morgen die Stellung kostet."

„Und mich nennen die Leute König!"

„Ich werde also auslöschen."

„Wie mein Diener befiehlt!" Und geht.

Pünktlich nach drei Stunden steht Jean am Bette seines Herrn. Der Alte richtet sich auf, sagt, man soll ihm Schreibzeug und die Mappe bringen. Jean rückt das Bettpult an, wartet, bis der Alte gekritzelt hat. Von seinem Extrakt streicht der die Namen weg und legt einen Zettel folgenden Inhalts bei: „Schreiben Sie mir in den letzten Kommentar Ihr Resultat." Diesem Schreiben fügt er einen Hundertfrankenschein bei, verschließt und versiegelt alles, so reicht er es Jean. „Warum hätte ich einen treuen und besorgten Diener, wenn ich mich selber bemühen wollte! Da, lasse du dich nach Brüssel fahren in die Avenue de la Reine zu Advokat Boutier. Er soll lesen und nachdenken und dir den durch Siegel verschlossenen Bescheid mitgeben."

Da geht der treue Diener und sagt einen heimlichen Fluch. Die Schlafmüdigkeit wirft ihn zusammen. Währenddessen sinkt sein Herr in einen wohltätigen Morgenschlummer. —

Draußen bricht ein Sonnenstrählchen aus dem schneewolkigen Himmel und will durch die ockergelben dichten Stores in Steinbruchskönigs halbdunkles Schlafgemach. Ein schneller Schritt nähert sich auf dem Läufer.

„Monsieur!"

Jean hält das verschlossene und mehrfach versiegelte Schreiben des Advokaten in der Hand.

„Laß mich die Siegel sehen!" fordert der Alte und untersucht vorsichtig den Verschluß. „Schneide den Brief auf. So! Und jetzt hinaus!" Entfaltet den Brief und liest. — Er liest den letzten Kommentar. In der kantigen, schwer leserlichen Schrift des Advokaten Boutier steht geschrieben: „Wenn die Person ihre Aussagen beschworen hat, so ist sie des Meineids verdächtig."

Der Alte starrt darauf, lange. Schließt die Augen und spricht sich langsam diese Worte vor, er spricht sie wie ein schon gefälltes Urteil. „Dann ist sie des Meineids verdächtig!"

Gibt es einfachere Handhabe? Steinbruchkönig braucht keinen Gewaltstreich zu führen. Skandal, Enterbung, Fluch — pfui! Wer wird in Wirklichkeit Renonce spielen! Die Heldin einer Lebensgeschichte tritt von der Szene ab ins — Gefängnis, ganz gewöhnlich, brutal entnüchternd und der Romantik bar. Man muß den Ereignissen und Dingen und Menschen das Außerordentliche und Extraordinäre und die Berechtigung ihres Aufsehens nehmen, um sie wirkungslos zu machen.

Er wird dem Staatsanwalt ein paar Worte schreiben. Voilà tout! Was verlangt ein Staatsanwalt? Langsam richtet sich der Alte im Bette auf, schiebt sich das Kissen unter. Laut spricht er die Antwort: „Den Beweis, daß auch dieser Marbaix wider besseres Wissen eine falsche Aussage gemacht!"

Als er beim Frühstück sitzt und Jean ihm auf türkische Art kaltes Wasser auf den heißen Aufguß zugießt, platscht er mit der Hand auf den Tisch, daß das Geschirr



Am Klavier. Gemälde von Theodor Funck.

flirrt. „Den Beweis, den Marbaix wahrscheinlich in seinen — Briefschaften besitzt!"

Jean hat nichts gehört. Er kann taub und blind sein, wenn der Herr befiehlt. Wenn nichts Ungewöhnliches dazwischen kommt, gibt der Herr nach dem Frühstück eine Stunde Ruhe, um seine Briefschaften durchzusehen. Steif und würdig geht Jean hinaus. In den Gängen läuft er, läuft, daß seine absatzlosen Halbschuhe klappern, läuft durchs Entrée, die Anlagen, die Gasse, und geht wieder steif und würdig, als er an das Haus „Muscheln und Frites zu jeder Tageszeit" kommt.

„Mame Patie, kann mir die Mam'zelle, Euere Tochter, die Frites machen?

„O will ich meinen, o gewiß, Herr Jean vom weißen Haus, in fünf Minuten."

„Bon, so schickt mir Euere Tochter, die Mam'zelle herein."

„Ei sicher, ein ganz sicher. — Huhu!" ruft sie in die Küche „Brüsseler Hühnchen, mein Mädchen! Entrez, entrez!" und schlüpft hinaus, läßt el Patie an sich vorüber.

„Setz dich, Mam'zelle!" sagt der Diener.

„Was will denn Monsieur Jean?"

„Die Affär' mit deinem frechen Bruder."

„Nun wie ist's? Ist er jetzt angestellt?"

„Halte-là! Glaubst du, wir hätten nichts zu tun, als deinen Bruder anzustellen? Wir haben alle Hände voll zu tun, wo jetzt die Hochzeit mit Monsieur wird."

„Monsieur Jean, du weißt auch nicht alles, sonst müßtest du wissen, daß die Hochzeit noch nicht gemacht ist."

„Mam'zelle, willst du sie hindern?"

„Wer kann wissen?"

„Du traust dir viel zu, dumme Person!"

„Es handelt sich doch nur um ein Blatt Papier."

„Um den Beweis, ja. Hast du ihn?"

„Ich hol ihn."

„Bon, bring uns den Beweis, und wir sind nicht abgeneigt, dem an und für sich frechen Bruder die Stelle zu verschaffen."

„Monsieur Jean, du hast gut an den Türen gehorcht."

„Ich bin der Vertraute meines Herrn, dumme Person!"

„Haïe, von mir hast dir sagen lassen müssen, daß die Hochzeit mit Bas rose nicht gemacht wird."

Da zieht der Diener die Schultern hoch.

„Bas rose? Was haben wir mit Bas rose zu schaffen! Ich sprach von der Hochzeit mit Mademoiselle von Ixelles, Mam'zelle." Geht steif und ablehnend davon. Er hat seine Sache gut gemacht, er kann stolz sein. Sein Herr kann auch stolz sein, daß er einen solch zuverlässigen und klugen Diener hat, dem ein Hundertfrankenschein ebenso zukommt, wie dem Advokaten aus Brüssel.

„Mère!" ruft el Patie in die Küche, nimmt der Frau ihr schwarzes Wolltuch von den Schultern, wirft es sich um und sagt eilig: „Ich hab' was zu besorgen." Und hinaus und in Hast. Ein Haus mit Einfahrt auf der Route nach Lalaing, ein altes, verräuchertes Lagerhaus, Holzkohlen und Brikett sind aufgeschichtet zu Hügeln in dem schmutzigen Hof. Die dunkle Treppe hinauf steigt in großer Eile el Patie.

Klopft und wartet nicht und tritt ein. Über den Tisch gebeugt sitzt Sylvain Marbaix. Vor ihm ein Chaos von Metallräderchen, Federn, Schrauben. Seine Hände fingern darin, daß es blinkert und tickt. Daneben ein aufgeschlagenes Lehrbuch für Lokomotivführer. Es ist das Kapitel: „Was hat zu geschehen, wenn der Zug auf Fahrt liegen bleibt?" Der Führer muß alsdann danach trachten, das nächste Telephon zu erreichen, um Meldung zu geben. Es kann aber auch der Fall eintreten, daß das Telephon nicht funktioniert, dann muß der Führer die Fähigkeit haben, es zu zerlegen, zusammenzusetzen und brauchbar zu machen. An diesem Exemplum studiert Sylvain Marbaix, als el Patie schnell und überraschend eintritt.

„Laß dich nicht stören," sagt el Patie.

Sie sieht sich um, wo noch ein Stuhl sei; es ist keiner da. Marbaix steht auf und gibt ihr seinen, er setzt sich halb auf die äußerste Tischecke.

„Was denkst du jetzt von mir, Sylvain?"

„Es muß was Besonderes sein, daß du kommst."

„Dir ist's nicht recht?"

„Das kannst du dir denken — wo ich jetzt mit dir in aller Leute Mund bin."

„Dir braucht's keine Sorgen zu machen. Wenn's schaden kann — dann mir!"

„Schwatz' nicht — mir auch! Und wenn

man jetzt weiß, daß du bei mir warst, sitz' ich mit dir fest."

„Hab' kein' Angst, ich kann dich doch nicht heiraten gegen deinen Willen."

„Deswegen ist's nicht — es kommt mir drauf an — es soll keiner sagen, daß ich andere Heiratsabsichten hab'."

Da sitzt el Patie mit einem Ruck kerzengerade, ihre kleinen Augen lauern um den Mann.

„Hör', es kann kein Mensch so verrückt sein, daß er ins Blaue hinein hofft."

„Denkst du, ich hätt' nur einen Moment geglaubt, daß sie ins weiße Haus kommt?" Er lacht laut, und es beruhigt ihn. Er lacht sich in Zuversicht hinein.

„Wenn nicht ins weiße Haus — dann linker Hand."

„Willst du sie mir beschimpfen!"

„Geh, sei kein kleiner Narr. Ganz Ecaussinnes weiß es. Sie läuft dem Monsieur in die Steinbrüch' nach. Mein Bruder hat was gesehen, und deswegen ist er gleich entlassen worden."

Er schurpt vom Tische herunter. Die dicke Faust schüttelt er gegen el Patie: „Dann wär' sie schlecht, weißt du! Und schlecht ist sie nicht!"

„Weißt du's besser?"

„Ich? Ich! Sie hat mich mal gern gehabt, das ist gewiß."

„Das ist ungewiß."

„Haïe, weißt du's besser?"

„Alle Welt weiß es besser. Du gehst am hellen Tag durch die Straßen und schläfst. Das Rotstrümpfchen leugnet alles ab, bei Gericht tust du es selber! Du mußt doch einsehen, daß jedermann über dich lacht, weil du dir mal so was mit dem Rotstrümpfchen eingebildet hast."

Er läßt schwer den Kopf hängen.

„Meiner Treu', ich hab's mir nicht eingebildet. Aber freilich, mein' Braut war sie nicht, wie man das so nimmt, ich konnt' das mit gutem Gewissen sagen, sie kann's auch, und ich bleib' doch dabei, sie hat mich gern gehabt!"

„Wie kannst du es wissen? Du bist all die Zeit wie ein Affe um sie gewesen. Du warst verliebt und hast vorausgesetzt, daß Bas rose es auch wär', aber Bas rose hat dich scharwenzeln lassen, bis der andere kam."

„Schwatz' nicht! Sie hat mich gern gehabt."

„Wenn du's sagst, glaubt dir's keiner."

„Ich hätt's nicht nötig zu sagen —"

„Vielleicht hast du's gar schriftlich?" lacht sie höhnisch.

„Haïe und wenn ich's hätt'!"

„Renommier' nicht!"

„Wie du frech bist! Ich sag's dir: Ich hab's handschriftlich! Ich kann euere bösen Mäuler stopfen, wenn ich will."

„Aber du willst nicht, ei sehr gut!" Sie lacht, von Hohn geschüttelt. Er steht vor ihr, er greift in die Brusttasche, sein Gesicht leuchtet im Triumph.

„Da! Da! Lies du das! Die Unterschrift Aimée Pête."

Ein abgegriffener, mehrfach gefalteter Brief fliegt auf den Tisch. Mit Triumph und Gier fallen die Augen el Paties darauf, aber gelassen streicht sie ihn ein.

„Ich will ihn zu Hause lesen. Wenn ich zu lang' hier bleib', kommst du ins Gerede," steht auf und ist mit einem weiten Schritt an der Türe, „ich bring' ihn zurück, adjü, Sylvain Marbaix."

„Mein' Brief willst du mitnehmen? Bild' dir nichts ein. Nicht aus dem Zimmer trägst du mein' Brief!"

„Das ist nicht klug von dir, die Leut' müssen doch mal wissen, daß du kein Narr bist, daß die Bas rose dir einmal Aussicht auf die Heirat gegeben hat."

„Lies jetzt den Brief, dann weißt du, wie es ist."

„Nein, mein' Ehr' möcht' ich nicht ganz dran setzen um dich! Aber ich will in Ecaussinnes rund sagen, daß du gewiß und wahrhaftig ein Anrecht hast auf die Bas rose, daß sie sich dem aus dem weißen Haus nur an den Hals wirft wegen seinem Geld, daß sie den Sylvain Marbaix aber einmal geliebt hat, und daß der kein dummer, eingebildeter Narr ist —"

„Sie wird sich dem aus dem weißen Haus nicht geben, lüg' nicht!"

„Hat sie es nicht schon?" Sie zuckt die Schulter. Er geht mit geballter Faust auf sie los, als wolle er sie schlagen.

Sie sagt gleichmütig: „Frag' die Steinmetzen. Der alte Bär hat sie in den Steinbrüchen beim Monsieur Lié erwischt und hat sie 'rausgetrieben!"

Ein fürchterlicher Gedanke steigt ihm auf. „Wann war das?“

Sie nennt den Tag. Er zerrt sie am Arm mitten in die Stube. „Du, hör'! Geht von der Vlamenschenke aus ein Weg zu den Steinbrüchen?“

„Ja, der Steig für die Steinmetzen.“

Da läßt Marbaix die Arme steif hängen, sagt: „Ja, du kannst recht haben.“

„Jedermann weiß, daß ich recht hab', nur du nicht. Du willst in dein Verderben. Du willst zum Spott werden, du bist wirklich ein Narr. Und siehst du, weil die zweie jetzt in den Steinbrüchen kein Rendezvous mehr halten können, fahren sie vielleicht mal auf 'n paar Tage nach Brüssel, und du hast das Bonheur, sie zu fahren.“

„Ja, vielleicht hab' ich's mal —“

„Also wenn ihr 'n Salonwagen fürs weiße Haus in den Zug einstellt, dann weißt du Bescheid und dann wirst du vielleicht mal von el Patie anders denken und dann wirst dich weiter nicht mehr von Bas rose zum Narren halten lassen.“

Sie macht einen weiten Schritt zu ihm hin, zischelt ihm ins Ohr: „Jetzt ist die Reih' an dir, jetzt kannst du sie zum Narren halten!“ Und da er mit öden Blicken die Hand ausstreckt, um den Brief zu fordern: „Haïe, weißt du, wieviel der Brief dir jetzt wert ist? Die Millionen vom weißen Hause ist er dir wert!“

„El Patie, was willst du mit dem Brief?“

Sie schwenkt ihn in erhobener Hand: „Beweisen soll er, wie du belogen und betrogen bist!“

„Was kümmert's mich!“

„Bist du ein Lumpen, daß du kein' Rache suchst?“

„Die Rache bringt mir nichts zurück!“

„Doch! Doch! Die verlorene Ehr'! Du hast dich weggeworfen, pfui! Willst du dich in der Ecke liegen lassen?“

„Sackri! Ich will nicht! Beim guten Gott, ich will nicht!“

„Bais, siehst du! Adjü denn!“

Hinter ihr hallt die Türe zu. Marbaix steht wie betäubt. Er hört ihr schnelles Tapsen die knarrende Treppe hinunter. Sie flieht, sie triumphiert. Rache! Rache! Er meint, ihre schrille Stimme alarmrufend auf der Straße zu hören, überall, überall wo Menschen stehen und neugierig sind, was nun mit dem belogenen und betrogenen Sylvain Marbaix geschehen soll. Er tastet nach seinem Stuhle, er plumpst darauf nieder. Mit steifen Fingern greift er in die Maschinenteilchen. Er will aufbauen, zusammensetzen. Sein Denken ist wirr. Ein Geschrei ist in ihm: ‚Rache! Rache!‘ Dann fühlt er, daß ein Riß in ihm ist, der unversehens hineinkam. Wenn er Boshaftes und Niederträchtiges sich ausdenkt, macht es ihm Freude. Er könnte Leute, die ihm Gutes tun, hinterrücks betrügen. Aus Lust am Betrug und an Schande und Not und Tod. Es ist etwas in ihm zertrümmert und gestorben und kann nicht wieder auferstehen. Zertrümmert wie die Mechanik vor ihm, die er nicht wieder zusammensetzen kann. Der sittliche Halt in ihm ist zusammengebrochen. Und wenn seine heimlichen Gedanken dem Verbrechen nachgehen, lachen tausend Teufel in ihm. Mit steifen Fingern schlägt er in die Maschinenteilchen, daß sie klirren und klinkern. Und preßt seinen Kopf mit erfrorenen, blutleeren Händen. Und tausend Teufel lachen in ihm ...

Draußen wird ein Regengesprenkel, das in feinen, scharfen Tropfen an die Scheiben trippelt. Nun klatschen breite, schwernasse Schneeflocken hinein und stürzen plantschend in den Straßenkot nieder. Da kommt der frühe Abend und überschattet die kahle, unfreundliche Welt. Und als sie morgens erwacht, liegt weißblendend der Schnee. Er spreitet eine große, erlösende Ruhe über die Gassen und Häuser.

Das weiße Haus ist ein Schneepalast. Aber im weißen Haus toben feindselige Menschen.

Lié Macq tritt ungebeten bei dem Alten ein. Er kommt mit einer letzten Hoffnung, mit guten Vorsätzen und Vorschlägen. Noch ehe er indessen ausreden kann, hebt der Alte die Hand zum feierlichen Schwur.

„Ich habe dieses Haus gebaut und nie und nimmer soll eine Bas rose es betreten! Ich habe es geschworen! Und wollte ich diesen Schwur einmal lösen, so wünsche ich mir, daß ich lieber tot vor dir niederfalle!“

Vor dem Zornigen steht der Sohn ernst und still. „Warum willst du vergessen,

Vater, daß auch du aus der Niedrigkeit gekommen bist?"

„Eben darum will ich nicht mehr dahin zurück! Aber du hast noch den Tropfen Tagelöhnerblut!"

„Ich war nie stolzer als jetzt, wo ich den Mut habe, für meine Liebe alles zu wagen."

„Alles?!"

„So wie ich sage!"

„Und ich sage dir: du wirst in dieser Minute noch bereit sein, sie nicht zu heiraten!"

„Ehe diese Minute noch beginnt, erkläre ich nochmals: ich werde sie heiraten!"

„Unter allen Umständen?"

„Unter allen!"

„Es gibt einen Umstand, der dir diese Heirat unmöglich macht!"

„Keinen!"

„Einen Umstand, der deine Heirat ehrlos macht! Ehe Bas rose mit dir an den Altar geht, wird sie — im Zuchthause sein! Sie ist des Meineids beschuldigt! Sie hat das Verhältnis mit jenem Marbaix abgeleugnet! Ich habe Beweise, daß es bestanden hat! Untrügliche Beweise! Verstehst du nun, daß ich die Macht habe, deine Heirat zu verhindern? Sobald du das Zimmer verlässest, ohne dieser unglückseligen Verbindung abgeschworen zu haben, ist die Anklage wegen Meineids unterwegs zum Staatsanwalt!"

Lié Macq hat unbeweglich dagestanden, er steht noch so. Kein Erschrecken, kein Erblassen. Jedes Wort, das auf ihn zuflog, war ein Dolch. Nun bohren sie in ihm, nun morden sie in ihm, und er steht und zuckt nicht, und nun ist er der Sohn des eisernen Alten, seines Blutes, seines Starrsinns. Hart und dunkel ist seine Stimme. Er schleudert Worte wie Steine.

„Meine Antwort darauf ist: Bevor du sie ins Zuchthaus schicken kannst, ist sie mein Weib geworden! Wirf auf deinen Sohn die Schande, wenn du es kannst!"

„Zwingen willst du mich, zwingen durch einen Gewaltstreich? Ich schwöre es — hörst du — ich schwöre es, ich werde die Schande auf dich wie auf sie werfen."

Ein entsetzter Blick des Sohnes, ein Blick, der aus der dunklen Umrahmung heraus metallblank schimmert.

„Tu es, Vater!"

Und wendet sich schnell und geht. —

Nach dem Lärm der Stimmen wird eine furchtbare Stille. —

Aus dem Tale der Sennette treibt eine Schneewehe auf und läßt es dunkel werden um Mittag. Da schickt der Curé der Pfarre ein Schreiben zum Steinbruchkönig, dessen kurzer Inhalt folgendermaßen lautet:

„Monsieur,

im Auftrage Ihres Sohnes Lié habe ich Ihnen mitzuteilen, daß seine Heirat mit Aimée Pête kirchenamtlich bei mir angemeldet ist."

Da sitzt Steinbruchkönig aufrecht im Sessel, seine breite Hand liegt auf dem Zettel, ein leises Zittern huscht darüber hin; aber unerbittlich und hart ist seine Stimme: „Nun denn — en avant!"

Als auch in der Schenke Bas rose das Licht aufflammt, liest Rotstrümpfchen eine dringende Botschaft des Geliebten: „Die Hochzeit ist angemeldet. Bereite Dich vor!"

Sie stößt einen Schrei aus, wie von einem Unglück betroffen. Das hämmernde Herz wirft sie um. Sie fühlt, wie die Maman ihr den Zettel aus der Hand nimmt und laut liest und dazu die Bemerkung macht, sie hätte mindestens gemeint, der Lié Macq sei gestorben.

Freilich wie sie dumm, wie sie töricht ist! Aber sie kann sich nicht helfen, hinter dieser kurzen Meldung scheint etwas Entsetzliches zu lauern. Es klingt ihr schroff wie ein Todesurteil: „Bereite Dich vor!" Lieber Herrgott! Sie weiß, wie harte Kämpfe hinter dieser Botschaft versteckt stehen, was an Schreckenstagen vorhergegangen ist, bevor er diese Zeile niederschreiben konnte. Und mehr schreibt er nicht. Es könnte kurz und jubelnd wie eine Freudendepesche sein, aber sie fühlt und weiß, daß dem nicht so ist. „Bereite dich vor!" Sie versteht seine Aufforderung und sie will sorgen.

Am Tische wird ein lebhaftes Gespräch zwischen der Maman, Victorien, der ein guter Zuhörer ist, und Celina, die auf die kühnsten Pläne der Maman noch kühnere baut. Sie kommen überein, die Schenke Bas rose soll zu einem Hotel garni umgebaut werden, und zwar schon für den Fremdenverkehr beim nächsten Heiratskaffee.

Da setzt sich Rotstrümpfchen zu ihnen an

den Tisch, sagt: „Ihr wollt doch nicht in Ecaussinnes bleiben?"

Sie schweigen alle betroffen. Dann fragte die Maman.

„Vais, wo sollen wir denn hin?"

„Vielleicht ins Herver Land, in den Kanton Lüttich."

„Es ist weit. Wollt ihr im Kanton Lüttich wohnen?"

„Wir — — Nein!"

„Ach so!" macht die Maman, ihr Blick hängt an dem Mädchen: „Wir sollen euch aus dem Weg."

Aimée Pête stoßen die würgenden Knäuel zum Halse, aber sie sagt tapfer: „Mère, wie wär's denn? Denken Sie nach, wie es wäre. Sie müßten ganz anders werden wie jetzt. Ich muß es werden, und es wird mir schon schwer. Ich hab' jetzt mehr Angst als Freud' für dies Glück."

„Ich würd' euch nicht lästig fallen," sagte verhalten die Maman.

„Davon ist kein' Red', Mère! Ach Gott! Meinetwegen könntest du —" hält inne.

„Seinetwegen — ja."

„Mère, sehen Sie, er muß nun einmal seinen Rang halten."

„Wir wollen doch nicht in seinen Rang. Ich könnt' euch viel nützlich sein — wenn ihr groß' Gesellschaft habt, dann kann ich in der Küch' helfen — ich könnt' mir was nebenbei verdienen —"

„Nein, nein, Mère, Sie brauchen nichts an uns zu verdienen, er will für euch sorgen, für euch alle, er meint's so gut." Und nun fließt ihr Mund von seinem Lobe über. Sie spricht in Hast, sie will ihn rechtfertigen und edel und hochherzig erscheinen lassen. Die Kinder sitzen still. Die Maman blickt geradeaus, die Hände im Schoß. Sie hört glänzende Versprechungen, sie denkt auch, daß sie sich freuen könne. Aber die Freude ist's nicht, die es ihr machen würde, wenn sie in Rotstrümpfchens Haus hätte die starken Arme rühren können und das Rotstrümpfchen ihr gesagt hätte: ‚Mutter, wir werden Sie an allen Ecken und Enden nötig haben.'

Da sagt die Maman unter Tränen: „Nun hat man gemeint, den Ecaussinnern mal was zeigen zu können, wo man doch sein Leben lang sich schuften mußte, und nun soll man fort, und die sehen's nicht mal, wie es einem gut geht."

Aber Omer kommt überraschend herein und sagt: „Man könnt' doch in Brüssel wohnen. Das ist nicht weit, und ich wette, ganz Ecaussinnes kommt euch 'ran, und dann können wir mal protzen. Wein gefällig? Wir trinken jetzt Wein statt Wasser, ihr lieben Ecaussinner. Und unsere Maman fährt per Taxameter ins Theater. Loge, wenn's gefällig ist. Und unsere Maman heißt in Brüssel nicht mehr Maman Bas rose, sondern Madame Pête, Rentnerin. Und ihr Sohn Omer — Verwaltungsrat im Bergwerk Südfrankreichs."

„Und ich?" murrt Victorien auf.

„Was willst du werden?"

„Jongleur."

„Akzeptiert! Und du, Zottel?" Er reißt Celina an den Haarsträhnen —

„Nichts."

„Akzeptiert! Sie wird bei der Maman bleiben und aufpassen, ob die Köchin und das Zweitmädchen und der Lakai der Maman den nötigen Respekt zollen."

Die Maman läßt die Schürze von ihren Augen, sitzt und hört, stößt Rotstrümpfchen an den Arm, fragt zweifelnd. „Ist das alles wahr?"

„Ja," meint das Rotstrümpfchen, „das alles und noch viel mehr."

Bevor Victorien und Celina losbrüllen können, sagt Omer: „Und der Monsieur schickt mich, er möcht' mit der Madame Pête sprechen! Maman, ziehen Sie sich an, ich will gleich der Länge nach hinschlagen, wenn Monsieur aus dem weißen Hause nicht kommt, um Mademoiselle Ihre Tochter von Ihnen zu erbitten."

Da verläßt Rotstrümpfchen heimlich die Stube.

8. Kapitel.

Im Volkshause rüstet man sich zur roten Weihnacht. Und reinigt die Häuser und Straßen und schmückt die Kirchen.

Paternotte geht in drei Ecaussinnes einher und setzt die Tombola fort, die el Patie unterbrechen mußte. Er hatte aus dem Nachlasse des verstorbenen Bürgermeisters einen Überzieher erbettelt und geht jetzt viel in den Straßen, „um ihn zu profitieren".

In den Häusern sagen sie jetzt, wenn es schneit: „Die Engel schütteln dem kleinen Jesu das Bettchen." Sie reden gern vom kleinen Jesu, sie singen auch gern von ihm. Es sind feine, lustige Liedchen.

Als Paternotte durch die verschneiten Straßen tappt, hört er aus den Häusern nah und fern die feinen, lustigen Liedchen. Er spitzt den faltigen Mund, daß die mit Bartstoppeln übersäten Wangen einschrumpfen und pfeift die Melodie mit. Wenn einer an ihm vorüberkommt, hält er nicht einmal inne, nickt bloß, stapft vergnüglich weiter. Und dann hält er doch inne, ruft dem Manne zu, der an der „Ruine" drüben geht, wo hinter der langen Mauer zwischen weißstarrenden Bäumen der hochragende Turm mit den Armeleutewohnungen: „Weißt du's, sie heiraten in Brüssel!"

Der Mann geht weiter und antwortet nicht. Da folgt ihm Paternotte mit versimpeltem Lachen. „Weißt du's nicht, eh Marbaix?"

Da dreht sich Marbaix nach ihm um:

„Und weißt du's nicht, ich bin zur Hochzeit geladen." Paternotte bleibt stehen, überlegt. Und ist wieder hinter Marbaix her.

„O weißt du's gewiß? Sag', bist du kein Scharlatan?"

„Erzähl's weiter, guter Paternotte, ich bin kein Scharlatan."

Da läuft Paternotte spornstreichs zurück und klopft an die Fenster und Türen, und man stellt ihm die Schnäpse vor, die teuren, die man trinkt zur Weihnacht.

Der Schnee friert ein in die harte Erde. Der kurze, kalte Tag zerfließt in frühem Dämmer. Auf Sylvain Marbaix' Weg fallen schon die Lichtkreise aus den Häusern. Er zieht die Uhr und beschleunigt seine Schritte. Um 4,45 hat er Fahrt auf dem Personenzug nach Brüssel. Oude Klaar ist sein Freund und mehr noch sein Vater, aber wenn er eine Minute zu spät kommt, wird er ihn ins Beschwerdebuch einschreiben. Das weiß man von Oude Klaar. Und wenn Oude Klaar einmal nicht pünktlich zur Stelle ist, dann ist er wahrscheinlich durch Sterben verhindert. Auf der Station in Carrières sagt man Marbaix, Oude Klaar sei nicht zur Stelle. Man habe zu ihm hingeschickt, er liege zu Bett mit jagendem Atem und fieberglühendem Gesicht. Man meint, daß er auf der Fahrt eine Lungenentzündung attrappiert habe, Oude Klaar habe wirre Worte von der roten Weihnacht gesprochen. Der Assistent sagt, mit der roten Weihnacht habe das diese Bewandtnis: Wenn in der Zeit vor Weihnachten der Himmel glutrot über dem verschneiten Tale der Sennette liege, so sei der Eisenbahner nicht gern auf Fahrt, er fürchte ein Unglück.

Marbaix wird von dem Chef beiseite geholt. „Haben Sie schon Personenzug geführt?"

„Selbständig nicht."

„Bien, probieren Sie."

„Den nach Brüssel?"

„Jawohl."

Marbaix eilt an die Maschine. Sie sind beim Rangieren. Die Signale gellen. Die Dunkelheit wallt gespenstig über der verschneiten Gegend auf. Die Puffer der angekoppelten Wagen prallen aufeinander.

„Es dauert lang, meiner Treu'," sagt Marbaix, der schon auf Posten in Bereitschaft steht.

Der Hilfsheizer sagt: „Sie koppeln noch einen Salonwagen an."

„Fürs weiße Haus?!"

„Ja!"

Da lacht Sylvain Marbaix lautlos.

Die Türen klappen. Der Chef steht auf dem Perron, bewegt den Arm von oben nach unten, Signal: Abfahren. Fini! Die Räder schurfen. Die Eisengelenke knarren. Langsam, wuchtig schiebt sich die dunkle Kolossalmasse des Zuges von dannen in die verschneite Ferne, in den flirrenden Dunst. Und schneller und prasselnd und im Gepolter belgischer Bahnen. Wie zwei Raubtieraugen leuchten die Lichter am Bug.

Steil und nicht zum Spähen vorgebeugt und wie erstarrt steht Sylvain Marbaix. Geradeaus sind seine Blicke gerichtet. Um den festgeschlossenen Mund eingegraben ist sein lautloses Lächeln.

Da zieht am dunklen Himmel herauf ein blutroter Schein. Er steigt in langen Streifen aus dem Tale der Sennette, zieht feurige Straßen am Horizonte und quirlt um die weißkuppeligen Höhen, die Türme und Riesenschlote. Und weit und leuchtend wird die glutende Pracht. Der ganze Himmel brennt, flammt, lodert. Aus den Schloten quallt der Dampf hinein wie spielend hineingeworfene Riesenbälle. Das feurige All fängt sie auf und verbrennt sie zu funkenstäubender Glut.

Rote Weihnacht!

Durch die Winterluft geht ein Rieseln und Sausen wie Dämonengeflüster.

Rote Weihnacht! Rote Weihnacht! Rote Weihnacht!

„Rote Weihnacht!“ sagte auch erschrocken der junge Hilfsheizer.

„Dampf!“ sagte Marbaix.

„Station in Sicht!“ ruft der Hilfsheizer.

„Dampf!!“

In die aufsprühende Glut prallen die schwarzen Kohlen. Im Kessel wuchtet der Dampf. Station in Sicht! Haïe was! Im Käfig sitzt die Beute. Gefangen! Ein Turteltaubenpaar und schäkert und schmachtet und liebt und kost! Herrgott! Herrgott! Sei der armen Seele des Sylvain Marbaix gnädig! Aber der Sylvain Marbaix kann seine Gefangenen nicht losgeben. Der Sylvain Marbaix muß mit ihnen dahin — dahin — dahin — Gott weiß wo! Gott weiß wie! — Halte-là! Was rufen sie? Was werfen sie die Arme? Wissen sie denn nicht, daß er Schnellzug fährt, Salonwagen des weißen Hauses, Lié Macq und die Maitresse! Hüjoh! Mögen sie winken und rufen in Henripont. Ade! Ade! Weiter immer weiter!

„Station in Sicht!“ ruft der Heizer wieder, als die Bahnhoflichter von Rouquières im blendenden Schein auftauchen.

„Dampf!!“

Die Kohlen prallen. Der Dampf wuchtet. Der Kessel singt. Die Wagen schwanken. Die Räder klappern. Stoßen und Schlenkern, Hoppern und Poltern. Rattata! Rattata! Tockatta! Tockatta! Hump! Hump! Hump! Schreie und Lärm. Wehende Schatten in fliehenden Lichtern. Sssst! Vorüber! Herrgott! Herrgott! Was soll das Winken und Schütteln? — Schnellzug — Dampf! Hoppla! Sind sie verrückt die Menschen? Rattata! Rattata! Liebchen wie fein! Jetzt soll Hochzeit sein! Signale schwenken auf, Laternen daran. Halt! Halt! Halt! Sind sie verrückt die Menschen? Tockattatockattatockatta — Schnellzug! Herrgott! Die Zange im Kopf, die fürchterliche Zange! Dampf! Dampf! Dampf! Rotstrümpfchen, lachst du? Fünf Atmosphären im Lichtdruckkasten und doppelter Druck auf die Achsen! Gib mir den Brief, du Narr, du Narr, du Narr! Und der Spektakel dröhnt: Du Narr! Du Narr! Endlos hinein ins verschneite Dunkel. Herrgott, ist er verrückt? Herrgott seine arme Seele! Hump! Hump! Hump! Geleise blitzen eine weite, breite Strecke, ragende Signalstangen, eine Bahnhofshalle mit blendendem Bogenlicht.

„Brüssel! Brüssel!“ schreit der Heizer. „Halte-là! Halte-là!“

Marbaix steht ehern und stumm. Vorbeisaust's und wuchtet und schurft an langen Wagenreihen. Die Weiche knackt. Der Zug schwenkt ab. In weitem Bogen, wie geschleift, wie über spiegelblankes Eisen geschleppt, blitzschnell, sausend, knirschend, zischend, knackend. Verstummt ist der Höllenspektakel mit einem Male. Der Zug scheint in rasender Fahrt kaum noch die Schienen zu berühren. Rechts und links sieht man nichts mehr, keine Signale, keine Lichter, keinen Schnee, nicht Haus und Baum — nichts! Ein fürchterliches Nichts! Ein totes, ausgestorbenes Dunkel! Eine ausgekehrte Welt. Die Geschwindigkeit ist so wahnsinnig, daß keine Gegenstände mehr im Gesichtskreis bleiben, daß ringsum alles zu einem wilden, wüsten, entsetzlichen Chaos verschwimmt. Marbaix tritt vom Auslug weg. Seine Augen leuchten in sieghafter Sicherheit.

„Jetzt können wir ruhen, bis ich zehnmal geatmet habe. Der Zug läuft bald an den Wolken.“

Der Heizer wirft sich mit fast lahmen Armen in die Kohlen nieder. Mit einem Schreckensblick sieht er zu dem Führer auf.

„Fährst du nach Paris, Sylvain Marbaix?“

„Ich denke, weiter.“

Geht an den Auslug zurück. Steht hochaufgerichtet und reckenhaft und im Wahnsinn kühn. Seine Brust dehnt sich und atmet tief. Sein Blut sickert und brennt ihm in den Adern, es überläuft seinen ganzen Körper, ein unsagbares Wohlgefühl beherrscht ihn, die Luft trägt ihn, er ist an den Sternen. O schaurige Unendlichkeit! Verlorene Schreie in der Winterluft.

„Hörst du sie in den Wagen schreien?“ ruft angstbebend der Heizer.

Da dreht sich Marbaix um.

„Ja, sie schreien. Sie schreien fürchterlich. Jetzt sind wir bald am Ende. Wir sind in der Hölle.“

In lähmendem Entsetzen schleicht der Heizer hinweg. Aus diesen Augen leuchtet

nicht Kühnheit — das ist Wahnsinn! Wahnsinn! Herr des Himmels! Hilf! Hilf! Hilf! Guter Gott! Gerechter Gott! Heilige Jungfrau! Er springt an den Vorderhebel, um ihn abzustellen. Der Irrsinnige fängt seinen ausgestreckten Arm auf, preßt ihn, daß der Knöchel knackt, und sagt leise: „Bscht! Du mußt sie nicht erschrecken. Wenn du den Hebel einstellst, erschrecken sie."

„Hör' doch, wie sie schreien!" stöhnt zähneklappernd der Heizer. Und Marbaix mit strahlendem Horchen, heiser und still:

„Ja, sie schreien." Und mit donnernder Stimme: „Dampf!"

Mit scheuen, lauernden Blicken schleppt der Heizer sich zu den Kohlen, schöpft auf und mit schnellem Wurf seitwärts über den Perron hinunter und schöpft immer mehr auf, wirft sie hinaus in das vorüberwallende Dunkel. Hält seine Augen auf die Luftdruckbremse gerichtet. Wenn es ihm gelingt, sie unbemerkt zu erreichen — Da steht Marbaix mit verschränkten Armen zu ihm gewandt, hält mit düster flammenden Augen Wache. Das Entsetzen kriecht dem Heizer ins Blut. Herr des Himmels! Wenn nun keine Rettung kommt — da ruckt Marbaix auf, wie von einer Feder aufgeschnellt. Die Arme hängen ihm schlaff, den Kopf stößt er vor, halbgeöffnet der Mund, die Zähne zusammengebissen. So stiert er auf einen Punkt, brüllt auf. Der Heizer folgt der Richtung seiner flackernden Blicke. Hinter dem Kohlenwaggon hebt sich ein fahles Gesicht empor, ein todbleicher Mund bewegt sich, doch hört man keinen Laut. Mit Todesgefahr und Tollkühnheit hat der Mann es gewagt, krampft sich an dem Wagenrad fest, gibt Zeichen. Und dann — Herrgott! Es ist furchtbar — springt der Wahnsinnige mit Wutgeheul auf den Mann zu, klettert über die Kohlen, überstürzt sich, gräbt mit gespreizten Fingern in die Kohlen, wühlt sich hinauf — mit einem Satze ist der Heizer auf und über ihm, preßt ihm die eisenstarken Arme an den Körper, drückt seinen Kopf in die Kohlen, sein wütendes Stöhnen und Knurren und Röcheln verhallt dumpf. Und schon ist der bleiche Mann über den Rand auf dem Kohlenhügel, gleitet herab, wirft sich mit der Wucht seines Körpers über den Tobenden — Da! Ein Ruck! Ein Donnerschlag!! — —

Die Wagen schwanken, türmen sich. In der froststarren Winterluft verhallt ein Donner und Tosen und Splittern — in das unendliche Dunkel schallt's, in das ungeheure Ungewisse. Und plötzlich, unvermittelt Totenstille! . . . Und dann ein Geheul in den Lüften von Jammer und Todesschreien und Hilfeflehen und Wahnsinnsrufen. — —

Ab und zu ein dumpfer, dröhnender, die Erde erschütternder Fall — und dann wieder diese schauerliche Stille — und dann das Wehezittern und Stöhnen.

Zur Seite geworfen liegt die Maschine. Ihre Räder arbeiten noch. Wie ein Riesenungetüm, das im Verenden noch seine Glieder reckt und streckt. Der Kessel dampft und schlockert. Aus dem Eisenbauche stäubt und sprüht, tost und tanzt die Glut. Sie häuft sich zu feurigen Hügeln an, sie wuchtet in Rauchsäulen auf, sie frißt in das Holz der Wagen, schluckt Kohlen ein und zündende Nahrung. Blaue Flämmchen zucken da — dort — überall — überall —

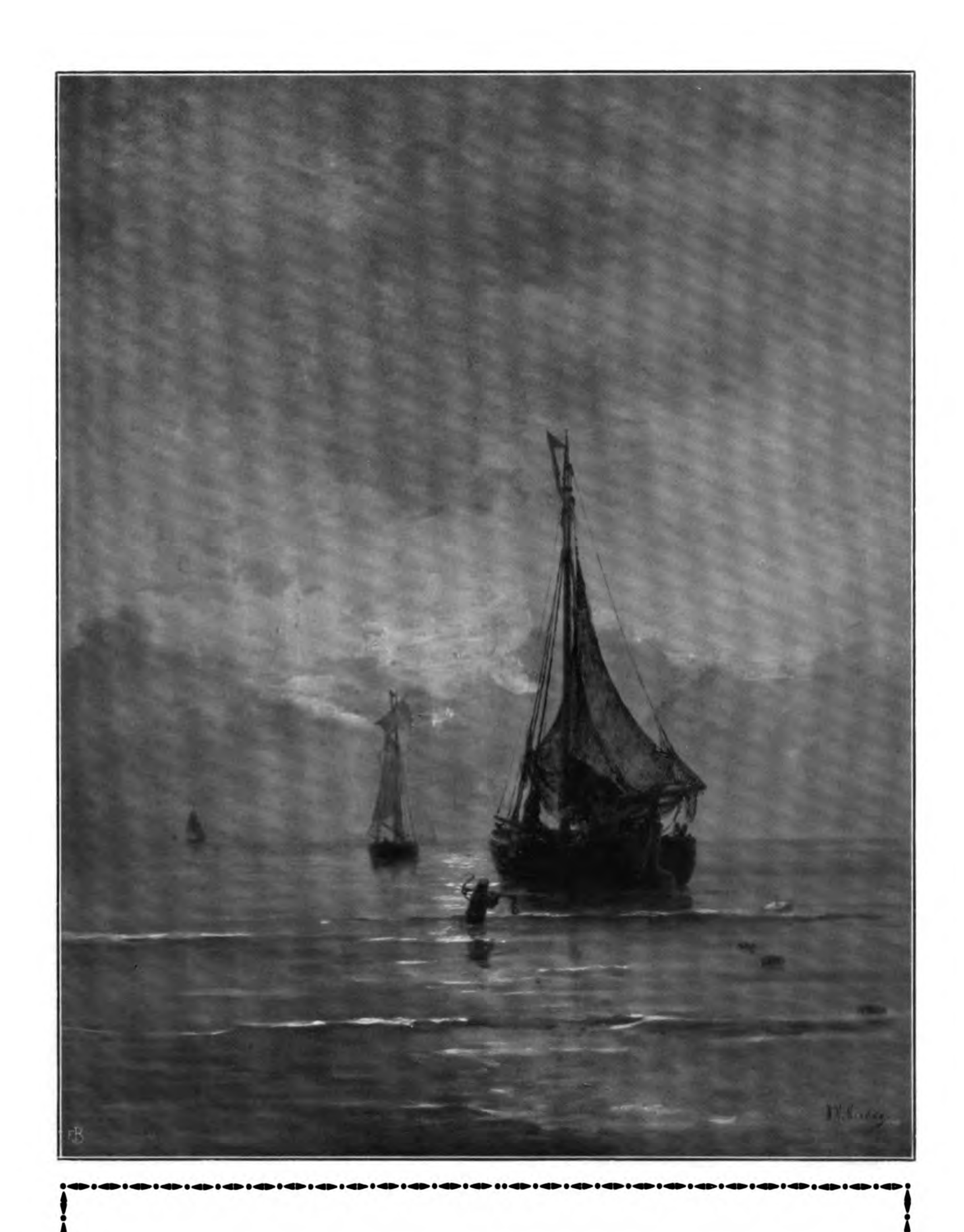
Das Feuer leckt in langen Zungen über die Wagendächer, gefräßig und gierig und lechzend. In heller, leuchtender, flammenwerfender Glut lodert der Kohlenwagen, ein Riesenherd! Und weiter und schneller flimmert der grelle Schein, knistert in den Wagen, splittert das Holz. Die lange Wagenkette hinunter züngelt der Brand. Riesenflammen zücken ins Dunkel, spalten die Nacht, färben den Himmel blutigrot. Eine schaurige Glut erleuchtet weit ringsum die verschneite Gegend. Die Hölle brennt! Berge gluten! Hilf Himmel, welch ein Anblick!

Aus den brennenden, hochgetürmten Wagen springen verzweifelte Menschen ab. Man schleppt Verwundete, man hört klägliche Stimmen nach teuren Lieben rufen. Entsetzlicher Lärm und Geschrei und Wirrnis.

Unter den Kohlen zieht man den Heizer und Schaffner hervor. Außer einigen Schürfungen haben sie keine Verletzungen. Bewegungslos hingestreckt liegt der Wahnsinnige. Man reißt ihm das Hemd auf und horcht auf seinen Herzschlag.

„Er lebt noch!"

An Händen und Gesicht blutend macht der Hilfsheizer sich daran, seine Pflicht zu



Strand von Scheveningen.
Gemälde von Hendrik W. Mesdag.

tun, stellt fünfzig Schritte vor und nach dem Zug die Signallaterne auf.

„Zum nächsten Telephon!“ ruft der Schaffner ihm nach. In der alarmierten Nacht verschwindet der Heizer, sucht ein Haus, einen Führer, einen Helfer. Er wird hasten und laufen und nicht zusammenbrechen, er wird sich mit letzter Kraft hinschleppen, um seine Pflicht zu tun, Meldung zu machen und weiteres Unglück zu verhüten.

Und fern in dem schaurigen Dunkel leuchtet die rote Weihnacht!

Mit brennenden Hölzern und Latten in der Hand rennen sie in der rauchenden Glut und suchen nach Passagieren. Ob da keiner verglühe zwischen Flammen und Qualen? Ob da kein Toter bleich und zerschlagen liege?

Als Hilfsmannschaft zur Stelle ist, bringt man die Verwundeten im Sanitätszug unter. Es sind keine Schwerverletzten. Der leere Schutzwagen, der den Personenwagen vorgeschoben war, ist bei dem Anprall zertrümmert. Der Zusammenstoß erfolgte auf einem auf der Fahrt zurückgehaltenen und deshalb verspäteten Güterzug.

Mit erneuten Aufräumungsarbeiten setzt die Hilfsmannschaft an. Da stoßen sie auf den umgestürzten Salonwagen. Der Schaffner drängt vor. Schrecken malt sich in seinem Gesichte.

„In diesem Wagen müssen Tote liegen!“

„Unmöglich!“ sagt der Kondukteur. „Die Fenster sind heruntergelassen, man hätte bequem aussteigen können.“

„Es ist aber niemand ausgestiegen!“ beharrte der Schaffner. „Haben Sie unter den geretteten Passagieren einen aus dem weißen Haus gesehen?“

„Guter Gott! — Nein!“

„Mannschaft 'ran!“

Sie steigen in den Wagen ein und fördern eine Leiche zutage,

Mit zerschmettertem Kopfe heben sie Lié Macq, den Steinbruchkönig, heraus! —

Sie betten ihn neben Sylvain Marbaix, der auch einen Schlaf schläft, aus dem er nicht mehr erwachen könnte.

Sylvain Marbaix, du magst ewig schlafen gehen, du hast zwei Menschen, die du trennen wolltest, zusammengeführt, da du die Hand wegräumtest, die drohend über ihnen war: die Hand des Alten aus dem weißen Hause! Und noch leuchtet die rote Weihnacht in der schaurigen Nacht ...

⁂

Es hat ein Weib in der Nacht gestanden. Da trafen die ersten Sturmnachrichten ein.

Der Draht schwirrte von Station zu Station. Ein Zug sei im Laufen, wahnsinnig, grauenhaft, ein Zug von Ecaussinnes.

Und weiter und dringender schwirrte der Draht. Man solle Fahrt frei machen, Züge zurückhalten, Verkehr einstellen, Warnungssignal den Zügen auf Fahrt stellen. So wurde freie Bahn gefegt für das schauerlichste Ereignis, das je auf den Schienen sich abrollte. Alarm im belgischen Land! Der Pulsschlag des Volkes stockte. Man hielt den Atem an unter dem, was die grausige Fahrt an Entsetzen bringen würde.

Und als der Draht meldete, was an Schaden geschehen, daß das Steinbruchland verwaist sei, daß ein Mensch im Wahnsinn sei — da floh das Weib in der Nacht von Gewissensschlägen gepeitscht.

In diesen Tagen sagten die Leute in Ecaussinnes: „Was ist über el Patie gekommen? Sie ist alt geworden.“

Und el Patie geht heute noch und schleppt ihre Verbrechen. Es hat kein irdischer Richter sie zur Rechenschaft gezogen. Es hat kein Urteilsspruch sie an den Galgen gebracht.

Aber ist denn nicht heimliche Not schlimmer als öffentliche Sühne? Der gräßliche Fraß ungesühnter Not wird sie verzehren.

Und man wird lange verwundert fragen: „Was ist über el Patie gekommen?“ —

⁂

Vom weißen Hause weht die Trauerflagge. Tot liegen die Steinbrüche. Auf dem weiten Platze sammeln sich die Scharen der Arbeiter an. Ihr tiefes Murmeln wallt und hallt dumpf. Ihre Blicke gehen hinauf zur Loggia, wo sie den neuen Herrn erwarten. Er soll kommen und sich seinem Volke im Steinbruchlande zeigen.

Auf der Loggia die Gestalt in schwarzer Silhouette, groß und schweigend. Die verschneite weite Welt um ihn. Die Scharen der Männer heben in hoch erhobener Hand ihre Mützen. Das ist ihre stumme Huldigung. Der König ist tot! Es lebe der König!

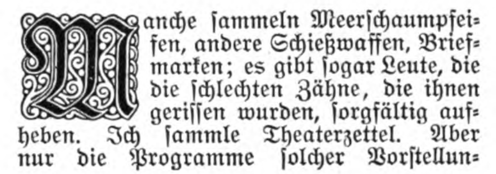
Rotstrümpfchen, die Königin im weißen Haus!

Aber das ist eine Geschichte, die man noch schreiben muß.



Theaterbrief aus Wien.

Von Ludwig Hirschfeld.



Manche sammeln Meerschaumpfeifen, andere Schießwaffen, Briefmarken; es gibt sogar Leute, die die schlechten Zähne, die ihnen gerissen wurden, sorgfältig aufheben. Ich sammle Theaterzettel. Aber nur die Programme solcher Vorstellungen, die ich selbst besucht habe. Seit fünfzehn Jahren tue ich das und habe auch schon eine hübsche und stattliche Sammlung zustande gebracht. Ein richtiger Sammler von Fach wird mir vielleicht geringschätzig sagen, das sei keine besondere Leistung, eine Theaterzettelsammlung sei überhaupt keine ernst zu nehmende Sammlung — der Mann weiß eben nicht, daß ich seit fünfzehn Jahren keinen neuen Schwank, keine moderne Operette versäumt habe ... Und er hat auch keine Ahnung, was für eine gigantische Leistung in meiner Sammlung steckt: welche Summe von Ausdauer, Nachsicht, Geduld, Langmut, verschlucktem Gähnen, geraubtem Schlaf. Was habe ich alles mitmachen müssen: vertauschte Kinder, falsche Väter, glücklich verlobte Paare, ahnungslose, betrogene Gatten — und was sind dagegen Meerschaumpfeifen und Briefmarken? Sogar ein schlechter Zahn, von geschickter Hand rasch und schmerzlos gerissen, ist mir lieber, als ein ungeschicktes fünfaktiges Lustspiel... merkwürdig, auf was für Gedanken man bei alten Theaterzetteln kommt. Ich blättere in ihnen nie ohne eine gewisse gerührte Nachdenklichkeit. Vergessene Stücke, verschollene Autoren, verflogene Schauspielerjugend — nein, das stimmt doch nicht. Theaterjugend ist dauerhafter als die des wirklichen Lebens. Auf den ältesten Exemplaren meiner Sammlung finden sich entzückende Naive, die heute noch unweigerlich entzückend und naiv sind; jugendliche Helden, denen inzwischen muntere Enkel nachgewachsen sind; charmante und liebenswürdige Divas, die sich von diesen Adjektiven noch immer nicht trennen wollen ... Da ist zum Beispiel — aber nein, indiskret und taktlos darf meine Sammlung nicht werden. Es soll hier nur durchgeblättert wer-

Marie Hofteufel
als Erna Wahl in Schnitzlers Tragikomödie „Das weite Land"
im K. K. Hofburgtheater.

den, was in den letzten Monaten hinzugekommen ist, in der glücklich abgelaufenen ersten Hälfte der Wiener Saison. Auch nicht alles, das wäre viel zu viel. Du lieber Gott, was man so in fünf, sechs Theatermonaten an Zetteln zusammenträgt! Jetzt, wo ich zu blättern anfange und nachrechne, merke ich erst, wie oft ich mich heuer unterhalten habe ... Lauter Sensationen, Aufregungen, jubelnde Premierenerfolge, Triumphe — und alles, was davon übrig bleibt, ist welkes, raschelndes Papier ...

Na, das fängt ja sehr melancholisch an. Vielleicht ist der Burgtheaterzettel daran schuld, der mir gerade in die Hand gerät: „Siegfried der Cherusker", von Adolf Wilbrandt. Eine Totenfeier für den ehemaligen Direktor hätte es sein sollen. Wenn Baron Berger nur vorher bedacht hätte, daß man von Toten nicht nur nichts Schlechtes reden, sondern auch ihre schlechten Stücke nicht aufführen soll, selbst wenn es nachgelassene letzte Werke sind. Und dieses dramatische Gedicht ist trostlos schlecht. Daten und Tatsachen, die wir in der Geschichtsstunde gelernt haben, marschieren im Jambenstechschritt vorüber. Die Dramatik äußerlich und altmodisch, das Pathos gedankenleer — als ob bei dieser Totenfeier alle Schwächen des Verstorbenen vorgeführt werden sollten. Eine Musteraufführung des „Meisters von Palmyra" hätte sich geziemt, aber nicht diese gezwungene, freudlose Leistung einer falschen Pietät. Das war der Anfang der heurigen Burgtheatersaison. Sie ist sonst leidlich verlaufen, ohne die Monotonie und Trägheit früherer Jahre. Auch das bereits ein wenig scheu gewordene konservative Publikum dieses Hauses hat wieder Zutrauen und Interesse gewonnen, und die Vorstellungen sind besser besucht als je. Baron Berger hat Glück und wie alle Glücklichen ist er vergeßlich und denkt nicht mehr an die Shakespeare- und Ibsenzyklen, an die Strindbergaufführungen, zu denen er am Vormittag seiner Ernennung fest entschlossen war ... Seitdem ist er viel bequemer und langsamer geworden, minder kühn und hochstrebend, vorsichtiger und auch er nähert sich sachte dem Hofratstypus des Wiener Burgtheaterdirektors. Immerhin, es hat ein paar interessante Abende und einige wirklich vollendete Aufführungen gegeben. Vor allem die von Arthur Schnitzlers Tragikomödie „Das weite Land". Über kein neues Stück dieser Saison ist soviel geschrieben worden, und zwar unverhohlen oder verhüllt abfällig. So daß ich schon ganz eingeschüchtert bin und mich gar nicht mehr traue zu bekennen, daß ich „Das weite Land" für ein kompliziertes und technisch nicht geglücktes, aber sehr feines und interessantes Stück halte. Daß für mich eine verfehlte Arbeit Arthur Schnitzlers für bewundernswerter und anziehender ist als viele gelungene Theaterstücke. Daß ich mich durch die feineren geistigeren Spannungen gepackt fühle, durch die verinnerlichten Konflikte und Probleme, die jedem modernen Menschen nahe gehen und mit denen hier ein Dichter fertig zu werden sucht. Viel Genossen für diese Ansicht werde ich wohl kaum finden. Gewiß nicht in Berlin, wo das Stück eine merkwürdig kühle und befremdete Aufnahme gefunden hat. Auch die übrigen deutschen Städte haben sich nicht sehr echauffiert, aber Berlin ist am kühlsten gewesen, und das ist sehr erstaunlich. Dort hat man doch viel seltsamere moderne Leistungen goutiert und sich mit unverständlicheren Bühnenfiguren befreundet, als es dieser Friedrich Hofreiter ist. Und am er-



Alfred Gerasch als Otto Aigner und Arnold Korff als Friedrich Hofreiter in Schnitzlers Tragikomödie „Das weite Land". Nach einer Photographie von V. Angerer in Wien, Verlag des Magasin Metropole in Wien.

staunlichsten finde ich, daß man über den unleugbaren Schwächen der Tragikomödie ihre Vorzüge und Schönheiten übersehen hat, die im Dialog, in einzelnen prachtvollen Szenen und in der eigentümlichen, ich möchte sagen, tief empfundenen Psychologie liegen. In Wien hat man dafür doch Augen gehabt. Überhaupt kann man von einem Wiener Erfolg der Tragikomödie sprechen. Auch hier war das Publikum stellenweise enttäuscht, ermüdet, hat die Kompliziertheit der Charaktere und das Wunderliche des Problems befremdet. Denn daß ein Mann seiner Frau die Treue verübelt, dieser merkwürdige seelische Vorgang läßt sich auch auf einer Wiener Bühne nicht begreiflich machen, das gehört in die Novelle und zwar in eine von Arthur Schnitzler. Aber im ganzen hat das Publikum die fünf Akte mit Anteilnahme und Interesse begleitet. Daß sich Wien so völlig anders verhielt als Berlin, hat verschiedene Gründe. Vor allem hat man hier einen entwickelteren Sinn für Schnitzlers ganze Art, ein geschulteres Ohr für seinen Dialog, ein instinktives Verständnis für seine Figuren. Er holt sie sich ja aus dieser eleganten, witzig-melancholischen, zynisch-sentimentalen, wienerisch-jüdischen Gesellschaft, die im Parkett und in den Logen sitzt. Figuren und Publikum sind sozusagen unter sich .... Dazu kam eine außerordentliche Darstellung. Der ganze, noch immer große darstellerische Reichtum des Burgtheaters zeigte sich da wieder einmal, die gesellschaftliche Noblesse und Kultur, die man in keinem anderen Theater wiederfindet. Das schauspielerische Ereignis des Abends war Arnold Korff als Hofreiter. Diese für Kainz geschriebene schwierige Rolle spielte er elegant und leicht, mit starken ergreifenden Steigerungen. Seine Partnerin, Marie Hofteufel, war als Erna Wahl ein modernes junges Mädchen von großer Echtheit. Dann Lilli Marberg als Genia, Heine, Devrient, Gerasch und alle anderen. Jede kleine Rolle nach alter Burgtheatertradition mit einer ersten Kraft besetzt, und alle spielten vortrefflich, manche sogar wienerisch.

Baron Berger hat entschieden Glück. Schnitzler ist jetzt auf dem Höhepunkt seiner Beliebtheit, und so hatte das „Weite Land" eine zwanzigfach ausverkaufte Premiere und wurde ein Repertoirestück für Monate. Tolstoi wiederum ist tot und begraben und kann sich nicht dagegen wehren, daß seine nachgelassenen Werke von Routiniers für die Bühne fertiggestellt und bearbeitet werden. So kam das Burgtheater zu seinem zweiten großen Erfolg, dem Drama „Der lebendige Leichnam", dessen authentische Übersetzung hier zur Uraufführung gelangte. Es gibt nämlich noch eine zweite, gefälschte, nicht autorisierte Bearbeitung. Ganz echt ist wohl auch die authentische Fassung nicht, und es ist schwer zu sagen, wieviel daran von Tolstoi ist. Der „Lebende Leichnam" wirkt ähnlich wie „Anna Karenina": als Sensationsstück, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Sensations- und Boulevarddramatik durch ein ziemliches Maß dichterischer Absicht gemildert wird. Stellenweise spürt man immerhin, daß dieses Drama ursprünglich von Tolstoi ist. Der Zug, der durch alle seine Werke geht, der warnende und anklagende Hinweis auf soziale und sittliche Mängel, den trägt auch dieses letzte Werk. Auch hier ist ihm sein großes dichterisches Können nichts als ein von ihm selbst gering geachtetes Mittel zu einem ethischen Zweck. Tolstoi will hier ungefähr demonstrieren, wie im geheimen bestehende menschliche Beziehungen, die an sich gut und redlich sind, erst durch das Hinzutreten der Öffentlichkeit und des Gesetzes zum gemeinen Verbrechen werden. Der Trunkenbold Fedor Protassow ist der verkommene Held des Dramas. Er vernachlässigt seine junge Frau Lisa, läßt sie mit einem Kinde in Schulden zurück, um sich bei einer Zigeunertruppe häuslich einzurichten



Otto Treßler als Fedja in Tolstois Drama „Der lebende Leichnam" im K. K. Hofburgtheater.
Nach einer Photographie des Ateliers d'Ora in Wien.

und ein Zigeunermädchen wunschlos anzubeten. Da Fedja sich energisch weigert, aus seiner Verkommenheit ins Bürgerliche zurückzukehren, will Lisa sich scheiden lassen und einen Jugendfreund heiraten. Fedja will ihr Glück nicht stören, aber den Widerwärtigkeiten eines Scheidungsverfahrens zieht er den Selbstmord vor. Er hat schon den Revolver in der Hand, da rät ihm ein tiefsinniger Trunkenbold, den Selbstmord nur zu fingieren, so daß seine Frau sich als Witwe betrachten und heiraten könne. Nach einigen Monaten, als Lisa schon in glücklicher zweiter Ehe lebt, plaudert Fedja sein Geheimnis vor einem Denunzianten aus. Die Sache kommt vor Gericht, das die Anklage auf Betrug und Bigamie erhebt, und während der Verhandlung räumt sich Fedja mit einem Revolverschuß endgültig aus dem Wege. Wie ein greller Film rollen die zwölf Bilder des Dramas vorüber. Namentlich die Zigeuner- und Gerichtsszenen, sowie die packende Selbstmordszene sind von großer dramatischer Kraft. Das Burgtheater beweist, daß es auch auf seine ältere bewährte Art Massenwirkungen erzielen kann, und die meisten Bilder sind szenisch und darstellerisch sehr gelungen. Den Fedja spielt Otto Treßler: eine bis ins letzte Detail ausgearbeitete interessante Leistung, die wieder zeigt, daß dieser Künstler einer der wenigen unter den Jüngeren ist, die das alte Burgtheater stützen können.



Mizzi Jeritza als Blanchefleur in Kienzls „Kuhreigen“ in der Volksoper.
Nach einer Photographie von Ludwig Gutmann in Wien.

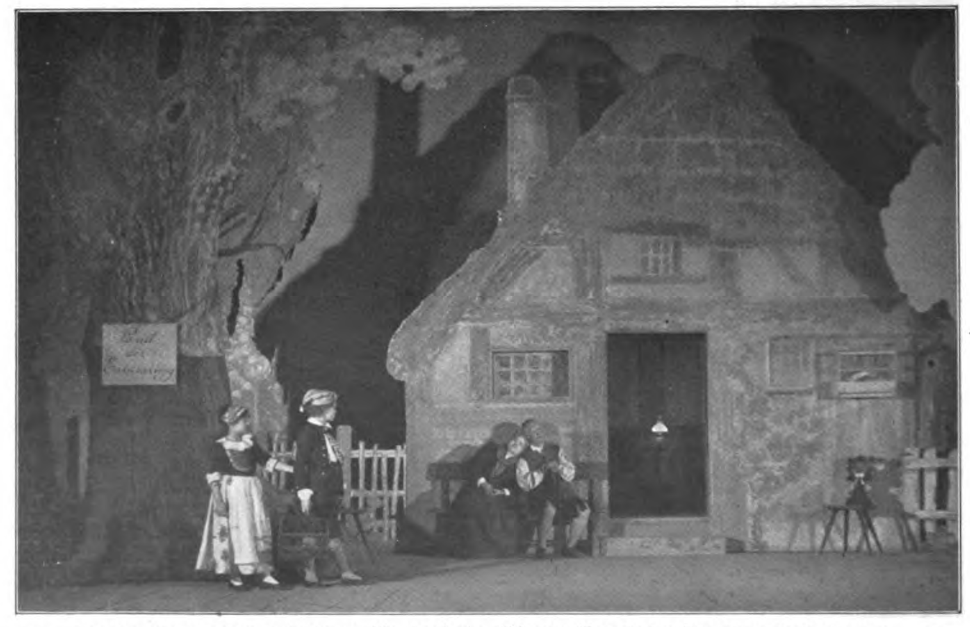
Die Hofoper liefert mir nicht viel Zettel für meine Sammlung. Soll ich vielleicht hineingehen, so oft Direktor Gregor sich mit Sängerinnen zankt? Oder weil Slezak hier nicht mehr auftreten wird und die Kurz wahrscheinlich auch nicht? Ein paar mittelmäßige Neueinstudierungen sind ebenfalls kein hinreichender Anlaß, und die Novitäten kann ein Einarmiger an den Fingern abzählen; er braucht nicht einmal alle fünf. Der einzige Erfolg war ein hübsches Ballett: „Die Jahreszeiten der Liebe“, vier Alt-Wiener Tanzlieder, entzückend ausgestattet und von einer Musik lieblich begleitet, die sich aus den schönsten Tänzen, Märschen und Liedern Franz Schuberts zusammensetzt. Dagegen versagte die einzige Opernnovität dieses Spieljahres vollständig: „Der Bergsee“ von Julius Bittner, jenem dichtenden und komponierenden österreichischen Richter, der mit seinen beiden ersten Werken, der „Roten Gred’“ und dem „Musikanten“ schöne künstlerische Erfolge gehabt hat. Auch im „Bergsee“ spielen sich die Vorgänge in bäurischem Kreise ab, im Salzburg des XVI. Jahrhunderts. In den Aufruhr der Bauern gegen den geistlichen Fürsten ist eine etwas konventionelle Liebesgeschichte eingeflochten: der Landsknecht, der in die Heimat zurückkehrt, seine Geliebte als die Frau eines anderen findet, die Bauern gegen den Feind führen will und samt seiner Geliebten den Tod im Bergsee findet, einem zum Schleifen des Holzes angestauten Wasser, das gar keine symbolische, sondern bloß eine effektvolle theatralische Aufgabe hat, nämlich sich zum Aktschluß ins Tal zu ergießen. Die Erfindung Bittners ist diesmal auffallend gering. Er gerät immer mehr in den Wagnerschen Stil, der zu dem Milieu nicht passen will. Das Orchester dröhnt wie in der „Götterdämmerung“, und es wirkt sonderbar, wenn die braven Salzburger Bauern sich im Deklamationsgesang versuchen wie die Götter und Helden des Nibelungenrings.

Die Volksoper hat schon mehr Glück als ihre Kaiserlich Königliche Schwester, die sich allerdings Werke versagen muß, in denen die

französische Revolution und die Guillotine vorkommt und in denen die Liebenden unmittelbar nach ihrem letzten Duett hinter der Szene prompt geköpft werden. Das wirkt auf einer Opernbühne immer wieder unfehlbar, wie der wirklich große und starke Erfolg des „Kuhreigens“ von Wilhelm Kienzl zeigt. Seitdem er vor fünfzehn Jahren mit seinem „Evangelimann“ berühmt geworden ist, hat Kienzl keinen Erfolg mehr gehabt. Den des „Kuhreigens“ verdankt er nicht zum geringsten Teil Rudolf Hans Bartsch, dessen Novelle „Die kleine Blanchefleur“ dem geschickten Librettisten Richard Batka den effektvollen Stoff zu einem sehr dramatischen und musikalischen Buch lieferte. Der Kuhreigen ist jenes Lied, das die Schweizer Garde Ludwigs XVI. bei Todesstrafe nicht singen darf, weil das bei seinen Klängen erwachende Heimweh schon manchen Schweizer Gardisten zur Desertion verführt hat. Einer von ihnen, Primus Thaller, singt das Lied, von einem französischen Offizier provoziert, dennoch. Vor der Todesstrafe könnte ihn die Protektion der Hofdame Blanchefleur, der jugendlichen Gattin eines alten Marquis, retten, die sich in den jungen Menschen verliebt. Mittlerweile bricht die Revolution aus, alles dreht sich um, Primus Thaller wird Hauptmann, die kleine Blanchefleur soll als Aristokratin guillotiniert werden. Eine Heirat mit dem Schweizer könnte sie davor bewahren, aber dazu ist sie, trotz ihrer Liebe, zu stolz. Sie geht zur Hinrichtung, während Primus entseelt zu Boden sinkt. Dieser rührenden und spannenden Geschichte ist die Musik Kienzls nichts schuldig geblieben. Sie ist in stilistischer Hinsicht ein Mittelding zwischen Musikdrama und Spieloper, aber die ein=



Hedwig Reinau vom Deutschen Volkstheater.
Nach einer Photographie von V. Angerer in Wien,
Verlag des Magasin Metropole in Wien.

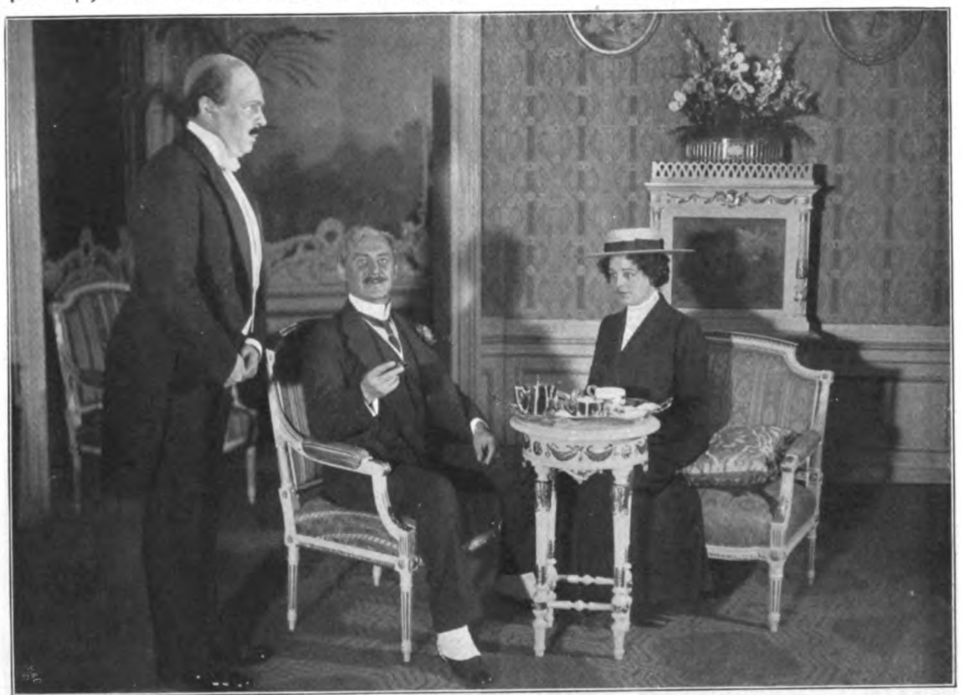


Szenenbild aus dem 1. Akt von Maeterlincks „Blauem Vogel“ im Deutschen Volkstheater.
Nach einer Photographie von V. Angerer in Wien, Verlag des Magasin Metropole in Wien.

gestreuten Gesangsnummern sind in der Mehrzahl, was viel zur populären Wirkung beiträgt. Die volkstümlichen Motive sind, wie immer bei Kienzl, das Beste: der Kuhreigen, dann eine glückliche Verwertung der Marseillaise, ferner ein Terzett im zweiten und das Menuett im dritten Akt. Auch an starken musikalischen Stimmungseffekten in den tragischen und grausigen Situationen fehlt es nicht. Dazu gesellt sich in der Volksoper eine szenisch und musikalisch vorzügliche Aufführung. Die anmutige Mizzi Jeritza, die schon im Münchner Künstlertheater als die schöne Helena entzückt hat, zeigt als Blanchefleur alle gesanglichen und darstellerischen Qualitäten einer großen Künstlerin. Sie und ihr Partner, der Tenor Rudolf Ritter, sind der Hofoper verpflichtet worden, und man weiß nicht, ob man ihnen dazu gratulieren soll.

Über das Deutsche Volkstheater kann ich mich nicht beklagen. Das liefert mir reichlich Zettel, beinahe jede Woche einen. Wie immer eine beängstigende Fülle von Novitäten: Pflicht- und Pönalestücke, Zwangs- und Höflichkeitsaufführungen, Protektionsstücke, dann die großen Pariser und Berliner Erfolge, die sich in Wien nicht immer bewähren wollen, und schließlich noch ein bißchen schwere und ernste Literatur, um das Gewissen und die Opposition der Generalversammlung zu beschwichtigen. Dazu gehört eine hübsche Aufführung der Tristan Bernardschen Bearbeitung der „Menaechmen" des Plautus und eine sehr überflüssige des konfusen und redseligen „Anathema" von Leonid Andrejew. Der übliche große Saisonerfolg hat sich heuer nicht einstellen wollen, was auch daran liegen mag, daß das Ensemble durch das Ausscheiden Lilli Marbergs und Paula Müllers merklich ärmer geworden ist.

Die einzig interessante Darstellerin ist jetzt Hedwig Reinau, die anfangs nur durch ihre glänzende äußere Erscheinung wirkte und sich nach und nach als etwas kühle, aber aparte und sympathische Darstellerin erweist. Sie und Leopold Kramer, der tüchtige Oberregisseur und beliebte Bonvivant des Deutschen Volkstheaters, verhalfen auch dem Flers-Caillavetschen Lustspiel „Papa", das in Berlin versagte, zu einer anhaltenden Wirkung. Dagegen war „Der blaue Vogel" von Maeterlinck eine große Enttäuschung für alle Beteiligten. In London und Paris ist das Märchenspiel als glänzendes Ausstattungsstück Hunderte von Malen gegeben worden und nur so ist eine starke Publikumswirkung möglich. Das Deutsche Volkstheater bot ein paar schöne stimmungsvolle Bilder, aber auch nicht mehr. Die nicht allzu zahlreichen innerlichen Schönheiten verschwinden auf der Bühne, das meiste kommt nicht zur Geltung, so angelegentlich naiv und verständlich sich Maeterlinck diesmal auch gibt. Der blaue Vogel, die alte menschliche



Szenenbild aus dem 2. Akt des „Papas" von Flers u. Caillavet im Deutschen Volkstheater. Nach einer Photographie von V. Angerer in Wien, Verlag des Magasin Metropole in Wien.

Sehnsucht, hinter die letzten Dinge und hinter das Geheimnis des Glücks zu kommen, wird von zwei Holzfällerkindern Tyltyl und Mytyl auf einer Traumwanderung gesucht, auf der sie die lebendig gewordenen Seelen des Brotes, des Zuckers, des Wassers, Lichtes und Feuers, ferner die Katze und der Hund begleiten. Sie kommen in das Land der Erinnerung, wo die Toten wohnen, die gar nicht gestorben sind, sondern nur schlafen und erwachen, wenn die Lebenden ihrer gedenken. Dann in den Palast der Nacht, in dem alles Unheil versperrt ist, ins Schloß der Freuden, ins Reich der Zukunft, in dem die ungeborenen Kinder weilen und mit ihnen die Ideen und Erfindungen der Zukunft, vom Genius der Zeit bewacht. Schließlich erwachen die Kinder im Elternhause, und der blaue Vogel, den sie nirgends finden konnten, sitzt unbeachtet im Käfig, wird von ihnen ahnungslos verschenkt und flattert zum Fenster hinaus: der Mensch hat nur dann das Bewußtsein des Glücks, wenn er es sucht — wenn er es besitzt, weiß er es nicht ...



Marietta Weber vom Theater in der Josefstadt.
Nach einer Photographie von d'Ora in Wien.



Louis Treumann und Mizzi Günther in der Operette „Eva" von Franz Lehár im Theater an der Wien.
Nach einer Photographie von Ludwig Gutmann in Wien.

Nicht fertig werde ich mit den Theaterzetteln dieser halben Saison. Vor mir liegen noch gut zwanzig Stück aus den kleineren Theatern. Da kann man höchstens blättern und das Bemerkenswerteste herausgreifen. Die Neue Wiener Bühne, die im vorigen Jahre schon bedenklich wankte, verdankt der etwas grobkörnig pikanten Hetärenkomödie „Xantho in der Liebesschule" des jüngeren Richepin ihren ersten Erfolg, und in dieser Richtung wird sie ihn wohl auch fernerhin suchen. Für ein paar Tage wurde Paul Bourgets Schauspiel „Der Tribun" eingeschaltet, eine trotz aller Pathetik und Theatralik ermüdende Geschichte von einem antikorruptionistischen Minister-Präsidenten, der seinen leichtsinnigen Sohn dem Staatsanwalt ausliefern will und schließlich doch lieber demissioniert, wovon man vom ersten Akt an überzeugt war. Bei den immer seltener werdenden literarischen Abenden des Theaters in der Josefstadt lernte man einen keineswegs literarischen Einakterzyklus von Wilhelm Schmidtbonn kennen: „Der spielende Eros", drei Schwänke, die mit wenig Witz und viel lüsternem Behagen griechische Anekdoten ironisch verzerren. Eine ganz konfuse Arbeit ist die im ganzen Deutschen Reich verbotene tragische Posse „Hahnenkampf" von Heinrich Lautensack. Den lang gesuchten Erfolg brachte dieser Bühne erst Pierre Wolffs Komödie „Kokotten", ein sentimentales, aber wirksames Tendenzstück, in dem die seelisch reine, von Herzen liebende Demimondäne über die herzlosen Damen der Gesellschaft triumphiert. Die Phrasen



Alexander Girardi in Paul Ottenheimers „Heimlicher Liebe" im Johann Straußtheater. Nach einer Photographie von Ludwig Gutmann in Wien.

dieser Komödie werden durch einen glänzenden Darsteller wie Josef Jarno beinahe zu menschlichen Wahrheiten, und in Marietta Weber hat er eine ausgezeichnete und anmutige Partnerin. Die junge Künstlerin, eine französische Schweizerin, hat sich im Laufe eines Jahres bemerkenswert entwickelt. Auf der Residenzbühne wollte Felix Dörmann mit einer Komödie „Dressur" zeigen, daß er nicht bloß ein erfolgreicher Operettenlibrettist ist. Aber ich ziehe diesem schwächlichen Nachtrag zu den „Ledigen Leuten" den „Walzertraum" oder den „Unsterblichen Lump" unbedingt vor.

Bleiben noch die Wiener Operettentheater. Ein Welterfolg kommt nicht jedes Jahr vor, aber immerhin sind ein paar sympathische Novitäten zu verzeichnen. Da ist vor allem im Theater an der Wien Lehárs „Eva", das Reifste und Nobelste, was er bisher geschrieben hat, namentlich in formaler Hinsicht. Der moderne Operettenstil, den Lehár in seinen Arbeiten anstrebt, ist hier streng festgehalten, auf die Ausarbeitung der lyrischen und melodramatischen Partien hat der Komponist besondere Sorgfalt verwendet, und sein Orchester hat noch nie so schön geklungen. Die Musik ist zum größeren Teil sentimental und ernst, vermeidet aber mit Geschmack allen opernhaften Schwulst und alles Sirupsüße. Auch die leichteren Gesang- und Tanznummern sind künstlerisch geformt. Der Inhalt des Buches von Willner und Bodanzky ist wohl noch von der Berliner Premiere her in Erinnerung. Die Uraufführung im Theater an der Wien war mustergültig. Das bewährte Operettenpaar Louis Treumann und Mizzi Günther zeichnete sich in Spiel, Gesang und Tanz aus, die Kartousch und Tautenhayn erheiterten die sentimentale Geschichte. Wirkt bei „Eva" in erster Linie die Musik Lehárs, so ist die Operette des Johann Straußtheaters „Heimliche Liebe" ein Erfolg des interessanten und liebenswürdig humorvollen Buches von Julius Bauer. Ein Neuling, Paul Ottenheimer, schrieb die Musik: eine angenehme saubere Begleitung mit einigen hübschen volkstümlichen Einfällen. Die Geschichte von der heimlichen Liebe des Wiener Mädels zu einem Kaiserjägerhauptmann, dem sie, als Tambour verkleidet, in den österreichisch-italienischen Feldzug folgt, wird man gelegentlich des Gastspiels des Johann Straußtheaters im Frühjahr in Berlin kennen lernen. Auch die prächtige Leistung Alexander Girardis, der mit seinem lustigen Profoß die große Girardigalerie um ein wertvolles Stück vermehrt hat. Durch seine reife Kunst ist auch das Talent seiner Partnerin Gerda Walde gereift, einer anmutigen Soubrette, deren Können das Operettenniveau weit überragt. — Rasch noch die



Gerda Walde in der Operette „Heimliche Liebe". Nach einer Photographie von Ludwig Gutmann in Wien.

letzten Operettenzettel. Das Raimundtheater brachte den ersten Operettenversuch des hochbegabten Dirigenten Oskar Nedbal „Die keusche Barbara", worin sich Betty Fischer als ebenso anmutige wie begabte und zukunftreiche Sängerin erwies. Das Carltheater versuchte es zuerst mit Oskar Straus' „Kleiner Freundin" und spielt jetzt eine aus Lannermotiven zusammengestellte Operette „Alt-Wien", die aber nicht durch die Musik wirkt, sondern durch das wienerisch drastische Buch von Gustav Kadelburg und Julius Wilhelm. Der Librettist der „Lustigen Witwe", Victor Léon, kann den großen Erfolg nicht mehr erreichen, weder mit dem trostlos tragischen „Guten Kameraden" im Bürgertheater, noch mit der mißglückten „sozialen" Niese-Operette „Die eiserne Jungfrau" im Raimundtheater. Beide Bühnen versuchen es jetzt mit der Lustigkeit: einem sehr harmlosen „Frauenfresser" von Edmund Eysler und einer burlesken Operette „Casimirs Himmelfahrt" von Bruno Granichstädten, ganz netten Sachen, wenn auch nicht übermäßig lustig. Die Wiener Operette ist eben zu lange sentimental gewesen und muß jetzt anfangen, das Lachen wieder zu erlernen.



Betty Fischer in der Titelrolle der Operette „Die keusche Barbara" von Oskar Nedbal.
Nach einer Photographie von Ludwig Gutmann in Wien.

Oh, da liegen noch viele Zettel: von kleineren Premieren und Theatern, von Neueinstudierungen, Gastspielen, von Kabaretts, Variétés, Kinos — jawohl, die gehören ebenfalls zum Wiener Theaterleben. Wenn auch die Wiener Direktoren gegen die gefährliche Konkurrenz der Kinotheater erbittert Stellung nehmen, ich finde, das ist noch das ungetrübteste Theatervergnügen. Da gibt's kein Premierenpublikum, keine Freunde und Verwandten des Autors, keine gescheiten Meinungen und geistreichen Zwischenaktsbemerkungen. Man kommt, um zu sehen, und nicht, um gesehen zu werden. Das ist ja wahr: die Darsteller des Kinotheaters können nicht sprechen und nicht singen — aber das kommt doch auch in so vielen wirklichen Theatern vor. Nicht wahr?

Szene.

Nach einer indischen Vorlage von Hans Bethge.

Ein junges Weib blickt scheuen Aug's umher,
Ob niemand sonst im Schlafgemache weile;
Dann hebt sie sich ein wenig von dem Lager,
Betrachtet zärtlich das Gesicht des Gatten,
Der sich so stellt als ob ihn Schlaf umfange,
Und küßt ihn voller Lust und ohne Scheu.

Da aber merkt sie plötzlich, o Entsetzen,
Am Spiele seiner Mienen, daß er wacht;
Und ganz beschämt neigt sie das Antlitz
nieder,
Ihr Liebster aber schließt sie fröhlich lachend
In beide Arme, und er küßt sie lange.

Gespenster. Von Georg von der Gabelentz.



Seit zwei Jahren hatten sich Gregor Golowin und Franz Pirkhammer nicht mehr gesehen. Nun saßen sie wieder nebeneinander, aber nicht im Hinterzimmer der Berliner Studentenkneipe, sondern im Freien, auf einer steinernen Bank, umflossen vom Schatten einer der knorrigen Eichen, die dem tausendjährigen Schutt des Palatin entwachsen. Heiß brannte die römische Sonne rings auf die Mauern, Bögen und Säulenreste des Tiberiuspalastes, heiß und träge.

Golowin saß vornübergebeugt, die Ellbogen auf die Knie gestützt, und drehte in mageren und beweglichen Fingern ein gelbes japanisches Rohr, mit dem er spielend irre Figuren in den Sand kritzelte, um diese gleich darauf rasch und unmutig wieder zu verwischen. Das schwarze Haar stand ihm unter dem zurückgeschobenen Strohhut dicht um die hohe Stirn und beschattete ein bleiches Antlitz, dem weder die Sonne noch die Erregung einer mit gedämpfter Stimme geführten Unterhaltung Farbe verleihen konnten. Von dem dünnen und ungepflegten Bart umrahmt, zuckte sein großer Mund bei jedem Worte, und zerstreut folgten die Blicke seiner dunklen Augen den Bewegungen der Stockspitze.

„Du findest mich müde aussehend?" fragte er in erstauntem, fast spöttisch klingendem Tone Pirkhammer. „Lieber Freund, seit wann wundert dich das Natürliche?"

„Natürlich nennst du's jetzt?" erwiderte der Gefragte. Dann fügte er zögernd hinzu: „Es fehlte dir doch nie etwas, als wir das letztemal länger beisammen waren."

Golowin kritzelte heftig mit dem Stock auf den Boden.

„Aber gerade damals war ich schon krank," entgegnete er. „Vielleicht hatte ich mich nur noch nicht äußerlich verändert. Wir haben uns seit jenen Tagen nicht mehr gesehen, Pirkhammer, nun sind fast zwei Jahre darüber hingegangen und — wozu führ' ich dies Leben noch! Mein Unglück hat in all der Zeit nichts von seiner grellen Farbe verloren, aber auch gar nichts!"

„Ist das wirklich so?" fragte Pirkhammer nach einer Weile.

„Ja. Glaub' mir! — Grauer Nebel hat sich auf mich gesenkt. Er liegt dick und kalt wie der Schnee eines russischen Wintertages."

Pirkhammer zuckte geringschätzig die Achseln. „Dein eigener Wille, Freund!"

„Nein, meine Veranlagung."

„Und deine Arbeiten? Mein Gott, bist du denn über jene Sache gar nicht hinweggekommen?"

Golowin beantwortete die Frage seines Freundes nicht.

„Wahrhaftig, ich wundere mich zuweilen, wie leer das Dasein eines Menschen werden kann, wie leer," fuhr er fort, „und auch wie ich trotz solch innerlicher Leere noch zu leben vermag! Mein Leben hatte nur einen Inhalt, die Sehnsucht, die Liebe zu ihr, — zu Andrea. Mein Dasein hing an den unsichtbaren Fäden, die mein Herz an das ihre knüpften. Oder nein, so drücke ich mich nicht recht aus: die von ihr ausliefen, denn diese Fäden spannen sich von ihr zu mir. Andreas Weggehn riß mir jedes Licht aus dem Leben, nahm meiner Seele den Odem, zerschnitt mir gleichsam die Sehnen jeder geistigen Spannkraft."

Pirkhammer blickte teilnehmend auf den Freund. „Laß das Vergangene! Man darf Totes nicht erwecken wollen."

„Nein, nein," fiel ihm Golowin ins Wort. „Zuweilen ist's notwendig, auch auf Totes zu schauen, um sich seines Wertes bewußt zu werden. Ich muß einmal vor dir den ganzen Inhalt meines Lebens ausschütten, denn du allein hast es, von fern, gesehen. Du hast Andrea gekannt, weißt, welch seltsames Wesen sie war. Du wirst es wenigstens geahnt haben."

„Erzähle, wir haben ja Zeit," bemerkte Pirkhammer.

„Verzeih nur," begann Golowin, „wenn ich dabei vielleicht einzelnes wiederhole. Ich sah Andrea zuerst in Berlin, als sie in einer großen Gesellschaft, die unser Konsul in seinem Hause versammelt hatte, zwei Lieder vortrug. Sie hatte sie selbst kom-

poniert. Der Zauber ihrer Stimme, dieser weiche, melancholische Alt, nahm mich gefangen, mehr noch als die fremdartige Schönheit, oder meinetwegen auch bloß der Reiz ihres Äußeren. Das war kein Wunder, ihr Vater Pole, ihre Mutter Jüdin — da mußte ja Rasse in ihr stecken! Rasse, siehst du, nichts Verwaschenes und Charakterloses. Sie war geschaffen, jeden Mann toll zu machen. Ach, und ich lebte nur, wenn ich sie sah!"

Pirkhammer legte lächelnd seine Hand auf den Arm des Freundes. „Na, na, wieder deine Übertreibungen, Golowin?"

Doch Golowin spann an seinem Gedanken weiter. „Sag', was du willst, Andrea war ein wunderbares Geschöpf, und nur in ihrer Nähe meinte ich, atmen zu können. Ich suchte ihre Gesellschaft auf, wo ich konnte, ich bedurfte ihrer wie der Sonne, wie des Lichts, der Luft. — Vorbei das alles!"

Golowin wischte sich mit einem Seufzer über die Stirn, dann reckte er sich in einer energischen Bewegung empor.

„Nein, es wäre feig, wollte ich dem Schmerz ausweichen, und es bringt mir Linderung, von ihm zu reden. Ich habe darüber lange genug schweigen und alles mit mir allein abmachen müssen. Noch einmal, du mußt Geduld mit mir haben, aber ich kann und darf aus der Kette, die sich um mein Leben schlingt, keinen Ring herausnehmen, sonst könntest du alles für Unsinn oder mich für verrückt halten.

Ich habe dir schon früher einmal erzählt, daß ich von Kindheit an nervös und reizbar war, bald jähzornig und erregt, bald tief verstimmt, als junger Student, ach, als Schüler schon bereit, heute für eine große Idee zu kämpfen und zu sterben und morgen jedes Los ohne Widerstand über mich ergehen zu lassen. Du weißt, daß auch ich unter dem atemraubenden Druck stand, der in meiner russischen Heimat auf uns Freigesinnten lastet, daß ich mich umsonst mit allen Fasern meines Seins, mit jedem Gefühl, jedem Gedanken dagegen auflehnte, ja, daß ich mehrmals nahe daran war, überwältigt von der Empfindung innerer Ohnmacht, erdrückt vom Gewicht eines zwecklosen und vergeblichen Kampfes, ein Ende zu machen und dies Dasein wegzuwerfen. Aber auch dazu gehört ein rascher Entschluß, und — du hast über dies mein Oblomofftum, wie du es mit Gontscharow nanntest, oft gelacht und gescholten. Mit Unrecht, ihr kennt in Deutschland keine Knechtschaft und keine Willkür. Wirklich, du hast mir unrecht getan.

Nun, ich bin dir nicht böse," fuhr Golowin fort, da Pirkhammer eine abwehrende Bewegung mit der Hand machte. „So wie du geschaffen bist, hattest du recht, aber ich litt darum nicht weniger unter den Gestalten und Einflüsterungen meiner Einbildungskraft, unter den Träumen meiner flügellahmen, kranken Seele.

Du weißt, daß ich eine Faustidee mit mir herumtrug, daß ich einen russischen Faust schreiben wollte, einen Mann, der unerlöst bleibt von den Qualen des Zweifels und von der Schuld seines Lebens, weil ihm die Kräfte fehlen, der Glaube, die Fröhlichkeit, die Lust, die eine solche Aufgabe verschlingt, weil er zu sehr Russe ist, — weil endlich dieses Leben kein Morgen hat, das die Schuldscheine des Heute einlösen könnte. Völlig überwuchert von den krausen Ranken und Spekulationen meiner Idee ging ich damals in die Einsamkeit, um ungestört an meinem Buche arbeiten zu können. Ich mietete für den Winter einige Zimmer in einem kurländischen Jagdhaus und ließ mich dort einschneien. Stille und Ruhe zur Arbeit fand ich reichlich, wochenlang sah ich außer einigen schweigsamen Waldarbeitern kaum einen Menschen.

In der langen Dämmerung unserer russischen Nächte saß ich dort lesend und schreibend, ganz eingesponnen in meine Gedanken. Im wahrsten Sinne umstrickt von ihnen wie von Spinnengeweben. Wie quälte ich mich mit ihnen ab. Sie wollten sich nie in die rechte Form fügen, und niemals fand diese Form, schien sie endlich sich mir zu bieten, ihren treffenden Ausdruck im geschriebenen Wort. Die Ermüdung solches Kampfes gegen ein zähes Spinnengewebe brachte es mit sich, daß ich dazwischen in meine alte Trägheit und Mutlosigkeit verfiel und oft nahe daran war, mich auf einem meiner Spaziergänge unter eine alte Fichte wie ein Bär in den Schnee zu legen und mich einschneien zu lassen.

An einem Abend geschah's, an einem dieser Abende, als ich nach langer und doch

fruchtloser Anspannung aller geistigen und seelischen Kräfte, müde über einen Stoß beschriebener Papiere gebeugt, bei der Lampe saß. Da trat das Wunderbare in mein Leben, das mich seither immer fester in seltsame Fäden verwickelt hat, da hatte ich zum erstenmal eine jener Visionen, die oft beobachtet, hundertmal nachgewiesen, aber noch nie genügend erklärt worden sind.

Gib acht, wie mein Zimmer aussah.

Mein Schreibtisch stand so, daß ich zur Linken ein verschlossenes Fenster hatte. Mir schräg gegenüber — ich bewohnte ein Eckzimmer — befand sich zwischen einem mit verschossenem gelbem Stoff bezogenen Sofa ein zweites Fenster und neben diesem ein alter, grauer Backsteinofen. Der Schein meiner Lampe fiel bei der Kleinheit des Raumes noch voll auf das gelbe Sofa und die weißen Vorhänge des Fensters. Auch die mit einem rohen Blumenmuster in bäurischem Geschmack getünchten Wände warfen das Licht zurück. Es war also nicht etwa dunkel, und da ich einige Tage vorher meinen großen Kleiderschrank in das anstoßende Schlafzimmer hinübergeschleppt hatte, befand sich kein Winkel und kein Möbel im Zimmer, hinter dem sich ein Fremder hätte verstecken können.

Ich schrieb gerade, als ich plötzlich vor mir, gleichsam vom Sofa her, einen klagenden, stöhnenden Ruf hörte, meinen Namen. Noch ehe ich zu einer Überlegung Zeit hatte oder nur die Feder weglegen konnte, wiederholte sich der Ruf, diesmal deutlicher, angstvoller, und ich erkannte — die Stimme meiner Mutter. Die alte Frau stand zwischen Sofa und Fenster vor mir, nicht drei Schritte von mir entfernt!

Meine Mutter bei mir!

Sie war blaß, und auf ihrem guten, alten Gesicht zeigten sich Schatten verzweifelter Traurigkeit. Sie erschien mir erschöpft von einer langen Reise.

Mein erster Gedanke war der, die Mutter sei heimlich zu mir gereist und leise eingetreten, um mich zu überaschen. Aber dann hätte ich das Öffnen der Tür zu meiner Rechten, wenn nicht hören, so doch bestimmt sehen müssen, auch wäre sie ihrer Art nach ohne weiteres auf mich zugestürzt, hätte mich umarmt und geküßt. Sie aber stand plötzlich neben dem Fenster, als sei sie von außen durch die Wand getreten, regungslos wie eine Holzfigur. Und ebenso regungslos starrte ich sie an, ohne vom Stuhl aufzuspringen, ohne sie anzureden, ja, fast ohne zu atmen, von Gefühlen bewegt, die zwischen Grauen und angespanntester Erwartung schwankten. Ihr Ruf schien unterdessen immer fortzutönen, ihre Stimme ohne Ende an mein Ohr zu klingen, als könne sie sich nicht herausfinden aus den Mauern des Zimmers.

Allmählich kam ein Gefühl klaren Begreifens über mich. Aber das Begreifen war noch schrecklicher als der Zustand traumhafter Erstarrung, der sich anfangs meiner Seele bemächtigt hatte.

Ich wußte mit einmal, daß ich die Stimme einer Sterbenden gehört hatte.

Das löste die Gebundenheit meiner Glieder, daß ich aufsprang, auf die Gestalt zustürzte und sie mit ausgebreiteten Armen zu umfangen suchte. Wollte ich sie festhalten oder verjagen, ich weiß es heute selbst nicht. Ein lauter, sinnloser Schrei riß sich aus meiner Kehle los, ich faßte nach dem Kleide meiner Mutter, — aber ich griff ins Leere und taumelte wie betäubt gegen das Sofa. Die Gestalt war verschwunden.

Lange lag ich auf den Knien, das Gesicht in die Hände vergraben, ich wollte nichts mehr sehen, nichts mehr hören. Als ich mich erhob, war es finster um mich, denn meine Lampe war ausgegangen. Da ließ ich mich in eine Ecke des alten Möbels fallen, ich sank tief in die abgenutzten, quietschenden Federn und wartete. Worauf? Daß die Erscheinung noch einmal kommen möchte? Wer will das jetzt sagen? Jedenfalls aber darauf, daß mir aus dem Lande des Unbekannten, aus den Bereichen des Übersinnlichen noch einmal irgendein Zeichen gegeben werden möchte.

Aber nichts kam.

Die Stunden vergingen. Schlaflos sah ich von meiner Sofaecke aus die bleiche Nachtdämmerung dem klaren Morgenlicht die Hand reichen; ich beobachtete in müdem Hinträumen, wie der erste Sonnenstrahl sich um die hölzerne Fensterumrahmung tastete und auf meine Papiere fiel.

Endlich erhob ich mich, trat in das anstoßende Schlafzimmer, steckte den Kopf in eine Schüssel mit kaltem Wasser und lief dann, ohne nach meiner Arbeit zu sehen, aus dem Hause. Ruhelos irrte ich

im verschneiten Walde umher, ohne Plan, zehnmal in meinen eigenen Spuren hin- und herstampfend. Schweißtriefend und durchnäßt, die Augen vom Schnee geblendet und in einem Zustand zwischen Furcht und banger Ahnung, bald von Zweifeln gequält, bald von frohen Hoffnungen genarrt, wollte ich heimkehren, da sah ich durch das Schneegeriesel der einsamen Landstraße einen Mann auf mich zukommen. Ich blieb, an einen Baum gelehnt, stehen und erwartete ihn. Es war ein Bote aus der nächsten kleinen Stadt.

‚Kennen Sie einen Herrn Golowin, der im Forsthaus drüben wohnen soll?‘ fragte er mich.

‚Der bin ich! Wollen Sie zu ihm?‘

‚Ja, ich habe ein Telegramm für den Herrn,‘ antwortete er.

Ich riß ihm das zusammengefaltete Papier, das er in der Tiefe seiner Rocktasche gesucht hatte, aus der froststarren Hand und kehrte mich ab, um es zu öffnen. Ich wußte, was es enthielt, und er sollte mich nicht schwach sehen."

Golowin unterbrach seufzend seine Erzählung, und Pirkhammer blickte mit düsterer Miene auf das gelbe Häusergewirr am Abhang des Kapitols.

„Dein Vater war schon früher gestorben?" warf er ein.

„Ja," erwiderte Golowin kurz. Dann fuhr er fort: „Mit meiner Mutter hatte ich den einzigen Menschen verloren, an dem mein Herz gehangen, und mir ist, als sei mein Leben seit jenem Tage ohne Schutz fortan nur noch den rätselhaften Mächten ausgeliefert, die in unsere Geschicke eingreifen.

Ich verließ schon am nächsten Tage mein Waldhaus mit der Absicht, es nicht wieder zu betreten, denn ich fürchtete mich in ihm. Ich hätte nachts nicht mehr allein in meinem Zimmer bleiben mögen. Meine Mutter wurde von mir in Petersburg auf dem deutschen Friedhof begraben, täglich besuchte ich ihr Grab, und von jenem Tage an hielt mich die große Stadt fest. Ich geriet in ihren kreisenden Strudel. Gerade damals entwickelten sich allerlei bedeutsame Ereignisse, Großfürst Sergius war kurz vorher in Moskau ermordet worden.

In meiner Abgeschiedenheit in den kurländischen Wäldern hatte ich mich um die Zeitungen und ihre politischen Nachrichten, um all dies mit wichtigen Mienen vorgetragene Geschwätz über die Ursachen und Folgen unserer Niederlagen in Ostasien, hatte ich mich um die wohlweisen, abgedroschenen Reden und Phrasen der Politiker nicht gekümmert, denn ich glaubte schon lange nicht mehr daran, daß einer von ihnen den Stein der Weisen gefunden habe. Jetzt aber wurde ich mitten in das wühlerische Treiben hineingeworfen.

Und es steckte mich an, ich wehrte mich nicht dagegen. Warum? In mir wohnte immer ein starkes Maß von Vaterlandsliebe, es war nur zeitweise eingeschlummert. Jetzt aber hörte ich plötzlich das ferne Brausen, das großen Dingen vorangeht. Es klang wie Glockengeläut, ich atmete eine Luft ein, die mit gefährlichen Keimen gefüllt war, aber ich meinte, meine Lungen gar nicht genug mit ihr füllen zu können.

Nichts ist ansteckender, als Menschen bei der Zerstörung zu finden. Macht es nicht jedem Kinde schon Freude, mit dem Stecken einen alten Topf zu zerschlagen? Nichts begeistert so wie die Phrase, das Siegesgeheul über zerbrochenen Tempeln.

Siehst du, heute kann ich in Ruhe darüber philosophieren, aber hätte ich mir das doch damals gesagt! Ich aber stand mitten unter dem freiheitstrunkenen Haufen, mit der gleichen unklaren Sehnsucht nach Freiheit im Herzen. Ich glaubte ihrem Geschrei, ich atmete ihren Odem, diesen Dunst von Schweiß und Schnaps, ich drängte mich auf ihre Wege, und meine Begeisterung für das Neue, die Freiheit, das Glück meines Volkes machte sich in einem aufreizenden Gedicht Luft, das ich einer Zeitung übergab, aus Eitelkeit und aufrichtiger Gesinnung, beides gemischt.

Wochenlang büßte ich krank und elend meine Unklugheit in einem Gefängnis, mit knapper Not nur entging ich Schlimmerem. Nach meiner endlichen Entlassung floh ich nach Deutschland, in die Heimat meiner Mutter. Petersburg war mir verleidet. All der Schmutz, den eine Revolution aufrührt, ekelte mich allmählich an.

Ich war frei, doch ein entwurzelter Baum, an dem die Blätter starben.

Du wirst ja bemerkt haben, in welcher Verfassung ich hier ankam, vereinsamt, ohne Hoffnungen, ja, ohne Kraft, nach solchen

zu suchen. Ich schäme mich dieses Bekenntnisses, aber es war so.

Und das Bitterste: mein Manuskript war mit anderen Papieren bei meiner Verhaftung beschlagnahmt worden, ich bemühte mich vergeblich, es wieder zu erhalten, es wird wohl ins Feuer gewandert sein. Hoffnung, Arbeit, Inhalt vieler Monate waren damit zerstört, und es war mir unmöglich, noch einmal anzufangen.

Nun sank meine Seele allmählich immer tiefer in das Meer hoffnungslosen Verzagtseins hinab. Ich aß und trank, ich ging spazieren und las hin und wieder eine Zeitung, ich sah auch Bekannte und Freunde, oder wenigstens Menschen, die sich so nannten, aber im übrigen lebte ich ein Leben fast ohne Willen und Bewußtsein, wie eine Pflanze. Ich hatte weder den Wunsch, dies Leben zu verlängern, noch auch es abzukürzen. Ich überließ das meinem Schicksal.

Da begegnete mir Andrea. Gerade zur rechten Zeit trat sie in mein Leben.

In Andrea war alles Leben, Übermut, Frische, Leichtigkeit. Ich konnte ihre aus immer neuen Quellen frisch sprudelnde Lebendigkeit nicht genug bewundern. Ich drängte mich zu ihr, wie die verdorrende Pflanze sich dem Regen entgegenstreckt, — und ihr gelang das Wunder. Sie verscheuchte meine Schwermut, sie hielt mich aufrecht und lehrte mich die Hoffnung, wenn ich verzweifeln wollte.

Andrea verstand mich, besser als alle anderen, und sie verstand mich gerade in der Verfassung, in der ich mich damals befand. Jede Regung meines Herzens ahnte sie voraus, sie wußte mit dem feinen Empfinden der Frau jede Schwingung meiner Seele mit lächelnder Leichtigkeit zu erklären und — zu entschuldigen.

Ich habe nie ein besseres Gedicht geschrieben als das Lied an sie. Alles, was in mir müde, mutlos, angebrochen war, ward allmählich wieder hell, frisch, ganz und voll neuer Lebenslust. Ich besprach sogar mit ihr den Plan zu einem Roman, wir legten alles gemeinsam fest, die Charaktere, die Handlung, Kapitel für Kapitel. Ihre Hilfe war mir wertvoll, denn sie erriet meine Gedanken, ehe ich sie aussprach, sie besaß die feine Kunst, gleichsam ans Licht zu holen, was im Dämmer meiner Seele nur geahnt, nur in Umrissen, in unzugänglichen Winkeln ruhte.

Mehr und mehr ward sie mir als Quell geistiger Erfrischung unentbehrlich, und ihre Hände woben gleichsam über mein Leben einen Schleier.

Es geschah, was geschehen mußte.

Ich verliebte mich in Andrea und offenbarte ihr eines Tages mein Herz. Ich begehrte sie zur Frau.

Das schien sie nicht erwartet zu haben. Sie blickte erschrocken in die Ferne, sie wich einer geraden Antwort aus, vertröstete mich mit tausend milden Worten und suchte über meine Idee wie über eine flüchtige Laune meines Herzens zu scherzen.

Kurz, sie entzog sich mir, indem sie bemüht war, mir solche Gedanken schonend auszureden. Sie liebte mich eben nicht, wie ein Mädchen den Mann lieben muß, dem es sich fürs Leben hingeben will.

Gewiß, du wirst sagen, ich hätte das beizeiten bemerken sollen, aber ich war eben im Banne meiner Träume gewesen.

Wochenlang quälte ich mich nun von neuem mit verzweifelten Gedanken. Andreas Weigerung, meine Frau zu werden, war für mich um so unverständlicher, als sie keine Eltern mehr besaß, von niemand abhängig war, und uns heimlich etwas verband, das ich dir nicht erklären kann, dessen Wesen mir dunkel ist, das seinen Ursprung in unerforschten Tiefen menschlicher Seelen hat: etwas Visionäres."

Pirkhammer unterbrach hier den Freund mit einer ungeduldigen Gebärde. „Wohin steuerst du wieder?" sagte er vorwurfsvoll. „Du verirrst dich von neuem, Golowin, du phantasierst."

„Ich phantasiere, wieso?" rief Golowin fast ärgerlich.

„Aber gewiß! Ich sehe wenigstens nichts Absonderliches an allem. Überlege doch! Andrea interessierte sich außerordentlich für dich, sie nahm innigen Anteil an deinen Schicksalen, an deinem ganzen Wesen, das gebe ich alles gern zu. Aber sie liebte dich eben nicht, nicht genügend wenigstens, um die Rolle der verstehenden Freundin mit der der Frau zu vertauschen. Was braucht's da des Übersinnlichen zur Erklärung? Du läßt dich wieder von Hirngespinsten umgarnen und verfällst in deinen alten Fehler, lieber Freund."

„Fehler? — Laß mich," bat Golowin, „wir würden keine Wahrheiten kennen ohne unsere Irrtümer. Wir müssen ins Dunkle gehen, wollen wir Licht finden. Du hast mich nicht zu Ende gehört, sonst würdest du nicht so voreilig von Hirngespinsten reden. Glaub' mir, ich gab mir redlich Mühe, das zu erklären und zu begreifen, was um mich geschah, was ich fast täglich erlebte, ohne zu wollen, was ich greifen mußte, ohne doch jemals die Hand danach zu strecken."

„Also das Visionäre?" warf Pirkhammer ein.

„Gerade das! Das sichtbar Unsichtbare, das greifbar Unfaßliche war ein Band, das von Andrea zu mir lief. Ich wußte, um dir ein Beispiel zu nennen, immer vorher, wenn ich sie irgendwo treffen würde. Ich fühlte es gleichsam, wenn sie ihre Wohnung verließ. Ein seltsames Wachsein schärfte alle meine Sinne und war doch wie ein Träumen, das meine Seele stets in freudige Unruhe versetzte. In solchen Augenblicken war's mit jeder Unterhaltung vorbei; ich konnte meine Gedanken nicht mehr auf etwas anderes richten. Andrea nahm sie völlig gefangen.

Ich sah deutlich, auch ohne an ein Fenster zu treten: jetzt biegt sie um die Ecke der Straße, ihre Augen ruhen von fern auf den Wänden des Hauses, hinter denen ich mich eben befinde. Ich wiederhole, ich fühlte das ganz deutlich, als hätten die Wände mit ihrer Tapete, ihrem Kalk, ihren Steinen für Augenblicke die Eigenschaft angenommen, zu mir hereinzuleiten, wie eine Metallplatte den elektrischen Funken leitet. Ich fühlte mitten in einer großen Gesellschaft die Berührung von Fingerspitzen an meinem Puls, wenn ihre Hand draußen gegen die Klinke drückte.

Plauderten wir zusammen, so wußte ich vorher, was sie sagen würde. Sie lachte oft darüber, wenn ich ihr die Worte von den Lippen nahm und den von ihr angefangenen Satz vollendete, aber zuweilen erschrak sie jäh, und ich glaube, im Grunde war ihr das unheimlich. Ich entsinne mich, daß ihr Lachen öfters abbrach und nachdenklichem Schweigen Platz machte.

So lebte sie ein Leben, das mir sozusagen in allen Phasen gegenwärtig war.

Nur eins habe ich nicht geahnt, daß sie gehen würde, daß sie mich verlassen würde. Oder vielmehr, ich ahnte auch das, aber ich wollte es nicht glauben, ich meinte, mich zu täuschen.

Es wäre das auch kein Wunder gewesen, denn seit wir uns im Sommer zufällig alle drei zusammen an der See trafen, und du täglich mit uns zusammen warst, schien sich seltsamerweise das Band, das von ihr zu mir lief, zu lockern. Der Strom, der von ihr ausging und in meiner Seele anklang, wurde durch dein Dazwischentreten — Gott weiß, wie? — abgelenkt und zerstört."

Da Pirkhammer eine überraschte Bewegung machte, setzte Golowin schnell hinzu: „Ich bin ja überzeugt, ich weiß, daß du keinerlei Schuld daran hattest. Du konntest nichts für diese Wandlung."

Pirkhammer stieß einen Seufzer aus. „Ich habe wohl hin und wieder durch Andrea in dunklen Andeutungen von diesen merkwürdigen Dingen gehört," bemerkte er. „Es waren die wohlbekannten Erscheinungen des Hellsehens, die sich aus deinem ungewöhnlichen Geisteszustand erklärlich machen."

„Mag sein, daß du recht hast," fuhr Golowin in seiner Erzählung fort. „Du hast dich auch oft bemüht, mich aufzurichten, weil du mich krankhaft nervös nanntest. Ich war das nicht so sehr als vielmehr unglücklich, zerrissen, von neuem des Lichts beraubt durch Andreas Weigerung, meine Frau zu werden. Es wäre besser und sicherlich männlicher gewesen, diesem Zustand so oder so ein Ende zu machen und sie zu fliehen, aber ich hätte mir ebensogut Herz oder Lunge ausreißen können. Man verbrennt das Schiff nicht, auf dem man fährt.

Darum blieb ich.

Ich war ein Narr! Jetzt weiß ich, was sie endlich selbst zur Flucht trieb. Ich allein! Kein anderer! Ich selbst mit meinen Bitten, meiner Reizbarkeit, meiner Unruhe. Vielleicht auch fürchtete sie sich zu sehr vor dieser Kraft, die mir ihre Handlungen und Gedanken verriet.

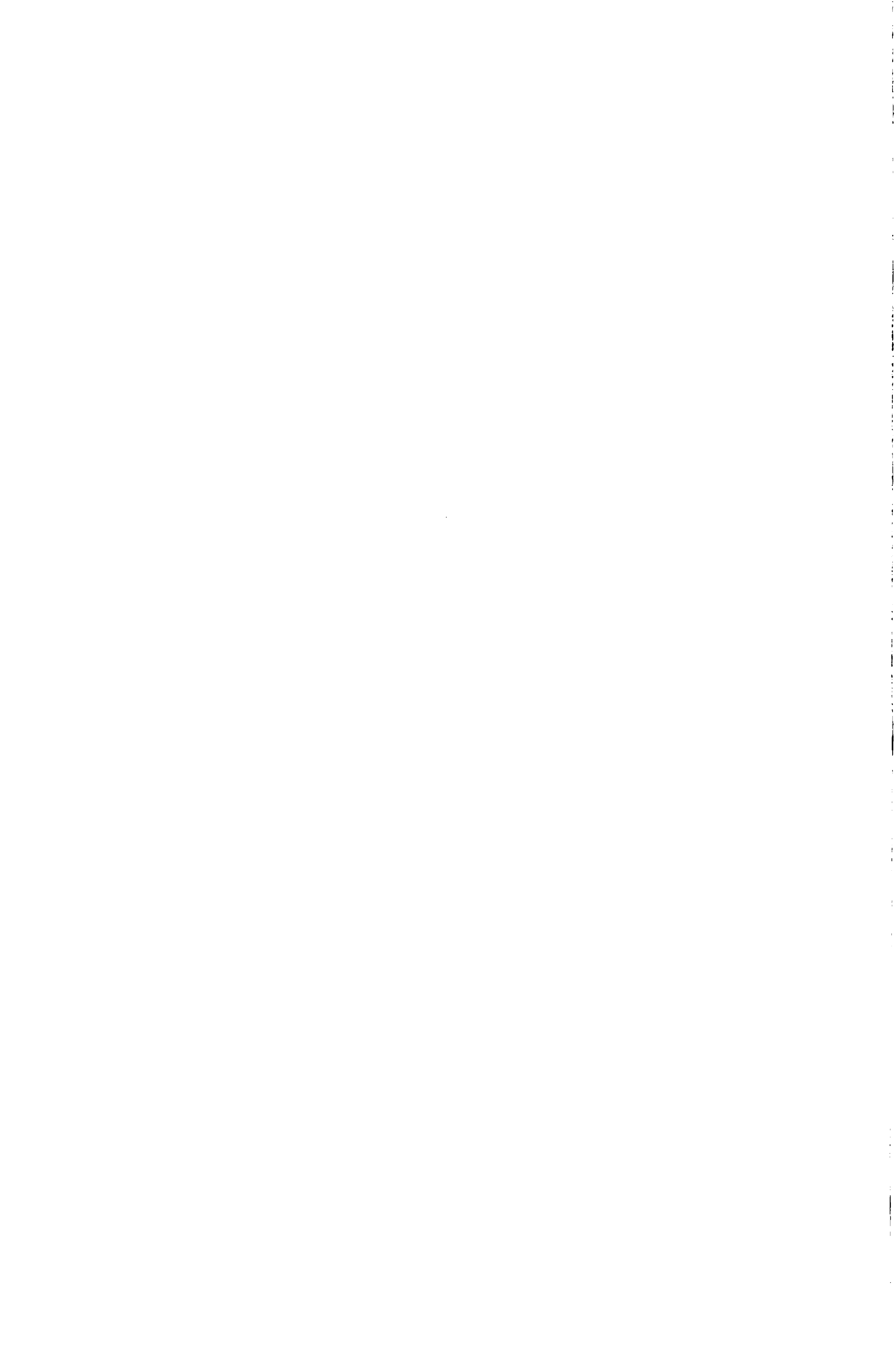
Ach, damals habe ich oft mein Gehirn zermartert, um dahinter zu kommen, wie diese Visionen, die mir nun manchmal zur Qual wurden, entstehen konnten.

Wenn Andrea mich noch geliebt hätte!"



Bildnis der Helene Fourment.

Radierung von W. Unger nach dem Gemälde von Peter Paul Rubens in der Galerie Weber zu Hamburg.



Golowin überließ sich wieder seinen quälenden Gedanken und bemerkte es nicht, daß sein Freund ihn voll Unruhe und Anteilnahme beobachtete. Pirkhammer empfand beim Anblick der zusammengesunkenen Gestalt an seiner Seite ein starkes Unbehagen. Diese ins Leere irrenden Augen, diese eingefallenen Züge und das nervöse Spiel der Hände erschreckten ihn.

Er ergriff, um ein Ende zu machen, den Arm des Freundes. „Laß das," bat er, „sieh lieber hin, wie die Sonne eben dort goldig über den Dächern des Kapitols liegt, so habe ich sie noch nie gesehen."

Aber Golowin war nicht fähig, auf das Gestirn zu achten. Er hatte sich zurückgelehnt und starrte in die lila leuchtenden Tiefen des Himmels. Wie zu sich selbst redete er weiter.

„Ach, Freund, da glauben wir nun, alles zu wissen, und wir wissen gar nichts. Nur der Schein ist ja das Wahre, nur er nützt uns, nur mit ihm können wir rechnen. Ich meine, alles ist im Grunde transzendental, wir aber können nichts Fremdes begreifen, denn wir begreifen uns selbst nicht. Etwas ist in jedem von uns, das doch zugleich außer uns ist und unser Leben zuweilen Sprünge machen läßt, wie ein Hampelmann, den man an einer Schnur hält." Der Redner machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand. „Nun, was ich dir sage, ist nichts Neues. Seit Jahrtausenden haben sich die armseligen Erdenbewohner mit dem Unbegreiflichen herumgeschlagen und abfinden müssen, so gut oder auch so schlecht es ging. Wir sind von Rätseln umgeben, durch Rätsel geworden, unser Leben endet mit einem Rätsel, und es ist ebenso grausam als segensreich, sie nicht zu kennen. Siehst du, du sagtest vorhin, daß das, was ich mit Andrea erlebte, Hellsehen sei. Gut. Aber erklärst du es damit, strafst du es etwa Lügen? Wir geben dem Unbekannten einen Namen, dann meinen wir, gewinnt es für uns Farbe und Umriß. Wir haben's erobert, und wir reihen es mit vergnügtem Schmunzeln in ein Fach unserer Vorstellungen ein. Was wir nicht benannten, meinten wir nicht greifen zu können. Also kleben wir ihm einen Namen auf. Sehr schön das alles, nicht wahr? Aber was dann? Ist's darum weniger fremd und furchtbar?

Ich vergaß, dir vorher noch ein Beispiel für die seltsame Genauigkeit meiner Visionen zu nennen.

Denke dir, eines Tages warf ich — auch das geschah, ehe wir mit dir im Seebad zusammentrafen — vom Sofa in meinem Zimmer aus ganz zufällig einen Blick auf die gegenüberliegende Wand. Wie erstaunte ich, als ich gewahr wurde, daß der sonst an jener Stelle hängende große Mahagonispiegel nicht mehr an seinem Platze hing, sondern ein zierlich geformter Spiegel in weißlackiertem Rahmen, den ich noch nie bemerkt hatte. Hatte meine Hauswirtin aus irgendeinem Grunde eigenmächtig diesen Tausch bewirkt, hatte ich die Sache zufällig übersehen? Der weiße Spiegel aber paßte nicht in meine übrige Einrichtung, er gefiel mir nicht, und ich war eben im Begriff aufzustehen und mich bei dem Mädchen nach dem Verbleib des alten Mahagonispiegels zu erkundigen, als ich in dem fremden Glas deutlich Andreas Bild gewahrte. Sie trug eine rote, seidene Bluse mit weißem Muster, die ich bei ihr noch niemals erblickt hatte, stand vor dem Glase und legte sich eben einen grauen Staubmantel um. Lächelnd knöpfte sie die großen Perlmutterknöpfe des Mantels über der Brust zu, wischte mit dem Zeigefinger der Rechten einen kleinen Staubfleck auf ihrem linken Ärmel weg, strich mit den Händen den Mantel in der Taille glatt, besah sich noch einmal von der Seite und trat dann zur Tür heraus.

Andrea verschwand, und im selben Augenblick hing auch mein Mahagonispiegel wieder an seinem Platze.

Sie war noch nie bei mir gewesen. Jetzt aber schlug mein Herz in einer jähen, freudigen Erregung. Ich wußte, daß sie zu mir kommen würde, um mich zu einem Spaziergang nach dem Tiergarten abzuholen. Am Tage vorher hatte sie das noch ungewiß gelassen. Ich hatte sie öfter darum gebeten, aber das Wetter war nicht gut genug gewesen. Jener Morgen aber war warm, die Bäume hatten das frische Laub des Frühsommers.

Wirklich trat sie eine Viertelstunde später bei mir ein, ihre Gestalt umhüllte der graue Staubmantel mit den Perlmutterknöpfen. Sie wollte ihn öffnen, ich aber sprang herbei und hielt ihn über ihrer

Brust zu, indem ich ausrief: ‚Nicht wahr, Sie tragen heute eine rote Bluse mit weißen Flecken?‘

Sie erschrak und trat einen Schritt zurück. ‚Nanu, woher wissen Sie das?‘

‚Ich sah Sie eben daheim vor einem weißen Spiegel stehen.‘

‚... weißen Spiegel mit einer goldenen Schleife?‘

‚Ja. Eine Schleife im Geschmack des Rokoko.‘

‚Mein Toilettenspiegel,‘ entgegnete sie und blickte mich entsetzt an.

Es war alles genau so, wie ich es gesehen hatte. Sie trug eine neue rote Bluse mit weißem Muster, sie hatte auch vor dem Ausgehen einen Staubfleck vom linken Ärmel gewischt und sich den Mantel in der Taille glatt gestrichen, weil ihn die Schneiderin zu weit gemacht hatte.

Siehst du, wir standen eine Weile sprachlos einander gegenüber. Ein Schauer lief uns wider Willen über den Rücken, und wir versuchten nachher umsonst über das alles zu scherzen. Das Lachen wollte nicht recht gehen, es war uns, als habe sich jäh die Pforte des Übersinnlichen vor unseren Augen aufgetan. Auch der Spaziergang brachte uns den erwarteten Genuß nicht trotz der Frühlingssonne, der fröhlichen Menschen, der Vögel.

Einige Wochen danach trafen wir an der See zusammen.

Denkst du der seligen, unseligen Abende, in der wir zur Dämmerstunde zu Boot hinausfuhren, und sie uns vorsang? Weißt du noch, wie sie das Wasser liebte, wie sie stundenlang mit uns am Ufer sitzen konnte, bis die Flut über die Strandschuhe lief und ihre Füße netzte. Und wie sie sich freute, wenn es Sturm gab! Erinnerst du dich ihrer sonderbaren Laune, immer hinauszusegeln, gerade wenn es regnete und stürmte und der Gischt uns ins Gesicht flog, und wie sie dann den alten Stephensen bitten und umschmeicheln konnte, daß er sein Boot ins Wasser schieben möchte. Weißt du noch, wie der Alte mit seinem breiten, behäbigen Lächeln auf ihr glühendes Gesicht und ihre kleinen Hände blickte, mit denen sie die gestrickte Mütze und die zerzausten Haare gegen den Seewind festhielt? Einmal schwamm sie auch vom Badestrand auf unser Boot zu, sie war erschöpft und hielt sich an Stephensens Ruder. Du wolltest sie zu uns ins Boot nehmen, denn auch du warst plötzlich ängstlich geworden, als du bemerktest, wie schwer sie atmete. Sie aber lachte über unsere Angst, stieß sich bald wieder vom Bootrand ab und winkte uns zurückschwimmend mit der weißen, ganz erstarrten Hand zu."

Golowin schlug die Hände vors Gesicht, überwältigt, schien es, von einer plötzlichen, schmerzvollen Erinnerung.

„Mein Gott," stöhnte er.

„Du hast alles auf eine Karte gesetzt," sagte Pirkhammer düster.

„Mein Schicksal," antwortete Golowin. „Ich habe um mein Leben gespielt — und habe das Spiel verloren."

Pirkhammer wischte sich über die Stirn, auf der ihm der Schweiß perlte. Er erhob sich ruhig, glättete seinen Anzug, und als der Freund gleichfalls aufstand, lud er ihn zum Gehen ein. Golowin hing sich in seinen Arm, und sie schritten langsam dem Ausgang des Palatin zu, wo unter den Fundamenten der Kaiserpaläste der runde Backsteinbau der Kirche San Teodoro aufragt.

„Fieberst du? Du scheinst in Wahrheit krank zu sein," sagte Pirkhammer, indem er unmerklich seinen Arm aus dem des Russen löste und einen scheuen Blick auf dessen Züge warf.

Golowin schüttelte den Kopf.

„Fiebern? Nein, nein, bewahre, höre mich nur zu Ende an. — Ich sprach von ihrer Leidenschaft für das Meer, von ihrer Waghalsigkeit. Nun denke dir das Entsetzliche, — doch du weißt es gewiß."

„Ich?" fragte Pirkhammer erstaunt. „Ja, von was willst du denn reden?"

„Begreifst du nicht? — Von ihrem Ende!"

„Von wessen Ende?"

„Andrea's! Denke, nachdem mit einmal zwischen uns eine Zeitlang die Verbindung der Seelen wie abgerissen gewesen, wie mit einer Schere abgeschnitten, nachdem sie uns jäh verlassen, und ich fast zwei volle Jahre ohne jede Nachricht von ihr in verzweifelter Sehnsucht zugebracht, sah ich sie plötzlich wieder. Hier bei Rom. Aber — tot!"

„Wie, was sagst du da?" rief Pirkhammer. „Du sahst Andrea tot?"

„Tot. — Erzählte ich dir nicht, ich bin

seit Monaten hier, aber ich ging fast nie aus, wenigstens nicht in Restaurants, in Theater, Museen, kurz, an die Orte, wohin andere gehen. Ich konnte in meiner Stimmung an solchen Dingen keinen Genuß finden."

„Ich verstehe dich noch immer nicht — du sahst Andrea tot?"

„Ja, ja, bei Frascati. Im Nemi-See."

Ohne auf einige Fremde zu achten, die ihnen den ansteigenden Weg entgegenkamen, blieb Golowin plötzlich stehen und preßte mit schmerzlicher Gebärde die Fäuste gegen die Schläfen. Seine Augen füllten sich mit Tränen, so sehr er auch dagegen ankämpfte.

„Dort sah ich sie wieder, dort hörte ich ihre Stimme zum letztenmal," stieß er verzweifelt hervor.

„Am Nemi-See willst du ihr begegnet sein?" fragte Pirkhammer und bemühte sich den Freund fortzuziehen, da dessen auffallendes Gebaren von den Fremden mit neugierigen Seitenblicken beobachtet wurde.

„Ich sah sie am Nemi-See," fuhr der Russe fort, „und es war ihre letzte Stunde, die sich mir enthüllte."

Jetzt faßte Pirkhammer entsetzt nach dem Arm des Freundes und schüttelte ihn.

„Ihre letzte Stunde sagst du? Höre, Freund, wach' auf, ich glaube, dir erscheinen Phantome!"

„Nein! Ich sah ihre letzte Stunde," rief Golowin, jedes Wort betonend. Dann fügte er, einem jähen Gedanken folgend, hinzu: „Sag', willst du leugnen, daß auch du alles weißt, daß du alles längst gewußt hast?"

Pirkhammer wich den auf ihn gerichteten Augen des Gefährten aus und zuckte unmutig mit den Schultern, indem er sich halb zur Seite wandte.

„Ich schwöre dir, daß ich nicht ahne, wo du hinaus willst. Andrea soll tot sein?"

Golowin stützte sich müde auf den Arm des Freundes und senkte den Blick nach dem Boden, als er fortfuhr: „Andrea ist ertrunken! — Ich saß am Ufer des Sees, ich freute mich der Kühle, die von seinen Fluten aufstieg. Es war ganz still ringsum, ohne Regung hingen die Eichen über dem klaren Spiegel herein, nur Insekten summten, und ab und zu raschelte eine Eidechse neben mir. Wie friedlich war das alles! Gedankenlos starrte ich vor mich hin, und nur eins beschäftigte mich, die Erinnerung an Andrea. Sollte ich sie denn niemals wiedersehen? Wohin war sie geflohen? Und nun muß ich dir bekennen, daß ich ihr gegenüber einmal ein schweres Unrecht auf mich lud. Es war damals, als wir zusammen an der See waren. Eines Abends, ich entsinne mich nicht mehr, wo du geblieben warst, gingen wir allein am Strand spazieren, weit, bis an jene Stelle, wo die weißen Dünen im Halbkreis zurücktretend gleichsam einen winzigen, natürlichen Hafen bilden. Sie blieb stehen und blickte in die Brandung. Und da konnte ich nicht mehr schweigen — alles, was in meinem Herzen seit Monaten gewaltsam zurückgedrängt worden war, was ich mit eigenen Händen immer von neuem ersticken sollte, und was doch stärker war, als alle kluge Vernunft, brach hervor. Ich beschwor Andrea noch einmal, überzeugt zu sein, daß niemand sie je wieder so lieben könne wie ich, ich ließ alle ihre abwehrenden Worte nicht gelten, ich riß ihre Hand an mein Herz, ich umfing sie mit meinen Armen, ich preßte sie an mich, ich — ach, ich versuchte sie zu küssen. Da wand sie sich mit einem Schrei aus meiner Umschlingung und eilte den Weg zurück, den wir gekommen waren. Ich wagte nicht ihr zu folgen. Zwei Tage später reiste sie ab. Seitdem sah ich sie nicht wieder.

Das alles überdachte ich an jenem Abend. Ich schloß die Augen.

Da hörte ich plötzlich meinen Namen, nicht wie einen Schrei, nur wie einen stillen Seufzer. Es war Andreas Stimme, und als ich aufblickte, halb erschrocken, halb in einem aufquellenden Gefühl des Entzückens, da sah ich ganz deutlich, aber in einer unbestimmbaren Entfernung, wie aus der Tiefe des Wassers emporgehoben ihren Körper, aber ohne Leben, tot. Die Wellen trugen ihn, ihr Haar, mit seltsamen Blumen geschmückt, schwankte im durchsichtigen Wasser auf und nieder, ihre Augen waren halb geschlossen, und über ihre hingestreckte Gestalt beugte sich der schwere Schatten eines Menschen. Ich meinte den Betreffenden zu erkennen. Du warst's."

„Ich?"

„Ja, du! Du warst's, Franz! Gib doch zu, daß du weißt, wann und wo Andrea der Tod ereilt hat."

„Ich ahne nicht —"

„Doch, doch! Du willst mich nur schonen."

„Ich schwöre dir, Golowin, daß ich von alldem nichts ahne. Das ist mir alles ebenso rätselhaft und ebenso unerklärlich wie dir. Ich bin überzeugt —"

Golowin legte beschwichtigend seine Hand auf den Arm des Freundes. „Ich weiß, was du sagen willst. Laß, es ist alles umsonst. Ich fühle es zu deutlich, jene schreckliche Erscheinung lügt nicht. Das Menschliche kann uns täuschen, das Überirdische nicht. Nein, das trügt mich nicht, ich habe seine Wahrheit viel zu oft erfahren."

Die beiden waren in langsamer Wanderung an den Ausgang des Palatin gekommen und traten nun auf die Via San Teodoro hinaus, die sie in der Richtung auf das Forum zu verfolgten. Sie gingen einige Schritte in stummen Gedanken. Als sie an das Holzgitter kamen, das die Ausgrabungen des Forum abschließt, zeigte Pirkhammer stehen bleibend auf die wirre Trümmerstätte, deren Reste mit blühenden Blumen überdeckt waren.

„Sieh nur, wie schön das jetzt ist, und wie kahl war früher das Forum! Aber diese tausend Blüten werden das Zerstörungswerk vollenden, das die Menschen unterbrochen glauben. Die Wurzeln werden arbeiten, bis der letzte Marmorblock aus den Fugen geraten ist und der letzte Säulenstumpf zersprungen umfällt."

„Laß ihn," sagte Golowin mit wehmütigem Lächeln, „es geht noch mehr aus den Fugen als solcher Stein."

Eine leere Droschke fuhr vorüber, und da sich der Kutscher mit dem halblauten Rufe: „una vettura!" den Fremden anbot, winkte ihn Pirkhammer heran, warf einen raschen Blick auf seine Uhr und stieg ein, Golowin die Hand hinstreckend.

„Leb' wohl für heute, es ist spät geworden, und ich habe eine zwingende Verabredung. Wann werden wir uns wiedersehen?"

Golowin blieb neben dem Wagen stehen, zögerte Pirkhammers Hand loszulassen und drückte sie mehrmals.

„Kann ich dich mal in deinem Atelier aufsuchen?" fragte er. „Hast du neue Bilder in Arbeit?"

Aber Pirkhammer schüttelte wider Erwarten den Kopf, zog seine Hand aus der des Russen und lehnte sich in die Polster des Wagens zurück.

„Nein, bitte, jetzt lieber nicht," sagte er hastig und mit Ungeduld. „Komm jetzt nicht, du findest alles in Unordnung, ich reise morgen auf vierzehn Tage nach Neapel. Ich mag dir auch keine unvollendeten Sachen zeigen, du kennst die Eitelkeit der Maler. Später, ja dann wird es mir eine Freude sein. Jedenfalls schreibe ich dir aber noch vorher. Nun aber leb' wohl und denk daran, daß du mal wieder nichts als Phantome gesehen hast."

Golowin zog den Hut und schwenkte ihn mit einer linkischen Bewegung gegen den davonrollenden Wagen, in dem Pirkhammer Betrachtungen über das aufgeregte Wesen des Freundes anstellte.

„Wird unser ganzes Leben nicht bestimmt von Phantomen?" murmelte Golowin, als er sich abkehrte.

Langsam wanderte er seiner Wohnung zu. Er querte das ehemalige Forum des Augustus, erreichte unter dem Garten der Villa Aldobrandini die Via Nazionale und schritt diese hinauf. Aber er achtete ebensowenig auf die korinthischen Säulen des Marstempels wie auf die ernsten Pinien des Aldobrandini-Gartens oder das großstädtische Treiben der Via Nazionale. Er war so in Gedanken versunken, daß er sogar in Gefahr geriet, vor dem neuen Gebäude der Kunstausstellung beim Queren der Straße überfahren zu werden. Als er kurz vor der Porta Pia seine Pension erreichte, wurde er von der Wirtin mit scherzhaften Vorwürfen empfangen, weil er wieder einmal die Zeit des Essens versäumt hatte. Golowin ließ sich die wohlgemeinten Reden gefallen, winkte der Wirtin lächelnd mit der Hand ab und zog sich in sein Zimmer zurück.

Er aß eine Kleinigkeit, schrieb verschiedene Briefe und las dann eine Zeitlang in Kellermanns Roman „Ingeborg". Endlich legte er das ihm liebgewordene Buch mit einem Seufzer fort und begab sich zur Ruhe. In der Ferne schlug die Uhr einer Kirche elf, als er die Lampe

löschte und das Licht auf seinem Nachttisch anzündete. Aber er vermochte trotz seiner Ermüdung lange keinen Schlaf zu finden, sondern kämpfte mit unruhigen Gedanken.

Er verglich grübelnd sein Leben mit dem Pirkhammers. Ach, jener hatte seine Arbeit, seine Kunst, die Anerkennung vieler, er hatte vor allem Ziele, klare Ziele. Bei ihm dagegen verschwamm alles in Dunst und Dämmer. Vielleicht wäre auch aus ihm etwas geworden, etwas Ganzes, hätte ihn das Leben mit seinem Unglück, seinen Widerwärtigkeiten, seinem boshaften Zuschlagen nicht immer wieder gebeugt und jeden Schritt nach vorwärts gehemmt.

Auch das überraschende Wiedersehen mit Pirkhammer hatte ihn mehr erregt als erfreut, denn gerade während er jenem sein Schicksal erzählte, während er noch einmal alle Schmerzen, Hoffnungen und Enttäuschungen seines Lebens durchkostete, war ihm das Verfehlte und, wie er meinte, Zwecklose seines Daseins klar zum Bewußtsein gekommen. Der Roman, an dem er nun schon seit fast drei Jahren arbeitete, und dessen Schluß er an der Seite Andreas zu schreiben gehofft hatte, war mißglückt. Er fühlte, daß ihm mehr und mehr die Kraft verloren ging, ihn umzuarbeiten, daß ihm die Begeisterung und Lust zum Weiterbauen, ohne die doch nie etwas Gutes werden konnte, unmerklich gleichsam unter dem Gewicht des angesammelten Materials erstickt war. Und zu alledem kam jetzt noch eins. Die letzten Nachrichten aus der Heimat lauteten immer gleich ungünstig, eine Geldsendung, auf die er angewiesen war, war ausgeblieben. Ein Brief seines Anwalts aus Petersburg war erst gestern eingetroffen, und es war nach ihm nicht unmöglich, ja sogar wahrscheinlich, daß er eines Tages gezwungen sein würde zu arbeiten, um essen zu können. Aber würde es für ihn möglich sein eine Tätigkeit in Rom zu finden?

Golowin, der bisher noch niemals ernstlich den Gedanken ins Auge gefaßt hatte arbeiten zu müssen auch ohne Lust und inneren Trieb, erschrak vor diesen Möglichkeiten, und die Zukunft zeigte sich ihm mit hartem und grauem Antlitz. Er lag lange wach in seinem Bett, starrte, den Kopf in die Hand gestützt, an der Flamme seines blakenden Lichts vorbei und quälte sich mit allerlei unbekannten aber beängstigenden Empfindungen. Heimlich verfluchte er die Revolutionäre seiner Heimat, deren verbrecherisches und kindisches Treiben ihn seiner Mittel beraubte. Daneben bangte er, die schreckliche Vision der toten Andrea möchte ihm noch einmal erscheinen.

Auch am andern Morgen war dieser Zustand seelischer Niedergeschlagenheit und vollkommener Mutlosigkeit nicht geschwunden. Er sehnte sich danach, mit einem Vertrauten, einem Freunde darüber zu reden, und da er die Adresse von Pirkhammers Atelier erfahren hatte, machte er sich dorthin auf, ohne daran zu denken, daß ihn der Maler wegen seiner bevorstehenden Reise gebeten hatte, jetzt nicht zu kommen.

Pirkhammers Arbeitsstätte lag unfern der Porta del Popolo, außerhalb der Mauern der Stadt in einem neuen, weißen Hause, mitten in einem weißen, vom Kalkpflaster der Straße zurückgeworfenen Licht, das die Augen blendete. Golowin durchschritt den Vorgarten und stieg die drei Treppen empor, die zur Werkstatt des Malers hinaufführten. Als auf sein Klopfen niemand öffnete, trat er ein. Das Atelier war leer, Bilder standen herum oder lehnten zu mehreren übereinander gegen die weißgetünchten Wände. Skizzen auf Pappen oder großen Bogen bedeckten einen staubigen Tisch, eine Palette lag auf einem mit hunderterlei Farbenflecken besudelten Handtuch. Terpentingeruch erfüllte das Zimmer, dessen Licht durch graue, hier und dort auch mit Farben beschmutzte Vorhänge abgedämpft wurde.

Golowin war enttäuscht, Pirkhammer nicht zu finden. Sollte er schon abgereist sein? Oder kam er erst später zur Arbeit?

Unruhig durchmaß der Russe mit den Händen in den Taschen den Raum und warf dabei ab und zu einen zerstreuten Blick auf eins der Bilder, obgleich ihn gerade heute die Malereien nicht sonderlich interessierten. Da fiel ihm eine große, gegen die Wand gekehrte Leinwand in die Augen, auf deren Rückseite allerlei verschlungene Kohlestriche ein Gewirr von Linien bildeten, in das er nur mit Mühe einige Ordnung bringen konnte. Es schien die Skizze zu einer größeren Arbeit zu sein. Mit einiger Neugier, ob etwa auf der

anderen Seite eine Ausführung des Entwurfs zu finden sei, kehrte Golowin die Leinwand um.

Was war das? Starr hefteten sich seine Augen auf die bemalte Fläche.

Ein vollendetes Bild stand vor ihm, und es stellte die tote Andrea dar, so wie er sie selbst am Nemi-See gesehen, mit aufgelöstem Haar und geschlossenen Augen, das friedliche Lächeln um die Lippen, das Tote zuweilen haben, wenn ihnen die Last des Lebens von den Schultern genommen ward.

Golowin sank dem Gemälde gegenüber auf einen Stuhl und bedeckte das Antlitz mit den Händen.

Alles, was ihm als seltsame Vision am Nemi-See erschienen war, trat klar vor sein Auge. Auch Pirkhammer hatte Andrea gesehen, ein Opfer ihrer Leidenschaft für den Sport, und er hatte die Züge der teuren Freundin in seinem Bilde festgehalten. O, wie recht hatte ihm sein Gefühl gesagt, daß der Maler wußte, wo sie geendet hatte! In rücksichtsvollem Schweigen hatte er ihm das Schreckliche nicht eingestehen wollen, darum seine Erregtheit während der Erzählung, darum seine Bitte, jetzt sein Atelier nicht zu besuchen.

Mit gelber Farbe war in der linken Ecke des Bildes der Namenszug des Malers und eine Zahl geschrieben: 18. 8. Der 18. August!

So hatte ihn also auch diesmal die Vision nicht betrogen. Am gleichen Tage, an dem er über den Wassern des Nemi-Sees Andreas Körper erblickt und seinen Namen von ihren Lippen gehört hatte, war sie dem feindlichen Element zum Opfer gefallen.

Diese letzte Bestätigung seiner Ahnungen, die ihm um so untrüglicher schien, je mehr sie überraschend und unerwartet gefunden worden war, traf den Unglücklichen mit aller Schärfe. Lange schaute er auf das verhängnisvolle Bild, tiefer Schmerz malte sich auf seinen Zügen und zuckte um seine bebenden Lippen. So saß er wohl eine Stunde, ohne sich trennen zu können, den Kopf auf die Brust gesenkt, die Arme schlaff über die Lehnen des Stuhles gelegt. An seiner Stirn sanken die Schläfen ein, und er erschien um viele Jahre älter.

Endlich erhob er sich, trat sinnend ans Fenster und riß dann ein Blatt aus seinem Notizbuch, das er an Pirkhammers Schreibtisch mit eiligen Schriftzeichen bedeckte. Er bekannte dem Freunde sein Eindringen ins Atelier und erbat seine Verzeihung; er dankte ihm für die Rücksicht, mit der er ihm den Anblick des traurigen Gemäldes habe ersparen wollen. Noch heute werde er ein Land verlassen, dessen Schönheit für ihn mit der Bitternis durchtränkt sei, gerade dort das Wesen verloren zu haben, das er mehr geliebt habe als sein eigenes Ich. Er schloß: Wie soll ich dir sagen, was ich fühle, jetzt, wo das Rätselhafte wieder einmal verhängnisvoll und grausam in mein Leben tritt? Ich weiß nur eins, es gibt auch im menschlichen Leben tote Geleise, und wer ausersehen ist, auf ein solches zu geraten, der versuche nicht, der hoffe nicht, die Maschine rückwärts rollen zu lassen. Einmal müssen wir alle ins Dunkel zurücksinken, aus dem wir kamen. Was liegt bei mir daran, wann es geschieht? In meiner Heimat kann man Leute brauchen, die nichts mehr erhoffen. Dein vielverspotteter Oblomoff starb daran, daß er nichts tat, vielleicht werde ich daran zugrundegehen, daß ich es anders mache wie er, und daß ich daheim etwas tue. Es ist noch viel Raum in russischen Gefängnissen. — Lebe wohl!

Als Golowin den Zettel beschrieben hatte, las er ihn flüchtig noch einmal durch, legte ihn aufs Fensterbrett und beschwerte ihn mit der Blechtube eines Malkastens. Dann griff er zum Hut, den er auf die verstreuten Papiere und Blätter des Tisches gelegt hatte, und wandte sich der Tür zu. Schon streckte er die Hand nach der Klinke, als er plötzlich noch einmal umkehrte, vor dem Bilde der Toten niederkniete und einen Kuß auf die gemalten, bleichen Lippen hauchte. Dann aber erhob er sich schnell mit einem halb bitteren, halb wehmütigen Lächeln und lief zur Tür, als fürchte er, bei seinem Tun beobachtet zu werden.

Eine Stunde, nachdem Golowin das Atelier verlassen hatte, öffnete sich die Tür rasch, und Pirkhammer trat ein. Er bemerkte auf den ersten Blick die Umstellung von Andreas Bild. Erstaunt sah er sich um. Ohne den Hut abzunehmen, ergriff er schnell das Gemälde und lehnte es von neuem mit dem Gesicht gegen die Wand.

Als er dann der Tür zuschritt, neben der er Hut und Stock aufzuhängen pflegte, fiel sein Blick auf den Zettel aus Golowins Notizbuch. Hastig zog er ihn empor und durchflog die mit schwer leserlicher Handschrift hingeworfenen Zeilen.

Golowins unselige Gemütsstimmung stand ihm klar vor Augen. Er übersah, des Freundes Schreiben in der Hand, den ganzen seltsamen Pfad, den das Leben des Unglücklichen genommen, und er erkannte in plötzlicher Klarheit des Gedankens, wie die Natur in Golowins Charakter eine Mischung von krankhafter Empfindsamkeit, von überspannter Träumerei und dem Drang, über diese Fesseln hinauszukommen, geschaffen hatte, und wie der Freund an diesen widerstrebenden Gewalten in seinem Innern kranken mußte. Die Unmöglichkeit ihm zu helfen, ihn dem Leben zurückzuführen, aus dessen Boden er ja selbst seine Wurzeln herausgerissen, war Pirkhammer noch niemals so deutlich gewesen wie eben jetzt.

Unterlag Golowin krankhaften Zuständen, daß er nach zwei Jahren durch das Trugbild einer Vision der willenlosen Verzweiflung in die Arme trieb, oder war das alles nur die Folge einer unglücklichen Leidenschaft, der er sich ohne Widerstand und Maß, mit jeder Faser seines Seins in die Arme geworfen. Gleichviel, er war ein Mensch, der, wie er selbst gefühlt hatte, auf ein totes Gleis geraten war. Er war ein Mensch, der ausgelebt hatte, und für den es gleichgültig war, ob er seine Tage in einem sibirischen Gefängnis oder vor den Gewehren russischer Soldaten enden würde. Mit dem heutigen Tage hatte er ausgelebt.

Noch stand der Maler in solchen Gedanken versunken am Fenster, als die Tür des Ateliers sich abermals öffnete, eine junge Frau lächelnd den blonden Kopf durch die Spalte steckte und dann rasch hineinschlüpfte. Pirkhammer zuckte bei dem Geräusch ihrer Schritte zusammen, wandte sich dann langsam um und reichte der Angekommenen Golowins Zeilen hin.

„Da, Andrea,“ sagte er. „Lies das.“

Die junge Frau wurde sogleich ernst, als sie den Ton vernahm, mit dem diese wenigen Worte gesagt wurden, sie schlug den Schleier aus dem Antlitz und richtete ihre braunen, klaren Augen besorgt auf das Gesicht des Gatten.

„Ja, aber wie schaust du aus, Franz? Was ist dir?“

„Lies nur!“

Andrea entfaltete das von Pirkhammers Fingern zerknitterte Blatt, setzte sich auf einen Stuhl und überflog hastig die Zeilen.

„Das ist — das ist ja Golowins Hand!“ stieß sie hervor, während ihr Herz schneller zu schlagen begann.

Pirkhammer kehrte sich ihr zu.

„Ja, Golowins. — Ist's nicht eine seltsame Fügung, an dem Tage, an dem ich dich als ‚Sterbende Ophelia‘ malte und wir soviel von ihm sprachen, ohne zu ahnen, daß er in unserer Nähe sei, hat er dich am Nemi-See gesehen, mit deinen Blumen, mit Deinem Lächeln. Sein krankes Hirn hat ihm vorgegaukelt, du seiest in Wahrheit tot.“

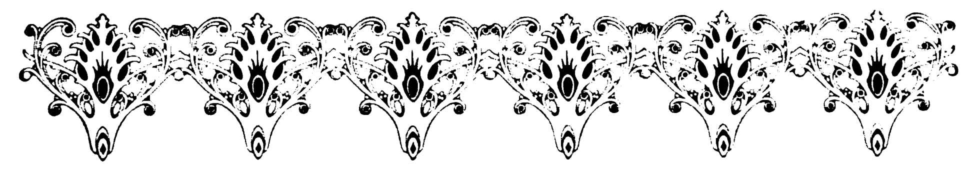
„Ich war auch tot — für ihn,“ murmelte die junge Frau.

Ruhig trat der Maler näher und strich ihr mit liebkosender Bewegung einige widerspenstige Haare aus der Schläfe.

„Der arme Golowin! Er war ein Mann, dessen Inneres bedeckt war mit wunden Stellen. Ich durfte ihm doch die Wahrheit nicht sagen und ihn von neuem treffen. Ich hoffte immer, wenn er dich so lange nicht sehen würde, wenn wir nichts von uns hören ließen, könnte er genesen. Was jagt ihn nun wieder durchs Leben?“

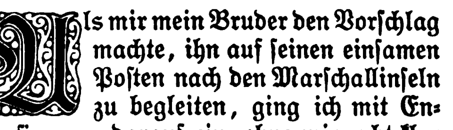
Andrea ließ das beschriebene Papier zu Boden gleiten und drückte ihre Hände gegen die Augen, in deren Wimpern Tränen hingen. Ihre Brust hob sich in einem mitleidigen Seufzer.

„Gespenster,“ flüsterte sie fast unhörbar. „Gespenster!“



Mein Leben auf einer Koralleninsel.

Von Hildegard von Bunsen.



Als mir mein Bruder den Vorschlag machte, ihn auf seinen einsamen Posten nach den Marschallinseln zu begleiten, ging ich mit Enthusiasmus darauf ein, ohne mir recht klar zu machen, für welchen Erdteil ich da eigentlich meine Einwilligung gegeben hatte.

Samoa war mir wohl ein Begriff, auch von den Karolinen hatte ich noch eine nebelhafte Vorstellung, aber jene stecknadelgroßen Punkte im Stillen Ozean, die die Marschallinseln bezeichnen, kamen mir zu unwahrscheinlich, zu ungeeignet für menschliche Behausungen vor. Und solch eine unwahrscheinliche Koralleninsel sollte auf Jahre vielleicht unsere Wohnstätte werden.

Ich will meine Leser verschonen mit der Beschreibung der Fahrt durch das Mittelmeer, das Rote Meer und den Indischen Ozean, sogar das südliche Kreuz lasse ich unerwähnt und setze gleich mit der Einschiffung in Hongkong ein. Fünf Wochen Seefahrt in einem winzigen, vierhundert Tonnen zählenden Dampfer sollten uns über die Karolinen und Neu-Guinea nach den Marschallinseln bringen. Wie lebhaft steht mir der letzte Abend in Hongkong in der Erinnerung. Schon schwanden vor unseres Geistes Auge die mit Chrysanthemen geschmückten Tische, die lautlos servierenden Chinesen in tadellosem Weiß, und an ihrer Stelle rückten Visionen von Schiffszwieback, Ratten und flackernden Öllämpchen in ungemütliche Nähe. Abends dampften wir in elegantem Motorboot bei Mondschein durch die Bucht, an den hell erleuchteten Dampfschiffen vorüber. An Bord eines englischen Kriegsschiffes war Ball, und heiter schallten Tanzweisen bis zur armseligen kleinen Ozeana hinüber, die, wohl sich ihrer Kleinheit schämend, nach längerem Suchen im äußersten Winkel des Hafens zu finden war. Nach wiederholtem Rufen erscheint ein verschlafen aussehender Maschinist, die Brücke geht knarrend herunter, und begrüßt von durchdringendem Zwiebelgeruch und freundlichem Grunzen seereisender Schweine, besteigen wir Südseefahrer den gastlichen Kahn. Ich komme mir wie in einem Seemannsroman von Marryat vor: die flackernde Öllampe, die meine sargähnliche Lagerstätte trüb beleuchtet, die schmale Stiege, die ohne Geländer vom Frachtraum auf die Kapitänsbrücke führt, das bunte Gewimmel von Schweinen, Hühnern und Gänsen, der vermengte Duft von Teer und Zwiebel — das alles mutet ungemein interessant an; nur die Nachricht von einem eben erst abflauenden Taifun im Chinesischen Meer dämpft ein wenig die Reiselust, und wir mustern besorgt die Körperverhältnisse der kleinen Ozeana.

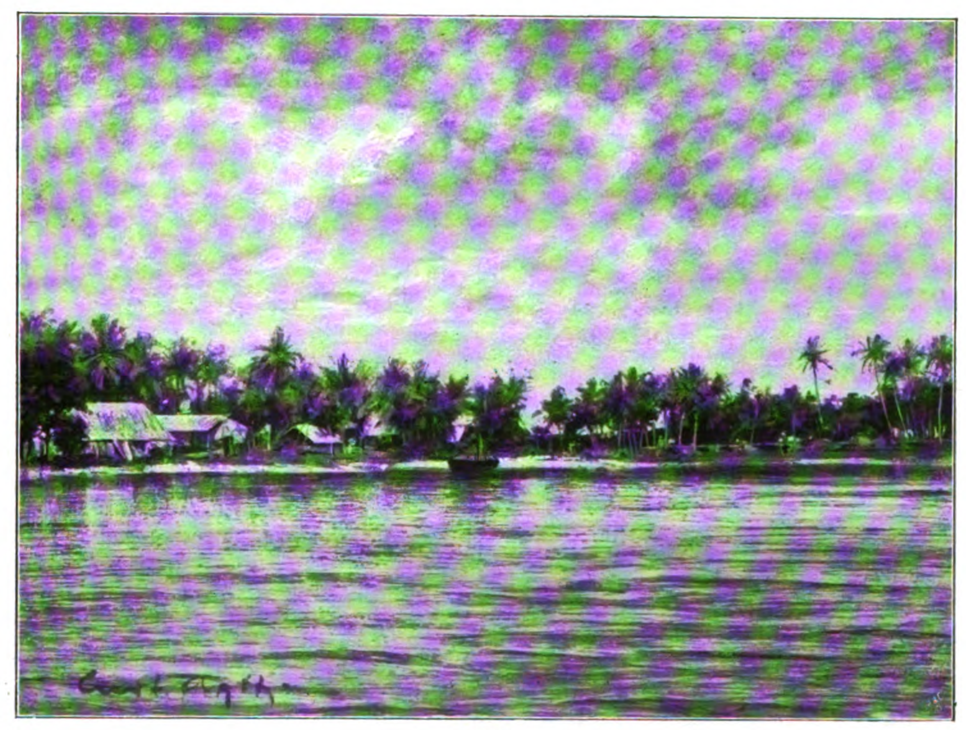
Die Nacht liegen wir vor Anker. Als die Sonne in gelbrotem Schein hinter der Chinesenstadt aufgeht, dampfen wir langsam, sehr langsam, wie voller Bedenken, aus der einzig schönen Bucht von Hongkong hinaus. Grau, bleiern liegt das Chinesische Meer vor uns. Die ehrgeizige kleine Ozeana ist nicht viel gewachsen. Noch in der Bucht tanzt sie schon hin und her, rollt und schlingert und stampft den hohen Wogen entgegen, vorüber an den schwerfälligen Dschunken, die wie gelbe Seeungeheuer aus der grauen Masse des Meeres auf- und niedertauchen, — stampft und rollt in weitem Bogen um jene sturmzerklüfteten Felsenriffe, die der Nordspitze der Philippinen vorgelagert liegen, stampft keuchend gegen Sturm und Wetter, gegen Regen und Hagel, volle zehn Tage auf einsamer Wasserstraße, durchs sturmgepeitschte unendliche Meer. Kein Stern, der bei Nacht ihr leuchtet, keine frohe, wärmende Sonne, die in ihren Strahlen lieblichere, farbenfrohere Bilder verkündete; nur ein fahles Licht, das nach finster tobender Nacht hinter den schwarzen Wolkenmassen aufgeht, nichts als einen neuen Sturmtag verheißend.

Und wie verging der Tag, der lange stürmische Tag, uns Reisenden, die wir, mit Stricken an den Liegestühlen befestigt, ein etwas trübes Dasein führten? Auch dieser Existenz lernt man mit einigem gutem Willen Lichtseiten abgewinnen, fühlt man

sich doch als Held, wenn man mit Appetit eine Mahlzeit, bestehend aus Salzfleisch, dem eine wohlgelungene Blutsuppe mit Pflaumen vorausgegangen, bewältigt hat; und die grünen und blauen Flecken am ganzen Körper, durch das unbarmherzige Hin- und Hergeworfenwerden entstanden, lernt man als Trophäen, im Kampf mit den Elementen erworben, hoch einschätzen. Und was bedeutet selbst das muntere Spiel der Ratten im Vergleich zu den Qualen der Seekrankheit, und von dieser Geißel blieben wir verschont.

Drei Tage eh' wir Yap, die erste Karolineninsel, sichteten, leuchtete zum ersten Male die schöne warme Sonne. Der würzige Duft von Erde und Kräutern, den ein leiser Wind uns sanft entgegenweht, als noch die Insel in dämmernder Ferne liegt, ist unbeschreiblich erquickend. Etwa eine Seemeile vor Land legen wir an, und sofort ist unsere Ozeana von Hunderten von Kanus umgeben. Bunt tätowierte, baumstarke Eingeborene mit wallenden Haaren, feuerrot gefärbten Zähnen, klettern kreischend und schreiend aufs Schiff, während wir von weißgekleideten Mannschaften der Polizeitruppe blitzschnell an Land gerudert werden. An einer kleinen Bucht legen wir geräuschlos an, leuchtend blau bespülen sanfte Wellen die weißen Stufen; sie führen uns in einen stillen Palmenhain, aus dem blendend weiß die Mauern des Gouvernementshauses schimmern. Wie aus Erz gegossen stehen die dunkelbraunen Posten, das Rot der Lippen in erstaunlicher Übereinstimmung zum Knallrot der Lendentücher.

In der Kühle des Morgens treibt es uns schon hinaus, denn zu verlockend schimmert es im ersten Morgengrauen durch die schlanken Stämme der Palmen. Eine spärlich bekleidete Ordonnanz, mit unseren Kodaks bewaffnet, folgt uns. Der erste Einblick in die Welt des Urwalds! An stillen, kleinen Seen vorüber, über die große, bunte Schmetterlinge müde dahinflattern; im wildesten Durcheinander Baumstämme, dick überwachsen und überwuchert von Schlingpflanzen, seltsamen Orchideengewächsen, die an jahrtausendalte Äste sich klammern. Kein Laut nah und fern. Ab und zu ein leises Rascheln des Laubes, wenn ein scheues Eingeborenenweib flüch-



Jaluit.



Im Hafen von Jaluit.

tet, um den Blicken der Weißen zu entgehen. Wir selbst unter dem Eindruck dieser Feenwelt suchen uns schweigend den Weg. Als dann der Wald sich lichtet und gerade aufsteigender Rauch am Hügel droben die Spuren einer Niederlassung verrät, bietet sich unserem Auge ein anderes Bild: Sorgsam bearbeitetes Ackerland liegt vor uns, weiße Ochsen ziehen den Pflug, den ein Kapuzinermönch lenkt, und droben von der Kapelle des Klosters klingt leise das Ave Maria herüber.

Noch drei Tage auf der wunderschönen Insel — und die Ozeana sticht wieder in See. Wir nähern uns dem Äquator, die Hitze nimmt fast stündlich zu, brennend und schwer ruht die Sonne auf der See, als wolle sie jene ölige, heiße Masse mit der ganzen Kraft ihrer Strahlen aufsaugen. Züge fliegender Fische heben sich wie schwarze Punkte von der gelben Wasserfläche ab. Müde flattern Wasservögel durch die Luft, jenem feinen Streifen am Horizont zu, der in sanften Wellenlinien näher und näher rückt. Die großen Inseln Neu-Hannover und Neu-Mecklenburg sind es. Wir legen vor Herbertshöhe an. Wie ein blühendes Grab liegt das Land da, fast greifbar spürt man hier die Nähe des Todes, der mit Fieberkrallen seine Opfer fordert; mit glühenden Flammen schlägt uns die Glut des Mittags entgegen, untermischt von betäubendem Duft der Blumen, unheilverkündend, fieberschwer.

Das Leben an Bord nimmt jetzt unter der leuchtenden Tropensonne eine heitere Färbung an. Mit Interesse lerne ich unter den schwarzen und braunen und schwärzlichbraunen Passagieren im Frachtraum auch unsere künftigen Landsleute, die Marschallinsulaner, kennen. Aus Kisten und Koffern, Reiskesseln und Bananenbüscheln ragt ein wundersames Geschöpf hervor, das soeben beschäftigt ist, durch Anlegen seiner Krawatte seine Toilette zu vervollständigen. Ein schwarzer, langhaariger Kopf mit ausgedehnten Ohrläppchen von 30 cm, denn sie reichen ihm bis auf die Schultern, schaut aus einem blauwollenen Trikot heraus, dem zur Zierde die eben erwähnte Krawatte angelegt wurde. Hosen folgen nun nicht, wie man denken sollte, sondern eine kunstvoll geflochtene Matte. Diese Matte bildete früher das einzige Kleidungsstück der

Insulaner, hat aber jetzt den Schicklichkeitsbegriffen der Missionare weichen müssen und einem unglaublich häßlichen und unhygienischen Gemisch mit europäischer Kleidung Platz gemacht.

Am 18. März in früher Morgenstunde nähern wir uns nach neunwöchiger Seefahrt dem lang ersehnten Ziele, der Koralleninsel Jaluit. An unzähligen kleinen Riffen und Inseln, die wie eine Pfütze verloren im Weltmeere zu schwimmen scheinen, steuert jetzt die Ozeana im langsamsten Tempo, denn dieses Fahrwasser ist voller Gefahren, der Südostpassage des Atolls zu. Es ist ein unvergeßlicher Moment im Leben, diese Einfahrt in die weltverlorene, geheimnisvolle Welt der Koralle! In denselben zarten Opalfarben schillernd, lag sie einst vor dem Auge des dreiundzwanzigjährigen Darwin, als er nach stürmischer Fahrt im Segelschiff in dieses für ihn und die ganze Wissenschaft so entscheidende Gebiet einfuhr. Gelang es ihm doch, eines der größten und berühmtesten Probleme der Naturgeschichte zu lösen, das der ringförmigen Koralleninseln oder Atolle; und der bis dahin nur als Reisende bekannte Darwin war seit den vierziger und fünfziger Jahren wie mit einem Schlage im Munde der ganzen gebildeten Welt als der große Forscher, als der Entdecker der Korallentheorie. Vielleicht darf ich hier einige Worte über die interessante Bildung eines Atolls einfügen. Man schließt gern von sich auf andere, und ich muß gestehen, daß selbst den klugen Herren auf der Ozeana bis zu diesem bedeutungsvollen März das Wesen des Atolls ein recht fremdes Gebiet geblieben war. Denn als ich mich um Unterweisung an sie wandte, erhielt ich nur die sehr durchsichtige Antwort: „Das liest man besser in Büchern nach.“ Vor Jahrtausenden lag eine große Insel im Stillen Ozean; diese Insel schwindet, versinkt im Laufe der Zeit; unterdessen haben aber fleißige Korallentiere einen Wall, eine Mauer um die Insel gebaut; das Schloß zerfällt, der Wall bleibt stehen. An Stelle der versunkenen Insel ist nun eine runde Wasserfläche entstanden, ein wunderbarer Ankerplatz, und von der Mauer sind die Inselchen zurückgeblieben, deren eine Jaluit ist.

Sicherlich wurde Darwin seinerzeit nicht von weißgekleideten Jesuiten, gedeihlich aussehenden deutschen Kaufleuten und glatt



Unser Haus.

gescheitelten Missionskindern empfangen, die, der Hitze nicht ganz entsprechend, „Der Mai ist gekommen" anstimmten.

Und wie sieht nun Jaluit aus? Man stelle sich ein längliches Teebrett vor, das auf dem Wasser schwimmt, und man hat Jaluit vor sich. Die Insel erscheint bisweilen so klein, daß mein ängstlicher Gedanke: Wie rette ich mein Hab und Gut vor dem Wasser, das von allen Seiten unseres Häuschens so erschreckend nah erscheint? seine Berechtigung hat.

Unser Häuschen ist in wenigen Worten geschildert.

Es ist auf Pfählen gebaut und besteht eigentlich nur aus einem großen vorspringenden Dache, das eine rings um das Haus führende Veranda angenehm beschattet.

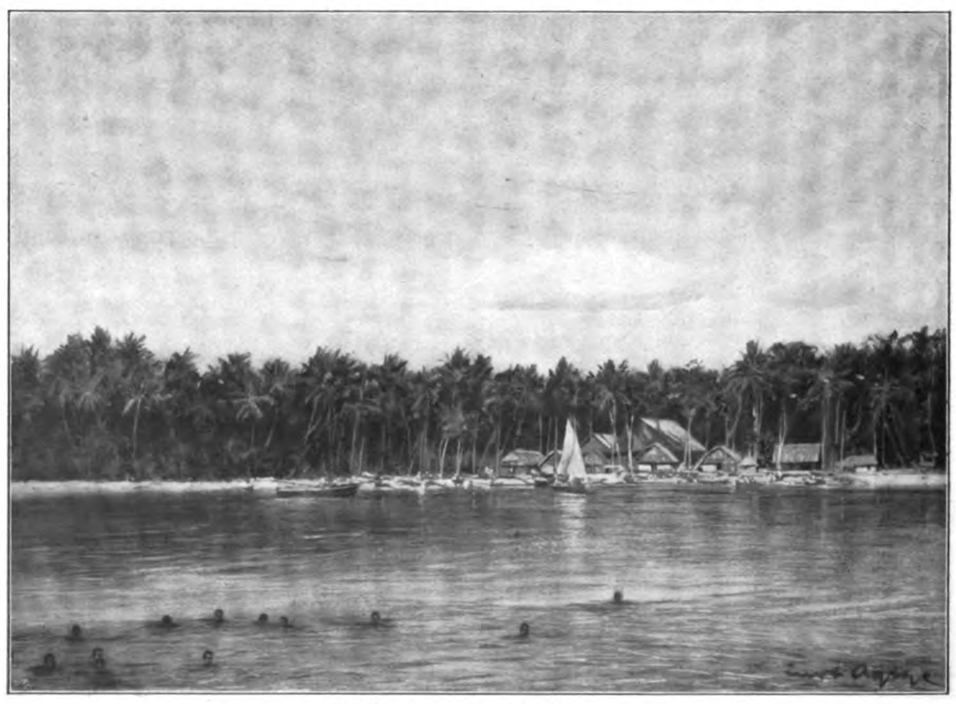
Die Zimmer benützt man nur zum Schlafen, tagsüber hält man sich auf der Veranda auf, denn nur da ist es erträglich.

Wenn man nun auf Jaluit tropische Pracht und Fülle der Gewächse sucht, so irrt man sich, und die Frage: Was produziert die Insel und das ganze Inselgebiet? ist schnell mit dem einen Wort: Kokospalme erledigt; sie repräsentiert in der Tat den Reichtum des ganzen Gebiets und damit seine Bedeutung für Deutschland.

Die Kokospalme, die hier in großen Beständen vertreten ist, ist rührend anspruchslos; ohne Humusschicht bohrt sie ihre Wurzeln durch das poröse Korallengestein und saugt ihre Nahrung aus dem Meerwasser. Das Produkt, die Kopra, liegt zwischen der harten Schale und der Milch der Kokosnuß; sie wird ausgeschält, an der Sonne getrocknet, nach Hamburg gebracht und dort zu Öl, Seifen, Speisefett und Parfümerien jeder Art verarbeitet.

Unter diesen eigenartigen Bodenverhältnissen konnte die Lösung der Ernährungsfrage nicht ganz leicht sein. Tiere kann man nicht halten, da sie verhungern würden, nur einige Schweine liefern einmal in der Woche einen nach Kokosnuß duftenden Braten. Gut, daß das Meer Fische spendet, noch besser, daß es Konservenbüchsen so mannigfaltigen Inhalts gibt, sonst wäre es schlecht um die Ernährung des Europäers bestellt.

Man muß auf entlegenen Inseln der Südhalbkugel wohnen, um den Reiz ungestörter, gleichförmiger Tage kennen und lieben zu lernen. Eine Sturmwelle hat



Wettschwimmen der Eingeborenen.



Tanz der Eingeborenen.

wohl in Absätzen vor vielen Jahren solche Inseln auf Sekunden unter Wasser gesetzt, auch gilt die zweimonatliche Post als aufregendes Ereignis; aber sonst wüßte ich auch gar nichts, was das schöne Gleichmaß der Tage erschüttern könnte. Punkt sechs Uhr steigt die Sonnenkugel strahlend aus der türkisblauen Meeresfläche auf, weckt den verschlafenen Eingeborenen, der, müde vom Tanz in der hellen Mondnacht, unter einer Palme niedergesunken ist. Und wiederum mit dem Glockenschlage sechs verkündet ein loderndes Flammenmeer am westlichen Horizonte, daß die Sonne, müde ihres heißen Laufes, in die kühle Flut des Meeres hinabtauchen will. —

Der Volksstamm, der die Marschallinseln bewohnt, gehört den Mikronesiern an und ist stark von malayischem Element durchsetzt. Diesem Umstand verdanken die Insulaner ihren schönen Körperbau und ihre wohlgeformten Züge.

Noch viel schöner kämen Haltung und Wuchs zur Geltung, wäre der Körper nicht in dem von der Mission eingeführten Hängekleid verhüllt; die dunkle Bronzehaut hebt sich so plastisch in wunderbarem Tone von dem durchsonnten graubraunen Korallengestein ab.

Die Kleinheit der Insel ergibt, daß die Insulaner von jeher zum Wandervolk ausersehen waren. Blitzschnell lassen sie sich in selbstverfertigten Kanus von einer Insel zur andern treiben. Eine ständige große Bevölkerung könnte die kleine Insel auf die Dauer auch nicht ernähren, und es geht die Sage, daß in früheren Zeiten jede Mutter ihr drittes Kind den Wellen preisgeben mußte.

Der Besuch eines Häuptlings war immer ein Ereignis, und zwar ein seltenes, denn die Fürsten der Inseln sind den deutschen Eroberern nicht besonders hold gesinnt. Weit übers Meer naht die Flottille des großen Königs Kabua, er selbst im Schoner, ihm folgen zahllose Segel- und Ruderkanus, die seine Frauen und Stammesgenossen tragen. Zwei Stunden vergehen, und der hohe Herr steht im flatternden weißen Tropenanzug, auf dem recht behaglich die langen Ohrläppchen ruhen, vor uns; zwei in Lackschuhe gezwängte, nie endenwollende Füße ragen unheimlich aus den etwas schleppenden Hosen hervor.

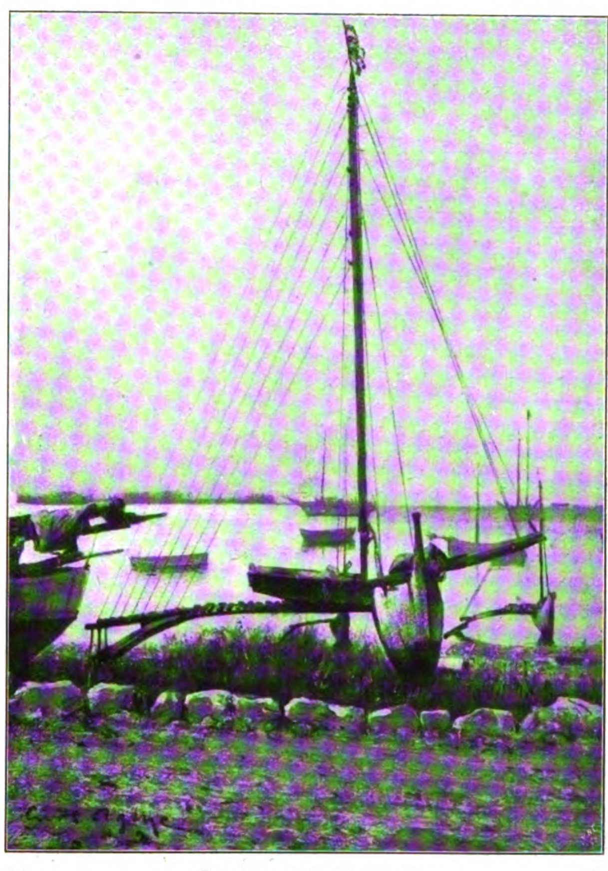
Lang und mühsam war der Besuch. Um einigermaßen die Qual der Sprachverwirrung zu verringern, suchte ich des hohen Herrn monarchischen Sinn zu stärken, indem ich ihm Bilder unseres Kaiserpaares und sämtlicher Prinzen in allen Lebensaltern vorführte, und ging dann auf Photographien deutscher Schneelandschaften über, die Kabuas maßloses Erstaunen erregten. Von diesen Schneebildern brachte mich eine günstige Gedankenverbindung auf Pelze und Boas. Sie dufteten zwar stark nach Naphthalin und erzeugten einen lang anhaltenden Niesanfall, der das Korallengestein zu unseren Füßen zu erregen drohte, aber nicht verhinderte, daß sich der große König mit meinem schönsten Pelzkape über dem Arm verabschiedete. Ob sich seine erste Frau bei einer Temperatur von 36 Grad Celsius dieser Bereicherung ihrer Toilette freute, bezweifle ich. —

Wir verlassen unser Häuschen und wenden uns von der stillen Lagunenseite dem offenen Meere zu; zwei Schritte genügen — eigentlich braucht man sich nur umzudrehen — und der weiße Gischt der Brandung, die sich mit donnerähnlichem Getöse an die Riffe wirft, schlägt uns ins Gesicht. Wir gehen am Strandweg entlang, dem einzigen, mit Mühe dem Meere abgerungenen Weg der Insel. Zu Füßen krabbelt es von langhalsigen, feuchten Muscheltieren mit glitzernden Augen. Kein Vogel weit und breit, kein Laut, der das Brausen der Wellen übertönte, nur ein dumpfer Schlag ab und zu, wenn vom heißen Winde berührt eine schwere Kokosnuß aufs Korallengestein schmettert. Rechts vom Pfade fällt mein Auge auf ein hohes Drahtgitter. Was bedeutet ein Gitter hier in der Wildnis, was hält man da verborgen? Drinnen im abgesperrten Raum eine armselige Hütte und vor der Hütte blöde vor sich hin stierende Menschen. Ja, sind es Menschen, diese armen Aussätzigen, wie sie da hocken, oft schon der Ohren, Nasen und Augen beraubt? Ein armes Weib läßt mechanisch eine Muschelkette durch die Finger gleiten, sie hat noch Finger, aber wie lange wird es dauern, und das Muschelspiel wird aufhören. Wenn sie gestorben ist, wird sie in einem Sack ins tiefe Meer gebettet, da ruht sie sanfter als auf dem harten Korallengestein.



Missionsschwestern und Mädchen bei der Wäsche.

In religiöser Hinsicht steht das muntere Volk der Marschallinsulaner auf einer sehr tiefen Stufe. Forscher des Inselgebiets erzählen, daß sie überhaupt nicht auf eine Spur irgendeines Gottesbewußtseins gestoßen wären, ausgenommen einen ganz primitiven Geisterglauben. Ihre Lebensverhältnisse, durch die geographische Lage bestimmt, sind nicht dazu angetan, religiöse Regungen aufkommen zu lassen. Ein Volk im weiten Ozean hat keine Nachbarn, führt keinen Krieg und benötigt darum keines Gottes, der seine Feinde zerschmettern soll. Ackerbau treibt der Eingeborene auch nicht, weil nichts auf seinen Inseln wächst, er betet darum auch nicht zu einem Gott, der ihm seine Saaten vor Unwetter schützt. Krankheiten sind auch erst eine Errungenschaft der Neuzeit. Also spielt sich des Wilden Dasein ohne Gefahren ab, ausgenommen die Springfluten, die zum Glück nicht jede Generation erlebt. Dieses religionslosen Völkleins nahm sich nun zuerst vor etwa fünfzig Jahren eine amerikanische Mission an; ihre Bekehrungsversuche waren einfacher Natur: „Entsagt den geistigen Getränken und dem Tabak,“ hieß es, „und ihr seid Christen und dürft an unseren Festen teilnehmen.“ Das leuchtet dem Insulaner ein, der Feste über alles liebt, und schnell wird er und sein Haus Christ. Kaum sind die Inseln von Deutschland annektiert, landet die katholische Gesellschaft vom heiligen Herzen Jesu, errichtet mit großen Mitteln Schulen für die Kinder und versucht die Erwachsenen zu gewinnen. „Geistige Getränke verbietet euch unsere Religion nicht, auch dürft ihr rauchen, soviel ihr wollt,“ so lehren die weißen Pater, und der Einwohner von Jaluit, der Palmenwein und Tabak zu schätzen weiß, sagt: „Die Religion ist bequemer!“ und wird eifriger Katholik. In neuester Zeit haben sich die Zustände erheblich gebessert. Die Patres konzentrieren sich ausschließlich auf die Erziehung der Jugend und hoffen, mit der Zeit einen brauchbaren Handwerkerstand heranzubilden. Die Mädchen werden in alle Zweige der Haushaltung eingeweiht; wie sie diese Errungenschaft später anwenden sollen in Hütten, aus Kistendeckeln und Palmenzweigen zusammengesetzt, ist mir nicht ganz klar. Staunend hörten wir auch solch Mikronesierkind in der Geschichtsstunde erzählen, daß der erste preußische König leider sehr prunkliebend gewesen wäre, jetzt dagegen wieder Einfachheit am Hofe herrsche. Wozu es die kommende Generation dort bringen wird, müssen künftige Zeiten offenbaren. Man möchte nur wünschen, daß es den Bemühungen der Missionare gelingen möchte, diesem anziehenden Volk von Kindern die Segnungen des Christentums angedeihen zu lassen, ohne ihm seine Eigenart zu rauben.



Kanu von Eingeborenen.

Der Mann mit der eisernen Maske.

Von Karl Federn.



Es gibt eine Anzahl geheimer Winkel und Gänge in der Weltgeschichte, die den Reiz des Rätselhaften und des Schauerlichen haben. Die Geschichte ist ja im Grunde nichts weiter als die Erinnerung vom Leben, das gelebt ward; traurig, lückenhaft und zweifelsvoll, wie alle Erinnerung es ist, und der Legende immer verwandt.

Eine der umstrittensten jener geschichtlichen Rätselerscheinungen, die Generationen beschäftigt hat, ist der „Mann mit der eisernen Maske". Die erste — Uneingeweihte —, die von ihm wußte und schrieb, war die deutsche Herzogin von Orléans, Liselotte von der Pfalz. In der Bastille — so schreibt sie im Jahre 1711 an ihre Tante, die Kurfürstin Sophie von Hannover — wäre viele Jahre lang ein maskierter Gefangener gewesen, zwei Musketiere hätten Tag und Nacht mit geladenem Gewehr neben ihm Wache gehalten, mit dem Befehl ihn niederzuschießen, falls er die Maske jemals ablegte. Sonst wäre er sehr gut behandelt worden. Ein Menschenalter später erscheint ein holländisches Pamphlet, das eine durchsichtige Geschichte vom „persischen" Hof erzählt: danach wäre der Mann mit der Maske niemand anders gewesen, als der Graf von Vermandois, der natürliche Sohn Ludwigs XIV. und der Lavallière. Der Kurprinzessin hatte man versichert, daß es ein englischer Edelmann gewesen, der sich an einem Komplott gegen Wilhelm III. beteiligt. Dann wird die Fabel oder Geschichte bald reicher und eindringlicher, glänzender und furchtbarer. Voltaire hat sie aufgegriffen: hoch oben auf der schroffen Felsenfestung der Insel St. Marguerite saß der geheimnisvolle Gefangene: stundenlang konnte man sein klagendes Flötenspiel hören; auf eine Silberschüssel, die er über die Felsen hinabwarf, hatte er sein Geheimnis geritzt; der Mann, der sie fand, konnte zum Glück nicht lesen, sonst wär' es auch um ihn geschehen gewesen. Der Gefangene, dessen Gesicht eine eiserne Maske verhüllte, die nie von seinem Haupte kam — nur das Mundstück war beweglich, so daß er essen konnte — trug mit Spitzen besetzte Kleider und Wäsche von feinstem Linnen, die Wärter bedienten ihn kniend, der Kriegsminister Louvois stand barhaupt vor ihm und nannte ihn „Gnädiger Herr".

Wer anders konnte der sein, dessen Erkennung man mit so fürchterlicher Sorge zu verhüten trachtete, als der wahre Erbe des französischen Thrones, der wahre Ludwig XIV., während ein unechter Bastard an seiner Stelle saß — ein Sohn Annas von Österreich und ihres Geliebten, des Herzogs von Buckingham, oder des verhaßten Mazarin, mit dem sie ja allem Anschein nach heimlich vermählt gewesen war? Nur der jeweilige König von Frankreich kannte das Geheimnis; vom Regenten ward erzählt, daß er in der Trunkenheit soviel zugegeben, der Gefangene wäre ein Sohn der Königin und Mazarins gewesen. Weiter war auch Voltaire nicht gegangen; aber die gerne an Geheimnisse glauben, glaubten mehr, und als Napoleon den Kaiserthron bestieg, wurden Flugschriften verbreitet, die seine Abstammung auf den Mann mit der Maske zurückführten!

Die historischen Legenden sind wie der gern geglaubte Klatsch im Leben: es ist alles wahr und doch unwahr, alles bekannt, aber nichts genau bekannt. Der Mann mit der eisernen Maske hat nie existiert. Zum mindesten die eiserne Maske nicht, die hat Voltaire erfunden oder andern nacherzählt. Der geheimnisvolle Gefangene hat nur eine leichte Sammetmaske getragen, und auch diese nur in späteren Jahren, wenn er über die Korridore oder wenn er von einem Gefängnis zum anderen geführt wurde. Auch die Silberschüssel ward wirklich über die Felsen geworfen — allerdings war es nur eine Zinnschüssel, und der sie warf, war ein protestantischer Geistlicher, der auf Ste. Marguerite saß und seine Unschuld beteuern wollte. Louvois aber ist niemals auf Ste. Marguerite gewesen.

Als im XIX. Jahrhundert die französischen Archive geöffnet wurden, begann die Forschung. Die Prinzenhypothese ließ man bald fallen; unter den mannigfachen Persönlichkeiten, die vermutet wurden, war die interessanteste, die am meisten Vertreter fand, die des Grafen Ercole Antonio Mattioli, Ministers des Herzogs Karl VI. von Mantua, der geheime Verhandlungen zwischen seinem Herrn und Ludwig XIV. an Spanien und andere interessierte Höfe verraten hatte, und den Ludwig am 2. Mai 1679 aufgreifen und nach Pignerol bringen ließ. Diese Ansicht ist zuletzt von Franz Funck-Brentano in verschiedenen Aufsätzen, am ausführlichsten im neunzehnten Jahrgang der Revue historique: „L'homme au masque de velours noir", verfochten worden. Seither wie vorher sind aber Bedenken und Widerspruch gegen diese Lösung aufgetaucht. Vor allem lag nicht der geringste Grund vor, den Gefangenen, wenn er Mattioli war, so ängstlich verborgen zu halten. Denn seine Verräterei war allen Höfen bekannt, und weder hatte ein fremder Hof ein Interesse daran, Mattioli zu befreien,

noch hatte der französische ihn irgendwie zu fürchten. Der französische Hof nahm eine nicht ungerechte Rache an ihm, und die Verletzung des Völkerrechts, in der Funck-Brentano den Grund des Geheimnisses sehen will, hatte nicht stattgefunden, denn man hatte Mattioli auf französisches Gebiet gelockt, ehe man ihn verhaftete. Ganz abgesehen davon, daß man ganz andere Verletzungen des Völkerrechts damals nicht tragisch nahm, zumal, wenn man sie selber begangen hatte.

Schwer erschüttert wurden Funck-Brentanos Gründe durch ein neues Buch, das unter dem Titel: „The man of the mask" bei Smith Elder & Co. in London erschienen ist. Sein Verfasser Monsignore A. S. Barnes war englischer Offizier und ist jetzt katholischer Geistlicher und Seelsorger an der Universität Cambridge. Sein Buch ist dem Kardinal Merry del Val gewidmet; die vatikanischen Archive haben ihm offen gestanden; und was immer für und gegen seine Schlüsse zu sagen ist, er hat jedenfalls Überraschendes zutage gefördert; die Lösung des Rätsels, die er gibt, hat teilweise sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich, und wenn auch nicht alle Kettenglieder dicht schließen, so sind die einzelnen Tatsachenreihen, die ihn zu seinen Schlüssen geführt haben, für sich allein betrachtet, historisch bedeutsam genug. Seine Schilderung ist klar, anschaulich und anregend, ohne alle Weitschweifigkeit, soweit möglich auf Dokumente und Tatsachen gegründet.

Im Juli 1669, also zehn Jahre vor der Verhaftung Mattiolis, erhielt der Kommandant des Gefängnisses in der französischen Grenzfestung Pignerol, Herr von Saint-Mars, vom Kriegsminister Louvois den Befehl, sich auf einen neuen Staatsgefangenen vorzubereiten, einen Mann namens Eustache Dauger, der von Rang nichts weiter sei als ein Bedienter; große Ausgaben brauchten demnach nicht für ihn gemacht zu werden, anderseits sei er nicht weiter schlecht zu behandeln, nur eines sei ihm unbedingt einzuschärfen: wenn er mit irgend jemandem und wäre es Saint-Mars selbst von irgend etwas anderem als von seinen persönlichen Bedürfnissen sprechen sollte, insbesondere, wenn er versuchte zu sagen, was er vorher getan, habe Saint-Mars den Befehl, ihm sogleich den Degen durch den Leib zu rennen. Auch dürfe er durch kein Fenster sehen noch gesehen werden, kein Ton seiner Stimme dürfe in die Außenwelt dringen. Am 21. August kam der Gefangene in Pignerol an; Herr von Vauroy, des Königs Leutnant in Dünkirchen, hatte ihn persönlich vom Nordseeufer an die piemontesische Grenze eskortiert.

Zwei große Herren saßen damals als Staatsgefangene auf Pignerol: der eine war Nicolas Foucquet, der einst übermächtige, nun gestürzte Finanzminister des Königs, dessen Geschichte ein erstaunliches und großzügiges Drama darstellt, denn der Mann war nicht ohne Größe des Geistes wie des Talents und war groß geblieben in seinem Sturz. Der andere war ein frecher Höfling, den die Frauen liebten und die Männer haßten, mehr als ein Geck und weniger als ein Genie, kalt, unverwüstlich, berechnend und geschmeidig wie kaum einer und dennoch ein unkluger Tor: Antonin Nompar de Caumont, Graf, später Herzog von Lauzun, bisher des Königs Günstling, der es gewagt hatte, sich heimlich mit der reichsten Prinzessin von Geblüt zu verheiraten, der Grande Mademoiselle der französischen Memoiren, und der nun auf Pignerol die Torheiten büßen mußte, die er in Augenblicken begangen, in denen seine Selbstbeherrschung ihn verlassen und Eitelkeit und Empfindlichkeit seine Vernunft überwältigt hatten. Foucquet, der seit mehr als vier Jahren auf der Festung saß und sie nie wieder verlassen sollte, hatte sich schließlich in sein Schicksal ergeben. Lauzun, der wußte, daß seine Haft nicht dauern konnte, behandelte den Kommandanten wie einen Hund und trieb ihn durch beständige Fluchtversuche und andere kühne Streiche zur Verzweiflung. Saint-Mars war ein grimmiger Kerkermeister, und die meisten seiner Gefangenen sind unter seiner Behandlung wahnsinnig geworden. Aber über den geheimnisvollen Gefangenen, der anfangs in Pignerol die größte Neugier erregt hatte und bald vergessen worden war, berichtete er am 30. Dezember 1673, daß er „still und zufrieden lebe, wie ein Mensch, der sich vollkommen in den Willen Gottes und des Königs gefügt habe". Ein Jahr später schlug Saint-Mars vor, ihn als Bedienten für Foucquet zu verwenden, und dieser Vorschlag wurde vom Minister genehmigt. Da dies während der dreißigjährigen Haft des Unbekannten die einzige Ausnahme von der strengen und absoluten Absperrung war, so schließt Barnes daraus, daß entweder Foucquet das Geheimnis schon wußte, oder daß man Foucquet nicht fürchtete, weil er selbst das Gefängnis nicht wieder verlassen sollte und es in der Tat nicht mehr verließ, denn er starb am 30. März 1680, vom Schlage getroffen.

Als seine Zelle gereinigt wurde, entdeckte man, daß Lauzun sich durch den Kamin einen Verbindungsgang zu ihm gegraben hatte und Gott weiß wie oft bei Foucquet gewesen war. Zweifellos hatte er — der einzige seiner Zeit, der der Außenwelt angehörte! — den geheimnisvollen Diener dort wiederholt gesehen, aber er hatte den Unbekannten, Niedrigscheinenden nicht beachtet, und der Mann, der sich ganz in den Willen Gottes und des Königs gegeben, hatte ihm nichts verraten. Verzweifelt berichtet Saint-Mars von dieser Entdeckung, und zur Antwort kam der Befehl: „Les deux misérables", Eustache Dauger und Foucquets wirklicher Bedienter Larivière, der die Haft seines Herrn von Anfang an geteilt hatte, hätten für Lauzun und alle Welt zu verschwinden.

Sie verschwanden in den Zellen des „unteren Turmes", aus den Registern gelöscht, begraben für immer. Die nach ihnen fragen, erfahren, daß sie längst in Freiheit gesetzt seien. Selbst die Wachen wissen nicht, wer die zwei neuen Gefangenen im unteren Turm sind, die nur Saint-Mars und sein Leutnant zu sehen bekommen. Mattioli aber saß damals über ihnen, mit einem verrückten Mönch zusammengesperrt, der jede Nacht aufsprang und splitternackt zu predigen begann, während Saint-Mars und sein Leutnant sich durch ein Guckloch an der „lustigen Szene" weideten.

Im Mai 1681 wurde Saint-Mars zum Kommandanten der einsamen Festung Exiles in den Bergen der Dauphiné ernannt. Im Oktober marschierte er mit seiner „Freischar" dahin ab; von seinen Gefangenen nahm er niemand mit sich, als die „zwei aus dem unteren Turm". Sie wurden in Exiles womöglich noch strenger bewacht und abgeschlossen, selbst ihre Wäsche wurde im Turm gewaschen. In der Gegend glaubte man, der Gefangene im Turm sei der Herzog François von Beaufort, der törichte Freund und Mitkämpfer des Kardinals von Retz aus der Zeit der Fronde, der in Wirklichkeit 1669 auf Candia gefallen war; andere hielten ihn für einen Sohn Cromwells. Saint-Mars selbst setzte solche „Contes jaunes" in Umlauf. Wie immer dem Unglücklichen die Zeit vergehen mochte, der „Sieur Dauger" war zwölf Jahre später noch ebenso ruhig, wenn auch „beständig krank und in Behandlung". Doch auch der behandelnde Arzt durfte sein Gesicht nicht sehen. Larivière starb im Jahre 1687. Dauger aber folgte Saint-Mars, als dieser 1691 nochmals versetzt und zum Kommandanten der herrlichen Inselfestung von Sainte-Marguerite an der Riviera ernannt wurde; auf dem Transport ward er unter Wachstuch in einer Sänfte so dicht verwahrt und verborgen, daß er auf der zwölftägigen Reise beinahe erstickte. Das Geheimnis dieses Gefangenen mußte ein wichtiges sein, ein weit wichtigeres jedenfalls als das Mattiolis!

Die Zelle mit ihren gewaltigen Eisenstangen in den Fenstern, durch die er hier den Blick auf das blaue Tyrrhenische Meer hatte und nicht mehr in traurige Höfe und trostlose Einöde sah, wie vorher, kann heute noch besichtigt werden. Ein Brief, den Saint-Mars am 6. Januar 1696 an Herrn von Barbezieux richtete, schildert das Leben, das der Unbekannte führte: „Meine beiden Leutnants bringen den Gefangenen das Essen zu den bestimmten Stunden, wie sie es mich tun gesehen, und ich tue es oft selber, wenn ich mich wohl befinde; und zwar so, Gnädiger Herr: der erste meiner Leutnants nimmt die Schlüssel zum Gefängnis meines alten Gefangenen, mit dem man anfängt; er sperrt die drei Türen auf und tritt in die Zelle: der Gefangene reicht ihm höflich die Schüssel und Teller, die er selbst aufeinandergestellt, und der Leutnant geht durch zwei Türen hinaus und reicht sie einem Sergeanten; der trägt sie zu einem nur zwei Schritt entfernten Tisch, an dem der zweite Leutnant alles visitiert, was ins Gefängnis oder heraus kommt, und nachsieht, ob nichts auf dem Geschirr geschrieben ist. Nachdem man ihm dann alles Nötige gegeben, visitiert man in seinem Bett und darunter, dann die Fenstergitter, den Abtritt, sowie das ganze Zimmer und oft auch ihn selber; und nachdem man ihn sehr höflich gefragt, ob er sonst nichts benötige, geht man zu den andern Gefangenen, dasselbe tun. Zweimal in der Woche wechselt man ihre Tischwäsche wie auch Hemden und Leibwäsche, nachdem man alles gut visitiert hat ..."

Im September 1698, als Saint-Mars zum Kommandanten der Bastille ernannt wird, geht sein „alter Gefangener" wieder mit ihm, und jetzt wird zum erstenmal die schwarze Maske erwähnt: Der Gefangene trägt sie bei der Überführung, wenn andre Leute ihn sehen können, und ebenso in der Bastille. Er ist nun ein alter Mann, aufrecht, mit ganz weißen Haaren; man behandelt ihn mit großer Aufmerksamkeit, bis der Leutnant Du Jonca eines Tages in sein Journal einträgt: „Montag, den 19. November 1703 starb der unbekannte Gefangene, der stets eine schwarze Sammetmaske trug und mit Herrn von Saint-Mars von Sainte-Marguerite gekommen war ... Dienstag um vier Uhr nachmittags wurde er auf dem Kirchhof von St. Paul begraben ... Ich hörte später, daß sie ihm im Register den Namen Herr von Marchiel gegeben. Sein Begräbnis kostete vierzig Francs."

Wenn Funck-Brentano aus der Ähnlichkeit des Namens Marchiel oder richtiger Marchioly — denn so steht er in dem Kirchenregister verzeichnet — auf die Identität der Personen mit Mattioli schließt, so erwidert Barnes mit Recht, daß darin ein zweifelloser Beweis fürs Gegenteil liege, weil die Staatsgefangenen prinzipiell unter falschem Namen geführt wurden, und man den Gefangenen nicht bis zuletzt durch eine Maske unkenntlich gemacht und seinen Körper durch ungelöschten Kalk zur schnellsten Zerstörung gebracht hätte, um dann durch Eintragung des richtigen Namens in ein öffentliches Register das Geheimnis preiszugeben. Der Name ist sicher absichtlich und zur Irreführung so gewählt worden. Mattioli ist allem Anschein nach schon 1691 auf oder nach der Überführung von Pignerol nach Sainte-Marguerite gestorben.

Dies ist die Geschichte des Gefangenen mit der Maske. Als Voltaire in der Bastille gefangen saß — 1719 und wiederum 1726 — wußte man sich seiner noch gut zu erinnern. Aber schon erzählte man Märchen allerart.

Wer war er nun, und was war sein Geheimnis?

Um die Frage zu lösen, führt uns der Verfasser des englischen Buches auf ein ganz

neues, scheinbar fernes Gebiet. Neue Personen erscheinen auf der Szene, und an altbekannte Dinge werden neue und überraschende Enthüllungen angeknüpft. Diplomatische Geheimnisse hat es in den Tagen der Unverantwortlichkeit besonders zahlreich gegeben, und ein großes und folgenschweres Geheimnis war damals der Geheimvertrag von Dover, der im Mai 1670 zwischen Karl II. von England und Ludwig XIV. geschlossen wurde, und in dem der fröhliche und geldbedürftige Stuart sein Reich und seine Politik für ein Jahrgeld an die des Kabinetts von Versailles verkaufte, gegen die Holländer Krieg zu führen sich verpflichtete, selbst aber katholisch werden sollte, während Ludwig ihm Geld und für den Fall einer Revolution in England Truppen versprach. Um dieses Geheimnis wußte Madame, des Königs schöne Schwester, die erste Frau des Herzogs von Orléans, die die Diplomatin gewesen, die es zum Abschluß gebracht hatte; es wußten darum des Königs Bruder, der Herzog von York, der Lordkämmerer Graf Arlington, der Graf von Arundel und der Schatzmeister Lord Clifford; auf französischer Seite der Gesandte Colbert von Croissy und der Minister des Äußeren, Herr von Lionne. Die übrigen englischen Minister wußten nichts davon, ebensowenig der englische Gesandte in Paris, Lord Montague. Die Vertragsurkunde, die nie in die englischen Archive kam, nahm Lord Clifford an sich; sie befindet sich noch heute im Besitz seiner Familie und ist 1830 zum ersten Male veröffentlicht worden. Die Eingeweihten waren sämtlich katholisch und vollkommen verläßlich. Wer aber kann in die Vorgänge hinter den Kulissen in so fernliegenden Zeiten sehen, wer all die Fäden verfolgen, die in menschlichen und politischen Dramen nach allen Seiten auslaufen und anknüpfen? Wer mag da alles mitspielen, mitverschlungen sein, in verderbliche Geheimnisse mit hineingezogen werden?

In einem Briefe der geheimen Korrespondenz, die Karl II. und seine Schwester lange vorher miteinander führten, ehe die Prinzessin ungeduldig nach England reiste, einem Briefe, der vom 20. Januar 1669 datiert ist, wird ein geheimnisvoller Bote, ein Italiener erwähnt, an dem der König, wie er schreibt, in einem dunkeln Gang flüchtig vorübergestreift war, wobei er ihm den Brief an die Herzogin eingehändigt hatte. Der Bote war von ihr gekommen, aber sie selbst wußte nicht, wer er war: es hatte sie also ein Unbekannter aufgesucht, der solche Empfehlungen brachte, daß sie ihm sogleich das gefährlichste aller Geheimnisse anvertraute. Woher und von wem — da Karl ihn auch nicht zu kennen behauptete? Die Personen in diesen Briefen sind durch Chiffern, und zwar durch stets wechselnde Chiffern bezeichnet: 112 und 138 bedeuten den französischen Gesandten, 270 sowohl als 334 den König von England, 366 Ludwig XIV., 321 das englische Parlament und so weiter.

Um dieselbe Zeit schreibt der französische Minister des Äußeren, Herr von Lionne, an den Gesandten in England, Herrn von Colbert, den Bruder des großen Finanzministers, daß es sich empfehlen würde, eine Person in das Vertrauen des wankelmütigen Königs einzuschmeicheln, die im täglichen Umgang Einfluß auf ihn gewinnen, seine geheimsten Worte belauschen könnte, Dinge tun, die dem Gesandten selbst versagt seien; und er empfiehlt ihm hierzu einen Italiener, den Abbé Pregnani, einen Theatinermönch, der zugleich Astrolog sei — der Herzog von Monmouth, des Königs natürlicher Sohn, hätte ihn bereits in Paris kennen gelernt — auch Chemiker sei er, und man wisse ja, wie sehr Karl II. chemischen Studien ergeben sei.

So geschieht es auch. Pater Pregnani kommt wirklich an den englischen Hof, geht wirklich zwischen Whithall und der französischen Gesandtschaft hin und her; der König scherzt über ihn, schreibt an seine Schwester über ihn ... jedoch in der Astrologie hat er kein Glück: der Herzog von Monmouth will nur Auskunft über die Aussichten seiner Pferde beim Rennen, und die Pferde, für die sich die Sterne erklärt haben, kommen unfehlbar hinter den andern ans Ziel. Bis auf einmal dringende, dringende Briefe vom französischen Hof einlaufen, Herr von Colbert möge den Abbé sofort nach Frankreich zurückschicken. Colbert, dem die Eile der Sache nicht einleuchtet, antwortet, der Abbé sei an seinem Mißerfolg nicht schuld, er selbst noch weniger, denn er habe dem Abbé nichts verheimlicht. Daraufhin werden die Briefe noch dringender, werden zu Befehlen. Endlich am 5. Juli reist Pregnani ab; am 6. oder 7. — für Frankreich, wo man bereits nach dem reformierten Kalender rechnet, am 16. oder 17. — müßte er in Calais eintreffen, aber er trifft nicht ein, sondern er — verschwindet. Verschwindet aus der Welt oder zum mindesten aus der Geschichte. Kein Bericht, kein Brief, kein Dokument erwähnt ihn mehr. Am 17. Juli 1669, so schließt Monsignore Barnes, soll der Mann, der zuviel weiß, in Frankreich eintreffen und trifft nie ein. Am 19 Juli schreibt Herr von Louvois an Saint-Mars nach Pignerol, er möge einen Gefangenen, der zuviel weiß, erwarten. Der Gefangene soll von Dünkirchen kommen. Dünkirchen liegt gleichfalls am französischen Ufer des Kanals, nur etwa dreißig Kilometer von Calais entfernt.

Soweit ist alles gut. Es ist eine Hypothese. Ludwigs XIV. großer Plan war, Holland zu erobern; dazu brauchte er England zum Bundesgenossen. Wenn irgend jemand von dem Geheimvertrag erfuhr, der damals dem Abschluß nahe war, dann mußte der Plan an dem Widerstand des englischen Parlaments scheitern. Die Briefe Madames hatte der König nach ihrem frühen

Tode selbst durchgesehen und, soweit er es nötig fand, vernichtet. Seine Minister brauchte er nicht zu fürchten; die englischen Herren, die im Geheimnis waren, noch weniger: denen ging es um ihren Kopf. Aber da war der unbekannte kleine Abbé, ein Italiener, wenn der außer Landes gehen, wenn der schwatzen sollte . . . besser man begräbt ihn! Was liegt an ihm? Aus solchen Gründen sind in jenen Tagen manche begraben worden. Das ist alles gut möglich. Ein historischer Beweis ist es nicht, aber immerhin recht wahrscheinlich.

Monsignore Barnes hat uns indessen noch viel mehr zu sagen.

Man weiß und hat immer gewußt, daß der indolente, geistreiche König, Karl II. von England, dem stets ein witziges Wort auf der Zunge lag, der aller Dinge und seiner selbst zu spotten liebte, zum mindesten in späteren Jahren im Herzen heimlich katholisch war, und in seinen letzten Tagen in Gegenwart der Grafen von Bath und von Feversham die Sterbesakramente nach katholischem Ritus empfangen hat. Auch daß er eine Schrift zur Verteidigung der katholischen Lehre verfaßt hatte, die sein Bruder und Nachfolger veröffentlichte. All dies ist bekannt. Minder bekannt ist, daß Karl II., als er nach der Schlacht von Dunbar vor den verfolgenden Republikanern floh, und sich in Moseley Hall, dem Schlosse eines Herrn Whitgreave, verborgen hielt, dort von dem Benediktiner Pater Huddlestone, demselben, der ihm dreißig Jahre später heimlich die Sterbesakramente reichte, schon damals ebenso heimlich für den katholischen Glauben gewonnen wurde. Als er acht Jahre später den Thron bestieg, wollte er durchaus nur eine katholische Prinzessin heiraten, und als Katharina von Braganza in Portsmouth landete, ließ er sich dort rasch von ihrem Almosenier, seinem Verwandten, Lord d'Aubigny, katholisch mit ihr trauen. Der protestantische Bischof von London kam zu spät und — schwieg. Daß Karl den Katholiken stets möglichste Gunst erwies, ist bekannt, wie auch, daß er gerne eine vollkommene Toleranz für sie, wie für die Puritaner, die er verachtete und haßte, durchgeführt hätte, wenn die Unduldsamkeit der protestantischen Hochkirche — der er äußerlich angehörte — es nicht verhindert hätte.

Durch Monsignore Barnes aber erfahren wir etwas ganz Neues: Er veröffentlicht Dokumente aus den vatikanischen Archiven, die einen außerordentlichen Beitrag zur politischen Geheimgeschichte jener Tage bedeuten. Nur anderthalb Jahre saß Karl II. auf dem kaum wiedergewonnenen Thron, als er den Privatsekretär seiner Mutter, der Königin Henriette Marie, einen irischen Edelmann namens Richard Bellings, in einer geheimen Mission nach Rom schickte. Scheinbar reiste Bellings nur zu seinem Vergnügen, aber in Rom hatte er Geschäfte. Er führte eigenhändige Empfehlungsschreiben der ganzen königlichen Familie an die Kardinäle Chigi, Barberini und Orsini mit, sowie ein geheimes Schriftstück, in dem der Papst um den Kardinalshut für des Königs Verwandten Ludwig Stuart, Lord d'Aubigny, ersucht wurde. Nur der Lordkanzler Clarendon wußte um dieses Schriftstück und sein Sohn Lord Cornbury, der es kopiert hatte. Aber Bellings führte ein noch geheimeres Papier mit sich, ein Memorandum in lateinischer Sprache, von dem auch der Kanzler nichts wußte, sondern nur der König allein: der König erklärt sich darin schon im Jahre 1662 als überzeugten Katholiken und macht dem Papst offenbar sehr ernst gemeinte Vorschläge, wie ganz England wieder katholisch zu machen und zur römischen Kirche zurückzuführen wäre. Ein ganz erstaunliches Memorandum und höchst merkwürdige Vorschläge, die eine anglikanische katholische Kirche begründet hätten, mit noch weit größeren Privilegien und Unabhängigkeiten, als die gallikanische je zu erreichen vermochte. Der Erzbischof von Canterbury sollte der Patriarch und Primas des katholischen Englands werden, mit außerordentlichen Rechten; der König allein sollte alle Bischöfe ernennen Die Messe sollte lateinisch gelesen, aber die Kirchenlieder in englischer Sprache gesungen werden, die zugelassenen Orden, auch Benediktiner und Jesuiten, durchwegs der bischöflichen Jurisdiktion unterworfen sein; vollkommene Gewissensfreiheit sollte eingeführt, den Protestanten kein Zwang angetan werden, nur ihren Gottesdienst müßten sie aus eigenen Mitteln bestreiten.

Es ist begreiflich, daß Alexander VII. zögerte, auf solch einen Plan einzugehen, wieviel ihm auch an der Wiedergewinnung Englands gelegen sein mochte. Auch hat Barnes sicherlich recht in der Annahme, daß die Kurie, wie fast immer wohlinformiert, besser als der König wußte, wie wenig Aussicht auf Erfolg sein Plan hatte, wie abgeneigt die treuesten Monarchisten Englands dem Katholizismus waren. Die Kurie hat ja später auch seinen gewalttätigen Bruder gewarnt. Karl, der so viel klüger war als Jakob, scheint die Schwierigkeiten bald selber eingesehen zu haben, ohne den teuren Plan darum aufzugeben.

Sechs Jahre später schickte er abermals einen geheimen Boten an den Vatikan, dessen Person und Geschichte äußerst merkwürdig sind. Lange vor dieser Zeit — im Jahre 1646 — war Karl als sechzehnjähriger Prinz auf der Insel Jersey gewesen und hatte dort mit früh erwachten Sinnen ein Liebesverhältnis mit der Nichte des Gouverneurs von Jersey, Sir George Carterets, aus dem Hause der Herren von St. Ouen, angeknüpft, desselben, der später Schatzmeister der Marine wurde und durch Pepys' ergötzliche Memoiren uns als ein wackerer alter Edelmann scharf gezeichnet ist. Es scheint, daß Marguerite de Carteret einen Sohn von Karl hatte, den sie unter dem Namen Jacques de la Cloche

du Bourg de Jersey — de la Cloche war der Name ihres späteren Gatten — im geheimen erziehen ließ. In einem noch vorhandenem Dokument aus dem Jahre 1665 erkannte Karl II. ihn als seinen Sohn James Stuart de la Cloche an, jedoch mit der Bedingung, daß er dies bis zum Tode seines Vaters geheimhalten sollte. Der junge Mann studierte in Holland, und der König setzte ihm eine Pension aus. Er war als Puritaner erzogen worden, aber er kam nach Deutschland und wurde in Hamburg von den Jesuiten bekehrt. In Hamburg stellte er sich der Königin Christine von Schweden vor; sie fragte bei Karl II. an, und dieser, dem der Sohn, seitdem er Katholik geworden, unzweifelhaft auch teurer geworden war, antwortete mit einem eigenhändigen Schreiben, in dem er ihn anerkannte. Mit Empfehlungen der Königin ausgerüstet, ging er nach Rom und trat in das Jesuitenkloster von Sant' Andrea als Novize ein. Und nun schien es dem König ein guter Gedanke, diesen ganz Vertrauten, der der Kirche schon halb angehörte, zu seinem Unterhändler mit Rom zu machen. Barnes veröffentlicht die merkwürdigen Briefe, die er zu diesem Ziel, immer im tiefsten Geheimnis, an den General der Jesuiten nach Rom schrieb; und schon im Oktober reiste der Sohn, zur größeren Sicherheit unter dem Namen Henri de Rohan, nach England, und kehrte bereits im November wieder nach Rom zurück, mit einem Brief des Königs, in dem er als „unser lieber und geehrter Sohn Mr. de la Cloche, Jesuit" bezeichnet wird.

Aber damit ist seine Geschichte auch zu Ende: kein Pater dieses Namens existiert in den Annalen des Jesuitenordens, noch hat man je wieder etwas von James de la Cloche gehört! Man errät den Schluß, den Monsignore Barnes hieraus ziehen möchte. Wie, wenn dieser geheimnisvolle Bote, des Königs unehelicher Sohn, und der geheimnisvolle Italiener Madames und Pater Pregnani ein und derselbe wären?

Jedoch um dieselbe Zeit kam in Neapel ein junger Engländer an, der nur Französisch sprach und dort im Hause eines Signor Corona abstieg. Er verliebte sich in seines Hauswirts schöne Tochter Teresa und nahm sie drei Wochen später zur Frau. Der Erzbischof von Neapel selbst vollzog ihre Trauung mit dem Fremden, der sich Henry de Bovere Roano Stuardo (Rohan Stuart) nannte. Das Geld, das er freigebig ausstreute, wie das Seltsame des Abenteuers überhaupt, erregte Verdacht, und der spanische Vizekönig ließ den Fremden als vermutlichen Falschmünzer verhaften. Dieser erklärte, ein natürlicher Sohn des Königs von England zu sein, und bat, man möge sich an den Jesuitengeneral um Auskunft wenden. Der Fremde sprach kein Wort Englisch, kein Engländer in Neapel hatte von ihm gehört. Der Vizekönig schrieb nach England, und als die Antwort kam, erklärte er, alles sei erlogen, aber . . . am nächsten Tag wurde der Fremde ehrenvoll aus dem Gefängnis entlassen. Er reiste sofort ab und kam zwei Monate später, wieder reichlich mit Geld versehen, zurück, gedachte, mit seiner Frau nach Venedig zu übersiedeln: da ergriff ihn ein böses Fieber, und er starb, nachdem er „die letzten Tröstungen der Religion mit großer Frömmigkeit empfangen hatte".

Die Identität dieses „Abenteures" ist wiederholt erörtert worden, und man war von jeher geneigt, ihn für einen Schwindler zu halten; aber die zu diesem Schlusse kamen, wußten nicht, daß es — die Echtheit der von Monsignore Barnes veröffentlichten Dokumente vorausgesetzt — einen wirklichen Königssohn James Stuart gab, den gerade der Jesuitengeneral kennen mußte. Wenn Monsignore Barnes zu demselben Schlusse kommen will, dann scheint es, daß seine eigenen Gründe gegen ihn sprechen: er selbst hat ja die Vorgeschichte des jungen Mannes rekonstruiert. Er selbst findet es begreiflich, daß ein Sohn Karls II., des Weibersklaven, dem ersten hübschen Gesicht erliegen mußte und Beruf und geheime Mission sogleich im Stiche ließ. Hat nicht sein Vater all seine Pflichten und Interessen um leichtfertiger Weiber willen im Stich gelassen? Ebenso findet er es natürlich, daß Karl den heimlichen Sohn dem Vizekönige gegenüber heimlich anerkannte und öffentlich verleugnete. Verdächtig ist einzig das abenteuerliche und absurde Testament, das die Familie der Frau nach seinem Tode vorwies, in dem er den König von Frankreich seinen Vetter nannte, Provinzen von England an seinen nachgeborenen Sohn verschenkte und seinem Schwiegervater ungeheure Summen aus dem englischen Kronschatz anwies. Dieses Testament war in italienischer Sprache verfaßt, und der Verstorbene hatte nur Französisch gesprochen: — Jacques de la Cloche war französisch erzogen worden! Es ist wohl klar, daß dieses Testament von den neapolitanischen Signori Corona oder von irgendeinem Winkeladvokaten der Stadt in ihrem Auftrage aufgesetzt wurde; ein Wunder wäre nur, wenn kein Signore ein solches Testament vorgebracht hätte! — Ein vollgültiger Beweis wäre schwer, aber es liegt auch kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß der Verstorbene der Sohn Marguerite Carterets und Karls II. war. Daß in späteren Jahren weder die päpstlichen Behörden noch die Stuarts in Rom seinen Sohn anerkennen wollten, beweist nichts. Und jedenfalls ist es logischer, die Identität des Mannes, der in Neapel auftauchte und starb, mit dem Novizen, für den er sich ausgab, zu glauben, als den dreifachen Schluß über drei vollkommene Lücken zu ziehen, daß Jacques de la Cloche der geheimnißvolle Italiener war, der die Briefe Karls an seine Schwester trug, dieser wieder der Abbé Pregnani, und der Abbé Pregnani der Mann mit der Maske!

Das sind zum Teil Möglichkeiten und

mit bloßen Möglichkeiten läßt sich in der Geschichte nicht arbeiten. Zum Teil sind sie sogar höchst unwahrscheinlich. Denn Lionne spricht in seinem Brief an Colbert vom 23. Februar 1669 von dem Abbé Pregnani als einem in der Pariser Gesellschaft wohlbekannten, ja berühmten Manne, den der Herzog von Monmouth auf seinen Reisen nach Frankreich oft gesehen, mit dem er eine enge Freundschaft angeknüpft. Wie also konnte er mit dem damals in Holland und Deutschland und später in Rom weilenden James de la Cloche identisch sein? Wie unmöglich andernfalls anzunehmen, daß der französische Minister dem eigenen Gesandten eine so plumpe Lüge aufgebunden hätte! Von jenen drei Schlüssen hat nur der letzte eine starke Wahrscheinlichkeit für sich. Eine Wahrscheinlichkeit, die durch all diese Enthüllungen noch erheblich verstärkt wird.

Denn die Klausel des Vertrags von Dover, daß der König von England sich öffentlich zum Katholizismus bekennen sollte, erscheint nun in einem ganz andern Licht: nicht Ludwig XIV. war es gewesen, der diese Bedingung gestellt hatte — wie denn auch in der Tat er es war, der den König alsbald warnte, übereilte Schritte in dieser Richtung zu tun —, Karl II. war es, von dem sie ausgegangen war. Sein Traum, sein Beweggrund oder vielleicht auch nur sein Gewissenstrost bei dem schimpflichen Vertrag war: England mit französischem Geld und französischen Truppen wieder zu einem katholischen Lande zu machen. Wie weit er unter günstigeren Umständen auf diesem Wege gegangen wäre, wer kann es wissen? Sein Bruder versuchte es später mit dem Schrecken. Karl war tolerant, weil er indolent war. Monsignore Barnes meint, diese Enthüllung müsse das Bild Karls II. viel sympathischer, viel ernster und ihn selbst als einen tief unseligen, ringenden Menschen erscheinen lassen. Vielleicht ist es immerhin achtungswerter, wenn ein Monarch eine für sein Volk verderbliche Politik zu treiben, fremdes Geld zu nehmen und fremde Truppen zur Stütze seines Thrones ins Land zu rufen verspricht, um seine Seele zu retten, als wenn er all dies tut, um seine Vergnügungen bezahlen zu können: aber wir müssen uns leider sogleich daran erinnern, daß zwar Tausende von Karls Untertanen in einem sinnlosen Kriege bluten mußten, das Geld jedoch weder für die Kirche noch für das Seelenheil des Königs sondern für seine Weiber und Günstlinge ausgegeben wurde! Soll diese armselige, nie ausgeführte, im Grunde verräterische und all seinen Schwüren widersprechende Absicht wirklich sein Bild so sehr verklären? Wer darf dem treulosen mit seinen Worten spielenden Stuart überhaupt glauben? Auf dem Totenbett mag's ihm ernst gewesen sein; im Leben war es ihm vielleicht weit mehr um den Absolutismus zu tun, der sich mit dem römischen Glauben und seiner Kirchenorganisation so viel besser vereinen ließ als mit dem Protestantismus. Er selbst deutet dies in dem erwähnten Memorandum an! Karls Politik erscheint in einem andern Licht, aber der Charakter des liebenswürdigen und schwachen, geistvollen und frivolen, gutmütigen und gewissenlosen Fürsten nicht. Dem Katholizismus hat er mit seiner Unehrlichkeit nicht gedient: sie hat im Gegenteil dazu beigetragen, den Glauben zu verbreiten, daß den Katholiken jedes Mittel erlaubt sei. Die beiden letzten Stuarts sind es, die die hundertjährige grausame Bedrückung der Katholiken in England verschuldet haben.

Aber was für unsere Frage wichtiger ist: das Geheimnis war allerdings ein solches, das Karl II., wenn es bekannt wurde, den Thron und vielleicht auch den Kopf gekostet hätte, so wie es anderseits Ludwig XIV. um seinen Verbündeten bringen und die ganze europäische Politik zu Frankreichs Ungunsten verschieben mußte; wie es später nach dem Sturze Jakobs II. tatsächlich geschah, als die Heere der Tripelallianz unter Marlborough und Prinz Eugen Ludwigs Macht zu Boden warfen, und Frankreich in erfolglosen Kriegen verblutete. Das war ein Geheimnis, zu dessen Wahrung man einen armseligen Unterhändler wohl aufgreifen und in ewigem Gefängnis begraben konnte. Die Daten stimmen genau; und da Foucquet um das Geheimnis insoweit wußte, als er noch selbst die ersten Verhandlungen mit Karl II. geführt hatte, so wird auch jene einzige Ausnahme von der Absperrung des Gefangenen erklärlich. Die Maske kam in dem Augenblick in Anwendung, als Frankreich von katholischen Engländern voll war, die aus ihrem Vaterland geflohen waren. Wesentlich ist auch, daß sein Geheimnis ein solches war, daß einem guten Katholiken, einem Geistlichen, an seiner Wahrung fast ebensoviel gelegen sein mußte, wie dem König, so daß es begreiflich wird, daß er sein furchtbares Schicksal „völlig in den Willen Gottes und des Königs ergeben" trug. Jedenfalls verliert die Ansicht, daß Mattioli der Mann mit der Maske gewesen, neben solchen Gründen, solchen Wahrscheinlichkeiten jeden Halt. Das Rätsel des „Mannes mit der eisernen Maske" scheint in der Tat gelöst. Mehr als „es scheint" kann man freilich nicht sagen. Aber keine Lösung, die bisher geboten ward, hat den Schein so stark für sich gehabt, keine Gestalt, in der der rätselhafte Gefangene bisher gesucht worden, ist in gleich gefährliche Geheimnisse verwickelt gewesen, wie der unscheinbare Mönch, den ein zufälliges Schicksal in das große Räderwerk geraten und darin verschwinden ließ. Der so lange die Phantasie der Welt erregt hat, war ein Niemand; die Schicksale, an die er zu seinem Verhängnis gestreift hatte, waren außerordentliche. Wir können aber auch sagen: er war ein armer und, wie es scheint, ein guter Mensch, das geduldige Opfer von Zeiten und Zuständen, die zum Glück vorüber sind.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Walther Ziersch, Du gehst einen schweren Gang... (Berlin, Concordia). — **Georg Engel, Die verirrte Magd** (Ebenda). — **Karl Rosner, Der Diener Dieffenbach** (Leipzig, Grethlein). — **Franz Servaes, Im Knospendrang** (Leipzig, Rowohlt). — **Hans Müller, Träume und Schäume** (Berlin, E. Fleischel & Co.). — **Victor Fleischer, Wendelin und das Dorf** (Berlin, Meyer & Jessen). — Sammlung Göschen.



us München wird uns ein neuer Erzähler empfohlen. Ludwig Ganghofer hat ihm seinen Respekt bezeugt, und auch sonst bekam er viel Freundliches zu hören. Walther Ziersch ist sein Name, und das Wuppertal nennt er Heimat.

Literarisch ist diese Heimat nicht gerade verheißungsvoll. Schon durch seine Lage war das niederrheinische Land von vornherein für eine kulturelle Vermittler- und Zwischenhändlerrolle bestimmt, und es hat sie seit den Tagen Heinrichs von Veldeke auch gespielt. So wird man eher ein geschicktes Verwertertalent, als einen schöpferischen Dichter aus diesem Gebiet zu erwarten haben. In den letzten fünfzig Jahren hat gerade die Wuppertaler Literatur alles getan, um diese Meinung zu bestätigen. In der Geibelzeit stellte sie einen Rittershaus; in der Gegenwart einen Rudolf Herzog und einen Walter Bloem. Das heißt also: liebenswürdige, rheinisch bewegliche, etwas oberflächliche Halbnaturen, die niemals ganz, selbst wenn sie sich schwärmerisch erhitzen, den kaufmännisch-praktischen Einschlag verleugnen. Bei konventionellem Grundcharakter bemächtigen sie sich mit virtuoser Gewandtheit des zeitlichen Stils und einiger zeitlicher Ideen, putzen die alten, lieben Lieder damit effektvoll auf und werden zu erfolgreichen Lieblingen des großen Publikums.

Ihre besondere technische Fertigkeit zeigen diese Verwertertalente in der geschickten Ausnutzung irgendwelchen Milieus. Rudolf Herzog hat einen Frankfurter, Düsseldorfer, Kölner, Elberfeld-Barmer Roman geschrieben und vielleicht — ich bin nicht mehr auf dem Laufenden — auch noch andere Städte als Hintergrund benutzt. Walter Bloem hat das gleiche mit Marburg, Berlin oder sonst einem Aufenthaltsort getan. Feste Lokalisierung gibt auch immer einen Vorteil, aber wenn das Stadtbild von Roman zu Roman wechselt, wird man mißtrauisch; man erkennt, daß der ganze Witz auf eine bloße Dekorationsverstellung hinausläuft, und daß dem routinierten Kulissenschieber der Hauptruhm gebührt.

Wer nach diesen Worten an Walther Ziersch, den neuen Wuppertaler, herantritt, wird nicht in Zweifel sein, wo er ihn einzuordnen hat. Mehr als einen Zug hat er mit seinen Landsleuten Bloem und Herzog gemeinsam. Auch er ist keine ausgeprägte dichterische Individualität. Auch er ist — allzufrüh — ein glänzender Techniker. Auch er ist in der gewandten Verwertung des Milieus besonders glücklich. Und auch er hat die Anwartschaft, bald ein sehr gelesener Autor zu werden. Aber in einem Punkte unterscheidet er sich vorteilhaft von den genannten Erzählern. Er trägt den Wünschen des großen Publikums noch nicht so sehr Rechnung; er läßt sich durch die Konvention noch nicht so in die künstlerische Gestaltung hineinpfuschen und wagt, wenigstens vorläufig noch, was die anderen nicht wagen: die tragischen Konsequenzen zu ziehen.

Nach dem wohl nur halb geglückten Vorspiel eines Wuppertaler Industrieromans kommt er jetzt mit einem „Münchener" Roman: „Du gehst einen schweren Gang.." (Berlin, Concordia). Er hat ein Buch geschaffen, das in keiner Zeile langweilig, das flott erzählt ist, dessen Handlung sich rasch und natürlich, gleichsam ohne Nachhilfe, aus den gegebenen Charakteren entwickelt und das dabei alle Münchener „Spezialitäten" sehr geschickt in den laufenden Faden einknüpft. Bier, Weißwürste und bajuwarische Gemütlichkeit auf der einen, Künstlerbohême auf der anderen Seite; dazwischen Wagneraufführung im Hoftheater, Oktoberfest, Karnevalsredoute, Café Luitpold, Forstenrieder Park, Starnberger See, Wintersport im nahen Gebirge — alles, was das Herz von Isar-Athen verlangt, wird hier gangweise serviert. Die ganze Herrlichkeit schlägt sich vor einem jungen Manne auf, der mit wohlgespickter Börse hierherkommt, um bei Lujo Brentano Nationalökonomie zu hören. Selbstverständlich studiert er zunächst nicht, sondern gerät in ein „G'schpusi" mit der Tina, das ihm allmählich über den Kopf wächst. Tina und ihre verschiedenen Freundinnen sind leichte Münchener Mädels, und besonders die Tina stand schon dicht davor, zur Straßendirne hinabzusinken. Nun findet sie in dem reichen Albert Klinker einen Freund und Liebhaber, der ihr jeden Wunsch von den Augen abliest. Er umgibt sie mit Luxus, er läßt ihr Unterricht geben, er hält sogar fest an ihr, als er erfährt, daß sie für Geld und gute Worte ein Allerweltsliebchen war. Aus der rückhaltlosen Beichte, die er von ihr verlangt, erkennt er sie als „Opfer der Verhältnisse", und sein Mitgefühl wird so stark, daß es alle anderen Gedanken erstickt. Er spricht sie frei von jeder Schuld, frei auch von der, die sie gegen ihn selbst beging. Denn völlig unfähig dazu, irgendwelchen

Lockungen zu widerstehen, macht Tina bei Gelegenheit fortwährend Seitensprünge — fast wider ihren eigenen Willen, gepeitscht von ihrem heißen Blute. Um sie zu erlösen, bringt der Mann, der sie mit allen ihren Fehlern und Sünden liebt, sich selbst zum Opfer dar: er heiratet sie in der Hoffnung, sie dadurch über sich selbst hinauszuheben. Unter echten Tränen verspricht sie auch, ihm immer „a treues, braves Weib" zu sein. Aber da ihr die „gute" Gesellschaft nach mißglücktem Debut verschlossen bleibt, so fängt sie sich in der Einsamkeit bald zu langweilen an. Sie braucht „Betrieb", und so innig sie ihrem Manne zugetan ist — das Tier in ihr gibt trotz der besten Vorsätze keine Ruhe. In bittersüßer Erinnerung träumt sie sich in die tollen Ausschweifungen der Vergangenheit zurück, und ihr Schicksal ist entschieden, als mit dem Sänger Robby Held ein Stück dieser Vergangenheit vor sie hintritt. Von einer Macht getrieben, die stärker ist als sie, fällt sie dem früheren brutalen Liebhaber wieder anheim. Doch auf der Bootfahrt, die sie zu ihm führen soll, gerät sie in ein schweres Unwetter. Sie kämpft tapfer gegen die anstürmenden Wellen; sie fühlt, wie sie langsam ermattet. Und in den Augenblicken der höchsten Not durchlebt sie blitzschnell noch einmal ihr Leben. Die blinde Leidenschaft läßt von ihr ab, in Ekel vor ihrem unseligen Selbst erkennt sie, daß ihre Seele immer wieder der Gier des Fleisches unterliegen würde und daß es besser wäre, jetzt zu sterben, als in Schande zu verkommen. Das lähmt sie vollends: fast widerstandslos geht sie unter....

Es kam natürlich alles darauf an, dieser Tina unser Interesse und Mitgefühl bis zuletzt zu wahren, ohne die dirnenhaften Züge ihres Wesens im geringsten zu verdecken. Walther Ziersch hat dieses Kunststück im ganzen fertiggebracht, und alle Hoffnungen, die man etwa auf ihn setzen könnte, gründen sich vornehmlich auf diese Leistung. Die Gestalt der Tina ist bis zum Schluß energisch durchgehalten; rein aus ihrem Wesen fließt ihr Schicksal. Andere junge Erzähler wären vielleicht in Versuchung gekommen, sie zuletzt ins Konventionell-Ehrbare umzuformen, und eine brave Hausfrau aus ihr zu machen. Wieder andere hätten sie am Ende mit jenem falschen „russischen" Mitleid behandelt und sie gegen die anständige Gesellschaft ausgespielt. Das tut Walther Ziersch nicht. Er ist ganz tendenzlos. Er verliert sich weder in das eine noch in das andere Extrem. Er läßt — ohne Sentimentalität, aber auch ohne Härte — einem Stück Leben sein Recht. Und das ist das Schöne, Kühne und überraschend Reife an seinem Buche. Nur einmal fällt er ein wenig aus der Rolle. Er läßt das ungebildete Mädel auf Wunsch des Liebhabers die Beichte ihres Lebens schreiben, und die wilde Tina erzählt wie ein Schriftsteller. Sie gibt nicht nur die Situation, sondern auch alle Stimmungselemente; nicht nur den Mostkeller, sondern auch „das Gesprudel des gärenden Weines" darin und den matten Schein der Kerze. Hier wäre etwas mehr Naturalismus gleichzeitig mehr Poesie gewesen.

Viel blasser ist Tinas Liebhaber und Gatte herausgekommen, der allerdings selbst einem reifen Meister eine schwierige Aufgabe gestellt hätte. Ein früherer Offizier und zukünftiger Bankier, der seine ausgehaltene Geliebte heiratet, obwohl er ihre wüste Vergangenheit kennt und obwohl sie mit dem gleichen Vergnügen auch ohne Standesamt bei ihm bliebe — das ist ein wunderlicher Schwärmer! Da versteht man seinen Freund, den Maler, schon besser. Der hat ein kleines Bürgermädchen, das sich ihm mit Leib und Seele verschrieben hat, auf Bitten ihrer Mutter freigegeben, weil er selbst zu verständig ist, sie zu heiraten, und weil er ihr nicht eine andere gute Partie versperren will. Später, als berühmter Maler, hat er oft das Gefühl, daß er sein Glück kaltherzig vernünftig von sich gestoßen habe. „Vielleicht wäre es ein einfältiges, kleines Glück geworden ... Mein Gott ... Vielleicht ist es auch nur eine Einbildung." Und Albert Klinker nickt dazu, sieht die Photographie auf seinem Schreibtisch an und sagt sich, daß Tina, die ertrunkene Tina doch eben die Sonne seiner Tage war ... trotz alledem und alledem!

Der Mann, der diesen Münchener Roman geschaffen hat, ist jedenfalls eine ausgesprochene Erzählerbegabung. Er wird langsam planen, dann aber die Feder eilen lassen. So wird man die typischen Eigenschaften unserer langsam schreibenden Dichter-Erzähler, als da sind: Klang und Fülle des Stils, poetische Haltung und schöne Ruhe des Ganzen, nicht bei ihm finden, wohl aber andere, die den guten Schriftsteller-Erzähler zieren: eine bedachte Komposition, rasche und natürliche Entwicklung der Handlung, geschickte Verknüpfung der Gestalten mit dem Milieu und lebendig vorwärtsdrängende Darstellung.

Ich wünschte, ich könnte auch dem neuen Roman von Georg Engel, „Die verirrte Magd" (Berlin, Concordia), eine Empfehlung mit auf den Weg geben. Denn so vieles an diesem Georg Engel berührt äußerst sympathisch. Er hat eine warmherzige Menschlichkeit, einen guten Sinn für die schlichten Werte des Herzens. Er läßt sich nicht von neuen Moden ins Schlepptau nehmen und von Schlagworten verblüffen. Ruhig erhebt er seine Stimme, um gegenüber einer glänzenden und verwirrenden Renaissancephilosophie immer wieder auf die echten sittlichen Kräfte hinzuweisen, die ein Volk groß machen. Diesmal redet er den heutigen deutschen Mädchen ins Gewissen, deren Gedanken durch neuere Dichter und Denker „leider auf das Triebartige" gelenkt seien. Und infolge dieser Irrlehre — sagt eine

Person des Romans — „glauben nun die Jungweiber eine hohe und hehre Mission zu erfüllen, sobald sie das Althergebrachte verlachen, um in frechem Genießen fessellos und jauchzend einer Lust zu frönen, durch die ein ganzes Volkstum verkümmern muß. Das Schlimmste ist, daß eine Schar knechtischer Gesellen gerade diesen entfesselten weiblichen Geschöpfen in der Meinung der Zeitgenossen zu einer Überbewertung verholfen hat, die eine Selbsteinkehr der Frauen und Mädchen unmöglich macht. Was redet man dem weiblichen Geschlechte nicht für vollendete Torheiten ein! Man hat die dämonische Frau erfunden! Aus jedem Backfisch ist allmählich eine Sphinx konstruiert worden! . . . Nein, das eine ist sicher, bevor Deutschlands Frauen und Mädchen nicht aus diesem Irrgarten einer fremden Anmaßlichkeit vertrieben sind, bevor sie nicht wieder lernen, daß es ihre Hälfte am Dasein bedeutet, in Treue und Sorgen des Volkes Mütter zu werden, bevor sie nicht innerlich durchgefühlt haben, daß desjenigen Volkes Männer das Höchste zu leisten vermögen, welche von den herrlichsten und vertrauensvollsten Frauen angetrieben und gespornt werden, solange muß die deutsche Magd in der Irre wandeln."

Aus diesen Anschauungen heraus widmet Georg Engel seinen Roman „den Müttern". Denn wenn „die Mütter nur ernsthaft lauschen und nicken, findet wieder den Weg die irrende deutsche Magd". An einem Beispiel, an den Schicksalen der blonden Hertha Boddin, soll die Gefährlichkeit des falschen modernen Evangeliums klar gemacht werden. Nach schweren Erlebnissen bekennt die Heldin für sich und alle ihre Schwestern: „Worte haben uns verführt, Worte, die wir auskosten wollten, weil sie von überallher auf uns einfließen mit gar so verlockendem Klang. Sieh, ich bin eine von denen, die sich nicht gescheut haben, die Probe zu wagen, ob hinter jenen flimmernden Wortgespinsten uns wirklich das Land der Verheißung empfange. Aber, wie alle vor mir und alle nach mir, bin ich mit wunden Füßen zurückgekehrt . . ."

Es ist schade, daß diese Predigt nur Predigt bleibt. Selbst der wohlwollendste Kritiker wird nicht zugeben können, daß sie in Anschauung und Erlebnis umgesetzt ist. Warum in aller Welt der „Goldkreisel" Hertha ein moderner Typus sein soll, ist mir ziemlich unverständlich. Oberflächliche, sinnliche und vergnügungssüchtige Jungfräulein, die lieber mit einem flotten Kürassieroffizier durchbrennen, als einen plumpen, ehrlichen Landwirt heiraten, hat es gestern ebensogut gegeben wie heute, und den Beweis, daß die Escapaden Fräulein Herthas irgendwie mit modernen Zeitströmungen zusammenhängen, scheint mir Engel nicht erbracht zu haben. Der gräfliche Verführer ist schon mehr auf die blonde Bestie Nietzsches hin gearbeitet, aber auch das ist etwas Äußerliches, lose Angemaltes, und wenn man die Predigtauflage fortwischt, bleibt ein allzu breiter, etwas zerfahrener und merkwürdig schwacher Roman übrig, der in jedem Jahrhundert spielen könnte und der hinter vielen Worten umsonst eine auffallende schöpferische Ohnmacht zu verstecken trachtet. Mit jedem seiner neueren Werke ist Georg Engel weiter hinter seinem „Hann Klüth" zurückgeblieben. Er, der ein konservatives Element in sich hat, der eine heimliche Liebe hegt für die kleinen Städte seiner pommerschen Heimat, für die fest in ihren Stiefeln stehenden Agrarier, für die stillen, arbeitsamen oder auch wunderlich verworrenen Menschen des weiten Landes, — er schafft, wie es scheint, schon nicht mehr aus natürlichem Besitz, sondern nur noch aus einer vagen Erinnerung und Sehnsucht. Deshalb unterstreicht er zu viel, geht er immer über die schlichte Linie der Natur hinaus. Er redet jetzt vielfach seine Menschen zusammen; er forciert seinen Humor, wie die Gestalt des Küsters Vierarm deutlich zeigt; er wagt uns in abenteuerlichen Zufällen, in tragischen Einzelheiten („Herr Heinrich schleift sein Beil"), in der Darstellung oft Dinge zu bieten, über die man beim besten Willen nicht wegkommt. Hoffen wir, daß er sich bald wieder emporrappelt.

In einer Novellensammlung von **Karl Rosner** fesselt uns besonders die erste feine und kluge Arbeit, die dem ganzen Buche den Namen gab: „**Der Diener Dieffenbach**" (Leipzig, Grethlein & Co.). Wenn man das Problem zu ahnen beginnt, hält man unwillkürlich den Atem an. Denn man fühlt, daß der vorwärtsschreitende Erzähler bei jedem Schritt von Gefahren bedroht ist, daß er gleichsam über einen ganz schmalen Grat gehen muß, neben dem links und rechts Abgründe klaffen, und daß nur mit größter Behutsamkeit etwas wie ein Ziel zu erreichen ist. Graf Rudi Thum findet im Nachlaß seiner abgöttisch geliebten Mutter zwei merkwürdige Briefe. Briefe eines Arztes, die „mit vorsichtigen Worten hart und klar über den Vater sprachen" und der jungen Frau jede Hoffnung auf Mutterglück nahmen. „Nicht Sie sind Ursache, daß Ihre Ehe einsam bleiben wird." Dem jungen Rudi ist zumute, als ob rings um ihn alles wankte: er wäre demnach also gar nicht der Sohn seines frühverstorbnen „Vaters"! Und fieberhaft beginnt er in aller Heimlichkeit zu forschen, wer während der ersten Ehejahre im Hause seiner Eltern verkehrt hat. Er horcht den alten Diener aus, doch der einzige Verdacht, den er hegt, erweist sich bald als hinfällig. Er wird ordentlich tiefsinnig durch das viele Grübeln, bis ihm jählings ein Argwohn auftaucht, der sich durch Kleinigkeiten mehr und zu einer ihn erschreckenden Gewißheit steigert — zu der Gewißheit, daß er der Sohn jenes alten verschlossenen Dieners ist, der hinter seinem Stuhl steht, der immer nur da ist, wenn man ihn braucht, der niemals auch nur durch einen Blick oder eine

Bewegung aus seinen Schranken tritt. Es ist nun sehr fein, wie der junge Graf diesem Diener gegenüber die bisherige Sicherheit verliert, und wie die mühsam verhaltene Erregung und Verlegenheit auch auf den alten Dieffenbach übergreift. Nichts weiter — nur daß der Diener korrekt wie immer seine Entlassung erbittet, um sein Leben in Ruhe zu beschließen.

Man freut sich an dem feinen Takt, den Rosner in der ganzen Geschichte beweist. Vielleicht hätte ein Poet ersten Ranges es wagen können, noch einen Schritt weiterzugehen, ohne die Karre umzuwerfen. Rosner zeigt sich als feiner, bedachter Künstler gerade dadurch, daß er früh haltmacht. Durch das Ungesagte wird die Novelle wertvoll. Zwischen dem jungen Grafen und dem alten Diener fällt kein Wort, das nicht auch sonst hätte gesprochen werden können. Und ebenso bleibt es ganz in Dunkel gehüllt, wie es möglich war, daß die Gräfin und der Diener einst zusammenkamen. Jeder Versuch der Erklärung hätte einen peinlichen Erdenrest hinterlassen. Das alles ist geschickt vermieden. Der Erzähler begnügt sich damit, den Diener in menschlicher und sozialer Beziehung leise zu heben. Wie gesagt, eine kluge, künstlerisch taktvolle, psychologisch feine Arbeit, die Respekt erzwingt.

Von einem „Stück Jugend" berichtet Franz Servaes, der in deutschen Landen als Essayist bekannter ist, denn als Dichter. Er nennt sein Buch: „Im Knospendrang" (Leipzig 1911, Ernst Rowohlt), und mit einiger Verblüffung bemerkt man, daß es eine Mädchenjugend ist, die er erzählt. Ich hatte mich so sehr auf eine poetisch verkleidete Autobiographie gefaßt gemacht, daß ich einige Mühe hatte, mich umzustimmen. Zum Glück kommt man trotzdem auf seine Kosten. Denn in die Kindheitsgeschichte der blonden Maja Stern sind Züge eingefügt, die nicht literarisch erfunden, sondern unzweifelhaft erlebt sind, die durch ihren strotzenden, fast möchte ich sagen sinnlosen Realismus alle präparierten Einzelheiten erdrücken. Da läuft wutschnaubend ein rotköpfiger Sattlergeselle mit dem Riemen hinter dem kleinen Mädel her, oder da erscheint, borstig und mit dem Ersticken kämpfend, der halberwürgte Hauskater Peter. Beides hat, wie man glauben wird, mit der Entwicklung der Heldin nicht das geringste zu tun, aber beides hat jene wuchtige Gegenständlichkeit, die der reinen Phantasiedichtung nie erreichbar ist. Auch sonst hat lebendige Erfahrung viel zu dem Buche beigesteuert und formt typische Erlebnisse. Diese Ilse Nathan z. B., die sich mit der ganzen Glut ihrer Semitenseele in die Blondheit und Blauäugigkeit, die Deutschheit und Sonnigkeit ihrer Gefährtin verliebt, haben die meisten von uns in männlicher oder weiblicher Form kennen gelernt. Der brave Großvater Lutz, der als alter kranker Mann seine liberalen Ideen verliert und in die Jugend ärgerlich Räson hineinprügeln will, ist irgendwie an uns vorübergegangen. Den Doktor Wolfgang Thaddäus, den innere Hemmungen immer verhindern, die Gunst der Stunde zu ergreifen, nennt jeder mit einem anderen Namen. So berührt dieses Stück Jugend auch sonst noch hier und da das Leben, das wir alle gelebt haben, und übt seine beste Wirkung, indem es bestätigt. Die leise Furcht, daß am Ende die Reflexion hier überwiegen würde, verliert sich schon nach den ersten Kapiteln. Wir bleiben immer in der reinen Erzählung, wir werden durch alle Fährlichkeiten, Freuden und Leiden geführt, die Maja Stern durchmachen muß, bis sie sich mit dem Geliebten vereint, in dem ihr Schicksal mündet. Allerdings muß man sagen, daß die eigentliche dichterische Ursprünglichkeit dem Buche fehlt und daß die Wirkung deshalb doch vielleicht nicht dauernd sein mag.

Zwei Österreicher aus der böhmisch-mährischen Ecke mögen den Reigen der Erzähler für diesmal beschließen. Der eine, Hans Müller, verrät allerdings seine Heimat in keinem Zuge; er ist ganz verwienert: ein Schriftsteller von viel Geist, Grazie, Phantasie, ein eleganter Florettfechter, dem man gern zuschaut. Seinem „Buch der Abenteuer" und dem „Geheimnisland" ließ er eine Novellensammlung von gleicher Art folgen: „Träume und Schäume" (Berlin, E. Fleischel & Co.). Er hat fast immer aparte Stoffe, die er in überlegener, fast spielender Art bewältigt. So fesselt er von vornherein die Aufmerksamkeit, und mit einem prickelnden Vergnügen des Geistes folgt man seinen Künsten. Er begnügt sich selten damit, ein interessantes Thema nach unserer Erwartung durchzuführen. Gerade wenn wir meinen, ihn in seiner erzählerischen Absicht gefaßt zu haben, entschlüpft er uns aalglatt, schlägt einen verblüffenden Haken und gibt der ganzen Sache eine neue überraschende Wendung. Fast alles, was er schreibt, hat deshalb eigentlich Capriccio-Charakter — selbst die realistische und tragische Novelle. Denn so fest manches auch in der Wirklichkeit verankert scheint: sieht man genauer hin, so entdeckt man überall einen entscheidenden Zug, der in der Luft schwebt und auf dem gerade das Aparte und Ungewöhnliche der Geschichte beruht. Daran liegt es auch, daß Hans Müller uns immer fesselt, aber nie völlig überzeugt; daß er uns anregt, aber nicht sättigt. Seine Kunst ist zu sehr reine Phantasie- und Atelierkunst. Das Substantielle fehlt ihr. Aus Geist und Phantasie geboren, wendet sie sich auch nur wieder an diese beiden, ohne uns jemals an Herz und Nieren zu packen. „Träume und Schäume" ist auch in diesem Sinne ein vortrefflich gewählter Titel.

Mit diesen Einschränkungen kann man sich der gebotenen Novellen wieder aufrichtig freuen und sich ihren bestechenden Vorzügen ruhig hingeben. Die Darstellung läßt nichts

zu wünschen übrig; mit großer Geschmeidigkeit paßt sich die Sprache den verschiedenen Stoffen und Szenen an. Welcher von den einzelnen Erzählungen man den Vorzug gibt, ist Geschmacksache. Menschlich am stärksten ist wohl „Der kindliche Knabe“, dem sich etwa „Les Cingarellis“ und „Der Brand von Trutzikan“ anreihen. Die meisten übrigen Arbeiten schweifen phantastisch, wohl auch exotisch aus — Schaumgebäck, das nicht nährt —, und die letzte hätte Hans Müller uns und sich schenken sollen.

Im „Brande von Trutzikan“ läßt er den Obersteward alias Baron Slabina von seiner mährischen Heimat sprechen. Und ein hohes Preislied erklingt auf das Land, wo die March ihr Becken hat und die Erde mit willigerer Kraft als anderwärts spendet. Dorthin, nach Mähren oder ins böhmische Nachbargebiet, führt uns auch Victor Fleischer. Aber er ist eine ganz andere Natur als Hans Müller. Er ist mit der Mutter Erde viel inniger verbunden, er ist in seinem ganzen Wesen viel konservativer. Die leichte Beweglichkeit geht ihm ab, doch er hat dafür einen festeren Halt; er besitzt nicht diese behend spielende Phantasie, doch dafür mehr Realität; er ist niemals geistreich-überlegen, doch immer verläßlich. Und seine schlichte, treue Liebe zum heimatlichen Boden berührt uns mit schöner Wärme. In seinem Roman „Wendelin und das Dorf“ (Berlin, Meyer & Jessen) antwortet der Bachseitsbauer einem Grundstücksspekulanten, der ihm ein verlockendes Angebot gemacht hat, nur die drei Sätze: „Meine Wies' brauch' ich. Mein Feld brauch' ich auch. Geld brauch' ich kein's.“ Und auf der Seite dieses Bauerntums steht Victor Fleischer mit seinem ganzen Herzen. Er selbst hat diese zitternde Angst, die aus dem alten Lehrer spricht, — die Angst, daß die vordringende Industrie ihm den heimatlichen Boden zerwühlt, daß sie die Bevölkerung zersetzt, die Tradition auffrißt, die alte Bauernkultur erschlägt. Von dieser schmerzlichen, sich unaufhaltsam vollziehenden Entwicklung erzählt der Roman und verknüpft damit das Geschick des Bauernsohnes Wendelin. Bedrückt von Enge und Alltag, strebt Wendelin aus seinem Dorfe hinaus und begrüßt mit Jubel den Tag, an dem er zum Studium der Medizin nach Wien abfahren darf. Aber langsam holt sich die Heimat den ungetreuen Sohn wieder. In der Großstadt überfällt ihn die heimliche Sehnsucht und zerrt an ihm, hin und her wogt der Kampf in seiner Seele, bis er sich schließlich doch als Arzt auf dem angestammten Boden niederläßt. Vergebens versucht er, sich hier der Entwicklung, die aus seinem Dorf eine Proletariervorstadt der größeren Nachbargemeinde macht, entgegenzustemmen. Allerlei Persönliches kommt dazu; sein gutes Wollen wird verkannt und verhöhnt, und ein Besiegter, aber sich selbst getreu, muß er schließlich die Heimat verlassen, die nicht treu blieb.

Es wäre nicht schwer gewesen, daraus einen Roman von 500 Seiten zu machen. Victor Fleischer tut es mit 200, und wenn auch manches nur skizziert ist, so wird die schöne Knappheit doch nie zu fühlbarer Kargheit. Der ganzen Haltung des Buches entspricht die schlichte, natürliche Darstellung, und so kann ich nur wünschen, daß das bescheidene, sich so gar nicht vordrängende Werk freundlich gestimmte Leser findet.

Mit einigen Worten möchte ich weiter der Sammlung Göschen gedenken, deren Namen viele, deren Reichtum immer noch zu wenige kennen. Als diese so merkwürdig billigen 80-Pfennigbändchen in ihrem schmiegsamen und praktischen Einband zuerst erschienen, nahm man sie wohlgefällig auf als willkommene Hilfsmittel etwa für Prüflinge, und manch liebes Mal habe ich mir als Student das eine oder das andere in die Tasche gesteckt, um am Meeresstrand mit rauchendem Schädel danach zu repetieren. Inzwischen sind über 500 dieser Bändchen ausgegeben worden, und wir wissen längst, daß das Unternehmen viel weitere Kreise beschreibt und viel größere Zwecke verfolgt, als wir damals annahmen. Es nimmt mehr und mehr das gesamte Wissen unserer Tage in der selbständigen Darstellung von Fachgelehrten auf und hat sich zu einer ganzen Enzyklopädie in Einzelbänden entwickelt. Kein Forschungsgebiet, über das die Sammlung nicht schon einen allgemeinen Überblick böte, kaum eins, das nicht auch schon speziellere Behandlung aufwiese. Die Aufklärungstendenz der vorrückenden Zeit, die alle gesicherten Forschungsresultate eifrig zu popularisieren bestrebt ist, die sich auch sonst in dem Aufschwung der Volksbildungsbestrebungen zeigt, — sie wird durch Art und Erfolg der Sammlung Göschen unterstrichen. Natürlich sind die einzelnen Arbeiten ihrem Wert nach verschieden, aber der Durchschnitt des Geleisteten ist vortrefflich, und wenn man bedenkt, daß einzelne Bändchen gegen 300 Seiten stark sind, andere (wie z. B. Heilmeyers „Plastik seit Beginn des XIX. Jahrhunderts“) über 40 ganzseitige Abbildungen enthalten, so staunt man über eine Wohlfeilheit, wie sie für wissenschaftliche Literatur noch nicht da war. Man soll ferner neben dem zuerst ins Auge springenden Wert, den solch ein Unternehmen für den allgemeinen Bildungsstand der Nation hat, die günstige Rückwirkung nicht vergessen, die es auf wissenschaftliche Kreise ausübt: unsere Gelehrten treten hier in lebendig-befruchtende Beziehung zum größeren Publikum und müssen notgedrungen unter anderem „schreiben“ lernen, was noch immer sehr viele nicht verstehen.

Illustrierte Rundschau.

Die Galerie Weber in Hamburg. — Elfenbein-Figuren von Emil Geiger-Wolfratshausen. — Schmuckarbeiten von Ernst Riegel-München. — Zu unseren Bildern.

Die Kunstfreunde, die bisher nach Hamburg kamen, haben es nie unterlassen, die Bildergalerie des Konsuls Eduard F. Weber zu besuchen. Sie war in aller Welt berühmt, und überall bewunderte man die Kunstliebe des Konsuls, der 1864 zu sammeln begonnen und im Laufe der Jahre eine Bildersammlung zusammengebracht hatte, die heute in Deutschland unstreitig die größte Privatsammlung von Gemälden alter Meister ist. Nun aber schwindet diese berühmte Sehenswürdigkeit Hamburgs. 1907 ist Konsul Weber gestorben, nachdem er noch die zweite Ausgabe des wissenschaftlich bedeutenden Katalogs seiner Sammlung, den Geheimrat Karl Woermann verfaßte, durchgesehen hatte, und gerade, wenn dies Heft in die Hände der Leser gelangt, wird diese in Deutschland einzig dastehende Galerie in Rudolph Lepkes Kunstauktionshause in Berlin zur Versteigerung kommen. Der Kunstmarkt 1912 hat also seine Sensation. Und eine Sensation ist es zweifellos, wenn man bedenkt, daß die Galerie Weber nicht weniger als 354 Nummern zählt und daß mit dieser Quantität an Bildern die Qualität der Stücke sozusagen Schritt hält. Denn Konsul Weber hat jederzeit auf Qualitäten gesehen, ist bei seinem außerordentlichen Sammlertemperament stets darauf bedacht gewesen, Stücke ersten Ranges und erlesener Herkunft zu erwerben. Fast jede einzelne Nummer der Hamburger Galerie bezeugt dieses edle Prinzip des verstorbenen Besitzers.

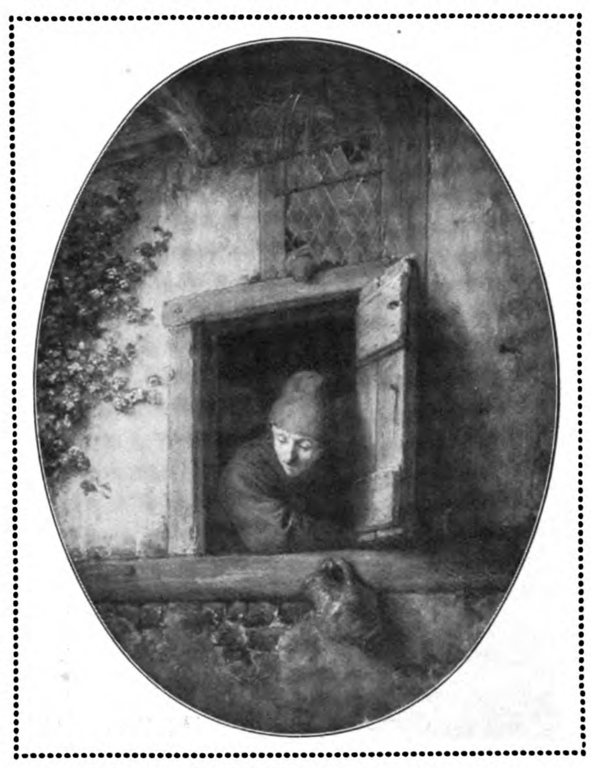
Wie sich der Kunstmarkt zu der Auktion Weber stellen wird, ist klar. Man darf auf große Preise gefaßt sein, und es wird bei Lepke Kämpfe geben, wie man sie in Berlin seit den denkwürdigen Versteigerungen Lanna, von denen an dieser Stelle seinerzeit die Rede war, nicht wieder erlebt hat. Man sehe sich doch die Bestände der Galerie Weber an! Da marschieren die deutschen Meister, vornehmlich die des XVI. Jahrhunderts, voran. Namen wie Hans Holbein d. Ä. („Die Darstellung Christi im Tempel"), Schaffner, Cranach, Hans Burgkmaier, Hans Baldung Grien, Altdorfer, Schäufelin, Bartel Beham, Hans Muelich u. a. sind hier hervorragend vertreten. Unter den Italienern der gleichen Epoche fällt Tizian auf mit einer „Wald- und Berglandschaft", die das Signum „Tiziano 1542" trägt, und neben Tizian Palma Vecchio mit einer „Verkündigung", sodann mit seiner „Sterbenden Lucrezia". Aber eins der Hauptstücke der italienischen Gruppe ist der von Bode wissenschaftlich gewertete Webersche Mantegna, eine „Maria mit dem Kin-



Damenbildnis. Gemälde von Gerard Ter Borch in der Galerie Weber.

de". In der Reihe der Italiener des XVII. Jahrhunderts sehen wir Namen wie Carracci, Domenichino, Sassoferrato, in der der italienischen Meister des XVIII. Jahrhunderts Tiepolo mit fünf Bildern, Tiepolos Sohn mit drei Bildern, ferner Guardi und Canaletto. Canalettos „Pantheon" war übrigens das Bild, mit dem Konsul Weber 1864 seine Galerie begründete.

Wundervoll ist die Gruppe der Spanier des XVII. und XVIII. Jahrhunderts. Von Velasquez sieht man ein Bildnis der „Infantin Maria Theresa", von Murillo zwei biblische Stücke, von Goya, der dreimal vorkommt, unter anderen das Porträt des Don Thomas Perez Estala. Glänzend sind auch die Flamen des XVII. Jahrhunderts. Unter den vier Rubens der Sammlung sticht das Bildnis der Helene Fourment, der zweiten Frau des Meisters, hervor, und der köstliche „Ländliche Ringeltanz", dessen Skizzen die Wiener Kunstakademie besitzt; von Rubens' Meisterschüler van Dyck enthält die Sammlung das Porträt der Marquise d'Havre aus der Marlborough-Kollektion, und in der Reihe der übrigen Flamen



Ein Bauer im Fenster.
Gemälde von Adriaen von Ostade in der Galerie Weber.



Ländlicher Ringeltanz. Gemälde von Peter Paul Rubens in der Galerie Weber.



Der tote Hase. Gemälde von Jan Weenix in der Galerie Weber.

fesselt uns Teniers mit seiner „Heimkehr vom Fischfang“ und sechs anderen Proben seiner unvergänglichen Kunst.

Besondere Liebe hat Konsul Weber den Niederländern des XVII. Jahrhunderts zugewendet. Nicht weniger als 103 Gemälde dieser Meister sind da. Von Rembrandt finden wir vier Bilder, darunter die „Darstellung Christi im Tempel“ von 1628, das Bildnis eines halberwachsenen Jünglings von 1629, einen Jünglingskopf von 1635, dessen Signatur aber nicht als echt gilt, und „Die Ehebrecherin vor Christus“, die von den meisten Kennern dem Meister zugesprochen wird; von Frans Hals einen „Herrn mit spärlichem Haar und schwarzem Mantel“ und ein Bildnis, das die Züge des Philosophen Descartes trägt, von Harmen Hals, dem ältesten Sohne des Frans, ein „Altes Pärchen im Fenster“. Ostades „Bauer am Fenster“ schließt sich diesen Meisterbildern würdig an, und ein Kabinettstück für sich ist Ter Borchs Damenbildnis, das Porträt einer Edelfrau in schwarzem Kleide mit aufgepufften Ärmeln, vor einem mattrot bedeckten Tische stehend. Nicht minder glänzend sind Pieter de Hoogh, Metsu, Jan Steen, die Landschafter Jacob van Ruisdael, van Goyen und Hobbema vertreten, dann die Meister des Stillebens, in deren Gruppen uns der „Tote Hase“ von Jan Weenix besonders interessiert. Neben diesen Meistern des XVII. schneidet hier aber auch die niederländische Kunst des XVI. Jahrhunderts vortrefflich ab. Schließlich ist noch in der 354 Nummern umfassenden Galerie Weber die Serie der deutschen Künstler des XVIII. Jahrhunderts, unter denen uns Namen wie Balthasar Denner, Johann Heinrich Tischbein, J. K. von Lampi begegnen, rühmend zu nennen. Eine einzige Skulptur, der berühmte Soltykoffsche Schnitzaltar (um 1510), der einst im Besitz des Fürsten Peter Soltykoff in Paris war und 1861 versteigert wurde, vervollständigt diese größte deutsche Privatsammlung alter Meister.



Aschenbrödel.
Aus Stein und Elfenbein.
Entwurf von Emil Geiger, Wolfratshausen.

Das Haus Lepke hat dem Katalog Weber die zweite Ausgabe der schon erwähnten Woermannschen Publikation (1907) zugrunde gelegt, und der Direktor des Berliner Kupferstichkabinetts Dr. M. J. Friedländer schrieb zu dem Woermannschen Werk ein



Froschprinzessin. Kopf und Hände aus Elfenbein, Gewand aus Porphyr-Speckstein. Entwurf von Emil Geiger, Wolfratshausen.

Vorwort. Was den Wert dieses Prachtkatalogs noch erhöht, ist die Serie von fünfzehn Radierungen, die der Wiener Meister William Unger nach Originalen aus der Galerie Weber geschaffen hat. Einen der unserer Ansicht nach interessantesten dieser Stiche, das weltberühmte Bildnis der Helene Fourment wiedergebend, fügen wir in ausgezeichneter Reproduktion zwischen S. 452 u. S. 453 dieses Heftes ein.

Als mit dem Erwachen eines neuen Geistes im Kunstgewerbe auch das Verständnis für künstlerische und handwerkliche Qualitäten wieder wuchs, gab es nicht wenige, die sich von dieser Renaissance auch eine künstlerische Neubelebung der Elfenbeinplastik versprachen. Und in der Tat zeugten mancherlei Anzeichen dafür, daß die Mitarbeit hervorragender Künstler auch die Elfenbeinschnitzerei, die nach ihrer Glanzperiode im XVII. und XVIII. Jahrhundert in rapidem Niedergang herabgesunken war, einer neuen Blütezeit entgegenführen würde. Heute weiß man, daß diese Hoffnungen getrogen haben. So ist denn auch die Ansicht weit verbreitet, daß Elfenbeinplastiken schlechthin Kunstwerke zweiten Ranges seien, ein Vorurteil, das der rechten Würdigung der wirklich wertvollen Arbeiten dieser Art leider sehr im Wege steht. So haben bisher auch die kostbaren Arbeiten Emil Geigers nicht die Beachtung gefunden, die sie verdienen. Wenn auch die lyrische Anmut dieser Märchengestalten nichts mit den Problemen zu tun hat, um deren Lösung sich heute die reine Plastik müht, so sind es doch Schöpfungen einer künstlerischen Individualität. Es liegt über ihnen ein Hauch des Traumhaften und Unpersönlichen und jener echt plastischen Ruhe, die in der Kunst unserer lebhafte Bewegungen bevorzugenden Zeit fast verpönt ist. Geiger will absichtlich nur das „Schöne" geben, so wenig dies auch heute von unseren Ästheten geschätzt wird, und so schmückt er seine lieblichen jugendlichen Geschöpfe gern mit kostbaren Gewändern aus zartgetöntem Speckstein und mit reichem Goldschmuck.

Die Poetennatur Professor Riegels offenbart sich nicht zuletzt in seinen Schmuckarbeiten. Wo andere konstruieren, ornamentieren und komponieren, dichtet er in Harmonien von Farben und Formen, Flächen und Linien. Er weiß, was Frauen gefällt und sie schmückt, und auch da, wo er Schmuck zum täglichen Gebrauch schafft, sind es technische Meisterstücke eines Künstlers, der sein eigener Goldschmied ist. Den warmen Schimmer des Silbers erhöht er mit mattglänzenden Perlen und leuchtend farbigen Steinen, die nicht wahllos den Linienfluß durchbrechen, sondern immer am rechten Fleck sitzen, und die feingliederigen Ketten, die den Bewegungen des Körpers folgen und den Schliff der Steine aufleuchten lassen, machen seine Kolliers leicht und zierlich und gefällig. —



Dornröschen. Aus Stein und Elfenbein. Entwurf von Emil Geiger, Wolfratshausen.



Goldener Halsschmuck mit Rubinen. Entwurf von Ernst Riegel.



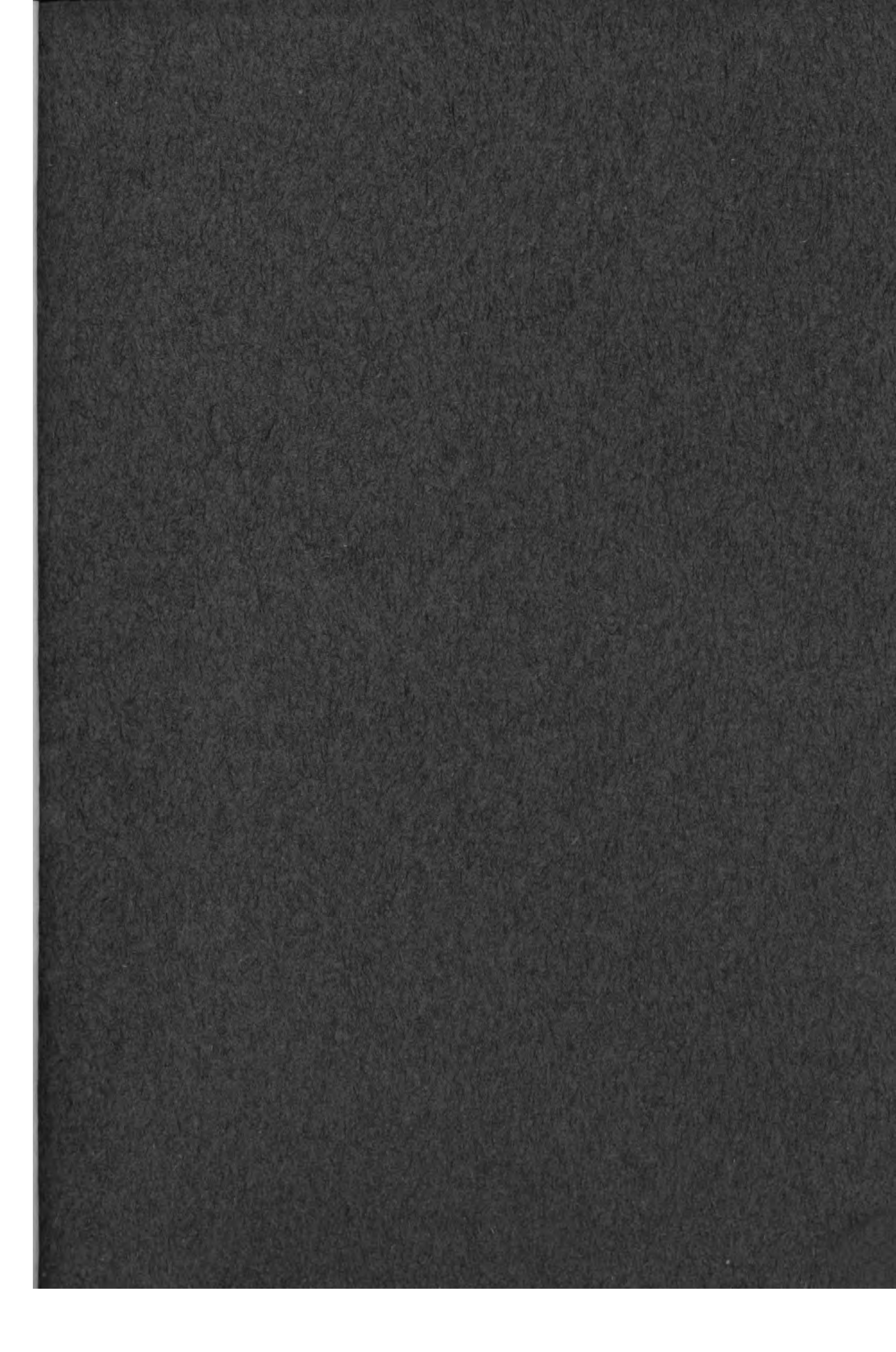
Anhänger. Entwurf von Ernst Riegel.

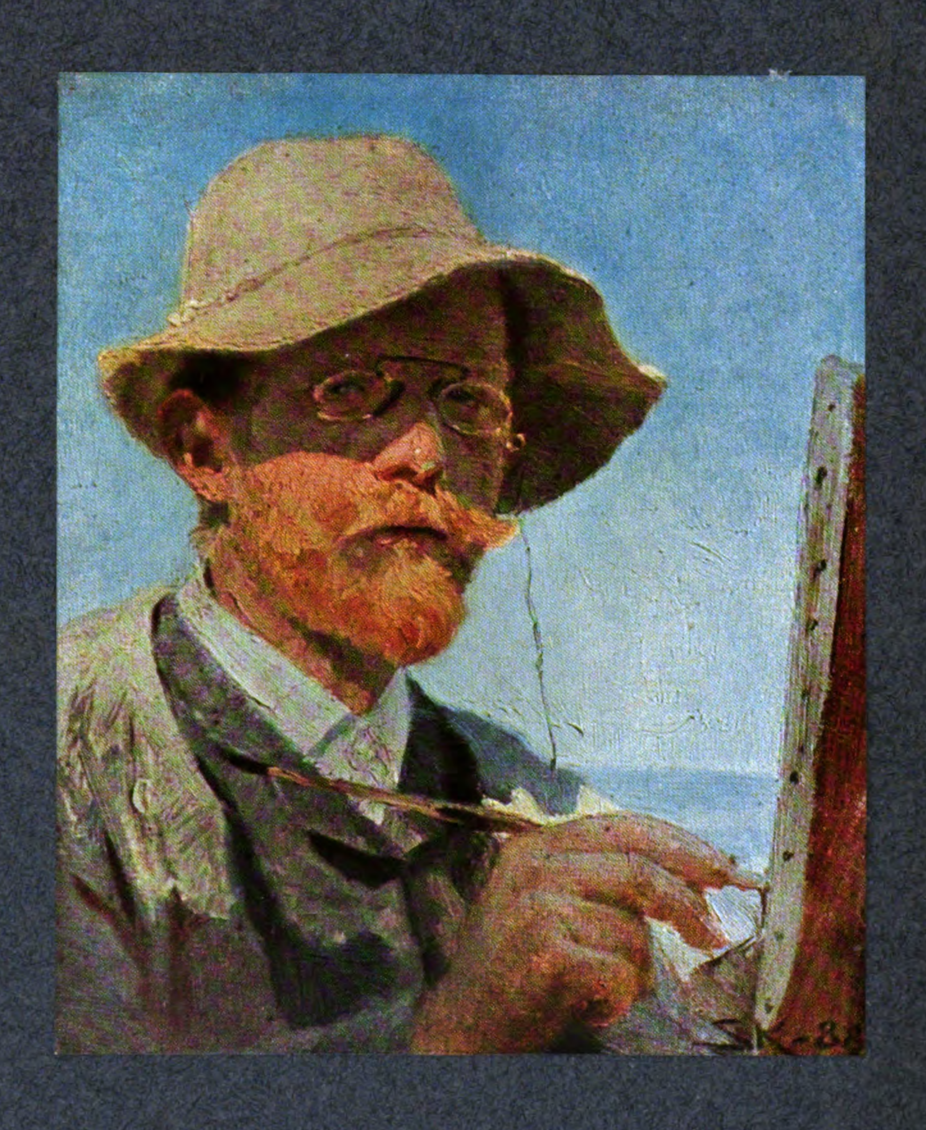
Unser Titelbild wird allgemein interessieren, diesmal nicht nur als ausgezeichnetes Bild, sondern auch wegen des Vorwurfs: wer je Venedig besuchte, stand ja bewundernd vor dem Denkmal Colleonis. Immer wieder, auch in der Erinnerung, prägt sich dieser mächtige Aufbau, gekrönt vom schönsten Reiterbildnis, das je geschaffen wurde, uns ein. Man mag vieles vergessen, was man in der Lagunenstadt pries: den Colleoni vergißt man nie! — Aus der Reihe unsrer farbigen Blätter sei zunächst das prächtige Selbstbildnis Lászlós herausgehoben (zw. S. 332 u. S. 333) — es wird unsere Leser interessieren, den gefeiertsten aller lebenden Porträtmaler, den Fürstenmaler der Gegenwart, endlich einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Abwechslung reizt: auf dies schöne Männerbildnis folgen ein herrliches, farbenfrohes Stilleben, ein Blumenstück von Meister Emil Orlik (zw. S. 420 u. S. 421) und aus vergangenen Tagen ein Mädchenbildnis von Carl Begas, dem Vater unseres jüngst verstorbenen Berliner Bildhauers (zwischen S. 348 u. S. 349) — dies Porträt zeigt's wieder einmal: diese Alten, auf die man oft überlegen lächelnd herabsah, konnten doch einiges und noch etwas! In bunter Mannigfaltigkeit mögen die weiteren Einschaltbilder vorüberziehen: ein Tierbild, Schafe in der Abendsonne, mit schönen Lichtern auf den flockigen Fellen, von W. Tiedjen, zwischen S. 388 u. S. 389; eine Landschaft großen Stils „Der Rhein bei Lauffenburg", von unserem verehrten Meister Prof. Schönleber, dem's doch keiner nachmacht (zw. S. 372 u. S. 373); ein stimmungsvolles . . . fast hätt' ich's gewagt und geschrieben: Genrebild; ich besinn' mich aber schnell noch, um bei den Modernen strenger Observanz nicht ganz in Ungnade zu fallen . . . also ein Stimmungsbild „Am Klavier" von Theodor Funk, sehr fein im Ton, vornehm in der Auffassung (zw. S. 428 u. S. 429). Eine reizende anmutige Plastik von Prof. Hugo Kauffmann unter dem Titel „An der Quelle" schalteten wir zw. S. 412 u. S. 413 ein; einen zweiten László von besondern Gaben, das Bildnis seines Sohnes zw. S. 340 u. S. 341 — ein famoser Bursch übrigens, den man recht lieb haben möchte. Lang ist die Reihe diesmal! Den Aufsätzen über Angelo Jank und über Schloß Tegel (wie wenige wissen's doch, daß es so etwas seltsam Schönes dicht bei Berlin gibt!) sind drei Einschaltbilder beigegeben, und den Beschluß macht ein herrlicher Mesdag „Strand von Scheveningen", recht ein Bild, von dem man sich gar nicht trennen, das man – besitzen möchte. Was immer das beste Zeichen ist. H. v. Sp.



Silberner Halsschmuck mit Halbedelsteinen. Entwurf von Ernst Riegel.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.





Selbstbildnis.

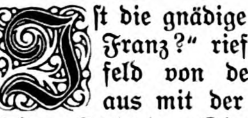
Gemälde von Peter Severin Kroyer.

(Aus Eduard Schulte's Kunsthandlung in Berlin W.)

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXVI. Jahrgang 1911/1912. Heft 8. April 1912.

Der Lebende hat Recht. Roman von Klara Hofer.


st die gnädige Frau im Garten, Franz?" rief Frau von Reinsfeld von der Eingangspforte aus mit der Ungeniertheit der kleinen Stadt dem Diener zu, der in seiner blauweißen Jacke ein Fenster putzte. Der Mann beugte sich vor, grinste respektvoll und erfreut und rief zurück: „Jawoll, jnädje Frau, jnädje Frau sind im Garten."

Die junge Frau unter den Lindenbäumen wandte sich um, nahm ihr helles Barègekleid mit den vielen gebrannten Volants zusammen und ging über den Staub der schlecht gepflasterten Straße hinweg auf den Garteneingang zu. Eine wohltuende Kühle vom Wasser her schlug ihr entgegen, und da sah sie auch Leontine schon in ihrem weißgestrichenen Sprossenstuhl sitzen, ein wenig blaß unter den Funken und strahlenden Flecken, die zwischen dem saftgrünen Buchenlaub hindurch auf sie niederrieselten, aber mit einem Ausdruck von Glück und Zufriedenheit auf dem schönen, beruhigten Gesicht, der den etwas gespannten, schmerzhaften Zug um den Mund der Vierzigjährigen fast verschwinden ließ.

Bettina Reinsfeld war jung und leichtlebig, aber etwas in diesem hochsommerlichen Bilde zwang sie, still zu stehen. Ein paar mythologische Schulmädchenerinnerungen flogen ihr durch den Sinn, etwas von der weißglühenden Herrlichkeit hoher Sommertage, durch die wie aus weiter Ferne das feine, schmerzliche Singen der Sichel klingt. Das fühlte sie, während sie dastand und mit einer Art verlorenen naiven Erstaunens die weiße, etwas schwere Gestalt mit den ährenblonden, langen Wickellocken der Zeitmode betrachtete, wie sie in ihrer erwartenden Ruhe dasaß. In diesem Moment wandte die Cousine sich um, rief erfreut: „Betty!" und erhob sich mit der Schwerfälligkeit ihrer weit vorgeschrittenen Mutterschaft, auf ihren weißen Sonnenschirm gestützt.

„Du sitzt hier zwischen deinen Lilien und Fingerhut wie Amaranth," sagte Bettina, „und unsereins muß in der gräßlichen Etage hocken. Na, gegen Botho bin ich ja gut dran, wie er heut wohl wieder nach Hause kommen wird! Ich höre ihn schon wieder auf Runge schimpfen. Ach, wir armen Soldatenweiber! — Erzähle mir etwas aus der Stadt." — Leontine schob den leuchtenden Feldblumenstrauß, der wie ein Symbol von Sommerfreudigkeit und Seligkeit auf dem Tisch stand, etwas zur Seite. Die andere setzte sich.

„Es ist nicht viel Neues passiert; Wernings sollen fortkommen, er ist ja schon lange dran, und Mimi Kelderhoffs Franziska heiratet nun endgültig auf Michaelis; da wird sich Mimi noch wundern! Die brauchte sich ja um nichts zu kümmern bei dem Juwel ... und dann kommt Prinz Adolf also am Zwanzigsten bestimmt zur Besichtigung. Die Regimentsdamen sollen alle auf dem großen Balkon der Kommandantur sich versammeln, in schwarz, weiß und rot; für schwarz oder weiß sind genug zu haben, aber für rot sind Gussie und ich bis jetzt die einzigen."

Die Frau hatte das Geschwätz der Jüngeren mit einem geduldigen Lächeln angehört. Jetzt plötzlich faßte sie, wie gepeitscht von einer Angst, die aus dunklen Vergangenheiten herankam und deren sie sich nicht erwehren konnte, vor der sie bei etwas Warmem, Lebendem, Gesundem Schutz suchen müsse, es sei, was immer es sei — faßte sie die Hände der anderen und flüsterte mit gepreßter Stimme: „Bettina, sag', glaubst du, daß ich dieses Kind behalten werde?“ Bettina sah etwas unangenehm überrascht und verlegen aus. Sie hielt es für taktvoll, Leontinens Zustand möglichst zu ignorieren, und hatte damit bisher offenbar auch den Wünschen der Cousine entsprochen. Jetzt überfiel sie diese angstgejagte Frage förmlich und zwang sie aus dem seichten und vergnügten Geplätscher ihres Plauderns in eine ernstere Auffassung hinein.

„Aber Tini, warum denn nicht?“ sagte sie etwas unsicher. „Ich hätte dir ja — offen gesagt — gewünscht, daß dir das erspart geblieben wäre.“ (‚Eine vierzigjährige Mutter ist eigentlich unerhört geschmacklos,‘ dachte sie dabei.) „Ich habe doch auch keine Kinder und bin seelenvergnügt. Bei erbgesessenen Leuten wie euch ist das ja wohl etwas anderes, aber wenn ich denke, was ich mit Kindern für Schererei hätte. Diese Umzüge! Dieser Schulwechsel! Diese Abhaltungen! Ich wäre gewiß schon so versimpelt und abgehetzt wie die arme Schulemann!“

„Ja, verzeihe, das sind so Stimmungen,“ sagte Leontine zurückweichend. Sie empfand etwas wie Scham über diese seelische Entblößung vor einer Verständnislosen, und doch hatte sie die oberflächliche und gutmütige Cousine lieb. ‚Wie kommt es nur,‘ dachte sie, ‚daß jede sogenannte Aussprache etwas Entehrendes, Schimpfliches hat? Wir sind doch Geschöpfe, auf Mitteilsamkeit gestellt, nicht stumm wie Tiere ... Sind die anderen soviel beherrschter oder empfinden sie nicht so?‘, und wie als Antwort sagte Bettina in ihre Gedanken hinein: „Hasso meint auch, Stimmungen bei einer Frau sind nur Launen. Es geht dir doch jetzt so prachtvoll, und du sagst ja, du langweilst dich nie, wenn du jetzt auch keinen Besuch mehr annimmst — was ich übrigens wirklich übertrieben finde. Du siehst so vorteilhaft aus, daß du sogar Herren bei dir sehen könntest, und es ist auch gar nicht mehr Mode, sich so zu ‚haben‘. Mimi Kelderhoff war noch zwei Tage vor dem letzten Jungen auf einem Gartenfest. Und Otto trägt dich doch auf Händen ...“

Über Leontinens Gesicht ging ein Schatten, und sie sagte schnell: „Ja gewiß, Bettina, da hast du wirklich recht.“

Frau von Reinsfeld erinnerte sich plötzlich, daß sie noch des Mohnroten wegen zur Krüger müsse — das würde wieder eine Pferdearbeit sein bei deren „Tuntlichkeit“. Die Augustin hatte viel mehr Schick und Auffassungsvermögen, aber die Regimentsdamen ließen, wie ihnen höheren Ortes nahe gelegt war, nicht mehr bei ihr arbeiten, seitdem vor etwa drei Jahren ein junger Graf, die Blume des hauptsächlich aus Bürgerlichen und kleinem Schwertadel bestehenden Offizierkorps, um ihrer Tochter willen fahnenflüchtig geworden war und in der Schweiz die stattliche blonde Schönheit auch richtig geheiratet hatte. Sie zupfte sich also ein paar Mohnblumen aus Leontinens Strauß, streifte die Schweden über, entfaltete den Sonnenschirm und verschwand, von der Cousine bis zum Gitter geleitet, unter vielem Winken und Grüßen.

Die Frau ging an ihren Platz zurück und ließ sich in ihren Stuhl sinken. Über ihrem Haupte huschten die wechselnden Lichter der scheitelrecht stehenden Sonne durch das Grün. Sie schloß die Augen, ihre Gedanken wanderten ...

Achtmal gehofft, siebenmal betrogen. Sieben Schwerter durch ihr Herz wie durch das der tränenvollen Mutter, vor deren Bild jetzt auch in allen Kirchen landauf, landab die wilden Blumen leuchteten, deren herben Atem sie neben sich fühlte. Wie träumerisch ging die Luft, wie leise gluckte das Wasser von unten herauf. Hoher Sommertag, Reifen, Erfüllung, Ernte — wann kam ihrem Hoffen Erfüllung?

Sie richtete sich auf und setzte sich gerade hin. Woher kam diese leidenschaftliche Sehnsucht, dieser fast animalische Mutterinstinkt? Sie kannte Frauen, denen Kinder eine Last waren, andere, die sich um des Mannes willen mit ihrem Dasein aussöhnten, bis ihnen die Liebe mit den wachsenden Monden ins Herz wuchs. War es das alte Moldesche Blut, das, dem Untergang so nahe, noch einmal wild und verzweifelt

nach Leben schrie? Kinder werden aus der Liebe geboren; ihre Kinder entstanden, um sie vor dem Wahnsinn zu retten. Die Glut schlug ihr breit und tief über das Gesicht, wenn sie daran dachte, wie dieser Hunger nach Leben in ihr den gleichgültigen Mann, der seine eigenen Wege ging, angefallen hatte — wie ein wildes Tier... Ach, daß es die Nacht ewig deckte!

Sie stand auf und ging die paar Schritte bis zur Treppe, wo das Wasser unter dem Kahn murmelte, plauderte, wie zärtlich gurrte. Weg mit diesen Gedanken, warum zerfleischte sie sich selbst mit solcher Wollust? Wie lieb klang von unten die Stimme des Wassers zwischen den Schilfhalmen, süß und naturhaft wie das zarte kleine Stimmchen, das nun seit Monaten durch ihre Träume klang. An solchem Ort hatte im Schilf das schaukelnde Körbchen gelegen, mit dem lieblichen Wunder darin, über das Pharaos Tochter sich neigte... Die Frau beugte sich vor, das dunkle Wasser gab ihr liebend das helle Gesicht mit den aschblonden hängenden Locken zurück, einer Verheißung gleich zogen uralte Worte durch ihre Seele. Du wirst diesen Sohn haben... wie ein Versprechen war's aus fernen Höhen. Klar, heiter, tief beruhigt wandte sie sich um, als die Gartentür klang und Otto Derenburg aus der Fabrik herüberkam, um seine Frau, was er als Mann, der auf seine Wohlerzogenheit hielt, selten versäumte, zu Tisch nach oben zu führen.

Auch diesmal geleitete er sie sorgfältig mit der ihm anerzogenen und gewollten Ritterlichkeit über die Straße. Er repräsentierte eigentlich immer; in seinem Bewußtsein stand er zu der vielköpfigen Arbeiterschaft, die er beschäftigte, wie ein kleiner Fürst. Von Natur kalt, nur mit dem Geschäft rechnend, nur Zahlen respektierend, besaß er doch einen inneren Hochmut, dem die Tatsache, daß er eben nur Unternehmer war, unbequem war. Zu öde von Herzen, um die großen Seiten seines Berufes zu respektieren, vielleicht auch nur zu empfinden, hatte er seinem Ehrgeiz zuliebe sich eine Art Dynastenstellung in seiner Phantasie zurecht gemacht. Er ging nie in die Fabrik anders als mit einem rohseidenen Mantel, um seinen peinlich korrekten Anzug nicht zu gefährden, sein Privatkontor glich dem Arbeitszimmer eines vornehmen Privatgelehrten, es gab keine aristokratische Liebhaberei, die er nicht gepflegt hätte. Die geborene Gräfin Molde, die ihn in Beziehungen zu den ersten Familien der Provinz brachte, krönte seine Pläne. In den Kreisen seiner Geschäftsfreunde lächelte man über ihn, ohne doch je eine Hänselei zu wagen, nach dem alten Gesetz, daß die Narrheit des Besitzenden Weisheit wird. Seinen Arbeitern war er kein ungütiger Herr, ein paar wohlwollende Scherze waren immer auf seinen Lippen, und seine Korrektheit gegen sie war so groß, daß kein Mädchen, keine Frau der Fabrik von ihm, den man in Berlin in den Kreisen gewisser Lebemänner gut kannte, sich auch der kleinsten Aufmerksamkeit hätte rühmen können. Er wünschte auch, daß seine Frau sich um die Familien kümmerte, natürlich in der Pose der heiligen Elisabeth, den rieselnden weißen Spitzensonnenschirm über dem blonden Haupt, den Diener mit dem Korbe hinter sich.

Leontine empfand das mit Unwillen. Ihrem vornehmen, so sehr sensitiven Charakter widerstrebte die Unzartheit, die darin lag. Sie besaß das natürliche, soziale Gefühl, das so vielen unserer besten Familien ihren Dienern, Gutsarbeitern, Beamten gegenüber eingeboren ist. In einem dunklen Mantel, in der Dämmerung, ein Spitzentuch über dem Kopf, wäre sie gern in die Häuser gegangen, nicht in diesem die Gegensätze verschärfenden Theateraufzug. Die neue Zeit begann auch in der Provinz ihr Zersetzungswerk; Leontine litt wie unter Peitschenschlägen unter den neidvollen Blicken, mit denen die Frauen ihre Frisur, ihre Toilette musterten; die Beschämung, die diese Armen mit verborgenem Zähneknirschen empfanden, peinigte sie selbst. Sie wurde unfrei, gequält und gezwungen in ihren teilnehmenden Fragen und erlebte, daß man ihr das für Hochmut auslegte, ihr Geld, ihre Geschenke wohl annahm, wie etwas, das einem gesetzlich zukam, und dabei heimlich die Faust über „das vornehme Pack" ballte. Schon der linkische Händedruck, mit dem man ihre gütig ausgestreckte Hand quittierte, gab ihr, die an den respektvollen Handkuß der ländlichen Bevölkerung gewöhnt war, einen Stich. Sie litt darunter, daß sie in dem einzigen, worin sie ihrem Gatten eine Gehilfin hätte sein können,

eine so unglückliche Hand hatte. Denn sonst teilte sie keine seiner Interessen, ausgenommen die, die sich um die Repräsentation des großen, prunkvollen Hauswesens drehten.

„Ich finde die Männer dégoutant," pflegte er zu sagen, „die ihre Frauen zu einer Art Gießstein für ihre eigenen Angelegenheiten mißbrauchen; du solltest froh sein, daß ich genug Erziehung habe, dich damit zu verschonen. Eine Frau, die täglich mit allen Widerwärtigkeiten, Sorgen, allem Verdruß und Ärger des Mannes vollgeschüttet wird, kann das nicht verarbeiten. Es ist unmöglich, daß sie ihren Stil behält. Ein Mann muß allein mit so etwas fertig werden. Die Frau soll Krone des Hauses sein und nicht Lasttier. Du solltest mir dankbar sein, daß ich deine Entwicklung nicht störe."

Über die Lippen der Frau, die, auf seinen Arm gestützt, das Bild einer zärtlich und verehrungsvoll geliebten Gattin, über die Stufen des Hauses hinaufschritt, zuckte es. Krone des Hauses — nicht seines Lebens. Sie kannte die Abgründe hinter dieser formvollen Haltung, sie ahnte die Gedanken hinter dieser soignierten Physiognomie. Ach, möchte es ewig unbekanntes Land bleiben, sie wollte nichts mehr von ihm als ein Kind, als das Leben dieses Kindes, das ihrem Leben Inhalt, Glück, Krone sein sollte.

Die geschnitzte Tür sprang auf. Das jetzt im Sommer, wo es des Schmuckes der Lorbeerbüsche entbehrte, etwas kahle Treppenhaus, mit purpurnem Fries belegt, tat sich auf. Leontine verschwand in ihrem Schlafzimmer, in dem ihre Jungfer, eine ältere Person, die sie vor fünfzehn Jahren von Haus mitgebracht hatte, wartete.

⌘ ⌘ ⌘

Derenburg schob seiner Frau den Stuhl unter; Franz, frisch rasiert, in der von Weiße förmlich leuchtenden Wäsche, stand mit der tadellosen Haltung, die er unter dem scharfen Blick des Herrn nie ablegte, vor der Anrichte und gab die Suppe auf, worauf er sofort verschwand. Leontine konnte es nicht leiden, ihn, wie den berühmten rocher de bronze, während sie speiste, in ihrem Rücken zur Seite des Büfetts zu wissen, wie es dem korrekten Gatten als selbstverständlich erschien. Was hätte er wohl mit seiner Frau reden sollen, was der Diener nicht hören durfte? Er duldete auch keinen Handschuh bei Franz, der so oft der Sünden Menge bedeckt, er verlangte eine peinlich saubere, gepflegte bloße Hand. Die Anwesenheit des Dieners schien ihm dazu zu gehören, eine völlig farblose Unterhaltung zu garantieren. „Natürlich" hatte er sich aber dem Wunsch seiner Gattin gefügt.

„Bettina ist bei mir gewesen," sagte Leontine.

„Aufmerksam wie immer, eine scharmante Frau," bemerkte der Gatte mit fühlbarer Absicht. „Was brachte sie denn Neues?"

„Nichts, etwas Garnisongeklätsch."

Derenburg runzelte die Brauen. „Du weißt doch nachgerade, daß ich Wert darauf lege, wie es bei uns Tradition ist, mit der Garnison in guten Beziehungen zu stehen. Ich finde es übrigens, verzeihe, nicht sehr liebevoll, daß du immer von deiner Cousine so wenig liebenswürdig redest; ich finde, sie ist eine allerliebste, harmlose, liebenswürdige Frau, die ihre Stellung kennt und ausfüllt, ohne Prätensionen zu machen. Mich wundert, daß sie so oft kommt, denn unterhaltend bist du weiß Gott nicht."

Die Frau sah ihn ruhig an.

„Ja, ich glaube, sie hätte besser zu dir gepaßt."

„Jedenfalls hätte sie mich zu nehmen gewußt, und jede andere ebensogut wie sie! Was verlange ich denn überhaupt? Eine angenehme Häuslichkeit und geziemende Vertretung meines Hauses nach außen! Das ist doch wohl wenig genug! Ich lasse dir jede Freiheit, lasse dich völlig deine Wege gehen, ich nehme jede erdenkliche Rücksicht. Schaffe dir doch einen Lebensinhalt! Das Äußerliche, weiß Gott, biete ich dir doch in weitgehendem Maße. Bettina ist immer zufrieden, macht ihren Mann glücklich, schickt sich in jede Situation, findet sich mit den Verhältnissen ab. Das nenne ich Lebenskunst. Aber zu solcher vernünftigen Auffassung hast du es mit all deinem Geist nicht gebracht."

Leontine sah auf ihre Ringe, die beiden Solitärs, Smaragd und Brillant, die ihren Ringfinger schmückten, den perlenumfaßten Chrysopras, ihren kleinen Mäd-

chenring von der Konfirmation her, den sie neben seinen kostbaren Gefährten beibehalten hatte, sie sah den Siegelring mit dem alten Moldeschen Wappenspruch: Sans regret.

Sans regret — tapferes Wort. Wort ihrer Väter, das ihr half, dies Leben zu ertragen. Vielleicht hatte der Mann zu ihrer Seite recht. Und plötzlich stieg wie eine warme Welle in ihr das Bewußtsein auf, welches Glück sie erwartete. Der qualvolle Zug um ihren Mund schwand hin, sie lächelte.

Derenburg sah sie von der Seite an. Was hatte sie nun wieder? Sollte das Hohn sein? Aber es war keine Verzerrung um ihren Mund. Verfluchte Weiberlaunen! Kenne sich einer damit aus!

Leontine schob den gebuckelten silbernen Korb, über dem quer ein grünbelaubter Zweig mit dem warmen goldtönigen, wangenzarten Gelb der Aprikosen lag, zur Seite. Sie sah ihren Mann mit jenem konventionell lächelnden Blick an, der in der langjährigen Gewohnheit dieser Ehe die Frage: Ist es dir recht? ersetzte, und erhob sich. In demselben Moment fiel sie in einer plötzlichen Schwächeanwandlung zurück.

Derenburg zuckte zusammen. Es war also wieder einmal soweit. Fatale Situation. ‚Le jeu ne vaut pas la chandelle.‘ Er umfaßte die ganz kalt Gewordene und führte sie nach ihrem Schlafzimmer hinüber.

Die Hiedlern erschrak, als sie das verfallene, plötzlich entstellte Gesicht ihrer Dame sah. Sie lief mit Lavender-Salt und Eau de Cologne herbei, rieb Leontinens Stirn und, in dem Instinkt ihrer Berufsstellung zuerst an das ihr Wichtigste denkend, stammelte sie ganz verstört: „Ach Gott, ach Gott, gnädige Frau, wenn wir bloß noch die Frisur ausgekämmt kriegen!“

Die Situation schien ernst zu werden. Der Blick der Frau bekam etwas Gebrochenes, Stieres, und mit blau werdenden Lippen hauchte sie: „Gute Hiedler, lassen Sie nur.“

Derenburg war hinausgestürzt. Die elektrische Klingel schrillte durch das Haus. Er schickte nach dem Geheimrat und der Molchen. Als er zurückkam, saß seine Frau etwas erholt und mit ihrer natürlichen Farbe im Frisiersessel.

Es war also wieder so weit. Die natürliche Angst des Momentes legte sich ihr wie ein Kettenpanzer ums Herz. Sie war nie verzagt gewesen in dieser Situation, im Gegenteil war in ihr in solchen Stunden immer eine gesteigerte Lebenskraft, eine freudige Erregtheit, die sie über sich selbst emporriß, eigen gewesen. Aber eine andere qualvolle, zerreißende Angst kroch in ihr hoch: War es wieder umsonst? Sie rechnete nach. Man hatte nicht einen so nahen Termin in Betracht gezogen. Aber so war es schon öfter gegangen. Lebensfähig mußte das Kind in jedem Falle sein. Sie hatte nichts versäumt, in Angst seinem Wohl sich untergeordnet, fast zu seiner Sklavin war sie geworden. Ach Gott, dieses eine Mal sei gnädig!

„Nun, geht es dir etwas besser?“ rief ihr der Eintretende entgegen. „Ich habe Krauschner auf alle Fälle kommen lassen. Rege dich nur nicht auf.“

Der fast tragisch vertiefte Ausdruck ihres Gesichtes war ihm unangenehm. Wie geschmacklos diese Natürlichkeiten waren! Und es würde wieder verlorene Quälerei sein. Es sollte doch wohl nicht sein.

Sie saß ruhig und sah ihn an. Sie war noch in ihrer Toilette, die blonden Locken ihrer Frisur umgaben ihr entstelltes, aber immer noch schönes und beherrschtes Gesicht. Ihre lange, weiße, wie schmerzlich beseelte Hand lag auf dem gestickten Batist des im Geschmack der Zeit dekorierten Tisches, dessen funkelnder Kristall ihr Bild zurückgab. Sie schloß die Augen. In ein paar Stunden — entsetzlich! Ihr Grauen wurde so groß, daß sie nicht mehr an die Kälte ihres Verhältnisses mit dem Gatten dachte. Die Hiedler hatte das Zimmer längst verlassen. Ach, nur ein Wort, einen Druck der Hand in der Todesangst dieser dunklen Einsamkeit.

Er fühlte, daß die Situation etwas von ihm forderte. „Ich bitte dich, fasse dich, Leontine,“ sagte er formvoll. „Es ist vielleicht gar kein Grund zur Aufregung vorhanden. Und du weißt, es geschieht für dich, was immer geschehen kann.“

Worte, die er zu jeder kranken Arbeiterin sagen konnte! Kein Ton der Sorge, der echten Angst, der durch beruhigende Worte hindurch zittern kann! Kein Mitleben ihrer Furcht, ihrer Hoffnung!

Und während er etwas unbehaglich sich dem Fenster zuwandte, rang sich in ihrem Herzen mit fast körperlicher Gewalt der Aufschrei los: „Für alles, was du mir versagt hast, du, der du die Gerechtigkeit bist, gib mir das eine, gib mir das Leben dieses Kindes! Laß die Natur mich martern, führe mich durch alle Abgründe hindurch — aber gib mir, gib mir dies Leben, um das ich dich flehe!"

„Da kommt Krauschner," sagte Derenburg und drehte sich lebhaft um. „Nun, wie ist dir?" — — —

— — — — — — — — — — — — —

Zwölf Stunden später wurde dem Hause Derenburg ein Erbe geboren.

— — — — — — — — — — — — —

Die Tage rannen. In dem großen Frontsaal stand der Taufaltar. Das Jahr war vorgeschritten und näherte sich dem Winter, und der Pracht des in seinem alten Stuck so vornehmen Zimmers fehlte etwas, was seinen zartesten Zauber ausmachte: das Grün der hohen alten Linden, die es im Sommer in sanftes Dämmer hüllten. Aber der milde Schein der zahllosen Wachskerzen ließ das fast vergessen. Der Raum zeigte in seiner Innengestaltung die heitere Anmut des Rokoko, dessen kapriziöse Formen die Decke überwölbten, die Seidenfelder der aus neuerer Zeit stammenden matt schimmernden Tapete und die eingelassenen Spiegel der Pfeiler umrahmten. Es störte nicht in diesem nur von schmal gerahmten Familienbildern geschmückten Raum, daß das Mobiliar die strenge Pracht des Empire zum Ausdruck brachte; alles in diesem Erlesenheit und Tradition förmlich atmenden Gemach fügte sich harmonisch ineinander.

Der Taufakt ging soeben zu Ende. Die Damen griffen bereits nach ihren Schleppen, um im gegebenen Moment der Mutter, die als einzige der Gesellschaft blaß und mit einem rührenden Ausdruck von Entrücktheit in ihrem Sessel zur Linken saß, ihre Glückwünsche darbringen zu können. Ein leises Knistern und Krachen von Seide klang diskret in das verhallende „Er hebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden!" des Geistlichen hinein.

Leontine saß wie versunken und sah in das wie von Elfenbein geschnitzte Gesichtchen des Kindes, das man ihr auf den Schoß gelegt hatte. Die vergilbten Handspitzen des langen Kleidchens flossen über die wasserblaue Seide ihrer Robe. Ihre Lippen bewegten sich, ihr Haupt war gebeugt — im nächsten Augenblick hatte die Wärterin das Kissen aufgenommen, um es der im Schmuck ihrer zahlreichen Korallenketten und ihres imponierenden Busens im Hintergrund wartenden Amme zu übergeben. Wie ein kleiner Fürst wurde das Kind durch die gleichsam Queue bildende Gesellschaft getragen. Die Damen neigten ihre schimmernden Nacken, ihre diadem- und reihergeschmückten Köpfe mit jenem weiblichen Instinkt, der auch sehr gleichgültige Frauen gegenüber der Hilflosigkeit ganz kleiner Kinder rührt, während die Herren sich damit begnügten, dem Kinde einen wohlwollenden Blick nachzuschicken. Der Konsistorialrat hielt mit dem Vorrecht seines Alters und seiner Stellung die Hand der Mutter in der seinen und schien einige herzliche und ergriffene Worte zu sagen.

„Pardon, gnädigste Gräfin!"

Der Generalmajor Derenburg bückte sich, um die Innenspitze der gelben Moiréschleppe von seinem Sporn zu befreien.

Die Gräfin Palow-Zingst wandte sich um. „Nun, lieber General, Sie freuen sich auch mit über den Stammhalter der Familie? Die gute Leontine — man kann es ihr gönnen."

Der Generalmajor richtete sich auf. „Sie geben meinen Gefühlen Worte. Und wenn man selbst so gar nicht in der Lage gewesen ist, etwas für den Fortbestand der Familie zu tun —"

Damit sah er sich unwillkürlich um, als wenn er, der Bürgerliche, ihr klar machen wollte: Meine Familie weicht der deinen keineswegs.

Die alte Dame zog ihren Fächer auseinander. „Ich weiß, daß Sie meine Nichte schätzen."

Der andere verbeugte sich. „Es ist wohl die mindeste Empfindung, die ich als Bruder Ottos für sie haben könnte."

Die Gräfin wandte ihm ihr etwas auseinandergequollenes Gesicht unter dem weißen Toupet zu.

„Ich wünschte ihr, daß sie diese Gefühle auch an anderer Stelle in recht hohem Maße fände!"

Der Artillerist wußte, daß sie kein Blatt

vor den Mund nahm. Er konnte doch an den Verhältnissen nichts ändern. Was ging sie das an? Leontine war zu stolz, um zu klagen.

So antwortete er etwas ausweichend: „Ich glaube, daß meine gnädige Schwägerin auch sehr hohe Ansprüche macht! Man muß sich resignieren.“

Aber die Gräfin sah ihn herausfordernd an. „Meine Nichte ist die Frau, die Ansprüche machen kann: nach jeder Richtung! Sie wissen es selbst!“

Der Generalmajor, der sie von gelegentlichen Begegnungen her kannte und fürchtete, war froh, eine Art neutrales Terrain gewinnen zu können.

„Ich versichere Sie, Gräfin, daß niemand Leontine mehr Berechtigung dazu zugestehen kann als ich,“ sagte er, aber sie nickte ihm schon zu und rauschte in ihrer kanariengelben Pracht auf die Wöchnerin zu: „Meine teure Leontine!“

Derenburg drehte sich erleichtert um. Gott sei Dank, daß diese spinöse alte Scharteke hier oben saß und er am Rhein. Als ob Leontine, blutarm und nicht mehr ganz jung wie sie bei den alten Malströms auf Langenbielau lebte, nicht Gott danken durfte, diese Partie zu machen. Otto war kein Engel, gewiß! Aber Frauen müssen sich eben abfinden. Das Kind würde ein neues Band zwischen den Gatten werden, und schließlich wurde Otto ja auch immer älter.

Er begann nach seiner Tischdame zu suchen, um einige artige Worte mit ihr zu wechseln. Und so steuerte er denn mit seinem eleganten Salontritt, den er gleichsam mit dem Lackstiefel anzog, auf die junge Gräfin Reddentin zu. Sie vertrat heute neben dem Vater die Familie, da die alte Frau von Malström, ihre Mutter, infolge eines ihrer schweren Gallensteinanfälle in letzter Stunde hatte absagen müssen. Ihr schmales, brünettes, wie von innerer Glut verzehrtes Gesicht zeigte jene unbezwungen mädchenhafte Herbheit, wie sie bisweilen die Gesichter jener Frauen stempelt, die an einen Unebenbürtigen geraten sind. Der Generalmajor hatte sie sehr gern, da er von ihrer Klugheit und Charakterstärke sehr hoch dachte. Ihr Gatte, der Generalstabshauptmann, war nicht anwesend. Die Gräfin stand im Gespräch mit Frau von Reinsfeld, die heute sichtlich unter einem Mangel ihrer gewohnten Zuversicht litt. Das Milieu von Reichtum und Vornehmheit, das sie umgab und zu dem sie nur durch sehr entfernte Bande gehörte, bedrückte sie ein wenig. Und während sie sonst, nach Art gewisser Naturen auf die Vorrechte ihres Standes pochend, an öffentlichen Orten durch ostentatives Benehmen und allerlei große und kleine Prätensionen die „Offiziersdame“ zur Geltung zu bringen glaubte, gab sie sich jetzt recht bescheiden. In der Nähe des Altars bildeten der Geheimrat von Malström mit dem Geistlichen und der Wöchnerin eine hübsche Gruppe, der sich die alte Gräfin Palow-Zingst soeben gesellte und in der man nicht ohne Vergnügen die interessanten und diplomatenhaft ausgefeilten Gesichter der beiden älteren Herren betrachten konnte. Herr von Reinsfeld half dem ältesten Sohn des gräflichen Paares, die Konsistorialrätin zu unterhalten. Nicht weit von ihnen sah der General seinen Bruder mit dem Erbjägermeister, dem Gemahl der Gräfin, stehen.

Soweit es seine gehaltene und stets beherrschte Miene verraten konnte, strahlte Otto. Dieser Moment, den er nicht mehr zu erleben gehofft hatte, bedeutete einen der Gipfel seines Lebens. Er überblickte den glänzenden Kreis um sich her, und seine Gedanken flogen den Worten des alten Herrn mit der Pontacnase und dem roten und entschieden gewöhnlich wirkenden Gesicht weit voraus. Er reckte sich in seiner eleganten Stattlichkeit und sah an der kurzen, dicken Figur des anderen hernieder, an dem nur die auserlesene, feingliederige und weiße Hand, die zu dem übrigen Habitus fast deplaciert stand, auszeichnend wirkte. Was er da um sich sah, war mit wenig Ausnahmen der vornehmste alte und befestigte Grundbesitz der Provinz, die älteste Ritterschaft des Landes, seine Verwandten, Blutsverwandte seines Sohnes. Jetzt kam zu dem alten Reichtum, der nach außen ängstlich gewahrten strengen Makellosigkeit des alten Patrizierhauses der geheimnisvolle Zauber dessen, was sie blaues Blut nannten, hinzu. Und während der Graf, den Johanniter zum Hals heraus, die Hand mit dem historischen Ring Maria Theresiens, der sein Geschlecht früher so treu gedient hatte, wie er jetzt dem nun-

mehrigen Herren von Gottes Gnaden, in den ihm eigenen vorsichtigen und vieldeutigen Wendungen der alten Schule von der Notwendigkeit der Neuergänzung des Adels sprach, von alten und ausgezeichneten Familien des vornehmen Bürgertums — keinen Parvenüs — von Fideikommissen, kaiserlicher Gnade und von der Berechtigung, ja Verpflichtung des solide fundierten alten Besitzes nach dieser und jener Seite hin, flog sein selbstbewußter Gedanke weit diesen Worten voraus, die nun wie Tonwellen an sein Ohr schlugen. Er sah den kleinen Luckhart Otto, den Träger der alten Namen mütterlichen und väterlichen Geschlechts, den letzten Sprossen von dreißig Grafen Molde, nicht allein mit dem simplen Krönchen dastehen, das schließlich eine Frage des Geldes war. Der Besitzer des Majorates Derenburg würde sich als Graf im Tode strecken — vielleicht — als Fürst? ... Wenn das Geschäft mit den Gruben im Oberlande so weiter ging ... Es würde zu fürstlichem Besitz langen ...

Er fuhr aus seinen Träumen empor, durch die Portiere im Hintergrund war der Kammerdiener getreten. Es war angerichtet. Im Hintergrund des anstoßenden saalartigen Nebenzimmers sah man Franz und den Kutscher in Eskarpins und Seidenstrümpfen das Büfett flankieren, auf dem die Suppe dampfte. Die Lohndiener aus der Stadt besetzten noch weiter zurück die Wand.

⌘ ⌘ ⌘

Die junge Gräfin Reddentin bog ihre zierliche Taille, die über den starrenden Atlasfalten des Rockes noch schmaler erschien, zu Frau von Reinsfeld. „Sonst habe ich immer Angst vor den pastörlichen Toasten, sie fallen so leicht ins Taktlose. Aber auf diesen habe ich mich schon lange gefreut.“ Und sie hatte recht. Der Konsistorialrat hatte wieder seinen glänzenden Tag gehabt. Es war ein ästhetischer Genuß, den geschmackvollen, vornehmen Wendungen dieses Mannes zu folgen, der mit dem individuellen Leben seiner Konfession die vornehmen Formen und die sprichwörtliche Erziehung der alten Kirche verband — ein immerhin seltener Typus innerhalb einer Kirche, deren äußerlichen Erscheinungsformen unleugbar noch manches von der volkhaften, fast revolutionären Art ihrer Entstehung anhaftet. Frau von Reinsfeld, die ihren Tischnachbar bisher mit Empressement von der Besichtigung des Regimentes durch seinen hohen Chef unterhalten hatte, was und wen Prinz Adolf gesagt, getan, fixiert, und was und wen Prinz Adolf nicht gesagt, getan und fixiert hatte, daß der junge Dragoner unter seinem strohblonden Schnurrbart ein Lächeln zerbiß, denn ihm war der Umgang mit Prinzen nichts so Unerhörtes wie seiner Nachbarin, — Frau von Reinsfeld nickte entzückt. Und während der Geistliche sprach von dem Licht, das von Geschlecht zu Geschlecht wandelt, weiter gereicht vom Ahn auf den Enkel, hier trüb, in erstickender Dumpfheit, dort strahlend, voranleuchtend wie eine Fackel, die vielen Helle gibt, suchten Leontinens Augen den Gatten. Er saß in korrekter Haltung, die Augen auf den Redner geheftet. Aber die Frau wußte, seine Gedanken waren anderswo. Er memorierte seinen Toast auf die Familie Molde. Nach dem des Geistlichen auf den Täufling würde der Erbjägermeister in seinem Toast auf die Eltern und das Haus Derenburg trinken, und dann er, auf die Moldes zugleich mit Anschluß der übrigen Gäste redend, den Kreis schließen. Aber er dachte nicht an die Rede. Seine Gedanken arbeiteten. Polnisch-Wittkichow und Adlig-Kruschin waren sein; wenn die alten Malströms die Augen zumachten, würde der Graf, ihr Schwiegersohn, der ererbten Besitz in Pommern hatte, Langenbielau verkaufen, vielleicht erst verpachten, um Amélie nicht wehe zu tun. Es war undenkbar, daß es nicht Derenburgscher Besitz wurde — über kurz oder lang. Das war ein Arrondissement! In den nächsten Wochen würde er Grochowiske Abbau kaufen — er hatte bisher damit gezögert, weil die Söhne des alten Tabbert einen unverhältnismäßigen Preis verlangten, aber in dem Augenblick, wo das Leben des Erben gesichert war, hatte er sich entschlossen. In zwanzig Jahren würde das goldene Korn wogen, der herrliche geschonte Eichenwald rauschen auf Derenburgschem Besitz; soweit das Auge reichte, würde der Erbe von einem Sonnenuntergang schreiten bis zum andern auf eigenem Boden.

Der kühle Geschäftsmann geriet fast in etwas wie poetische Ekstase, und wie zur



Fleißige Kinder.

Gemälde von Prof. Gotthard Kuehl.

Bestätigung hob sich soeben die Stimme des Geistlichen, schlug wie eine Welle von Verheißung und Glück das Rauschen und Krachen der Seide, das Knirschen des alten purpurnen Leders, das ganze Emporwogen der weißen Nacken, flimmernden Steine und blitzenden Orden, das feine Leuchten und Schimmern des auftauchenden Kristalls ihm an Auge und Ohr. Als ob das alles in einem harmonischen Akkord dem Glück, der Wohlfahrt, dem Leben Luckhart Otto Derenburgs zujauchzte.

⌘ ⌘ ⌘

Leontine Derenburg wandte sich im Wagen herum und glättete etwas an den langen Locken ihres Söhnchens, ein wenig befremdet, daß der alte Karl noch nicht auf der Rampe zu ihrem Empfang erschien. Ihr Kutscher hielt vor dem mit Lorbeerbäumen flankierten, geranienüberblühten Bogen, der dem Langenbielauer Herrenhaus das Schloßmäßige gab und auf den der nur wenig erhöhte Balkon des Saales hinausging. Der Eingang befand sich seltsamerweise an der Seite, und es war Sitte, daß Karl, durch den Saal eilend, die paar Stufen, die vom Balkon auf die Rampe führten, herabsprang, um den Gästen den Schlag zu öffnen und sie zu dem eigentümlich versteckten Eingang zu führen. Wie reizend war wieder die Fahrt gewesen durch die frühlingsfrische Fläche Land, das sie mit soviel Leidenschaft liebte, das heut ganz durchzittert war von goldgrünem Licht und dessen feierlichem Glück das Singen der Kirchenglocken Stimme gab. Wie oft war sie so hinausgefahren nach ihrer früheren Heimat, wenn Otto in Geschäften in Berlin war — und er war oft in Berlin —, wie oft mit zerquältem, verwundetem Herzen. Das Land in seiner einfachen, dankbaren Lieblichkeit, das herrlich wie am ersten Tage vor seines Schöpfers Augen lag, hatte ihr dann immer wieder Heiterkeit gegeben und Ruhe.

Aber da war ja endlich Karl. Er tauchte plötzlich in der Balkontür auf, über den ganzen Graukopf strahlend, als er sie erkannte, wie früher, als er immer noch „Komtesse Leontine" sagen wollte.

„Was machen Onkel und Tante?" Leontine schloß den Schirm.

„Herr Geheimrat sind noch bei der Toilette, aber gnädige Frau sind schon in der Wirtschaft, und Frau Gräfin sind zur Kirche."

„Und der Herr Graf?"

„Herr Graf sind diesmal nicht mitgekommen," berichtete Karl.

Sie traten in die kühle Halle mit dem mattenbelegten Fußboden. Nach rechts stieg die Treppe zum Stockwerk empor, und von links kam, gerade in der zum Souterrain führenden Tür, Frau von Malström zum Vorschein in ihrem fest zugeknöpften grauen Lüstermorgenkleid, über der weißen Schürze das Schlüsselbund, das feine, von vielen zarten Fältchen durchzogene Hofdamengesicht von der großen weißen Tollhaube umrahmt.

Die Großtante beugte sich zu dem kleinen Luckhart herab, der ruhig dastand und sich von Karl das rohseidene Staubmäntelchen abnehmen ließ.

„Er ist schön wie ein Bild," flüsterte sie der Mutter zu, und ein leiser Schein von Wehmut ging über ihr kluges, bei aller Weichheit der Züge durch die Zusammengefaßtheit des Ausdrucks ein wenig streng wirkendes Antlitz.

„Die Hiedlern hast du nicht mitgebracht?" wandte sie sich an die Nichte.

„Nein, er ist ja so ruhig."

Ein Schritt wurde auf dem oberen Korridor hörbar.

Leontine wandte sich der Treppe zu, um dem Geheimrat entgegen zu gehen. Sie liebte diesen Onkel, obschon er ihr nicht blutsverwandt war, mit der Leidenschaft, mit der sie alles, woran ihr Herz hing, faßte, die aber unter der gelassenen Oberfläche ihres Wesens kaum je sichtbar wurde. Herr von Malström stutzte, als er sich dem Kinde zuwandte, das er seit längerer Zeit nicht gesehen hatte. Er zog die Mundwinkel hernieder, daß die Spitzen des kurz gehaltenen grauen Schnurrbartes nach unten standen.

„Der Junge entwickelt sich immer wunderbarer" — er sagte es mehr zu sich selbst als zu der Mutter.

„Findest du ihn frisch?" fragte sie lebhaft.

„Aber sehr Leontinchen, aber sehr," versicherte der alte Herr.

Er wußte dabei genau, daß er log. Seine Frau warf ihm einen mißbilligenden Blick zu, sagte aber nichts. Und als man dann um den leichten Frühstückstisch in der offe-

nen Veranda saß, über die das wuchernde Pfeifenkraut grüne Schatten warf, unter sich die Wildnis von kleinen mattweißen Frührosen, die Frau von Malström so liebte, die die ersten im Jahr waren und Scharen von surrenden Goldkäfern beherbergten, dachte sie immerfort: ‚Wie kann Leontine so strahlend sein und das nicht sehen!‘

Aber in ihrer lebhaften, zugreifenden Art und ihrer Hofdamenvergangenheit lag es nicht, sich langen Betrachtungen hinzugeben. Sie wußte, das Kind wuchs auf unter der sorgfältigsten Überwachung eines tüchtigen und vielbewährten Arztes, warum sich da einmischen? Sie würde vielleicht einmal mit Otto reden. Und stets gewohnt, ihre Gedankengänge unter Konversation zu verbergen, begann sie zu erzählen.

Der Großonkel nahm indessen den Kleinen auf den Schoß.

Wie entzückend dieses Kind! Wachszart, wie ein geschnittener Stein herausgemeißelt war das Köpfchen; das hellbraune Haar fiel, von der Hiedlern zärtlich gepflegt, auf den Spitzenkragen des kleinen Sammetkittels. In dem Ausdruck der großen ruhigen blauen Augen lag etwas Fürstliches, eine ruhige, wohlwollende Uninteressiertheit, etwas Fremdes, Distanzierendes und doch wieder Gütiges und Kluges. ‚Das ist etwas wie ein Königskind aus dem Märchen oder der Kunst,‘ dachte der alte Herr, denn er war an vielen Höfen gewesen und wußte, daß Königskinder des wirklichen Lebens für gewöhnlich selten etwas Märchenhaftes haben. ‚Aber, weiß Gott, der Leontine hätte ich einen anderen Bengel gewünscht,‘ dachte er weiter. ‚Was soll das im Leben?!‘ Er strich über das zarte Haar. Der goldene Rahmen war ja da für dieses auserlesene Geschöpf. Charlotte war nicht zufrieden mit dem Aussehen des Kleinen, das sah er ja. Aber bei aller Zartheit und Durchsichtigkeit war das Kind doch von der Ausgeglichenheit, die nur die Gesundheit gibt — es war zart, schreckhaft zart sogar, aber krank? — nein — den Eindruck hatte er nicht. Etwas robuster und blühender hätte man es ja wünschen mögen, ach ja! Aber warum Leontine ängstigen, die so schwere Jahre hinter sich hatte?

Ein weißer Sonnenschirm wurde über den Rosen sichtbar, die Rosenkäfer flogen schwirrend durch die Sonne. Der Kleine lächelte. Er sah mit seinem tiefen, beseelten Blick auf die funkelnden Geschöpfe, ohne die Hand danach auszustrecken. Amélie Reddentin kam die Stufen herauf. Sie hatte die Cousine schon unten umarmt und kniete jetzt neben dem Jungen nieder, der ruhig, still wie ein heiliges Bild auf den Knien ihres Vaters saß.

Während das Kind seine strahlenden Augen zu ihr wandte, sah es aus, als teilte es Gnaden aus. Die Tante ergriff seine wachsfarbigen Händchen und neigte ihr schmales, dunkles Gesicht, das unter dem großen weißen Flügelhut noch brünetter wirkte, darüber. „Mein kleines Geliebtes, mein Kleinod!“ Der Kleine lächelte und reichte ihr mit einer hinreißenden, unbewußten Anmut das Bäckchen hin. Und während sie mit einem leisen Ausruf des Entzückens ihn an sich preßte, sah die Mutter unten auf, und ihr Auge umfaßte das Bild.

Nein — es war nicht umsonst gewesen, die Qual, die Sehnsucht, die ringenden Gebete. Sie wandelte in der Sonne, an dem Ort, der ihr teuer war von Jugend an, auf dem ihr Sohn einst gebieten würde und das alte Geschlecht, dessen Liebe und Hoffnung ihn da oben umgab, einer glanzvollen Zukunft entgegenführen. Es würde nicht dem Tode sich entgegenneigen, wie sie so oft geglaubt, das Erbe von soviel adeligem Sinn, höchstem Streben und geistiger Kraft würde nicht eingesargt werden mit Amélie und ihr. Sie war die Mutter, die ihm das Leben gab und in ihrem Blut das Erbe versunkener Geschlechter mit, durch sie wurde, was an Möglichkeiten in dem edlen alten Blut lag, aufs neue ausgeschüttet über die Erde. Kein Ehrloser, kein Niedriggesinnter, kein Feiger war, soweit schriftliche Überlieferung reichte, unter den Moldes gewesen, und sie hatte all dem aufs neue Leben gegeben, — glückseligste Mutter, die sie in diesem Augenblick war. Sie sah nicht den schwarzen Schatten, der über der hohen Sonne dieses Frühlingstages dahinzog, und während ihr Blick trunken vor Glück an der Gruppe oben hing, flog es ihr durch den Sinn:

Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat recht!

Oben wandte sich die Kinderlose mit einem leisen Aufseufzen um.

„Also Pastors werden mit den Kindern um halb zwei erscheinen, Mama.“

Frau von Malström erklärte: „Ich habe sie zu Tisch gebeten. Elischen erzählte gestern, als sie die Butter holte, ihre Martha ginge zur Hochzeit nach Lochowo, was soll die Frau da machen?“

Oben kommentierte der bibelfeste Geheimrat: „Seid gastfrei allezeit ohne Murmeln.“

„Also, ich muß mich jetzt anziehen,“ verkündete die Hausfrau und verschwand.

Die Gräfin zog Leontine mit sich fort. „Kommst du mit, Papa?“

Der Geheimrat sagte lächelnd: „Ich werde mit Master Luckhardt spazieren gehen.“

⁂

Die Gräfin und Frau Derenburg gingen bis zur Geißblattlaube am Teich.

„Otto ist wieder in Berlin?“

Es war Leontine, als hätte in Amélies Worten, ihr selbst sicher unbewußt, jener Unterton von Mitleid und Entrüstung gelegen, der sie immer wie ein Stich traf. Aber sie täuschte sich, denn die Gräfin fuhr ganz unbefangen fort: „Ich will mich nicht versündigen, Leontine, aber wenn man ein solches Kind hat, kann man den Mann wohl missen.“

Auf dem Wasser lag die Mittagssonne, das Geißblatt duftete.

In der Frau stieg etwas hoch. Vor ihren Augen tauchten die Jahre auf, die hinter ihr lagen. Sie hatte ihr heftiges Gefühl für den Verlobten und Gatten stets hinter ihrer gehaltenen Außenseite zu verbergen gewußt. Wie preisgegeben, schamlos wäre sie sich vorgekommen, hätte er etwas gespürt von der Tiefe des Gefühls, das in ihr lebte ... Aber lag das nicht an seiner eigenen Förmlichkeit und Kühle, die ihr heißes Empfinden unentbunden in der Qual einer gehemmten Entwicklung liegen ließ?

Sie stöhnte in sich hinein. Wie hatte sie ihn geliebt, wie hatte sie ihn gehaßt, ihn, der sie vor sich selbst erniedrigte, sie demütigte in einer Liebe, die sie ihm hätte aufdrängen müssen, sie noch tiefer hinabstieß bis zu gemeiner Eifersucht ... Ah, dies Wort nicht nennen!

Ihre Nägel krallten sich in die Hand. Sie fühlte wieder diese grausige Empfindung ihr Herz umspannen: er betrügt dich, du bist ihm nichts. — Und wenn ihr klarer Verstand, ihre Würde als Frau, ihre ganze wohlerzogene und angeborene Damenhaftigkeit ihr wieder und wieder sagte: laß ihn doch diese Gefühle, mit denen er dich antasten könnte, hintragen, wohin er will, dorthin, wo er sich nicht zu genieren braucht — ihre Natur, ihr weiblicher Instinkt bäumte sich auf gegen den, dessen brutale Willkür sie vor sich selbst zertrat ... Ach, die Glückseligen, die gleichgültig sein können! Ach, die Gesegneten, die ihre Liebe zeigen können! Aber sie lag da unter der Geißel, sich windend vor Qual und doch wissend: Diese Leiden nahm niemand von ihr; nie würde sie den Weg zu seinem Herzen finden, denn er besaß keins. Was er für die Frau empfand, war Trieb, tierischer Instinkt. Und doch nicht verachten können, doch sich nicht hinwegsetzen können, die Qual zu fühlen ein Leben lang! ...

Sie nahm sich zusammen. Ihr Kind lebte, es war nicht umsonst gewesen. Unter dem weißen Strohhut sah sie die braunen Augen der jungen Frau zärtlich auf sich gerichtet. Die Gräfin nahm ihre Hand und rieb sie, wie sie es als Kind getan hatte, an ihrer Wange: „Süße Lee!“

Sie verzog das Gesicht zu einem mühsamen Lächeln: „‚Der andere sprach: Wie weh wird mir, wie brennt meine alte Wunde.‘“

Es sollte scherzhaft klingen, und es klang wie ein Stöhnen.

Es war wie ein Verhängnis, daß sie zu Amélie, an die so enge Bande sie fesselten, oft von selbst in Andeutungen zu sprechen anfing, während sie es nicht ertragen hätte, wenn die Gräfin ihrerseits davon begonnen hätte, — ein nicht seltener Fall bei Frauen mit tief verwundetem Herzen.

Die Gräfin aber, trotz aller Herzenszartheit nicht recht aufgeschlossen für ein Leid, das sie, weil es ihr selbst fern geblieben war, nicht in seiner ganzen Tiefe empfinden konnte, sagte aus ihrer kindlichen Auffassung heraus: „Wie kann man daran denken bei diesem Kind!“

Und indem eine Art Unwillen über Leontinens Undankbarkeit in ihr aufstieg, rief sie, der ein Kind auf immer, trotz ihrer

Jugend versagt war: „Bedenke doch, Lee, wie gut du es hast. Wenn Otto dich auch zuweilen, wie du sagst, vernachlässigt, er hat doch Geschäfte! Er leistet doch etwas! Er bringt doch Großes vor sich! Für wen quält er sich denn, wenn nicht für dich und das Kind? Wie ist er klug, was hat er für Blick! Du kannst ihn doch bewundern, du kannst doch stolz auf ihn sein! Er ist doch ein Mann!" Und plötzlich brach sie in Tränen aus.

Ihr herbes, mädchenhaftes Gesicht war ganz aufgelöst in Weichheit. Wieder drückte sie Leontinens Hand über die weinenden Augen. „Süße Lee, sei nur nicht böse."

Die Ältere hielt den Arm um sie geschlungen und fühlte, wie der schlanke Körper der andern in ihrer Umarmung bebte. Sie saß still. Sie wußte Bescheid. Der große, schwere, blonde Generalstäbler, verliebt in seine Frau wie am ersten Tag ... in dieser Ehe war alles, was in der ihren fehlte. Amélies Los deuchte sie süß gegen das ihre. Und während sie, die die Gräfin doch so innig liebte, darüber nachsann, wie das Empfinden des einzelnen doch oft wie mit hohen Mauern umfriedet ist, richtete die andere sich tränenüberströmt auf, und wie vorhin Leontine, versuchte sie zu lächeln: „Du weißt, Lee, wie wir klein waren, gab es nichts Schimpflicheres als sich ‚belämmern lassen'! Aber man muß es einmal sagen, man erstickt sonst daran! Ach, du kannst es nicht wissen, was das heißt, immer dastehen und stützen, stützen, stützen, bis einem die Arme brechen möchten, und man darf doch nicht loslassen, sonst stürzt das, was man liebt, in den Abgrund! Er hat gestern und heute eine Arbeit vor, sie muß morgen früh fertig sein, und da konnte ich weg, und ich mußte einmal aufatmen! Ach du, die du alles hast, was weißt du denn davon, wie das ist, wenn man steht und steht unter solcher Last, man kann nicht atmen, man kann sich nicht aufrichten, man kann sich nicht ausstrecken . . ."

Der hochbegabte Mann hatte eine nicht auszurottende Neigung zum Trunk. In seinem Beruf blieb er fest, aber außerhalb desselben vermochte er nicht eine Minute ohne die rettende Gegenwart seiner Frau zu sein. Sie war an ihn geschmiedet wie ein Lebendiger an eine Leiche, sie mußte alles, was von eigenem Empfinden in ihr lebte, opfern, gegen sie richtete sich seine Wut in den Zeiten, in denen der krankhafte Trieb übermächtig in ihm wurde, und in den anderen, wo eine dumpfe Lethargie in ihm überhand nahm und sie ihn immer wieder bitten, drängen, stoßen mußte zu der geistigen Arbeit, die allein ein Heilmittel für ihn war . . . Und dann die langen Stunden, die sich zu Wochen und Monaten reihten, in denen sie ihm gegenüber sitzen mußte am Schreibtisch, ohne eine Handarbeit, ohne einen Laut, denn bei der geringsten Störung verlor sein zwiefach angespannter Geist den Faden...

Aber dafür dankte er ihr auch alles: Gesundheit, Existenz, Ansehen, denn infolge der Aufopferung der Frau, die nur für ihn lebte, hatte er im Dienst die nötige Selbstbeherrschung, und der ins Vertrauen gezogene Arzt hatte in Aussicht gestellt, daß die Jahre Besserung, vollständige Heilung bringen würden . . .

Und Leontine küßte die Jüngere auf die Wange: „Ach, du bist trotz allem zu beneiden!"

Die hintere Parktür knarrte.

Die Gräfin stand auf. Mit der linken Hand auf den Tisch gestützt, hauchte sie in ihr Taschentuch: „Da kommen Pastors! Sehe ich sehr verweint aus?"

Sie tupfte mit dem gezackten Batist über die leicht geröteten Augen.

⌘ ⌘ ⌘

„Nun Lucki, willst du denn gar nicht mehr essen?" fragte Frau von Malström großmütterlich. Das Kind heftete seine schönen Augen auf sie und schüttelte sanft den Kopf.

Der Pastor, klein, untersetzt, in seinem Lutherrock, die Haare energisch aus der Stirn gebürstet, beugte sich vor. „Er sieht offenbar mehr auf die Qualität als auf die Quantität, gnädige Frau."

Die kleine Tafelrunde zollte dem Bonmot durch ein liebenswürdiges Lächeln den verdienten Beifall.

Die Gräfin bog den Arm um den Kleinen. „Wenn du essen wolltest, Lucki, so würdest du auch so dicke, feste Händchen bekommen wie Robert und Luischen."

Die Frau Pastorin ließ einen befriedigten Blick über ihre drei Kinder gehen und wandte sich ein wenig zur Seite: „Ist der

Kleine krank? Er sieht überhaupt so ein bißchen miesepetrig aus. Du mußt tüchtig essen, hörst du, Kleiner! Er ist wohl ein bißchen verwöhnt, Frau Gräfin?"

Und sie begann mit Umschweifigkeit die Geschichte von einem kleinen Neffen, der auch nicht habe essen wollen, dagegen, als seine Mutter im Wochenbett lag und sie, die die Wirtschaft führte, ihn ruhig hungern ließ, in kurzer Zeit „dick und fett" geworden wäre. „Denn wie der dann gegessen hat, das konnte man schon kaum mehr essen nennen, gnädige Frau."

Der Geheimrat schielte durch das Monokel. „Es liegt bei Luckhart nicht an dergleichen, Frau Prediger. Er ist überhaupt von zarterer Konstitution — aus mancherlei Gründen." Er ließ das Glas fallen. „Aber gesund ist er, Gott sei Dank."

Er wollte Leontine, deren krankhafte Angst um das Kind so vieler Tränen und Hoffnungen er kannte, beruhigen.

Der Rest des Tages verlief wie immer bei solchen Besuchen. Die Damen saßen in dem rotbraunen Boudoir der Hausfrau um den ovalen Tisch mit der rotbraunen Ripsdecke mit der bunten Stickmusterbordüre. Karl präsentierte die kleinen Tassen herum, die Kinder krampfhaft artig, glattgekämmt und geseift, waren auf der Chaiselongue aufgereiht und besahen brav den Orbis pictus, ihr gewöhnliches Futter an diesen Tagen. Durch die seitliche Balkontür drang die warme Luft, und vor der Terrasse hörte man das Geschrei der Perlhühner, die sich an dem Tafelbrot gütlich taten, denn Frau von Malström, immer gute Hausfrau, pflegte während des Desserts sämtliche Reste der Tischbrötchen, die Karl ihr zutrug, in Streifchen zu schneiden, und heute hielten ihre schönen Hühner, ihr Stolz, eine dreifache Ernte. Durch die Portiere im Hintergrund sah man im Schreibzimmer des Geheimrats den Geistlichen, dem es bei der guten Nachtischzigarre in dem bequemen Schaukelstuhl offenbar sehr wohl war.

Die Herren politisierten ein wenig, die Damen sprachen über wirtschaftliche Dinge, oder die Pastorin erkundigte sich nach diesem oder jenem aus Berlin, bis dann endlich der wohlbekannte Moment kam, wo nach einer schicklichen Zeit die Pastorsfrau ihrem Mann zuwinkte. „Es ist Zeit, Hans."

Und der Geheimrat, freundlich, etwas erleichtert, denn er sehnte sich nach seinem Mittagsschlaf, den er gleichwohl stets ableugnete, erklärte zu seinem Gast gewandt, mit den auch schon traditionell gewordenen Worten: „Die Gattin winkt!"

⌘ ⌘ ⌘

Herr von Malström legte die Importe weg und horchte in die Frühlingsnacht hinaus: „Dein Wagen, Leontine."

Von fern hörte man gedämpftes Räderrollen.

Das Mondlicht lag weiß auf den Rasenflächen des Vorgartens und zeichnete in zackigen schwarzen Konturen die Umrisse der alten Bäume. Ganz hinten im Park hörte man die Nachtigall.

Die Luft ging lau und beschwert von Duft; um die Windleuchter schwirrten ein paar Käfer. Vom Ende des langgestreckten Dorfes her tönte sentimental die Fidel der sonntäglichen Tanzmusik:

> Du — du — liegst mir im Herzen,
> Du — du — liegst mir im Sinn,
> Du — du . . .

Und so voll Sehnsucht und schwer von Stimmung war die Mainacht, daß die primitive Musik, gedämpft durch die weite Entfernung und durch die Strauchwerkmassen des Parkes, Stimme der Natur geworden schien, in der irgendeins ihrer Geschöpfe seiner Liebe, seiner Sehnsucht Ausdruck gab.

Der Wagen fuhr in schnellem Trabe vor. Karl tauchte aus dem Dunkel in den Lichtkreis der Rampe auf.

Frau von Malström streichelte den Kleinen, ihre Ringe blitzten im Schein der glasumfangenen Lichter: „Du bist so brav gewesen, Lucki, und hast zu Mittag so schön geschlafen. Wirst du jetzt wieder schön bei Mama schlafen?"

„Lucki ist nicht müde," sagte das Kind.

Leontine war aufgestanden. In der Balkontür erschien Karl. „Gnädige Frau, der Wagen ist vorgefahren."

Er hielt sein Tablett in der Hand. „Und der Kutscher hat zwei Briefe für gnädige Frau mitgebracht."

Frau Derenburg warf einen Blick auf das eine Kuvert.

Ihrer Hochgeboren der Frau Otto Derenburg, geborenen Gräfin zu Molde.

„Von Otto," rief sie über die Schulter

zurück. „Der Brief, der heute früh nicht ankam.“

Die alten Herrschaften waren auf der Rampe zurückgeblieben. Gräfin Reddentin hatte den Kleinen an der Hand und sprach zu ihm.

Im Weitergehen ließ Leontine die Augen über den zweiten Brief gleiten. Sie hatte ein widerwärtiges Gefühl in der Hand, als klebte etwas Schmutziges an dem Kuvert.

Ach so, ein Bettelbrief.

Ordinäres Papier, schlechte Tinte, eine ungeübte, kritzlige Hand.

Ihrer Hochgeboren der Frau Otto Derenburg, geborenen Gräfin zu Molde.

Wie merkwürdig, diese ärmliche Bittstellerin machte die Adresse genau wie Otto, über dessen umständliche und wohlgefällige Förmlichkeit sie oft gelächelt hatte.

Die Jungfer gab ihr die Beduine um, Amélie kniete vor dem Kleinen und knöpfte sein Mäntelchen zu. Sie standen im Zimmer der Gräfin, und die mattblaue Glasampel goß ein unendlich mildes Licht über die Gruppe.

Und plötzlich, wie ein Untier aus unbekannten Tiefen, steigt in der Frau eine wahnsinnige Angst auf. Durch die unverhüllten Fenster starrt das Dunkel wie mit hundert Augen aus den Boskets. Was ist das nur — was ist das nur? Ihr ist, als ob sie ein Unheil in der Hand hielte. Als ob da etwas Schmutziges, Ehrloses, Gräßliches herankröche — gegen sie und ihr Kind. Was war das für eine Nachricht?

Gleich darauf mißbilligte sie ihre eigene Nervosität. Aber indem die Gräfin sagt: „Willst du nicht noch deine Briefe lesen, Lee, ich gehe mit Lucki voran,“ kommt wieder die Angst wie eine Warnung, und sie antwortet schnell: „Danke, Amélie! Was Otto schreibt, weiß ich ja doch: eine Entschuldigung, daß die Geschäfte ihn über Sonntag festhielten. Der andere — ist jedenfalls eine Bettelei.“

Endlich, endlich ist der Abschied vorüber. Leontine sitzt im Wagen, neben sich das weich umhüllte Kind, das seinen warmen kleinen Körper an sie drückt. Der Wagen biegt um die Ecke, macht die Kurve um den Dorfteich und gewinnt, an der Kirche vorüber, die Dorfstraße. Der offene Landauer rollt in schnellem Tempo vorwärts.

Die Frau reißt den Brief des Gatten auf. Vorgebeugt, im matten Licht der Wagenlaterne liest sie, indes die tanzenden Schatten der Häuser und Bäume auf das Papier fallen.

Wie sie gedacht hatte. Die herkömmliche Entschuldigung, daß unaufschiebbare Geschäfte ihn über Sonntag ... Natürlich. Sie faltet den Brief zusammen. Gott sei Dank, es ist ihm wenigstens nichts zugestoßen. Die Angstwelle in ihr ebbt wieder zurück.

Behutsam öffnet sie den zweiten Brief.

Berlin, Flottwell-Straße 37,
18. Mai 1873.

„Hochgeehrte gräfliche Gnaden!

Die hochgeehrte Dame werden gütigst entschuldigen, wenn ich mich in meine Verlegenheit an sie Wende. Wo es mich doch Selber so unangenehm ist und ein großer Schaden für eine reelle Geschäftsfrau und ich doch keine Schuld wegen meiner Mietherin an dieses Unglück . . .“

Was für ein Unglück? Die Buchstaben tanzen. Das Licht huscht hin und her.

„... dieses Unglück trage und nicht einmal den Namen von dem Herrn Verwandten weiß. Der Arzt hat ja auch gleich Herzschlag —“

Ein Röcheln geht wie ein stürzender Blutstrom über ihre Lippen.

Die Krugtür wird aufgerissen, ein paar grölende Burschen taumeln in die Nacht heraus. Ein Lichtschein fällt grell auf ihr aschgrau gewordenes Gesicht im Wagen. Der Wagen saust vorüber, und hinter ihm her quillt es heiser, schrill, als ob Menschen und Instrumente zugleich trunken wären:

„Wann hier en Pott mit Bohnen steiht
Un dor en Pott mit Brüh,
Dann lat ick Brüh un Bohnen stehn
Un danz mit mien Marie.“

wie ein Triumphlied der Gemeinheit, der Frechheit, der Schamlosigkeit.

Der Wagen läßt das Dorf hinter sich. Der Wald von Grochowiske Vorwerk! Die Brücke der Aller dröhnt dumpf auf. Die Frau hält den Knaben an sich gepreßt. Ihr ist, als hätte man ihr das Hirn zerspalten.

Sie stöhnt auf. Der Kutscher macht eine leichte Bewegung seitwärts. Als ob er etwas vom Chausseegraben hört. Alles ist still.

Verbeiß deine Zähne, reiße dir das fliegende Herz aus der Brust. Du darfst nicht aufschreien wie ein gemeines Weib. Du bist eine Frau von Stande.

Du bist Frau Derenburg, Gräfin zu Molde.

Neben dir sitzt dein Sohn.

Otto Derenburgs Sarge darf die fingerzeigende Schande nicht folgen.

Acht schwarze Totenpferde ziehen den Wagen, die Federbüsche nicken. Fünf Geistliche gehen hinter dem Sarge her. Der erste Mann der Stadt wird begraben, einer der auf Wohlanständigkeit hielt.

Du bist seine Frau.

„Persons von Stande müssen bei alle affaires ihre contenance regardieren." Jawohl.

Und plötzlich zerreißt ein heller, schneidender, schriller Klang das Gewirr.

Er ist tot!!!

Die Klarheit kommt ihr zurück.

Ist dies Wahrheit? Kann dies Wahrheit sein?

Eine verzweifelte Kraft kommt über sie, als wenn sie irgendeiner unbekannten, höhnischen, kalten Macht in die Speichen fallen müßte: es kann nicht wahr sein! Gott — ach, wo ist Gott in diesem Augenblick?

Um sie fächelt der weiche Atem der Frühlingsnacht, der Mond hängt groß und klar am Firmament und spannt seine silbernen Fäden über die schlummernde Welt. Der See von Adlig-Kruschin glänzt wie geschmolzenes Silber, die sprießenden Felder träumen sanft, zur Rechten ragen phantastisch die Torfpyramiden in die Luft. Der Wald steht groß und schweigend seitwärts, am Horizont ahnt man die Türme der Stadt.

Ach Gott, sage, daß es nicht wahr ist.

Der Kleine gibt im Schlaf ein paar zärtliche, gurrende Töne von sich, zart wie das Stimmchen eines Vogels.

Der Schmerz schüttelt sie.

Vorbei auf immer.

Du träumst nicht, es ist wahr: es ist keine Hoffnung mehr für den Mann, den du unter Qualen geliebt. Heiliges Leben, du hast Hoffnung! Hoffnung ist, solange du Möglichkeiten gibst! Aber der Tod schließt die Tür hinter sich ab. Du kannst nie mehr den Weg zu ihm finden. Es ist zu Ende.

Nicht einmal der Trost soll dir werden, seines Todes in lösender Wehmut zu gedenken. Und wenn er schon hat sterben müssen, warum nicht um ein großes Ziel? Warum nicht im Felde... bei der Rettung eines Mitmenschen — ach nein, nur in bürgerlicher Anständigkeit! Warum auf die schrille Disharmonie dieser Ehe noch diese schmutzige Farce als Abschluß? In Unehren sterben, in Sünden dahinfahren ... ein Ende, das ewig das Dunkel wird decken müssen. Was soll sie sagen, wenn der Sohn einst nach dem Tode des Vaters fragt?

Kein Trost im Himmel und auf Erden. ... Wie viele bittere Becher hat sie schon getrunken, die von so vielen Beneidete. Jetzt kommen die Hefen ...

Der Kutscher wendet sich um, die Hand am Hut, mit gedämpfter Stimme, um das Kind nicht zu wecken: „Befehlen gnädige Frau durch Kruschin oder Chaussee?"

— — — — — — — — — — — —

Sie hebt den Kopf, ihre Stimme klingt ruhig: „Die Chaussee. Ich habe Eile."

⌘ ⌘ ⌘

Der weiße Empiresalon des Hotels Bristol strahlte im Schein seiner unzähligen Kerzen. Draußen fuhr seit kurzem Wagen auf Wagen vor, hin und wieder ein Automobil.

Graf Reddentin war General geworden, und sie gaben jetzt ein verwandtschaftliches Diner, da der größte Teil der Vetternschaft in Berlin anwesend war, denn die Hoffeste hatten vorgestern mit der großen Defiliercour begonnen.

Der Saal bot das gewohnte festliche Bild von Vornehmheit und gedämpftem Glanz. Amélie in ihrer brünetten Schlankheit, in den zwanzig Jahren kaum wesentlich älter geworden, stand unter dem Kronleuchter. Ein mattes Gleißen ging von ihrem Silberbrokat aus, ihre braunen Augen strahlten von innerem Glück. Sie bog sich zu ihrem Vater hernieder, der, ein hoher Achtziger, schon etwas zusammengeschrumpft in seinem Sessel neben ihr saß, als einziger der ganzen Gesellschaft. Seine Frau, die doch nur wenige Jahre jünger war, hielt sich dagegen mit der aufrechten Haltung der alten Zeit kerzengerade. Das gelbliche Spitzentuch, das sie über

dem Haar trug und das mit dem zarten alten Elfenbeinton ihres Greisinnenantlitzes wundervoll zusammenging, nahm ihren Zügen die Schärfe, zu der ihr doch gütiges Gesicht neigte.

Der alte Herr war gerührt.

„Siehst du, mein gutes Kind, nun hast du es geschafft." Und als ob der neu Beförderte, der sich in der Nähe des Einganges hielt, ahnte, wovon die Rede war, schickte er einen aufleuchtenden Blick zu der Frau hinüber, die der Schutzgeist seines Lebens geworden war.

Die Prinzessin Asenburg hob einen Augenblick den Spitzenfächer an die Lippen. Die Diamanten des Gestells gleißten auf.

„Herrlich wie am ersten Tag! Du bist entzückend, lieber Vetter! Heutzutage haben die Männer nur Sinn für ihre Mercedes. Man muß auf eine Maschine eifersüchtig sein!"

„Würde dir ein anderer Gegenstand erwünschter sein, gnädige Cousine?" Reddentin konnte die kokette Frau nicht recht leiden.

Die Prinzessin schnitt eine Grimasse: „Na, das möchte ich mal sehen, mit was der gute Theobald ankäme! Der ist ja viel zu langweilig. Obwohl, für Geld und gute Worte . . . Du siehst, ich bin ganz au fait. Illusionen sind heutzutage nicht mehr Mode . . ." Sie lachte ein wenig frivol.

Der ältere Mann streifte sie mit einem mißbilligenden Blick. Was würde aus der geworden sein, wenn sie nicht das Glück gehabt hätte, den wohlhabenden Asenburg zu kapern. Er sah zu dem Prinzen hinüber. Er hatte den Kammerherrn von Hinstorff vom Kaiserlichen Automobilklub aufgegriffen und redete laut auf ihn ein. „Steuerung versagt," klang noch eben durch das gedämpfte Stimmengewirr herüber. Schade, er wäre ein guter Mechaniker geworden.

Die Prinzessin mochte fühlen, was er dachte. Obwohl sie eine gute Portion Unverfrorenheit besaß, war ihr doch an der guten Meinung geistig Höherstehender gelegen. Besonders vor diesem Verwandten, der sich so bewunderungswürdig den Ketten eines schimpflichen Lasters entwunden hatte. Sie lenkte ein.

„Es ist ja übrigens für die Entwicklung des Autos recht gut, wenn sich der gutsituierte Liebhaber damit beschäftigt; das hat gewiß zu seinem ‚Siegeslauf', wie Theobald immer sagt, viel beigetragen. Was waren die Dinger noch vor vier, fünf Jahren für Elefantenküken, und wie haben sie sich herausgemausert!" Ein Gedanke huschte durch ihren Kopf, sie mußte damit heraus, und wenn es den Hals kostete. „Ist das nicht übrigens ein niedlicher Vergleich? Das Interesse des Liebhaber-Kavaliers macht aus den ungeschlachten Dingern elegante Erscheinungen. Welche Kulturverdienste um die Autos und die Mädel vom Chor!" Sie schlug sich auf den Mund, ihre Augen blitzten vor Übermut. ‚Knitze Augen machen', nannte sie es. „Ich bin schon ein enfant terrible!"

Die Tür wurde geöffnet, sie zwang ihre üppig geschmeidige Figur in der grünen Paillettenrobe in ihre Gesellschaftshaltung zurück. Ihr Gesicht nahm den gewohnten hochmütigen Ausdruck an.

Ein sehr großer, schlanker, junger Herr in knapp sitzendem Frack führte eine ältere Dame in grauem Sammet mit Perlenschnüren über die Schwelle.

Der Gastgeber eilte ihr entgegen.

„Teuerste Leontine."

Er reichte ihr den Arm.

Die Prinzessin ließ einen schrägen Blick über die schlanke Anmut des jungen Menschen hinter der Dame gehen. Ein interessanter Kopf. ‚Wie der junge Attaché aus Boston,' dachte sie. Fein gemeißelt das glatt rasierte Gesicht, kurz gehaltenes, etwas welliges Schwarzbraun über der Stirn. Der Stempel Hochmut, Distanziertheit, und in der kühlen Glut der dunkelgrauen Augen dennoch Melancholie. Zwischen ihren weißen Zähnen erschien einen Moment die kleine rote Zungenspitze: ‚Rassegaul, sehr vornehm.'

Sie raffte die flimmernde Schleppe zusammen und ging zu dem Rittmeister Palow-Zingst herüber.

„Wer ist eigentlich die Dame in grauem Sammet, Joachim? Nein, nicht die, die hat Chiffon an. Was seid Ihr schwerfällig! Ich meine die, die mit Amélie spricht. Sie küßt sich mit Amélies Mutter. Die mit den großen Perlen!"

Der Husar erklärte: „Das ist Frau Derenburg, außer der alten Malström die letzte Molde."



Bäuerin aus Lippe-Detmold.

Gemälde von Richard Nitsch.

Die Prinzessin machte ein interessiertes Gesicht.

„Ach so, das ist die mit der guten Partie. So 'ne Art Krupp in der Textilbranche. Und 'n hervorragend eleganter Kerl soll er auch noch gewesen sein. Merkwürdig manches, heutzutage."

Und sie reckte ihren graziösen Wuchs und ließ einen nicht mißzuverstehenden Blick über die kurze kleine Figur des Grafen gehen, die er von seinem Vater geerbt hatte.

Er sah sie mit seinen ehrlichen graublauen Augen an.

„Er starb plötzlich, er hat sich wohl mit seinen großen Unternehmungen zuviel zugemutet. Ich war noch 'n junger Dachs damals. Es war Herzschlag. Aber Leontine ist jetzt mit die reichste Frau in der Provinz."

„Und der Begleiter? Der Sohn etwa? Sie hat sich gut konserviert, wenn sie die Mutter ist."

„Ja. Hübscher Kerl, was? Aber mit 'n Klaps."

Die Prinzessin öffnete etwas die Lippen, als wenn sie nicht verstanden hätte.

„Ja?"

„Nu denk dir bloß. Sieht sonst wirklich intelligent aus. Soll auch glänzend begabt sein, und was meinst du woll? Fällt durch alle Examen. Neurastheniker, Herzschwäche und so weiter. Wie er's Abitur macht, zum drittenmal und allein, denn mit mehreren kriegt er Herzkrämpfe, muß der Hausarzt da mit Äther um ihn rumwimmeln. Herzschwäche durch jede Aufregung. Na, ich wollt', es hätt' sich ooch einer jefunden, der bei mir Herzschwäche konstatiert hätt', wie ich da auf der ollen Presse Blut jeschwitzt hab'! Aber nich in die Hand."

Er war wie immer wenn er animiert wurde, in seinen Berliner Jargon hineingekommen.

„Im Korps beinah rausjeschmissen. Kann die Sauferei nicht goutieren. Unsinn. Wird jar nich mehr soviel jesoffen. Ick globe, es ist bloß Neidhammelei jewesen, wo er doch nichts verträgt. Keinen Sinn für Kameradschaftlichkeit. Höhenmensch, sensitiv, oder wie jetzt die Kunstausdrücke heißen. Und zuzeiten Schwermutsperioden. So'n Mumpitz. Soll sich lieber 'n ordentlichen Gaul zwischen die Beine nehmen, daß ihm die Mucken verjehn. Na schließlich: Was soll bei der Weibererziehung rauskommen? Wenn so'n Angstkind denn jlücklich mit Ach und Krach aufjepäppelt wird. Sagste das nicht ooch, Durchlaucht? Wir sind o o ch altes Blut, aber da is'n andrer Murr hinter."

Er schlug sich mit dem weißen Handschuh auf die wie ausgepolstert wirkende, breite rote Tuchbrust.

Die Prinzessin machte ein hochnäsiges Gesicht.

„Was studiert er denn eigentlich?"

Der Husar zuckte die Achseln.

„Sollte lieber Landwirt werden, muß aber Jus traktieren. Tradition bei Firma Derenburg. Und dabei Land, daß es für zwei Majoräter reicht. Na, 'ne vernünft'ge Frau, die könnt' ihn ja wohl noch rausreißen. Vierundzwanzig is er jetzt."

Die Prinzessin war überrascht. Sie hatte den jungen Mann für älter gehalten. Ein Plan gewann Gestalt in ihr.

Nach Tisch setzte sie die Mokkatasse auf das Marmortischchen, neben dem Luckhart Derenburg etwas isoliert stand. Ihre Schleppe schien sich in dem Bronzefuß zu verwickeln. Sie bückte sich. Der junge Mensch bückte sich auch.

Sie richteten sich zugleich auf. Ihre Köpfe stießen leicht aneinander. Die Prinzessin lachte. Der rosige Fleischton ihrer Büste blühte ihm aus dem tiefen Ausschnitt der Corsage förmlich entgegen. Sie strahlte ihn an.

Über das vornehme Kindergesicht ihr gegenüber ging breit ein tiefes Rot.

„Sie sind der einzige männliche Blutsverwandte Amélies in der Gesellschaft?" fragte sie. Sie hatte sein Erröten bemerkt und amüsierte sich köstlich.

Derenburg verbeugte sich.

Die Prinzessin sah sich um; eigentlich hätte sie sich bei den älteren Damen lieb Kind machen müssen, um ihren Ruf als unmögliches Original — die guten Harmlosen! — etwas aufzumuntern. Aber Damen langweilten sie.

Sie ließ sich auf das lilagestreifte Empiresofa fallen und schlug langsam die Füße übereinander. Eine Flut von Spitzen rauschte auf, aus dem ihr kleiner Goldbrokatschuh hervorschimmerte. Sie lehnte sich zurück.

Der junge Mann stand vor ihr.

„Erklären Sie mir ein wenig die Verwandtschaft Ihrer Frau Mutter mit Amélie. Ich finde mich bei so was so schwer durch.“

Sie beobachtete die spröde Anmut dieses schönen Knabengesichtes, das nur durch den Ernst des Ausdrucks älter wirkte.

„Es ist sehr einfach, Durchlaucht. Mein Großvater mütterlicherseits und Amélies Mutter waren Geschwister.“

„Da muß Ihr Herr Großvater doch erheblich älter gewesen sein als Frau von Malström?“

„Das war er auch.“

Die Prinzessin zog das Nadelspitzentuch aus dem Ausschnitt und fuhr sich über das Gesicht. Das flaumige Weiß des Brustansatzes wich zurück und stieg wieder in einer zarten Welle hoch. Ob er wieder verlegen wurde?

Er stand in wohlerzogener Haltung da wie jemand, der auf seine Entlassung wartet, und sah ihr ins Gesicht.

Sein Ausdruck ergriff sie. Ein Zug von Wehmut, fremd in ihrem leichtfertigen Gesicht, ging über sie hin: Der ‚reine Tor‘.

Sie deutete mit dem Fächer auf einen Sessel seitwärts. „Wollen Sie nicht . . .“

Sie war sonst gewohnt, daß ihre Kavaliers seitwärts standen, über ihren Sessel gebeugt, leicht auf die Lehne gestützt. Sie spielte gern mit Bewunderern, oh, sie war allem gewachsen. Sie ließ etwas durchgehen, um dann, wenn ihr Opfer, durch ihre Gnade kühn gemacht, die Grenze zu überschreiten wagte, ihm unbarmherzig den Lasso gesellschaftlicher Sitte über den Kopf zu werfen. Dieser Typus war ihr neu. Sie wollte ihn zutraulich machen. Welcher Triumph, wenn diese verhaltene Vornehmheit sich öffnen würde!

„Sie haben Ihren Vater früh verloren,“ sagte sie mit weichem Ton.

Er beugte sich vor.

„Ja, ich war erst drei Jahre alt. Es ist meine erste Erinnerung. Wir waren bei Onkel Malström gewesen, und meine Mutter fuhr durch das Dunkel mit mir zurück. Sie dachte, ich schliefe, und ich war doch wach und fühlte, wie ihr Körper immerfort vor leisem Schluchzen bebte.“

Ihr mokantes Gesicht wurde still. Von diesen jungen Zügen ging soviel ernste Reinheit, Güte und Stille aus. Das, was zunächst hochmütig wirkte, war wohl mehr Verschlossenheit, in sich selbst zurückgezogen.

„Sie studieren hier?“ fragte sie.

„Ja, es ist bei uns üblich, Jura zu studieren. Man braucht es nachher. Ich werde es besonders brauchen.“

„Sie übernehmen nachher die Besitzungen Ihres Herrn Vaters?“

„Ich hoffe, es einmal zu können. Die Aufgabe ist schwer, wenn man es ernst nimmt. Es hängt soviel daran.“

Die Prinzessin sah ihn erstaunt an. Dazu hatte man doch Beamte!

„Sie wollen alles selber machen?“

„Ich will mir Mühe geben, den Menschen, die mir anvertraut sind, gerecht zu werden.“

‚Er ist ein Schwärmer,‘ dachte sie. ‚Aber wie liebenswürdig.‘ — Über sein verschlossenes Gesicht ging ein zutrauliches, fast kindliches Lächeln.

„Meine Mutter wünscht, daß ich noch größere Reisen mache, um die verschiedenen Betriebe kennen zu lernen. Aber ich will nicht unnötig Zeit verlieren. Mir ist manchmal, als hätte ich nicht viel Zeit. Und meine Mutter ist soviel allein.“

Die alte Exzellenz Malström, auf seine Frau gestützt, kam langsam heran; sie hielten in ihrer Art Cercle bei den Gästen der Tochter. Der junge Mann sprang auf. Die Prinzessin erhob sich, um der alten Dame neben sich Platz zu machen.

„Höre mal, Amélie,“ sagte sie später, zu der „jüngsten Generalin“, „deine Base Leontine scheint sehr sympathisch. Besinnst du dich auf Armgard Aseburg?“

„Aus eurer Linie?“

„Nein, die Reichsgrafen. Die Konventualin in Kloster Moosbach, weißt du. Sie ist jetzt dreiundzwanzig. Das hübsche ernste Gesicht mit den Rehaugen, wie Theobald sagt — weiß Gott, wo er immer die abgeklapperten Ausdrücke her hat.“

„Ich denke, ihr wollt sie zu euch nehmen?“

Die Prinzessin lachte.

„Nee, immer so’n junges Mädchen um mich rum, das paßt mir nicht. Und,“ fügte sie ernster hinzu, „für den Fuß, auf den unser Haus gestellt ist, ist mir Arm-

gard zu schade. Du könntest sie einmal einladen."

„Aber gern, Ada."

„Und dann könntest du sie einmal Leontine Derenburg bringen. Sie ist soviel allein, erzählt mir der Sohn. Der könnte sie ein rechter Augentrost werden."

Die beiden Frauen wechselten einen Blick.

Dann drehte sich die Prinzessin auf ihrem Louis-seize-Absatz herum: „So, nun will ich mich amüsieren!"

⁂

„Noch Tee, Rupert?"

„Danke."

Gräfin Reddentin stellte das silberne Kesselchen mit leisem Klirren zurück.

Der Morgen war grau, draußen tanzten die Schneeflocken.

Der behagliche Frühstückstisch war dicht an den Kamin geschoben, die Scheite flammten und warfen lustige Reflexe auf die nachgedunkelten Gobelins des dunklen Zimmers.

Der General köpfte sein Ei. „Nun, was schreibt Leontine?"

Amélie vergrub ihre Füße in dem Bärenfell des Fußbodens.

„Sie ängstigt sich schon wieder. Luckhart schreibt seit einiger Zeit so kurz. Und er ist so lange nicht zu Hause gewesen."

Reddentin lachte. „Ach was, er muß auch einmal seine eigenen Wege gehn. Es hat mir recht gut gefallen, daß er nach dem Referendar sein Berliner Domizil nicht aufgeben wollte. Bei Luckhart ist keine Gefahr, wenn er sich selbst überlassen bleibt. Solch solider Mensch!"

Er küßte seine Frau auf den Unterarm, der schlank und gelblich aus dem dunkelroten Seidenärmel des Morgenkleides sah.

„Das sagst du so. Wenn es Gefahren für Luckhart gibt, so kommen sie aus seiner Güte. Wenn man ihn nur nicht für phantastische Phantome gewinnt."

„Dazu ist er viel zu klug. Kind, Leontine kann ihn nicht ewig am Gängelband halten. Ein Mann muß durch. Und wenn es nicht anders geht, muß er durch Schaden das Wahre vom Falschen unterscheiden lernen. Wenn er ein unklarer Kopf wäre . . ."

„Das Herz verführt die Klügsten zu Dummheiten," sagte die Frau.

Reddentin sah auf. „Ach, das Gebiet..."

Seine Frau wurde rot. „Kein Gedanke. Bei uns hat er gewiß reizende Mädchen gesehen. Dafür scheint er nichts übrig zu haben. Aber ich gebe die Hoffnung noch lange nicht auf. Armgard ist ihm wenigstens sehr sympathisch. — Es ist übrigens drei Wochen, daß er bei uns war."

Der General schlug vor: „Soll ich einmal hingehen?"

Die Gräfin vergrub ihre Hände in den weiten Ärmeln.

„Ach, ihr kriegt doch nichts heraus. Ich fahre selbst."

Eine Stunde später setzte sie den Fuß auf das Trittbrett ihres Wagens. „Nürnberger Straße 27."

— — — — — — — — — — — — —

Das Coupé hielt. Sie wollte die Pferde bei der Kälte nicht stehen lassen. Zurück würde sie gehen.

Der Lift stieg hoch.

Ein Hausmädchen in schwarzem Kleid öffnete. „Zu Herrn Derenburg. Ist er zu Hause?"

„Herr Doktor sind schon seit sechs Wochen verzogen — nach da drüben."

Es war, als ob in der Handbewegung des Mädchens etwas Geringschätziges läge.

Amélie verbarg ihre Verwunderung.

„Sagen Sie mir, bitte, Nummer und Namen."

„Ich weiß die Nummer nicht, aber gnädige Frau können gar nicht fehlgehen, da, wo die Glaserei ist, gegenüber. Und heißen tun se Strehlke, glaub' ich," das Mädchen fiel aus ihrem gewählten Hochdeutsch in ihren Dialekt zurück.

Die Gräfin stieg langsam die Treppe hinunter.

Luckhart hatte diese vorzügliche Pension, von deren Ruhe und Komfort er soviel hielt, aufgegeben! Und Leontine wußte nichts davon! Auch zu ihr selbst hatte er mit keinem Wort Umzugsgedanken geäußert.

Ein peinliches Gefühl kam über sie. Unter diesen Verhältnissen gewann ihr Besuch ja eine ganz andere Beleuchtung. Als wenn sie spionieren wollte — oder aus Neugier —

Unsinn. So etwas zu denken lag Luckharts Charakter gänzlich fern.

Sie war, da sie selten allein ausging,

etwas ängstlich. So wartete sie, bis die Elektrische sich näherte, sah sich um, ob kein Auto käme, und ging, so schnell sie konnte, hart hinter dem letzten Tramwagen über die Schienen.

Dort war die Glaserei.

Daß Luckhart in ein Haus mit offenem Geschäft gezogen war! Sie klingelte.

„Die Tür geht von allein auf," sagte die Glaserfrau aus dem Laden heraus.

Amélie sah sich nach dem Lift um. Es schien keiner vorhanden zu sein. Das Haus sah innen unleugbar etwas verkommen aus.

Drei Treppen. Nichts.

Auf dem vierten Absatz rechts: Strehlke. Darunter eine Visitenkarte: Dr. Luckhart Derenburg, Referendar.

Hier wohnte Luckhart.

Die Glastür, dunkelbraun gestrichen, ein wenig fettig, stand angelehnt. In dem langen, nicht sehr sauberen Korridor wischte eine ältere Person auf. Sie zog das Tuch, ohne es auszuwinden, aus dem Eimer und klatschte es auf die Dielen. Jetzt bemerkte sie den Besuch.

„Ich möchte zu Herrn Doktor Derenburg, ist er zu Hause?"

Das alte Weib, das ein schwarzwollenes Tuch um den Kopf trug, öffnete den Mund. Die Vorderzähne fehlten.

„Ja, kommen Sie man, bitte, mit. Er is drin."

Sie stellte den Eimer mit dem ganz schwarzen Wasser aus dem Wege.

Ganz benommen ging Amélie hinter ihr her.

Drinnen deklamierte jemand. Eine schöne Altstimme.

„Vier Männer und die Bahre, Claudia, sind's,
Mit der bekränzten Leiche deines Kind's!"

unterschied sie. Conrad Ferdinand Meyer, Gesang der Parze.

Die Alte riß die Tür auf: „Hier is ooch Besuch fer'n Herrn Dokter!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Kirchenfenster.

Von

Carl Friedrich Wiegand.

Santa, ach, sie sagten immer,
Daß dein Auge grau und trübe,
Farblos, ohne Glanz und Liebe,
Daß es ohne Glut und Schimmer —
Komm mit mir, stoß ab vom Strande!

Abseits vom Canale grande
Steht an einer Landungsstelle
Eine kleine Bußkapelle —
Diese ist's. Tritt ein! Ich lande
Schweigsam in den grünen Fluten ...

Wenn die alten Narben bluten,
Neue Sorgen mich befallen,
Rett' ich mich in diese Hallen.
Sieh, hier bleichen alle Gluten,
Dämmrig dunkelt die Kapelle ...

Nur am Abend glüht sie helle!
Abends quillt für eine Stunde
Glut aus rotem Sonnenmunde
Dort herein, wie eine Quelle,
Und die Sonne weckt das Leben!

Schau dort, in den Spinneweben,
Jenes Fenster, das wird glühend!
Heiß in bunten Farben sprühend,
Füllt der Raum sich. Alle Streben,
Bögen blühen bunt und bunter!

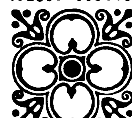
Aus dem Fenster blickt's herunter,
Um den Menschen zu verkünden:
Jesus Christus heilt den Blinden!
Und du fühlst es selbst das Wunder,
Wie der Herr den Blinden heilte!

Wenn ich vor dem Glas verweilte,
Und das Bild sah glüher werden,
Warf's mich brausend an die Erden,
Weil mich Gottes Geist ereilte —
Schau, da kommt die Lichterwelle!

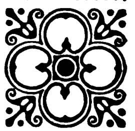
Rühre dich nicht von der Stelle!
Laß uns tief im Dunklen bleiben!
Heilig wächst der Brand der Scheiben!
Kniend in der Bußkapelle,
Ruf' ich in den Feuerflimmer:

„Santa, ach, sie sagten immer,
Daß dein Auge grau und trübe,
Farblos, ohne Glut und Liebe —
Kennt denn einer deinen Schimmer!
Sieh, dein Herz glüht nach der Ferne —

Tief, aus dunkeltiefem Kerne,
Leuchtet's in dir wie Kristalle,
Weckt die Pracht der heiligen Halle
Nur ein Strahl aus einem Sterne ..."



Heim und Familie eines Großwesirs.



Von Dorothea Schumacher.



Mir war das Glück beschieden, mehrere Wochen in der Familie des Tewfik-Pascha zu Besuch zu weilen, während er noch als Großwesir und Präsident des türkischen Ministerrates in seinem Palais am Boulevard Ayas-Pascha, oberhalb Tophané, residierte.

Mit der absoluten Monarchie wurde zugleich auch die alte Ordnung der Dinge in der Türkei aufgehoben; wie der Orientale einmal mit seiner ganzen Leidenschaftlichkeit und Rücksichtslosigkeit die neuen Ideen erfaßt hatte, brachten wenige Monate mehr Veränderung im türkischen Staat, als fünf Jahrhunderte es vermocht hatten. Die Minister kamen und verschwanden im raschen Wechsel; die fähigsten Charaktere wurden zu Opfern des wieder mächtig erwachten Parteifanatismus — Tewfik-Pascha allein wurde von Haß und Gunst dieser Parteien wenig berührt. Sein anerkannt gerader und milder Charakter, sein feines Diplomatengeschick hatten ihn zum Freund Aller gemacht. Die Umwälzungen in der Türkei von 1908 und 1909 endeten für ihn zuletzt mit seiner Ernennung zum türkischen Botschafter in London. Der gute, milde, alte Pascha gewann damit eine zwar bedeutsame, aber nicht gesichertere Stellung. Weniger denn je kann die Türkei heute seines klugen Vermittleramtes entbehren.

⌘ ⌘ ⌘

Des Großwesirs Haus schaute weit über den Bosporus hin, zugleich mit der benachbarten deutschen Botschaft. Hier lag das reizendste Bild der Welt vor mir ausgebreitet: das fern im weißen Mittagslicht flimmernde Stambul; im satten Opalblau der ganze Bosporus, dessen Ufer weiße Paläste, düstere Gärten bis in weite Fernen säumen — dort löst sich das ganze Bild im goldenen Duft der fernen Marmara auf.

Tief im Park verborgen lag des Großwesirs schlichtes Palais, das, während der Zeit meines Besuches etwa, der Mittelpunkt des politischen Lebens der Türkei genannt werden konnte. Indessen würde es mir schwer fallen, zu berichten, was an weltbewegenden Dingen damals in den Beratungsräumen und im Privatbureau des Großwesirs vorging. Der Pascha war im Familienkreise nichts als ein bequemlicher, herzensguter, geduldiger, liebenswürdiger Papa, dazu ein rechter echter Türke, der zu den Seinen nur über häusliche Angelegenheiten sprach. Sein Familienleben zeigte die einfachsten Formen. So oft ich am Morgen zum gemeinschaftlichen Frühstück in das „Morgenzimmer" trat, fand ich den Großwesir dort, halbliegend auf einem vielgebrauchten, breiten Diwan; er trug ein weißes Hausjackett, den Fes, bequeme Hausschuhe und las, nach seinem aus Eiern, Kakao, Orangen und Kaviarbrötchen bestehenden Frühstück, seine Zeitung, den „Servet". Er sorgte stets dafür, daß ich beim Frühstück sowohl Gesellschaft als auch heißen Kakao und nicht zu hart gekochte Eier vorfand. Madame Afifa Tewfik-Pascha erschien dann in einem weiten Morgenkleid aus heller Waschseide. Sie ist eine Bernerin bürgerlicher Herkunft und bewahrte sich als solche ihren Schweizer Dialekt, hat aber, als einzige Gemahlin des Tewfik-Pascha, den Islam angenommen. In der Familie hat sie nichts von der grande dame an sich, sondern ist glücklich als Mutter von fünf Kindern und als Frau eines milden und guten Mannes.

Bald erschienen dann auch die Töchter: Zehra-Fatima, ein sehr schlankes Mädchen mit dem blonden Haar der Mutter, den braunen, müden Türkenaugen des Vaters. Sie stand damals kurz vor ihrer Vermählung mit Mazloum-Hamid Bei, dem Sohn des damaligen Ministers des Innern — sie war also mit Bestellungen und eigenen Arbeiten für ihre Ausstattung sehr beschäftigt, fand aber noch Zeit genug, sich mir, ihrer Freundin, zu widmen. Mlle. Zehra war in Berlin geboren, als der Vater dort noch Botschafter war. Aus jener Zeit datierte, beiläufig gesagt, auch die Freundschaft der Tewfik-Paschas mit der Familie Mosse, die zu meiner Zeit auf der Rückreise von Ägypten bei dem Großwesir Besuch machten. Mlle. Zehra sprach fließend Deutsch, zog aber Französisch vor. Da war noch Habidja-Naïla, ein rechter Wildfang von echt türkischem Typ, die „eigentlich schon längst verschleiert sein sollte" — hätten sich doch einige alte Türkendamen bereits darüber aufgehalten; sie zog es aber vor, bei Ausfahrten Jungentracht anzulegen: den Fes und einen ausgewachsenen Matrosenanzug des Bruders Ali-Bei. Naïla stand mit der deutschen Sprache noch auf etwas gespanntem Fuß, plaidierte sogar für ihre Abschaffung in der Familie, trug jedoch nichtsdestoweniger Kleider aus Berlin und schätzte die nichtmohammedanischen Damen glücklich, die unverschleiert, mit Hüten ausgehen durften. Das Nestküken des Paschahauses war Gülschina-Aischa, die stets in Madame Tewfik-Paschas engster Gefolgschaft blieb und gerade anfing, neben dem Türkischen ein wenig Französisch zu sprechen. Die

ältesten Kinder, Ali-Bei und Ismail-Bei, blutjunge Offiziere, ließen sich selten oder nie in den Räumen sehen, wo die Damen des Hauses sich aufhielten. Sie besuchten noch die Militärschule und den Fechtboden zu Pankaldi und bereiteten sich auf die deutsche Kriegsakademie vor. Sie hatten im Paschahaus natürlich ihre eigenen Wohnräume und Salons, wo sie sich in Mußestunden mit Dichten, Amateurphotographie und mit dem Erdenken und Arrangieren kleiner Festlichkeiten für die Damen des Hauses und deren Freundinnen beschäftigten, die sie einluden, sich selbst aber sodann verbargen. Diese guten Brüder dienten dem jüngsten Schwesterchen als geduldige Reittiere, gaben ihr den Kalpak und die gleißenden Fangschnüre ihrer Uniform zum Spielen, sie schenkten der Naila die besten Pralinés, machten ihr türkische Stammbuchverse für die Freundinnen, zeichneten für Mlle. Zehra Muster auf und brachten ihr nicht selten kleine Neuheiten vom Juwelier mit.

Bald nach dem Frühstück erschien der Oberkawaß des Großwesirates vor dem „Sadri-Azim" (Großwesir), um seine Befehle entgegenzunehmen. Er machte eine tiefe Verbeugung vor dem auf seinem Diwan bleibenden Pascha und verharrte, die Linke auf der Brust, lange Zeit regungslos. Mit des Paschas Ruhe war es dann vorbei; er verschwand in seinem Privatbureau, wo er eiligst einige Erlasse schrieb und aussandte, legte dann in seinem Ankleideraum mit Hilfe des Kammerdieners die Uniform an und fuhr zum Yildiz-Kiosk hinauf, zum Sultan. Obgleich nun Abdul-Hamid als absoluter Monarch angeblich „die Politik selbst machte," so war es doch unter Türken kein Geheimnis, daß ihm hierzu des „Koprülüs" (des Leiters der Politik) Rat — also der des Großwesirs — unentbehrlich war. Der Eilbote bat ihn, wie mir Frau Afifa Tewfik-Pascha erzählte, jetzt oft mitten in der Nacht zu dem ratlosen, angstverzehrten, leidenden Abdul-Hamid. Zudem fuhr er jeden Morgen nach dem Yildiz-Kiosk hinauf; auf dem Kutschbock saß dann auch jener Oberkawaß, ein riesiger, bärbeißig dreinschauender Türke, der unter dem Arm des Paschas Portefeuille — von der Größe einer Tischplatte — trug. Bei besonderen Gelegenheiten legte der Pascha die Gala an; Mlle. Zehra rief mich einmal herbei, damit ich ihren „papa" im Strahlenschein seiner prächtigen Orden schaue. Der gutmütige Großwesir stand denn auch still und ließ sich von mir stumm bewundern; ja er nannte die Namen der Orden und woher sie stammten.

Auch für die Damen begann nach dem Frühstück die Tätigkeit. Jeder Tag außer Freitag, dem Sonntag des Moslems, war einem anderem Studium gewidmet: Malerei, Turnen, Handarbeiten, Literatur, Musik und Sprachen. Professoren, türkische, griechische und französische, kamen ins Haus; erstere saßen ihren lerneifrigen Schülerinnen stets mit halbabgewandtem Gesicht gegenüber. Der Literaturprofessor verhehlte nicht, daß ihm der Wildfang Naïla sein Lehramt sehr sauer mache, da sie es vorzog, den Lehrer zu necken, ihn zu karikieren und ihre Mißachtung alles Fremdländischen praktisch zu bekunden. Mit Ausnahme der Malstunden, denen ein eigenes Atelier auf dem Dach, mit der reizvollsten Fernsicht nach allen Seiten, eingeräumt war, fanden die Stunden im „Lernzimmer" des Haremflügels statt, wo einfache Diwane, ein gutes Klavier, Bücherschränke, Schreib- und Arbeitstische standen. Die sich hier anschließende Zimmerflucht wurde als „Harimlik" bezeichnet und umfaßte das Schlafzimmer der jüngsten Tochter und ihrer griechischen Wärterin, das Schlafgemach des Großwesirs und seiner Gemahlin, die Ankleideräume beider und die Badezimmer. Es schien, als hätte sich in letztere all die bunte Pracht des Orients geflüchtet, die in den meisten anderen Räumen sich nur noch in Einzelheiten zeigte. Die marmornen Badekammern hatten kleine Kuppeln von farbigem Glasmosaik, durch welche die Orientsonne bunte, zitternde Lichter auf das lauwarme, beständig rieselnde Wasser zauberte. Die muntere Naïla führte mich mit einer gewissen orientalischen Naivität durch alle Räume des Hauses; in des Paschas Ankleidezimmer sah ich mit Staunen die mächtigen Uniformschränke mit arabischen Intarsien, die feuerfesten Ordenstresore und die blanken Messingformen für den Fes des „papa". Ich blickte in die Schränke, in denen die selten benutzten Staatsroben, die zahllosen duftigen Morgenkleider und Harembesuchstoiletten von „maman" hingen. Das einzig Orientalische an Frau Afifa Tewfik-Paschas Gewandung war der „Tscharschaff" und Yaschmak — der schwarzseidene Umhang und Schleier der Türkin für Ausfahrten. Ausgänge gibt es für eine hochgestellte Türkin nämlich nicht; es seien denn solche innerhalb der Gartenmauer. Jene Tscharschaffs also lagen nicht im Schrank, sondern, zusammengefaltet in besondere, buntseidene Decken gehüllt, auf einem bestimmten Diwan. In des Großwesirs Schlafgemach sah ich die mattrosa Taffetdecke, die mit zartblauem Gerank bestickt war, und die das drei Meter breite englische Metallbett bedeckte; letzteres hatte Seitenteile aus arabischem Elfenbeinmosaik. Über diesem Bett schwebte ein Baldachin aus grün-roter Damastseide, gekrönt von der goldenen „Touhra", des Sultans Namenszug.

Während der Unterrichtsstunden genoß ich, soweit ich bei diesen nicht anwesend sein wollte, eine unterhaltsame Zeit auf der weiten Dachterrasse, meist in Gesellschaft von Frau Afifa Tewfik-Pascha und ihrer Nichte, einer jungen Schweizerin. Glücklich, wer je solche Stunden auf dem Dach eines Paschahauses verbrachte! Die weite blaugrüne Marmara mit all den fern herübergrüßenden Villenorten und Gärten ihrer Ufer lag aus-

gebreitet vor uns; zu unseren Füßen aber das wimmelnde Leben der türkischen Gassen, das Gewirr der Holzhäuschen, aus denen links die deutsche Botschaft als weißer Riese ragte. Verschwiegene Haremsgärten überblickte man. Ganz dicht vor uns erhob sich das Minarett einer kleinen Moschee, die von blühenden Bäumen umstanden war, in denen die Tauben gurrten. Ein Bänkchen an der Moschee, in der vollen Sonne ... Der alte Geistliche hielt hier seinen „Kéf", fütterte seine Hühner und Tauben und streichelte die armseligen Hunde, die trotz ihrer Ausrottung sich nach und nach wieder einfanden. Türkische Schulknaben spielten um den Alten herum ihr ruhiges „Besch-Tasch", bis er sie zur Koranlehre zusammenrief. Die Düfte von Akazien und Zigaretten, Flieder und Kaffee, Jasmin und Fettgebäck trägt der frische Wind zu uns auf das Dach. Die Stunden vergehen wie im Traum, im süßen Nichtstun des sonnenvollen türkischen Maimorgens. Endlich erscheint der griechische Diener und bittet uns mit dem Wort „Oriste, Excellenza", zu Tisch.

Der Speisesaal, dessen nach dem Park gelegene Fenster mit grünroten Portieren aus Damastseide bekleidet waren, machte einen einfachen Eindruck, ebenso die Tafel, an deren Spitze des Großwesirs Platz sich befand. Alle standen und harrten des Paschas und setzten sich erst, als er, militärisch grüßend, erschienen war und Platz genommen hatte. Mit ihm kamen stets einige hohe Beamte, Beis und Offiziere der Pforte, Herren von den ausländischen Botschaften, nicht selten auch der Leibarzt des Sultans. Alle diese Herren schwiegen sich bei Tisch gänzlich aus, soweit sie Moslems waren, ebenso wie der Großwesir bei Tisch gegen alle ein zwar sehr aufmerksamer, aber schweigsamer Wirt war. Jene großen Fragen, zu deren Erörterung diese Männer der Politik zum Großwesir kamen, fanden bei Tisch niemals Erwähnung. Man fühlte oft nur aus einer gewissen Erregung der Mienen, einer schlecht verhehlten Ungeduld bei der Mahlzeit, daß damals bedeutsame Dinge in des Großwesirs Bureau vor sich gegangen waren. Selbstverständlich verhielt sich auch Frau Afifa Tewfik-Pascha durchaus schweigend den Herren gegenüber, die nicht zur Familie zählten; sie nahm nur mit einem Kopfneigen ihre tiefen Verbeugungen entgegen und sprach mit den Damen des Hauses und mit mir nur im Flüsterton. Die Töchter vermochten auch bei der Mahlzeit schwer ihren Frohsinn zu verbergen; ein Gespräch mit den an der gegenüberliegenden Seite der Tafel sitzenden Herren war ihnen natürlich auch untersagt. Zwischen jenen Herren saßen die Söhne des Hauses, wie immer, in Uniform. Sie blickten, als echte Türken, schweigend und bescheiden auf ihren Teller und sprachen zu ihrem Vater nur, falls er Fragen an sie richtete. Obwohl sie mir mit einer gewissen Scheu begegneten, verschmähten sie nicht, den Damen des Hauses mitunter kleine Streiche zu spielen, in denen die ganze Naivität zutage trat, die für den jungen Türken von siebzehn bis zwanzig Jahren charakteristisch ist.

Die Speisenfolge war ebenso reichhaltig wie eigentümlich; Gerichte, die an europäische Kochkunst erinnerten, gab es selten — desto geläufiger wurden mir die vielseitigen Künste der feinen türkischen Küche, in der das Scharfpikante und das Übersüße eine große Rolle innehaben. Geröstete Fischchen, Fettgebackenes, Crème aus zermahlenem Hühnerfleisch, Yoghurtspeisen, in Blätter gewickelte Fleischpasteten, Mandelsuppen, Geflügel mit Paprika, Pillaf mit Pistazien, gebratene Hammelköpfe, Käsespeisen und Fruchtconsommés folgten in buntem Durcheinander. Als Getränk hierzu in allen Fällen Wasser, allerdings direkt von Göksu (den „Süßen Wassern") hergeleitet.

Nach Tisch herrschte tiefe Stille im Palais des Großwesirs. Der Pascha arbeitete in seinem Privatbureau, Frau Afifa hielt ein Schläfchen, und die jungen Damen gaben sich ihren harmlosen Spielen hin. Ihrer Freude an kindlichen Tollheiten stand ihre Frühreife gegenüber. Beides kennzeichnete sie als echte Orientalinnen. Das verbotene Vergnügen, nach Tisch den um diese Stunde verödeten Diwan — die Räume des Ministerrates — zu besuchen, hatte, auch für mich, großen Reiz. Dort, wo sich am Vormittag die bedeutendsten Männer der Türkei unter Tewfik-Paschas Vorsitz versammelten, „das Kabinett", es war dann unser Spielzimmer. Wir bestachen das Haremsfaktotum, den gutmütigen Graubart Mehmed-Agha, mit Zigaretten und Likören (!), damit der Pascha nichts erfahre ... Wir lüfteten den Zigarettenrauch und zählten die Unmenge der umherstehenden halbgeleerten Kaffeetäßchen. Von den ringsum laufenden breiten hellen Diwanen — die wohl dem orientalischen Ministerrat seinen Namen gegeben haben — schauten wir, behaglich liegend, auf die lichte Landschaft hinaus. Wir stiegen auch in die Kaffeeküche der jetzt nicht anwesenden Schreiber, brühten uns höchst eigenhändig auf dem „Mangál" schnell ein Täßchen „Kaïmak" — Kaffee mit braunem Schaum, den der Türke so liebt.

Am Nachmittag hieß es für die Damen spazierenfahren — und zwar im geschlossenen Coupé; im offenen Wagen wurde höchstens vormittags gefahren. Ein Spazieren g e h e n war nur ganz außerhalb der Stadt geduldet — überall war auch das alte Haremsfaktotum unser unentwegter Begleiter und Beschützer. An Freitagen wurde immer ein großer Wagenausflug mit reichem Proviant von Zigaretten und allen erdenklichen Leckereien unternommen — nach Göksu, nach Kiahathane, nach Maslak, oder gar mit dem Dampfer hinüber nach Asien, auf das große Tschiftlik (Landgut) eines Onkels, Assaf-Pascha, dessen Wagen unser schon am Kai von Haidar-Pascha warteten. Sonst besuchte

man die Töchter des vielgenannten Ismaïl Hakki-Pascha in ihrem Landhaus in Nischan-Tásch, oder die Damen von Ferid-, Essad-, Fano- und Nuri-Paschai (Von letzterer ging später die Nachricht der Flucht ihrer Töchter aus dem Harem durch die Blätter.)

An bestimmten Tagen erschienen alle jene Damen und ihre Töchter zu Besuch; unkenntlich vermummt stiegen sie aus ihren mit farbiger Seide gepolsterten Equipagen und entpuppten sich dann oben im Vorraum des Haremsempfangssalons als sehr elegante, duftig gekleidete Damen. Welcher Luxus, welcher Überfluß an Spitzen, schweren Seidenstoffen, Farbenstellungen und — an Schmuck! Diese jungen Türkinnen wirkten, trotz ihrer aus Europa bezogenen Kleidung und Erziehung, als echte Orientalinnen auf mich, was sowohl an jenem übertriebenen Luxus als auch an der Naivität ihrer Äußerungen lag.

Der nach dem Park gelegene Empfangssalon des Harems war im reichen Louis XV-Stil gehalten. Nur die breiten Seidenbrochédiwane mit ihren bunten Kissen, die lebensgroßen Ölbilder und Photographien verschleierter Damen erinnerten an den Orient. Hier empfing Frau Afifa Tewfik-Pascha zum Tee, neben dem auch Kaffee, Zigaretten und Konfekt nicht fehlten. Daß der Großwesir und die Söhne diesen Raum nie betraten, verstand sich von selbst.

Nach der Abendtafel, auf die einige Wachskerzen ihr weiches Licht warfen, liebte es der Großwesir, im Harem ein wenig Musik zu hören. An den warmen Abenden aber war es im Park am schönsten. In jenen Tagen indessen waren mitunter auch noch nach dem Diner die Konferenzräume des türkischen Ministerrates belebt. Beamte, Paschas und europäische Herren kamen und gingen; Schreiber rannten geschäftig von einem Raum zum anderen oder standen gruppenweis im Park umher — wir sahen ihre Zigaretten durch das Dunkel glühen. „Papa hat heute noch Beratungen," meinte dann Mlle. Zehra. Während wir uns, als erwachsene junge Damen, außer Sehweite der Herren hielten, fand Naïla ihren Spaß darin, uns Erscheinen und Aussehen eines jeden Beamten mit einigen naiven Scherzworten anzukündigen. So oft Mlle. Leïla, die Tochter des Ismaïl Hakki-Paschas, zu Besuch kam, verbot sich unser Aufenthalt im Park ganz und gar; wir erwarteten dann auf dem Dach den Mondaufgang. Geisterhaft und riesengroß erhob er sich über den fernen schlafenden Ufern, bald goß er seinen Goldglanz über die Landschaft aus. In den stillen Gärten am Goldenen Horn schien ein geheimnisvolles Leben zu erwachen. Der Muezzin auf dem kleinen Minarett vor uns sang seinen Gebetsruf mit bebender, klarer Stimme in vier Richtungen; unten sah man die Beter von der Gasse in die hellerleuchtete Moschee strömen. Später, als alles schwieg, spielte Mlle. Leïla auf der türkischen Laute, und wir saßen um sie geschart bei Kaffee und Zigaretten, bis die Nacht merklich kalt von der Marmara heranwehte ...

Dann kam auch die letzte und schönste Stunde des Tages, in der wir bis zum Schlafengehen mit dem Großwesir in seinem Privatarbeitszimmer sein durften.

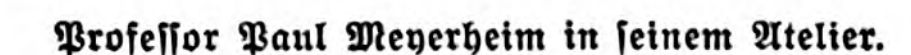
An dieser Stelle erinnere ich mich der großen Halle des Hauses, wo die goldene Touhra des Sultans vom grünen Sammetgrund der Wand leuchtete. Um diese Halle gruppierten sich die offiziellen Räume: ein großer Spiegelsaal im Versailler Stil, der wohl anfänglich als Saal für Ballfestlichkeiten gedacht war — das Palais war vormals die italienische Botschaft —, jetzt aber als Tennisplatz und Fechtboden Verwendung fand. Daran schloß sich des Großwesirs Empfangssaal mit breiten Diwanen, venezianischen Glaskronleuchtern, Vitrinen mit köstlich verzierten alten Waffen und anderen Geschenken von Fürsten und großen Männern — darunter wurde ich auf ein aus Gold und Türkisen gearbeitetes Schreibzeug aufmerksam gemacht; es war ein Geschenk des Sultans an den Großwesir. An den Wänden hing eine ganze düstere Porträtgalerie von Sultanen. Diesem Empfangssaal, der von den Damen des Hauses, mehr wie ein Museum, leise und scheu betreten wurde, schloß sich das kleine Arbeitszimmer des Großwesirs an, von wo er, der „Köprülü", damals die Geschicke der Türkei tatsächlich leitete, wo er aber auch am späten Abend gern im Kreis der Familie saß und an all den kleinen Dingen, die dann vorgebracht wurden, väterlichen Anteil nahm. Frau Afifa, die Töchter und ich saßen dann auf gut türkische Art auf den breiten roten Lederdiwanen um den englischen Kamin — uns gegenüber im tiefen Lehnstuhl, seine Hündchen neben sich, der Großwesir. Der milde, gute Pascha mit dem Silberbart, mit den müden, irisierenden Augen des Orientalen; das im Halbdunkel liegende Gemach; über uns die flimmernde arabische Ampel; der Duft von Zigaretten und Kaffee zauberte Märchenstimmung in die Seele ...

88 88 88

Draußen aber huschte plötzlich ein blendender milchblauer Lichtstrahl über die dunkelen Wasser der Marmara und erhellte die nächtlichen Küsten Asiens jäh und gespensterhaft ... „Ein fremdländisches Stationsschiff," erklärte Ismaïl Bei, der älteste Sohn. Der alte Großwesir blickte sinnend hinaus, lange Zeit — dann erhob er sich, legte uns allen, der Reihe nach, seine Rechte zum Nachtgruß auf die Schulter und entließ uns mit „Gedschélér haïr olssun" ... „Euere Nacht sei sorglos."

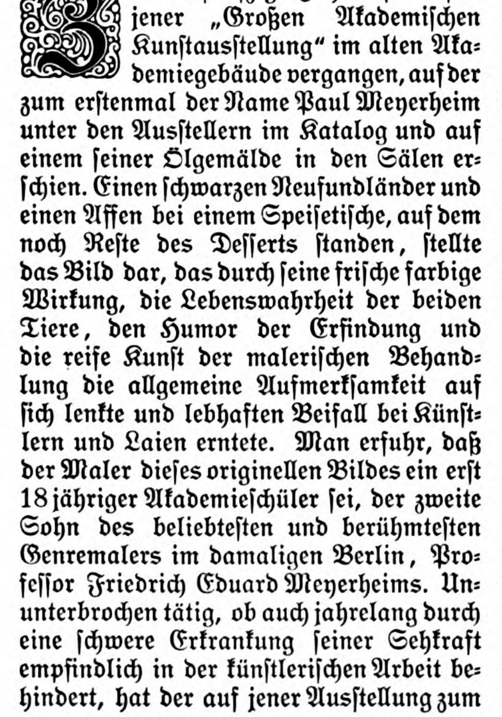


Menagerie. Gemälde von Paul Meyerheim in der Königl. Nationalgalerie zu Berlin.
Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Professor Paul Meyerheim in seinem Atelier.

Paul Meyerheim. Von Prof. Ludwig Pietsch †.



Zweiundfünfzig Jahre sind seit jener „Großen Akademischen Kunstausstellung“ im alten Akademiegebäude vergangen, auf der zum erstenmal der Name Paul Meyerheim unter den Ausstellern im Katalog und auf einem seiner Ölgemälde in den Sälen erschien. Einen schwarzen Neufundländer und einen Affen bei einem Speisetische, auf dem noch Reste des Desserts standen, stellte das Bild dar, das durch seine frische farbige Wirkung, die Lebenswahrheit der beiden Tiere, den Humor der Erfindung und die reife Kunst der malerischen Behandlung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte und lebhaften Beifall bei Künstlern und Laien erntete. Man erfuhr, daß der Maler dieses originellen Bildes ein erst 18jähriger Akademieschüler sei, der zweite Sohn des beliebtesten und berühmtesten Genremalers im damaligen Berlin, Professor Friedrich Eduard Meyerheims. Ununterbrochen tätig, ob auch jahrelang durch eine schwere Erkrankung seiner Sehkraft empfindlich in der künstlerischen Arbeit behindert, hat der auf jener Ausstellung zum erstenmal an die Öffentlichkeit tretende Maler in den langen Jahren seither eine Fruchtbarkeit entfaltet, die bei Künstlern unserer Zeit fast ohne Beispiel dasteht. Aber nicht ein Werk, weder ein Bild noch ein gezeichnetes Blättchen, ist in der riesigen Menge seiner Schöpfungen, das nicht die strenge künstlerische Gewissenhaftigkeit, die Liebe zu seinem Gegenstande und seiner Aufgabe, das eindringende Naturstudium, das innige Vertrautsein mit der lebendigen Wirklichkeit in seinen Kompositionen und das sichere Beherrschen jeder zeichnerischen und malerischen Technik bekundete und zugleich „ein quellenreicher Strom unendlicher Erfindung“ wäre.

Am 13. Juli 1842 wurde Paul Meyerheim zu Berlin geboren. Den Vater habe ich schon genannt, die Mutter war die Schwester eines der ersten Bildhauer Berlins, Friedrich Drakes, des Schöpfers des Denkmals König Friedrich Wilhelms III. im Tiergarten und des wundervollen Relieffrieses um dessen zylindrisches Postament, wie der herrlichen Bildnisstatue seines Meisters Christian Rauch in der Vor-

halle des alten Museums am Lustgarten. Der ältere Sohn dieses Paares, Franz Meyerheim, war gleichfalls künstlerisch hochbegabt. Aber der zweite, Paul, war mit diesen Gaben doch noch reicher gesegnet. Der treffliche Vater war der erste Lehrer beider Knaben, und einen besseren hätten sie nicht leicht finden können. Er erzog sie zur strengsten Gewissenhaftigkeit und Solidität der Zeichnung und Malerei und zum ernsten Naturstudium und hielt darauf, daß sie auch auf der Kunstakademie die Zeit zum Erlernen dessen, was in der Kunst erlernt werden kann, nicht unbenutzt ließen. Mächtig fühlte sich Paul zum Beobachten und Studieren des Tierlebens hingezogen. Alles, was da kreucht und fleucht, das zahme Getier des Waldes, der Ställe, des Hühnerhofes, der Weide und der „fröhliche Chor, der auf den Ästen sich wiegt", wie das wilde exotische Viehzeug, zu dessen Studium der in Berlin eröffnete Zoologische Garten und jede Jahrmarktsmenagerie die erwünschte Möglichkeit boten — alles war ihm willkommener Gegenstand seiner Kunst. Jedes Detail der äußeren Form, der Farbe und Oberfläche wie des inneren Organismus, der Erscheinung und des Wesens prägte sich der junge Maler durch unablässiges Sehen und Zeichnen all dieser bepelzten, geschuppten, behäuteten und befiederten Geschöpfe allmählich so fest und klar ein, daß er sie jederzeit lebendig vor seines Geistes Augen heraufzubeschwören und sie in ihrer genau getroffenen Eigenart auf der Bildtafel darzustellen vermochte. Selbst die Kunst des Ausstopfens der Tiere erlernte er gründlich und brachte es zur vollen Meisterschaft darin.

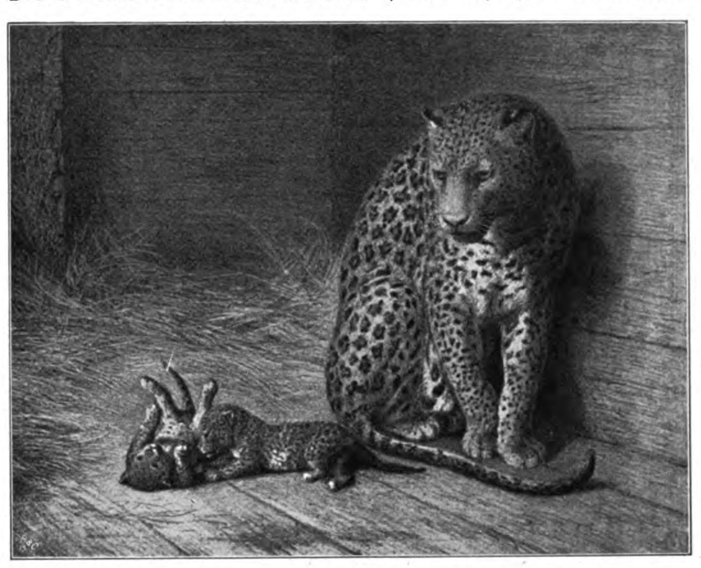


Vogelstudie aus der Tertianerzeit.



Kreidezeichnung aus der Akademiezeit.

Aber damit nicht genug. Ein nicht minder freudiges, eifriges, liebevolles Studium widmete Paul Meyerheim auch der landschaftlichen Natur. Sein gesunder, feiner Natursinn läßt ihn frühe schon alle die stillen Reize erkennen, die auch deren schlichteste, bescheidenste Schöpfungen schmücken. Die damals noch so ländlich-unverfälschten nahen Umgebungen Berlins, wie Wilmersdorf und die Felder, Äcker und Weidenwege zwischen der Potsdamer Straße, dem Landwehrkanal und jenem Dorf, waren ihm willkommenste Vorwürfe. Diese Aquarelle erscheinen



Leopardin mit Jungen. Nach einer Originallithographie aus dem Heft „Tierbilder aus dem Zoologischen Garten.“

noch heute als so naturechte, feinsinnige, liebenswürdige Kunstwerke, wie vor vierzig und einigen Jahren, als der kaum zwanzigjährige sie gemalt hat.

In einer echt künstlerischen Lebensluft war Paul Meyerheim aufgewachsen. Seinem Vater, dem auf seinem Gebiet der idyllischen Genremalerei namhaften Künstler, war Adolf Menzel innig befreundet. Beide waren die leuchtenden Beispiele und die treuesten, einsichtigsten Berater, Erzieher und Bildner des jungen Talents, die ihm die eigne — und die beste — künstlerische „Lebensregel vorgeschienen“ haben. Außer dem herrlichen Talent zum Maler dankte er dem Vater noch das Erbe eines andern unschätzbaren Gutes, das ihm zeitlebens die reichsten Freuden gespendet hat: die musikalische Begabung. Er lernte die Geige, dann auch das Cello spielen und bildete sich zu einem sicheren, tüchtigen Sänger aus.

In Pauls sechzehntem Jahre erschien Teutwart Schmitson in Berlin, und dieses genialen Meisters realistische Landschafts- und Tiergemälde machten mit ihrer unerhörten Wahrheit und Feinheit in der Wiedergabe der Tonstimmungen des gesamten Naturbildes, wie



Nach Tische Gemälde.

in der Darstellung der Bewegung der Tiere und mit der unvergleichlichen Macht und Größe ihrer malerischen Wirkung einen gewaltigen Eindruck auf die junge Künstlerseele.

Jenem zuerst öffentlich ausgestellten Bilde Paul Meyerheims folgten in den ersten sechziger Jahren mehrere Ölgemälde, die seinen Namen bald denen der geschätztesten und originellsten deutschen Maler seiner Zeit anreihten. Ich nenne vor allen das 1861 gemalte Bild der „Dorfmenagerie" unter freiem Himmel mit dem vorgeführten Elefanten — ein ganz in sonnenheller Stimmung und annähernd nach seines väterlichen Meisters Weise durchgeführtes Werk; ferner den „Scherenschleifer im Dorf", mit den charakteristischen Dorffrauen und -kindern, die ihn umstehen und ihm beim Schleifen zuschauen (1862); den „Ziegenhändler im Dorf", ein Bild, das die früh errungene Meisterschaft des zweiundzwanzigjährigen in der Darstellung der Menschen, der Tiere und der Landschaft wie in der rein malerischen Kunst glänzend offenbart. Ausgedehnte Reisen durch Deutschland, Tirol und die Schweiz, eine Seereise an Bord eines der ersten Schiffe der zum Leben erwachenden preußischen Kriegsflotte, der „Gazelle", bereicherten Meyerheims Anschauung der lebendigen Wirklichkeit, und vor allem sammelte er auf einer Studienreise nach Holland unvergeßliche Eindrücke von den Kunstschöpfungen einer großen Vergangenheit. In zahlreichen Gemälden spiegelt er wieder, was ihn die Natur hatte sehen und erleben lassen. Andere wiedergeben im Stil ihrer Malerei Zeugnis von der Wirkung des Studiums alter Meister. Besonders deutlich machte sich das geltend in den beiden Gemälden von prachtvoll übermütiger, humoristisch-phantastischer Erfindung, von breitem Vortrag und tiefer energischer Farbengebung: in dem „Affentribunal" und dem „Affenfestmahl", die in Holland gemalt sind und auch im Kostüm an die Zeit des Frans Hals erinnern. Im scharfen Gegensatz dazu steht freilich eins der liebenswürdigsten Gemälde, zu dem Meyerheim auf dieser holländischen Reise angeregt wurde, stehen die „Amsterdamer Waisenmädchen" bei einem „fliegenden Buchhändler", der sein Verkaufslager auf der Straße aufgeschlagen hat. Das Bild zeigt die zarteste Behandlung und eine feine, mildgedämpfte, helle Tonstimmung.



Affentribunal. Gemälde.

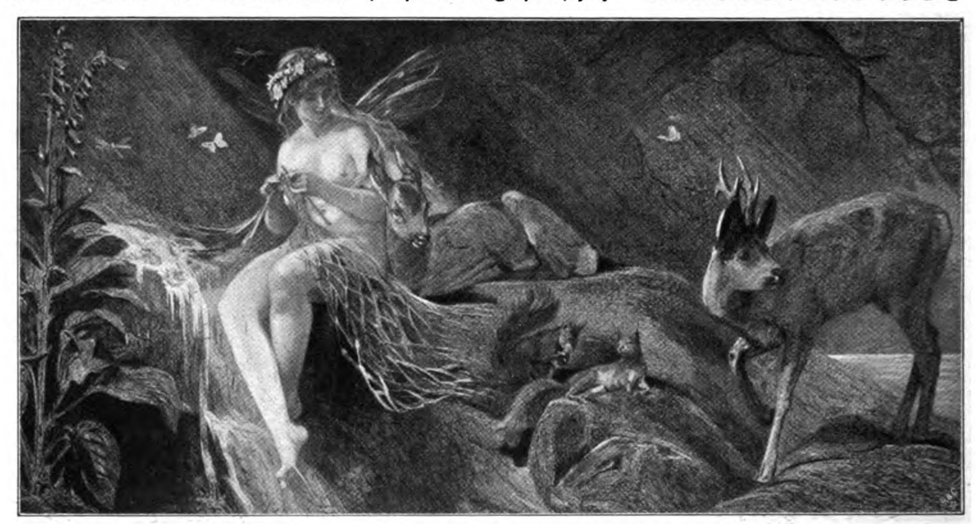
Im Jahre 1866 ging Meyerheim nach Paris, der hohen Schule, die sich so viele junge deutsche Maler zu besuchen verpflichtet fühlten, um die höhere künstlerische Weihe zu empfangen. Dort stellte er im Salon das Bild der Jahrmarktsmenagerie aus mit dem starken Mann, der sich zum Entsetzen und Erstaunen seines naiven Publikums von der Riesenschlange umwinden läßt, ein Werk von gesunder Kraft, sprühendem Leben und außerordentlicher Feinheit in der Durchführung des Helldunkels, in das die ganze Szene unter dem Leinwandzeltdach getaucht ist — ein Bild zu-



Amsterdamer Waisenhausmädchen beim fliegenden Buchhändler.
Gemälde im Besitz der Königl. Nationalgalerie zu Berlin.

dem, das außerordentlich in der Charakteristik der Menschen, der alten und jungen, wie der exotischen Tiere erscheint. Mit diesem Bilde und dem anderen: „Savoyardenkinder auf der Wanderung mit ihrem Murmeltier“ — Gestalten von rührender, naiver Anmut —, die er gleichfalls im Pariser Jahressalon zur Ausstellung brachte, errang er die zweite goldene Medaille.

Seine eminente künstlerische Tüchtigkeit, seine glänzenden geselligen Talente, sein origineller Humor machten ihn während seines Pariser Aufenthalts zum Mittelpunkt eines Künstlerkreises, der ein kleines Restaurant in der Rue Lamartine zum Schauplatz unvergeßlicher improvisierter Abendfeste erhob, bei denen funkelnder französischer Esprit mit deutschem Humor und Phantasie in inniger Verbindung die köstlichsten eigenartigsten Früchte zeitigte. Unter den sonstigen Öl- und Aquarellgemälden Paul Meyerheims, die diesem Pariser Aufenthalt ihre Entstehung danken, nenne ich hier nur das „Zigeunermädchen“,



Mooselfe. Freskogemälde in der Königl. Nationalgalerie zu Berlin.

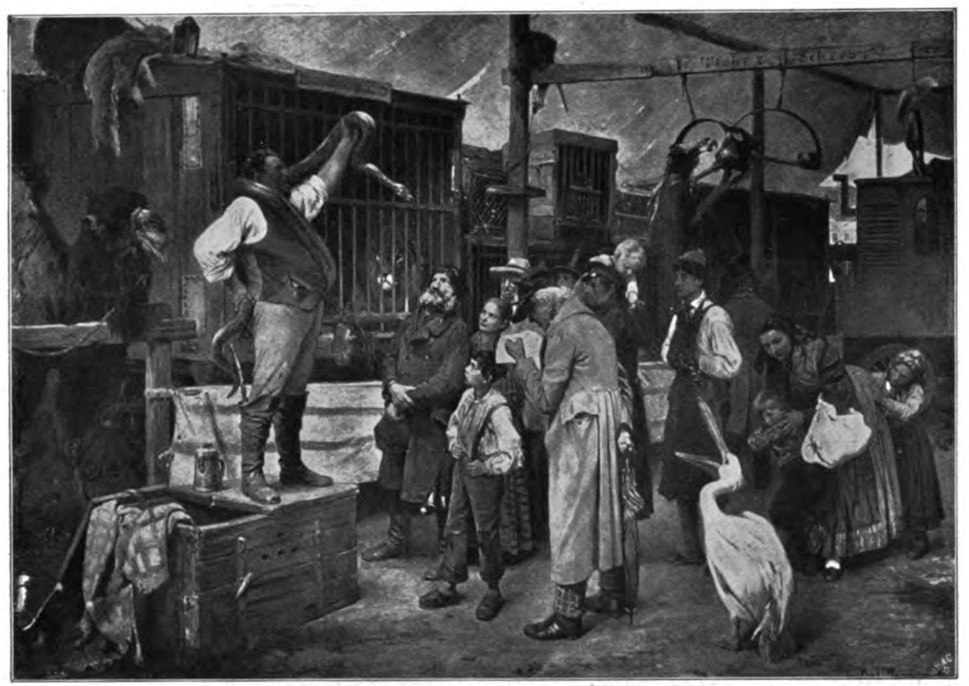
den „Hirsch im Walde von Fontainebleau“, die Landschaft „Wald von Fontainebleau“.

Bald nach seiner Heimkehr vermählte sich Meyerheim mit seiner Braut Fräulein Lehfeldt und gründete ein Haus, das während der folgenden Jahrzehnte als die Stätte edelster kunst- und geistgewürzter Geselligkeit in Berlin eines wohlverdienten Rufes genoß. Die mannigfachen Verbindungen, die sich damit zwischen ihm und zahlreichen anderen Häusern und hervorragenden Persönlichkeiten der Berliner Gesellschaft knüpften, nahmen des jungen Meisters Zeit und Kraft bald in solchem Maße in Anspruch, daß es doppelt zu bewundern ist, wie trotzdem eine solche Fülle ernster, bedeutender, gediegenster malerischer Schöpfungen aus seiner Werkstatt Jahr für Jahr hervorgehen konnte. Immer wieder wurde er mit liebender Gewalt von den Scharen der Bewunderer des Künstlers, der Verehrer und Verehrerinnen des Menschen, bestimmt, mit seinem reichen Talent, seiner Phantasie, seinem goldenen Humor gesellschaftliche festliche Veranstaltungen und Wohltätigkeitsunter-



Vogelkonzert. Freskogemälde in der Königl. Nationalgalerie zu Berlin.

nehmungen zu unterstützen. Denn seine Güte und Bereitwilligkeit, anderen zu dienen und gute Zwecke der verschiedensten Art fördern zu helfen, waren ebenso unerschöpflich wie seine Erfindungskraft. Als Vorstandsmitglied des Sternschen Gesangvereins unterhielt Meyerheim auch zu der Musikwelt Berlins innige Beziehungen. Immer wieder galt es, Feste zu arrangieren, ihre Programme zu entwerfen, die Ausführung zu leiten oder gar darin mitzuwirken, immer wieder hieß es Tisch- und Festkarten zeichnen, in denen sich des Künstlers Geist und Humor besonders herrlich offenbarten. Dann wieder waren Albumblätter, Fächer, Gedenkblätter zu malen, deren sinniger Erfindung ihre glänzende künstlerischen Ausführung entsprach. Dank der Leichtigkeit und Sicherheit seines Schaffens, ließ Meyerheim dabei die ernste künstlerische Arbeit niemals ins Stocken geraten, was bei solcher Nebentätigkeit im bewegtesten gesellschaftlichen Leben und bei ausgedehnten alljährlichen Reisen, die ihn in den ersten neunziger Jahren bis nach Ägypten, Syrien und Palästina führten, begreiflich genug gewesen wäre.



Jahrmarktsmenagerie mit dem starken Mann. Gemälde.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Auch diese Erholungsreisen waren im Grunde nur Studienfahrten, von denen er reiche künstlerische Ausbeute mit heimbrachte. Die Wertschätzung seiner Gemälde im In- und Auslande stieg in den siebziger und achtziger Jahren höher und immer höher. Er sah sich mit Aufträgen überhäuft, und jedes aus eigener Initiative geschaffene Werk fand sofort seinen Käufer. Aber nie verfiel er dadurch in leichtfertige Mache. Nie gab er — wie wir es heute von vielgenannten Meistern mit bestem pekuniärem Erfolg tun sehen — oberflächliche Farbenskizzen und Zeichnungen, mit seinem Namen versehen, schmuck eingerahmt, in den Kunsthandel, ihres Ankaufs durch das auf den Namen schwörende, blöde, „kunstfreundliche" Publikum sicher.

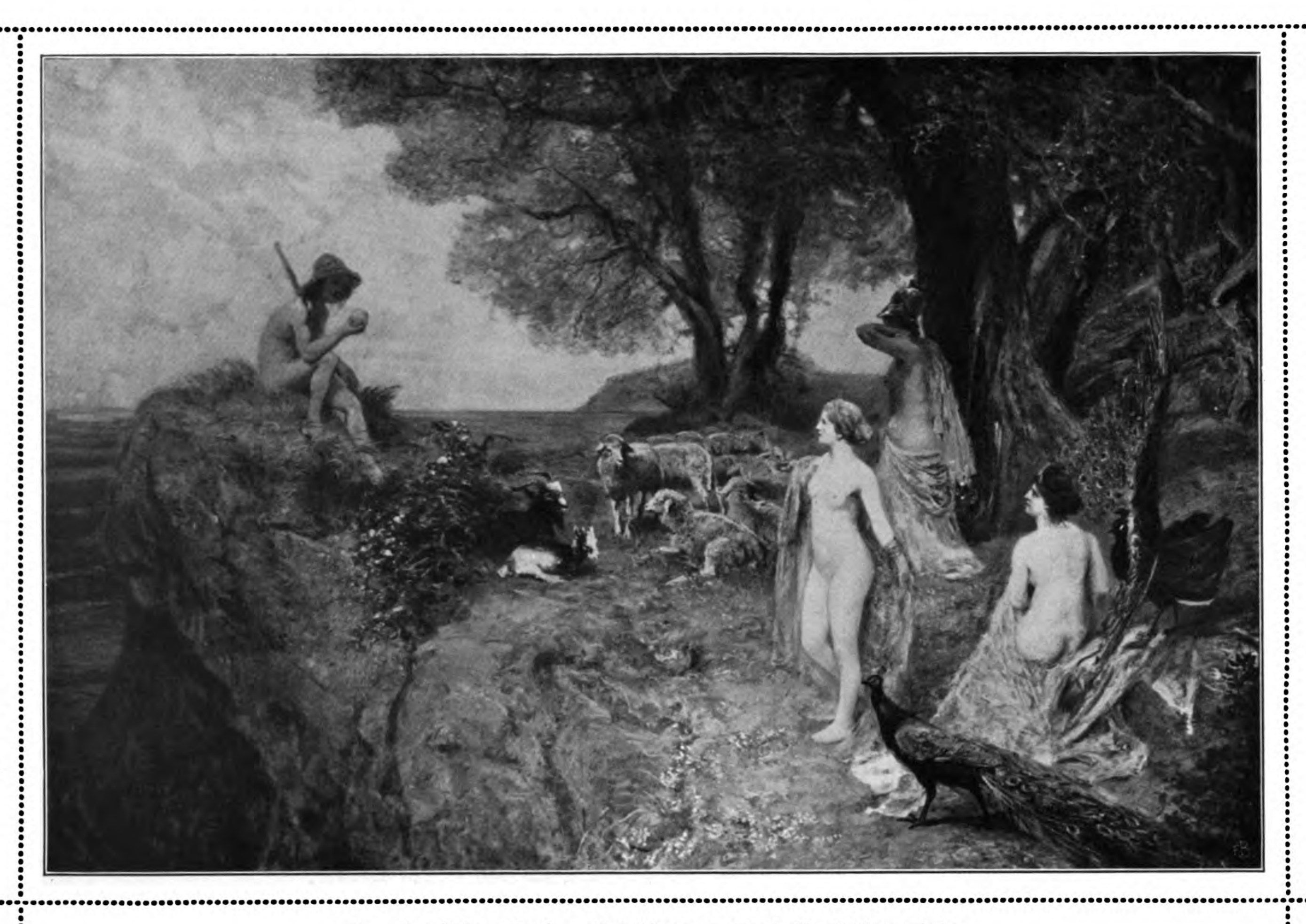
Moderne Kunstschriftsteller, für die die deutsche Malerei erst mit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts anfängt, und die nichts von deren schöner Blütezeit während der fünfziger, sechziger, siebziger und achtziger Jahre zu wissen scheinen, gefallen sich darin, Paul Meyerheim kurzweg als „Tiermaler", ja speziell als „Affenmaler" zu charakterisieren und abzutun.

Gewiß, er hat die Affen, diese Zerrbilder des Menschen, wie noch kein Maler vor und nach ihm in ihrer eigensten Wesenheit und doch auch wieder mit unvergleichlichem genialem Humor zu schildern verstanden. Aber auch alle anderen Geschöpfe der exotischen und der heimischen Tierwelt, der wilden und zahmen, der reißenden, der jagdbaren sind ihm vertraut. Die Herden-, die Haustiere aller Arten, die Amphibien, die Vögel vom kleinsten Singvogel bis zum Papagei, Kakadu, Adler, Kondor, Kranich, Storch, Marabu und Pelikan, Kindergestalten, bildet er häufig auch im Zusammensein mit Tieren aller Arten auf dem Felde und im Walde, im Garten, im Stalle, im Hause: die Menschen bestaunen die fremden Geschöpfe in der Menagerie, sie arbeiten mit den Tieren, weiden, füttern, melken sie, während die Tiere den Menschen dienen, sich mit ihnen necken und spielen oder sie beißen, oder den griechischen und nordischen Göttern als Attribute und Gespanne ihrer Wagen beigegeben sind. Von Paul Meyerheims derartigen und anderen Staffelei-



Savoyardenkinder mit Murmeltier auf der Wanderung.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

nicht minder auch die Schmetterlinge — sie alle hat er in unübertroffener Echtheit und Lebenswahrheit der Formen und Farben, in Ruhe und Bewegung dargestellt. Er meistert die landschaftlichen Schauplätze ihres Lebens und die Menschen aller Klassen, Altersstufen, Temperamente und Charaktere, in ihrem ernsten wie in ihrem lustigen und ihrem komischen Tun und Treiben, und seine Phantasie schweift zu Märchenwesen, Allegorien, Elfen, Amoretten, Göttern und Göttinnen. Diese, wie die realen Männer-, Frauen-, Mädchen- und gemälden nenne ich außer jenen bereits erwähnten Menagerie- und Zirkusbildern das prächtige Meisterwerk „Die Wildenbude"; das Menageriebild in der Nationalgalerie, verschiedene Bilder aus dem Zigeunerleben — ein solches, „Zigeunerlager am Comersee", schmückte noch die letzte Große Berliner Kunstausstellung. Ferner sind zu erwähnen die „Heuernte", die „Kornernte", die „Holzfuhre" mit dem Ochsengespann, der „Kohlenmeiler", der „Abend im Walde", der „Kuhstall mit der Melkerin", „Kühe auf deutscher Weide",



Das Urteil des Paris. Gemälde von Prof. Paul Meyerheim.

„Kühe in den Alpen“ (im Engadin), „Heumäher beim Schloß Tarasp“, das große figurenreiche Bild der „Schafschur in der Tenne“ mit den in gesunder, frischer Lebenskraft prangenden, die Tiere scherenden Stallmägden und den aufs feinste beobachteten, aufs lebendigste wiedergegebenen Schafen, die „Schafherde im Harze“, „Des Schäfers Mittagsmahl“. Kaum zu zählen sind Meyerheims Bilder von Löwen und Löwinnen, Tigern und Affen in den mannigfachsten Situationen und Lebensäußerungen, die Tierfabelbilder wie das Gastmahl beim Fuchs und das beim Storch, oder der Rabe, der sich mit fremden Federn schmückt. An diese gemalten Tierfabelillustrationen reihen sich die poesievollen, sinnig erfundenen großen Märchenbilder, welche die Wände eines Saales in der Wohnung des Herrn Magnus Herrmann bedecken: „Aschenputtel“, „Rotkäppchen“ mit dem Wolf im Walde, die „Bremer Stadtmusikanten“ — ein Zyklus, der durch Pauls älteren Bruder Franz Meyerheim mit den Bildern zu „Dornröschen“ und „Schneewittchen“ vervollständigt wurde. Auch hat er in einer Folge meisterhafter Zeichnungen den Reineke Fuchs in ganz origineller und geistreicher Weise illustriert.

Noch andere zahlreiche Zyklen von großen Decken- und Wandgemälden, in deren Kompositionen auch Tiere eine bedeutende Rolle spielen, sind von Paul Meyerheim geschaffen und mit glänzender Meisterschaft in verschiedenen Techniken ausgeführt. Da sind die köstlichen Wandbilder im Flur des obersten Geschosses der Nationalgalerie, teils realistische Tierdarstellungen, teils phantasiereich erfundene, in denen die Landschaft mit Tieren wie mit reizenden Putten belebt wird; sodann die Bilder im Gartensaal des Herrn von Lipperheide: „Vogelkonzert“ und „Lämmerhüpfen“ (jetzt in Matzen bei Brixlegg). In einem Saal des Hauses des Herrn vom Rath in der Victoriastraße schmückte der Künstler einen Plafond mit den ergötzlichsten humoristisch-phantastischen Bildern, die einen „Morgen bei den olympischen Göttern“ schildern nach einer in großer Tempelhalle durchkneipten wilden Nacht. Die Götterwagen, mit ihren Tieren bespannt, von Amoretten gelenkt, stehen, die Herrschaften erwartend, rings um den Plafond herum. Phöbus geht zu seinen vier weißen Hengsten, um zum Sonnenaufgang zu fahren. Diana schläft noch bei ihren weißen Hirschen, Aphrodite hat die Nacht wo anders



Hirsch im Walde. Gemälde im Jagdsaal des Herzogs von Ratibor.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin)



Glück. Gemälde im Spielsaal der Ressource von 1790 in der Schadowstraße zu Berlin.

verbracht und tritt erst am Morgen mit ihren Tauben in den Tempel zu den noch taumelnden Mitgöttern.

Mit sinnreichen, farbenschönen Deckenbildern schmückte Meyerheim ferner den Plafond eines Saales im Hause E. Mendelssohn und in dem Palais Reichenheim; den Speisesaal im Reichsjustizamt dekorierte er mit Bildern eines alten Parks, belebt mit Damhirschen, Ziegen, Puten, Schwänen und Tauben; einen großen Saal in dem damals vom Herzog von Ratibor in der Moltkestraße zu Berlin bewohnten Hause schmückte er mit Wald- und Parkbildern, die von Hirschen, Rehen und Wildschweinen in natürlicher Größe belebt sind. Eines seiner prachtvollsten Tier- und Jagdbilder aber ist das als Giebelschmuck des Antilopenhauses im Zoologischen Garten gemalte, das eine Jagd auf Antilopen durch einen speerwerfenden beduinischen Reiter auf feurigem, den flüchtigen schönen Tieren nachstürmendem Roß in überzeugender Lebenswahrheit und ebenso glänzender farbiger wie plastischer Wirkung schildert; das auf Leinwand gemalte Original ist später durch eine von dem genialen russischen Meister Timm auf Porzellanplatten in der Manufaktur von Villeroi & Boch ausgeführte wetterbeständigere treue Kopie ersetzt worden.

Illustration zu Goethes „Reineke Fuchs". Zeichnung.

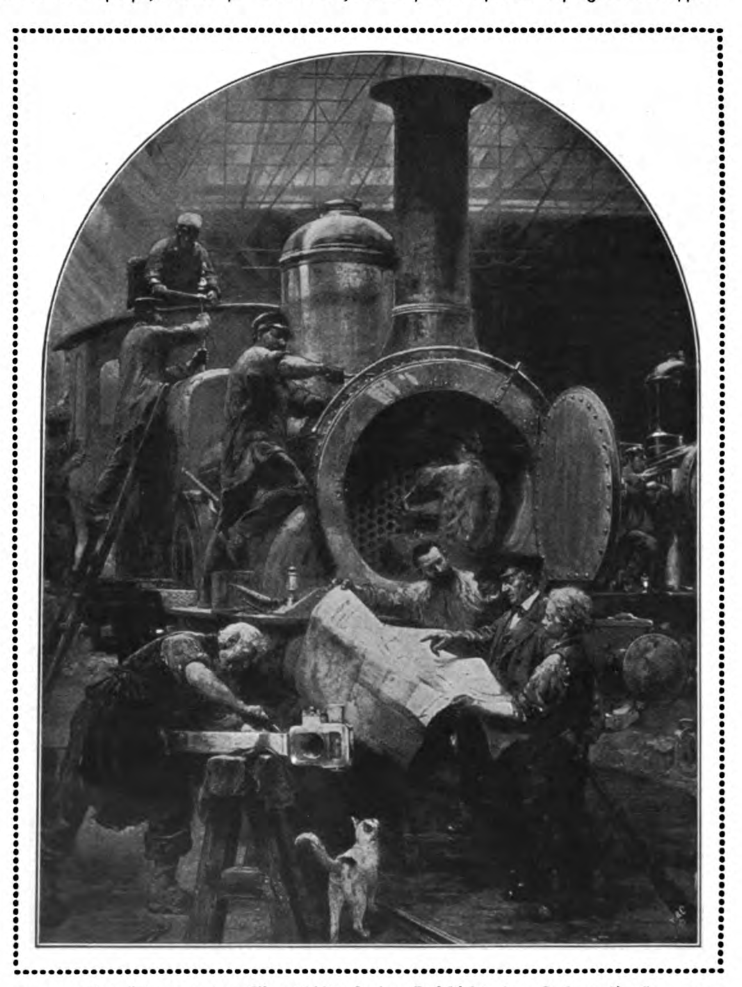
Als das große Hauptwerk unter Meyerheims dekorativen Wandgemälden ist der Zyklus von sieben großen Bildern anzusehen, die er auf Kupferplatten für einen

Pavillon in Borsigs Garten in Moabit malte und die die „Geschichte der Lokomotive“ darstellen. Es sind streng realistische Gemälde, aber meist von monumentaler Wucht und Großheit des Stils. Die Bereitung des Eisens im Hochofen, die Arbeiten an der Herstellung der Lokomotive in der Borsigschen Fabrik, die Koblenzer Rheinbrücke, über die ein Eisenbahnzug rollt, während auf der Uferchaussee darunter eine Postkalesche gemütlich dahinfährt und ein reisender Handwerksbursche auf Schusters Rappen wandert, die Verladung einer Lokomotive am Hamburger Hafen und die Mitglieder der Familie Borsig bei einem Erntefest auf ihrem Landsitz bilden die Gegenstände. Der ganze Zyklus ist eine von frischer Kraft und blühender Gesundheit wahrhaft strotzende malerische Kunstschöpfung zur Verherrlichung der großen Taten der modernen Eisenindustrie, des Ingenieurs und des Arbeiters.

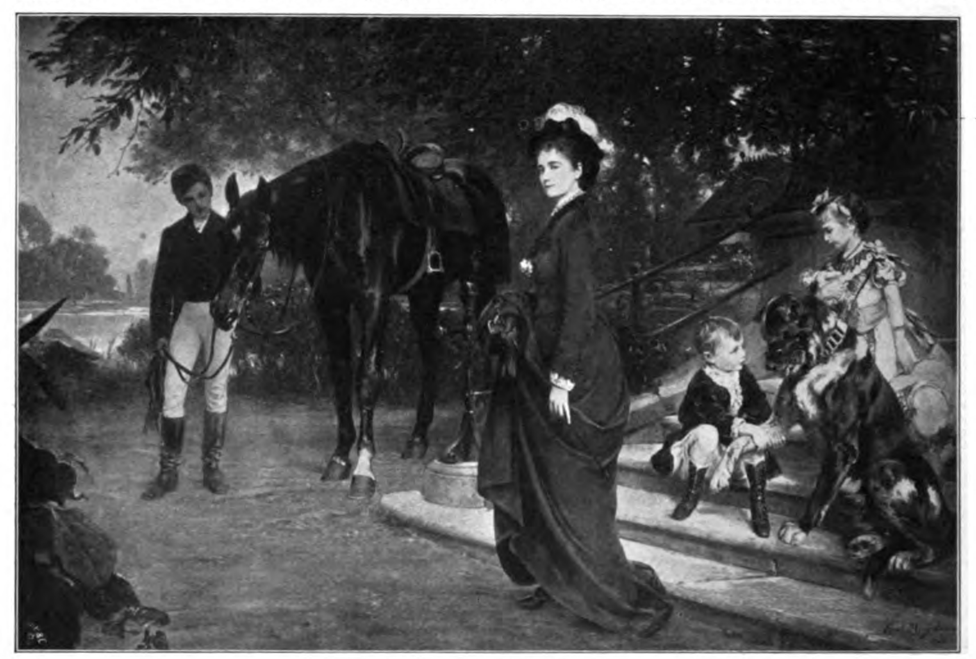
In der Königlichen Porzellanmanufaktur wurde die von Meyerheim gemalte heitere, symbolistische Dekoration einer Hausfassade auf Porzellanflächen übertragen, die eine ideale Hausgöttin darstellt, von Putten umgeben, welche sich mit Werken der Kunst und Literatur beschäftigt zeigen. Mit einem Fries von Tierbildern zierte er die Fassade des eigenen Hauses.

Lustigen, phantastischen Humor wieder entfaltete er in einem symbolischen Wandbilde von originellster Erfindung in dem Spielsaal der Ressource von 1790 in der Schadowstraße. Da sieht man Fortuna, die schöne Göttin, nackt auf ihrem Rade sitzend, wie sie ein Mutterschwein, das neun Junge geworfen hat, mit vierblätterigem Klee füttert. Ein nackter Putte sitzt auf einem Füllhorn und macht Seifenblasen. Unter blühendem Goldregenstrauch hocken Würfel spielende Kinder. Aus dem mit „Moos“ bedeckten Boden sprießen „Glückspilze“ auf. Im Hintergrunde erheben sich phantastische „Luftschlösser“.

Außer auf diesem Bilde hat Meyerheim nur noch auf wenigen andern seine Kunst in der Darstellung der schönen nackten weiblichen Gestalt erprobt: so zum Beispiel



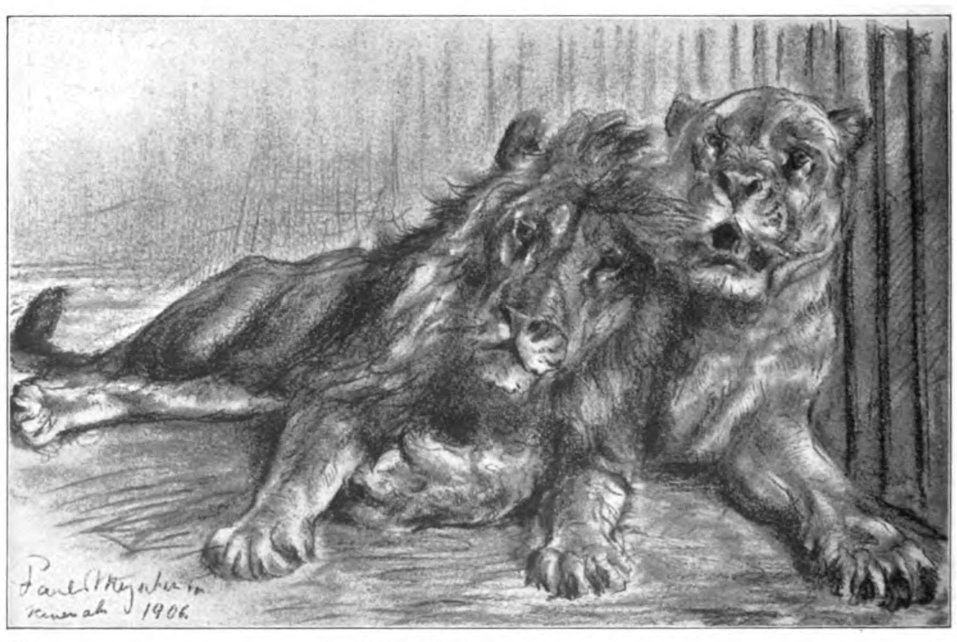
Gemälde aus der Wandbilderserie „Geschichte der Lokomotive“ im Hause Borsig zu Berlin.



Vor dem Spazierritt. Gemälde.

an dem zarten Elfenfräulein auf einer genialen Illustration zu Shakespeares „Sommernachtstraum“, im Bilde einer Iris, die weiße Irisblüten in ihren Bogen taucht und mit dessen Farben koloriert auf die Erde streut, und in dem noch im letzten Jahre gemalten Staffeleibilde „Urteil des Paris“.

Der Zahl seiner Stilleben mit toten Tieren, Früchten und Blumen ist Legion. Die



Löwenstudie vom Jahre 1906.

der Bildnisse von Männern und Frauen beträgt mindestens sechzig, darunter zwei Porträts, die schon historisch gewordene berühmte Künstler in ganzer lebensgroßer Gestalt in ihrer Werkstattätigkeit wiedergeben. Sie sind für die gemeinsame Vaterstadt beider (Danzig) gemalt und stellen Chodowiecki und Pauls verstorbenen Vater, den Maler Friedrich Eduard Meyerheim dar. Ferner hat der Künstler Kaiser Wilhelm für den Reichsgerichtspalast in Leipzig, und im Jahre 1905 ein lebensblicke darstellt, wo sie vor dem Besteigen ihres von einem Stalldiener gehaltenen edlen Rosses ihren beiden, vor ihr beieinander sitzenden lieblichen kleinen Kindern Lebewohl gesagt hat.

Wenn ich noch alle die Fächermalereien, die aquarellierten Vorlagen für Porzellandekors (zwei besonders köstliche für die Frau Kronprinzessin Friedrich, die ebenso wie ihr Gemahl den Künstler ganz nach seiner großen Bedeutung schätzte) schildern wollte — ich fände kein Ende.



Vom Blitz getroffene holländische Windmühle. Gemälde.

großes Reiterbildnis Kaiser Friedrichs für Stettin gemalt.

Doch keines seiner Bildnisse erregte als meisterhafte künstlerische Leistung, aber zugleich auch durch seinen Gegenstand ein gleiches Aufsehen wie das von ihm in den siebziger Jahren gemalte große Gruppenporträt, das die damals als eine der schönsten und elegantesten Damen der Berliner Upper-ten gefeierte und bewunderte Gattin des Bankiers Hugo Pringsheim in ihrem Park in dem Augen-

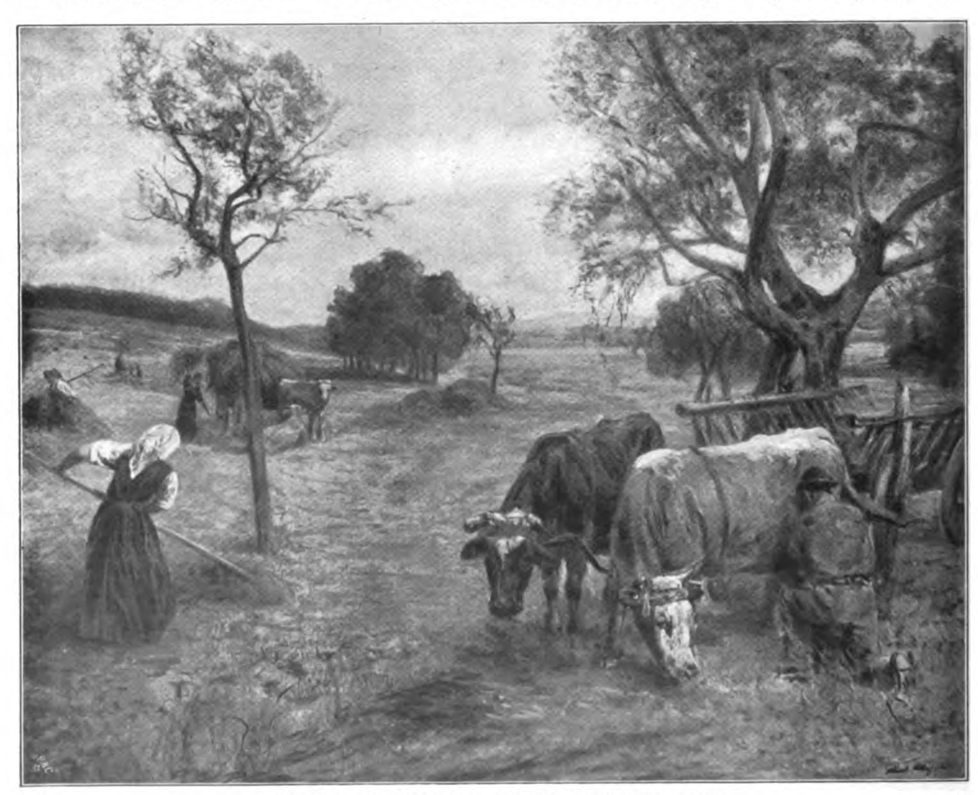
Immer wieder muß man bei Meyerheim den Reichtum der sinnigen, eigenartigen poetisch-künstlerischen Erfindung und die entzückende Grazie der Gestaltung bewundern. Ich denke zum Beispiel an die die Entstehung des Leinenzeuges darstellenden Bilder auf den Türen des Wäscheschrankes seiner Frau, an seine farbigen Gedenkblätter, seine Festkartenkompositionen, seine Lithographien (darunter die acht Blätter: „Tiere des Zoologischen Gartens"), seine Zeichnungen auf Holz für

den Schnitt (darunter die geistreichen lustigen Illustrationen zu J. Trojans „ABC“ und die zu Grimms Märchen, und erinnere noch einmal an die Zeichnungen zu Goethes „Reineke Fuchs“, denen viele vor den berühmten von Kaulbach den Vorzug geben.

Mit dieser riesigen Produktionstätigkeit aber ging noch die Lehrtätigkeit des Meisters Hand in Hand. Seit neunundzwanzig Jahren leitete er den Unterricht in der Tierklasse der Berliner Hochschule der bildenden Künste mit glücklichstem Erfolge. Die Mehrzahl der besten Tierbildner — wie der Bildhauer Gaul, die Maler Frenzel, Dettmann, Kappstein, Hans Schmidt u. a. — haben seinen Unterricht genossen.

Neben seiner malerischen Tätigkeit fand Meyerheim noch Zeit, sich schriftstellerisch zu betätigen und seinen Anschauungen von der Kunst und Natur und ihrem Studium, seinen Gedanken und Meinungen über Maler der Gegenwart und deren Schaffen beredten, freimütigen, rückhaltlosen Ausdruck zu geben und mit treffendem satirischem Humor die von ihren Verehrern überlaut gepriesenen falschen Götzen und ihre Propheten zu geißeln. Auch hat er seine lebendigen Erinnerungen an ihm befreundet gewesene große Künstler veröffentlicht, und wir verdanken ihm auf diesem Gebiet vor allem ein hochinteressantes und aufschlußreiches Buch über Adolph Menzel. Jene kunstkritischen, in verschiedenen deutschen Tageblättern, in Wochen- und Monatsschriften verstreuten Arbeiten Paul Meyerheims haben deshalb einen ganz anderen Wert als die der meisten unserer Tageskritiker, weil sie von einem Manne verfaßt sind, der die Kunst durch eigenes reiches, solides Schaffen gründlich kennen, verstehen und darum über ihre Werke doch wohl sicherer und richtiger urteilen gelernt hat, als andere, die sie nur vom Sehen und aus Büchern kennen.

Wer wie ich diesem Mann und Meister seit seinen ersten Anfängen bis auf diesen Tag freundschaftlich nahestehen durfte, ihn werden und wachsen, ihn im heitern Glanz seiner goldenen, glücklichen Tage und im



Heuernte bei Kissingen. Gemälde vom Jahre 1911.



Dorfkinder. Gemälde vom Jahre 1911.

tapferen Kampf mit einem tückischen Verhängnis unerschüttert bestehen und darüber triumphieren sehen, ihn in unablässigen, immer ehrlichen, gewissenhaften künstlerischen Arbeit bewundern durfte — wer ihn endlich in seiner schönen, so guten und freundlichen als glänzenden, geistsprühenden Persönlichkeit beobachten konnte — der wird jeder Stunde des Beisammenseins sich in inniger Dankbarkeit erinnern. Denn Paul Meyerheim war immer der Gebende. Das wissen alle seine Freunde.

April.

Es rieselt süße Wonne
Den Bäumen durchs Geäst.
Bald ist man regengußdurchnäßt,
Bald rennt man hin durch Pracht und Sonne
Wie in ein goldnes Fest.

Den Äckern lacht ein Flaum
Um pfluggeriss'ne Wunden —
Saftgrün. In immer weitern Runden
Schwillt Kirsch- und Apfelblütenschaum,
Und Ach und Weh gesunden.

Hugo Wolf.

Der eiserne Götze. Erzählung von Jakob Schaffner.



uf einem unserer großen Industrieplätze lebte ein kinderloses Arbeiterehepaar namens Höflinger, das bereits zehn Jahre verheiratet war und sich, auf seine Weise resignierend, in dem einsamen Zustand eingerichtet hatte. Der Mann wandte seine Gemütskräfte, die nicht vom eigenen Kind in Anspruch genommen wurden, den Hoffnungen und Zielen seines Standes zu. Man kannte ihn als einen belesenen, ernsten und zuverlässigen Vertrauensmann, der mit Vorliebe Realpolitik trieb und jenen Prinzipienreitereien, mit denen die landläufigen Parteiführer so vielen schönen Proletarierweizen mutwillig vertrampeln, abhold war. Sein Ansehen stand daher höher in Geltung bei der Gewerkschaft als bei der Partei. Er hatte immer einen jungen Menschen bei sich wohnen, dem er zu billigem Preise Kost und Logis gab, dem er auch, wenn es der besondere Kopf verlohnte, eine klassenbewußte Erziehung zu Lebenspraktik und -taktik angedeihen ließ. Er ersetzte den Hausgenossen stets durch einen andern, wenn der Wind des Lebens jenen forttrug. Wie er an dem jungen Blut Vaterstelle vertrat, so wandte seine Frau ihm ihre brachliegenden mütterlichen Kräfte und Neigungen zu. Daneben hatte sie noch keinen ihrer blühenden Frauenwünsche zu Grab getragen oder auch nur auf dem Krankenbett liegen. Sie lebte, obwohl im Schatten ihres Mangels, ihr ganzes vielsagendes Frauenleben und hörte bei Tag und Nacht nicht auf, damit gegen die tristen Auskünfte des Nichts zu wirken und dem Dasein Kredit zu verschaffen. Sie war die Tochter eines Schneidermeisters, bewährt und dunkelblond von Ansehen, und voll stiller Neigung zu Spiel und Phantasie, die sich aber gedulden mußte und den Männern ihres Hausstandes gegenüber gelegentlich nur als eine halb humoristische, halb schwermütige Laune zum Ausdruck kam. Sie hieß von ihrem Vater aus Marie, und von einem Kunden desselben, der Generalleutnant gewesen war, Spiele. Dafür hatte sie ihren Mann, der geradehin Ferdinand hieß, den Langen getauft, weniger wegen seiner Körperlänge, die nicht unbeträchtlich war, als wegen der andern Länge seiner Bewegungen, Kalkulationen, Denkzettel und genossenschaftlichen Händel, über denen sie leicht einmal den Atem und die Zusammenhänge verlor. Zurzeit betrieb er die Einrichtung eines Arbeiterkonsumvereins. Diese ganze Tätigkeit führte ihn vielfach um sie herum und an ihr vorbei, und wenn er auch nicht selten zu ihr zurückkehrte, so hatte er deshalb nicht weniger in der Zeit von ihr entfernt gelebt. Was Höflingers Stelle in der Fabrik anging, so war er auch damit auf einen besondern und selbständigen Platz gesetzt; er bediente die zwei Mann hohe Eisensäge. Davon hatte die Feinheit seines Gehörs etwas gelitten; man mußte sozusagen Fraktur mit ihm sprechen. Anderseits begünstigte der Mangel seine Neigung, die Erscheinungen des Lebens summarisch zu nehmen, und erleichterte ihm den organisatorischen Überblick über die Dinge.

Zu diesem Ehepaar zog zurzeit ein junger Arbeiter, der Viktor Pratteler hieß und erst kürzlich aus der gehüteten Handwerksecke der Branche in die offene und bedrängte Welt des Eisenproletariats hinausgetreten war. Ihm fehlten gänzlich jene persönliche Phantasie und der subjektive Trieb zum Material, welche die Seele des Schlossers oder Schmiedes machen und den Griff zum Diener eines sechsten Sinnes ausbilden, des Formsinns. Weil Prattelers Hand sich nicht zu diesem höheren Sinn vorgetastet hatte, trug er sie mit Recht dahin, wo der Gang der Arbeit abstrakt und ohne Willkür aus sich selber fortrollt und ein vorbestimmtes Werden vom seelenlosen Blick bewacht und vom unpassionierten Griff bedient sein will. Dagegen lebte in ihm ungebrochen der krause Sinn des Handwerksgesellen fort. Seine Gedanken waren hochfahrend, seine Bewegungen pompös, seine Worte und Reden oft überflüssig und von persönlicher Eigenliebe erfüllt. Sein Verhältnis zum Leben bestand in einer vielgegliederten Kette von Ansprüchen, mit denen er jenes vermeintlich vor seinen Wagen gebunden hatte. Die Nachbarn, Männer und Frauen, betrachtete er aus dem einfachen Gesichtswinkel des jungen Stieres; ihm erschienen die Männer als



Bildnis.

Marmorskulptur von H. Weigèle.

Hindernisse oder aber als Brücken und Treppen zu den hübschen Mädchen, Frauen und Glücksgütern, die er alle allein für sich wollte, und so war ihm immer mit einem einzigen Schritt die ganze Welt erklärt. Seine Art gab sich heftig, angreifend und, ohne Ahnung von tiefern Beziehungen, rücksichtslos. Er stammte aus der Schweiz.

Er fiel gegen Abend in das Hausgärtchen der Eheleute Höflinger wie ein buntes Kalb beim Sturm. Auf einem ziemlich neuen, weißgestrichenen Velo, Marke Wanderer, kam er am Gartenzaun vorgefahren, bremste scharf mittels der Fußbremse, sprang herunter, bevor es richtig hielt, warf das Rad mit einer achtlosen Bewegung gegen die Zaunlatten und trat breitbeinig durch die Tür vor Spieles neugierige Augen. Er hatte am hellen Werktag seinen guten blauen Anzug an. Auf dem schwarzen Schopf saß ihm schief eine grünbraun gemusterte Sportmütze. Unterm Adamsapfel loderte wie ein herausgerutschtes brennendes Herz eine blutrote Halsbinde, die mit bedeutungsvollen Knoten und Schleifen unter seinem weißen Umlegkragen hervorknatterte. Die Hosenröhren hatte er unten seitwärts heraus zusammengeklammert; trotzdem merkte Spiele sofort, daß er krumme Beine hatte. Er trug gelbe, durchbrochene Sandalen über grauen Strümpfen. Aus dem Kragen streckte er einen langen, magern und nackten Geierhals heraus, auf dem ein runder, krakeliger Schwarzkopf von mittlerm Umfang saß. Er griff flüchtig und halb verlegen an die Mütze und sagte, er sei also der Viktor Pratteler. Als Spiele nicht gleich etwas antwortete, weil sie mit Sehen noch nicht fertig war, fügte er unbehaglich hinzu, ob er hier recht sei bei Höflingers, und zog die Brauen zusammen. Sie bejahte nun mit den Augen lachend, hieß ihn auf die Gartenbank sitzen, bis Höflinger nach Hause komme, und fuhr fort, den jungen Salat zu begießen, den sie in Reihen auf schmalen Beeten zog; nachher wandte sie sich den Erbsen zu. Sie sah nicht mehr nach dem jungen Arbeiter; sie hatte bereits in ihrem Kopf eine genaue farbige Photographie von ihm, die sie außerdem in Bewegung setzen konnte, so oft es ihr beliebte. Als sie hinter die Hausecke kam mit ihrer Gießkanne, begann sie zu summen. Von dem bunten Burschen gingen Anregungen und Gründe zu Heiterkeit aus, er verbreitete kurzweilige und unsachliche Stimmungen um sich, und in seinem Stirnrunzeln ahnte Spiele jenen unvernünftigen Trost, ohne den sich einmal ein wartendes Herz nicht auf die Dauer elastisch erhalten kann.

Nach Feierabend kam Höflinger heim, ebenfalls zu Rad, und übernahm den neuen Hausgast. Er wies ihm den Verschlag für sein Velo an, in dem schon Spieles Damenrad stand; wenn man die Maschinen schränkte, so gingen alle drei hinein. Beim Nachtessen stellte es sich heraus, daß Pratteler, der am andern Tag früh in der Fabrik antreten sollte, seinen Koffer erst morgen oder übermorgen erwartete; Spiele mußte eine alte Hose und Jacke des Langen vom Estrich herunterholen und auch ein Arbeitshemd herauslegen, was sie alles unter fortlachenden Augen tat. Pratteler erklärte gleich, um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, er hasse die Kaiser und Könige, weil sie Schmarotzer seien, die das deutsche Volk aussögen und seine Armut und Dummheit verschuldeten. Man müsse sie ausräuchern, daß es endlich den Zukunftsstaat gebe und menschenwürdige Verhältnisse hergestellt würden. Wenn es mit rechten Dingen zugegangen wäre, könnten die schon da sein, denn man habe die Übermacht; aber die Führer und Abgeordneten steckten das Geld der Arbeiter in die eigenen Taschen und kümmerten sich nicht mehr um die Magern, wenn sie selber zwischen den dicken Bäuchen säßen. Der Reichstag sei ein Hundertkiloklub. Alles strecke nur die Arme von sich, um sich von den Ministern darunter kitzeln zu lassen; dafür habe man nachher die Minister sonstwie zu bedienen, wofür es Ehrenzeichen und Orden setze. Alles sei Schwindel. Die Arbeiter müßten sich selber helfen und das ganze reaktionäre Gemüse, Militär, Kapital, Kirche und Aristokratie, vor die Tür hinaus misten; vorher gebe es kein Bessern. Spiele blickte häufig nach dem Langen, was er für ein Gesicht zu dem heillosen sozialen Nähkorb machte, den der wilde Schweizer vor ihm auskramte. Höflinger sagte so wenig dazu, daß ihn der junge Mensch für einen heimlichen Bourgeois hielt, der von der Arbeitersache abgefallen war, nachdem er sich zu Häuschen und Garten gebracht hatte. Der

Lange merkte wohl, daß seine Frau das innerliche Lachen hatte, aber da er auch wußte, daß sie seinen wohlerwogenen Ordnungen strichweise kriegerisch gesinnt war, mochte er ihr die Abwechslung gönnen. Je fester einer auf seinen Füßen steht, desto gleichmütiger sieht er gelegentlich die andern springen. Außerdem war ihm genau bekannt, wer ihr den Boden gebaut hatte, auf dem sie sich jetzt ein bißchen gegen ihn freute.

In der andern Morgenfrühe fuhren die beiden Arbeiter miteinander nach dem Eisenwerk, das eine Wegstunde von Höflingers Häuschen entfernt vor den Ausgang einer Schlucht hingebreitet lag. Pratteler trug des Langen Hose und Jacke. Er mußte die Ärmel zurückschlagen, um die Hände brauchen zu können; die Hosenbeine standen vielfach übereinander geschichtet auf seinen durchbrochenen Radfahrersandalen auf. Unter den blauen Hemdkragen hatte er wieder seine rote Halsbinde gezogen, denn man sollte sofort sehen, mit wem man es zu tun hatte. Er fuhr mit voller Kraft in die Pedale, mußte häufig sein Feuer dämpfen, um Höflinger nachkommen zu lassen, den es nicht so drängte. Wenn er Leute auf der Straße sah, warf er sich heftig auf die Blase der Automobilhupe, die er an seine Lenkstange geschraubt hatte; Höflinger läutete umgänglich mit seiner kleinen Radklingel, wenn es nötig wurde. Den Arbeitern, die Höflinger grüßten, antwortete er düster wie vor der Schlacht. Wenn sie dem Langen Scherzreden zuriefen, riß er die Brauen zusammen. Was gab es denn hier zu spaßen und zu lachen, wo man gegen die Reaktion losbrechen mußte? Überall ging es ihm zu friedlich und zu bequem zu. Es stand bereits fest, daß er einen frischen Zug in das Tal bringen mußte.

Nach der letzten Wegbiegung kamen die Fabrikanlagen in Sicht. Pratteler sah eine ganze Versammlung von Schloten und Essen, die alle in voller Tätigkeit waren. Hinter den Eisenwerken stiegen gleich die Wälder auf; sie bestanden fast rein aus Tannen; nur wenige Buchen waren dazwischen gesprengt. Man benutzte die Wasserkraft mit, die der hervorstürzende Bach billig anbot, zum Teil für die Beleuchtung, zum Teil für den direkten Betrieb. Als Höflinger mit seinem neuen Haus- und Werkgenossen in die Fabrikhöfe einfuhr, waren sie schon von einem ganzen Schwarm von Radfahrern aufgenommen, aus dem nun Prattelers feuerrote, neue Halsbinde vielsagend herausleuchtete. Jemand fragte den Langen, ob er da den Garibaldi gefangen habe; alle, die es hörten, lachten. Viktor runzelte die Stirn.

Dafür ging er unter Höflingers Augen gar nicht übel ins Zeug, als die Sirene den Arbeitsbeginn signalisierte; der Lange, der mit Anfängern, auch mit eifrigen, nachgerade Erfahrung hatte, versprach sich sogleich ein gutes Arbeiten mit dem Schweizerknaben. Somit hatte auch er ein Verhältnis zu ihm gewonnen. Höflinger bediente wie ein Priester das kreischende und wiehernde Götzenbild, das Tag und Nacht sein zwei Mann hohes flammendes Angesicht um sich selber schwang. Pratteler stocherte ihm sozusagen die Zähne und wischte ihm den Mund. Seine Aufgabe war nicht ohne Gefahr; von drei Mechanikern wurde immer einer verstümmelt und manchmal tot vom Platz getragen. Da der Götze weder Vernunft noch Augen hatte, mußte der Diener doppelt vor ihm auf der Hut sein. Rollwagen kamen auf den Geleisen beladen vorgefahren und hielten automatisch. Pratteler handhabte den Kran, der die Eisenblöcke ergriff und dem Götzen vor die Füße legte; dann kam unten eine Kralle hervor und zog den Block gegen die umsausende Zahnreihe. Der Block schrie auf wie ein Tier. Hinter der Scheibe fuhr ein Feuerstrudel hervor. Der Götze kreischte und wieherte. Am Ende pfiff er; wenn er fertig war, läutete er wie eine Glocke. Dann wurden hinten die Teile automatisch weggefahren, und die Kralle langte nach der nächsten Arbeit. Um den Götzen führten eiserne Treppen in die Höhe und liefen Geländer herum.

Als Pratteler zuerst vor das Ungetüm trat, maß er es mit einem raschen Blick. Er stutzte einen Moment und hatte Unlustgefühle. Darauf ging er entschlossen und mit zusammengebissenen Zähnen darauf los, wie auf einen Feind. Nach einer Stunde kannte er alle seine Geheimnisse. Er merkte nun schon, daß er ein ziemlich einfacher Götze war; dennoch machten ihm seine gigantischen Maße

immer wieder von neuem Eindruck, und er begriff nicht, daß der Lange so gleichmütig mit ihm verkehrte und gestern nicht einmal von ihm gesprochen hatte. Er hatte auch nichts von den Arbeitermengen gesagt, die hier für fremden Vorteil ein fremdes Werk betrieben und unter Transmissionen und Hochspannungen, zwischen stählernen Bestien aller Größen und Formen Tag und Nacht ihr Leben riskierten. Auch diese Arbeiter bewegten sich gehalten und gleichgültig. Sie erschraken nicht, wenn nach fünf Minuten wieder irgendwo hinter den Hallen die rhythmische Explosion aufkrachte, daß der Boden erzitterte. Man sah sie nicht zusammenlaufen und einander zurufen. Sie kauerten schweigend hinter ihren Maschinen, trugen ihre Lasten und spuckten dazu aus, und es erregte sie auch nicht, daß die Werkmeister sie bewachten und die Ingenieure ihnen befahlen. Pratteler haßte die Werkmeister, fürchtete die Maschinen mit einer gefährlichen, demolierlustigen Furcht, und von den Ingenieuren dachte er, daß sie als moderne Landvögte Mann für Mann für neue Tellsgeschosse reif seien. Sie spielten die Herren, verachteten das Proletariat und betrieben den Vorteil der Kapitalisten, von denen sie dafür bezahlt wurden.

Mittags traten andere Scharen in den Werkhöfen auf: die Frauen und Kinder der Arbeiter brachten das Essen an. Sie warteten in Abteilungen an vorbestimmten Plätzen, bis die Sirene schrie. Dann verließen die Arbeiter schnell ihre Werkstellen und drängten in Rudeln ihren Angehörigen zu, sofern sie nicht ihr Essen schon am Morgen in blauen Doppelgeschirren vorgekocht mitgebracht hatten; diese eilten nach den Wärmstuben, wo die Mahlzeiten auf Feuerherden aufgewärmt bereit standen. Solche herdenmäßige Umzüge verdrossen Prattelers eigenwillige Demokratenseele und beleidigten sein gutes Handwerkerherkommen. Er folgte dem Langen widerwillig in den dritten Werkhof, wo Spiele mit dem Essen für die Männer neben ihrem Rad wartete. Höflinger hatte ihr eine Tragvorrichtung daran montiert, auf die sie den Korb setzte. So rettete er sich den häuslichen Wohlgeschmack, der den andern beim Aufwärmen verloren ging, und genoß obendrein die Genugtuung, daß für eine Notwendigkeit nur das Minimum von Zeit und Kraft ausgegeben wurde. Bei erklärtem Übelwetter fuhren die Männer zwar nach Hause, kamen aber dafür um die notwendige Mittagsruhe, die der Lange ohne Umstände gleich nach der geschehenen Mahlzeit in einem Schuppen aufsuchte. Pratteler blieb zurück und schaute aus unzufriedenen Augen über den Hof, aus dem die Frauen und Kinder langsam wieder abströmten. Spiele, die Schneiderstochter, witterte mit ihrer feinen Nase, daß er nach Mitteilung roch, und machte sich noch ein wenig am Rad zu schaffen. Als es ihr doch zu lang dauerte, sah sie ihn an, um ihm Adieu zu sagen. Da zuckte er die Achseln und sagte, er glaube, er wolle da nur wieder abgehen. Er habe gemeint, hier seien lauter eifrige Proletarier, die das Kapital haßten und für die Freiheit kämpften; derweil habe man sich alles sehr gut eingerichtet und exerziere am Schnürchen hinaus und hinein, wie es das Kapital wolle. Es sei eben alles Schwindel. Er machte ein schiefes Maul, wenn er mißvergnügt war; darüber freute sich Spiele wieder. Daneben tröstete sie ihn. Das sei nur bei Tag so. Man müsse eben gelebt haben und ein magerer Baum sei immer noch besser, als gar keiner. Aber er solle doch einmal bei der Organisation nachfragen. Die Arbeiter wachten erst am Abend auf, wie die Fledermäuse. Soviel sie wisse, sei da manchmal ein großes Mückentreiben.

Sie nickte ihm lächelnd zu, setzte den Fuß auf das Pedal und fuhr davon. Er sah ihr erstaunt nach. Er bemerkte ihren schwarzen Halbschuh und die schlanke Flechse, die unter dem Rocksaum hervorkam, wenn sie das Pedal niedertrat. Sie trug dünne schwarze Strümpfe, die dem Schweizer jetzt irgendwie auffielen. Ihr bloßer Scheitel glitt behaglich leuchtend durch das Tor in den äußern Hof. Er dachte daran, daß sie keine Kinder hatte; auch das fiel ihm jetzt auf und gab ihm zu denken. Warum hatte sie keine Kinder? Es war ein Schwindel, wie alles andere. Das ganze Leben war ein Schwindel. Der Lange war auch ein Schwindel; er blieb seiner Frau die Kinder schuldig und pflegte sich; jetzt lag er im Schuppen und schlief. Viktor verachtete ihn. Er verdiente diese Frau nicht; sie war auch viel zu gut für den elenden Betrieb. Daß sie jeden Mittag

auf dem Rad mit dem Essen angefahren kam und im Rudel vor der Tür stand, war schon nicht mehr zum Aushalten. Himmel Herrgott, man mußte alle totschlagen, die daran schuld waren, von oben angefangen sämtlichen Thronen und Lehnstühlen nach, daß das Volk zu Ehren kam. Aber die Frau des Langen hatte er sich heute irgendwie gemerkt. Sie machte sich über das Zeugs lustig; das gab zu denken. Er kam zum Schluß, daß man sich diese kinderlose Gattin näher ansehen müsse. Auf alles andere war gepfiffen. Als er mit dem Sirenenzeichen wieder vor den Götzen trat, trug er den Nacken noch einmal so halsstarrig.

Wie alle Kinder ging auch er dem ins Auge Fallenden nach. Darum waren der Götze und die Schneiderstochter fortan die beiden Angelpunkte seiner Spekulation. Beide schienen ihm einen schlechten Meister zu haben. Beide kamen ihm erlösungsbedürftig vor. Er zweifelte keinen Moment daran, daß er beiden auf ganz andere Weise vorstehen würde als der lange Sinnierer, der sie nach ihrem Kopf laufen ließ, für das nötige Öl sorgte und sonst anderer Leute Felder wässerte. Der Götze vor allem wurde ihm zu einem Zeichen des Zorns. Warum ließ man ihn über sämtlichen Köpfen kreischen und wiehern, ohne mit den Zähnen dazu zu knirschen und wenigstens die Fäuste zu ballen? Er bemerkte nur, daß man sich überall noch tiefer duckte, wenn er loslärmte oder wenn einer der Götzenpriester, als die ihm die Ingenieure erschienen, vorbeikamen. Und wie sie vor dem Götzen kniffen, so kniffen sie auch vor dem Gut des Lebens. Jeden Tag kam die kluge und vorzügliche Spiele auf dem Rad in den Hof gefahren, guckte mit ihren braunen Augen die Winkel aus und lächelte über alle Schrekken und Mühen, ohne daß jemand das eines Aufsehens wert hielt. Keiner ließ sein Essen warten, bis sie vorbei war und er sich an ihrem Anblick erbaut hatte. Man sprach nicht von ihr und wies nicht auf sie hin als auf einen Menschen, der einem das Leben leicht und hell machen konnte. Viktor aber sprang das Herz unter dem blauen Arbeiterkittel wie ein Zicklein, wenn er sie mit dem Rad um die Ecke in die Torfahrt biegen sah. Es hörte nicht auf, sich zu freuen, bis sie wieder verschwunden war. Dann strich Viktor durch die Höfe und die Maschinensäle und musterte die stählernen Ungeheuer, die die Arbeiter in ihren Dienst zwangen, mit feindlichen Blicken; sein Götze war jedoch das größte von allen. Außerdem gewöhnte er sich an, mitleidig den Mund zu verziehen, wo er einen Trupp Arbeiter in einem Winkel liegen und geschwind ein bißchen schlafen sah.

Eines Tages erinnerte er sich an Spieles Aufforderung, nach der Organisation zu fragen. Der Lange, der es für verfrüht gehalten hätte, ihm schon davon zu sprechen oder ihn gar dahin zu bringen, streifte den Burschen mit einem verwunderten Blick und wandte sich schweigend wieder dem Götzen zu. Erst in der nächsten Pause sagte er, Pratteler könne heute abend in die Versammlung mitkommen, wenn er Lust habe. Viktor ging mit. Er kam in ein großes Lokal, dessen Wände mit allerlei Bildern, Trophäen und Kränzen behangen waren. Es diente zwei bürgerlichen Gesangvereinen, einer Blechharmonie und einer dramatischen Gesellschaft als Vereinsheimat; jede der vier Gesellschaften hatte ihre besondere Wand für ihre Photographien und Ehrenzeichen. Jetzt saßen alle Tische voll Arbeiter. Der Lange saß am Vorstandstisch. Zu Prattelers Erstaunen erfuhr er zum erstenmal, daß seit Monaten in den Eisenwerken der Geist des Aufruhrs umschlich; man plante einen groß angelegten Streik, um für lange Zeit voraus die Richtschnur eines verbesserten Massenzustands zu legen. Pratteler kannte sich nun gar nicht mehr aus. Er begriff nicht, daß ihm der Geist nicht irgendwo auf seinen mittäglichen Streifereien begegnet war. Er konnte nicht verstehen, daß dann jedermann wie immer seinen Mittagsschlaf hielt, seine Maschine bediente und den Kopf einzog, wenn der Götze wieherte oder ein Götzendiener vorbeistrich. Ein älterer Arbeiter stieg auf einen Stuhl und gab Bericht, wie weit die Vorbereitungen gediehen und wie hoch der Streikfond gestiegen sei, auch welche Organisationen sich solidarisch erklärt hatten oder bereit waren, Unterstützungen zu geben. Viktor interessierte alles sehr, was sich auf den Streik bezog, aber er konnte die Langfädigkeit der Anspinnung und die vielerlei geheime Miniererei nicht gutheißen, mit denen man auf

diesen Stier losging, statt ihn einfach bei den Hörnern zu packen, wozu man doch nach seiner Meinung die Gewalt hatte. Als der Arbeiter vom Stuhl herunter war und mehrere andere noch gesprochen hatten, hielt er es nicht mehr aus. Es war ihm überall zu eng in diesem vorsichtigen Massenhergang. Er schluckte heftig. Er fuhr sich mit der Faust unter den Kragen und stürzte ein Glas Bier nach dem andern hinunter, um sich zu beruhigen. Er dachte an den Götzen und an Spiele; im Geiste sah er wütend bewegte Aufstände, die mit Knütteln und Äxten auf den Götzen losfuhren und ihn in Stücke hieben. Der bürgerliche Staat war auch solch ein Götze. Der Lange stand auf dem Stuhl und forderte alle Anwesenden, die noch nicht organisiert waren, auf, sich einschreiben zu lassen. Er erinnerte an die Kräfte, die in der Tiefe einzeln heraufwirkten, um die Gesamterhebung des Menschengeschlechtes herbeizuführen, und die man als Disziplin, Opferwilligkeit und Ausdauer kenne. Er teilte mit, daß man zum Streik eine Lebensmittelzentrale einrichten werde, wo die Arbeiterfrau für wenig Geld Kaufmannswaren, Kartoffeln und Brot haben könne; aus dieser Zentrale solle dann der Arbeiterkonsum hervorgehen. Schließlich warnte er ausdrücklich davor, sich irgendwie am Eigentum der Aktiengesellschaft zu vergreifen, Fenster einzuwerfen oder Maschinen zu demolieren. Man wolle sich auf positive und fruchtbare Weise helfen und von den schädlichen Mitteln der passiven Resistenz und der Sabbotage gänzlich absehen, die keine deutschen und würdigen Mittel seien. Man solle nicht vergessen, daß man außer einem gekräftigten äußern Zustand auch eine Klassenehre und einen Standescharakter auf die Kinder zu vererben habe.

Diese Worte aus dem Munde des kinderlosen Mannes zu vernehmen, gab Viktor Pratteler einfach einen Stoß in die Herzgrube. Er schnappte nach Luft und hieb die Faust auf den Tisch. Dann zischte er auf wie eine Rakete; so gut wie der Lange konnte er auch noch reden. Bevor sich's jemand versah, stand er mit den Füßen auf seinem Stuhl, winkte mit der Faust Aufmerksamkeit fordernd über die Gesellschaft und schluckte noch einmal heftig. „Achtung, der Garibaldi will reden," rief ein Arbeiter, der ihn kannte. Alle sahen verwundert dem landfremden Burschen entgegen. Viele lachten über seine Erregung. Seine Krawatte flammte düster wie ein Sonnwendfeuer vor seiner Halsgrube gegen die Bilder und Trophäen an der Wand. „Arbeiter, Proletarier," hob er an zu reden, „ich bin anderer Meinung. Denn wieso? Die Kapitalisten sind Blutsauger und Lumpenhunde. Was soll es da groß Vorsicht geben? Drauf und dran, wie die alten Schweizer, sag ich. Wenn unsere Väter in der Schweiz erst zugewartet hätten, bis ein Konsumverein fertig war und die Züricher und Baseler Geld schickten, so wären alle Katzen auf ihren Schwänzen sitzen geblieben und wir zahlten heut mit österreichischem Geld unsere Schulden, Herrgottdonnerwetter. Aber sie sind drauf gegangen mit Keulen und Schlegeln. Und wenn die anderen ein neues Heer schickten, so gingen sie wieder drauf, bis keins mehr übrig war. Wir müssen alle eisernen und anderen Götzen zusammenhauen und die Götzendiener mit Tells Geschoß bedienen. Und wenn sie neue schicken und bauen, sodann hauen wir sie wieder zusammen. Wir wollen nicht für anderer Frauen und Kinder Schweiß und Blut vergießen. Wir müssen den Kapitalismus so lange herumkurranzen, bis es ihm verleidet und er kapituliert. Das ist der Sinn vom Kapitalismus, daß er kapitulieren muß. Alles andere ist gut für Leut', die keine Kinder haben und an keine Zukunft denken müssen. Die stellen sich dann so eine Klassenehre vor und so einen Standescharakter, in dem man nachher so wenig hat, wie vorher. Klassenherrschaft und Standesvermögen muß da sein; dann kommt ein Charakter von selber. Wie die Schweiz da war, da kam auch der Schweizercharakter. Aber Mut muß man haben, beim Hagel. Ich habe gesprochen."

Er nickte der Versammlung wichtig und erregt zu, besann sich noch ein Weilchen und stieg vom Stuhl. Als er den Arbeitern aus den Augen verschwunden war, blieb es einen Augenblick still. Dann erhob sich ein verwundertes Gemurmel, das sich zu einem wohlwollenden Gelächter steigerte. Aber auch dieses hielt nicht lange vor. Der alte Arbeiter, der die Versammlung eröffnet hatte, bestieg wieder die Kanzel

und die Köpfe drehten sich ihm zu; man ging an Viktors gebirgiger Ansprache vorbei zur Tagesordnung über, um von dem Alten das Schlußwort zu vernehmen.

Trotzdem merkte man sich den langhalsigen Schweizerkämpen mit demselben Augenmerk, mit dem Spiele von ihm Kenntnis genommen hatte. Er war durch sein Debüt zur bekannten Persönlichkeit vorgerückt. Der Spitzname Garibaldi wurde allgemein für ihn, doch verband sich nun mit der Ironie etwas wie zärtliche Achtung, und darüber schwebte jene mütterliche Erwartung, von der man nicht spricht; man betrachtete ihn als das hoffnungsvolle Kind der Familie. Viktor seinerseits spürte mit Unruhe die wohlgesinnte und wenig spöttisch verbrämte Nachsicht, die ihm die geduckte Masse von dem Tag an entgegenbrachte. Ihr Gelächter war ihm wie ein Donnerwetter in die Knochen gefahren. Er fühlte nur ganz unklar, daß er jetzt durch seine Anteilnahme an ihrem Schicksal mit ihr verwandt geworden war. Nun feierte sie aber kein Fest, sondern begann ohne Umschweife mit der Korrektur und Erziehung, und das mißfiel ihm an dem Handel. Korrigiert und erzogen mußte *sie* werden, die Masse. Sie hatte kein Rückgrat und glaubte nicht an ihre Faust. Sie wollte alles mit der Organisation machen und verschrieb sich Hilfe von Hans und Kunz. Ihr Vorstand war ein rechnender und tuschelnder Jungfernverein, und die Organisation ein Mädchenpensionat, das am Bändel geführt wurde. Er dachte mit stärkstem Unmut an diese Zustände, bekam eine Wut, wenn er sich daran erinnerte, daß jene Unmündigen ihn ausgelacht hatten, und wandte sich von ihnen ab, der Schneiderstochter zu.

Höflinger bezog sich mit keinem Wort auf Viktors Jungfernrede. Auch den Spießstich auf die kinderlosen Leute schien er nicht empfunden zu haben, oder er nahm ihn nicht übel. Das brachte Pratteler noch mehr auf gegen ihn. Das lange Elend hatte kein Temperament im Leib; darum bekam es auch keine Kinder. Viktor griff mürrisch nach Spieles Wasserkanne und begoß ihre Salatsetzlinge, daß sie fast ersoffen. Er kratzte ihr die Wege vom Unkraut sauber, rechete es zusammen und schmiß es verdrossen den Kaninchen hin. Er dachte grimmig, Höflinger habe gut schwatzen; ihn werfe die Fabrik nicht aus dem Häuschen, wenn er streike, er sei Hausbesitzer. Er spukte wütend aus; immerhin hatte der Lange gespart und sich umgetan, daß er es soweit brachte. Und wenn er dabei vor der Organisation die Faust um den Beutel geklemmt hätte, so wäre er auch bei ihr nicht so hoch gekommen. Nein, opferwillig war er, das stimmte. Aber er hatte eine gute Stelle; was war da groß zu rühmen?

Viktor putzte Spiele das Rad. Er nahm es auseinander, wusch alle Teile in Petroleum, ölte sie und setzte die Maschine wieder zusammen. Da war noch ein Mensch, für den es sich lohnte, etwas zu tun. Er schlug ihr vor, die Lenkstange tiefer zu stellen; er selber fuhr mit der Nase fast auf der Straße und streifte mit dem Steiß die Baumzweige; er hielt das für sportgerecht. Als sie lachend dankte, lachte er mit; das war noch einmal hübsch und freundschaftlich gelacht. Aber eine Autohupe sollte sie immerhin haben; vor der bezeigten die Kinder viel mehr Respekt, als vor einer dünnen Klingel. Nachdem das Spinatbeet abgeerntet war, grub er es um und hätte Spiele gern geholfen, Kohl zu setzen; aber es war schon getan, als er nach Feierabend heimkam. Er maulte, sie lachte wieder, und er lachte mit.

Spiele blühte sichtlich auf. Sie wurde lebhaft und gesprächiger. Am meisten fiel auf, wie oft und gut sie neuerlich lachte. Das merkte auch Höflinger. Er hörte es gern, ohne doch selber seinen steifen Rücken zu der neuen Munterkeit herabzubeugen. Er hatte hundert Geschäfte und tausend Sorgen im Kopfe, die den Streik und die Zukunft von anderer Leute Kinder angingen. Er war von dem ungleichmäßigen Dreieck der entfernteste Winkel. Wenigstens sah es bei Tag und in Viktors Anwesenheit so aus. Pratteler hätte sehr gern gewußt, wie die Eheleute einander ansahen und was sie sprachen, wenn sie allein waren; er konnte es sich durchaus nicht vorstellen. Doch bemerkte er auch nicht, daß sie schlecht lebten oder kühl zueinander standen. Sie neckte ihren Mann gern mit allerlei Spitzfindigkeiten, wie sie einer Schneiderstochter anstanden, oder auch manchmal mit seinen schwierigen sozialen Verantwortungen, und es kam nie vor, daß er ärgerlich wurde. Auch

wenn sie wirklich einmal über die Stränge hieb, blieb er gelassen und zeigte höchstens einmal ein ironisches Lächeln in den Mundwinkeln. Dann wurde sie böse, schalt ihn einen Holzbock und forderte Viktor zum Kartenspielen auf. Aber der lange Diplomat hielt sich so vorzüglich dabei, daß sie es nicht lange ohne ihn trieb. Gewöhnlich schon beim zweiten, spätestens beim dritten Spiel mußte sie wieder lachen, und beim Ausgeben warf sie ihm seine acht Karten hin, die er dann gelassen in die Hand nahm, auch wenn er gerade ein Buch vorhatte. Zu einem richtigen Verdruß oder gar zu einem verdorbenen Abend hatte Viktor eine Laune der hübschen Frau noch nicht führen sehen.

An schönen Sonntagen fuhr man miteinander zu Rad ins Land hinein. Die Männer nahmen Spiele in die Mitte. Beim Ausweichen fuhr der Lange vor und Pratteler blieb zurück. Manchmal mußte man ziemlich lange in dieser Formation vorrücken, weil viel Fußgänger auf der Straße waren. Dann klapperte vorn die alte, verdiente Maschine des Langen, die nicht einmal Freilauf hatte, und es zeterte unausgesetzt die kleine runde Schelle, die er an der Mittelstange angeschnallt hatte. Er saß wegen seiner langen Beine sehr hoch; vom Sattel ging es dann noch einmal eine ganze Strecke bis zu seinem Mützenknopf. Spiele saß fast um zwei Köpfe tiefer. Erstens hatte sie keine langen Beine, und dann reichte sie auch sonst ihrem Mann nur bis an die Schulter. Den Schluß machte Viktor, der seinem Rad oblag, wie einem Bauchgrimmen. Von der vorderen Hohlstange gingen ihm zwei lange geschwungene Kuhhörner aus, die er an den äußersten Enden hielt, daß er gleichsam die Straße immer vor sich her mit ausgebreiteten Armen hinstürzte. Aber ab und zu hob er einen belebten Blick zu Spieles guter Gestalt auf, und manchmal blieb er zurück, um sich ins Zeug legen zu können und wie ein Eilzug wieder heranzubrausen. Das schönste schienen ihm Spieles kleine Füße, die so kräftig und geschickt mit den Pedalen umgingen, und die eine erhebliche Ausdauer an den Tag legten, wenn es sein mußte. Sonst liebte sie die Bequemlichkeit. Während sie aber so hinter ihrem langen Mann und vor ihrem kleinen bunten Anbeter die Straßen hinfuhr, heckte ihr Kopf allerlei Flausen aus, und sie wurde mit sich einig, Höflinger von einigen Seiten ein bißchen zuzusetzen, um ihn wieder näher an die Hand zu bekommen.

Sie fing damit an, daß sie ihn plagte, eine Automobilhupe an seine Lenkstange zu schrauben, da die kleine Katzenschelle für einen Straßenverkehr nicht ausreiche. Sie berief sich auf Viktor und lobte ihn, wie vor seinem Ton die Kinder zur Seite stöben. Als sie auch die Sicherheit der Hintermänner ins Treffen führte und sich für die ihre besorgt zeigte, willfahrte er ihr und kaufte ein kleines Hörnchen. Jetzt klagte sie, daß ihr sein Rücken die halbe Aussicht versperre, weil er so hoch in den Himmel hinaufsteche; er solle sich mit der Lenkstange herunterlassen. Er wollte hinten fahren, aber davon mochte sie nichts wissen; Viktor würde ein zu scharfes Tempo machen, und mit dem Langen fahre es sich doch sicherer. Er ließ die Lenkstange ein bißchen herunter. Nun konnte sie seinen krummen Rücken doch nicht sehen und verlangte ärgerlich lachend die Lenkstange wieder in die Höhe. Mit so ausgefallenen Menschen sei eben nichts zu wollen; wenn er ein wohlproportionierter Mann wäre wie Viktor, so gäbe es ein viel besseres Umgehen mit ihm. Pratteler hatte ihm für den durchgetretenen Gummi Sohlleder in die Pedale eingelegt, weil es länger vorhalte. Nun kam es vor, daß er auf der harten und glatten Unterlage ausglitt. Sie verlangte von ihm, er solle weiche Sandalen tragen, wie Viktor; aber er liebte den festen Stiefel. Statt dessen verschaffte er sich Pedalhaken, die den Fuß festhielten und zugleich den Vorteil der Lederunterlage auszunutzen erlaubten. Nun war Spiele bedenklich, ob ihn die Haken nicht im Notfall am Abspringen hindern und ihn in Gefahr bringen könnten. Sie fragte Viktor; er sagte, es sei je nachdem.

Aber eines Sonntagabends, als sie auf dem Heimweg waren, begegnete ihnen ein betrunkener Bauernknecht, ebenfalls zu Rad. Höflinger sah schon von weitem, daß er die ganze Straßenbreite einnahm und über die Balance doch nicht Meister wurde. Er warnte mit dem neuen Hörnchen. Spiele klingelte lachend. Viktor ließ wachsam seine Huppe brüllen. Alle drei hielten sich rechts. Einen Moment schien das Abenteuer glück-

lich vorübergehen zu wollen. Aber plötzlich erfaßte den Lümmel eine heftige Zuneigung zur anderen Straßenseite. Er konnte sich nicht im mindesten helfen, er mußte geradeaus in Höflingers Rad fahren; sein Schicksal verlangte es so von ihm. Höflinger wollte rasch abspringen, kam aber nicht so geschwind aus den Fußhaken heraus, wie er wünschte, und verlor die Herrschaft über das Rad, bevor noch der Knecht ganz bei ihm war. Spiele fuhr erschreckt zwischen ihm und dem Straßenbord vor; ihr Herz trieb sie so. Es war das verkehrteste, was sie für ihn tun konnte; sie brachte ihn um die Möglichkeit, seitwärts auszuweichen. Der Zusammenstoß war scheußlich. Mit gesenktem Kopf und eingezogenen Schultern wie in tiefen Gedanken versunken schoß der Knecht gegen Höflingers Rahmen. Der Anprall schleuderte ihn über seine Lenkstange und Höflingers Vorderrad hinweg mit dem Kopf voran auf das Straßenbord, wo er wie ein Sack liegen blieb. Der Lange neigte sich zur Seite auf Spieles Rad. Räder, Frau und Mann und das Rad des Knechts dazu, das sich mit dem Horn der Lenkstange in Höflingers Speichen verfangen hatte, taumelten klirrend und rasselnd in den Straßengraben hinein. Der Lange fing sich mit der vorgestreckten Hand noch ziemlich geschickt auf; Spiele begrub sich wohl unter ihrer stürzenden Maschine, aber doch nicht unter den Fall ihres Mannes. So blieb der Zustand einen Augenblick schweben, bis Prateler bei der Hand war. Er tauchte mit käsefarbenem Gesicht neben den Verunglückten auf und fing gleich an zu arbeiten wie ein Feuerwehrmann. Zuerst packte er die Maschine des Knechts an, hakte sie los und schmetterte sie auf den Straßendamm, daß es dem Knecht sehr leid gewesen wäre, die Musik mit anzuhören, die der kleine Wüterich mit ihr machte. Dann befreite er den Langen von seinem eigenen Rad, das ihm immer noch zwischen den Knien hing, und half ihm auf. Schließlich drang er zu Spiele vor. Sie war ein wenig bleich, hatte sich aber weiter keinen Schaden getan. Als er sie wieder auf den Füßen stehen hatte, begann er auf Höflinger loszubellen. Er sah direkt verstört und gemeingefährlich aus. Er bleckte die Zähne, maß den Langen von unten herauf mit den Augen, und schmetterte immer etwas von verrückten Fußhaken, Lebensgefahr und Stumpfsinn. Höflinger sah ihn erstaunt an und war darauf gefaßt, sich den Prädikanten unter Umständen in aller Freundschaft vom Leib zu halten. Viktor hatte aber schon so oft Lob gehört von der Schneiderstochter, daß ihm der Kamm gestiegen und er der festen Meinung war, er sei nicht nur in ihrem Haus, sondern auch in ihrem launigen Herzen die neueste Einquartierung. Wie es nun einmal mit seinem undisziplinierten Kopf beschaffen war, vergaß er alle Maße und Landesgrenzen auf der Welt und wollte nur zur Abrechnung ziehen wegen des erlebten großen Schrecks. Im Grund war die kleine Bestialität ein Mittel seiner Natur, sich der übergroßen Spannung zu entledigen; aber sie zeigte doch auch, was für Tiere in dieser kurzweiligen und treuherzigen Schweizerseele umgingen. Schließlich tat er einen zufälligen Blick in Spieles sonderbares Gesicht, das sie zur Attacke machte, und verstummte wie auf den Mund geschlagen. Sie fragte mit halber Stimme den Langen, ob er sich weh getan habe, und dann, wie es mit den Rädern stehe, und Höflinger bückte sich über die Fahrzeuge. Spieles Damenrad war ohne Blessur davongekommen. Höflingers bewährte alte Maschine hatte ihr Verdienst noch erhöht; er brauchte nur die Lenkstange wieder einzurichten, so konnte weitergefahren werden; die Beule in der Schrägstange des Rahmens trug sie als ein neues Ehrenmal davon. Spiele dankte Viktor für seine Hilfe. Sie stand nun wieder in einem so offenen Licht von Klugheit und fraulicher Liebe, daß er am liebsten sein Herz in zwei Teile zerrissen hätte, um den einen in ihre Hand zu geben, den anderen aber dem Langen vor die Füße zu werfen. Die Tränen schossen ihm in die Augen unter ihrem teilnehmenden braunen Blick. Er drehte sich leidenschaftlich um, sah den Knecht sich rückwärts aus dem Gras aufkrebsen, gab dessen halbzertrümmerter Maschine noch einen Tritt, und warf sich auf seinen „Wanderer". Das Ehepaar stieg auch auf. Eine Zeitlang fuhr man in unentschiedener Ordnung über die Straßenbreite verstreut der Abendsonne zu; dann kamen die Dorfspaziergänger und stellten die sinnreiche Formation wieder her.



Ländliches Fest. Gemälde von Ignacio Zuloaga.
Im Besitz des Städtischen Museums der bildenden Künste in Leipzig.

Das Vorkommnis wirkte nun nicht sänftigend oder bremsend auf Prattelers Leidenschaft, sondern erschien seinem originellen Kopf als eine Art von erster Bestätigung seiner Ansprüche und Hoffnungen, und zugleich als ein Rechtstitel, mit dem er diese stützen konnte. Als der Lange auch zu Hause und in den nächsten Tagen nicht die erwartete Auseinandersetzung herbeiführte, hob Viktor reuig sein halbes Herz vor dessen Füßen auf und legte es zum andern in Spieles Hand. Nun besaß sie sein ganzes Herz, und das öffentlich, Gottswetter. Der Lange wußte es, und sie wußte es, und beide wußten, daß er es wußte. Es gab eine wunderschöne Kette von fertigen Tatsachen, an der er die hübsche Schneiderstochter mit der freien Hand, die nicht sein Herz trug, sich träumerisch, lachend und erwartend ihm entgegentasten sah. Eines Tages mußte sie bei ihm ankommen; da half kein Gott. Dann konnte der Lange sehen, wie er mit seinem Verlust fertig wurde.

Von da an tat sich Viktor keinen Zwang mehr an. Auch Spiele, schien ihm, ging nun mehr und mehr aus sich heraus. Sie fing an, allerlei kleine Lumpenliedchen zu singen, die sie aus ihrer Mädchenzeit wußte, unschuldige, neckische Dinger, mit denen sich die Bürgerstöchter die Zeit vertreiben und den Geist wach halten in dem langen Warten. Sie war manchmal einfach hinreißend. Neuerlich tanzte sie vor den Männern. Man hatte in der Zeitung von der Salome gelesen. Sie saß eine Weile lächelnd still, und Viktor merkte, daß sie sich etwas ausheckte im Kopf. Endlich sagte sie: „Wir können auch tanzen," und erhob sich. Sie faßte ihre Röcke mit je zwei Fingern und fing an, Schritte zu machen. Sie wiegte sich in den Hüften. Sie neigte sich vor und zurück. Sie lachte mit blühendem Mund. Viktor dachte, kein Mensch könne wissen, wohin die Schneiderstochter jetzt blickte, wenn sie so aus leicht zusammengezogenen Lidern und gleichsam mit den Augen summend den verwandelten Wänden entlang sah, oder auch den Blick ins Licht der Hängelampe heftete, daß ihre Augen wie gelbe Margueriten in gestrahlten Sternen aufgingen. Er war nur sicher, daß sie alles für ihn und im Namen der stummen Liebe tat, die sie zueinander hatten. Es fiel ihm auch nicht weiter auf, daß Spiele an Abenden, an denen ihr Mann einer der häufigen Komiteesitzungen beiwohnte und sie mit Viktor allein ließ, sich nicht aus ihrer Ecke entfernte. Sie betrieb dort still eine Näherei oder stopfte Strümpfe und schien mit ihrem besonderen Leben völlig abwesend zu sein. Viktor fühlte sich selber bedrückt und konnte es mitempfinden, daß seine Gegenwart sie irritierte und beängstigte. Daran mußte man sich erst gewöhnen. Wenn er es nicht länger aushielt, zerrte er seinen „Wanderer" aus dem Stall, zündete die große Azethylenlampe an und fuhr ins nächtliche Dunkel hinaus, wobei er sich in dreifach glühenden Farben vorstellte, was sie jetzt tat und wie sie ihren Feierabend in die Nacht hinüberführte. Manchmal wurde er auch enttäuscht; wenn er zurückkam, sah er sie durchs Fenster noch mit Höflinger am Tisch sitzen und womöglich lachen. Das gab ihm dann einen Stich und ließ ihn lange nicht schlafen. Zu Zeiten erschreckte es ihn, zu merken, wie heftig er den Langen beneidete, und er wünschte, er wäre nie hierher gekommen. Das waren aber nur kurze Augenblicke der Verzagtheit. Oft in solchen Stunden erschien ihm auch das Bild des Götzen vor den Augen, und dann wußte er nicht, gegen wen sein Mißtrauen höher am Zeichen stand, gegen den Götzen oder gegen den Ehemann.

Von dem Streik erfuhr er nichts weiteres. Er merkte wohl, daß das große Vorhaben nicht schlief, und mit den geschärften Augen, die er jetzt hatte, begegnete er auch häufig in den Mittagstunden dem wandelnden Geist zwischen den stählernen Bestien. Allein obwohl er der Organisation beigetreten war und allerlei persönliche Bekanntschaften von Sozialdemokraten und Gewerkschaftlern gemacht hatte, so lag das Geheimnis doch so wohl verschlossen unter den Händen des Vorstandes, daß keine Wissenschaft ins Volk hinausdrang, als die man ihm freiwillig mitteilte. Die unbekannteste Größe war die Zeit und Stunde des Losbruchs; je länger die Unwissenheit darüber andauerte, umso höher stieg die Erwartung, und desto größere Formen nahm die Gestalt der befreienden Tat an, die für alle am Horizont des nächsten Künftigen herauf leuchtete. Anderseits trug diese Unsicherheit vor dem Unausweichlichen mächtig zur Festigung und Ver-

tiefung des Solidaritätsgefühl bei. Die Herde verstärkte den Herzschlag, und der Einzelne suchte unbewußt den Takt des Gesamten, um daran den eigenen Rhythmus zu steigern. Auch der querste Kopf erfuhr unvermutet eine Wendung ins allgemeine Erlebnis, und in den Umgangston der Glieder untereinander mischte sich ein leiser Stimmfall von Achtung und Teilnahme angesichts des gemeinsamen Feindes und des gemeinsamen Risikos. Zu diesen eigenwilligen Charakteren gehörte auch Viktor Pratteler. Den Führern mißtraute er kräftig weiter und ging im Herzen nicht von seinem Wahlspruch ab: „Alles ist Schwindel." Sie machten sich wichtig mit Wenn und Aber und ließen auf sich warten, damit sie nötig und ungeheuer erschienen. Allein der einzelne Mann interessierte Viktor sehr. Er versammelte mit seinem bunt gefärbten Wort einen kleinen Verein von Überrevolutionären um sich, die als echte Gründlinge und Kindsköpfe schneidiger sein wollten als das Messer, zu dem sie das Heft bilden halfen. Einige unbelehrbare alte Knaben gehörten auch zu dieser Gemeinde und trugen nicht wenig dazu bei, Viktors Selbstgefühl zu heben. Die erfahreneren Soldaten guckten ihnen ab und zu einmal nachsichtig über die Schultern, und Viktor hörte noch manches wohlwollende Lachen, das ihn aber nun nicht mehr anfocht. Die Führer hatten keine Zeit, sich um ihren Schwanz zu kümmern; und am Ende ist ja wirklich ein Schwanz dazu da, daß er um sich schlägt.

Spiele kämpfte in den nächsten Tagen wieder gegen ihren Mann. Sie beklagte sich, daß er ihr die Spezereien aus dem künftigen Konsumladen nicht billiger ablassen wollte, als andern Frauen, und sie fragte Viktor, ob er sie auch so mager durch die große Affäre ziehen würde. Dann hörte dieser davon reden, daß das Häuschen mit dem Garten verlassen und in die Arbeiterkolonie gezogen werden solle. Er wußte nichts um den Grund dieser Absicht, gab aber Spiele recht, daß es hier schöner sei und daß sich jeder glücklich schätzen könne, der nicht in der Kolonie hausen müsse. Die Sache war, daß Höflinger als Materialverwalter im gleichen Haus zu wohnen begehrte, in dem das Geschäft des Konsumvereins eröffnet werden sollte. Da er sich nicht auf Familie einrichten durfte, wollte er sich wenigstens dieser Sache vollständig zuordnen. Spiele mochte aber noch nicht die Hoffnung aufgeben, und Höflinger durfte ihr diese ebensowenig verreden. So schwebte der Kampf lange Zeit im Unentschiedenen, während in das Verhältnis der Eheleute zueinander eine gesteigerte Wirklichkeit kam; sie wurde auf beiden Seiten als eine Art von süßer Bitternis empfunden, in der je nachdem bald das Süße und bald das Bittere überhand nahm. Spiele weinte sogar zu Zeiten; zu andern Zeiten trieb sie hundert Eulenspiegeleien, die sie von ihrem Vater und seinen Gesellen konnte. Sie verstand sich auch aufs Kartenschlagen und aufs Tischrücken. Sie versprach Viktor eine liebe und kluge Frau und setzte übermütig hinzu: „Eine wie ich." Dazu gab sie ihm vier gesunde, hübsche Kinder und wurde stehenden Fußes schwermütig. Viktor hätte sie am liebsten mit seinen Blicken in einen feurigen Busch gehüllt, damit sich ihr niemand mehr nähern könnte, außer ihm. Eines abends vergaß er sich in Gegenwart Höflingers. Spiele neckte ihn mit seiner roten Halsbinde, die anfing, schwarz zu werden; sie fragte ihn, ob er denn ewig ein Garibaldi bleiben wolle, und machte sich anheischig, ihm eine andere zu nähen, wenn er sich die rote von ihr ausziehen lasse. Er sagte, es sei ihm recht; niemand bemerkte die gespannte Glut, die in seine Augen trat. Als sie ihm das rote Fetzchen ausgezogen hatte und sich damit lachend davon machen wollte, griff er schnell nach ihrer Hand und schlug seine einwärts gebogenen Pferdezähne hinein. Spiele schrie auf und riß sich los. Viktor lachte verlegen und erregt. Höflinger blickte befremdet auf. Die Schneiderstochter zeigte sich böse und schalt; Viktor tönte es wie Saitenspiel in den Ohren. Als er endlich Höflingers ablehnendes Gesicht bemerkte, bleckte er wieder die Zähne. „Man wird doch noch einen Spaß machen dürfen," sagte er. Dann hieb er die Faust auf den Tisch und lief hinaus.

Nachher ging Höflinger längere Zeit schweigend und zuhörend in der Stube auf und ab. Spiele nahm ihm einen doppelten Schleier von den Augen. Zuerst sagte sie ihm, was für ein abgewandter und entfernter Ehemann er sei, der nur die Geschäfte anderer Leute im Kopf und kein

Herz für den Notstand und die Einsamkeit der eigenen Frau habe. Sie ließ keinen Zweifel daran übrig, daß sie es auf jede Weise vermeiden wolle, durch ihn unter Umständen zu kurz im Glück zu kommen. Ein ganzes ausgebreitetes Organisationswesen sei einen einzigen unschuldigen jungen Menschen nicht wert, auf den man dafür vielleicht verzichte. Und um es nicht an Trümpfen fehlen zu lassen, führte sie ihm am Beispiel dieses feurigen jungen Knaben vor Augen, was es auf sich habe mit einem rechten Liebhaber. Sie versäumte nicht, ihm zu weisen, wie ein guter, williger Knabe für die Treue einer Ehefrau gegen ihren abwesenden Ehemann leiden müsse, und wie ahnungslos und selbstgefällig dieser Ehemann fremden Dingen nachlaufe. Sie ließ ein solches wohlgezieltes Hagelwetter von guten Gründen und anschaulichen Beispielen auf den versponnenen Kopf ihres langen Hausherrn niederprasseln, daß sie wirklich dessen Aufmerksamkeit weckte. Er blieb endlich stehen und schaute sie verwundert an. Es war ihm ganz entgangen, daß sich seine Frau aus einem blutjungen Mädchen in ein fertiges Weib verwandelt hatte. Es war das erstemal, daß er sie so reden hörte, auch daß es so wohl und voll tönte und daß man ihr recht geben mußte. Das freute den Mann der Wirklichkeit am meisten an ihrer Beweisführung. Seine Augen wurden immer heller. Was ihre Tänze und Schnurrpfeifereien nicht vermochten, das bewirkte das gutfädige Donnerwetter. Nachdem er die erste Verblüffung überstanden hatte, begann er sich in allen Nähten zu freuen, und in seinem Gesicht erschien eine jugendliche Röte, die ihr außerordentlich wohl gefiel, so daß sie das Wetter nun langsam abziehen und dafür einen halben Regenbogen über ihm aufgehen ließ. Schließlich fuhr ihm ihre Elektrizität so tief in die Knochen, daß er über aller Eifersucht, die ihn nach ihrem Willen biß und zwickte, anfing zu lachen. Da er ganz freundliche und unternehmende Augen darüber machte, lachte sie mit, und so wurde aus Morgen und Abend wieder ein Hochzeitertag. Viktor, der hinter einem Baum darauf lauerte, ob der Lange etwa seine Frau mißhandeln werde wegen des Auftritts mit der Kravatte, bekam eine Szene ins Augenfeld, die ihn bis auf die Fersen hinab mit weißglühendem Elend erfüllte. Er sah Spiele sich ihrem Mann immer wieder entwinden und scheinbar lachend und die Haare aus der Stirn streichend ihm weglaufen, und glaubte fest, daß sie ihn in Wahrheit fürchtete und nur gezwungen seine verliebte Laune über sich ergehen ließ. Am Ende hörte Viktor jenen pfeifend die Haustür schließen und sah ihn mit dem Licht in der Hand seiner Frau ins Schlafzimmer folgen, nachdem er auch die Wohnstube verriegelt hatte. Viktor stand es fest, daß für diesen Abend Rache genommen werden mußte, in seinem eigenen und in Spieles Namen.

Eines Tages fuhr ein Blitz aus diesem bewegten Himmel vor seinen Augen herab. Höflinger ging drei Tage auf Urlaub, und Viktor blieb allein beim Götzen und beim Weib. Der Lange reiste seinem Konsumverein nach, für den es jetzt die Abschlüsse zu machen galt. Pratteler verbrachte halbe Nächte auf dem Rad außer dem Haus. Er aß nicht und trank desto mehr. In diesen Tagen suchte er mit den andern Arbeitern die Mittagsruhe auf. Er warf sich auf den Platz des Langen, um zu schlafen; die vermehrte Aufmerksamkeit bei der Maschine brauchte seine ohnehin stark in Anspruch genommene Nervenkraft bis auf den Grund auf und machte ihn mürbe. Er suchte den Schlaf und wurde daran verhindert durch allerlei wilde und betörende Einbildung. Dann sprang er wieder auf die Füße und trieb sich in den Werkhöfen und zwischen den stählernen Bestien um, wo überall der Geist des Aufstandes umging. Er atmete auf, wenn die Sirene wieder schrie und die Herde an die Arbeit trieb. Er erfüllte seine Pflicht am Götzen mit einem dumpfen, gleichgültigen Haß; eigentlich verachtete er ihn. Manchmal sammelte er alle Bitternis und allen Abscheu in seinem Mund und spuckte in das umschwingende glänzende Gesicht. Es brachte nicht den kleinsten Effekt hervor; der Götze kreischte und wieherte weiter und langte mit der Kralle nach dem nächsten Block. Dann wandte sich Viktor müde und voll Trauer ab und stieg die eisernen Treppen hinauf, um nach der Ölung zu sehen.

Spiele kam wie immer mittags auf ihrem Damenrad durch das dunkle Tor gefahren, sprang in ihrer besonderen leichtfüßigen Art ab und kam nickend mit dem Rad zu

Viktors Platz vor. Sie erschien in der letzten Zeit gern ein bißchen später; sie wartete nicht mehr im Schwarm. Am ersten Mittag stieß er im scheuen Bestreben, die Zeremonie der Übergabe möglichst schnell vorbeizuführen, mit ihrer Schläfe zusammen. Sie sah ihm, verwundert über seine Hast, ins Gesicht, das nur eine Spanne unter ihrem lachenden lag. Er erzitterte vor ihr wie eine Mauer im Schuß und wußte nicht, sollte er rückwärts oder vorwärts ihr an den Hals fallen. Beide erröteten. Er sagte bestürzt: „Hopla," und ließ das Essen stehen. Sie schalt mit ihm darüber, während er mit leise zitternden Fingern eine Zigarette drehte und schwermütig schwieg. Am andern Mittag richtete er es so ein, daß sie alles allein machte. Dann aß er auch einiges, während sie anfing zu erklären, wie sein vieles Radfahren für ihn ungesund sei und er seine Lenkstange höher richten müsse; das könne für einen Magen unmöglich gut sein, wie eine Wolke über den Boden hinzuschweben. Auch erschüttere es das Nervensystem zu sehr, nur mit den Armen das ganze Körpergewicht von den Sprüngen und Stürzen aufzufangen, die der unebene Boden damit treibe. Er sagte nachgiebig und ein wenig lauernd, sie könne recht haben. Am Abend zerrte er gehorsam die Lenkstange eine Handbreit in die Höhe und setzte den Sattel herab. Es kam ihn verflucht hart an; aber da sie für seine Gesundheit sorgte, so floß ihm auch Trost davon. Er dachte, sie würde sich nicht sorgen, wenn sie ihn nicht lieb hätte. Als er spät aus einer Wirtschaft heimkehrte, übermannte ihn der Jammer der Leidenschaft. Er ging zur Tür der Wohnstube, durch die man zum Schlafzimmer mußte, und drückte entschlossen die Klinke herunter. Er tat es gar nicht besonders leise, sondern als ob er ein verdammtes Recht dazu hätte. Die Tür war verriegelt. Er klopfte. Nichts regte sich; die Tür blieb zu. Er stieg, an allen Gliedern zerschlagen, die Treppe zu seiner Dachkammer hinauf; er hatte das Gefühl, aus seiner Lunge steige Rauch empor und seine Eingeweide brennten. Sein Kopf braute Gedanken wie Gewitter. Am Morgen trank er bleich und gemartert seinen Kaffee. Spiele ließ sich nicht blicken. Das lag auch sonst nicht in ihrem Tageslauf; sie zog sich immer noch einmal zurück, nachdem sie den Männern das Frühstück bereitet hatte und bevor Viktor erschien. Heute beargwöhnte er die Gewohnheit als eine Maßregel oder als ein Schuldbekenntnis; er hatte einen ganzen Tag Zeit, sich für das eine oder das andere zu entscheiden. Am Mittag fragte er Spiele beiläufig, ob Höflinger heute abend sicher zurückkehren werde, und beobachtete sie aus den Augenwinkeln. Sie bejahte seine Frage in einem etwas abwesenden Ton, den er als geheime Zustimmung zu seiner Ungeduld auffaßte. Er tat hochatmend alle Türen auf, auch die Hinterpforten, um jeder helfenden Idee den Eingang leicht zu machen. Nach Feierabend beschäftigte er sich noch einige Minuten um den Götzen, als müsse er irgend etwas daran in Ordnung bringen. Er lockerte einige Schrauben und löste eine Bindung. Dann warf er sich wieder aufs Rad. Heute kam er nicht zum Nachtessen heim. Er saß in einer Wirtschaft ziemlich weit im Tal droben, und bestieg den „Wanderer" erst wieder, als er sicher sein konnte, daß der Lange zurück und das Ehepaar zu Bett war.

Am anderen Morgen, als er mit Höflinger am Frühstückstisch saß, streifte ihn dieser mit einem prüfenden Blick. „Ist alles gut gegangen an der Säge?" fragte er teilnehmend. „Weshalb sollte es nicht gut gehen?" erwiderte Viktor verdrießlich und stand auf; der letzte Bissen blieb ihm im Halse stecken. Als er neben dem Langen nach den Werken fuhr und dieser die Veränderung an Viktors Rad bemerkte, nickte er. „Es ist recht, daß du meiner Frau gehorchst, Pratteler," sagte er. „Du solltest nur auch noch das übermäßige Rasen aufgeben." Viktor schwieg. Nachher gesellten sich andere Arbeiter zu ihnen, die den Langen interessiert begrüßten; aber er war so wenig mitteilsam, wie sonst.

Dann kam man in die Maschinenhalle. Im Hintergrund vor der Giebelwand ragte der Götze auf. Seine ungeheure Scheibe glänzte tückisch im Morgenlicht. Viktor schlug das Herz. Die Sirene heulte. Die Transmissionen knickten und rollten in der Höhe. Der erste Schuß krachte auf hinter den Hallen. Der Lange schlug den Hebel herab und ließ den Götzen anlaufen. Er läutete und pfiff. Dazwischen knirschte es

leise. Höflinger horchte auf und warf hastig den Hebel zurück. Die Scheibe schwang schleifend aus. Der Lange stieg auf die eiserne Galerie. Nach einiger Zeit, die Viktor wie eine Stunde erschien, kam er wieder herunter. Sein Gesicht war ernst; seine Augen suchten Viktor. „Hast du etwas an der Maschine gemacht, Prateler?" fragte er unruhig. „Ist was kaput?" entgegnete dieser überlaut und ärgerte sich über seine gellende Stimme. „Gestern lief sie bis schlags Feierabend. Nachher bin ich nicht mehr dran gewesen." Höflinger räusperte sich. „Dann ist das Sabbotage," erklärte er gepreßt. „Aber eine unsinnige, mörderische Sabbotage. Hätte ich nicht gehört, daß etwas los ist, so liefen wir beide nicht mehr lange hier auf eigenen Füßen herum." Er ging nach dem Werkzeugkasten und bestieg wieder die Galerie. Viktor getraute sich nicht, ihm zu folgen, bis ihn Höflinger rief. Sie brachten miteinander den Schaden in Ordnung. Viktors Hände waren kalt wie Eis. Ihn fror in aller Hitze, die von den zum Teil noch halbglühenden Eisenblöcken aufstieg. Er haßte Höflinger in diesem Moment furchtbar und war nahe daran, ihn von der Galerie hinabzustürzen. Zugleich überlief ihn ein Schauder nach dem anderen, wenn er daran dachte, daß er sein eigenes Leben mit dem des Langen in Gefahr gebracht hatte. Höflinger sagte weiter nichts mehr, als daß man den Täter aus der Organisation ausschließen werde, wenn man ihn entdecke. Das Wort wirkte wie ein Gerichtsspruch auf Viktor; es faßte und erschütterte ihn in einem Fundament, von dem er noch gar nichts geahnt hatte. Erst jetzt fing er an zu zittern. Er stand unbewußt bereits unter jener Macht, die die soziale Moral heißt, und sein hochfahrender Demokratensinn war ihm schon so stark gewendet, daß nicht viel fehlte, so gestand er Höflinger sein Vergehen. Trotzdem kam bei der ganzen Bewegung nichts neues heraus, als daß sie seinen Haß gegen den Menschen, der ihm eine Freiheit nach der anderen durch sein geordnetes Dasein aus den Händen nahm, zur unerträglichen Qual steigerte. Sein Herz hatte er bereits an Spieles Liebreiz verloren, über den der Feind unbeschränkt gebot. Nun ging auch sein Eigenwille in die Brüche. Es mußte irgend etwas geschehen, um der Welt wieder zu Atem zu verhelfen. Ein Kernschuß mußte den ganzen verruchten Plan, in dem sein Leben untergehen und versinken sollte, in die Luft sprengen.

In der kurzen Neunuhrpause sagte Höflinger beiläufig, daß Spiele jetzt nicht mehr mit dem Mittagessen kommen werde; man müsse fortan nach Hause fahren. Eine Begründung der neuen Gewohnheit gab er nicht, und als ihn Viktor mit einem Blick streifte, schien er ihm auch nicht so auszusehen, als ob er darüber gefragt zu werden wünsche. Viktor sagte, es sei gut, und starrte düster vor sich hin. Plötzlich faßte er seine Tasse und schüttete erregt den Kaffee auf den Boden aus. Es schien ihm gewiß, daß der Lange von dem Vorkommnis am ersten Mittag und in der zweiten Nacht erfahren hatte, und daß die Änderung damit zusammenhing. Er sollte wieder gemaßregelt werden. Der Lange zog befremdet die Brauen in die Höhe: „Weshalb schüttest du den Kaffee aus?" „Er schmeckt mir halt nicht, Sakerment." Viktor stand rasch atmend auf und trat weg. Zur Seite glinzte die kalte Scheibe des Götzen. Viktor tat einen zornigen Blick nach der Kralle, die im Emporgreifen stehen geblieben war. Was für ein Tyrann war dieser lange Schleicher. Alles erfuhr er; alles entpreßte er der wehrlosen Frau. Obwohl ihm das tägliche Heimfahren mittags lästig sein mußte, ordnete er es doch an, um auch ihn, Viktor, seine Macht fühlen zu lassen. Der kalte Schuft wußte genau, wie scharf seine jungen Sinne an die hübsche Schneiderstochter gefesselt waren, und daß er sich nötigenfalls mit ihr mißhandeln und verbrennen ließ, wenn er sie nicht vorher befreien konnte. Mit seiner Ergebenheit sollte er also jetzt gestraft und gequält werden. Und ein solcher Kerl saß im Vorstand, hatte Gewalt in den Händen und war bei der Masse angesehen! Wie konnte aus diesem heuchlerischen Kopf ein Heil fürs Allgemeine kommen? Er tat alles nur, um sich über die anderen emporzuschwingen. Für seine Ehre und seinen Vorteil rechnete und dachte er. Der Streik war ein Riesenbetrug von wenigen Überschlauen an Gut und Glauben der vertrauenden Menge. Alles war Schwindel. Plötzlich zuckte er zusammen, erzitterte und

wandte die Augen scheu von der Kralle weg. Wer in diesen eisernen Griff geriet, war ein verlorener Mann, auch wenn er Höflinger hieß und im Vorstand saß. Außerdem hörte er dann auf, seine schöne Frau zu tyrannisieren und das unberatene Proletariat an der Nase herumzuziehen. Ein großer Schwindel hörte auf, und die Luft war nachher viel reiner, als sie vorher gewesen war. Er seufzte, knirschte hinterher mit den Zähnen und maß den Götzen von oben bis unten mit einem schnellen, mißtrauischen und doppelt haßerfüllten Blick. Wenn man dann auch noch dem das Handwerk legte, welch eine Erlösung gab das! Zwei Halunken waren dann still gelegt. Seine Augen flimmerten. Er mußte sich einen Moment am Hebel halten; aber gleich darauf stand er wieder fest und in allen Sehnen gespannt auf seinen tränierten Radfahrerbeinen. Darauf schrie die Sirene. Das Läutewerk schrillte durch die Säle. Nach fünf Minuten donnerte wieder ein Schuß hinter den Maschinenhallen. Die Ingenieure gingen aufmerksam ab und zu. Die Arbeiter versanken wesenlos hinter den stählernen Bestien; man sah nur blanke Metallglieder sich regen. Es dröhnte hier; es krachte dort. Jetzt fuhr ein eiserner Aufschrei durch die Räume. Ein unholdes, grelles Glockengeläut folgte ihm. Die Transmissionen knickten und rollten. Die Riemen schwankten. Kalte bläuliche Blitze zuckten allenthalben über die Maschinen hin. Der Götze kreischte und wieherte.

In der letzten Zeit mehrten sich die Fälle von Sabbotage. Verschiedene Attentäter hatte man ertappt, aus der Organisation gestoßen und gezwungen, die Eisenwerke zu verlassen. Wenn sie sich weigerten, wurden sie der bürgerlichen Gerichtsbarkeit ausgeliefert. Höflinger war der erbittertste Gegner der Sabbotisten. Eines Tages fand er am Götzen wieder Schrauben gelockert und zum Teil sogar entfernt. Die dunklen Brüder versuchten, sich auf diese Weise an ihm direkt zu rächen. Von unten herauf drängte eine Strömung auf Desorganisation. Eine Gruppe von heimlichen Anarchisten hoffte, durch den Streik eine allgemeine Unordnung zu erregen und teils dann im Trüben zu fischen, teils den Untergang des ganzen Betriebes herbeizuführen. Wenn Viktor auch nicht zu ihnen gehörte und durch seine angeborene bürgerliche Ehrenhaftigkeit von den Chaotischen durch eine Kluft getrennt war, so ging doch eine Brücke über diese von dem nur unzufriedenen Ufer der Jungen nach jenem geradeaus räuberischen, und es war immer einiger Verkehr darauf von Überläufern und Sendboten. Viktor sah die Gefahr der Sabbotage ein, konnte sich aber doch nicht leidenschaftlich darüber aufbringen, da er andererseits auch den Schaden der Kapitalisten wünschte. Diese seine Anschauung war natürlich Höflinger nicht unbekannt geblieben. Viktor hatte ein schlechtes Gewissen, obwohl er diesmal unschuldig war. Er argwöhnte, daß Höflinger ihn im Verdacht habe, und hielt es schon im voraus für möglich, daß dieser nun die Gelegenheit benützen werde, um ihm den Prozeß zu machen. Er half ihm einen halben Tag lang voll Haß und Qual, den Fehler reparieren, während die Ingenieure erregt ab und zu gingen. Es gab an diesem Tag keinen Augenblick, in dem Viktor dem Langen nicht den Tod wünschte und ihm in Gedanken nach dem Leben trachtete. Die Eingeweide taten ihm weh. Er empfand seine Lunge wie in eiserne Ringe eingespannt. Von Zeit zu Zeit klapperten ihm die Zähne aufeinander. Und manchmal mußte er sich gewaltsam wieder auf sich selber besinnen; dann wunderte er sich, daß er noch da war und lebte. Wenn er noch an die Hölle geglaubt hätte, so würde er in den Momenten der größten Versunkenheit gewähnt haben, sich darin zu befinden. So war seine Jahreszeit genügend gefördert, um die Saat des Kummers zum Keimen zu bringen, die er in seinem Acker liebe- und leidvoll bisher gehegt hatte.

Am nächsten Samstagabend, als er dem Langen das Kostgeld bezahlte, sagte ihm dieser die Station auf, da man fortan keine Kostgänger mehr haben wolle. Der Ton der Ankündigung war freundschaftlich und wohlwollend; Viktor nahm ihn heuchlerisch und tückisch. Er erbleichte und starrte den Langen feindlich an. Der fügte noch hinzu, es tue ihm leid, da er Viktor gern gehabt habe, aber jeder müsse sich nach seinen eigenen Bedürfnissen einrichten. Das waren wirklich auch mehr gute Worte, als Viktor je von ihm vernommen hatte, und

sein Verdacht, daß die neuerliche Sabbotage und ein geheimer Beschluß der Kommission, durch den Langen herbeigeführt, hier tätig seien, steigerte sich schnell zur Gewißheit. In seinem Kopf erschien die höhnische Formel: „Wir wollen sehen, wer das Haus zuerst verläßt." Er nickte krampfhaft und ging mit steifen Knien aus dem Zimmer. Er dachte: ‚Er läßt mich seine Macht spüren,' und: ‚Er hat mich denunziert, um mich von seinem Weib wegzubringen. Er ist ein niederträchtiger Schuft, den man hinrichten muß.' Diese drei Kapitalsätze bestimmten von da an sein Denken. Immerwährend erschien vor seinen Augen die Kralle des Götzen, die aus dem Boden auftauchte und nach ihrem Fraß langte. Zwischen dem Weib und dem Götzen stand jetzt nichts mehr, als ein verurteiltes Opfer. Alles übrige Gewimmel hatte sich verzogen, wie das Wild vor dem nahenden Tiger. Die Welt hatte sich wieder furchtbar vereinfacht. Nachher sank auch der Götze. Das war so ein Götze, daß man mit einigen Wendungen des Schraubenziehers seine ganze gemeine Herrlichkeit hinliefern konnte. Viktor wußte erst jetzt, worauf es dabei ankam. Er hatte es bei seinem Versuch ungeschickt angestellt. Der unheimliche Sabbotist war der Sache schon näher gekommen. Er vollendete das Werk. Dann konnte man sehen, daß hier eine Weltordnung unterging. Am Ende aber stand das Weib.

Viktor saß voll schweren Trübsinns auf der ersten Stufe der Galerietreppe und starrte aus eingesunkenen und schwarzumränderten Augen vor sich hin. Ein Arbeiter ging vor ihm vorbei und sagte lachend: „Du most din Hoor schnide lohn, Garibaldi." Er sah ihm verwundert und verständnislos nach. Höflinger kam. Die Sirene schrie auf. Das elektrische Läutwerk gellte durch die Säle. Leise setzten sich die Transmissionen in Gang. Die stählernen Bestien begannen sich wieder zu regen. Ein erstes Zittern lief durch die Hallen. Hundert schimmernde Metallglieder stemmten sich in die Höhe, schlank, unwiderstehlich, sieggewohnt. Ellbogen und Fäuste erschienen und verschwanden. Ein leises, spöttisches Knacken, Klingen und Pochen folgte den ersten Bewegungen. Ein dumpfes Dröhnen wälzte sich langhin darüber. Die Transmissionsriemen sausten und schwankten. Die Maschinen waren wieder Herr.

Höflinger sah erstaunt nach Viktor, der immer noch versunken, mit zwischen den Knien zusammengelegten Fäusten auf der eisernen Treppenstufe saß. „Na, Pratteler, willst du uns heut zusehen?" fragte der Lange mit halbem Lächeln. Viktor fuhr auf. Er orientierte sich mit einem verwirrten Blick, rückte sich in den Schultern zurecht und ging an die Arbeit. Das Streikkomitee hatte von sich aus Wachen und Patrouillen angeordnet, um dem Sabbotistenwesen entgegenzuwirken. Seither war es still davon. Höflinger kam eben vom Rapport und freute sich. „Den Tunichtguten haben wir die Finger ruhig gelegt," sagte er nun zu Viktor. „Die Maschinen laufen wieder wie am Schnürchen." Viktor schoß das Blut ins Gesicht. Er hört nur die Tunichtgute aus der Ansprache, deren Sinn er mechanisch nebenher umdeutete; darin hatte er eine traurige Übung. Er fühlte sich verhöhnt, ringsherum verraten, und griff auflodernd im Geist nach einer Rache. Die Kralle stieg vor seinen innerlichen Augen wieder aus dem Boden herauf; er wartete mit geducktem Nacken, bis sie in Wirklichkeit erschien. Dann tat er drei hastige Schritte gegen Höflinger. Zur Seite sehend, wie aus Ungeschick, stieß er ihn mit der Schulter gegen die Kralle und die Scheibe und wartete blind vor Erregung, was weiter geschah, sechs, acht, zwölf Herzschläge lang. Endlich, als er keinen Schrei vernahm, sah er wieder hin. Höflinger stand, eine Hand auf das Treppengeländer gestützt, das Gesicht zu ihm gewendet, da und betrachtete ihn unruhig und prüfend, wie damals auf der Straße. „Da hinten scheint doch wieder der Teufel los zu sein," schrie Viktor überlaut und geschüttelt vor Angst. „Sie stehen um eine Maschine herum und raten." Das verhielt sich so. Höflinger wandte die Augen dahin. Er biß sich auf die Lippe. Er stieg die eiserne Treppe nach der Galerie hinauf und blieb ziemlich lange droben.

In wahnwitzigem Gleichmaß ohne Seele und Atem drehten die eisernen Sphinxe die dreimal gehärteten Glieder. Sie stießen glitzende Fäuste in die Höhe und jagten die Wellen herum, daß sie pfiffen und

stöhnten. Periodisch donnerte die Explosion auf. Der Götze stand in einer ständigen Glut von dem Funkenstrom, der unter seinen Zähnen hervorschoß. Das Eisen schrie. Der Tag sah bleich und unwirklich durch die hohen Fenster herein. Wo die Sonne mit einem Strahl hintraf, brannte Pein auf. Durch den Mittelgang hinab schritten gemessen drei ältere Arbeiter. Hinter allen Maschinen tauchten Köpfe auf und sahen ihnen nach. Dann kamen die Ingenieure des Weges und die Köpfe versanken wieder.

Viktor bediente den Götzen und wartete auf Höflinger. Das Los war gefallen, der Absturz angetreten. Nach dem erratenden Blick des Langen gab es kein Zurück mehr. Der Lange mußte sein Geschick erfüllen. Endlich kam Höflinger die Treppe hinunter. Viktor zählte seine Tritte und horchte auf ihren Klang. Es schien ihm, er habe Angst; das erfüllte ihn mit heißer Freude und mit der Zuversicht des guten Gewissens. Das Opfer wußte, daß es ein Opfer war. Alles klärte sich von selbst. In der Ferne schwebte und winkte Spieles Dasein. Das war der Preis. Der Weg dazu führte durch Untergang und eine naturnotwendige Kette von Abrechnungen. Viktor beobachtete die Kralle. Es kam darauf an, ob Höflinger kurz vor ihr oder nach ihr erschien. Je nachdem packte ihn Viktor sofort an oder gleich nachher. Der Götze wieherte. Seine schwingende Scheibe klang und dröhnte. Die Funken strömten. Jetzt erlosch das Feuer; das bedeutete, daß der Block durchsägt war und gleich die Kralle leer erschien. Eben betrat Höflinger den Boden. Pratteler näherte sich ihm hastig und faßte ihn am Arm. „Komm, sieh geschwind," schrie er ihm durch den Lärm heiser vor Erregung zu und versuchte ihn mit sich zu ziehen. Höflinger schlug ihm die Hand herunter und trat einen Schritt zurück. Er nahm den jungen Menschen nun aufmerksamer unter den Blick. Viktor warf sich mit Leidenschaft auf ihn. Er begann, ihn ganz ohne Systen zu stoßen und schütteln und an ihm zu zerren. Höflinger hieb ihm die Faust über den Kopf, doch immer noch nicht mit seiner ganzen Kraft. Trotzdem brannte nun die langverhaltene Wut und das ganze Elend in Prattelers Seele auf. Er sprang dem Langen wie eine Katze an den Hals, stieß ihn mit den Knien und verwickelte sich mit seinen Füßen in dessen Beinen, um ihn zu Fall zu bringen. Er schlug ihn in die Augen und unter das Kinn und suchte ihn an der Kehle zu fassen. Höflinger stand insofern im Nachteile gegen ihn, als er nicht in einem Zorn handelte und von seiner etwas gemessenen Art auf wenige gerade und ehrliche Griffe beschränkt war. Die Kralle zog sich leer zurück und erschien von neuem. Die Scheibe läutete und dröhnte. Die Rollwagen kamen beladen her und fuhren unerleichtert weg. Viktor dachte nun schon nicht mehr an den Preis; ihm schwebte nur noch der Untergang Höflingers vor. Alle Mittel waren ihm recht dazu. Er hatte nichts mehr dagegen, daß er mit jenem den Untergang fand, wenn nur er nachher tot und in Stücken hinter dem Götzen lag und die Welt, von ihm erlöst, sich wieder ihrer wahren Bestimmung zuwenden konnte. Da er merkte, daß er am meisten Aussicht hatte, Höflinger mit sich auf die Kralle zu reißen, vereinigte er alle Anstrengungen auf diese Absicht. Höflinger begriff nun wohl den bittern Ernst der Stunde, und seine Faustschläge gewannen an Wucht und Absicht. Aber wenn er Viktor mit einem Hieb gegen das Geländer warf, so sprang ihm der von da wieder an den Leib oder gegen die Beine und war so verzweifelt flink, brutal und gerissen, daß der Lange den Moment kommen sah, in dem er ihn durch einen letzten wohlgezielten Faustschlag gegen die Schläfe zur Ruhe brachte. Er glaubte, der Schweizer sei irrsinnig geworden.

Schon vorhin war es ihm aber gewesen, als ob der Gesang des Götzen an Stärke abnehme. Jetzt trat ihm die Wahrnehmung deutlich zum Bewußtsein. Sogar Viktor in seiner gottverlassenen Verfassung bekam etwas davon ins Gehör. Er kämpfte noch eine Weile dagegen und mit Höflinger weiter, doch ging schon die erste Befremdung durch seinen Kopf und seine Anläufe fielen sozusagen zerstreuter aus. Die Scheibe pfiff und ging gerade zum Geläute über. Da ließ Viktor wie aufs Herz geschlagen die Hände von Höflinger sinken und blickte nach dem Götzen. Er sah sich weiter um und ernüchterte sich



Abendsonnenstrahlen in Sylt. Gemälde von Prof. Hans Bohrdt.
Aus Eduard Schultes Kunsthandlung in Berlin W.

immer tiefer. Hinter den Hallen donnerte noch eine Explosion auf. Die Transmissionen schleiften und knickten. Das Werk stand. Er besann sich. Es war noch lange nicht Feierabend. Man befand sich kaum in der Mitte des Nachmittags. Er wandte die Augen fragend nach Höflinger, glitt von ihm ab, und sah nach den Sonnenstrahlen, unter denen die Pein brannte. Die Sirene schrie. Sie heulte. Sie posaunte und jauchzte. Endlich stand der Ton still; sie schrie nun aus vollem Hals, ohne auszusetzen, eine halbe Minute nach der anderen in der gleichen Höhe und Stärke. Die Scheibe glinzte tückisch und zitterte. Hinter allen Maschinen tauchten Arbeitergestalten auf. Viktor verwunderte sich darüber, wieviel Menschen in dieser Halle verborgen gewesen waren. Er sah wieder nach dem Langen, der ihn seltsam betrachtete. Er hielt Höflingers Blick eine Sekunde aus und senkte den seinen vor dessen lange Füße, des Urteils gewärtig. Sein Herz ging in kleinen, schüchternen Stößen weiter; beinahe stand es still wie das Werk. Man hätte ihn sofort zum Tod führen können, ohne ein Wort oder eine Bitte von ihm zu vernehmen.

Höflinger räusperte sich. „Was ist mit dir, Pratteler? Handelt auch ein organisierter Arbeiter so an seinem Kollegen?" In seiner Stimme schwang Erregung. Viktor horchte auf. Diesem Ton war seine falsche Ruhe nun doch nicht gewachsen. Er seufzte tief auf und erhob seine trüben Augen zu Höflinger. „Verzeih mir; ich war verrückt," sagte er kopfschüttelnd. „Ich begreife das alles nicht. Wenn du kannst, so stoße mich nicht aus der Organisation. Hörst du? Ich will sofort abreisen, wenn du es willst." Höflinger betrachtete ihn verwundert. „Ist dir denn etwas an der Organisation gelegen?" fragte er. „Ich verstehe dich nicht. Warum sollte ich dich ausstoßen? Davon abgesehen, daß ich das gar nicht kann." Viktor ließ den Kopf sinken; plötzlich gab er sich selber auf. „Ich habe die Maschine das erstemal demontiert. Aber das zweitemal nicht. Du mußt mich jetzt doch anzeigen, Höflinger. Hast du es nicht gewußt? Weshalb soll ich denn bei dir aus dem Haus?" Höflinger riß die Augen auf, als könne er gar nicht genug Erkenntnis über diesen merkwürdigen Menschen darein bekommen. „Weil meine Frau Mutter wird und jetzt allein sein will, damit und mit mir," erwiderte er voll Spannung. „Warum meintest du?" „Ich meinte, aus Rache, oder so." Viktor fuhr sich mit zitternden Händen über die Stirn und das Haar. „Es ist alles Schwindel," erklärte er dann bitter. Höflinger kam langsam zu Einsichten. „Der Einzelne ist ein Schwindel, Pratteler," präzisierte er, und nickte ihm wissend zu. — „Und doch willst gerade du Vater werden," warf ihm Viktor vor. „Dein Kind wird auch nichts besseres." Höflinger griff nach seiner Jacke; er sah, daß sich alles anzog und zusammenlief. „Weshalb wolltest du dich an mir vergreifen? Habe ich dich vielleicht unwissend beleidigt?" Viktor schüttelte heftig errötend den Kopf. „Ich kann's nicht sagen —"

Ein Arbeiter kam den Gang hergelaufen. „Streik!" schrie er schon von weitem und schwang erregt seinen Hut. „Streik, Höflinger!" Der Lange nickte; ihm kam es nicht überraschend. Für ihn bedeutete es hauptsächlich, daß er heute die Lebensmittelzentrale auftat und seine Idee in die Wirklichkeit umsetzte. Viktor aber vergaß alles, als er das Wort vom Streik vernahm. Es überlief ihn kalt und heiß, und er stand jetzt als ein ganz kleines, bescheidenes Arbeiterlein in dem großen Datum, das die andern gemacht hatten. Nachdem er etwas davon mit Augen erblickte, erkannte er nun auch die Trefflichkeit der Anordnung und die Kraft der vorangegangenen Wartezeit. Er ging bis zum Ausgang kleinlaut hinter den beiden Arbeitern her.

Bevor er die Halle verließ, warf er noch einen Blick auf den Götzen zurück, und wunderte sich über sich selber. Der Götze war ihm kein Symbol mehr; er konnte ihn mit ganz ruhigen und sachlichen Blicken betrachten. Ein scheues Gefühl beschlich ihn noch im Andenken an die letzte halbe Stunde; aber die erlebte Not stand so mächtig und die Erlösung so einfach und verständlich in ihrer Größe vor seiner Seele, daß darunter auch die Macht des Götzen zusammengeschmolzen war. Die Sirene heulte fort. Die Heizer hatten die Schnur niedergebunden, den Heizraum ab-

geschlossen und die Schlüssel in die Fenster hineingeworfen, damit sie sagen konnten, sie hätten sie nicht. Man brachte die Stimme durch die Feuerwehr nach einer Stunde zum Schweigen. Indessen wälzte sich der Arbeiterstrom dem Versammlungslokal zu.

Mit denselben ruhigen, sachlich-freundlichen Blicken und scheuen Nachgefühlen, unter denen er sich vom Götzen verabschiedet hatte, trat Viktor dann vor Spiele, nachdem er mit Höflinger heimgekehrt war. Er bemerkte jetzt mit seinen gereinigten Augen, daß die Schneiderstochter eigentlich gar nicht so schön war, wie er immer geglaubt hatte. An der Nase liefen ihr ein paar Falten herunter. An den Augen hatte sie auch schon ein paar Krähenfüße. Daß diese Augen schön braun waren, blieb zwar im Halbdunkel bestehen, aber wenn man sie gegen das Licht betrachtete, so lief darin doch viel Grün mit unter. Ihre Hände waren ziemlich verarbeitet und hatten innen kleine Schwielen vom Handhaben der Besen und Gartenwerkzeuge. So tröstete sich Viktor über seinen Verlust, und brachte seinen Kopf wieder aus der Schlinge. Abends machte der Lange einen Scherz: „Denk mal, Spiele, der Pratteler wollte uns nicht aus dem Haus. Ich glaube, er hatte Bedenken, dich mit mir allein zu lassen.“ Spiele warf ein Kinderhemdchen herum, an dem sie nähte. „Es ist auch nicht immer ein Vergnügen, mit dir allein zu sein,“ gab sie lachend zurück. „Aber ich wills in diesem Haus mit dir weiter versuchen.“

Acht Tage später gehorchte Viktor dem Marschbefehl, den er von der Organisation bekam. Alle unverheirateten Arbeiter mußten den Platz räumen, um die Streikkasse zu entlasten und den Sieg oder die Niederlage den Familien allein zu überlassen. Nachher mochten sie wieder zuziehen. Er verließ Höflingers Haus, dem er zu neuem Leben verholfen hatte, dankbar und mit Glückwünschen von der allerbesten Sorte, und zog wohlbewußt und tatbereit und mit geschnittenen Haaren in eine Welt hinaus, die sich überall vor seinen Augen frisch organisierte.

Aus unserer Studienmappe.



Holländische Fischer. Studienzeichnung von Jozef Israels.

Das Mädchen mit dem Rosenkranz.

Zog einst ein pilgernder Mönch durchs stürmische Grauen
Einer wolkigen Herbstnacht, mondscheindurchhellt.
Hatte nie eine Frau berührt, aber dachte an Frauen,
Betete heiß sich zu Gott hin, doch dachte der Welt.
Sehnte die Welt, doch betete glühend um Frieden.
Müde brach er am Weg in die Knie und schrie: „Herr Christ!“
Da, am Buschrand drüben, weltabgeschieden,
Blickt ein Kapellchen her, das erleuchtet ist.

Staunend betritt er's. — Der Altar flimmert von Kerzen,
Um die Empore zieht sich ein Lichterband.
Lichtlein wehn im Gestühl. Mit klopfendem Herzen
Nimmt er ein graues Gemälde wahr an der grauen Wand:
Wandernde Leute, Kerzen, die nebeltrüb brennen,
Frauen und Männer, gleichviel Elend wie Glück.
Greise und Kinder, keins der Gesichter zu kennen,
Nur die zwei letzten im Zuge schauen zurück.
Mädchen, die bleichen Gesichter ähnelnd geschnitten.
Da, ein Luftzug vom Tor, aufflackernder Glanz.
In die Kapelle mit schönen schwebenden Schritten
Kommt ein Mädchen, im Haar einen Rosenkranz.
Nimmt den Gang nach dem Wandbild; aber da stocken
Vor dem Mann ihre Schritte. Sie sehn sich an,
Und erglühend unter den goldenen Locken
Senkt sie schmerzvoll die Stirn vor dem fremden Mann.
Ihre Lippen glühn unter seinen Gluten.
Wie ein tauender Bergstrom steigt beider Gefühl
Tage, Wochen legen sich in Minuten
Ihm zur Seite schmiegt sie sich ins Gestühl.
Ringsum singt und klingt es — wie wunderbare
Süßeste Chöre, preisend die höchste Macht.
Und sie reicht den Kranz ihm aus ihrem Haare.

Da durchzittert ein Rufen die kalte Nacht. —
Ihre Lippen zucken von Überwinden.
„Weh, sie winken!“ flüstert sie, „ich muß gehn!“ —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Und er sieht sie in jenem Bild verschwinden. — —

Grauer Morgen weckt ihn und Windeswehn.
Angst und Schrecken umstehn ihn wie finstre Berge,
Spinnen weben — es mulbert Moderduft. — —
Wo er hinblickt im Raume: Särge, — Särge! —
Weh! Er hat geschlafen in einer Gruft!
Dämmernd öffnet sich eine Tür ins Freie,
Männer treten mit schwerem Schritt herein,
In der Särge festgeschlossene Reihe
Setzen sie einen langen und schmalen Schrein.
Flüsternd fragt er mit wirren, fiebernden Sinnen — — —
Ja, es wäre ein Mädchen im Jugendglanz!
Und sie läge im Sarge in weißen Linnen!
Blond von Locken, im Haar einen Rosenkranz!

Und der Mönch kam am nächsten Abend vom Grauen
Stürmischen Wegs in sein Kloster, das groß erhellt,
Beichtete überwundenes Sehnen nach Küssen von Frauen,
Ging zu Gott ein nun ganz, ging ganz aus der Welt.
Lebte ein Leben der Tat, voll verschwiegener Trauer,
Diente den Ärmsten der Armen, heiter und mild,
Sanft wie ein Greis, so jung er noch war. — Ein Schauer,
Den er nicht faßte, hatte sein Herz gestillt.

Frida Schanz.



Die Mandschu-Dynastie.

Von Prof. Dr. Georg Wegener.





Das Edikt, das den Verzicht des Mandschukaisers auf die tatsächliche Ausübung einer Herrschergewalt in China ausspricht und seine Befugnisse auf die Ausübung einiger religiöser Zeremonien beschränkt, ist öffentlich erlassen, die politische Abdankung des Mandschu also anscheinend endgültig vollzogen. Wie eine seltsame Anomalie, ein archaistischer Rest mittelalterlicher Historie ragt diese Dynastie — und mit ihr der ganze Zustand Chinas — in unsere Gegenwart hinein. Und mit mir werden sicherlich viele, die China kennen und lieben, heut mit dem Gefühl vor der vollzogenen Tatsache stehen, daß die Mitwelt wieder um eine kulturelle Erscheinung von fesselnder Farbe und alter Eigenart ärmer geworden ist.

Vertraut zu sein pflegt auch dem Zeitungsleser, der sonst wenig von chinesischer Geschichte weiß, daß es sich bei den Mandschukaisern in China um die Herrschaft eines stammfremden, nicht chinesischen Geschlechtes handelt. Oder besser noch um die eines fremden Volkes über ein unterjochtes, die auch trotz nahezu dreihundertjähriger Dauer durchaus als solche empfunden wurde; und daß diese Tatsache mit ein Grund zu ihrer gegenwärtigen Beseitigung geworden ist.

Eine absolute Neuheit in der Geschichte Chinas ist eine solche Herrschaft eines fremdrassigen Volkes keineswegs. Wiederholt haben schon in früheren Jahrhunderten fremde Volksstämme über große und kleine Teile oder über das ganze Reich geboten. Ja die Herrschaft der Mandschu selbst ist sogar in gewisser Weise eine Wiederholung.

China ist geographisch aufs innigste mit Zentral- und Nordostasien verknüpft. Nicht mit einem trennenden Riesenwall, wie gegen Indien, sondern in leicht überschreitbaren Stufen fällt das rauhe Hochlands- und Wüstengebiet Innerasiens gegen die lachenden Fluren des chinesischen Fruchtlandes ab, und für die räuberischen Instinkte der halbwilden Nomadenvölker, die auf den weiten Steppen der Mongolei und der ähnlich gestalteten Mandschurei ihr Wesen trieben, übte natürlich kein anderes Land eine solche Anziehung auf ihre Begehrlichkeit aus, wie das unmittelbar neben ihren Weidegründen gelegene Ackerbaugefilde der betriebsamen Chinesen. Erst das ungeheuere Werk der Großen Mauer im III. Jahrhundert v. Chr., d. h. die Schaffung einer künstlichen Nordgrenze Chinas für die fehlende natürliche, gebot diesen Zuständen Einhalt.

Aber diese Mauergrenze war nur wirksam, wenn ein starkes Geschlecht sie verteidigte, wie die nationalchinesischen Dynastien der Han (206 v. bis 290 n. Chr.) und der Tang (618 bis 906). Zur Zeit, als die Sung-Dynastie (960 bis 1295) in China herrschte und eine hohe Kulturblüte friedlicher Art heraufführte, ohne jedoch eine den Forderungen der Zeit gewachsene Militärmacht entwickeln zu können, bestand im Norden der Großen Mauer das Reich der Khitan, eines tungusischen Stammes von halbnomadischer Kultur, das auch die Mandschurei mit einschloß und unaufhörlich die Grenzen Chinas mit Krieg und Plünderung heimsuchte. Schließlich nahmen sie den Chinesen auch die nördlichsten Teile der Provinz Tschili weg und gründeten hier ganz in der Nähe des heutigen Peking eine Residenz, aus der die spätere Hauptstadt des chinesischen Reiches hervorgehen sollte. Um sich gegen diese Khitan zu wehren, tat der Sungkaiser Hui Tsung den gefährlichen Schritt, der in der chinesischen Geschichte so oft verhängnisvoll gewesen: er verbündete sich mit einem Gegner der Khitan, dem Fürsten Akuta der Niutschi, eines ebenfalls tungusischen, aber von den Khitan verschiedenen Stammes, der in der Mandschurei wohnte. Bis dahin von den Khitan unterdrückt, hatten sie sich gegen die Khitan erhoben, und ihr Fürstengeschlecht hatte sich den Namen der Kin, d. h. der „goldenen" Dynastie, beigelegt. Dies Volk der Kin sind nichts anderes als die Vorfahren der heutigen Mandschu.

Die Kin stürzten auch im Jahre 1115 das Reich der Khitan, traten zugleich aber dessen Erbschaft in Nordchina an, indem sie allmählich in hartnäckigen Kämpfen den chinesischen Sungherrschern die ganze Nordhälfte des Reiches bis an den Yangtsekiang entrissen. Die Kin verlegten nun ihre Residenz nach China und geberdeten sich ein Jahrhundert hindurch ganz nach der Art der heutigen Mandschu als chinesische Kaiser, bis ein neuer furchtbarer Gegner ihrer Herrschaft ebenso wie der der Sungkaiser ein Ende machte.

Aus den Steppen der Mongolei brach der fürchterlichste aller Eroberer der Weltgeschichte, Dschingis Khan, hervor und stürzt sich verheerend über Nordchina. Tapfer wehren sich die Kin; Dschingis Khan selbst erlebt ihre völlige Niederwerfung nicht mehr; erst sein Nachfolger Okkodei vollendet sie, und zwar noch mit Hilfe der Sungkaiser von Südchina, die zum zweiten Male die Torheit begehen, einen „Retter" ins Land zu rufen, von dem sie voraussehen mußten, daß sie selbst seine nächste Beute werden würden. Mit dem Glanz des Heldentums sind die letzten Kämpfer der Kin umstrahlt. Schritt für Schritt verteidigte der letzte Kaiser der „Goldenen Dynastie" den Boden seines

Landes, bis er endlich 1234 in der belagerten Stadt Yunningfu, als alle Lebensmittel zu Ende waren, sich mit seinen Angehörigen, seinen Weibern und Schätzen in seinem Palast verbrannte.

Der Sturz der fremdrassigen Kin durch die Mongolen zog rasch auch den der nationalen Sung-Dynastie nach sich, deren Reste der gewaltige Kublai Khan, der Gönner Marco Polos, im Jahre 1250 vernichtete. Bis 1368 regierte die mongolische Yüan-Dynastie über China, wo sich dann eine national-chinesische Reaktion dagegen erhob, unter einem aus niedrigsten Ständen hervorgegangenen, aber äußerst tüchtigen General. Der letzte Mongolenkaiser flüchtete durch die Pässe im Norden von China in die mongolischen Steppen zurück, und der siegreiche Feldherr gründete die einheimische kaiserliche Dynastie der Ming (1368 bis 1644).

Die Ming waren ein gesundes und kräftiges Geschlecht, das zu Anfang eine Anzahl trefflicher Herrscher hervorbrachte. Allein sehr bald ging es dieser Dynastie wie allen anderen zuvor. In der Steigerung des höfischen Zeremoniells und der damit zusammenhängenden Abschließung im Palast, in der Haremswirtschaft und dem hiermit unweigerlich verbundenen Eunuchenwesen degenerierte das Geschlecht. Aufstände brachen in verschiedenen Teilen des Landes aus, meist durch Hungersnöte hervorgerufen, die nach alter chinesischer Sitte als Strafen des Himmels für Fehler des „Sohnes des Himmels", d. h. des Kaisers, angesehen wurden. Alles trieb allgemeiner Auflösung entgegen.

Das war die Zeit, wo wir von neuem von jenem jugendkräftigen, kriegerischen Volke im Nordosten Chinas hören, das den Chinesen die Kin-Dynastie gegeben hatte. Aus in der Heimat Gebliebenen oder nach Norden Zurückgeflüchteten hatte sich ein neuer Volksstamm entwickelt, der sich jetzt Mandschu nannte. Hochgewachsene, schlankgliedrige Menschen, von geringen wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen, aber begeistert für Leibesübungen und entflammt für Jagd, Waffenspiele und Krieg. In mittelalterlich mongolischer Clansverfassung lebten sie, geführt von Adelsgeschlechtern, die ihre Bannerleute hatten. Sie hausten in der Gegend des Weißen Gebirges nahe der koreanischen Grenze und übten ihre kriegerische Kraft in immer neuen räuberischen Überfällen in das Gebiet der wankenden chinesischen Macht. Gegen Ende des XVI. Jahrhunderts gründete der Fürst Nurhatschu, der Führer des mächtigsten der Clans, der Ahnherr der heutigen Mandschu-Kaiserfamilie, eine namhafte Herrschaft in der Mandschurei. Im Jahre 1629 streiften die Mandschu bereits bis in die Nähe von Peking und Tientsin. Ein tapferer, der nationalen Dynastie treu ergebener chinesischer Feldherr namens Wu San Kwei, verteidigte mit Mühe gegen sie die Nordgrenze des Reiches. Währenddem aber ging hinter seinem Rücken bereits die Dynastie der Ming in einem Pandämonium voll Schrecken und Verzweiflung zu Ende. Aufstände erhoben sich an allen Ecken und Enden im Reich. Ein Führer solcher Rebellen zog gegen Peking und eroberte es, und in dem Graus und Chaos tötete der letzte Mingkaiser Huai-Tsung seine Gattin und seine Tochter und erhängte sich dann in den Gärten seines Palastes an einem Baum. Noch 1900, als uns zur Zeit der Besetzung von Peking das Innerste jener mysterienumworbenen Kaiserburg, der „Verbotenen Stadt" sich vorübergehend öffnete, sah man dort jenen alten knorrigen Baum stehen, zur Erinnerung an jenes Ereignis mit rostigen Ketten behangen.

Um den Empörer, der sich zum Kaiser ausgerufen hatte, zu bewältigen, verbündete sich der General Wu San Kwei mit dem Heerführer der Mandschu und stürzte ihn mit ihrer Hilfe. Aber wieder ging es, wie vorauszusehen war. Der auswärtige Retter ergriff die Gelegenheit und schwang sich selbst auf den Thron. Wu San Kwei fügte sich und erwirkte nur die Verbürgung einiger Rechte der Chinesen, die sehr charakteristisch sind für die ganze Sinnesart der Nation. Die Mandschu sollten sich verpflichten, keine Chinesin in den kaiserlichen Harem aufzunehmen. Wahrscheinlich gingen die Mandschu darauf aus anderen Gründen ein, als der Chinese meinte, nämlich weil sie damit den chinesischen Einfluß und die chinesische Rassenmischung ihres Geschlechts verhindern wollten. Dafür wurden die Verschnittenen nur aus Chinesen genommen, ein charakteristischer Ausdruck für die männliche Rangstellung, die sich die Mandschu den Unterworfenen gegenüber selbst gaben. Eine zweite Bedingung, bezeichnend für den Gelehrtenhochmut der Chinesen, war, daß das Höchstprädikat in den großen staatlichen Hauptexamen niemals einem Mandschu zufallen sollte. Dagegen bestanden die Mandschu darauf, daß die Chinesen zum Zeichen ihrer Unterwerfung die nationale Zopftracht der Mandschu annehmen müßten. Das ist bekanntlich vollkommen zur Durchführung gekommen. Aber bis heute ist dieser Zopf, den wir in Europa lange für eine ganz besonders chinesische Sitte angesehen und bespöttelt haben, den Chinesen als Fremdtracht bewußt geblieben und bei den Anti-Mandschu-Revolutionären der letzten Menschenalter ist stets das Ablegen des Zopfes eine der ersten Kundgebungen nationalchinesischer Richtung gewesen. Wu Sang Kwei konnte nur für die chinesischen Frauen durchsetzen, daß sie ihre Tracht der mandschurischen Frauentracht nicht anzupassen brauchten. Insbesondere sollten sie die Sitte der Fußverkrüppelung beibehalten dürfen, an der den chinesischen Männern so viel gelegen war. So ist denn bis zur Gegenwart die Tracht der Mandschufrauen augenfällig unterschieden geblieben von der chinesischen, während bei den Männern die Unterscheidung der Stämme nach dem äußeren Eindruck sehr schwierig ist.

Als erster Mandschukaiser bestieg Schun-tsche (1644—61) den uralten Thron der Söhne des Himmels und nahm für seine Dynastie den feierlichen Namen Ta-Tsching d. h. die „Große Reine" an.

Die völlige und tatsächliche Unterwerfung der Chinesen, die damals schon ein Volk von hunderten von Millionen gewesen sein müssen, durch ein Volk, das auf drei bis vier Millionen höchstens zu veranschlagen war, ist keineswegs mit diesem einen Schlage vollendet gewesen, sondern hat lange und hartnäckige Kämpfe gekostet.

Eigentlich konsolidiert hat die Macht der Mandschudynastie erst der Nachfolger Schun-Tschis, der kraftvollste und größte aller Mandschukaiser, Kanghsi (1662 — 1722). Einer der ganz großen Männer, wie wir sie gelegentlich auf asiatischen Fürstenthronen auftauchen sehen: Männer von gewaltiger Lebensfülle und Vielseitigkeit, mit hoher Pflichttreue und großartiger Hingabe an ihre Herrscheraufgaben. Kanghsi kam noch als Knabe zur Regierung, und eine zeitlang stand die ganze Herrlichkeit der Mandschu auf recht bedenklichen Füßen. Allmählich aber gelang es ihm, seine Position nicht nur in China selbst zu festigen, sondern auch zu weiteren Eroberungen vorzugehen.

Die Mandschu schlossen sich soviel wie möglich der überlegenen chinesischen Kultur an, benutzten die Talente der Chinesen für die Verwaltung des weiten Reiches, kontrollierten sie aber dadurch, daß sie möglichst zu gleichen Teilen die Mandarinate mit Chinesen und Mandschu besetzten. Den höheren Zivilverwaltungsbeamten in den einzelnen Provinzen wurde stets ein mandschurischer Militärmandarin mit einer Garnison aus mandschurischen Bannertruppen beigegeben, die für seine Loyalität sorgten. Die alte Clanverfassung der Mandschu blieb in der Weise erhalten, daß die gesamten Mandschutruppen in acht Banner zerfielen, den acht Hauptclans entsprechend, deren Chefs den kaiserlichen Clan Nurhatschus bildeten. Dessen Familienmitglieder hatten prinzlichen Rang. Das ganze Mandschuvolk blieb gleichsam eine einzige Prätorianergarde. Zwischenheiraten zwischen beiden Volksteilen wurden untersagt, den Mandschu dauernd ein privilegiertes Herrendasein dadurch gewährleistet, daß allen Nachkommen der Mannen, die seinerzeit den Thron der Mandschu in China aufrichten halfen, auf ewige Zeiten Pensionen aus chinesischen Staatsmitteln zugewiesen wurden, die den Charakter der Mandschu als Herren- und Kriegerrasse innerhalb Chinas sicherstellen sollten.

Wir kennen den Kaiser Kanghsi besonders gut, weil unter seine halbhundertjährige Regierung die Blütezeit des Einflusses der christlichen Jesuitenmissionen in China fällt, deren wissenschaftlichen Tätigkeit wir die Grundlage unserer modernen Kenntnis vom Reich der Mitte überhaupt verdanken. Diese geistvollen, hochgebildeten, politisch fabelhaft geschickten Missionare hatten schon unter den Ming angefangen, eine große Rolle zu spielen und sich dem Hof durch Wissenschaften und Künste unentbehrlich zu machen. So erneuerten sie die schon von Kubbi-Khan gegründete Sternwarte in Peking und leiteten die Herstellung jener wundervollen astronomischen Instrumente, die heute zum Teil den Garten der Orangerie in Potsdam schmücken. Mit ihrer Hilfe unternahm Kanghsi das Riesenwerk einer Gesamtkarte des chinesischen Reiches, einschließlich der Nebenländer. In jahrelangen Reisen durchzogen sie die verschiedensten Teile des Reiches, sammelten die vorhandenen kartographischen einheimischen Einzeldarstellungen, berichtigten sie durch eigene Aufnahmen, entsandten in andere Gebiete von ihnen ausgebildete eingeborene Hilfsarbeiter und arbeiteten zuletzt das Ganze zu dem monumentalen Kartenwerk zusammen, das bis heutigen Tages die Grundlage unserer Karten von China geblieben ist. Auch gossen sie dem Fürsten prachtvolle Geschütze, wie deren zwei z. B. seit dem Boxerkrieg in den öffentlichen Anlagen von Saarbrücken zu sehen sind. Sie begleiteten ihn auf seinen Jagdzügen nach Jehol im Norden der Großen Mauer, alle Strapazen mit ihm teilend und seinen regen Geist mit politischen, wissenschaftlichen und religiösen Gesprächen unterhaltend. Auch für die chinesische Literatur hatte der Kaiser, obschon er selbst stets in erster Linie Staatsmann und Krieger blieb, ein bewundernswertes, förderndes Interesse. Er ließ ein großartiges Wörterbuch der chinesischen Sprache herausgeben, das noch heute maßgebend ist. Ebenso eine mächtige Encyklopädie in mehr als 5000 Bändchen. Er selbst stellte eine grundlegende Morallehre für die Volkserziehung auf in sechzehn Sprüchen, die als „heiliges Edikt" Kanghsis seitdem in den Schulen gelernt und erläutert wurden.

Von Kanghsis Nachfolger Yungtsching (1723 bis 1735) haben wir einen ungünstigeren Eindruck.

Ihm folgte mit Kienlung (1736 bis 1795) ein Monarch, der an Länge der Regierung wie an Bedeutung neben Kanghsi zu stellen ist. Seine Regierung bedeutet den Höhepunkt der Macht, des Glanzes der Dynastie und der Blüte Chinas in der Mandschu-Periode. Unter ihm dehnte sich die Machtgrenze Chinas so weit aus, wie kaum je zuvor. Ganz Zentralasien einschließlich Tibets wurde dem Reiche angegliedert. Westwärts drangen seine erobernden Heere bis nach Khokand, südwärts bis Nepal, Birma und Annam, die tributpflichtig gemacht wurden. Auf weiten Reisen besichtigte der Kaiser selbst sein Reich, wo Zucht, Ordnung und Wohlstand herrschten. Die Künste blühten. Noch heute künden uns die Porzellane, die Cloisonnés, die Schnitzereien des XVIII. Jahrhunderts von jener Zeit des erneuten Luxus und Geschmacks. Kienlung selber pflegte

leidenschaftlich die Poesie und war von großer Toleranz gegen die fremden Glaubensboten, die im Abendlande seinen Ruhm verkündeten. Damals gelangte China bei den Encyklopädisten in den Ruf eines patriarchalischen Musterlandes, das sie sich mit idealen Zügen der Gerechtigkeit, Weisheit und Toleranz ausmalten und auf das sie zur Kritik der einheimischen Verhältnisse exemplizierten. Europäische Gesandtschaften wie die des Lord Macartney im Jahre 1793 durchreisten China und schilderten seine materielle Blüte in begeisterten Darstellungen.

Mit Kienlung war der Höhepunkt der Mandschu-Geschichte erreicht. Unter seinem Nachfolger Kiaking (1796 bis 1820) begann der Niedergang, hervorgerufen durch genau die gleichen Umstände, die allen orientalischen Dynastien, ohne Ausnahme, verhängnisvoll werden: durch die zunehmende Vergöttlichung ihrer selbst, durch die immer feierlichere Abschließung vom Volk und seinem Leben, durch die verweichlichende Beschränkung auf den Palast und das entnervende Haremsleben mit den des sittlichen Charakters, wie es scheint, naturnotwendig entbehrenden Eunuchen, durch das in dieser schwülen, abgeschlossenen Atmosphäre um so üppiger wuchernde Intrigenspiel der Verwandtencliquen und Hofparteien.

Rascher nach abwärts ging es unter Taokuang (1821 bis 1850). Die Finanznot führte unter ihm zur Einführung der verhängnisvollen Praxis des Ämterverkaufs, und damit war nun jener stets im Charakter des Chinesen gelegenen, entsetzlichen Bestechlichkeit und dem „Squarze" Tür und Tor geöffnet, die das ganze Mandarinenwesen heillos ruinieren und bis zum heutigen Tage die ganze öffentliche Moral in China in einer so furchtbaren Weise zu untergraben, daß hierin in erster Linie alle patriotischen Bestrebungen zu einer Regeneration Chinas hilflos scheitern mußten.

Wir sind heute erstaunt, wie ein der Zahl, der Zivilisation, der intellektuellen Fähigkeit nach so überlegenes Volk die Mandschu-Herrschaft überhaupt ertragen konnte. Erklärlich ist das indessen sehr wohl dadurch, daß die Mandschu mehr als ein Jahrhundert hindurch China wirklich innere Ordnung und hohen äußeren Glanz gegeben hatten. Erst als beides aufhörte, erwuchs naturgemäß die Gegnerschaft gegen diese Herrschaft.

Unter Taokuang tritt nun zu den inneren Wirren eine ganz neue Art von äußeren Schwierigkeiten hinzu: der Zusammenstoß mit der europäischen Kultur und Weltmacht. Der sogenannte Opiumkrieg 1840 bis 1842 mit England ist die erste ernstliche Erschütterung Chinas durch die „fremden Teufel". Die erzwungene Eröffnung von fünf Vertragshäfen für die europäischen Kaufleute und die Abtretung der Insel Hongkong ist die erste jener ununterbrochenen Kette von Demütigungen, die das stolze China, das die Universalkaisermacht der Welt zu sein glaubte, im Lauf der nächsten Menschenalter erlitt.

Die Erbitterung des Volkes darüber wandte sich gegen die Dynastie und ihre Stützen, die Mandschu überhaupt, und kam bereits unter der Regierung von Taokuangs Nachfolger Hiengföng (1850 bis 1861) zu einem Ausbruch von unbeschreiblicher Furchtbarkeit. Schon im ersten Jahr seiner Regierung begann der Südchinese Hung Tsintsuen, ein religiöser Schwärmer, jenen entsetzlichen, anderthalb Jahrzehnte währenden Aufruhr, der unter dem wie ein blutiger Hohn der Weltgeschichte klingenden Namen Taiping, d. h. „Großer Friede", bekannt geworden ist. Die Devise der Taiping-Rebellen war die Vernichtung der Mandschuherrschaft und die Wiedergeburt eines nationalen Chinas; ihre erste symbolische Handlung, das Abschneiden des Zopfes. Die Empörer eroberten etwa zweidrittel Chinas, machten Nanking zu ihrer Kaiserresidenz und rückten drohend bis in die Nähe Pekings. Nicht mit eigener Kraft, sondern nur mit Hilfe der Europäer gelang es den Mandschu schließlich, noch einmal der chinesischen Auflehnung Herr zu werden.

Hienföngs Charakter ist der Typus eines entnervten und moralisch verkommenen Schwächlings. Im Jahre 1860 kam es so weit, daß er mit seinem ganzen Hofstaat vor den Engländern und Franzosen, mit denen infolge törichter Verkennung internationaler Pflichten und der eigenen Kraft, ein neuer Zusammenstoß heraufbeschworen war, aus Peking nach Jasol, dem alten Jagdschloß des Ahnen Kanghsi, flüchten; die Residenz wurde von den „fremden Teufeln" erobert und der mit Kostbarkeiten gefüllte kaiserliche Sommerpalast am Fruso, dem Berge westlich von Peking, geplündert und verbrannt.

Diese furchtbare Lehre hat, soweit es den Mandschu möglich war, noch einmal eine Art Aufraffens hervorgebracht. Die Regierungszeit des jungen Tungtschi (1862 bis 1875) und die ersten Jahre von dessen Vetter Kuanghsü (1875 bis 1908) waren wieder eine Periode verhältnismäßiger Kräftigung Chinas. Es gelang, den Frieden im Lande herzustellen und das abgefallene Ostturkestan wieder dem Reiche zu unterwerfen. Die stark gelockerte Bande mit Tibet wurde schärfer angezogen, die südliche Mandschurei, inzwischen dicht mit Chinesen besiedelt, ward nach Muster der Provinzen des eigentlichen China organisiert, die Russen konnten zur Wiederherausgabe des von ihnen besetzten Gebiets von Kuldsche veranlaßt werden.

Das Verdienst dieser Erfolge ist freilich am wenigsten auf die Persönlichkeiten der Herrscher selbst zu setzen, die fast während dieser ganzen Zeit ja noch Kinder waren. Die wahre Macht lag während ihrer Regierungszeit schon in den Händen jener merkwürdigen, genialen Frau, der aus dem Yehonala-Khan der Mandschu hervorgegangenen zweiten Gattin des Kaisers Hiengföng und

Mutter seines Thronerben, deren eigentlichen Mädchennamen man nicht kennt, die man früher mit ihrem Familiennamen Yehonala, später mit ihrem Ehrentitel Tsehsi bezeichnet. Jener glänzenden Persönlichkeit voll dämonischen Machtwillens und Charakterkraft, deren Bild ich bereits früher einmal in diesen Blättern zu schildern versucht habe.

Der Kaiser Kuanghsü macht den Eindruck einer Persönlichkeit, wie wir sie oft am Ende niedergehender Dynastien finden, d. h. eines Mannes, der an sich nicht schlecht ist, der tief das kommende Unheil fühlt und wohlmeinend versucht, Besserung zu schaffen, dessen Intelligenz und Wille aber nicht mehr dazu ausreichen und der nun die Sünden der Väter tragisch büßen muß. Als er zur Großjährigkeit und selbständigen Regierung gekommen war, lieh er mit einem feurigen, an sich höchst sympathischen Enthusiasmus sein Ohr den modernen Reformen, deren Führer Kangyuwei war, ein Lehrer und Genoß des heutigen Revolutionsführers Sunyatsen, und versuchte, das alte Reich China mit unmöglicher Hast in einen Staat nach Art der modernen Großmächte umzumodeln. Auf Rat Kangyuweis versucht er dabei auch, den zu erwartenden Widerstand der Kaiserin-Witwe Tsehsi durch ihre Gefangensetzung aus dem Wege zu räumen. Die hellsichtige, ihm in jeder Hinsicht durch Intelligenz und Temperament überlegene Frau kam dem armen Toren zuvor, indem sie 1898 mit Hilfe Yuanschikeis, der seinen kaiserlichen Herrn in schmählichster Weise an die Kaiserin verriet, durch einen Staatsstreich die Herrschaft wieder an sich riß, um sie nun bis zu ihrem Ende 1908 aufs neue zu behalten.

Der wilde Zorn über die Reformpartei und ihre Pläne gegen sie selbst trübte eine Zeitlang den Scharfblick der Beleidigten soweit, daß sie sich auf die Torheiten der gegen die verhaßten Fremden und ihre Ideen gerichteten Boxerbewegung einließ und so die Katastrophe von 1900 herbeiführen half, die zum zweiten Male die Fremden in den Kaiserpalast von Peking führte und den Hof zum Exil zwang.

Als sie mit dem Jahresende 1901 wieder nach Peking zurückkehrte, hatte sie gelernt, und versuchte nun, gestützt auf den klugen und besonnenen Yuanschikei und andere hervorragende Männer Chinas, in verständigerer und maßvollerer Weise China zu den notwendigen Reformen überzuführen.

Als sie 1908 gleichzeitig mit dem schwachen Kuanghsü starb und die Regierung nominell dem jungen Kaiserkind Puzi (1908 bis?) hinterließ, trat, wie es schien, die einzige Energie und Intelligenz vom Schauplatz, die den Niedergang der Mandschu noch hätte aufhalten können. Auch war die Lage der Mandschuh verzweifelt. Reformen waren unabweislich; diese Reformen aber mußten notwendig sich gegen die Mandschuherrschaft selbst kehren, deren privilegierte Stellung in modernen Staatsverhältnissen nicht mehr aufrecht zu erhalten sind. Auf wen also sollten sich die Mandschu-Adligen stützen? Auf die Chinesen? Wie konnte sie bei diesen als Fremdherrscher ehrliche Hilfe erwarten! Auf ihre Stammesgenossen im Reich? Diese hatten ihre militärische Kraft längst eingebüßt, hatten nur noch ihren Dünkel, ihre Bildungsinferiorität, ihre Ansprüche behalten und konnten ihr ernstlich nichts mehr nützen.

Trotzdem scheint es, als habe die reaktionäre Partei am Hofe in den letzten Jahren noch einmal den verzweifelten Versuch gemacht, die ihre Vormacht gefährdenden Reformen zu hintertreiben. Yuanschikei wurde von dem Regenten Tschun schimpflich verjagt, die von Tsehsi feierlich verkündeten Reformpläne durch Aufschubmanöver hintangehalten, die höchsten Stellen der Verwaltung mehr als je mit Mandschu und ausgesprochenen Mandschu-Parteigängern besetzt. Gleichzeitig wurde versucht, die kaiserliche Macht im Reiche schärfer anzuziehn. Aber die modernen Ideen, verquickt mit den Gedanken einer nationalen Wiedergeburt Chinas nach dem Muster des rassen- und kulturverwandten Japan, trugen endlich den Sieg davon.

Wie groß die Verzweiflung der Mandschu im kaiserlichen Palast zu Peking gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß sie sich herbeiließen, Rettung bei dem Chinesen Yuanschikei zu suchen.

Wie zu erwarten, spielt dieser ein glänzendes Spiel, bei dem natürlich nicht eine feudale Lehnstreue zu den Mandschu bestimmend sein konnte, dem aber, wie es scheint, von vornherein der klare Gedanke vorschwebt, den einzig möglichen Mittelweg zu finden, auf dem das alte Reich und Volk Chinas weitergehen kann: eine Verbindung der unabweisbaren Forderungen einer Modernisierung Chinas mit einer Erhaltung der patriarchalischen religiösen Grundlagen des nationalen Staatsgefüges, wie es der großen Masse der Chinesen seit Jahrtausenden in Fleisch und Blut übergegangen ist. Die Lösung ist darin gefunden, daß die Mandschu-Dynastie erhalten bleibt mit dem Charakter eines religiösen Schattenkaisertums — wie es im Grunde ja auch in Japan besteht —, das dem Himmel die erforderlichen Opfer im Namen des Volkes bringen kann, selbst mit religiöser Verehrung umgeben und, politisch aber ausscheidet und Raum gibt für die Entwicklung einer wahrscheinlich entstehenden Oligarchie der Intelligenz nach japanischem Muster.

Ob diese Lösung eine einigermaßen dauernde sein wird, vermag heute niemand zu sagen. Daß aber eine politische Regeneration der Mandschu und ihrer Herrschaft eintreten kann, ist nicht wahrscheinlich.

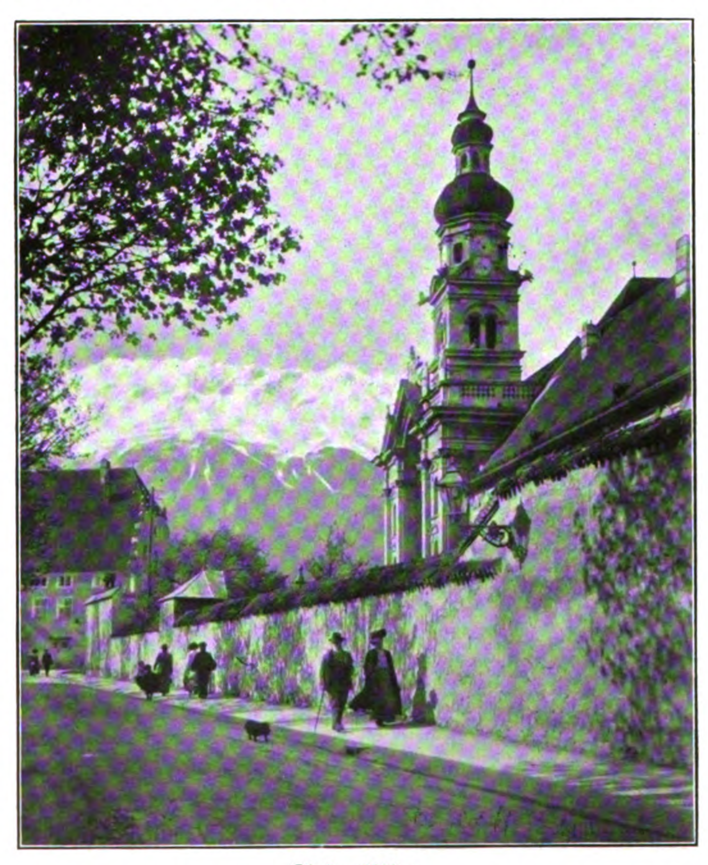
Innsbruck. Von Georg Freiherrn von Ompteda.

Mit vier farbigen Abbildungen nach Aquarellen von E. T. Compton und fünfzehn Textillustrationen nach Originalaufnahmen.

„Innsbruck, ich muß dich lassen,
Ich fahr' dahin mein' Straßen
In fremde Land' hinein." (Volkslied.)

An jener Stelle des Inntales, auf die in rechtem Winkel die Brennerstraße stößt, als kürzester, leichtester Übergang von Deutschland über die Alpen, liegt Innsbruck, der Schlüssel zu Südtirol und damit Italien. Man sollte denken, dort müsse zwingend immer eine Stadt gewesen sein. Dennoch ist Innsbruck nicht eigentlich alt, wenn wir darunter das Zurückreichen in graue Vorzeit verstehen. Das mag daher kommen, daß einst der Inn das ganze Tal ausfüllte mit seinen Vermuhrungen, Sand- und Schotterbänken, seinem Überschwemmungsgebiet.

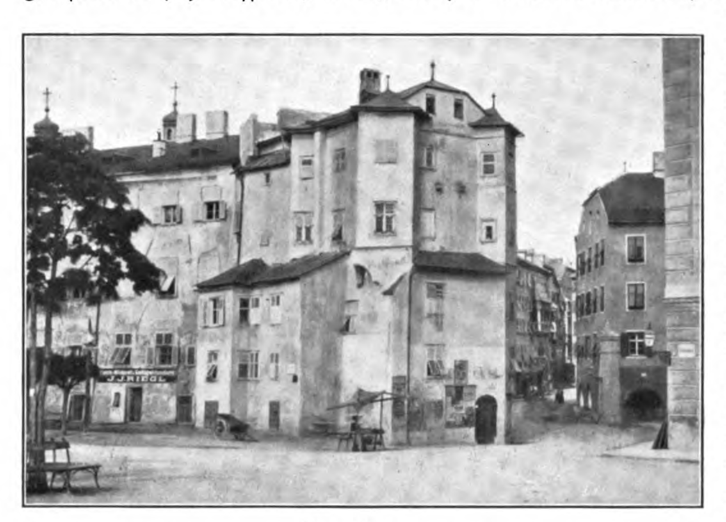
Eine römische Siedlung, Veldidena, lag zwar an der Stelle des heute mit Innsbruck vereinigten Wilten, verschwand aber wieder im Dunkel der Völkerwanderung, bis Wiltina, das Kloster, erscheint. Dem Krummstab der Äbte war das rechte Innufer, allmählich angeschwemmte, ebene Auen und Weiden, untertan, den Grafen von Andechs dagegen die linke Talseite, die vom Flusse aus fast unmittelbar zum Mittelgebirge aufsteigt, über dessen Terrasse dann wieder die Solsteinkette noch jäher emporschießt. Da nun die Italienwanderer hier über den Fluß mußten, so entstanden auf Andechsschem Gebiet bald Wirtshäuser, Fähre, Brückenzoll, eine Siedlung, die wegen Platzmangels den Hang emporkletterte. Bald begannen die ersten Innsbrucker, die Raum brauchten, sich auszubreiten, hinüber auf Wiltener geistliches Gebiet zu greifen. Allmählich ward dem Kloster ein Stück Boden nach dem anderen abgerungen, bis das inzwischen vom Markt zur Stadt gewachsene Innsbruck sich hauptsächlich auf dem rechten Ufer erhob. Noch jetzt heißt die am Inn entlang führende Straße nach dem letzten



Kloster Wilten.
Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft, A.-G., Steglitz-Berlin.

Andechser Herzog Ottostraße, und die Ottoburg steht drüben an der „Innsprukеn".

Wie in den meisten Städten, bei denen mittelalterliche Befestigung fiel, an Stelle von Wall und Graben breitere Straßen getreten sind oder Anlagen, so finden wir auch im heutigen Innsbruck im Halbkreis um den Kern der alten Stadt mit ihren altertümlichen Bauten den „Markt-" und „Burggraben" sich ziehen. Was draußen liegt — im Volksmund die „Neustadt" geheißen — wurde erst in späteren Zeitläuften von Wilten hinzugenommen. Vor allem ist es die heute breiteste, schönste Straße von Innsbruck, auf der das Hauptleben sich abspielt, der „Strich": die Maria Theresia-Straße. An ihrem Ende, dem Brenner zu — denn sie ist nichts anderes als der Auslauf der Brennerstraße — bildete der zur Zeit der großen Kaiserin errichtete Triumphbogen bis in unsere Tage die Stadtgrenze. Was jenseits liegt, um das Kloster Wilten, das letzte Besitztum des einst das ganze Tal beherrschenden Krummstabes, ist erst vor wenigen Jahren mit Innsbruck vereinigt worden. Dessen zum Zeichen steht heute am Bahnhof der Vereinigungsbrunnen.



Die Ottoburg.
Nach einer Photographie von Fritz Gratl in Innsbruck.

Bis an die Ausläufer des Berges Isel zieht sich nun die Stadt hinan. Aber wie sie auch unter den Andechsern blühte und darauf unter den Görzer Grafen, deren letzte Regentin Margarete Maultasch, jene sinnenfreudige Dame mit dem Wahlspruch: „Steter Liebesmangel ist meines Herzens Angel!", Tirol an die Herzöge von Österreich abtrat, wie sehr auch die Innsbrucker sich der Huld und Gnade ihrer Landesfürsten erfreuten: Residenz wurde Innsbruck noch nicht. Die alte Landeshauptstadt von Tirol blieb Meran. Doch schon Herzog Friedrich mit der leeren Tasche verweilte oft in Innsbruck. Die Sage schreibt ihm ja auch die Errichtung des berühmten „Goldenen Dachels" zu, das aber in Wirklichkeit vom Kaiser Max herstammt; schon die Jahreszahl 1500 sollte es beweisen. Mehr aber noch: auf dieser Meisterarbeit Tiroler Gotik befinden sich an der Erkerbrüstung des zweiten Stockes die Reliefbildnisse des Kaisers wie seiner beiden Gemahlinnen. Der Sohn Friedels mit der leeren Tasche, Erzherzog Sigismund, nun, machte Innsbruck zur Residenz- und Hauptstadt. Unweit der neugebauten Residenz, in der Hofgasse, liegt noch eines jener Häuser im Übergangsstil, das er seinem Hofriesen (denn die gab es neben den Hofzwergen auch) schenkte und das dessen Steinbild trägt. Der ganze Stadtteil dort macht einem noch heute träumen, als stünde man mitten in jener Zeit, in einem vollkommenen Bilde deutschen Mittelalters. Deutsch sind im Gegensatz zur italienischen Loggia die Erker, die überall aus den Häusern hervorspringen, während man an den Laubengängen unten in den Häusern schon die Nähe Italiens spürt.

Innsbruck trägt ganz den Stempel der Residenz. Die Landesherren haben alle ihre Spuren hinterlassen. Die stärksten jener, zu dessen Zeit Innsbruck den größten Glanz erreichte: „der letzte Ritter", der ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn gewesen ist: Kaiser Maximilian. Mit ihm tritt Innsbruck in das hellere Licht der Geschichte.



Innsbruck, gegen Norden hin gesehen. Aquarell von E. T. Compton.

Auch was die Fremden an der altertümlichen Stadt Innsbruck anzieht, ist im Grunde der Abglanz jener maximilianischen Zeit, die ein Echo findet zwei Generationen später durch des Erzherzogs Ferdinand Gemahlin, von einem poetischen Zauber umstrahlt, der jedes kleine Mädchenherz höher schlagen läßt, durch Philippine Welser.

Kaiser Max hatte um Innsbruck sein schönstes, größtes Jagdrevier. Der Ort war für ihn auch günstig gelegen, weil nahe Italien und dem Engadin, wo er Krieg führte. So gewann Innsbruck größere Bedeutung als irgendeine andere Stadt seines Reiches. Die Steuerkraft des Landes war auch durch Salz- und Silberbergwerke besonders stark. In der Innsbrucker Schatzkammer wurden die Einnahmen ganz Österreichs verrechnet. Die häufige Anwesenheit des Kaisers brachte es nun mit sich, daß, abgesehen von seinem großen Hoflager, immer eine Menge von Fremden anwesend waren. Der Ruf der Stadt ward durch alle Lande getragen, wie wir in heutiger Zeit erleben, daß Badeorte, an die früher keiner gedacht, durch irgendeinen Herrscher bevorzugt, emporblühen, weil alles meint, jener Große der Erde werde sich wohl nicht gerade den schlechtesten Platz aussuchen. Aber nicht allein die hohen Herren versammelten sich in Innsbruck, sondern in ihrem Gefolge kamen Handwerker und Gewerbtreibende. Für alle mußte Raum geschaffen werden. Neue Häuser wuchsen überall empor. Auch die alte Burg mit dem „Goldenen Dachel" war längst zu eng geworden, und es entstand, ein wenig bunt und ohne Einheit, die neue Hofburg. Noch immer lag sie im alten Teil Innsbrucks, aber es ging dort schon nach einem jüngeren Gebiet hinüber, dem Saggen, einst Klostergut von Wilten. Dort grünte und duftete der Hofgarten, an dessen schönen, weiten Anlagen sich jetzt das geräumige Stadttheater erhebt und die Stadtsäle mit ihren ausgezeichneten Künstlerkonzerten. Anschließend an die alte Burg Ferdinands I. wurde die Hofkirche errichtet, jener Bau, der wegen des Maximiliansgrabmals und den Gräbern der Helden von 1809 die stolzeste Zierde Innsbrucks bedeutet.

Es ist lehrreich, zu sehen, wie hier der gotische Stil schon Renaissancegedanken weicht, indem sonst enge, gotische Hallen zu größerer Breite auseinanderrücken mit schlankeren Pfeilern, daß man fast den Ein-



Der Burggraben.
Nach einer Photographie von Fritz Gratl in Innsbruck.



Die Maria Theresia-Straße.
Nach einer Photographie von Würthle & Sohn in Salzburg.

druck eines einzigen großen Raumes bekommt. Und noch reicher sollte er sein, denn das Maximiliansgrabmal ist nicht so zur Ausführung gekommen, wie es geplant war: nicht alle Figuren sind gegossen worden. Jene halb lebensgroßen, 23 an der Zahl, die auf der Orgelempore standen, werden heute abseits in der Silbernen Kapelle verwahrt. Trotzdem ist das Grabmal des Kaisers Max neben dem Nürnberger Sebaldusgrabe wohl das Herrlichste aus der Zeit zwischen Gotik und Renaissance auf deutscher Erde. Wenn die Sonne in flimmernden Lichtbalken durch die Fenster am Altare fällt, daß die ganze Kirche von goldigem Licht durchflutet wird, so erhebt sich dunkel in der Mitte das Grabmal, auf dem die Bronzefigur des betenden Kaisers kniet, rund umstanden — ein unvergeßlicher Eindruck — von 28 überlebensgroßen Bronzegestalten. Tritt man aber gar an einem düsteren Wintertage in die Hofkirche, wenn das Licht nur spärlich einfällt, der Gesang der Responsorien widerhallt, die Orgel summt, die gelben Flammen der dicken Kerzen brennen und aus dem geschwungenen Rauchfaß benebelnde Wolken steigen, so hält man den Atem an, und irgend etwas zittert in uns, wie nur in besonderen, gesegneten Stunden. Ein herrliches Renaissancegitter umzieht gleichsam zum Schutze den Sarkophag des Kaisers (in dem sein Leichnam übrigens seltsamerweise gar nicht ruht). Es ist einleuchtend, daß an einem so gewaltigen Plane, vielleicht der größten Aufgabe, die der mittelalterlichen deutschen Plastik je übertragen wurde, viele Künstler geschaffen. Der Grundgedanke war, die Ahnherren des Kaisers darzustellen. Wie nun freilich die beiden berühmtesten darunter gekommen sind, nämlich König Arthur von England und der Ostgote Theoderich, erscheint wundersam. Doch der mittelalterlichen Denkungsweise, insbesondere aber der des letzten Ritters, jenes, der den Teuerdank geträumt, entsprach es ohl, sich das Blut solcher Helden zuzuschreiben. Karl V., der Grübler, war anderer Meinung, ging er doch mit der Absicht um,

den König Arthur, da er mit den Habsburgern nichts zu tun habe, einschmelzen zu lassen. Zum Glücke für die Kunst ließ er den Plan fallen, denn die beiden Figuren sind die herrlichsten der ganzen Reihe. Von keinem Geringeren freilich auch als Peter Vischer. Insbesonders gilt König Arthur wohl für die schönste Fürstengestalt, die je aus eines Künstlers Hand gekommen. Die populärste ist sie jedenfalls. König Arthur und Theoderich sind nachgegossen, in Bronze, in Gips, in Holz geschnitzt, als Brandarbeit auf Holztafeln, wir finden sie auf Ansichtspostkarten, kurz, sie sind ein Wahrzeichen Innsbrucks geworden, wie das Matterhorn, die Statue der Freiheit im New Yorker Hafen, der Kölner Dom, der schiefe Turm von Pisa.

Aus allen deutschen Gauen waren die Meister zu der Arbeit gewonnen worden: von Augsburg, Nürnberg, München. Auch Holland und Italien fehlten nicht. Man kann sich denken, welchen Vorteil Innsbruck aus der Anwesenheit solcher Künstler und künstlerischen Handwerker gezogen hat. So war eine der Lieblingsschöpfungen des Kaisers Max die Löfflersche Erzgießerei, sowie Mühlau, in deren Gußhütte die Figuren der Hofkirche zum großen Teil gegossen worden sind. Aber auch sonst spürte man überall Maximilians Hand zum Segen der Stadt. Feste wurden gefeiert, Turniere abgehalten. War doch der Kaiser einer der größten Kenner und Liebhaber prunkvoller Rüstung. Er hat Kehlungen den Harnischen hinzugefügt, die dann Pfeifenharnische, oder richtiger Maximiliansharnische genannt wurden, aber gleich einer Mode nach seinem Tode wieder verschwanden. Er unterstützte eifrig das edle Handwerk der Plattnerei, so daß Innsbruck neben Nürnberg ein Hauptsitz wurde der Harnischschmiede, der Plattner, der vielleicht angesehensten Zunft. Daneben war Kaiser Max, in allen männlichen Übungen hervorragend, ein gewaltiger Jäger.

Das goldene Dachel.
Nach einer Photographie von Würthle & Sohn in Salzburg.

Bekannt ist sein Abenteuer. Kurz vor Zirl, nur wenige Kilometer von der Hauptstadt das Inntal hinauf, steigt jäh die gewaltige Martinswand empor. Man sieht sie von Innsbruck aus, wenn man gen Landeck hinaufblickt, als dunkle, steil abfallende Mauer. Heute ist sie vom Tunnel der Mittenwald-Innsbrucker Bahn durchbohrt, aber die Stelle, da einst der Kaiser in Todesnöten hing, ist unversehrt geblieben. Vom Tal aus erblickt man eine Höhle, in der ein Kreuz zum Andenken aufgestellt ist. Der Weg hinauf, einst gewiß eine



Zirl mit Ruine Fragenstein. Aquarell von E. T. Compton.



Bildnis Kaiser Maximilians I.
Gemälde von Albrecht Dürer in der Kais. Gemäldegalerie zu Wien.
Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.

scharfe Kletterei, ist heute versichert, so daß einigermaßen Schwindelfreie bis dorthin gelangen können, wo des kühnen kaiserlichen Kletterers und Jägers Weisheit zu Ende ging. Als unten im Tal das Volk schon betend auf den Knien lag, ein Priester mit erhobener Monstranz darunter, hat den Kaiser, wie die Sage meldet, ein Engel herabgeführt, dessen bürgerlicher Name aber bekannt ist — ein Gamsjäger — und der für seine Tat geadelt wurde.

Vom Zirlerberg hat man einen wunderbaren Blick gen Innsbruck. Oben ragen die Kalkkögel empor, die Kletterschule für die jungen Münchener Bergsteiger, dahinter liegt der Brenner, und weiter das Tal hinauf jenes Schloß, das Innsbruck neuen Glanz bringen sollte: Ambras. Nach des letzten Ritters Tode war es nämlich stiller geworden in der Tiroler Hauptstadt. Karl V. kam nach den Stürmen des Bauernkrieges wohl nach Innsbruck, er brachte nach der Schlacht bei Mühlberg den gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen mit, den er auf der Maria Theresia-Straße wohnen ließ, aber 1552 mußte der Kaiser selbst vor dem Kurfürsten Moritz flüchten. Über die Ehrenberger Klause hereinbrechend, hätte er ihn fast gefangen genommen. Es war für Innsbruck eine dunkle Zeit. Da, als der fünfte Karl zum Sterben kam, erhielt in der Erbteilung Erzherzog Ferdinand II. das Land Tirol. Und mit ihm lachte Innsbruck wieder die Sonne, denn seine Gemahlin war Philippine Welser. Eines der romantischsten Liebespaare der Weltgeschichte sind die beiden. Der Kaiser hatte die heimliche unebenbürtige Ehe zuerst nicht verzeihen wollen, bis er endlich, als Philippine einen Fußfall vor ihm getan, nachgab, gerührt von ihrer Schönheit. Von Sagen und Märchen ist die Augsburger Patriziertochter umsponnen, und ihr Nimbus



Bildnis der Philippine Welser.
Gemälde im Schloß Ambras.

ging über auf ihr Schloß.

Als Kaiser Ferdinand I. es 1563 seinem Sohne, Erzherzog Ferdinand, dem neuen Statthalter von Tirol, schenkte, gab dieser es seiner Gemahlin Philippine Welser. Für sie wurde es umgebaut. Hier hat sie den seligen Ehetraum geträumt, den alle jungen Mädchen, soweit sie nicht Prinzessinnen sind, wiederholen, wenn sie andächtig durch die Räume schreiten, da die Bürgerstochter gewandelt, die den Erzherzog gewonnen. Ihr Bad ist noch zu sehen im getäfelten Zimmer. In der Mitte der tiefen viereckigen Wanne ist ein pilzartiger Holzsitz, auf dem die schöne Welserin sich von den Wellen hat umspülen lassen. Sonst ist in ihrem Schlosse nicht mehr viel von ihr vorhanden. Die reichen, eingelegten Täfelungen sind bis auf eine zerstört. Die Bayern haben 1809 gewüstet, vielleicht haben sie die



Die Hofkirche.
Nach einer Photographie von Würthle & Sohn in Salzburg.



Die Hofburg.
Nach einer Photographie von Fritz Gratl in Innsbruck.

Holzverkleidung zur Feuerung benutzt. Auch die reichen Kunst- und Wunderkammern des Erzherzogs Ferdinand sind fortgekommen. 1806 wurden die berühmten Sammlungen vor den Bayern nach Wien gerettet. Dort sind sie geblieben. Die reichste Waffensammlung der Welt nach der Armeria in Madrid, und mit der sich wohl nur das Dresdner Johanneum vergleichen kann, befindet sich jetzt als Ambraser Sammlung im Hofmuseum zu Wien. Herrlich ist aber noch der „Spanische Saal", 1571 neben dem Hochschlosse über dem Ziergarten angebaut. Die alten Türen, wunderbar eingelegt, mit dem Werkzeichen des Meisters versehen, sind noch unversehrt. Die Renaissancedecke mit ihren großen Kassetten und Vergoldungen hängt noch wie einst an den Dachbalken befestigt. Spuren der reichen Wandmalerei, auf deren Kartuschen Geweihe prangen, sind vorhanden. Unten freilich, wo rundum die Fürsten Tirols gemalt waren, ist alles erst in jüngster Zeit erneuert worden. In zwei anderen Sälen ist der Rest der Waffensammlung aufgestellt: lange Reihen von Rennzeugen zum Scharfrennen, Stechzeugen, Feldharnischen, Landsknechtsharnischen, Zweihändern, Richtschwertern, Säbeln, Degen, Helmbarten, Glefen, Cousen, Runkas, Partisanen, Spontons, Schallern, Sturmhauben, Morions, Wallbüchsen, Faustrohren, Tartschen, Fahnen, Lanzen, Gewehren, Kanonenmodellen aus der damaligen Zeit, alles nur die einfachen Stücke der Sammlung, während man die edelsten in Wien suchen muß.



Inneres der Hofkirche.
Nach einer Photographie von Fritz Gratl in Innsbruck.

Aber verläßt man auch Ambras mit einer leichten Enttäuschung, der Geist Philippine Welsers scheint hier doch umzugehen, und wenn man den stilisierten Garten durchwandert und den Park sieht mit lauschigen Winkeln, wo diese Frau einst neben ihrem Gemahl ihr Glück gefunden, möchte man dem Erzherzog böse sein, daß er nach einer Philippine Welser (schon zwei Jahre nach ihrem Tode) noch eine andere, wahrscheinlich völlig gleichgültige Fürstin hat heimführen können. Aber das menschliche

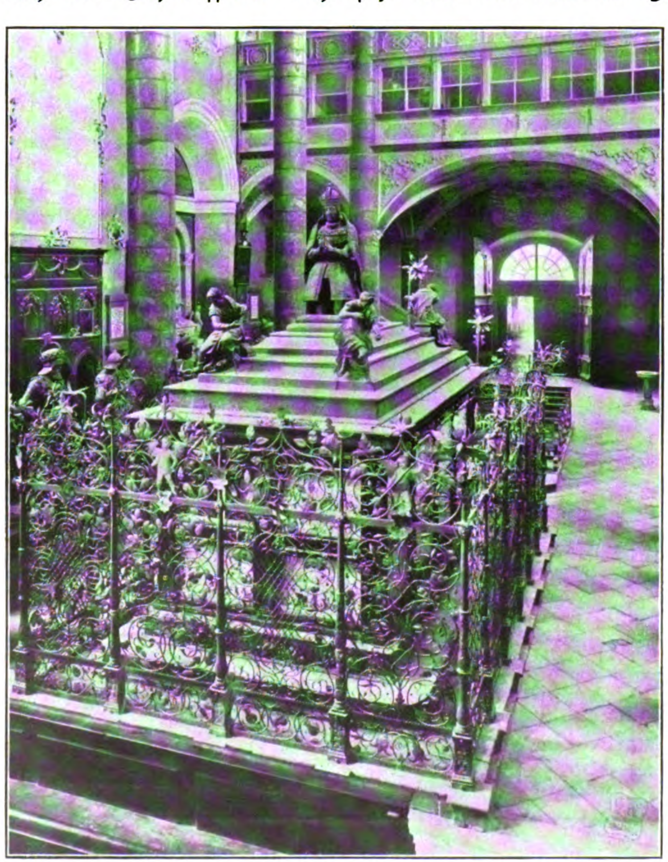


Schloß Ambras. Aquarell von E. T. Compton.

Herz fragt nicht nach geschichtlichen Namen. Jeder lebt nur einmal! Und finden wir nicht oft, daß gerade jene Witwer, die am glücklichsten verheiratet gewesen sind, es allein nicht mehr aushalten und schnell eine neue Lebensgefährtin suchen, während solche, deren Frau ihnen Leid zugefügt hat, sich fürchten vor einem neuen Versuche, wie vor dem höllischen Feuer? —

Innsbruck liegt in herrlicher Landschaft. Überallhin gibt es Ausflüge. Das haben schon die Welserin wie ihr Ferdinand gewußt. Bei Igls besaß Philippine ihr kleines Jagdschlößchen Hohenburg. Im Hofgarten baute Erzherzog Ferdinand die Ruhelust.

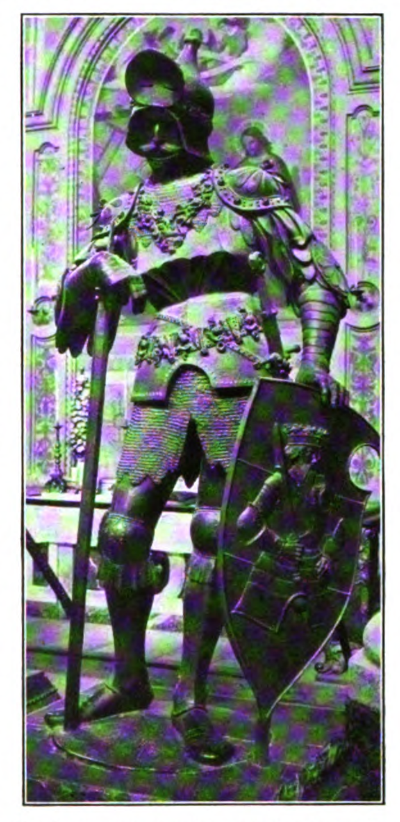
Nach dem Tode des kunstsinnigen, frohlebenden Fürsten kommen nun lange, traurige Jahre, ja fast Jahrhunderte, wo Innsbruck nur noch die Rolle einer Provinzhauptstadt gespielt hat. Es wird auch 200 Jahre später nicht sehr viel anders ausgesehen haben, als wie es Albrecht Dürer darstellt, da ihm, von Venedig heimkehrend, „nach der Sonnen fror“. Damals hat er jenen bekannten Stich von Klausen an der Brennerstraße gefertigt. Man reiste langsam zu jener Zeit, und der „Gastgeber“ Häuser waren auch ohne Baedeker durch mündliche Überlieferung wohlbekannt. Gerade in Tirol haben die Gaststätten etwas besonders Patriarchalisches, Gemütliches gehabt mit ihrer erkergeschmückten, niedrigen, geräumigen Gaststube, in der — „nix für unguat!“ — der Einfachste neben dem Vornehmsten saß. Herrenstübl, vor allem aber die „Schwemme“, sind erst Erfindungen späterer Zeiten. In der „Goldenen Rose“ hat Montaigne einst gewohnt; das Gasthaus „Zum goldenen Adler“, das älteste in Innsbruck, weist stolze Namen auf unter seinen Gästen: neben Kaiser Joseph II. und Andreas Hofer, auch Goethe und Heinrich Heine. Allerlei Geister hat die Tirolische Hauptstadt gesehen. In der Hofkirche ist Gustav Adolfs Tochter, Christine, zum Katholizismus übergetreten. In Innsbruck zog einst die große Kaiserin ein mit ihrem Gemahl, und sie erlebte den Schmerz, daß er just in Innsbruck, als er den Sohn verheiraten wollte, ihr entrissen ward.



Kaiser Maximilians Grab in der Hofkirche.
Nach einer Photographie von Würthle & Sohn in Salzburg.

Damals ist die alte Hofburg umgebaut worden und hat jene Gestalt angenommen, die sie jetzt zeigt. Die Maria Theresianische Zeit, der gemäßigte Zopfstil mit seinen gelben Fassaden, hinterließ manche Spur. Die Josephinische Aufklärungszeit kam und ging — Innsbruck blieb die stille, unbewegte Provinzial-

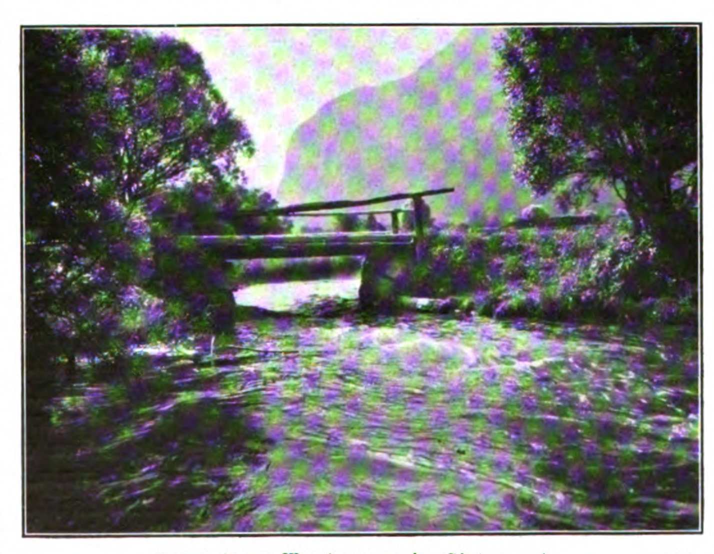
hauptstadt. Da mit einem Male blickte alles auf das Land Tirol, erstaunt, bewundernd, daß ein kleines Bergvolk es wagte, dem gewaltigen Korsen Widerstand zu leisten, dem Manne, vor dem ganz Europa bebte. Sieges- und weinestrunkene Bergler stapften und juchzten als Herren durch die Innsbrucker Straßen, daß manche Städter beinah die von Offizieren in Zucht gehaltenen Truppen der Bayern lieber gesehen hätten. Aber Andrä Hofer hielt strenges und gerechtes Regiment. Noch sehen wir das Fenster des „Goldenen Adlers", von dem aus er die Ansprache an das Volk hielt. In der Hofburg hat er residiert, als getreuer Statthalter seines Herrn und Kaisers. Wir erblicken ihn Audienz erteilen, Gericht halten nach einfach bäuerlicher Art, von Rechtsgelehrsamkeit unbeschwert, allein mit gesundem Menschenverstand, sehen ihn beim einfachen Mahl — Tiroler Knödeln und dem geliebten Etschländer Roten — sitzen, denn einem guten Tropfen war er hold. Und dann kniet er vor dem Altar der Hofkirche, umgetan mit der goldenen Gnadenkette des Kaisers. Es war des einfachen Tiroler Gastwirts und Roßkamms höchste Ehrenstunde. Aber bald war die große Zeit von 1809 vorübergerauscht, Hofer in Mantua erschossen, der Wirt an der Mahr in Bozen, Haspinger, verschollen, Speckbacher aus dem Lande geflohen. Nun kehrte Stille ein. Verödet lagen die Gassen unter bayerischer Herrschaft, denn bei Münchens Nähe sank Innsbruck wieder zum entfernten kleinen Provinzstädtchen herab.



Standbild Theoderichs, Königs der Ostgoten, in der Hofkirche.
Nach einer Photographie von Fritz Gratl in Innsbruck.

Als Tirol zurückfiel an sein angestammtes Herrscherhaus, wurden Andrä Hofers Gebeine in Mantua ausgegraben und nach Innsbruck übergeführt. Wie Schiller und Goethe in Weimars Fürstengruft, so ward der Oberkommandant von Tirol beigesetzt in der Hofkirche.

Neben der gewaltigen Pracht des Maximiliansgrabes verschwindet Andrä Hofers Denkmal vielleicht ein wenig. Aber mancher, der nichts von Plastik



Völs mit der Martinswand im Hintergrund.
Nach einer Photographie von Fritz Gratl in Innsbruck.

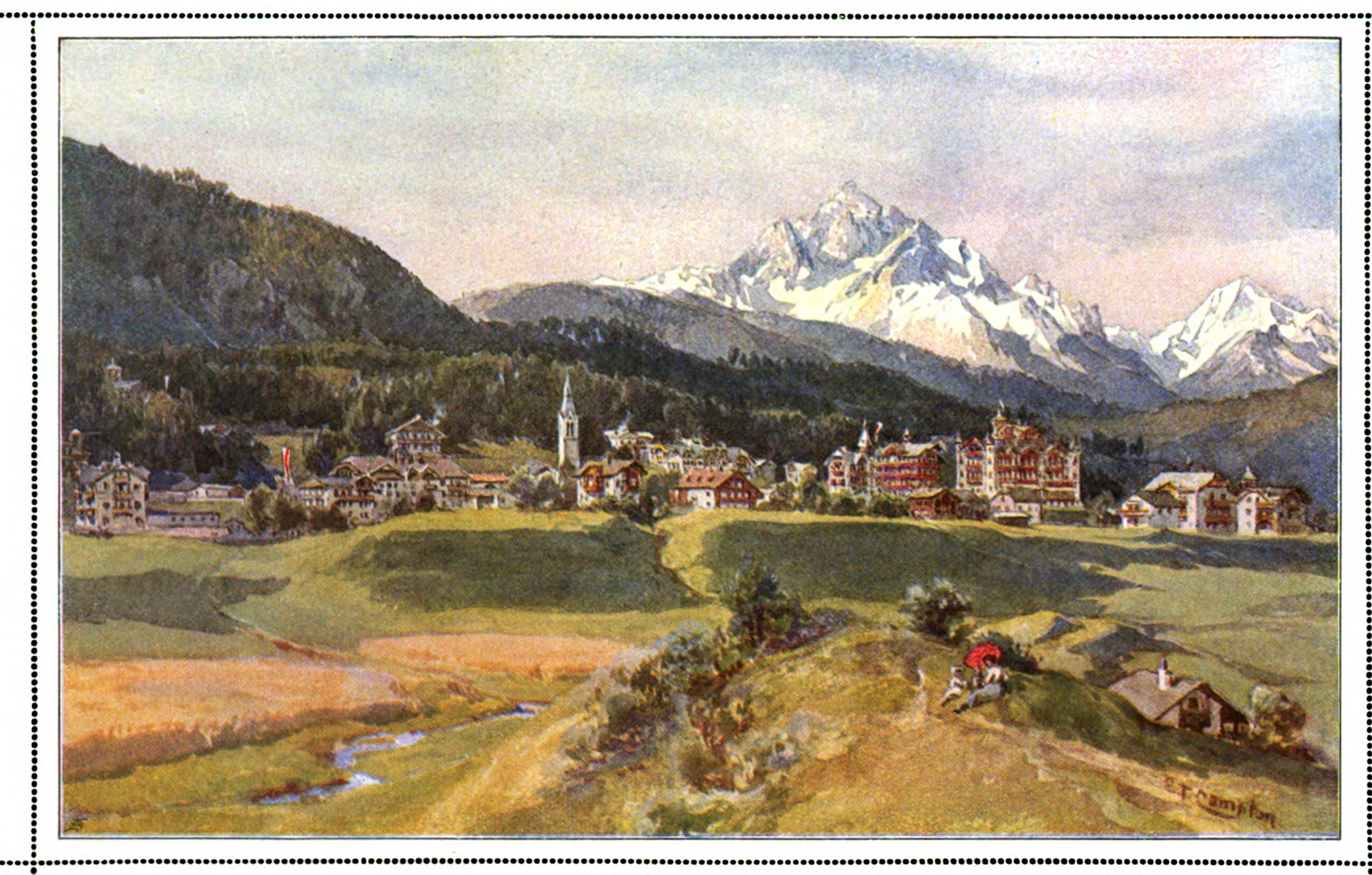
und alter Kunst versteht, dem die vielen Bronzegestalten, dem der herrliche Aufbau des Grabes und die große, feierliche Stimmung der Kirche nichts zu sagen hätten, wird vor dem einfachen Grabmal stehen bleiben und mit Ergriffenheit die wenigen, beredten Worte daran lesen,

Am Berge Isel draußen über der Stadt, am Beginn der Brennerstraße, erhebt sich, gleichsam ein Wahrzeichen, Andreas Hofers riesige, eherne Gestalt. Im Ferdinandeum, dem Museum Innsbrucks, wo Altertümer und Kostbarkeiten aus dem ganzen Lande zusammengetragen sind, ist ein Ehrensaal. Da liegt Andrä Hofers Gnadenkette mit dem Bildnis seines Kaisers, dabei sein einfaches Kruzifix, das er, ehe er erschossen ward, dem Pater schenkte, dann sein Stutzen und der Säbel, den er getragen, jedem jungen Tiroler vor Augen führend, wie Tapferkeit und Treue zu seinem angestammten Land und Kaiser noch immer mehr gelten, als Schätze sammeln und Vorteile erhaschen.

Seitdem nun hat Innsbruck keine große Zeit mehr erlebt. Durch Handel und Gewerbe, durch den Fleiß seiner Bewohner ist es trotzdem emporgekommen. Mit einer starken Garnison, als Sitz des Statthalters und der Tiroler Beamtenhierarchie, hat es bald 70000 Einwohner erreicht, während es zu den Glanzzeiten, wie es „Durero Alberto“ mit seinen Künstleraugen gesehen, nur 5000 zählte. Allsommerlich wird es von ungezählten Fremden besucht. Alles strömt dort zusammen, was vom bayerischen Oberlande kommt, von den Königsschlössern, von Garmisch-Partenkirchen, von Mittenwald, über Zirl herunter, über den Fernpaß, von Landeck, aus dem Vintschgau, über den Arlberg. Was vom Achensee, von München her, in die Alpen eindringt, landet in Innsbruck. Die Bergsteiger gehen von hier aus ins Karwendel oder in den Wilden Kaiser. Ein gewaltiger Strom biegt vorher ab ins Zillertal zu kühnem Gipfelstürmen, oder um, nur die Berliner Hütte berührend, ins Tauferertal niederzusteigen, den Dolomiten entgegen. Aber auch in Innsbrucks unmittelbarer Nähe geben die Hochtouristen ihre Karte ab: bei der Bettelwurfspitze, beim Brandjoch oder bei Frau Hitt, deren Zacken wie ein kleiner Finger an

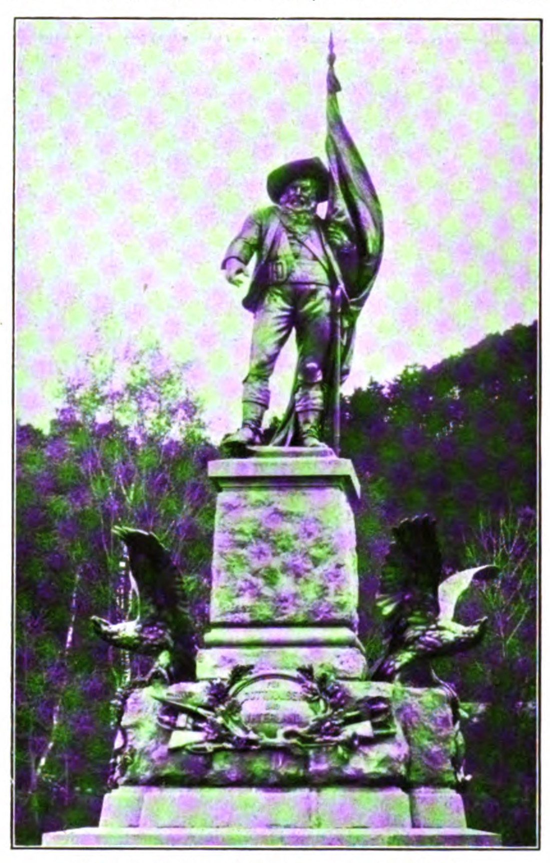


Gasthof zum Goldenen Adler.
Nach einer Photographie von Fritz Gratl in Innsbruck.



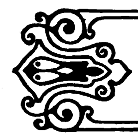
Igls bei Innsbruck. Aquarell von E. T. Compton.

der Solsteinkette über der Stadt emporragt. Wer ins Stubai will, macht, ehe er die paar Stationen zum Brenner hinauffährt, Rast in Innsbruck. Wer das Ötztal besucht, wird in der Landeshauptstadt verweilen. Dort ist immer buntes, reges Leben. Die Fremden stehen auf der Maria Theresia-Straße und bestaunen das kaum anderwärts wiederkehrende Stadtbild, daß gleichsam wie ein Theaterprospekt eine riesige, beschneite Bergkette, nur drei Kilometer entfernt, über der St. Annasäule, scheinbar zum Greifen nahe, hereinschaut, darunter die alten Häuser mit dem Stadtturm und dem schimmernden „Goldenen Dachel".

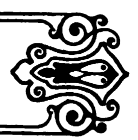


Andreas Hofers Denkmal von Heinr. Natter.
Nach einer Photographie von Würthle & Sohn in Salzburg.

Eine echte deutsche Stadt ist Innsbruck. Die 1677 gestiftete Universität ist eine Hochburg des Deutschtums geworden. Das Studentenleben verleiht neben den vielen Uniformen und den Fremden aller Zungen Innsbrucks Straßen ein Besonderes. Seit einigen Jahren nun ist nach Tirols Landeshauptstadt etwas Neues gekommen: der Wintersport. Mit Skiern auf dem Rücken, zieht alt und jung in die Berge hinaus. Rodelbahnen sind rund um Innsbruck entstanden. Eine der schönsten, zugleich mit am längsten zu benutzen in den ganzen Alpen, ist die Salzstraße bei Hall. Allen Neuerungen hat Innsbruck sich anzuschmiegen gewußt. Sein Hauptvorteil, ihm nie zu nehmen, bleibt aber die Lage. Die Stadt hat allen Wechsel des Verkehrs miterlebt, ohne doch zeitweise abzusterben, wie die Brennerstraße. Die Brennerstraße begann neu sich zu beleben, als die Fahrräder aufkamen. Nun sind die Autos da. Die großen Städte, von denen sie kommen, liegen weit entfernt: wer von München daherrollt, rastet in Innsbruck. Wer über den Arlberg saust, verschnauft sich in Innsbruck. Wer von Oberbayern den Zirlerberg herunterbremst, pflegt in Innsbruck Station zu machen. Was über den Brenner kommt aus Italien, aus Meran, von Wien, durch das Pustertal, bleibt in Innsbruck über Nacht oder doch zum Essen. Und wenn dereinst die Autos den Fliegern weichen sollten: im Gleitfluge werden die großen Maschinenvögel vom Brenner her bei Innsbruck niedersinken. Von Innsbruck aber müssen sie sich emporschrauben, um über den Paß mit seinen wechselnden Luftströmungen hinweg den südlichen Alpenhang zu erreichen. Wenn Chidher, der ewig Junge, nach Innsbruck wiederkäme: er fände es immer wieder in neuem Wachsen und Gedeihen. Und vielleicht ist dieser schönen Stadt noch einmal, nachdem sie in Ruhepausen von Jahrhunderten gleichsam Atem geschöpft, eine neue Blütezeit beschieden, wie damals, als der letzte Ritter hier stritt und jagte, als Ferdinand Hof hielt mit seiner Welserin, als die Augen der ganzen Welt sich auf Innsbruck richteten, da hier der Sandwirt vom Passeier Oberkommandant war dieses treuen, ernsten, starken Menschenschlages, die Tiroler geheißen.



Friedel. Von G. Herzberg.





„Heute entschlief sanft nach kurzem Leiden unsere liebe Schwester, Frau Edith Werker, geb. Freiin von Plettenberg. Kairo, den 20. Februar 1901."

So lautet das Blatt, das eben nach langer Reise den Weg auf meinen Schreibtisch fand, und neben dem schwarzgeränderten Bogen liegt ein Brief, ein kleiner, zerknitterter Brief, der im tiefsten Gefach meines Schreibtisches geruht hat. Die Aufschrift ist blaß, fast verlöscht, aber ich sehe die Kinderhand, die die inhaltsschweren Worte schrieb, und mühelos lese ich die verblaßten Zeichen: „Herrn Dr. Balderhof nach meinem Tode."

Ein seltsamer Brief! Und seltsam sind die Erinnerungen, die er in meiner Seele aufgescheucht hat!

⁂

Sie war die Gattin meines Freundes und liebsten Kameraden von der Schulbank her. Wie einen jüngeren Bruder hab' ich ihn geliebt — bis wir an der Schwelle des Mannesalters uns fremd wurden, eben um seiner Ehe willen. Ich konnte es nicht ertragen, zu sehen, wie er litt, und er wiederum nicht, daß ich der leidenschaftlich geliebten Frau dafür die Schuld zumaß. So mied ich sein Haus, wenn ich in die Heimat kam, und er hat mich nicht gerufen, auch in der letzten Stunde nicht, als er nach einem Sturz mit dem Pferde in wenigen Stunden starb. Die Freunde sagten, er habe den Tod gesucht!

Aber das ist es nicht, was mir die Seele bedrängt, wenn ich ihren Namen lese, sondern das seltsame Geschick, das viele Jahre später mein Leben mit dem ihren noch einmal für eine Spanne Zeit verflochten hat.

Ich hatte es gewußt, daß sie mit ihren Söhnen hierher gezogen war, aber nie war mir der Wunsch erwacht, sie aufzusuchen. Immer glaubte ich, daß diese ehrgeizige, herzenskalte Frau herzenskalte Kinder haben müsse, und nie ist mir der Gedanke gekommen, ich könnte meines unglücklichen Freundes Art und Wesen in ihnen wiederfinden.

Bis ich eines Tages unerwartet seinem Kinde gegenüberstand!

Als der Diener kam, mich nach der von der Heydt-Straße zu rufen, glaubte ich an einen Irrtum, denn Frau Edith kannte mein Urteil über sich zu gut, als daß sie wünschen konnte, mich zu sehen, weder als Mensch noch als Arzt. Doch der Bote erklärte, die gnädige Frau sei sehr krank und der Schwager, der Geheimrat vom Marienhospital, habe angeordnet, daß ich geholt würde, wenn sich beunruhigende Erscheinungen zeigten. So folgte ich dem Rufe mit dem Vorsatz, meine Pflicht zu tun und die Erinnerungen aus meinen Gedanken auszuschalten.

Und dann wachte die Vergangenheit auf, so klar, so elementar wie nie vorher, seit ich, fern von der Heimat, nur meiner Arbeit lebe.

Im Vorsaal des Hauses begegnete ich einem Knaben, der offenbar auf mich gewartet hatte. Erstaunt blieb ich in der halbdunkeln Halle stehen. — Friedrich Werker — wie ich ihn Hunderte von Malen gesehen hatte! Im Schulhof unter der geborstenen Linde — am Rheinhafen neben dem wackligen Bootanlegesteg, auf meiner Bude vor dem wurmstichigen gelben Büchergestell. — Ich weiß, daß ich plötzlich den Duft des ausgedörrten Holzes in meiner alten Giebelstube im elterlichen Hause roch, und daß mir's war, als müsse aus dem dämmrigen Dunkel der Halle meine gute Mutter treten, den blanken Teller mit dem braunen apfelkrautgestrichenen Vesperbrot in der Hand. —

Eine helle Knabenstimme aber riß mich aus meinen Träumen: „Sie kommen zu meiner Mutter — Herr Doktor? — Meine Mutter ist sehr krank —" und als ich schweigend die kleine Hand festhielt, die sich mir entgegengestreckt hatte, klang es schüchtern zu mir herauf: „Ich bin Friedrich Werker," und aus einem kleinen, sorgenvollen Gesicht sahen mich die dunklen Augen meines Freundes scheu und doch voll heimlicher Neugier erwartungsvoll an. Wehmütig strich ich über das schmale Kinderhaupt und wiederholte den Klang aus

Kindertagen, den lieben alten Namen: „Friedel Werker!“ Da ging ein Leuchten über das kleine Gesicht, und von neuem hastig nach meiner Hand fassend, hatte mich der kleine Mann in ein halbdunkles, schmales Zimmer gezogen, aus dessen Geräten ich zu erkennen glaubte, daß es seine Arbeitsstube sei. Auf meine Frage aber schüttelte er trübe den Kopf: „Das ist Willis Stube, aber nun bin ich oft drinnen und lese in seinen Büchern.“

Schweigend, ganz den Erinnerungen hingegeben, forschte ich wieder in den lieben vertrauten Zügen, und plötzlich fühlte ich, wie der sichere Instinkt des Kindes in dieser flüchtigen Minute des Schweigens die Liebe erfaßte, die ich ihm entgegenbrachte, denn jählings erlosch der Ausdruck des wohlerzogenen Kindes, und es erschien das zermarterte Antlitz eines Menschen, der etwas erlebt hat, das er nicht fassen, nicht begreifen kann. Wie hilfesuchend tastete seine Hand nach meiner, und von den blassen Lippen kam es flüsternd, scheu, als könnte sie das Furchtbare nicht laut aussprechen: „Er ist tot! Vor acht Tagen gestorben — ganz plötzlich — er hatte Lungenentzündung — und Fieber — deshalb ist Mutter ja —“ ein Schluchzen erstickte die Worte, aber das schreckverstörte Antlitz war verschwunden und es war wieder das traurige Kindergesicht mit der Angst um die kranke Mutter, das nicht den Menschen, den Freund, sondern den Arzt um Hilfe anflehte.

Auch ich versuchte, meine Gedanken auf die Kranke zu konzentrieren, aber trotzdem ich auf meine ernsten sachlichen Fragen ernste, gesammelte Antworten erhielt, vergaß ich angesichts der so vertrauten Züge doch immer wieder Umgebung, Zeit und alles, was ich seit dreißig Jahren erlebt hatte, und mir war's, als hörte ich meines liebsten Kameraden helle Knabenstimme eine fremde, traurige Geschichte erzählen, als sollten wir gleich, Hand in Hand, aus dem dunklen Gemach hinstürmen in die helle warme Frühlingssonne — hinunter zum Strom — zu den Bergen —

Von jenem Abend an kam ich täglich in das Haus und hatte auch verschiedene Besprechungen mit dem Schwager Fliedner. Er bestätigte meine Beobachtungen, daß Frau Edith nicht eigentlich krank war. Der plötzliche Verlust ihres ältesten Kindes, eines blühenden, begabten Knaben aber hatte sie so verstört, daß sie ihrer Sinne nicht mächtig zu sein schien. Wilde Schmerzensausbrüche wechselten ab mit Stunden, in denen sie in verdunkelten Zimmern mit stierem Blick wortlos über ihrem Kummer brütete, und wenn sie dann wieder sichtbar wurde, hatte sie das Antlitz einer Meduse.

Sie war noch immer schön. Schöner vielleicht wie damals, als meines Freundes durstiges Auge sich an den edelstrengen Zügen so berauschte, daß er glaubte, nicht ohne sie leben zu können; schöner vielleicht, weil die starren Linien nun belebt, verinnerlicht waren durch ein leidenschaftliches, wahrhaftiges Gefühl.

Vielleicht hatte ich ihr unrecht getan, als ich sie der Kälte, der Herzlosigkeit gegen ihren Gatten anklagte — vielleicht gehörte sie zu den Frauen, die die Natur nicht zu Gattinnen, sondern zu Müttern bestimmte, die dem heißen Liebesbegehren des Mannes die kühle Duldung, die geringschätzige Abwehr entgegensetzen, an denen meines armen Freundes Seele sich langsam verblutet hatte! Vielleicht litt sie nun tausendfache Qual um das Kind, das sie in Schmerzen geboren und für das sie freudig das eigene Leben hingegeben hätte.

Der Schwager zwar, der sie kannte von Jugend auf, urteilte anders. Enttäuschte Hoffnung, zerbrochenen Ehrgeiz nannte er die Verzweiflung, die sich so maßlos gebärdete und schier eigensinnig sich an das Verlorene klammerte und das Gebliebene geringschätzig von sich wies.

Er erzählte auch von der merkwürdigen Begabung, die Friedrich Werkers ältester Sohn besessen habe: zu den reichen Anlagen des Vaters als Erbteil der Mutter den glühenden Ehrgeiz und die zähe Energie, die spielend die Hindernisse genommen hätte, die sich vielleicht der schon fest und sicher vorgezeichneten Karriere entgegengestellt haben würden! Universitätsstudium als Göttinger Bremenser, Einjähriger bei den Bonner Husaren, Regierungsreferendar, Assessor, Auslandsreise, Botschaftsattaché, vortragender Rat im Ministerium — so lauteten die Stufen, über die er langsam und sicher zu den höchsten Stellungen im Staatsdienst emporzusteigen wünschte, und jede der wertvollen Verwandtschaftsbezie-

hungen der Mutter ebenso wie das reiche Vermögen der väterlichen Familie waren als Posten eingestellt in die kluge und weitsichtige Berechnung.

Ich habe den Knaben nicht gekannt, aber wenn ich hören mußte, wie der kaum Achtzehnjährige bei den wenig älteren Vettern sich Rats erholt hatte über einflußreiche Verbindungen im Korps, in der Gesellschaft einzelner Universitäten — dann hat mich oft ein Gefühl wehmütiger Freude überkommen, daß Friedrich Werker, dieses Kind an praktischem Verstand, die wachsende Lebensklugheit seines strebsamen Sohnes nicht erlebt hat. Dann mußte ich dem Geheimrat recht geben, der da urteilte, daß Frau Ediths Schmerz nicht nur dem verlorenen Kind, sondern mehr noch vielleicht den fehlgeschlagenen Hoffnungen galt.

Und neben solcher Mutter, solchem Bruder scheu und einsam der kleine zärtliche Friedel — meines Freundes echtes Kind und Ebenbild!

Wir waren gute Freunde geworden, Friedel Werker und ich. Gemeinsam arbeiteten wir daran, der kranken Mutter Gesundung zu bringen, und eine fromme Lüge mußte mir dazu helfen; eine Lüge, die doch eigentlich lautere Wahrheit war, jene, die der alte Goethe die innere Wahrheit zu nennen pflegte.

Frau Edith wußte nichts davon, daß ihrer kranken Seele nichts so not tat, als die leidenschaftliche und doch so zarte Liebe, die der kleine zärtliche Friedel für seine schöne Mutter heimlich nährte. Und deshalb war es Wahrheit, wenn ich dem Kinde sagte, daß es tapfer sein müsse und mit Liebe und Fröhlichkeit ihr die schwere Zeit erleichtern. Aber es war Lüge, wenn ich seine Angst, ihr lästig zu fallen, mit der Versicherung beschwichtigte, sie selbst verlange nach seiner Nähe.

Und ebenso war es Wahrheit, wenn ich Frau Ediths verstörte Gedanken wieder und wieder auf ihr einsames Kind lenkte und ihr erzählte, wie heiß der kleine Friedel sich sehne, daß die Mutter ihn an ihr Herz nähme; aber es war Lüge, wenn ich, den verborgenen Trieben ihrer herrischen Natur schmeichelnd, hinzufügte, daß der zarte, träumerische Knabe nur darauf warte, von ihrer Hand geleitet den Weg zu gehen, von dem sein großer Bruder vor der Zeit abberufen war.

Aber in mir war die Leidenschaft des Arztes erwacht, die so verhängnisvolle Leidenschaft, helfen zu wollen, helfen um jeden Preis, und sie machte mich taub gegen die Stimme, die davor warnte, eines Gesunden Kraft und Leben für einen Kranken zu opfern.

Ich wußte, daß Frau Edith den Besitz nur würdigte, den andere schätzten und ihr neideten, und darum begann ich ihr von den reichen Anlagen und Gaben ihres Kindes zu sprechen. Bild auf Bild entwarf ich von dem zukünftigen Jüngling, dem Manne, der ihr aus dem Knaben erwachsen würde, und meine zärtliche Neigung für das Kind des Jugendgefährten führte den Stift, daß die Konturen sich festigten — all meine Liebe für den frühverlorenen Freund wählte die Farben, daß sie glänzten und leuchteten. Langsam und sicher weckte ich in dem ehrgeizigen Herzen der Mutter den Glauben an die Besonderheit dieses Kindes und an die Aufgabe, die es einmal im Leben erfüllen würde, und gab damit den flatternden Gedanken neuen Inhalt, den leidenschaftlichen Wünschen, die noch immer den Toten umklammerten, ein neues lockendes Ziel.

Wenn ich heut' an jene Tage zurückdenke, überkommt mich ein Grausen ob der Blindheit, mit der ich geschlagen gewesen bin in einer Zeit, in der ich mich so klug und erfolgreich dünkte.

Wie lange Wochen habe ich geglaubt, auf rechtem Wege zu sein! Frau Edith begann, sich dem Leben wieder zuzuwenden, und konzentrierte ihre Aufmerksamkeit auf ihr Kind. Und Friedel ging umher wie verklärt. Noch heute erfüllt wehmütige Freude mich bei dem Gedanken, daß diese kurzen glücklichen Wochen, die mein kleiner Freund erleben durfte, die Frucht meines so verhängnisvollen Bemühens gewesen sind. Strahlend vor Stolz und Glück schritt er, die schmächtige Gestalt hochaufgerichtet, an ihrer Seite, wenn sie, den Arm in den seinen geschoben, sich sorgsam von ihm führen ließ, und trotzdem ich mich des Gedankens nie erwehren konnte, daß sie selbst dies tat um des rührenden Bildes willen, das ihre hohe in wehende Trauerschleier gehüllte Gestalt am Arm des zarten, schlan-

ken Knaben bot, so versöhnte mich doch immer wieder der schier beseligte Ausdruck in Friedels schwärmerischen Kinderaugen.

Schließlich aber begann ich, aufmerksam zu werden. Friedel wollte mir nicht mehr gefallen. Er wuchs sehr schnell, und plötzlich zeigte sich in dem weichen Kindergesicht ein fremder, herber Zug. Es war, als ob eine Last auf ihm läge, als ob er sich mühe, eine allzu schwere Aufgabe zu bewältigen.

Ich fühlte, daß zwischen ihm und der Mutter Dinge verhandelt wurden, über die er mit mir nicht sprach, ja ich empfand deutlich, daß Frau Edith bemüht war, den Geist ihres Kindes den ruhigen Bahnen zu entfremden, in die ich ihn zu lenken suchte, und daß sie Friedels Phantasie mit ehrgeizigen Träumen erfüllte. Aber greifbare Beweise dafür hatte ich nicht, denn so zutraulich und mitteilsam der Knabe sonst war — sowie ich das Gespräch jetzt auf die Mutter brachte, verstummte er, als habe ein Versprechen, ein Schwur ihm die Lippen versiegelt. Und der gleiche passive Widerstand starrte mir entgegen, wenn ich Frau Edith wie in früheren Tagen von der Zukunft ihres Kindes sprechen wollte — es war, als empfänden beide mein warmes Interesse als unliebsame Einmischung, als wünschten sie mir anzudeuten, daß meine Vermittlerrolle nunmehr beendet sei.

Im Grunde war dies ja das Ziel, das ich mit heißem Bemühen erstrebt, und die fast verletzende Art, in der beide bemüht waren, mich auszuschließen von dem, was ihre Herzen am tiefsten bewegte, hätte mir ein Zeichen sein können für den wahrhaft verblüffenden Erfolg meiner Mission — aber die unbestimmte Angst um den Knaben, um den zarten seelischen Organismus, den ich der eigenwilligen, herrischen Frau ausgeliefert, ließ mich nicht zur Ruhe kommen.

Zwar beschwichtigte ich mein Gewissen in dem Gedanken, daß diese Wendung vielleicht das Beste sei, vielleicht — suchte ich mich zu beruhigen — zwingt die feste Hand der Mutter ihn, die Kräfte zu sammeln und auf ein Ziel zu richten, anstatt sie in tausend liebenswürdigen Spielereien zu vergeuden, wie der Vater es zeitlebens getan.

Und daß ihr dies gelang, daß Friedel einem Ziel zustrebte, das konnte jeder erkennen, der ihn in diesen Monaten auch nur oberflächlich beobachtete. Mit einem Willensaufwand und einer Ausdauer, die seinem weichen, träumerischen Wesen im Grunde völlig fremd waren, widmete er sich ausschließlich der Arbeit für die Schule. Alle Liebhabereien — die Stein- und Käfersammlungen, die Angelrute und das Fahrrad — waren vergessen, es gab nur noch eins, das sein Interesse ausfüllte, die Aufgaben, das täglich zu bewältigende Pensum an Lern-, an Wissensstoff. Den ganzen Winter hindurch hielt dieser unheimliche Eifer an, aber als es zum Frühjahr ging, erkannte ich, daß ich nicht länger schweigend zusehen durfte.

Weder Friedel noch Frau Edith hielten Maß und Ziel. Anstatt Sorge zu tragen, daß der Knabe nach der Arbeit Erholung, Ausspannung suchte im fröhlichen Verkehr mit gleichaltrigen Kameraden, begann sie, in den wenigen Freistunden, die ihm blieben, weite, einsame Spaziergänge mit ihm zu unternehmen, von denen er ermüdet mit fieberisch glänzenden Augen heimkehrte, und da sie wohl selbst beobachtete, daß der Körper dieser Lebensweise nicht gewachsen war, verordnete sie auf eigene Faust eine Abhärtungskur mit kalten Bädern und Gymnastik, die in Verbindung mit der geistigen Überbürdung auch einer kräftigeren Konstitution hätte gefährlich werden können.

Als ich mich endlich entschloß, in meiner Eigenschaft als Hausarzt einzugreifen, kam es zu einer erregten Aussprache, bei der ich zunächst den kürzeren zog, denn meine Vorstellungen wurden mit der hochfahrenden Bemerkung abgetan: „Ein zukünftiger Offizier muß lernen, beizeiten seinen Körper zu stählen!“

Ein zukünftiger Offizier! Da hatte ich die lang gewünschte Erklärung! Aber sie war nicht geeignet, mich zu beruhigen. Und trotzdem Frau Edith es schließlich doch vorgezogen hatte, meine ärztlichen Vorschriften zu befolgen und ihren Knaben wenigstens körperlich zu schonen, konnte ich nicht zur Ruhe kommen.

Ob Friedel diese Wahl getroffen hatte? Und wenn nicht — was sollte eine Mutter in sorgenfreier Lebenslage veranlassen, ihr

Kind einem Beruf zuzuführen, für den es keine Neigung spürt? Vielleicht war es doch sein Wunsch gewesen — vielleicht tat ich ihm unrecht, daß ich in ihm nur immer den Vater sah, der nichts so sehr gehaßt hatte als Zwang, Drill — er war ja auch seiner Mutter Kind! Und doch — Friedel Werker — dieses zartgliedrige, ein wenig linkische, scheue Menschenkind, das jedes Ding, das seinen Weg kreuzte, anders anfaßte als der normale Durchschnittsjunge, eingezwängt mit Körper und Seele in die blitzende bunte Uniform — wie eine Karikatur erschien mir das Bild, und mir war, als müßte ich den Knaben schützen vor diesem Angriff auf seine innerste Natur.

Und dann kam der Tag, an dem Friedel selbst sich um Hilfe an mich wandte.

Dann und wann, wenn die Mathematikaufgaben ungewöhnliche Schwierigkeiten boten, kam er, um bei mir sich Rat zu holen, und gemeinsam brüteten wir über den Formeln und suchten der Schwierigkeiten Herr zu werden. Meine ganze Jugend stand auf in diesen Stunden, und oft hat mich die Lust gepackt, wie damals dem älteren Kameraden, so jetzt dem jugendlichen Freunde die Aufgaben eiligst zu lösen, Zeichen und Ziffern, Tinte und Bücher hinter mich zu werfen und mit ihm hinauszustürmen in sorgenentlastete, sonnenbestrahlte Freiheit!

Dieses Mal aber kam Friedel nicht um einer ungelösten Aufgabe willen — er wollte mehr. Stockend fragte er mich, ob ich ihm wohl einen guten Privatlehrer besorgen könnte — und unter heißem Erröten brachte er mehrere Goldstücke zum Vorschein, mit der Erklärung, dies sei sein Taschengeld, das er seit mehreren Monaten dafür gespart habe. Und als ich ihn erstaunt fragte, warum er denn nicht seine Mutter darum anginge, die ihm doch sicher sofort die besten Lehrer kommen lassen würde, erklärte er erregt, das eben ginge nicht!

„Sehen Sie, Herr Doktor, meine Mutter darf um Gottes willen nichts davon wissen — sie ist so stolz auf mich, Herr Doktor, weil ich doch im letzten Jahr so gut vorangekommen bin; sie glaubt an mich, Herr Doktor. Wenn sie wüßte, daß ich Nachhilfestunden brauche — Herr Doktor — alles wäre umsonst gewesen, was Sie aufgebaut haben — ihre Freude am Leben — ihre Freude durch mich, durch meine Arbeit — meine Zukunft!“

„Dann mag es umsonst gewesen sein,“ brach ich los, aber schnell fiel er mir ins Wort, als wollte er mich hindern zu sagen, was er wohl wußte, ehe ich es ausgesprochen: „Auch meine ganze Mühe — die Arbeit dieses ganzen Jahres, Herr Doktor, soll das alles, alles umsonst gewesen sein?“

„Aber Junge, was du dir erarbeitet hast, das bleibt dir doch — ob du nun versetzt wirst oder nicht — ob deine Mutter an dich glaubt oder nicht!“

Traurig schüttelte er den Kopf — und ein merkwürdig gereifter, ergreifender Ausdruck trat in die dunklen Augen: „Sie verstehn mich nicht, Herr Doktor — für mich selber ist es ganz gleichgültig, ob ich in diesem oder im nächsten Jahr nach Obersekunda komme — — ich weiß, ich bin nicht begabt, und klüger werde ich von dem Büffeln nicht — aber meine Leistungen, meine Arbeiten, meine Zensuren sind besser davon geworden, und deshalb glaubt meine Mutter, ich sei begabt — ich habe eine Zukunft, etwa so wie — — Willy.“ Langsam kam der Name von seinen Lippen, und eine Falte erschien auf der Stirn, als ob ihm das Sprechen körperlichen Schmerz bereite — „und diesen Glauben, Herr Doktor — den muß ich ihr erhalten — — mit allen Mitteln — Herr Doktor — — verstehen Sie das nicht? Um ihret- und auch um meinetwillen — —“ ganz leise und stockend kamen die Worte — „damit sie mich lieb behält — Herr Doktor — so lieb wie Willy — — —“

Ich weiß nicht mehr, was ich ihm geantwortet habe — — ich weiß nur, daß ich versprach, alles versprach, was er verlangte — — wer hätte dem Kinde, das um die Liebe seiner Mutter kämpfte, die helfende Hand versagen können!

Aber dann später in schlaflosen Nächten kam die Ernüchternng. Durfte ich ihm den Willen lassen? Durfte ich es dulden, daß der zarte Knabe zu all der Kopfarbeit sich noch die überflüssigen heimlichen Stunden aufbürdete, und damit die Torheit der Mutter noch unterstützen? War es nicht meine Pflicht als Arzt, als Freund, Frau Edith zu warnen, ihr Gewissen wach-

zurütteln, ehe ihre Muttereitelkeit dem Knaben ernstlich Schaden tat? Bitter lachend verwarf ich den Gedanken, noch ehe ich ihn zu Ende gedacht; ich wußte zu gut, wie gering mein Einfluß geworden war, wie nur die Angst vor den einflußreichen Verwandten, die mich ins Haus gebracht, sie gehindert hatte, mir nicht schon längst den Stuhl vor die Tür zu setzen! Frau Edith sah in mir nur noch den Stellvertreter ihres Mannes, der bemüht war, in ihrem Kinde die Eigenart des Vaters zu wecken und zu pflegen; die Eigenart, die sie haßte, verachtete mit jeder Faser ihrer ehrgeizigen, leidenschaftlichen Natur! Schon daß ich ihn mit dem Namen des Vaters rief, erregte und reizte sie, eben weil sie wohl mit Recht fühlte, daß dieser kurze Ruf auch in der Seele des Kindes immer wieder die Erinnerung an den Frühverlorenen weckte. — Nein, bei Frau Edith war nichts zu erreichen, und jeder Streich, den ich gegen ihren Hochmut, ihren Leichtsinn führen konnte, würde auf das Haupt des Kindes zurückfallen, würde dem Knaben die Liebe der leidenschaftlich geliebten Mutter kosten. War es da nicht doch das Beste, auch körperlich das Beste, wenn ich ihm half, die Zeit bis zum Eintritt in die Kadettenanstalt so schnell wie möglich zu überwinden? Denn tausendmal besser war doch der tödlichste Drill als dieses fieberhafte Arbeiten unter den unerbittlichen Augen der ehrsüchtigen Mutter.

So sann ich hin und her, erwog, verwarf und tat zum Schluß mit aller Klugheit, mit aller Überlegung doch das Verkehrte. Ich schwieg und ließ das Kind gewähren und sah nicht, daß es mit versagenden Kräften danach rang, das Ziel, das schwere — ihm so schwere Ziel zu erreichen.

⁂ ⁂ ⁂

Es kam der Morgen, — der fürchterliche Sonntagmorgen, an dem Frau Werker mich rufen ließ, um mir zu sagen, daß Friedel über Nacht nicht nach Hause gekommen sei. Wie gelähmt war ich, als ich ihren Bericht gehört, und dann stürzte ich davon und irrte angstvoll umher, einen ganzen Tag und eine ganze Nacht. Endlich am Montagmorgen fand sich eine Spur. Ein Bootsmann vom Neuen See teilte mir mit, daß am Sonnabend gegen Abend ein Knabe ein Boot gemietet habe, um zu rudern, daß er aber nicht wiedergekommen sei, das hinterlegte Pfand zu holen, und das Boot am Sonntag früh kieloben auf dem See getrieben habe.

Die Auskunft sagte mir genug. Ich ließ Männer kommen mit Stangen und Netzen, und nach wenigen Stunden hatten wir den unglücklichen Knaben gefunden — der das einzige Mal, daß er den Freuden der Altersgenossen nachgegangen, so grausam hatte büßen müssen. So wähnte ich damals!

Ich selbst habe ihn heimgebracht, ihn gebettet und bei ihm gewacht, die Mutter konnte ihn nicht sehen, weil sie sich ängstigte vor dem entstellten Aussehen ihres Kindes. So war ich mit dem Toten ganz allein, und mir war's, als ob zu Häupten des Lagers ein Schatten stand, mit mir die Wacht bei seinem unglücklichen Kinde zu halten. Und ich habe gerungen mit diesem Schatten, der Rechenschaft forderte von mir, der ich die Hand des Knaben hätte halten sollen, als er im dunklen Gewirr seiner Ängste den rechten Weg verlor und freiwillig den Sprung ins Dunkle tat!

Denn freiwillig war er gegangen — ich wußte es nun!

Als ich am Tage, nachdem er aufgefunden wurde, zum erstenmal wieder in mein Zimmer trat, fand ich den Brief, den letzten Brief von seiner Hand — auf meinem Schreibtisch, und ein jähes Entsetzen befiel mich. Das Bild des Knaben, wie ich ihn in den letzten Wochen dann und wann gesehen — müde, übernächtig, mit fieberisch glänzenden Augen — stand plötzlich vor mir, und zahllose kleine Beobachtungen schossen empor und formten sich zu einem Wissen — einem fürchterlichen — anklagenden Wissen! Zögernd nur erbrachen meine Hände den Umschlag, dessen Inhalt ich kannte, ehe ich ihn gelesen hatte. Und während ich mühsam die Zeilen entzifferte, überkam mich die Verzweiflung, daß ich aufschluchzend zusammenbrach. Alles, was ich niedergekämpft hatte, damals beim Tode meines unglücklichen Freundes, lebte auf, und ich hätte hinstürzen mögen zu dem unseligen Weibe, um Rechenschaft zu fordern für meines Freundes, für seines unglücklichen Kindes Leben!

Aber plötzlich stand vor meinem Auge ein Bild, das Bild einer einsamen Frau, die belastet mit jenem fürchterlichen Wissen in dunkler Stunde an stillem Ufer steht, bereit die schwere Schuld mit ihrem Leben zu büßen, und ein Grauen überfiel mich, weil dieser Mensch, den ich aus tiefster Seele haßte, so ganz in meine Hand gegeben war. Und ich schwur mir zu, daß nie der Tag kommen durfte, an dem ich Friedels Bitte, das Wort, das ich dem toten Knaben in dieser Stunde gab, vergessen, daß ich schweigen würde — schweigen um jeden Preis! —

Ich habe mein Wort gehalten.

Ich schwieg zu allen Worten, mit denen kluge Menschen das unverdiente Los der unglücklichen Mutter vor mir beklagten.

Ich schwieg, als man sich zu erzählen begann, Frau Edith messe mir die Schuld an ihrem Unglück zu, weil ich den Knaben von ihr losgelöst, von ihr, die ihn sonst auf Schritt und Tritt geleitet und vor dem fürchterlichen Ende bewahrt hätte.

Und ich schwieg, als Frau Edith, eingehüllt in die Glorìole schmerzensreicher Mutterliebe, mir nach Jahresfrist am Grabe ihres Kindes grußlos den Rücken wandte.

⌘ ⌘ ⌘

Friedels Wunsch ist erfüllt.

Seine Mutter hat gelebt und ist dahingegangen im stolzen Bewußtsein, daß ihr das Schicksal ihre Söhne nahm, weil sie für diese Erde zu groß — zu reich begabt gewesen waren. Ich aber möchte meinem kleinen Freunde ein Denkmal setzen, das seine feine, zärtliche Seele spiegelt. Ein Denkmal, das er sich selbst schuf in den letzten Worten seines jungen Lebens, den Worten, die seine Mutter nicht lesen durfte, wenn sie ihn „lieb behalten sollte“!

An Herrn Dr. Balderhof nach meinem Tode!

Verzeihen Sie mir, daß ich noch einmal zu Ihnen komme, Ihre Hilfe zu erbitten — es ist das letztemal!

Sie wissen, weshalb ich gehen muß, und Sie werden es verstehen, daß ich meiner Mutter jetzt diesen Kummer machen muß, um ihr den viel größeren zu ersparen, den sie erleiden müßte, wenn ich am Leben geblieben wäre. Denn Sie wissen ja, daß ich nicht der bin, für den sie mich hält! Ich bin nicht begabt, nicht klug — und vor allem — ich habe nicht die Energie, um zu erzwingen, was mir das Leben nicht freiwillig gibt, und das ist nicht genug für ihren Sohn; der muß an erster Stelle stehen, um ihrer Liebe wert zu sein. Und ich habe sie so lieb, daß ich es nicht ertragen konnte, sie unter meiner Mittelmäßigkeit leiden zu sehen, deshalb muß ich gehen, — jetzt gehen, ehe noch jemand es ahnt, daß ich nicht genügt hätte. Nur Sie wissen es, lieber verehrter Herr Doktor, — aber Sie werden schweigen, wenn ich Sie darum bitte, nicht wahr? Sie werden sagen, ich sei verunglückt — so vielen ist es ja beim Rudern so ergangen, und keiner wird die Wahrheit erfahren, auch meine Mutter nicht! Ich habe zu keinem Menschen solches Vertrauen wie zu Ihnen, und deshalb bitte ich Sie, helfen Sie meiner geliebten Mutter — sorgen Sie, daß sie weiterhin stolz auf mich sein und ihren armen Jungen lieb behalten kann, der gar nichts Außergewöhnliches war oder geworden wäre, der nichts konnte, als sie lieb haben, so über alles lieb haben. Wenn es ginge, würde ich gern oben auf dem alten Kirchhof begraben sein, wo die Linden stehen — ich hab' so gern dort gesessen, früher als ich noch Zeit hatte, aber wenn es zu schwierig ist, kann es ja auch unten bei Willy sein.

Und nun leben Sie wohl und nehmen Sie Dank für alles, was Sie mir gegeben haben in diesem letzten Jahr — wenn ich schon älter wäre, dann würde ich sagen, ich glaube, Sie waren der einzige Freund, den ich gehabt habe; so klingt das wohl zu anmaßend, aber Sie werden mich schon verstehen — Sie haben mich ja immer verstanden, von der ersten Stunde an, damals, als Sie mich gleich Friedel nannten! Wenn Sie zu meiner Mutter gehen, dann nehmen Sie ihre Hand und küssen sie sie leise von mir — ich weiß, daß Sie es nie tun, aber dies eine, eine Mal tun Sie es für mich, nicht wahr — ich habe sie so geliebt, die zarten weißen Hände, wenn sie gut zu mir waren!

Ihr stets getreuer

Friedel.

Geistige Epidemien. Von Dr. C. F. van Vleuten.



Wenn der moderne Mensch von den großen, geistigen Epidemien vergangener Zeiten hört, also etwa von den Kinderkreuzzügen oder von den Fahrten der Geißler und Tanzwütigen, so kommen ihm diese Vorgänge höchst mittelalterlich vor, und er ist überzeugt, daß solche Geschehnisse heutigentages nicht mehr möglich seien. Und doch greifen ähnliche Zustände auch jetzt noch oft in das Leben der Menschheit ein; nicht nur bei Naturvölkern und bei halbkultivierten Asiaten, sondern auch gerade in unserer unmittelbaren Nähe flammt bisweilen die geistige Infektion auf. Schon die seltsame Geschwindigkeit, mit der gewisse übertriebene Auswüchse der Mode wuchernd sich verbreiten, gibt zu denken. Oder um an ein ganz anderes Gebiet zu erinnern: als vor einer Reihe von Jahren an der Börse plötzlich eine Anzahl von Kuxen ins Ungemessene im Preise in die Höhe getrieben wurde und einen Kursstand erreichte, der in gar keinem Verhältnis mehr stand zu ihrem inneren Wert, war das gleichfalls durch eine Art geistiger Ansteckung zu erklären, auf deren größere Vorbilder ich noch zu sprechen komme. Vor einigen Jahren liefen mehrmals Nachrichten über eine neue Sekte im Hessischen durch die Blätter. Eine der täglichen Versammlungen dieser neuen Gemeinde in Kassel selbst wird von einem Augenzeugen folgendermaßen beschrieben: „Ein Rausch, eine religiöse Ekstase bemächtigt sich der Versammlungsteilnehmer. Mit Gesängen, lauten Sündenbekenntnissen und Bußreden mischen sich unartikulierte Töne, wildes Stammeln, Stöhnen, Schreien. Man erblickt verzerrte Gesichter, rasende Gebärden, Menschen, die wie ohnmächtig zu Boden sinken und halb bewußtlos um sich schlagen. Irgend jemand springt plötzlich auf und stößt unverständliche Rufe aus, die der Versammlungsleiter dann als Ausfluß überirdischer Erleuchtung deutet. Ein lauter Jubel erhebt sich, man wirft sich auf die Knie, umarmt sich, Geständnisse entringen sich den bebenden Lippen, Frauen behaupten Visionen zu haben, die Erregung erreicht ihren Höhepunkt.“ Die große Ähnlichkeit dieser Erscheinungen mit den amerikanischen Sekten der Gesundbeter u. s. f. ist unverkennbar; wenige Wochen später erfuhr man, daß die neue Sekte, die von Schweden herüber gekommen sein soll, schon eine erstaunliche Ausbreitung gewonnen habe; aus den verschiedensten Orten der hessischen Kreise Eschwege und Melsungen kam die Nachricht über neue Versammlungen, in denen fanatische Ausbrüche der geistigen Seuche zur Beobachtung gelangten. Während kurz darauf in Kassel selbst die Bewegung schon ihre werbende Kraft verloren hatte und nachließ, schwelte sie in den abgelegenen Bezirken weiter. Sie ist heute noch lebendig; bemerkenswert ist aber, daß sich vor ein paar Wochen einer ihrer geistigen Führer von ihr mit einer deutlichen öffentlichen Erklärung abwendete: „Wir waren auf dem Holzwege“ bekennt er.

Um die epidemische Verbreitung krankhafter Ideen zu verstehen, muß man von einfachen körperlichen, reflektorischen Vorgängen ausgehen. Es ist eine täglich zu beobachtende Erscheinung, daß gewisse Reflexbewegungen, wie das Gähnen, außerordentlich zur Nachahmung anreizen, man fühlt das oft genug und mit einem gewissen Ärger an sich selbst. Wer jemals einer stillen Versammlung, etwa in einer Kirche, seine Aufmerksamkeit zuwandte, der wird wissen, wie ein Hustender zwanzig andere gleichfalls zum Husten bringt. Beim ersten Anatomieunterricht geht es solange gut, bis einem der angehenden Mediziner übel wird, dann folgen gewiß fünf andere seinem Beispiele. Ähnlich ist es mit dem Blinzeln und den choreutischen Zuckungen, die nicht selten in Mädchenschulen auftreten; das sind schon richtige, nervöse Epidemien, die hin und wieder die Behörden geradezu zwingen, die betroffenen Schulen zu schließen, um der Weiterverbreitung ein Ziel zu setzen. Die erste Ursache in diesen Fällen ist meist ein Kind, das an echten, organisch bedingten Zuckungen leidet. Der gewaltigen Suggestionskraft eines Anfalles in der Schule erliegt dann eine Reihe hysterisch veranlagter Mädchen, sie sind die erste Gefolgschaft. Schließlich kommen durch das tägliche Beispiel viele von Natur nicht nervöse Kinder in den Bann der Nachahmung. So müssen auch die großen Volksseuchen von ihrer klinischen Eigentümlichkeit aus erklärt werden; aber nur sehr selten wird es möglich sein, die Entstehung so festzulegen, wie bei dem ersten Kinderkreuzzuge, dessen ursprünglichen Herd wir noch erkennen können. Meistens wird sich die Entwicklung im Dunkel vollziehen, und wir sehen nur die Höhe des Volkswahnes. So ist es als ein Glück zu betrachten, daß eine geistige Epidemie, die anfangs der neunziger Jahre in Rußland um sich griff, von einem Irrenarzte sachverständig beobachtet werden konnte. Damit haben wir ein klassisches Beispiel dafür, wie solch eine Entwicklung sich abspielt. Es ist die Sekte der Malawaci, die Professor Sikorski als amtlicher Kommissar in Kiew beschrieb. Die Ursache dieser Bewegung war ein gewisser Malewij, selbst bis zu seinem vierzigsten Jahre ein Trinker und Sohn alkoholischer Eltern. Im Jahre 1884 entsagte er zwar dem Alkoholmißbrauche, zugleich aber zeigte sich bei ihm allmählich ein exaltiertes und krankhaft verändertes Wesen. Sinnestäuschungen stellten sich ein, er empfand überirdisch herrliche, unvergleichbare Gerüche, zugleich eine unbeschreibliche



Odysseus verspottet Polyphem. Gemälde von J. M. William Turner.
Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl in München.

Leichtigkeit und Beweglichkeit des Körpers. An dem Geruche erkannte er den heiligen Geist, von dem er sich erfüllt glaubte, — Gott spreche aus ihm, glaubte er, er selbst sei Jesus Christus. Wenn er in religiöse Erregung kam, zitterte er am ganzen Körper und predigte einen tönenden Wortschwall ohne Zusammenhang. Auch hier wieder waren die ersten Anhänger und Verbreiter des Wahns Hysterische und Schwachsinnige, die große Menge der Nachfolgenden aber einfache, schlecht unterrichtete und abgestumpfte Landleute. Mit einem Schlage veränderten die Sektierer ihr Leben, sie verkauften ihre Habe, lebten in grundloser Heiterkeit in den Tag hinein, keiner arbeitete, kostbare Kleider und Leckereien kauften sie von dem letzten Gelde; jeder Tag war ein Festtag, übertriebene Gebärden, Freudentränen und Verzückungen zeigten sich; zahlreiche Sinnestäuschungen beherrschten ihre Stunden. Ihre Andachtsübungen beschreibt Sikorski ähnlich wie die der Kasseler Gemeinde; dieselben Ekstasen, das Hüpfen, Springen, Tanzen, Wiehern, Bellen und schließlich das „Zungenreden", bei dem sinnlose Silben aneinander gereiht werden und die Gemeinde überzeugt ist, daß, wenn man diese Sprache jetzt auch nicht verstehe, es sicher ein Volk gebe, das sie spreche; „trinde arte aranti nsti trinti tir tor ta ti di alantanti" lautet der von Sikorski mitgeteilte Satz eines Ergriffenen. Während die Malawaci weder sich selbst noch andere beschädigten, war eine zweite in derselben Gegend grassierende Seuche, von der Sikorski Mitteilung macht, wesentlich furchtbarerer Art. Eine ekstatische Südrussin Witalia erweckte in ihrer Umgebung den Glauben, daß es verdienstlich sei, sich selbst begraben zu lassen, und mehr als zwanzig Personen fanden in Gruben, welche die Gemeinde zumauerte, einen furchtbaren Erstickungstod. Offenbar waren die Anhänger Witalias nur eine Abart von der russischen Sekte der Skopzen, die sich bei ihren Festen selbst verstümmeln, um Gott gefällig zu sein. Daß Geistesschwache und Hysterische von einem fanatischen, geistig höher stehenden Paranoiker mitgerissen werden, ist nicht weiter zu verwundern; merkwürdiger und der Erklärung bedürftig aber ist der Umstand, daß zahlreiche geistesgesunde Bauern angesteckt wurden. Dabei kommen viele Momente in Betracht, die aber im wesentlichen mit der erhöhten Aufnahmefähigkeit, der gesteigerten Suggestibilität, zusammenhängen. Meist haben erschütternde Ereignisse den Boden für die Exaltation vorbereitet: in Rußland die Hungersnot und Alkoholismus, im Mittelalter nicht selten der Schwarze Tod mit seinem Gefolge sittlicher Verwüstung, außerdem Unglücksfälle und Kriegsgreuel. Es ist auch durch psychologische Versuche von Binet festgestellt, daß mehrere Individuen zusammen erheblich suggestibler sind als der Einzelmensch. Das liegt nicht zum wenigsten daran, daß in der Menge das Verantwortlichkeitsgefühl des einzelnen zurücktritt, die Neigung zur Nachahmung geweckt wird und die Fülle der Eindrücke, die der einzelne von der Masse empfängt, jede ruhige und gesonderte Überlegung niederzwingt.

Eine unerschöpfliche Fundgrube für geistige Epidemien aller Art ist das religiöse Gebiet, vor allem die Sektengeschichte. Die aus dem christlichen Bekenntnisse abzuleitenden Infektionen gleichen sich untereinander sehr; und wenn man von den Jumpers, den Shakers, den Trembleurs in den Cevennen oder den schwedischen „Predigern" zu berichten hätte, so würde sich die Beschreibung im wesentlichen wenig von dem über die Malawaci oder die Kasseler Schwarmgeister Gesagten unterscheiden; sogar manche Versammlung der Heilsarmee gibt noch heute ein lebendiges Beispiel. Die Epidemie in den Cevennen ist aber wegen eines Umstandes noch besonders bemerkenswert: sie ergriff schließlich auch die Kinder in Massen. Die Erwachsenen waren, durch ihren ekstatischen Gottesdienst bestärkt, heiter und ohne Furcht den Soldaten des französischen Königs, die zu ihrer Vernichtung kamen, entgegen gezogen und hatten gegen sie den Hauch ihres Mundes geblasen. Im wahnhaften Glauben, daß der heilige Geist in ihnen — durch dieses Blasen gegen die Krieger geweht — diese hinwegraffen würde, fielen sie zu Hunderten, ohne sich zu wehren. Bei ihren Gebetsübungen wurden sie von allgemeinem Zittern befallen, ehe der Anfall begann, daher stammt ihr Name. Als Feuer und Schwert die Erwachsenen fast weggetilgt hatte, ging die Seuche auf die Kinder über; Knaben von fünf Jahren fielen in Verzückung und weissagten nachher. Ein gleichzeitiger Autor schätzt die Zahl der ergriffenen Unmündigen auf viele Tausende. Und nun geschah das Seltsame, daß diese prophetischen Kinder so stark auf die Umgebung wirkten, daß sogar zahlreiche politische und konfessionelle Gegner dem Eindrucke verfielen und gleichfalls der vorher verketzerten Bewegung sich anschlossen.

Auch in den nichtchristlichen Bekenntnissen finden wir solche Epidemien eines religiösen Wahnes. Um die Mitte des XVII. Jahrhunderts wird der junge jüdische Gelehrte Sabbatai Zewi vom Messiasrausche ergriffen. In seiner Vaterstadt Smyrna entfacht er den ganzen ekstatischen Wirrwarr einer Massenpsychose. Seine Gläubigen vernachlässigen ihre Geschäfte, wachen, beten und fasten ununterbrochen, lassen sich zur Buße bis zum Kopfe in die Erde eingraben; wilde erotische Freudentänze, das Reden in Zungen, zwangsmäßiges Lachen und Weinen und schließlich Zuckungen bezeichnen auch hier die Höhe des Anfalles. Und bei Zewi erleben wir das Merkwürdige, daß er selbst einsam, fern von seinem Werke, ohne Zusammenhang mit den Seinen seine letzten Tage beschließt, während der Wahn, den er entzündet hat, weiterglimmt bis ins nächste Jahrhundert. Im Muhammedismus erscheint auf den ersten

Blick die schiitische Sekte der Assassinen als das Musterbeispiel einer geistigen Epidemie. Doch war ihr Stifter Hassan eher ein schlauer, um seine Mittel gar nicht verlegener Politiker, als wie ein ergriffener Schwärmer. Seinen grenzenlosen Einfluß auf seine Anhänger verdankte er der geradezu verbrecherischen Benutzung des indischen Hanfs, des Haschischs. Diese Droge erzeugt bei dem, der sie genießt, eine von glühenden Visionen erfüllte verderbliche Betäubung; Hassan brachte nun die Adepten, wenn sie Haschisch genossen, in Lustgärten, wo sie alle erdenkliche irdische Wonne wirklich kosteten, dann aber ließ er sie nach einigen Tagen, wieder von Haschisch verdunkelt, all die kühnen und verzweifelten Greueltaten begehen, deren seine Politik bedurfte. Noch in unseren Tagen lehrt die sturmflutartige Verbreitung des Mahdismus im Süden und des Bahaismus im Orient, daß die blinde Menge immer folgt, wenn überzeugender Fanatismus und die ekstatische Gebärde ihren Willen niederzwingt.

Wenn bei den Kreuzzügen auch viel Staatskunst, Handelsinteresse und Abenteuerlust als Triebkraft tätig war, im Grunde heftete doch ein bis zur Siedehitze aufwallendes religiöses Gefühl den Pilgern das Wahrzeichen ihrer Fahrt auf die Schulter. Der Geist von Cluny war übermächtig am Werke, an allen Orten tönten die Predigten und machten den Willen mürbe. So wächst auf diesem Boden die seltsamste und zugleich rührendste Blüte psychischer Ansteckung: die Kinderfahrten. Es war im Jahre 1212. Ein Hirtenknabe aus einem Dorfe bei Vendôme, Etienne, hatte eine Erscheinung Gottes, hielt sich für einen Gesalbten des Herrn und begeisterte durch seine Ansprachen. Die anderen Hirten der Gegend glaubten an ihn, und bald umstanden dreißigtausend Menschen den jugendlichen Propheten. Der König von Frankreich, dem die ungeheuere Menge Sorge machte, verbot vergebens die Versammlungen. Etienne wirkte Wunder, nahm den Namen Stephanus an und verkündete einen Kreuzzug der Kinder gegen die Heiden. Die Erwachsenen waren machtlos, sperrte man die Ergriffenen ein, um sie an der Nachfolge zu verhindern, so verfielen sie in Krämpfe, verweigerten die Nahrung, zitterten unablässig am ganzen Körper und zeigten überhaupt alle Merkmale einer schweren Neurose. Alle Stände waren heimgesucht, die Söhne der Fürsten und des ärmsten Häuslers folgten dem Ruf ihres Führers Stephanus, der sie zum heiligen Lande geleiten sollte; auch zahlreiche, verkleidete Mädchen schlossen sich an. Stephanus auf einem Wagen, der verschwenderisch geschmückt war, von einer Leibwache geharnischter Knaben aus den vornehmsten Familien umgeben, ohne Aufhören von den Gläubigen umdrängt: so bewegte sich der Zug nach Marseille. Wer fragte nach den Ärmeren, die schon in den ersten Tagen erschöpft am Wege liegen blieben? Die Reichen hatten ihre Knechte bei sich, die für sie sorgten, aber eine reichliche Gefolgschaft von fahrenden Frauen und Gesindel aller Art zog mit und fischte im trüben. Stephanus prophezeite, daß das Meer zurücktreten und die Pilger trockenen Fußes nach Jerusalem gehen lassen würde. In Marseille wich das Meer nicht zurück, und doch wurden die Einwohner gleichfalls von der krankhaften Inbrunst dieses Heeres von Unmündigen befallen. Zwei Kaufleute aber, Wilhelm Porkus und Huc Ferreus, nahmen besonders eifrig an dem Gottesdienste der Kinder teil und versprachen, sie um Gotteslohn nach dem heiligen Lande zu schaffen. Sieben große Schiffe wurden mit den kleinen Pilgern angefüllt, zwei scheiterten an der Felsenküste, die Fracht der fünf anderen verkauften die beiden Händler als Sklaven an die Sarazenen. So kamen Stephanus und die Seinen ins heilige Land, den Wilhelm Porkus und Huc Ferreus aber ließ der kaiserliche Kenner der Falkenjagd, Friedrich II., in Sizilien aufhängen. Offenbar war diese Epidemie der Kinderfahrten über das ganze Abendland verbreitet, auch aus Deutschland gingen zu derselben Zeit zwei Züge nach Italien, der eine unter einem Knaben Nikolaus über den Mont Cenis, ein anderes Heer über Gotthard und Splügen. Die Erscheinungen waren genau dieselben wie in Frankreich. Als Nikolaus mit den Seinen in Genua ankam, fand er die Genuesen weniger gläubig als Stephanus die Marseiller, sie verspotteten die Kinder und schlossen die Tore, nur wenige ließ man ein, den Rest und den Anhang von Landstreichern zwang man zur Umkehr; nach allen Richtungen zerstreuten sich die Kinder, die meisten kamen in Hunger und Elend um, viele gerieten in Leibeigenschaft, nur wenige wallfahrten weiter durch Italien zum Papste, der ihnen das Versprechen abnahm, als Erwachsene gegen die Sarazenen zu ziehen. Die andere Schar hatte, wenn möglich, noch stärker zu leiden, kämpfte sich aber wenigstens zum Teil bis Brundisium durch und wurde hier, wie die französischen Pilger, von Sklavenhändlern nach dem Orient verkauft. An 60000 Kinder sollen, wie ein gleichzeitiger Chronist versichert, im ganzen dieser geistigen Seuche zum Opfer gefallen sein. Die bildende Sage verkörperte die lockende Gewalt dieser Neurose in der Gestalt des Rattenfängers von Hameln.

Die beiden bekanntesten Psychopathien des Mittelalters, Geißelfahrt und Tanzwut, wurzeln gleichfalls im religiösen Wesen. Im Jahre 1349 war gerade das erste „Sterben", die Beulenpest, durch Deutschland gezogen, in den großen Städten waren hunderte von Menschen täglich gefallen, im kleinen Limburg allein im ganzen 2400 „ausgenommen die Kinder". Not und Teuerung, Verwilderung, Wegelagerei und Raub zeigten sich in den entvölkerten Landstrichen und drückten die geängstigten Überlebenden noch mehr. Da hob sich eine verzückte Sehnsucht

nach Buße und Selbstpeinigung, um der vermeintlichen Strafe des Himmels zu entgehen: zuerst fanden sich die Geißler zusammen. Die Lehren der Askese und die Praktiken der peinlichen Gerichtsverhöre gaben das Vorbild. Zu Brüderschaften geordnet, durchfuhren die Flagellanten oder Flegler die Dörfer und Städte und wiederholten dreimal am Tage ihre entsetzliche, blutige Geißelung, die oft von ekstatischen Zuständen begleitet war. Alle Stände wurden angelockt, Knechte, Ritter, Handwerker und Geistliche, auch Frauen und Nonnen schlossen sich an. Die Kinder wurden in den Bußstrudel hineingezogen, in Speier allein griffen zweihundert zehnjährige Knaben zur Geißel. Die Prozessionen wuchsen zu Armeen; in Deutschland, Italien, Ungarn, Polen, Flandern — überall war der Wahn verbreitet. Wie tief diese Psychose in die Massen eingedrungen war und wie sie die natürlichen Instinkte verkehrt hatte, zeigt das eine Beispiel einer Mutter in Nordhausen, die ihr neugeborenes, eben getauftes Kind geißeln lassen wollte. Bald entartete das Flagellantenwesen immer mehr, sadistisch-sexuelle Motive drängten sich vor, Sektierer, die Totenerweckungen und ähnliches leisten wollten, traten auf. Erschreckt erkannten die Bürger, daß diese Menge von Büßern fast gefährlicher sei als der schwarze Tod, der übrigens durch die Geißelfahrten sicher noch mehr verbreitet wurde. Das Volk selbst wehrte sich nun gegen die Flagellanten, Kaiser und Papst bekämpften sie, aber noch lange tauchten immer wieder neue Scharen auf.

Es ist wahrscheinlich, daß die Tanzwut ihren Ausgang nahm von dem Feste des heiligen Johannes; es wurde nämlich im Mittelalter in christlicher Umdeutung eines altgermanischen Brauches an diesem Tage um die Johannisfeuer getanzt, hindurch gesprungen und allerhand Schabernack getrieben. Pest, Hungersnot und Gewissensverirrungen mögen dem Feste nun eine besonders verzweifelte und wilde Lustigkeit gegeben haben; jedenfalls nannte man in Deutschland die Tanzwütigen Johannistänzer; Sankt Veitstänzer ist ein späterer Name, der entstand, als bei den Reliquien des heiligen Vitus Heilungen von der Krankheit beobachtet wurden. Die Seuche taucht vollentwickelt auf. 1374 strömten plötzlich in Aachen zahlreiche Scharen von bekränzten Männern und Frauen zusammen, die, von einer seltsamen Sucht befallen, allerseits das neugierige Volk herbeilockten. Sie gaben sich die Hände, schlossen sich zum Kreise zusammen und tanzten, ohne aufzuhören, stundenlang, ohne jede Rücksicht auf Zucht und Scham. Während ihres Springens und Rasens hatten sie Sinnestäuschungen, sahen im offenen Himmel den thronenden Heiland und Scharen der Engel, andere wieder glaubten in Strömen von Blut zu versinken; für die Vorgänge um sich herum hatten sie keine Aufnahmefähigkeit, schließlich stürzten sie erschöpft nieder; ihr Leib war dann von der verschluckten Luft aufgetrieben, sie heulten und knirschten und ließen sich von den Umstehenden mit Tüchern knebeln, um Erleichterung zu finden. Andere wieder wünschten zu diesem Zweck mit Füßen getreten oder mit Fäusten bearbeitet zu werden. Bei manchen fing die Krankheit mit einem Krampfanfall an, an den sich dann der Tanz anschloß. Man kann sich vorstellen, wie dieser Zug alle neurotisch Kranken aus der Landschaft an sich zog, Frauen verließen ihre Wirtschaft, die Bauern ihre Feldarbeit, die Schreiber ihren Tisch. Gesindel und Schwindler fanden sich auch hier ein. Laster aller Art drängten sich an die schutzlosen Tänzer heran und verbreiteten so Ärgernis in den Kirchen und auf den Friedhöfen, welche die Tanzwütigen meist für ihre Anfälle sich aussuchten. In manchen Städten wurde mit Gebet und Umzügen dem Übel entgegengewirkt, andere versuchten es mit Exorzismen, einige boten auch die bewaffnete Macht auf, um die Schwärmer zu vertreiben: aber die Epidemie wurde schließlich endemisch. Immer wieder hört man in den nächsten Jahrhunderten, besonders in Italien, wo die Kranken Tarantisten genannt wurden, von einem Aufflammen der Seuche, aber es ist unverkennbar, daß manche Berichte aus dem XVII. Jahrhundert ganz andere Dinge, insbesondere wilde Erregungszustände einzelner Geisteskranken mit der Tanzwut verwechselten. Es ist bekannt, wie im Orient die Tanzsucht gleichsam organisiert und ritualisiert wurde. Abdelkader gründete um 1150 den Orden der Kadivi, Achmed wenige Jahre später die Rifâi, vor allem aber wurde Dschelal eddin Rumi, der große Mystiker und Sänger des Sufismus, der Stifter der Mawlawi; noch viele ähnliche Orden — heulende Derwische heißt sie das Volk — wären zu nennen, deren Ritus unter anderem in der Aufführung rasender Tänze beruht, die sich kaum von einem hysterischen Anfalle unterscheiden.

Es nimmt nicht wunder, daß in dem Religionswesen der beste Nährboden für jede Art von Massenwahn gegeben ist; desto bemerkenswerter ist es, daß auch die Gegenseite, nämlich das wirtschaftliche Gebiet, die Welt des Kaufmanns, der Zahlen, Aktien und Dividenden von diesem Taumel so leicht ergriffen werden kann. Jener Humorist, der in der Gründerzeit seinen Helden eine Salzfabrik aus trockenem Schnee auf Aktien einrichten läßt, entfernt sich keineswegs himmelweit von der Wirklichkeit. Die Gründerzeit selbst, der Erzminenrummel in Deutschland und Südafrika, die Kalibergwerks-Hausse, all diese schlecht motivierten Preissteigerungen streifen schon sehr bedenklich an die geistige Epidemie. Das klassische Beispiel einer ausgesprochenen wirtschaftlichen Massenpsychose sind die sogenannten John Lawschen Finanzgründungen. Die Ideen John Laws, der 1671 in Edinburg als Sohn eines Gold-

schmieds und Bankiers geboren wurde, waren an sich gesund, sogar genial; um der Not an barem Gelde abzuhelfen, erfand er das Papiergeld, auch sah er in der Zusammenschweißung der verstreuten geringen Kapitalien zu einer großen Geldmacht das Heil für die kleinen Besitzer. Das Ungesunde und Krankhafte wurde in seine Absichten von außen hineingetragen, durch die Geldsucht des französischen Hofes und durch die Gier der meist ganz unwissenden Spekulanten, über Nacht reich zu werden. Law gründete eine Privatbank, die bald in eine Staatsbank umgewandelt wurde; die Compagnie d'Occident wurde errichtet, andere Handelsvereinigungen aufgesogen und schließlich unter dem Namen Compagnie des Indes eine gewaltige Aktiengesellschaft konstituiert, deren Anteilscheine bestimmt waren, ein wüstes Spekulationsfieber wachzurufen, bei den gewerbsmäßigen Bankiers, aber nachfolgend auch in der breiten Masse des Volkes. So wurden die Aktien von 500 Livres Nominalwert schließlich bis auf den vierzigfachen Wert getrieben. Der Grundwert in der Straße, wo die Gebäude der Bank lagen, stieg ins Ungemessene, die sonderbarsten Industrien schossen auf, wie jener Bucklige ein Vermögen dadurch erwarb, daß er sich neben der Bank aufstellte und erlaubte, daß gegen ein reiches Entgeld auf seinem Rücken Kauf und Verkauf der Aktien getätigt wurde. Das Gedränge in der Straße führte zu lebensgefährlichen Verwundungen; zehnmal wechselten die Anteilscheine an einem Tage ihren Besitzer. Tochter- und Enkelaktien wurden ausgegeben, mehr als 3000 Millionen Livres waren im Umlauf. 1718 hatte der Sturm begonnen, im Januar 1720 wurde Law Finanzminister, im Frühjahr desselben Jahres fing aber schon der Umschwung an, Mitte 1721 hatten die Aktien nur noch einen Wert von 20 Livres, und im Oktober wurden sie gänzlich aus dem Verkehr verbannt. Zahllose Vermögen waren vernichtet, enorme Teuerung herrschte. Law starb in Armut zu Venedig, das Wertvolle seiner Ideen aber ist längst Gemeingut des Welthandels geworden.

Ein auffallender Anreiz für eine maßlose Preissteigerung scheint auch in den Blumenzüchtungen zu ruhen. Rosen, Hyazinthen, Dahlien, besonders aber die Orchideen haben schon zu phantastischen Wettrennen der Bezahler Anlaß gegeben. All diese zum Teil recht erheblichen Preise verschwinden aber neben den sinnlosen Käufen, die zur Zeit des Tulpenwahns, der im Anfang des XVII. Jahrhunderts in Holland epidemisch war, alltäglich abgeschlossen wurden. Auch hier wieder ließ der Feudalherr, ebenso wie der einfache Bauer alles im Stich, veräußerte seinen Besitz und gab sich einer unbegreiflichen Spekulationswut mit Tulpenzwiebeln hin, zehn- bis zwölftausend Gulden bezahlte man für eine einzige Zwiebel, die, als nun der Umschwung kam, noch eben fünf Gulden Wert behielt. Aber so tief hatte dieser Wahn ins Volksleben eingegriffen, daß von dem Tulpenzusammenbruch eine wirtschaftliche Störung ausging, die erst in Jahren ausheilte.

Es war unmöglich, in dieser kurzen Darstellung jede einzelne geistige Seuche auch nur zu nennen; sogar ein ganzes Gebiet, das politische nämlich, mußte übergangen werden, obwohl im Anarchismus und in manchen seltsamen Nebentrieben des Parteiwesens sicher Momente liegen, die zu einem Vergleiche mit anderen geistigen Infektionen auffordern. Auch eine feinere psychopathologische Zergliederung aller Möglichkeiten der seelischen Ansteckung verbot der beschränkte Raum, nur auf das Wichtigste dieses Stoffes konnte hingewiesen werden.

Was lehrt nun die Kenntnis der früheren großen Epidemien für die Auffassung der kleinen heutigen? Gegen eine körperliche Seuche schützt der Staat sein Volk, kaum ist der erste Fall bekannt geworden, so sind sachverständige Hygieniker zur Stelle, die Entstehung der Krankheit wird erforscht, die Träger der Ansteckung werden isoliert, das Land bedeckt sich mit Untersuchungsstationen wie mit Vorposten gegen einen Feind, alle Art von Vorsicht, die wissenschaftliche Erfahrung an die Hand gibt, wird angewendet. Und der Erfolg zeigt, daß dies der richtige Weg ist. Bei einer geistigen Epidemie liegt die Sache aber anders: man sieht ruhig zu, wie der Sturm zunimmt, die Berichterstatter schreiben lustige Plaudereien darüber, der Staat steht beiseite, höchstens, daß sich die Polizei regt. Nun ist es, wenn man sich die vorher erzählten Beispiele vor Augen hält, unzweifelhaft, daß der Herd selbst und die ersten Ergriffenen für sich selbst und für die Volkswirtschaft doch sozusagen verloren sind: es sind, von den Finanzepidemien einmal abgesehen, meist Geisteskranke oder schwer Neurotische. Aber die Masse der Mitläufer gilt es zu schützen, sie erleiden durch die psychische Infektion eine Einbuße im weitesten Sinne, und die Gesellschaft verliert ihre Arbeit. Deshalb kann nur dem Vorschlage beigetreten werden, für den der bekannte Nervenarzt Prof. Dr. W. Hellpach in seinem ausgezeichneten Büchlein über die geistigen Epidemien (Frankfurt, Rütten & Loening) so warm eintritt: es sollen Sachverständige, also Irrenärzte, in die gefährdete Gegend geschickt werden und zwar von Staats wegen. Diese müßten alles, was aktiv ist an der Bewegung, den Herd und die erste Gefolgschaft vom Gesunden trennen; wenn nötig, gibt es dafür geeignete Anstalten. Die große, passive Menge wird sich dann von selbst zurechtfinden, wenn nicht neue Herde sich auftun, die wieder zu isolieren wären. Bei dieser großen Menge mag dann, gleichfalls von geeigneter Seite, eine vorsichtige Fürsorge eingreifen, die eine körperliche und vor allem geistige Stärkung bezweckt, die jedoch keineswegs in einer flachen Aufklärung ihr Genügen finden darf.

Berliner Bühnen. Besprochen von Paul Oskar Höcker.

Was zu dumm ist, gesprochen zu werden, wird gesungen; und was zu dumm ist, gesungen zu werden, wird getanzt. So hieß es einstmals im XIX. Jahrhundert. Im ersten Jahrzehnt des XX. dagegen tanzte man das, was auszudrücken die menschliche Sprache zu arm war. Mit der Duncan kam die Philosophie in die Mädchenwaden. Die Ruth St. Denis, die Allan und ihre Nachfolgerinnen gaben uns die tiefsten Seelenenthüllungen. Enthüllt wurde nebenbei auch anderes, nicht immer allzu Berückendes; aber die Mystik blieb doch immer die Hauptsache. Das Tanzen wurde schon so gelehrt, so weihevoll, so übersinnlich, so schmerzlich langweilig, daß dagegen die Lektüre von Klopstocks „Messias" ein leichtsinniger Zeitvertreib genannt werden mußte. Es war nicht mehr auszuhalten. Einmal sah ich auf einer Nachmitternachtsbühne (ich habe mich damals auf das kleine Ehrenwort verpflichten müssen, Herrn v. Glasenapp, dem Zensor, die Adresse zu unterschlagen) von einer ergreifend mageren Jungfrau, die nur mit einem schwarzen Florschleier bedeckt war, und auch das nur stellenweise, den Chopinschen Trauermarsch tanzen. In der zweiten Parkettreihe wurde beim Trio geschluchzt. Seitdem hatte ich einen wahren Schauder, wenn eine neue Tänzerin mit neuen peripatetischen Offenbarungen angekündigt wurde. Man mußte sich ja schon darauf gefaßtmachen, demnächst das Buch Hiob, die Akropolis oder die Missa solemnis durch die große Zehe und den kleinen Finger einer jungen Dame vermittelt zu bekommen. Und dabei — das war mir immer das Fatalste — sollte man den jungen Damen als solchen, auch wenn sie durchaus nicht fleischlos wirkten, völlig „abgeklärt" gegenüberstehen.

Das war ein Seelenjuchzer damals, als die Wiesenthals kamen! Sie erlösten uns von allem Spintisieren, sie tanzten weder Goethe noch Buddha, sie verlangten **keine** Abgeklärtheit von der Männerwelt, sondern sie tanzten ihr goldenes Wien, ihre lachende Jugend, und berückten, entzückten, und sie tanzten nicht das, was zu dumm zum Singen und zum Sprechen war, sondern das, was in Worte zu kleiden zu genierlich gewesen wäre. Sie lockten. Denn sie waren zum primitiven Uranfang aller Tanzkunst zurückgekehrt. Nein, war das allerliebst!

In Rußland hat man mit andern Revolutionen zu viel zu tun gehabt, als daß man denen des Balletts hätte Aufmerksamkeit zuwenden können. Den Petersburgern und Moskowitern blieb also ein getanzter Tolstoi erspart. Sie hatten noch bis in die letzten Winter hinein ihr gutes, altes, stumpfsinniges Opernballett mit den steifen Gazeröckchen und der noch steiferen Taubstummensprache. Blasiert sah man von der Loge aus den traditionellen Hopsern zu — oder auch nicht — und lutschte rumgefüllte Bonbons dazu. Aber so dumm diese Balletteinlagen am dritten Aktschluß auch wären: fabelhaft hatte sich die Technik der Tänzer und Tänzerinnen gesteigert. Während die Duncan in ihrer erregungslosen Gouvernantenart bloß Seelenakrobatik betrieb, machten diese russischen Ballettkünstler im Schweiße ihres Angesichts ihre Glieder von Tag zu Tag geschmeidiger und bil-



Die russische Tänzerin Karsavina.
Nach einer Photographie von Bert in Paris.

deten eine erstaunlich große Anzahl von wahren Virtuosen der Fußspitzen- und Kniegelenktechnik aus.

Einer von ihnen, Herr Michel Fokine, sah auf seinen Reisen, mit wie viel Gelehrsamkeit und mit wie wenig Können die Tanzrevolutionen im übrigen Europa ins Werk gesetzt wurden. Er mag damals recht traurig gewesen sein. Nachdenklich kam er heim. Und dann tat er das klügste, was er tun konnte. Er machte nicht den Versuch, die Ballettkunst abzuschaffen, so wie sie von all den gebildeten Dilettanten der außerrussischen Tanzrenaissance, die keine Pirouette schlagen konnten, abgeschafft werden sollte, sondern er ging daran, der aufs höchste gesteigerten eigenen Technik die Stimmungskunst und die Ausdrucksmittel all der neuen weiblichen Tanzdoktoren zu vermitteln.

Das Russische Ballett des Herrn Michel Fokine hat im Januar und im Februar wieder im Theater des Westens gastiert und allabendlich Stürme der Begeisterung hervorgerufen. Die Begeisterung wäre ja an und für sich bei uns nichts Außergewöhnliches, da sich's um ausländischen Import handelt, der bei den gastfreundlichen Berlinern stets guter Aufnahme gewiß sein darf. Aber aus der enthusiasmierten Masse hob sich diesmal der ernstzunehmende Beifall der Sachkenner heraus: der unglücklichen Abonnenten des Königlichen Opernhauses, denen seit dreißig, vierzig Jahren immer dieselben altmodischen Pas von fast immer denselben unsterblichen Durchschnittsballetteusen vorgetanzt worden sind. Als die Seelentänzerinnen des vorigen Jahrzehnts ihre Revolutiönchen anfingen, hieß es im Chor der Alten im Opernhaus: Ganz nett, ganz talentvoll, aber die Fräuleins müßten erst 'mal tanzen lernen! Und nun kommen diese halbasiatischen Tanzmeisterinnen, mit jungen, schönen, berückend schönen Körpern, nervig, rassig, bis in den letzten Muskel durchgebildet, sie entwickeln eine flammende Phantasie, neben der alle Duncans wie abgebrannte Streichhölzchen anmuten, und sie zeigen eine Schule, eine Formkunst von solcher Vollendung, daß von Rechtswegen den Opernhausabonnenten für ein paar Jahre



Die russische Tänzerin Jezierska als Scheherezade.
Nach einer Photographie von Bert in Paris.



Die russische Tänzerin Ludmilla Schollar in Robert Schumanns „Carnaval".
Nach einer Photographie von Bert in Paris.



Die russische Tänzerin Karsavina als Peri in dem Ballett „L'oiseau de feu". Nach einer Photographie von Bert in Paris.

viel die Rede; aber es handelte sich wohl nicht um solche, die sie ihren kontraktlichen Verpflichtungen gegen Fokine entziehen sollten ...

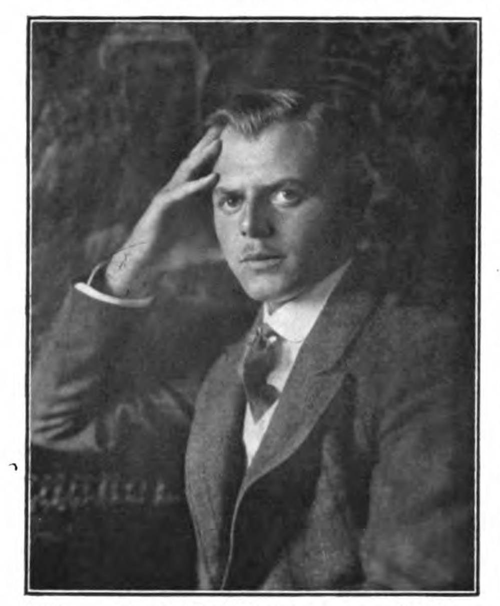
Seit der Adventszeit kehrt — mit längeren Pausen — im Zirkus Schumann das alte Spiel „Jedermann" wieder, von Max Reinhardt mit den Künstlern des Deutschen Theaters gespielt. Hofmannsthal hat alte Volksliedgedanken, erweitert und gesteigert, in die rührend-schlichte Form der Hans Sachsiaden zu bringen gesucht. Das Berliner Premierenpublikum, dem das Rührend-Schlichte überhaupt nicht liegt und dem es besonders verdächtig ist, wenn es ein smarter Mann wie Hofmannsthal bietet, hat sich für das Spiel nicht sonderlich erwärmt. Aber nach dem Eindruck zu schließen, den es in anderen Vorstellungen auf weite Kreise ausübt, könnte damit für eine Reihe von Jahren ein Weihnachtsstück gewonnen sein, das berufen wäre, den nicht kindlichen, sondern kindischen Nußknackerkomödien den Garaus zu machen. Ein liebes, tumbes, moralisches Spiel, irgendwo um das Nürnberger Bratwurstglöcklein herum gewachsen, bieder, fromm und getreuherzig. Jedermann (von Moissi in guter alter Holzschnittechnik vor-

alle Balletts durch eine Amnestie erlassen werden müßten.

Die Russen haben, um aus vielem nur eines herauszugreifen, Robert Schumanns geistreichen, süßen, sentimental-pikanten „Carnaval" nach Fokines Bearbeitung als pantomimisches Ballett getanzt und den Inhalt dieser himmlischen Musikstückchen, die vor uns die ganze Biedermeierzeit erstehen lassen, restlos in ihrer Kunst wiedergegeben. Neben der berümten Karsavina sind es besonders Nijinsky, ihr Hauptpartner, die Nijinska, die Piltz, die Schollar, deren Namen man sich gern einprägt. Aber auch jede andere einzelne Kraft der übrigen vier oder fünf Koryphäen-Karrees könnte bei uns die stolze Renommiergröße eines ersten Theaters bilden. Von Anträgen, die den jungen Damen während ihres Gastspiels gemacht worden sind, war in den Faschingswochen

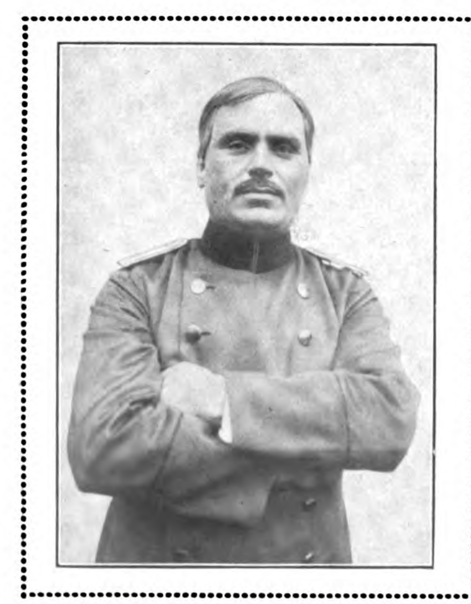


Die Karsavina und ihr Partner Nijinsky in dem Ballett „Spectre de la Rose". Nach einer Photographie von Bert in Paris.



Fritz von Unruh, Verfasser des Dramas „Offiziere“. Nach einer Photographie von Fr. Müller in München.

geführt) lebt fröhlich in den Tag hinein, nicht besser und nicht schlechter als andere Mitteleuropäer. Beim üppigen Festgelage (wobei allerliebst archaistische Tanzreigen ein paar gute Dürer-Wirkungen vortäuschen) ereilt den fröhlichen Zecher der Tod. (Es ist gut Reinhardtisch gemacht, wie zunächst er ganz allein den Sensenmann an seiner Seite gewahrt, keiner sonst an der Festtafel.) Bei seinem plötzlichen Ende findet die allgemeine Flucht der getreuen Nachbarn statt, sein Schatz verläßt ihn, sein Freund. Ein Stücklein weiter begleitet den armen Jedermann auf dem Weg vor Gottes Richterstuhl noch das Mutterherz. Aber dann umgibt ihn trostlose Leere. Ein erbärmliches kleines Hümpelchen schleicht schließlich noch heran, um für ihn um ein mildes Urteil zu bitten: es sind seine „guten Werke“. Und eine hohe, edle Gestalt mit schönen Zügen und reinen



Eduard von Winterstein als Leutnant von Rüxleben in „Offiziere“. Photographieverlag von Julius Bard in Berlin W.



Hans Waßmann als Leutnant von Werkmeister in „Offiziere“. Photographieverlag von Julius Bard in Berlin W.

Augen naht, ihm zu helfen: es ist der Glaube. Fräulein Eysolds schettriges Organ, über das alle Intelligenz und alles Talent nicht mehr hinwegtäuschen, machte die „guten Werke“ des armen Jedermann unerträglich. Mary Dietrichs klares Gold in Kehle und Herz veredelte den Schluß und hob ihn von der Hans Sachsiade in ein Misterienspiel, dessen schlichte Weihe sich Jud' und Christ so ab und zu ganz gern gefallen lassen könnten.

Von den übrigen Darbietungen Reinhardts — zu dessen größtem Regiewerk, seinem in London gezeigten Misterium „Das Wunder“ von Vollmöller, „Jedermann“ eine Art Vorstudie gewesen sein mag — sei an dieser



Hohenfriedberg. Szenenbild aus dem Festspiel von Joseph Lauff „Der große König“. Nach einer Photographie des Ateliers Rembrandt in Charlottenburg.

Stelle noch die Aufführung des Dramas „Offiziere“ im Deutschen Theater hervorgehoben.

Fritz von Unruh heißt der Verfasser. Er schildert die Tragik des Friedenssoldaten. Just vor einem Parkett, das alle Armee- und Marineforderungen der deutschen Reichsregierung für eine ungeheuerliche, kurzsichtige und volkswohlfeindliche Anmaßung hält, diesem Stoff die menschlich packende Seite abzugewinnen, ist eine verteufelte Arbeit. Keine idiotischen Skowronnek-Offiziersburschen, keine näselnden Kadelburg-Leutnants, keine perversen Simplizissimus-Junker auf der Szene, von denen doch noch eine ganze Generation kümmernisslediger Schwankschneider und sozihafter Antimilitäretat-Dramatiker ausreichend leben kann, und das soll ein Soldatenstück sein? Wenn es wenigstens noch so auf



Carl Clewing als Friedrich II. im Festspiel „Der große König“. Nach einer Photographie des Ateliers Rembrandt in Charlottenburg.

den Hurraton gestimmt wäre, mochte sich mancher im Parkett sagen, daß man's als brave Kriegervereinssachelächelnd abtun könnte. Aber das war es auch nicht. Es steckte so eine uranständige Gesinnung in dem Stück. Ohne Hurra. Und darum eben vermittelte es all den gutgenährten Herren, die die leidige Erinnerung an ihr Freiwilligenjahr zu Militärgegnern gemacht hat, doch die innersten, schwersten Schmerzen dieses ihnen unsympathischen Standes. Die Jugend in den Regimentern reibt sich im öden Kasernenhofdrill auf. Der Oberleutnant, in den schönsten Jahren des Lebens, hat nichts, nichts, nichts zu leisten. Da ergeht der Ruf: Freiwillige vor für Südwest! Alles meldet sich, der Soldatenberuf findet seine Erfüllung, schafft aber neue Konflikte: Der Leutnant Ernst von Schlichting er-

kennt bald, daß es auch im Felde einen Heroismus des Entsagens gibt. Die fast mit Kleistscher Wucht geschaffene Figur dieses Stürmers gab Friedrich Kayßler. Neben ihm zeigten Albert Bassermann, Paul Biensfeldt, Eduard von Winterstein, Hans Waßmann und sonstige Künstler der Reinhardttruppe, daß dem preußischen Leutnant doch noch andere Seiten abzugewinnen sind, als es die Erbpächter des seligen Reiff-Reifflingen bisher zu ahnen schienen.

So anständige Kerle, wie sie Fritz von Unruh schildert, hat Hermann Bahr, nach seinem dreiaktigen Schwank „Das Tänzchen“ zu schließen, in Preußen nicht kennen gelernt. Aber Unruh, der preußische Leutnant, wird sich eben täuschen, und Bahr, der Wiener Theaterhahn, wird recht haben. Trifft er doch in jeder, aber auch in jeder Figur, die er im „Tänzchen“ auf die Füße stellt, einen aus dem Simpli, aus unzähligen früheren Bühnenscharteken, aus den Leitartikeln der Bourgeoispresse wie aus den Brandreden im Reichstag sattsam bekannten Typ. Da ist der Rittergutsbesitzer Joachim von Biest-Zesen, M. d. R., verheiratet, Vater einer erwachsenen Tochter. Er tritt lebhaft für eine lex zur Hebung der Sittlichkeit ein. Schon wissen wir also: er wird den Versuch machen, die knusprige Klavierlehrerin Klara, die ihm starke Avancen macht, zu verführen. Es geschieht. Der erste Akt spielt bei Borchardt. Biest-Zesen nimmt schmausend und schwelgend an einem Parlamentarierdiner teil. Natürlich wird jetzt die „Not der Landwirtschaft“ zur Sprache kommen. Sie kommt. Und das Publikum, das soeben den letzten Reichstagsbericht weggesteckt hat, wiehert. Wir wissen mit Hermann Bahr doch alle: wohin man in Berlin auch kommt, ob in den Kaiserhof oder zu Adlon oder ins Esplanade, überall, überall diese verfluchten blonden Junker, die einem sämtliche Plätze wegnehmen, diese ver-



Leopoldine Konstantin als die Buhlerin in „Jedermann“. Nach einer Photographie von Becker & Maaß in Berlin.



Lore Busch in Hermann Bahrs Schwank „Das Tänzchen“. Nach einer Photographie von Becker & Maaß in Berlin.

flüchten germanischen Agrarier, die zu hunderten, zu tausenden beim Sekt sitzen, — wie selten dagegen, wie verschwindend selten, daß man mal einen bescheidenen, schwarzäugigen Millionär vom Kurfürstendamm, einen weltfremden Börsenmann, einen Agenten, einen schlichten Konfektionär, einen hartringenden Rechtsanwalt dort antrifft. Wo sitzen die? Bei Aschinger. Ja, so ist es. Die Agrarier mögen reden, was sie wollen: die Tatsache ihrer gewohnheitsmäßigen Völlerei ist nach den allabendlich in der Reichshauptstadt zu sehenden Bildern einfach nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Nun hat sich für den zweiten Akt Joachim von Biest-Zesen, M. d. R., bei der jungen Künstlerin zum Tee angesagt. Sie hat Herrn Joachim verschwiegen, daß sie verheiratet ist. Als ihr Mann, der in diesem Stück die Literatur vertritt — er ist Inseratenagent —, von diesem Besuche hört, gerät er in einen Freudentaumel. Revolverpresse und Zuhältertum werden lebendig. Der Inseratenagent Windel weiß, was Herr Joachim von einer Künstlerin wie seiner Frau in der Teestunde will. Frau Klara soll dem Herrn Joachim also nur tüchtig einheizen. Und wenn er, womöglich halb entkleidet, vor ihr auf den Knien herumrutscht oder sich sonst in einer recht belastenden Situation befindet, dann wird Herr Windel eine Blitzlichtaufnahme machen, deren Reproduktion durch die ganze Sozipresse gehen soll. Und so geschieht's. Wenn Hermann Bahr eine vielbesprochene pikante Klatscherei des vorigen Winters über den Teebesuch einer offiziellen Berliner Persönlichkeit bei einer berühmten Künstlerin aktuell ausbeuten wollte, dann hätte er's anders anfangen müssen, um die Lacher auf seiner Seite zu haben. Denn Komik ließ sich nur der eigenartigen Situation des Ehemannes abgewinnen. Hermann Bahr hat dagegen die Sache des Inseratenagenten Windel zu der seinen, d. h. seines Stückes gemacht. Dadurch, daß er ihn zum Spitzel, zu einer Art von Pariser Apachen machte, hat weder das Vorbild gewonnen, noch ist das Spiel lustiger geworden. Am Schluß dieses zweiten Aktes erfolgte dröhnender Beifall. Leute mit roten Händen, Handschuhnummer $9^1/_2$, besorgten ihn. Wahrscheinlich befürchtete die Direktion das Zischen einer anständig gesinnten Minderheit. Aber diese unterließ jede Meinungsäußerung. Der Ekel war zu groß. Im dritten Akt taucht ein Generaldirektor Lavin auf. Lavin ist Geschäftsmann und wählt freisinnig — ist mithin dem konservativ-agrarischen M. d. R. geistig bedeutend überlegen. Im Handumdrehen ordnet er das Kuddelmuddel, das der Johannistrieb des arrogant-dummen Töffels angerichtet hat. Und zur Belohnung wird wahrscheinlich Herrn Lavins Sohn, der Reg.-Assessor Dr. James Lavin, die Tochter des Rittergutsbesitzers zur Frau bekommen. Wie dieser Wiener Fremdling doch das Leben in Preußen studiert hat! Ein feiner Kopf!



Lisa Weise und Bruno Harprecht in der Berliner Posse „Große Rosinen".
Nach einer Photographie von Becker & Maaß in Berlin.

Ein bißchen Pech hatte Hermann Bahr durch die Darstellung seines Stückes im Lessingtheater. Hans Marr spielte den Herrn Joachim von Biest-Zesen. Nach meiner Meinung spielte er ihn glänzend. Eine Kraftnatur, liebenswürdig, leicht überschäumend, au fond ein Prachtkerl. Selbst im zweiten Akt, als ertappter Sünder in der Zuhälterszene, wo die Blitzlichtaufnahme erfolgt, noch immer der Gentleman, um eine ganze Anzahl Stufen auch moralisch höher. Das Stück wird aber dadurch auf den Kopf gestellt. Denn dem versteckten Helden dieses Bahrschen Dramas, dem Inseratenagenten Windel, gönnte noch nicht einmal die Galerie den Triumph. Und der Sieger blieb der Junker. Reicher als Generaldirektor war köstlich: das Herrnfeldtheater nach Berlin W. versetzt. Lina Lossen ist immer sympathisch, und das reizende Fräulein Lore Busch blieb es sogar noch als die Gelegenheitsmacherin der widerwärtigen Überraschungsszene, was für ihren Takt ebenso spricht wie für ihren Charme.

Für ernstere, die Allgemeinheit mehr ans Herz packende Dinge als die gelegentliche Entgleisung eines kraftstrotzenden, an eine

frühalternde, kränkliche Frau verheirateten Rittergutsbesitzers wußte das nachgelassene Drama von Leo Tolstoi zu interessieren: „Und das Licht scheinet in der Finsternis ...“

Das Werk soll schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begonnen worden sein. Es ist nicht vollendet. Die Dramaturgen des „Kleinen Theaters“, an dem die Uraufführung stattfand, haben nach skizzenhaften Aufzeichnungen Tolstois eine Art Schluß zurechtgemacht. Er befriedigte aber nicht. Tolstoi wird seine innere Abhaltung gehabt haben, das Werk abzuschließen und den Bühnen zur Aufführung zu geben. Es ist eine einzige große Beichte. Eine erst befremdende, dann packende, erschütternde Beichte.



Tanzterzett aus der Berliner Posse „Große Rosinen“. Herr Sabo, Fräulein Perry, Herr Harprecht. Nach einer Photographie von Becker & Maaß in Berlin.

Der Graf Nikolaj Iwanowitsch Sarynzewa hat ein gutes Rittergutsbesitzersleben geführt, seine Frau ist glücklich an seiner Seite gewesen, die fünf Kinder wachsen in den Formen und in den Ideenkreisen heran, die bisher die seinigen waren. Da wirft ihn ein äußeres Erlebnis, das zum inneren wird, aus der Bahn. Er kommt im Grübeln über die letzten Ziele des reinen Christentumes, zu der Erkenntnis, daß schon die Jünger, gar die späteren Kirchenfürsten die Lehre Christi ganz falsch ausgelegt haben. Immer mehr gelangt er zum äußersten Altruismus. Seine Überzeugung duldet es nicht, daß die Bauern bestraft werden, die in seinem Walde Holz geschlagen haben. Der Wald gehört nicht ihm. Es widerstrebt ihm, sich von den Lakaien bedienen zu lassen. Sie sind Menschen wie er. Er reicht ihnen zum Gruße die Hand wie allen andern Hausgenossen. Zuerst belächelt man nur seine Schwäche, seine Schrullen. Aber der Verwandtschaft, die mit ihr den materiellen Zusammenbruch herannahen sieht, wird es bald Angst. Sie holen den Arzt, den Popen. Er bleibt starr. Also soll Frau Maria ihren Sonderling von Mann schleunigst entmündigen lassen, bevor größeres Unheil geschieht. Graf Nikolaj ringt vergeblich mit seiner Frau, um ihr die Mission klar zu machen, die nach seiner Meinung jeder echte Nachfolger Christi befolgen soll. Sie denkt nur an das Schicksal ihrer Kinder. Nun legt er freiwillig die Verwaltung der Güter in ihre Hand, um fortan als schlichter Arbeiter im Hause zu leben, Tischlerarbeit zu tun usw. Einen jungen Priester und den jungen Grafen Boris, den Verlobten seiner Tochter Ljuba, gelingt es ihm, von seiner Lehre zu überzeugen. Aber dieser junge Graf hat der Welt, dem Staat gegenüber noch Pflichten, steht nicht wie er am Ende des Lebens, und seine Pflichten bringen ihn mit seinem Gewissen in Konflikt. Bei seiner Gestellung zum Militär gerät Boris mit seinen ungeheuerlichen Ideen zunächst in den Verdacht, Anarchist zu sein. Hernach hält man ihn für einen Irrsinnigen. Schließlich versetzt man den jungen Grafen in die Strafkompanie. Alle fallen sie über Nikolaj her: er ist der Mörder des Glückes seiner Kinder. Auch der junge Priester fällt wieder von ihm ab. Nun will Nikolaj, körperlich und geistig zerrüttet, zum Wanderstab greifen, um draußen in Armut und Entbehrung ein Gott wohlgefälliges Leben als einfacher Arbeiter zu führen. Aber Frau Maria läßt ihn nicht fort. Sie beweist ihm, daß er kein Recht habe, auch seine Kinder zu dem ungewissen Nomadenleben zu zwingen. Er zeigt sich schwach und fügt sich, er erblickt sogar die ihm von Gott geschickte schwerste Prüfung darin: diesen Kompromiß einzugehen, der ihn in den Augen der Welt dem Spotte preisgibt wegen seiner Inkonsequenz.

In einer guten Tolstoi-Maske hat Friedrich Kayßler, als Gast des „Kleinen Theaters", den Grafen Nikolaj gespielt. Es war eine Meisterleistung, die keiner vergessen wird, der sie sah. So logisch und klar wuchs vor unsern Augen dieser unglücklich-glückliche Mensch mit der Aufgabe, die ihm das Leben stellt. Und Helene Fehdmers gutherzige Spießbürgerlichkeit traf ausgezeichnet den Ton für des seltsamen Apostels mitleidendes Weib.

Ob das Stück ein Bühnenleben haben wird? Es ist nicht eben dramatisch. Es wird darin so manche Predigt gehalten, die schon vor dreißig Jahren in Tolstois Volksschriften zu lesen war. Und wer sich erbauen will, geht heutzutage nicht mehr ins Theater.

Schnurrpfeifereien beherrschen in diesem Faschingsmond sonst das gesamte Berliner Repertoir. Nur das Königliche Schauspielhaus versuchte, in der Gedenkwoche für den Großen Fritz in den Gemütern seiner Getreuen ein wenig tiefer zu schürfen, wenigstens durch eine ernste historische Erinnerung ein paar Stunden in geschmackvoll künstlerischer Form zu verleben: Joseph Lauff hatte zu recht wirkungsvollen Bildern ein Festspiel verfaßt, und der junge Meister der Maske am Schauspielhaus, Carl Clewing, errang mit dem jungen und dem alten Fritz einen schönen Erfolg, an dem seine fritzischen blauen Augen denselben Anteil hatten wie sein fritzisch-preußischer Ton.

Im übrigen: Possen und Schwänke, Possen und Schwänke und eine halbe Mandel Operetten auf dem ständigen Spielplan. „Große Rosinen" im Berliner Theater, „Die fünf Frankfurter" im Theater in der Königgrätzer Straße, „Alles für die Firma" im Residenztheater, „Der liebe Augustin" im Neuen Theater, „Wiener Blut" im Theater des Westens, „Eva" im Neuen Operettentheater . . . Lohnt's, auch nur ein Wort darüber zu verlieren? . . . Wenn meine Provinzbesucher mich fragten, was man gesehen haben müsse, kam ich in Gewissenskonflikte. Am liebsten hätte ich ihnen verraten: nichts von alledem. Aber dann wären die imstande und fingen statt um halb elf schon um sieben Uhr bei Kempinsky zu kneipen an. Wie sollte das enden? Also begeistert man sich entschlossen für die niedliche Lisa Weise. Und beim ersten Glas Mosel bekommt man dann zu hören: „Einen kapitalen Blödsinn verzapft ihr hier in Berlin; aber der kleine Racker, der war die zwei Taler wirklich wert!" Dann ist man als Großstädter, der beklommenen Herzens die Honneurs der dramatischen Muse macht, schon zufrieden.

Die für ein paar Taler mehr als fünfundachtzig Minuten Amüsement fordern, kommen in den Kammerspielen, wo sie Peter Nansens dreiaktigen Schwank „Eine glückliche Ehe" geben, nicht auf ihre Rechnung. Das ist ein Novellchen in drei Kapitelchen mit je einem köstlichen Szenchen. Von Viktor Arnold und Johanna Terwin — als glückliches Ehepaar — brillant gespielt. Das kleine Frauchen langweilt sich, macht ihrem Philister von Mann die Hölle heiß und das Essen kalt, kurz, es gibt keine trübseligere Ehe. Da verliebt sich der Hausfreund in sie und krempelt sie um und um: sie wird so fröhlich, so gebefreudig durch das heimliche Glück, daß sie alsbald auch ihren Mann glücklich macht. Ewig dauert natürlich die ungesetzliche Liebe nicht, aber als sie erkaltet, im zweiten Akt, ist schon ein zweiter Hausfreund da, und im letzten löst den zweiten ein dritter ab, der wohl kaum den Schluß der bunten Reihe bilden dürfte. Der glückliche Ehemann merkt von dem Wechsel nichts, er sonnt sich nur in dem sichtbaren Abglanz des heimlichen Glückes seiner vielseitigen Frau. Die Sache ist bei aller Frechheit so lustig, daß man während der fünfundachtzig Minuten, in dem der anspielungsreiche Dialog heruntergeplaudert wird, nicht aus dem Lachen herauskommt.

Vor fünfzehn Jahren las man die Novelle, aus der das Lustspielchen herausgeschnitten ist, mit demselben diebischen Vergnügen und sagte dazu: der dänische Maupassant.

Auf das deutsche Lustspiel warten wir halt noch immer.

Der Tag.

Von M. E. delle Grazie.

Ein fremd Geheimnis ist der Tag:
Er kommt und bringt dir, was er mag;
Er geht und nimmt dir, was er kann,
Dahinter lauert's wie ein Bann.
Er geht und kommt und kommt und geht,
Und für dich wird es früh und spät.
Stehst du nur erst in seiner Reih',
Dann wirst du niemals wieder frei.
Wie auf dem Meer treibst du dahin,
Und fragst umsonst: „Woher? Wohin?"
Das Leben gleitet wie im Traum,
Bleibt hinter dir wie Zeit und Raum.
Was du gefühlt, erstrebt, getan,
Schaut wie aus einem Bild dich an.
Du aber darfst nicht stille stehn,
Mußt Fremdem fremd entgegengehn,
Ein Abendschatten, lang und fahl,
Wächst hinter dir der Tage Zahl,
Und vor dir, was dein Weg auch sei,
Wird immer kürzer ihre Reih',
Du aber taumelst ohne Ruh'
Halb bang, halb blind dem — letzten zu.
Hab' acht, solang es gehen mag —
Ein fremd Geheimnis ist der Tag!

Requiem. Novelle von Marie Eugenie delle Grazie.

(Schluß.)

Als Mozart in Wien eintraf, wichen ihm Freunde und Schüler eine Weile aus. Traf er aber den oder jenen zufällig auf der Straße, so sagten ihm verlegene Mienen und eine Art verstörter Rücksicht, wie rasch und trefflich seine Feinde es verstanden, den halben Erfolg in Prag in eine ganze Niederlage umzudichten. Und sie hatten guten Grund, sich zu beeilen. Denn je weniger vornehm die Leute waren, die jetzt in Prag den „Titus" hörten, desto mehr wuchs das Verständnis für die wahrhaft vornehme Art des Werkes.

Wie aber die Tage kamen und gingen und jeder mehr Arbeit brachte — denn Schikaneder drängte, nun endlich die „Zauberflöte" herauszubringen —, fühlte sich der Meister von Woche zu Woche elender und hätte doch nicht sagen können, was ihm eigentlich fehle. Die Geschwulst der Hand war gleich am ersten Tag zurückgegangen; dafür hatten sich heftige Kopfschmerzen eingestellt, von Zeit zu Zeit lief es wie ein Fieberfrost über den einst so blühenden Leib, die Haare erblichen und fielen aus — kurz, alle Anzeichen eines schweren inneren Siechtums traten hervor. Frau Stanzi tat, was in ihrer Macht lag, um dem geliebten Mann die schwere Zeit körperlichen Unbehagens und wuchtender Arbeitslast erträglicher zu machen. Vom Requiem schwieg sie geflissentlich, konnte sich auch nicht wohl denken, daß ihm selbst in der fiebernden Hast der einander jagenden Proben zur „Zauberflöte" Zeit blieb, diesem fatalen Auftrag nachzusinnen. Und als sie merkte, daß er, todmüde heimkommend, auch meist einen todähnlichen Schlaf fand, glaubte sie, sich über seine Nächte beruhigen zu dürfen.

Um so peinlicher war ihr Erstaunen, als sie eines Morgens beim Aufräumen einen Bund Zettel fand, die der Meister auf seinem Nachtkästchen liegen gelassen und deren jeder einzelne in fortlaufender Seitenbezeichnung den Vermerk „Requiem" trug. Das meiste wohl bloß skizziert und mit rascher, flüchtiger Hand hingeworfen, das Ganze aber doch ein verräterischer Beweis, wie es eigentlich um seine Nachtruhe stand. Er hatte sich doppelt sicher geglaubt, seit sie Nacht für Nacht bei den Kindern drüben schlief, damit nicht der leiseste Schrei des Neugeborenen ihn störe oder wecke. Nun fügte es der Zufall, daß er sich selbst vergaß und verriet.

Lange erwog Frau Stanzi, was sie nun am besten tun und lassen sollte. Endlich beschloß sie, die Zettel nicht zu erwähnen und ganz arglos zu scheinen. Ihre Liebe und irgendeine günstige Gelegenheit, die ihn wenigstens für ein paar Stunden wieder den Seinen zurückgab, würden sie schon das Richtige finden lassen. War einmal die „Zauberflöte" gespielt, mußte es ohnedies anders werden.

Endlich kam auch dieser Tag heran. In aller Frühe wurde ihnen der Theaterzettel ins Haus getragen, zugleich mit einem Strauß dunkler Rosen, den Schikaneder, der besten Erwartungen voll, der „Gesponsin seines geliebten Bruders Amadé" sandte. Der Zettel lag den ganzen Tag auf dem Pult des Meisters, und immer wieder schlich Frau Stanzi hin und las, daß „die Musik von Herrn Wolfgang Amadé Mozart", der „aus Hochachtung für ein gnädiges und verehrungswürdiges Publikum und aus Freundschaft gegen den Verfasser des Stückes das Orchester heute selbst dirigiert". Auch das Buch der Oper hatte Schikaneder gesandt, fein in Leder gebunden und mit zwei artigen Kupfern versehen, deren einer ihn als Papageno zeigte, „nach wahrem Kostüm gestochen".

An der Spitze des Theaterzettels standen die Namen der Akteure; nicht ein „Katzlmacher" darunter. Die Gerl freilich war mit zwei Rollen bedacht, was dem Meister einige Sorge machte. War er doch ihren geheimen Wünschen in keiner Weise entgegengekommen, hatte sie aber, ohne zu wollen, gerade durch diese Zurückhaltung immer mehr aus ihrer koketten Reserve herausgelockt, daß sie zuletzt förmlich wie ein heischend Kätzlein das weiche Fell an ihm rieb. Aber er war standhaft geblieben, ohne sich darauf gerade etwas zugute zu tun. Fühlte er doch, wie rätselhaft und beharrlich sein innerstes Wesen sich je länger je mehr von dem bunten Schein dieser

Welt kehrte, ohne daß er es wollte, wie einem Gesetze folgend, dem zu widerstreben er keine Kraft mehr hatte. Die Gerl war ja noch immer das schöne Weib, das sein Herz einmal begehrlich, sein Blut toll gemacht. Nun verstand er sich selbst nicht, so kühl und sicher blieb er in ihrer Nähe.

‚Katze,‘ dachte er mit herablassendem Verständnis, wenn sie ihn so umschlich. Aber — die Katze konnte auch fauchen! Das war seine einzige Sorge.

Immer wieder nahm er das Textbuch zur Hand, ging im Geiste die Empfindungen durch, die ihn während des Schaffens beseelt — las, was andere vielleicht abends nicht so rasch oder gar nicht verstehen würden, zwischen den Zeilen: den Geheimsinn der Ordensbräuche, in die er eingeweiht war. Aber seltsam! Auch diese Stimmen fanden sich jetzt nicht mehr zu ihm. Wie eine kalte, starre, geheimnisvolle Dunkelheit war es um ihn, durch die seine Seele in mystischer Sehnsucht einem großen Unfaßbaren entgegenrang: Gott!

Freilich — er hatte Weib und Kinder, und so tat er, was er tun mußte. Oft, wenn sein Weib ihn bei irgendeinem Berufsgang vermutete, saß er im Vorzimmer van Swietens und wartete, bis der berühmte Mann ein Stündlein frei hatte, um ihm irgendeinen Rat zu geben oder ein Pulver aufzuschreiben. Seit Wochen nahm er Chinin, und im Augenblick schien der Arzt keine Sorge zu haben. Immerhin aber glaubte Mozart zu bemerken, daß auch die Kunst van Swietens vor seinem Zustand wie vor einem Rätsel hielt, das man nicht bloß mit Mixturen löste.

Der Tag wich einem wundermilden Abend, und als die Glocken der Stephanskirche den „Segen“ einläuteten, machte Mozart sich auf. In den Straßen begann es schon, leise zu dunkeln — die frühe Dämmerung des Herbstabends; fremd und geschäftig hasteten die Menschen an ihm vorüber. Je näher er aber dem Theater kam, desto dichter wurde der Strom der Leute, die mit ihm dasselbe Ziel hatten. „Wir hab'n ein übervoll's Haus!“ berichtete Schikaneder mit fettem Schmunzeln.

So wie Mozart durch das kleine Pförtchen ins Orchester schritt, trat Frau Stanzi in ihre Loge. War es ein Zufall? Er nahm es als gutes Zeichen.

Ein-, zwei-, dreimal klingelte es. Das Gebrause der Stimmen wurde zu einem Gesumme — endlich verstummte auch dieses. Tiefe — atemlose Stille. Ein fühlbarer Luftzug ging über ihn hin. Die letzte Welle der Bewegung all dieser Hunderte, die gekommen waren, ihn zu hören. Wie Andacht kam es über ihn — noch einmal. Zugleich wie ein leiser, heimlicher Schauer: ‚Hier steh', ich zum letztenmal.‘ Mit bebender Hand hob er den Taktstock.

Wie gebannt hing Frau Stanzi an den Bewegungen des Geliebten. Sein Profil, so bleich und starr ihr zugewendet, schien fast wie leblos. Seine Gestalt war nie so hager gewesen. Aber die Hand, die den Taktstock führte, schien alle Kraft in sich gesammelt zu haben. Eine magisch bannende Kraft, die wie sichtbar auf die Menschen wirkte. So erwartungsvoll, so atemlos sahen alle nach dieser Hand! Und zum ersten Male merkte Frau Stanzi, daß ihr Amadé nun auch in Wien endlich jemand geworden war. Trotz all der Ränke und Kabalen seiner Feinde. Noch saßen diese Hunderte da unten, stumm — die unbewegte, ungelöste Masse. Aber aus jedem Blick leuchtete es, in dem atemanhaltenden Schweigen barg sich, was sie alle dachten: ‚Unser Mozart!‘ Das Dornröschen deutsche Seele war wieder einmal aus dem Schlaf erwacht, und dort stand der Prinz, dem dies Wunder gelungen!

‚Wenn er nur nit gar so bleich wär',‘ dachte Frau Stanzi. ‚Und das G'schau... wie in eine and're Welt hinein schaut er!‘

Und plötzlich, sie wußte nicht, wie es geschehen war, geschehen konnte — plötzlich schob sich das Bild jenes Friedhofes vor ihre Seele, wie er bei der Prager Fahrt vor ihr gelegen — mondbeglänzt, schaurig einsam und öde ... Sie fuhr zusammen, legte die Hand aufs Herz — fast hätte sie aufgeschrien. Da brach es wie ein Gewitter um sie los, toste durch alle Ränge, ging wie ein Sturm über alle Häupter hin — der Beifall!

Die Ouvertüre war zu Ende. Dort stand ihr Amadé und verbeugte sich wieder und immer wieder. Nun trafen sich auch ihre Blicke — ruhten eine Sekunde ineinander — stummselig. ‚Wie bleich er ist!‘ fuhr es ihr wieder durch den Sinn. ‚Und wie schön!‘ sprach es wie mit raunender

Stimme in ihr. Ja, weiß Gott! All ihr Lebtag hatte sie ihn nicht so gesehen.

Aber nun hatte sie keine Zeit mehr, weiterzugrübeln; der Vorhang rauschte empor.

Wie im Traum ging ihr der erste Akt vorüber, selbst ein Traum. Dann und wann versuchte ihr Blick, die Mienen der Leute zu durchdringen, die so stumm dasaßen und aufhorchten. Ihr dünkte, ein seltsames Befremden lege sich plötzlich über all diese hundert Antlitze — mache sie geheimnisvoll und undurchdringlich.

‚'s ist ja auch nichts Alltägliches, was sie heut' zu hören kriegen,' dachte Frau Stanzi.

‚Aber — sie haben ja das Büchl!' tröstete sie sich.

Schneller, als sie selbst gedacht, senkte sich der Vorhang wieder über die Szene, da und dort klatschten einige Hände. Dann wurde es wieder still ... unheimlich still.

Als sie nach dem Dirigentenpult sah, war Mozart verschwunden.

„Mein Amadé!"

Wie eine Mutter bangte sie für ihn; warf feindselige Blicke auf die Menge. Was steckten sie so die Köpfe zusammen — wispelten und raunten?

Wie ein heimliches Einverständnis spann es sich von Sitz zu Sitz. Leute, die sich früher kaum angesehen, gewiß nie gekannt, begannen, miteinander zu reden, traten zu großen Gruppen zusammen, wispelten und warfen doch wieder mißtrauische Blicke um sich.

Plötzlich begannen einige zu klatschen. Wie eine Frage war es, mitten in diese raunenden, geheimnistuschelnden Gruppen hinein. Und — Frau Stanzi mußte beide Hände ans Herz pressen, um vor Glückseligkeit nicht umzusinken: Wie ein Gewitter ging nun der Beifall nieder — schlug das Erkennen in die Seelen. Spät, aber doch und mit Blitzesgewalt.

Die Wiener hatten verstanden ...

In donnernden Wogen warf sich das Getöse an die Wände — kam von den Wänden zurück, wie das Echo eines brandenden Meeres.

Endlich, endlich bewegte sich der Vorhang.

Aber nur Papageno-Schikaneder trat hervor.

„Mozart — Mozart!" brauste es ihm entgegen.

Er machte eine hilflose Bewegung. Die Leute begannen aufzuhorchen. Endlich kamen ihm die Worte.

‚Ein gnädiges Publikum wolle entschuldigen, aber — weder er noch irgend jemand auf der Bühne wisse im Augenblicke, wo der Gefeierte sei. Er wäre so untröstlich gewesen über die, wie er glaubte, ungnädige Aufnahme!'

„Mozart — Mozart!" donnerte es zurück und „Sarastro!" rief eine helle, junge Stimme aus der Höhe. „Mozart-Sarastro!" scholl es empor. Von allen Sitzen erhob man sich, klatschte und rief.

Schikaneder stand auf der Bühne und wischte sich die Tränen aus den Augen. Der alte Zyniker!

So ging der Zwischenakt hin. Wann würde sich der Vorhang wieder heben? Sein Dirigentenpult konnte der Flüchtling doch nicht im Stich lassen. Damit trösteten sich die Begeisterten.

Endlich das erste Zeichen. Durch die Reihen der Musiker schob sich eine schmale, hastende Gestalt — Mozart! Alles bebte an ihm, man sah es. Wieder hob es sich um ihn, wie Sturmgebraus und Schwingenrauschen. Todfahl war sein Antlitz, als er sich wandte. Die Lippen zuckten, die großen Augen hatten einen fieberischen Glanz, aber über seine Züge ging ein Lächeln, das selbst wie Musik war. Ein-, zwei-, dreimal verneigte er sich. Dann hob er den Taktstock und wies nach dem Vorhang. Die Wiener verstanden ihn. Mit den Tönen, die noch in den Kehlen der Sänger schlummerten, wollte er ihnen seinen eigentlichen Dank sagen. Sein Werk rief ihn und sie.

Von Szene zu Szene wuchs die Begeisterung. Immer tiefer in den erlösenden Sinn des Werkes dringend, wurde dieses allmähliche Verstehen auch zum Schlüssel für die mystischen Schönheiten der Musik. Taminos Standhaftigkeit, Paminas Liebe und Trauer rissen hin, Papagenos Menschlichkeiten entzückten und gaben ein deutsam nebenherlaufendes Satyrspiel zu der Tragödie hohen Wollens und Ringens. So oft aber die Königin der Nacht erschien, lief es wie drohendes Bienengesumme durch die Reihen. Man wußte, was man von ihr zu halten hatte, brachte



Der Brief. Gemälde von Therese Schwartze.



noch vor kurzem Selbsterlebtes in geheime Beziehung zu dem Rätselspiel auf der Bühne. War's denn so lange her, daß Kaiser Joseph gestorben — im aufreibenden Kampf mit derselben, immer im Dunkel schleichenden Macht? Um so viel Licht war die Welt wieder ärmer geworden seit seinem Tod! Mochten die heimlichen Schleicher hören, wie man über sie dachte! Lange, lange braucht es, bis der Wiener aus seiner behäbigen Ruhe aufgerüttelt wird, bis er sieht und versteht. Hat er aber einmal verstanden, schreit er der ganzen Welt seine Meinung ins Gesicht.

„Die Strahlen der Sonne vertreiben die Nacht,
Vernichten der Heuchler erschlichene Macht!"

— wie ein jauchzendes Aufatmen ging es bei diesen Worten durch die Reihen. Nicht nur Tamino und Pamina, auch Wien hatte die Prüfung bestanden. In andächtiger Seele trug man den Namen des Meisters heim, der von nun an mehr denn jeder andere dieser sonnigen, singenden Stadt gehörte: Mozart.

Schikaneder freute sich wie ein Wahnsinniger über den Erfolg. „A Zugoper — Leutl'n — wißt's denn, was dös bedeut't in Wean?" Er hatte guten Grund für seine Freude. Des Meisters Töne würden ihm das Gold ausmünzen, mit dem er seine Schulden zahlen konnte. Die Gerl stand mit brennenden Augen vor Mozart und versuchte zum letztenmal ihre Kunst. Ein milder, aber todtrauriger Blick des Meisters streifte sie. Ein Blick, der sie wider Willen erröten machte. Etwas Christushaftes glänzte darin auf — Erbarmen, Verstehen, Verzeihen und Entsagen. Sie wußte selbst nicht, wie ihr wurde. Mit hängendem Haupt schlich sie nach ihrer Garderobe und merkwürdig — ohne jeden Groll.

Schikaneder wollte die Freude in Wein ertränken. Und alle sollten dabei sein — vor allem natürlich der Meister und seine Frau! Aber Mozart schüttelte das Haupt. Nur um den Theaterwagen bat er. Der sollte ihn und seine Stanzi heimbringen ... „Ich bin so müd, Leutl'n."

Er hätt' es nicht erst zu sagen brauchen. Selbst dem leichtsinnigen Schikaneder fiel es auf, wie so ganz anders er sich seit einiger Zeit gehabte, wie blaß und trist er sah, darum ließ er ihn ziehn.

Draußen stand eine helle Sternennacht über der Erde ... Feierlich und stumm, in der ganzen Gewalt ihrer beredten Schönheit, stieg die Karlskirche in den silbernen Glanz der Sphären.

„O, Amadé!" schluchzte Frau Stanzi, als sie im Wagen an der Brust des geliebten Mannes lehnte. Das Glück riß sie hin — dieses so lange spröde, so lange ersehnte Glück.

Seine Hand lag ruhig auf ihrem blonden Scheitel. Plötzlich zuckte er zusammen. „Schau dorthin!"

„Wo?"

Er wies nach dem Schatten der Karlskirche.

„Ich seh nix!"

„Doch ..." kam es heiser zurück. „Dort ist er jetzt g'standen und hat hereingenickt!"

„Wer?"

„Der Lange, Graue!"

„Amadé!" flehte sie. Er sagte kein Wort, zog aber mit bebender Hand den Vorhang über die Scheibe des Wagens.

Aber ihr Schmerz konnte nun nicht länger an sich halten. „Warum gönnst dir auch keine Ruh'?" brach sie los. „Tust jeden Morgen, als hätt'st du weiß Gott wie g'schlafen, und arbeit'st dabei an der unseligen Totenmess'."

„Gehst hinter mir her?" fragte er unwillig.

„Wer sollt' denn auf dich schau'n, Wolferl?"

„Und was soll's nützen? Das Geld war uns recht."

„Jetzt wird's aber anders werden," hielt sie ihm entgegen. „Hast g'hört, was sich der Schikaneder von der Oper verspricht?"

„Hast dir unsere Schulden aufg'schrieb'n?" kam es bitter zurück. Und plötzlich, wie in einem Ausbruch ohnmächtiger Wut: „Solang ich leb', wird's Geld mein Meister sein und die Not mit der Peitsch'n hinter mir steh'n. Da verkauft man sich auch dem Teufel."

„Und 's ist doch so schön, was du bis jetzt dran g'macht hast," lenkte sie ein.

„O ja," kam es dumpf zurück — „ich hab' tief 'neing'schaut."

„Wie meinst?" forschte sie.

Er riß wieder den Vorhang zurück, ließ das Fenster herab ... „Das Herz klopft mir noch so ... und der Atem bleibt mir seit ein paar Tag'n ganz aus! ..."

„Wenn du nur einmal ordentlich schlafst!“

Gerührt von all der Güte, griff er nach ihrer Hand. „Heute!“

„Meinst?“

„Kanonenfest!“ versuchte er zu scherzen. Aber es war nur ein halber Ton in seinem Lachen.

Als sie in den Hausflur traten und langsam treppauf stiegen, begann sie, von den Kindern zu reden. „Nun darfst wieder deinen Spaß mit ihnen haben,“ lachte sie. „Warst uns ja so lang entfremdet, durch die Oper. Und nit wahr — wenn der nächste, schöne Sonntag kommt, führst mich wieder einmal in den Prater? So lang schon waren wir nit mehr dort, Wolferl, eine Ewigkeit nit!“

Er drückte ihren Arm und nickte zu allem ja.

„Und jetzt schlafen — schlafen!“ drängte sie, als sie ihm in seiner Stube noch einmal Glück wünschte. „Hast soviel Schön's erlebt — soviel Lieb' d'erfahr'n, auch von den Weanern. Weißt was? Ich leget' mich jetzt auf die Seit'n und denket': Blast's mir ein' Marsch!“

Er mußte lachen, und lachend küßte er sie. Das war ihr mehr wie ein Versprechen; er hatte ja schon so lange nicht mehr gelacht.

„Küß' mir die Kinder,“ bat er noch. Damit ging sie hinaus.

Auf seinem Pult standen noch die Rosen Schikaneders und dufteten durch die Stube wie alter Wein. Er stellte sie mit eigener Hand ins Fenster, damit sie frisch bleiben sollten. Wie er aber nun zurückging und den Leuchter vom Pult nahm, um ihn ans Bett zu tragen, blieb er plötzlich stehn. Das war ja nicht seine Hand ... oder? Hochgeschwollen wieder wie damals! Lang sah er auf sie nieder, nickte zuletzt eigen vor sich hin, wie jemand, der über eine Sache nachdenkt, von der nur er allein weiß.

„Die große Hand“ — murmelte er leise ... „sie halt't mich fest, sie laßt mich nimmer aus, seit — Prag!“

Hundertmal hatte er's verschworen, nicht mehr daran zu denken — nicht mehr darüber zu grübeln. Warum schlich es immer und immer wieder an ihn heran? Er sah um sich, ob er auch wirklich allein war ... nicht gehört werden konnte. Er hatte sich in letzter Zeit bei ganz wunderlichen Selbstgesprächen ertappt. Nun kam es wieder über seine Lippen, ohne daß er's wollte, ohne daß er recht darum wußte.

„Das ist doch seit — Prag her! Seit Prag! Ob er mir nicht ... wenn er die Gläser verwechselt hat? Tags vorher war Salieri bei ihm, die welsche Natter. Sie soll'n dort Trankl'n mach'n können ...“

Er fuhr empor, starrte wie geistesabwesend nach einem grotesken Schatten an der Wand. Wo kam der her? Wenn man näher zusah, war er wie die Silhouette eines alten Mannes, der das bärtige Haupt vornüberlehnte. Hielt er nicht eine Harfe? Und dort hinten — was verbarg er dort? Wie ein runder, schmaler Bogen sah es hervor — die Sense!

Und ihn sah er an.

Fast hätte er aufgeschrien. Da machte die Hand, die das Licht trug, eine unwillkürliche Bewegung, der Spuk begann zu schwanken, zerrann.

‚Mein Bett war's und das Licht und der Aufsatz vom Pult —‘ begriff er langsam.

‚Na, gehen wir schlafen!‘

Er lächelte dazu, müd, ungläubig. Doch er begann, sich zu entkleiden, und als Frau Stanzi eine Stunde später an seine Türe schlich, war alles dunkel und still.

Mit einem Male war ihm, als ob er erwache ... Und so deutlich war dieses Gefühl, so bewußt schien ihm der eigene Zustand, daß er Stück für Stück die Möbel in seiner Stube zu sehn glaubte und am Fenster die Rosen in der Vase, wie er sie selbst hingestellt. Über allem aber die silberne Bläue der Sternennacht, die still und feierlich noch immer über der Erde stand.

Er setzte sich auf, griff um sich. Aber was war das? Er griff in lauter aufgewühlte Schollen! Hügelhoch lagen sie plötzlich um ihn, und er wand sich zwischen ihnen empor, bekam die Erde in die Hände, in den Mund — mußte die Augen schließen, um wenigstens das Gesicht von all dem Staub freizuhalten.

‚Wo bin ich?‘ dachte er.

Da scheuchte ihn ein langhinrollender, gleichsam rufender Ton auf. Seine Gedanken begannen sich zu verwirren.

‚Das ist die Posaune, die das „Tuba mirum“ einleiten wird!‘ entsann er sich, plötzlich wieder ganz bei seinem Werk.

Der Ton hallte weiter. Aber die Erde . . .? Die Schollen, die, wie von einem mächtigen Orkan durcheinandergewirbelt, rechts und links umherstoben? ‚Tuba mirum — spargens sonum!‘ . . . klang es in seinem Ohr. In sein Herz aber krallte sich plötzlich ein lähmender Schreck. Wie eine ferne, fernste Erinnerung dämmerte es in ihm auf, die allmählich ein furchtbares Sichbesinnen wurde. ‚Ich war tot . . . und das — ist die Auferstehung!‘

Seine Glieder schienen bleischwer, ein eiskalter Schweiß rann an ihm herab. Am liebsten hätte er sich zwischen all den Schollen verkrochen. Er machte einen Versuch, wieder in die Tiefe zu gleiten, aber eine unsichtbare Gewalt stieß ihn förmlich zurück, weiter und weiter an das Licht empor, dessen Anblick er so fürchtete. Die Erde selbst gab ihre Toten wieder, er fühlte es.

Plötzlich stand er aufrecht, hatte festen Grund unter den Füßen. Sein Leib erschauerte wie unter einem Schüttelfrost, eine herzbeklemmende Angst preßte ihm die Hände vors Antlitz. ‚Nichts sehen jetzt — nichts sehen!‘ schrie es in ihm. Aber der Sturm, der die Schollen in die Luft gewirbelt, riß ihm die Arme herab — das Licht, das er nicht sehen wollte, ging durch seine Lider, als wären sie Glas.

‚Rex tremendae majestatis!‘ heulte, wimmerte, brüllte es um ihn auf. Es war ein Gestöhn wie das Schluchzen eines Mannes und die heißen Kehllaute eines gebärenden Weibes.

‚Rex tremendae majestatis!‘

‚Bis hierher hab’ ich die Partitur fertig,‘ sprach es ganz ruhig, ganz sachlich in ihm. Und wie ein Echo seiner Erinnerung setzten nacheinander drei Stimmen ein und antworteten wie in zaghaftem Flehen seiner Besinnung: ‚Cum vix justus sit securus . . .‘

Es waren seine Töne, unleugbar. Aber sie schwollen an, wie von unzählbaren Stimmen aufgenommen, verloren ihren Klang, wurden ein einziges, wahnsinniges Gebrüll der Angst. Und mit einemmal hörte er seinen eigenen Schrei.

‚Rex — rex — rex!‘

Ein grell hereinbrechendes Licht riß ihm förmlich die Lider empor, daß er sah, sehen mußte. Wie ein riesiger, aufgewühlter Acker lag die Erde vor ihm, und er stand da, inmitten von Hunderttausenden, und starrte zum Himmel empor. Die eine Seite des Firmamentes war nachtschwarz — wie in einen Abgrund schienen die Gestirne dort hinunter zu stürzen, verschlungen vom alten Chaos. Gen Osten stand eine Feuergarbe, die wie eine lodernde Säule Himmel und Erde verband, wie etwas Lebendiges heranzukommen schien, näher, näher . . .

„Das ist die Hölle!“ schrie eine Stimme auf.

„Nein, Gott ist’s!“ riefen Tausende zurück. „Es kommt von Sonnenaufgang her!“

„Auf die Knie, auf die Knie!“

Die Erde begann zu beben. „Wir gehen unter!“ heulte die Angst. „Jetzt — jetzt“ . . . Aber die Qual nahm kein Ende.

Plötzlich wurde es still . . . totenstill . . . Die Feuersäule zerteilte sich, wich nach rechts und links, gab wie in stummer Ehrfurcht den Weg frei für etwas, das noch gewaltiger war als sie, noch entsetzlicher.

„Dort kommt das — Meer!“ sprach eine bebende Stimme in die atemlose Stille hinein.

Er blickte hin wie die anderen, und ihm schien, er werde zu Stein.

Zwischen Himmel und Erde rollte der Ozean heran. Er konnte die Milliarden des stummen Getiers sehen, das seine Wasser führten. Lautlos zog es heran, mußte sich nun und nun über die Knienden dahinwälzen . . . Aber nein! Auch die Wasser hielten plötzlich still, wie früher das Feuer, und wo die Grenzen des Firmamentes zu sehen waren, brach plötzlich ein Geleucht herein, das weiß war und glühete, als wolle es alles verzehren — und auftrinken . . . den Ozean, die Menschen und das Feuer selbst.

„Gott!“ hörte er sich wimmern, und er schlug mit dem Haupt wider die Erde. Es war die Erscheinung des Herrn, die dort heraufkam, zu seinen Füßen Himmel, Erde und Meer . . .

„Rex tremendae majestatis,
Qui salvandos salvas gratis,
Salva me, fons pietatis!“

Mit all den Hunderttausenden der Auferstandenen wimmerte er es in die Erde hinein, die ihn eiskalt anhauchte, wie der leibhaftige Tod. So kalt, daß er mit einem Schrei erwachte.

Wie gelähmt lag er da, wollte rufen und konnte nicht. Als es ihm nach einer Weile gelang, die Arme zu bewegen, machte er Licht. Lebte er wirklich noch? Ihm war, als hätte er auch das Letzte überstanden. In dumpfer Verzweiflung starrte er seine Hände an. Nun war auch die Linke hochgeschwollen — zum erstenmal. Und das Fieber war kein Traum — es hatte ihn wieder überfallen, wie schon so oft in all den kummerschweren Nächten, von denen die Seinen nichts ahnten. Er erhob sich, schlich mit schwanken Schritten an sein Pult, zog eine Lade auf. Zwischen Bündeln von Noten barg er dort das Pulver, das van Swieten ihm für alle Fälle gegeben. Es war Chinin. —

Eine Woche verstrich, die heimlich genommenen Pulver taten ihre Schuldigkeit. Das Fieber wich, die Geschwulst an den Händen ging zurück. Der Erfolg der „Zauberflöte" und Schikaneders Kassenberichte brachten Freude und Behagen ins Haus.

Sah Mozart den Abglanz innerster Zufriedenheit im Antlitz seiner Stanzi, das glückselige Lächeln, mit dem sie ihm Tag für Tag die besseren Bissen vorsetzte, dünkte ihm fast, es müsse nun wirklich alles anders werden. Auch in seine Mienen stahl sich von Zeit zu Zeit ein heiteres Lächeln, und er gab im Kreise seiner Schüler irgendeinen Scherz zum Besten, wie einst; täuschte die andern und — sich selbst. Ließ sich aber das Fieber an seinem Lager nieder, pochte sein Herz den Takt zu den stürmenden Blutwellen, besuchten ihn seine heimlichsten und finstersten Gedanken, dann grübelte er: Wie war dies so plötzlich über ihn gekommen? Gerade in Prag?! Was immer auch seine Seele vor der Abreise bedrängt und belastet, sein Leib war gesund gewesen. Speise und Trank hatten ihm gemundet; kein Fieber ihn heimgesucht. Und nun . . . woher kam ihm dieses langsame, schleichende Siechtum?

Hielten seine Gedanken bei diesen Erinnerungen, tauchte wie ein finsterer Schatten auch immer die Gestalt jenes Harfners auf. Und je länger er über den Alten nachdachte, desto weniger wollte ihm sein Wesen und Gebaren gefallen. Was ihm damals so selbstverständlich erschienen war: das plötzliche Eintreten des Greises, seine fast hündische Unterwürfigkeit, die Lieder, die er gesungen, die Worte, die er gesprochen, der Blick, den er ihm beim Abschied nachgesandt — dies alles verzerrte, verdunkelte sich nun in seiner Vorstellung, gewann eine heimliche und tückische Beziehung zu all dem Ungemach, das ihn seither quälte. Das nahe Aneinanderrücken der Gläser erschien ihm nun wie ein absichtliches Vertauschen derselben. Sehr wohl entsann er sich, daß es gerade in jenem Augenblick geschehen war, als er sich zur Türe begeben, um nach dem Wirt zu rufen. ‚Warum?' fragte er sich nun. War auch nur eine kleine Neige in seinem Glas geblieben, der Wirt hatte sie aufgefüllt und er sie — getrunken! Wieder aber war es der Alte gewesen, der dem Wirt in hastiger Beflissenheit die Gläser an die Hand gerückt. Und der lauernde Blick, den er ihm nachgesandt, als er, schon in der Türe, wie von ungefähr noch einmal zurücksah —

Ja, es waren schwarze Gedanken, die ihn besuchten, Gedanken, vor denen ihm zuletzt fast noch mehr graute als vor seinem Übel, Gedanken, die dem Wahnsinn gehörten, wenn sie es nicht selbst waren.

Diese zwiespältige Angst rüttelte ihn auch endlich soweit auf, daß er seinem Weibe versprach, wieder einmal einen ganzen Tag mit ihr im Prater zu verleben. Und da es ihm gerade leidlich ging und auch der Sonntag vor der Türe stand, wählten sie den Samstag. Unter der Woche war es soviel schöner und ruhiger dort.

Der klare Tag, die herbe Frische der Luft, der tiefe Friede, den die uralten Baumwipfel wie ein verlorenes Eden so nahe der Stadt hüteten, weckten auch in der Seele des Kranken wieder eine leise, schüchterne Hoffnung. Zwei Tage hatte ihn das Fieber verschont, sogar ruhig geschlafen hatte er eine Nacht. Zum ersten Male, nach langer, langer Zeit. Und nun zog er wieder einmal ins Grüne hinaus, wie die andern, konnte sich's einige Stunden herzlich wohl geschehen lassen. Weit ab wollte er die finsteren Geister bannen — nichts sehen als diese tiefe, satte Schönheit, in der sich die Natur zum Sterben vorbereitete, nichts hören, als das fröhliche Geplauder seines Weibes — ruhen, atmen, sich gehen lassen.

Die Hauptallee lag schon in herbstlicher Verlassenheit; nur da und dort sprengte ein Reiter vorüber. Wie ein goldenes Gespinst hing die Stille über den Wipfeln.

„Bist noch nicht müd'?" fragte Frau Stanzi.

Er lächelte, schüttelte den Kopf, drängte mit einem Anflug seines alten Übermutes zum Weitergehn.

‚Ob's ihm auch wirklich so zu mute ist?' dachte Frau Stanzi. Er sah so bleich; die Schläfen waren eingesunken, die Augen von dunklen Ringen umzogen, zwischen denen der Blick traurig und müde hervorkam, wie verhaltene Sehnsucht und schauerndes Ahnen.

„Gehn wir da hinein," bat er, plötzlich nach links abbiegend. „Da hab' ich einmal als Bub einen ganzen Tag lang gespielt."

Sie sah ihn an . . .

„Wie ich mit dem Vater und der Nandl zum erstenmal in Wien war," erklärte er, „und vor der Kaiserin gespielt hab'. Wie ist das lang her!" Er seufzte auf.

Irgendwoher kam das Geglucks eines Wässerchens; da und dort pflückte der Wind ein Blatt von den Bäumen, leise, ganz leise. Aber so tief war die Stille ringsum, daß man das raschelnde Niedergleiten hörte, von Ast zu Ast, durch das Gezweig. Eine halbverfallene Bank stand an ihrem Weg, ein uralter Ahorn breitete seine Krone darüber. Wie eine purpurne Glorie hing es um ihn — die satten, jubilierenden Farben des Herbstes.

Langsam ließ Mozart sich nieder, sah in die Au zurück, in den Wald hinein, mit großen, suchenden Augen.

„Wolferl," schmeichelte Frau Stanzi, „was ist dir?" Ihr war, als müsse sie ihn schützen. Wenn sie nur gewußt hätte, wovor.

In seinem Antlitz zuckte etwas auf. Doch er beherrschte sich und schwieg.

„Da muß es im Frühling viele Veigerln geben," begann Frau Stanzi aufs neue.

Über sein Antlitz huschte ein versonnenes Lächeln. „O, bis in den Mai hinein! Ganze Händ' voll haben wir damals gebrockt. Ich und die Nandl."

„Ich hab' mir's denkt!" nickte Stanzi, und wie um ihn seinem Brüten zu entreißen, begann sie, leise vor sich hin zu summen: „Wie möcht' ich doch so gerne — ein Veilchen wiedersehn — o lieber Mai, wie gerne — einmal spazieren gehn!" Sein Lied! Er wollte nach ihrer Hand greifen, ihr etwas Liebes sagen. Plötzlich rann ihm ein Schauer durch den Leib. Wie gelähmt fiel seine Hand herab: das Fieber! Er fühlte es wieder nahen, hier . . .

„Dort blüht aber auch was!" rief sie, über den Weg hinweisend. Eine hochstengelige, purpurne Dolde stach aus dem Grün der Haselbüsche. „Soll ich's holen?"

Wie gestochen fuhr er empor. „Laß — laß, 's ist Gift!"

„Gift?"

„Fingerhut!"

„Wir essen's ja nit!" scherzte sie, verstummte aber sofort. Groß, fremd, fast drohend ging sein Blick über sie. Wieder zuckte es in dem blassen Antlitz, die zusammengepreßten Lippen begannen zu beben, und plötzlich rann Träne um Träne über seine Wangen. Wie lang er sie wohl schon zurückgehalten? Ihr war mit einemmal, als wisse sie alles.

„Amadé — was ist dir?"

„Bleib still," flüsterte er scheu zurück, „daß uns niemand hört."

„Warum du weinst, will ich wissen!" flehte sie.

Er beugte das Haupt, sah zur Erde nieder. Lang, lang brauchten seine Lippen, bis sie das Wort formten, vor dem seine Seele schon so lange bebte; seine Brust rang förmlich, es auszusprechen. Aber der Ton, den er ihm endlich gab, hatte die Schwere einer ehernen Gewißheit. „Ich werde sterben!"

„Amadé!" schrie sie auf.

„Doch," nickte er traurig vor sich hin. „Mit mir dauert es nicht mehr lange. Ich fühle mich zu sehr . . ." Plötzlich hob er das Haupt, sah sie an. Wie ein Hauch kam es über die lauernde Stille zu ihr her: „Man hat mir Gift gegeben!"

Sie fuhr empor, wollte etwas sagen, brach aber förmlich in sich zusammen. Nur ihre Augen hefteten sich auf ihn — groß, weit, schreckensstarr.

Er verstand und lächelte, müde, resigniert. „Für verrückt halt'st mich, gelt? Ich möcht' es ja auch am liebsten glauben.

Aber wie's nun einmal ist, wird's schon richtig sein."

„Was —?" stammelte sie wie besinnungslos.

„Daß man mir was geb'n hat!"

Sie starrte um sich ... der Tag war so hell und warm. Wie ein goldener Abglanz des Lebens lag das Sonnenlicht auf den schaukelnden Zweigen. Aus dem Volksprater kamen verwehte Geigentöne herüber. Lustige Menschen sangen und schwatzten und schmausten und tanzten dort. Die glückliche, fröhliche Unbefangenheit des Alltags, wie er kam und ging, für jeden seine Mühen hatte, für jeden seine Freuden und für alle das Gefühl einer Sicherheit, die so selbstverständlich schien, wie das Atmen. Und hier — gerade hier hätte sich das Unerhörte niedergelassen? Das Verbrechen oder — der Wahnsinn? Daß sie es greifen konnte, in der liebsten Gestalt? Sie tastete um sich, sank wieder auf ihren Platz zurück. Ihr war, als schwände der Boden unter ihren zitternden Füßen. Und wie es nun einmal Weibesart ist, der Wucht des Schicksals mit der Ohnmacht der Verständnislosigkeit zu antworten ... sie brach in Tränen aus.

„Tu mir nicht noch weher," bat der Kranke leise. „Lang genug hab' ich's bei mir behalten. Aber — wem hätt' ich's denn sag'n sollen!"

„Weil's ein Unsinn ist!" schrie sie fast zornig auf.

Er hielt ihr bloß die Hand entgegen. „Stanzi — da schau her!"

Sie fuhr zusammen, erblich. „Das ist ja wie in — Prag?!"

Er nickte. „Gelt, das weißt noch? Seitdem ist es immer wieder 'kommen. Ich hab's nur nit bered't. Aber in Prag, freilich — in Prag war's zum erstenmal." Und er sah sie an, mit einem Blick, der sie durchschauerte.

„Ich versteh' nur nit," stotterte sie — „wer — wer dir das dort an'tan hab'n soll?"

Wieder sah er um sich, ob niemand in der Nähe wäre, dann hauchte er leise, leise einen Namen in ihr Ohr. Wie gestochen fuhr sie zurück, besann sich aber sofort. „Mit dem hast ja kaum g'red't dort."

„Meinst, ein Italiener ist so dumm, so was selbst zu tun?" fragte er zurück.

„Aber wir zwei haben doch immer dasselbe 'gessen!"

Sein Blick verdunkelte sich. „Einmal nit!"

„Wann?"

„Am letzten Abend, wie du hinauf bist," erzählte er schwer atmend. „Da hat mich so ein Trotz gepackt wider alles. Und weil g'rad' der alte Harfenist 'neinkommen ist, hab' ich ihn an den Tisch geladen und extra eins getrunken mit ihm. Das war er — dem Tod sein Spion!"

„Der —?" sie dehnte das Wort, wollte noch etwas sagen und fand plötzlich kein Ende. Nicht greifbar, aber in schattenhafter Deutbarkeit wuchs das Ungeheuerliche mit einem Male auch in ihre Seele hinein, und etwas aus ihrer Seele wuchs ihm entgegen, wehrte sich, schrie auf und — begann doch zu verstehen. Ja. Der Salieri war tags zuvor lange bei dem Alten gesessen — dem Neuwirt selbst war es aufgefallen und — und ...

Da kroch es wieder an ihr empor: die plötzliche Angst von damals, ihn um Gottes willen auch nicht eine Minute allein zu lassen! Und doch war sie gegangen! Das Schicksal aber war lautlos hereingeschlichen und hatte sich an die Seite des Geliebten gesetzt. Und ob es nun der Wahnsinn oder das Verbrechen gewesen, sie fühlte: es war sein Tod!

„Und das hast verschwiegen?" schluchzte sie auf. „Die ganze, lange Zeit?"

„Ich bin zum van Swieten gegangen, hab' Pulver um Pulver genommen ..."

Der Name des berühmten Arztes schlug wie ein Blitz in ihre Seele. Würde der bloß ein Pulver aufschreiben und — schweigen, wo es sich um ein — Verbrechen handelte? Wie hatte er damals gesagt? „Haben Sie acht auf Ihren Mann. Er muß ein seelisches Trauma erlitten haben." Nun schien ihr auf einmal, sie könne sich auch das fremde Wort deuten. Und das war vor Prag gewesen.

Mit einem Ruck schüttelte sie das Dunkle von sich.

‚Nur jetzt soll mir unser Herrgott beistehen,' dachte sie, ‚daß ich's ihm ausred'. Alles andre wird von selber gut.'

Sanft legte sie die Hand auf seinen Arm, strich weich und mütterlich daran herunter. „Schau, Amadé, sei vernünftig! Wenn

ein berühmter Arzt wie der van Swieten dir nur ein Pulver gibt und weiter nichts dazu sagt, kann ja das nit so schlimm sein. Oder meinst, der fänd' das Gift nit heraus? Hast ihm denn auch nur ein Wort g'sagt, von deinem Bedenken?"

„Wer möcht' mir's denn glauben?"

„Also siehst."

„Und doch ist es so!" kam es fest von seinen Lippen.

„Also werd' ich noch den Doktor Klosset fragen, und da werden wir hören . . ."

Sie sah ihn an, doch er schwieg und schaute über den Weg hinüber, wo hoch und purpurn die giftige Dolde blühte.

„Einbildung ist's," sprach sie laut. „Und nit erst seit Prag geht das her."

„Da hast recht," nickte er müde. „Der Tod hat schon früher an'klopft bei mir."

Sie starrte ihn an.

„Der Graue, Lange, weißt? Der sich nit nennen wollt' oder kunnt'!"

Ihre Hände verkrampften sich. „Amadé! Was du dir all's aussinnst!"

„Doch!" kam es bestimmt zurück. „Ich schreibe das Requiem für mich . . ." Sie wollte etwas sagen, aber seine Hand, brennend rot und hoch geschwollen, legte sich schwer auf ihr Knie. „Sei still. Wenn es einmal so weit ist, weiß jeder, wie es mit ihm steht. Es ist nur —"

Er hielt ein, sah mit einem qualvollen Blick um sich — dann in ihr Antlitz. Plötzlich schlug er beide Hände vors Gesicht: „Ich weiß nit, wie ich vor unserem Herrgott bestehn soll!" Und ein tiefes, mächtiges Schluchzen brach aus seiner Brust hervor.

„Du, Amadé, den er so g'segnet hat!" weinte sie auf. „Aber das ist ja alles..."

Seine Hände fielen herab, über die totenblassen Züge breitete sich der Ausdruck eines Ernstes und einer Größe, die sie nie darin gesehen. „Man kommt aus seiner Hand, aber wenn man wieder zu ihm zurück soll . . . Soweit ist man ohne ihn gegangen, wie oft gegen ihn und plötzlich ruft er einen an. Ich — fürcht' mich, Stanzi!" Ein Schauer lief über seine hageren Glieder.

„Komm, gehn wir," sprach sie tonlos. „Es wird kühl."

Noch selten hatte Mozart so sehr die Stille der Nacht herbeigesehnt wie diesen Abend. Nicht bloß der körperlichen Ruhe wegen. Ein Etwas in ihm verlangte nach dem beredten Schweigen dieser Stunden, die ihm soviel mehr gaben, als der geschwätzige Lärm des Tages, ihn langsam aber stetig mit dem geheimnisvollen Dunkel versöhnten, in das er sich allmählich versinken fühlte. Er ließ sich von Stanzi zu Bett bringen, nahm geduldig sein Pulver, ließ es mit einem müden Lächeln geschehen, daß Stanzi Notenpapier und Federkiel von seinem Pulte nahm, es versperrte und den Schlüssel abzog. Sie trug ja auch ein Teil der Last, weiß Gott! Und die zornige Hast, in der sie die unheilbringende Arbeit entfernte, rührte ihn um ihrer Kindlichkeit willen. Sie meinte es so gut mit ihm. Aber helfen — nein helfen konnte ihm nur mehr Gott. So allein war er schon.

Nur eines hatte Frau Stanzi unbeachtet gelassen, so klug sie auch war: das kleine, schwarze Andachtbüchlein, dem der Meister Strophe um Strophe den Text des Dies irae entnahm. Ein geistlicher Freund hatte es ihm geliehen, Abbé Stadler, und wer weiß wie lange und oft mit sich selbst herumgetragen. So hatte es den eigentümlichen Geruch der katholischen Sakristei angenommen, duftete nach Weihrauch und dem etwas moderigen Hauch, den alte, goldgestickte Paramente von sich geben, die Jahr um Jahr im Geflacker der Wachskerzen prunken. Es war dies etwas ganz Äußerliches. Aber für Mozart, der im letzten Jahrzehnt seines Lebens den religiösen Bräuchen ganz fern geblieben, war dieser Geruch zugleich eine Erinnerung. Seine gläubige Kindheit schien aus der Ferne der Jahre darin herüberzuatmen; die Andacht, die seine junge Seele einmal so ganz hingenommen, die Poesie des kirchlichen Pompes. Wenn er sich auch ängstlich hütete, es jemandem zu sagen, er selbst verhehlte sich's nicht: ein gut Teil der echt kirchlichen Weihe, die von seinem Requiem ausging, kam über diese Erinnerung her und über diesen Duft.

Mit einer Art verstohlener Freude bemerkte er deshalb die Versäumnis Frau Stanzis, wenngleich er vorerst des festen Willens schien, diese Nacht der Ruhe zu pflegen. Aber — und auch dies war erst seit der Arbeit an dem Requiem über

ihn gekommen: eine gewisse Freude an den geheimnisvollen Empfindungen, die sich von diesem Werk zu seiner Seele herüberspannen, ob er auch von Tag zu Tag mehr fühlte, daß es nicht zu seinem Heil ausschlug. Doch konnte er sich so wenig dagegen wehren, als er sich selbst bis vor kurzem eine Rechenschaft darüber gegeben. Aber wie er nun dalag und auf den eintönigen Schlag der Springuhr des alten Domes lauschte, war es ihm fast ein unbehagliches Gefühl, sich selbst seinem Weibe soweit mitgeteilt zu haben. Als hätten seine Worte wie mit brutalen Händen die Brücke abgebrochen, die seine Seele mit einer Welt verband, aus der etwas von den Geheimnissen zu ihm herüberfand, die wie gebändigte Ungeheuer zu Füßen Gottes schliefen. Ein Grauen war es, ihrem Gesicht standzuhalten. Aber solange man sie nicht mit Namen nannte, dienten sie einem. Ihm hatten sie gedient; so oft er sein Werk vor sich sah, fühlte er's. Nun hatte er sie zum ersten Male angerufen — vor fremdem Ohr — und ihm schien, als wäre damit ein Zauber zerstört, seine letzte Kraft gebrochen.

Dabei sagte er sich allerdings, daß es eigentlich das Fieber sei, das ihm Urteil und Widerstand also trübe und breche. Hatte das Pulver seine Wirkung getan, sah er alles wieder, wie es eigentlich war. Nur die Glut des durcheinandergepeitschten Blutes ließ ihm Gedanken und Empfindungen so toll vorüberflüchten, daß er für Wirklichkeit nahm, was bloß die Bildkraft eines krankhaften Zustandes war. Auch heute sagte er sich's vor, immer wieder, immer wieder. Hoffte, über die Monotonie dieses Gedankens endlich ins Reich des Schlummers hinüberzufinden. Umsonst! Und plötzlich hielt er das Buch in Händen, er wußte selbst nicht wie.

Der Papierstreifen, den er als Lesezeichen hineingelegt, fand sich nicht mehr vor. Er mußte blättern, um den Text zu finden. Dabei geriet er auf ein Bildchen, das Abbé Stadler in dem Buche vergessen. Es war der dornengekrönte Heiland. Darunter die Worte: Über ein Kleines werdet ihr mich nicht mehr sehen — und über ein Kleines werdet ihr mich wieder sehen.

Ohne es sonderlich zu betrachten, legte Mozart das Bild zur Seite. Nur um das Dies irae war ihm zu tun. Da schlug er es auf und las: „Recordare, Jesu pie, quod sum causa tuae viae, ne me perdas illa die.“ Am Rand der Seite hatte ihm Stadler in zierlicher Schrift den deutschen Text hingesetzt: „Gedenke, milder Jesu, daß ich der Grund deines Kreuzwegs bin, laß mich nicht verloren gehen an jenem Tage.“

Darunter — er zählte sie ab — noch zehn Strophen. Aber — er kam an die eine nicht heran, über die eine nicht hinüber — noch immer nicht! Wie eine tote Saite lag es in seiner Seele und gab keinen Klang. Frau Stanzi hatte ihm eine neue Kerze angesteckt, daneben stand ein Glas Wasser. Er fühlte Durst und langte mit zitternder Hand danach. Als er das Glas wieder zurückstellte, fiel ihm das Bildchen ins Aug', das er früher fast ungeduldig weggelegt: Christus im Spottmantel, die Dornenkrone auf dem Haupt. Es war ein grelles Bild, und das Licht der flackernden Talgkerze strich wie mit blutigen Schatten darüberhin. Er zog es aus dem Lichtschein, behielt es eine Weile zwischen den Fingern, sah müde darauf nieder.

Wie merkwürdig das Bild fortleuchtete — dieser rote Spottmantel — selbst im Schatten!

Langsam senkte Mozart die Lider. Vielleicht war es auch nur der Brand seiner Augen . . . Das Bild in der Hand, dämmerte er ins Reich des Traumes hinüber.

Wieder schien ihm, er wandle durch den Prater. Wenigstens sah er eine weite, grünende Fläche vor sich. Daneben lief ein Damm, und über diesen Erdwall ging er, aber nicht allein. Zu seiner Rechten schritt ein langer, hagerer Geselle, gar wunderlich gekleidet. Schwarze Beinkleider, die sich, immer enger zulaufend, knapp und straff um die Knöchel legten; Schuhe, die einen Schnabel hatten, der sich wie ein Widerhaken spitz und krumm 'zurückbog; ein Wams, das so faltig schlotterte, als stäke kein Leib darinnen; darüber ein kurzes, schwarzes Mäntelchen, dessen bauschige Ärmel wie im Wind zurückflogen. Auf dem Haupt trug der lange Geselle ein spitz zulaufend Hütlein, von dessen Schwärze eine rote Feder gar seltsam abstach und das nicht recht fest zu sitzen schien, als hätte der Kopf, den es deckte, irgendeinen Höcker,



Diana. Bronze von Karl Kretschmer.



auf den es hin- und widerrutschte. Eine übermäßig lange und scharf gebuckelte Nase gab dem Profil etwas Raubvogelartiges, und in den Augen leuchtete zuweilen ein flackerndes Licht auf, das einen rubinenen Schein hatte, wie niederbrennende Flammen.

Im Westen standen blitzdurchfahlte Wolkenbänke, grell und doch wie tot ging dazwischen die Sonne unter.

‚Was will er nur von mir?‘ dachte der Träumende, mit dem klaren Gefühl, daß sein Weggenosse ihm so fremd sei, als hätt' er sich aus einer anderen Welt zu ihm gefunden.

Deutlich hatte er das Gefühl, dies nur gedacht zu haben, und wie eisig war das Staunen, das ihn durchrieselte, als der Lange ihm sofort eine Antwort gab, die wie ein Echo seiner unausgesprochenen Frage zurückkam.

„Wie komisch, daß Sie erst darüber nachdenken müssen, was ich von Ihnen will! Nachdem wir doch im Leben so viele Wege gemeinsam gegangen! Manchen allerdings glaubten Sie, allein zu gehen, und wenn Sie zufällig an mich dachten, lächelten Sie nicht anders, als wär' ich ein Spuk, etwas, das sich wider alle Vernunft zwischen Ihr Wollen und Ihr Handeln stellte. Die Menschen sind so stolz auf ihre Vernunft. Aber sehn Sie — gerade da war ich Ihnen immer am nächsten. Bloß — hinter Ihnen ging ich da —“

Ein kühler Hauch strich über die Heide, während der Unbekannte so sprach, und rechts und links bogen sich vor ihm die Gräser auseinander, als fürchteten sie, von ihm gestreift zu werden. Es war wie ein Schauer, der vor ihm herging.

„Wann und wo wär' ich mit Ihnen gewesen?“ hörte sich der Träumende fragen.

Die Sonne war ganz untergegangen, die Wolkenbank zu einer schwarzen Mauer geworden, die sich langsam näher schob. Die Blitze zuckten noch immer hin und her. Aber wie er nun hinsah, war ihm, als hätten sie Schlangenleiber, auf denen die Köpfe scheußlicher Ungeheuer saßen. Doch hütete er sich, den anderen merken zu lassen, was er sah, aus einer Furcht heraus, über die er sich selbst keine Rechenschaft geben konnte.

Der Fremde aber neigte sich an sein Ohr, und mit einer Zischelstimme, die etwas von der Schärfe des Hauches hatte, der vor ihnen herstrich, fragte er: „Entsinnen Sie sich daran ...? Und daran —? Und —“ er wieherte förmlich auf vor Vergnügen .. „und daran?“

Nicht ein Wort mehr hatte er gesagt, aber etwas in der Seele des Träumenden gab sofort Antwort. Wie ein dunkler Knäuel von Gedanken und Gefühlen war es, die sich gleich Schlangenleibern auseinanderwanden, daß er zugleich empfand und wußte und sah: Zorn — Neid — Haß — Wollust ... böse, heimlichste Regungen. Manche — er fühlte es wie ein befreiendes Aufatmen — hatte er im Keim erstickt. Mit vielen gespielt, lang, hungrig. Irgendwo mußte ihr Schlangenleib die Griffspuren der Gier zeigen, die nach ihnen gefingert. An einigen war er gemein geworden. Und gerade dabei hatte seine — Vernunft ihm recht gegeben, ob ein heimlichster Instinkt ihn auch gewarnt.

Das alles durchlebte er noch einmal, gleichsam eines Blitzes Dauer lang, zugleich von dem Schauer einer Erkenntnis geschüttelt, die ihn fühlen ließ, daß seine Seele nicht einen Schlupfwinkel mehr habe vor dem stechenden Glanz dieser rubinenen Augen.

Und plötzlich wußte er alles: Der Satan ging neben ihm! Und seine Seele war ihm verfallen, so nicht ein Wunder geschah.

Wie Träumende aber in ihren erhabensten Gesichten immer irgendeinen kindischen Einfall haben, beruhigte er sich bei dem Gedanken, daß es ja von ihm abhänge, ob er den Teufel als solchen estimieren wolle oder nicht! Wenn er nach ein paar Schritten abbog und dem entsetzlichen Gefährten „Grüß' Gott!“ sagte, mußte er verschwinden. Das schien ihm so gewiß, wie der Mut, mit dem er dem „Popanz“ entgegengeschritten, der die „Erleuchteten“ schrecken sollte.

Als er aber nun nach rechts und links sah, seinen Weg wahrzunehmen, da lag rechts und links ein unermeßlicher Abgrund vor ihm, und der Wall, über den er hinschritt, war zum schmalen Fußsteig geworden, davon ihn jeden Augenblick ein Schwindel hinabstoßen konnte oder das Grauen — oder der Feind, der mit stechenden Schritten und wehender Hahnenfeder neben ihm herging.

In dieser Not blieb er stehen und sah um sich und sahe plötzlich einen Mann, der in langem, weißem Gewande hinter ihm herging, mit goldenen Locken, die wie Sonnenstrahlen aufleuchteten, und einen Glanz im Auge, der eitel Erbarmen war. Nicht brauchte er erst nachzusinnen, wer dies wäre.

Er faltete die Hände und sprach wie in einem Gebete: „Laß mich nicht verloren gehen, Herr!"

Und der Heiland antwortete: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen."

Vor dem Geleucht seines Blickes aber schien das entsetzliche Traumgesicht zu zerrinnen und Mozart erwachte, in Schweiß gebadet, die Finger der Rechten wie in einem Krampf um das Bildchen geschlossen, das Abbé Stadler in seinem Andachtbuch vergessen.

Er setzte sich auf, legte das Bild in das Buch zurück, zwischen die Blätter, die das Dies irae enthielten. Sein Blick fiel dabei von ohngefähr auf die Strophe, bei der sein Werk gerade hielt. „Ne me perdas..." las er. Die Worte, die er an Christus gerichtet! Wie einfach das war und doch wie seltsam. Als hätt' er ein Wunder erlebt, ward ihm zumute. Wie lang er wohl geschlafen? Die Kerze, die er zu löschen vergessen, war nur um ein weniges herabgebrannt. Still und dunkel stand draußen noch die Nacht.

‚Meine Stunde ist noch nicht gekommen!'

Immer wieder sprach er es vor sich hin und gab den Worten zuletzt auch eine Deutung, die ihn mit neuer Zuversicht für seine Gesundheit erfüllte, so daß allmählich eine Ruhe über ihn kam, die etwas von der gesegneten Stille der Nacht hatte, die alles löst und entbindet. Er löschte das Licht, sank tief aufatmend in die Kissen zurück, schlief ein und traumlos weiter, bis ein fröhliches Lachen Frau Stanzis ihn verwundert die Augen aufschlagen ließ. Der helle, späte Morgen ging draußen über die Straßen. So lange hatte er geschlafen.

„Nun?" rief Frau Stanzi triumphierend. „Nun? Sehn so die Vergifteten aus?" Und wie er sich fühlte, mußte er mit ihr lachen. Das Fieber war wie weggeblasen, die Hand hatte ihr gewöhnliches Aussehen. Eine Frische und Arbeitslust regte sich in ihm, die sich nur schwer im Zaum halten ließ. Doch gelobte er, wenigstens zwei Tage nicht zu arbeiten. „Dann würde man ja seh'n," meinte Frau Stanzi, mit einem beziehungsvollen Blick nach dem verschlossenen Pult. Einstweilen schickte sie den Kleinen über ihn, daß er sich nicht langweile.

Im Bett war er nun nicht länger zu halten. Das sah Frau Stanzi selbst ein, und als er sich tags darauf an einem reichen Mittagmahl gütlich getan, trug sie weiter kein Bedenken, ihm auch die Partitur auszufolgen. Und er stellte sich an sein Pult und schrieb und schrieb, daß sie ihren Augen nicht traute. Als es dämmerte, setzte er sich ans Spinett und ließ die bis nun noch toten Stimmen zum erstenmal aufleben. Mit gefalteten Händen stand sein Weib dabei.

„Wolferl — so was hast noch nit g'macht!"

Er erhob sich, und während er mit einem leisen Nicken in die sinkende Nacht hineinsah, erwiderte er ruhig: „Ja. Wenn ich jetzt auch sterben sollt' — das ‚Recordare' ist fertig!"

„Fangst wieder damit an?" zürnte Frau Stanzi.

„Andre Leut' woll'n auch ihr Recht!" gab er ruhig zurück. Sie fühlte, daß er wieder einmal auf den geheimnisvollen Besteller anspiele, und fuhr deshalb ziemlich derb in das Gespinst der traurigen Gedanken, die sie seine Einbildungen nannte.

„Wer weiß, wer den g'schickt hat. Daß es Salieri nit war, d'rauf trau' i ch mir Gift zu nehmen! Meinst, der schickt d i r eine solche G'legenheit ins Haus und hundert Dukaten dazu?"

Mozart sagte kein Wort. Zu voll war noch seine Seele von dem Wunderklang des eigenen Werkes, wie reingebadet in Bethesdaflut. „Ne me perdas — ne me perdas ..." Alle Stimmen des Quartetts, in dem er das „Recordare" zusammengefaßt, riefen dem Heiland die Worte entgegen, mit denen er sich in der Not seines Traumes an ihn gewandt. Und wie damals nach dem Erwachen dachte er: ‚Meine Stunde ist noch nicht gekommen.' Ja, es war ganz seltsam, wie wohl er sich wieder fühlte.

Doch das Fieber, das seinen Leib ver-

lassen, schien nun doppelt mächtig seine Seele hinzunehmen. Tag um Tag fand ihn vor seinem Pult, die Qual der Verdammten, das selige Aufjauchzen der Begnadeten, die Angst der noch zu Richtenden — allen Stimmen des Weltgerichts lieh er Körper und Seele. Und obgleich er sonst ganz wohl schien, nahmen seine Züge doch mehr und mehr einen Ausdruck an, der seinem Weib wie seinen Schülern nicht recht gefallen wollte. Eine Spannung, die wie atemlos einem fernen Ziel entgegengerichtet schien, hohle Wangen, tief eingesunkene Augen, Schläfen, die von Tag zu Tag mehr zurückzuweichen schienen.

Damit ging der Oktober hin, kam der November und mit ihm die ersten Winterstürme. Die „Zauberflöte" übte nach wie vor ihre Zugkraft, und von Zeit zu Zeit erschien Schikaneder, um von der vollen Kasse zu berichten, dem Jubel des Publikums, dem Enthusiasmus der Frauen Wiens. „Nur von Salieri ließ ich mich an deiner Stell' nit einladen, Bruder," warf er einmal scherzhaft hin. Frau Stanzi sandte ihm einen bösen Blick zu — Mozart erblich, verriet sich jedoch in keinem Worte. Als Schikaneder aber wieder draußen war, meinte er bedeutungsvoll: „Hast g'hört, was die Leut' dem zutrau'n? Ich hab's zu spüren 'kriegt."

„Der Schikaneder is' a Tratschglocken!" rief Frau Stanzi verächtlich. Konnte aber doch nicht hindern, daß gerade seine Worte ihr heimlich nachzugehen begannen. Und mehr denn früher gab ihr das veränderte Aussehen Mozarts zu denken: die hohlen Augen, das Ausfallen und plötzliche Ergrauen der Haare, ein seltsamer Ausschlag, der nicht weichen wollte.

Wenn der Neid doch solche Ungeheuer heranwachsen ließe? Ihrer einfältigen Seele graute es, solches nur zu denken.

Eines Morgens, als die Dämmerung des Wintertages noch trüb in den Fenstern stand, hörte sie aus dem Zimmer ihres Mannes Töne, wie ihr dünkte, daß sie noch niemals welche vernommen. ‚Als wenn ein paar traurige Engel singeten,' dachte sie. Mit Mühe den Tränen wehrend, schlüpfte sie rasch in ihre Kleider und trat lautlos in die Stube ihres Mannes.

„Wolferl, um Gottes willen?"

Die weit geöffneten Augen wie in eine andere Welt gerichtet, spielte er weiter. Nur seine Lippen antworteten: „Das ist mir jetzt gekommen ... auf einmal." Mit bebender Stimme wiederholte er den lateinischen Text.

„Ich — versteh' nit," hauchte Frau Stanzi.

Er erhob sich, klappte das Spinett zu. Den Blick noch immer starr vor sich hingerichtet, sprach er ihr den deutschen Wortlaut: „In den Staub gebeugt bitt' ich flehentlich, ein wie Asche zerriebenes Herz — trag Sorge meines Endes."

„Gott," stammelte sie ... „Wie man das — g'spürt!"

„Ja, wenn man's — g'spürt hat!" gab er kaum vernehmbar zurück.

„Wie sagst?" fragte sie. Da trat er ans Fenster und sah hinaus, wie es schien nicht gewillt, noch länger darüber zu sprechen.

Als der Monat zu Ende ging, begann sich wieder eine merkwürdige Unrast im Wesen Mozarts zu zeigen. Des Nachts fand er fast gar keinen Schlaf mehr, und obwohl er die Arbeit wieder wochenlang ruhen ließ, verfiel er doch sichtlich von Tag zu Tag.

Ohne ihm etwas zu sagen, lief Frau Stanzi zu van Swieten. Dabei erfuhr sie, daß Mozart noch immer heimlich kam, und merkte zu ihrem Schrecken, daß auch der berühmte Arzt über das eigentliche Wesen des Übels durchaus nicht im klaren schien. Einige Fragen, die er stellte, regten sogar in ihr den Verdacht an, daß auch van Swieten eine meuchlerische Untat heimlich für möglich hielt; obgleich er sich in höfischer Glätte hütete, ein bestimmtes Wort darüber laut werden zu lassen. „Ruhe, Schonung, bestmögliche Nahrung und Pflege" empfahl er für den Kranken und setzte, nicht ohne eine besorgte Miene hinzu: „Hätt' er gleich nach dem Prager Anfall ein tüchtiges Brechmittel genommen, wär' ihm rascher zu helfen gewesen" ... Mehr war nicht aus ihm herauszubringen. Dagegen versprach er für einen der nächsten Tage seinen Besuch. So ging Frau Stanzi heim, um nichts klüger oder sorgenfreier, als sie gekommen.

Am Abend dieses Tages trat sie zu einer Stunde, um die Mozart gern allein zu sein pflegte, in sein Zimmer und fand ihn noch im Dunkeln. Ans Fenster hingelehnt,

starrte er ganz versonnen zum Mond empor, und ohne sie zu bemerken, sprach er leise: „Nun muß der Graue jeden Tag kommen.“

„Was red’st da wieder?“ brach Frau Stanzi los. Aber wenn der Überraschte auch nicht gerade erfreut schien, so gestört zu werden, war er doch auch nichts weniger als betreten. Er wandte sich vielmehr ruhig nach ihr und erwiderte laut: „Nun ja, das war die Frist, die er mir gegeben hat — fünf Vollmonde lang.“

„Monate wird er g’sagt haben,“ sprach Frau Stanzi unwillig. „Als ein vernünftiger Mensch, der er mir zu sein schien. Ich hab’ ihn doch auch g’sehn.“

Der Meister hatte sich wieder dem Fenster zugekehrt, und während er aufs neue zum Mond emporstarrte, dessen Licht in frostiger Bläue auf seinem bleichen Antlitz lag, murmelte er düster: „Nicht alle Menschen seh’n dasselbe.“

„Verhört wirst dich haben,“ warf Frau Stanzi hin.

Er fuhr herum, lächelte bitter und sagte achselzuckend: „Gott geb’s!“ Sein Blick aber ging ihr durch und durch.

In der Nacht, die diesem Abend folgte, wurde Mozarts Gattin durch einen lauten Schrei geweckt. Erst dachte sie, der Ruf schlüge von der Straße herein; als sie aber nach der Tür ihres Gatten hinhorchte, vernahm sie ein schmerzliches Gestöhn, das von Zeit zu Zeit durch ein heftiges Würgen abgelöst wurde. Halbnackt und fast besinnungslos stürzte sie in das Zimmer des Kranken.

„Licht, Licht!“ wimmerte er ihr entgegen. Mit bebenden Händen machte sie Licht ... Da lag er, wie gelähmt, Hände und Füße hoch geschwollen, unfähig, sich auch nur nach der Seite zu wenden, zugleich von einem Brechreiz gepeinigt, der die Adern an Stirne und Schläfen hochaufquellen ließ und das arme, verfallene Antlitz fast blau färbte.

Rasch weckte Frau Stanzi das Mädchen, es nach dem Hausarzt zu schicken; der kam, nicht gerade flink, im Morgengrauen an, befühlte den Kranken, verschrieb eine Mixtur und hastete förmlich hinaus, in einer Art, deren Verlegenheit sich nur schlecht verbarg. Noch im Laufe des Vormittags sandte Frau Stanzi nach van Swieten, und wieder schien ihr, als wäre van Swieten durchaus nicht überrascht von dem, was er sah. Fast eine Stunde untersuchte er den Kranken, befliß sich aber wieder der größten Zurückhaltung und schien nur erfreut, daß dem Gelähmten wenigstens die Sprache geblieben. Die Geschwulst an Händen und Füßen besah er stumm, sagte aber voraus, daß sie wieder weichen werde und damit auch hoffentlich die Lähmung. Nachdem er noch die Verschreibungen des Hausarztes durchgesehen und gutgeheißen, empfahl er sich.

Der Tag ging hin, die Mittel schienen sich zu bewähren. Der Brechreiz setzte aus, die Beweglichkeit des Kranken nahm gegen Abend stetig zu. Als der nächste Morgen anbrach, war Mozart wieder soweit, daß er die Besuche mehrerer Freunde und Schüler empfangen konnte. Da war nicht einer, der ihm nicht etwas Liebes und Freudiges sagte, ihm nicht in irgendeinem Scherz- oder Trostwort etwas von der sonnigen Güte und Heiterkeit zurückgab, die der Meister in gesunden Tagen so reich und freigebig über sie alle ausgegossen. Blumen, gute alte Weine brachten sie an sein Bett, die Ärmsten wenigstens dieses oder jenes Hausmittelchen, das sich in diesem oder jenem Falle bewährt. Wer ihn zwischen den Kissen so aufrecht sitzen sah, munter sprechen, zuweilen scherzen hörte, seine blitzenden Augen sah, die feine Röte, die zuweilen in den fast durchsichtigen Alabaster der hohlen Wangen stieg, konnte vielleicht noch meinen, ihm sei zu helfen.

So gingen fast zwei Wochen hin. Am Ende der zweiten Woche aber merkten auch seine Schüler, wie es eigentlich um den Meister stand. Immer häufiger kamen sie, gewillt, ihm alles zu tun, was ihn etwa noch erfreuen könne, erzählten von dem großen Erfolg der „Zauberflöte“, hüteten sich aber, auch nur mit einem Wort an sein letztes Werk zu rühren. Der Kranke aber durchschaute sie sehr wohl, und als Süßmayr eines Abends eben zum Aufbruch rüstete und dem Meister neue Hoffnung auf die Genesung machen wollte, die nun nicht lange mehr auf sich warten lassen könne, ging Mozart scheinbar auf dies Spiel ein.

„Ich fühle mich in der Tat so,“ entgegnete er mit einem kaum merkbaren Lächeln. „Und weil dem endlich so ist, möcht’

ich dir, mein lieber Bittermayr, noch mit einem Anliegen beschwerlich fallen."

Völlig ahnungslos, erklärte sich Süßmayr zu allem bereit. Worauf Mozart ihn ersuchte, für den Nachmittag des folgenden Tages seinen Schüler Schack und den Sänger Gerl, der die Rolle des Sarastro kreiert hatte, an sein Lager zu bitten. Zu welchem Zwecke, sagte er nicht, und obgleich auch Süßmayr über die eigentliche Absicht des Meisters gänzlich im unklaren war, sah er doch keinen billigen Grund, den Wunsch des Kranken nicht zu erfüllen. Nur die seltsame Rührung fiel ihm auf, die Mozarts Worte durchzitterte, als er ihm für seine Bereitwilligkeit dankte. Doch hatte er keine Zeit, erst lange darüber nachzudenken. Wollte er dem Meister gefällig sein, mußte er sich rasch auf die Beine machen. Musiker und Komödianten sind lose Vögel, die man nicht immer zur rechten Zeit erwischt.

Dieselbe Einladung ließ Mozart noch in derselben Stunde an seinen Schwager Hofer ergehen, der gleichfalls Sänger war. Und auch Frau Stanzi ahnte nicht, weshalb es geschah.

Während der Nacht, die diesem Tage folgte, schien der Kranke völlig ruhig, nahm willig Pulver und Tropfen, fragte zuweilen nach der Stunde, kehrte sich aber immer wieder aus dem Lichtkreis der Kerze, bis Frau Stanzi seinem Wunsch willfahrte und völliges Dunkel herrschen ließ. Da öffnete er weit und groß die Augen, faltete die welken Finger über der Brust und sagte leise, ganz leise die Gebete vor sich hin, die er seit seiner Kindheit nicht mehr gebetet. Frau Stanzi, die nebenan etwas der Ruhe pflegte, hörte nichts. Und wenn sie zuweilen ganz sachte die Türe öffnete, schien ihr bloß das leise Geseufz eines Schwerschlummernden durch die Stille herüberzuwehen. Sollte sie ihn stören? Sie war selig, daß er überhaupt schlief.

Auch den ganzen Morgen über schien der Meister sich ungemein wohl zu fühlen. Seine Augen schienen wieder etwas von ihrem alten Glanz zu haben, sein Antlitz war leicht gerötet. Er sprach lauter und rascher, wie ein Mensch, dessen Seele eine angenehme Erwartung beflügelt. Die Uhr aber kam fast nicht mehr aus seiner Hand.

So nahte die zweite Nachmittagsstunde — mit ihr die Freunde, die er beschieden. Nachdem er sie begrüßt und ihnen für ihre Treue gedankt, bat er Frau Stanzi, ihn im Bette aufzurichten, denn für das, was er nun vorhabe, müsse er hochliegen. Die Freunde sahen sich an, wagten aber noch immer nichts zu denken.

Er merkte es, und das Lächeln eines schattenhaften Triumphes glitt über seine Züge. Und während sein Blick langsam von einem zum andern ging, sprach er ruhig: „So. Und nun, liebe Brüder, reicht mir das Requiem her! Dort liegt es."

Seinem Weibe verschlug es den Atem. Da sie jedoch dachte, daß er irgendwelche Verfügungen vorhabe, ließ sie es, nach einem fragenden Blicke Hofers, ruhig geschehen, daß der Schwager die Partitur vom Pulte nahm und schier andächtig dem Meister zur Hand legte.

Mit wenigen Griffen fand Mozart die Stimmen heraus. Wer beschreibt aber das Staunen, um nicht zu sagen das Entsetzen der Überraschten, als er Heft um Heft an sie zu verteilen begann und sie bat, ihm als letzte Liebe sein Requiem vorzusingen?

Gerl war sprachlos, dem braven Schack stürzten die Tränen aus den Augen, Frau Stanzi mußte sich an den Bettpfosten klammern, um nicht umzusinken. Über ihre Angst und ihren Schmerz ging der flehende Blick des Kranken hin, beredter und mächtiger, denn ein lauter Befehl.

Der kluge Hofer fand sich zuerst: „Recht gerne," sagte er, scheinbar willig, „aber wir haben keinen Alt."

In die Wangen des Meisters trat eine flackernde Röte: „Den sing' ich!"

„Amadé," schrie Frau Stanzi auf. Der Meister sah sie nur an.

„Wenn ihr wirklich glaubt, daß ich soweit bin, als ihr mir all die Tage vorgemacht habt ..."

Da schlug Frau Stanzi die Schürze vors Antlitz und stürzte hinaus.

„Sie ist nur ein Weib," sprach Mozart ruhig. „Aber wir?"

Die Blätter zwischen den Händen der Männer zitterten.

Mozart sah sie an, lächelte.

Endlich ließ er den Blick auf Gerl ruhen: „Nun, Sarastro, führ' mich ins Licht!" Und die Art, in der er zu ihnen sprach, wirkte wie ein Zauber.

Sie erhoben sich — begannen zu stimmen — setzten ein.

Die bleiche Hand, die des Todes Male trug, schlug ihnen den Takt; die Stimme, an der er schon würgte, mischte sich mit dem lebendigen Dreiklang der ihren. Etwas Übermenschliches und Überirdisches strömte von dem Kranken zu ihnen hinüber.

Und sie sangen, sangen. Immer mächtiger, zuletzt wie hingerissen. Sangen weiter und weiter bis ...

Plötzlich sah jeder ein leeres Blatt vor sich. Im selben Moment hefteten sich ihre Blicke wie fragend auf den Kranken.

Er saß noch immer aufrecht im Bett — wollte etwas sagen. Aber plötzlich breitete er die Arme aus, schluchzte auf ... „Ich werd' es nicht mehr vollenden ...“ Sein Haupt fiel nach vorwärts, seine Tränen rollten wie Perlen auf das weiße Linnen nieder.

Scheu, ohne ein Wort zu wagen, schlichen die Freunde aus der Stube. Sollten sie ihn noch einmal anlügen? Er war zu groß dazu.

Als Frau Stanzi wieder eintrat, staunte sie ... die Freunde hatten ihr geraten, den Meister eine Weile allein zu lassen, damit er erst Herr seines Schmerzes werde.

Aber ... da saß er ja — wieder aufrecht im Bett — schlug den Takt, starrte mit glänzenden Augen vor sich hin — über sie hinweg.

„Amadé?“ hauchte sie scheu. Er schien sie nicht zu hören.

„Iudicandus homo reus ...“ sang er vor sich hin.

Plötzlich stieß er einen lauten Schrei aus, sank zurück — die Augen noch immer weit und starr geöffnet ... Was er auch sah — nicht sie war es mehr.

Auf den Plätzen, wo die Freunde gestanden, standen wieder drei: riesengroß, in einem grauen, fast schwärzlichen Licht verschwimmend. Er erkannte sie, und wie ein Alp legte sich's auf die ringende Brust des Sterbenden. Es war der geheimnisvolle Besteller des Requiems, der Harfner war's, der ihm das Gift gemischt, der Satan war's, der mit dem höhnischen Lächeln des Wissenden durch seinen Traum gegangen.

Und sie sangen.

„Iudicandus homo reus ...“

Er bäumte sich auf, öffnete den Mund, schlug die Hände wie zum Gebet vor der Brust zusammen.

„Pie Jesu domine ...“

Plötzlich verklärte sich sein Antlitz — sein Blick wurde wieder frei ...

Die Türe, durch die er so viele Monde all seinen Kummer und seine Angst stumm und verzweifelt aus- und eingetragen — sie hatte sich weit geöffnet.

Ein weißer Glanz brach auf ihn ein; ein Atem, wie von blühenden Bäumen, wenn sie in der Fülle ihres Blustes stehn. Glorienscheinumwebte Seraphhäupter drängten sich in den Spalt — lilienfingrige Engelshände hielten die Stimmen seines Requiems ...

„Lacrimosa dies illa ...“ klang es zu ihm herüber. Seine Töne und doch — und doch ...

Er hob die Hände —

Langsamen Schrittes glitt eine hohe Gestalt auf ihn zu. Eine Dornenkrone umschloß die weiße Stirne, ein scharlachfarbener Mantel umhüllte die Glieder. Die Rechte hielt das Spottzepter fest. Es war nur ein Rohr ... der dürre Stab, den der Erlöser in seiner schwersten Stunde festgehalten, wie seinen Glauben an die Menschheit.

Aber die drei Schreckgestalten versanken vor diesem Zepter, ohnmächtig, schattenhaft, wie alle Angst dieser Erde: das Schicksal, der Böse, der Tod ...

Und der Heiland trat an das Lager des Meisters, und während er die Hände auf das hämmernde Herz legte, sprach er mit dem Lächeln einer Mutter: „Dona ei requiem!“

Als der Arzt im Laufe des Abends erschien, fand er, daß ein Größerer vor ihm dagewesen.

Faust.

Sel'ger ist der blindgeborne,
Der nur das kennt, was er tastet,
Als der sehend Zielverlorne,
Der vor Reichtum nirgends rastet.

Immer süßre Knospen beben,
Immer blauer blinkt das Meer,
Und im übervollen Leben
Steht er selber arm und leer.

Georg Busse-Palma.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Erinnerungen u. Eindrücke vom Großen St. Bernhard.

Von Julius Voegtli.



An einem sonnig strahlenden Augustmorgen verpackte ich in Martigny meinen Malkasten und mein Köfferchen auf das Dach des gelben Postwagens und mich selbst in die roten, verschossenen Plüschpolster des mit zwei Pferden bespannten Gefährtes, um nach dem St. Bernhard-Hospiz zu fahren, in dessen Kirche ich als Malergeselle meine Künste ausüben sollte. In Schneegestöber und Straßenschmutz kehrte ich drei Monate später, am 15. November, müde und matt, während dunkler Nacht, auf derselben Straße zu Fuß zurück, auf der mich jetzt der Wagen einer hohen eidgenössischen Oberpostdirektion an heißbeschienenen Felsen und üppigen Weinbergen vorbeiführte.

Aus der dazwischen liegenden, im Hospiz, in 2472 Meter Höhe, verbrachten Zeit steigt eine Fülle von Bildern vor mir auf, von denen ich, so gut es mir die Erinnerung gestattet, einige herauszugreifen und zwanglos aneinander zu reihen versuchen will.

Das Innere des Wagens teilten mit mir eine deutsche Dame und ein italienischer Violinvirtuose, der nach einer absolvierten Kunstreise aus England nach seiner Heimat zurückkehrte und in zitternder Sorge um sein Instrument, das friedlich in Gesellschaft meiner Pinsel und Paletten auf dem Dache unseres Vehikels ruhte, bei jedem Halt auf dieses Dach stieg, die Lederdecke lüftete und mit einem Seufzer der Erleichterung konstatierte, daß alles — all right sei. Das „all right" war jedenfalls bei seinem Aufenthalt überm Kanal an ihm hängen geblieben und außer „yes" und „well" so ziemlich alles, was er dort in sprachlicher Beziehung erobert hatte. Er war ein guter Kerl, der Violinvirtuose, und zur Bekräftigung schnell geschlossener Freundschaft tranken wir in Bourg St. Pierre, der letzten Ortschaft diesseits des Passes, einen halben Liter weißen Wallisers.

Am Abend aber, da mußte sich mein neuer Freund scheußlich ärgern, als er, von dem im Hospiz anwesenden, internationalen Publikum dringend gebeten, im Salon seine treubehütete Geige auspackte und zu spielen begann, und als dann die Herren und Damen, ohne sonderlich auf sein wirklich gutes Spiel zu achten, ihre Konversation fortsetzten, wenn auch in etwas gedämpfterem Tone. Da stieg der Zorn ihm zu Kopf, mitten im Spiel hörte er plötzlich auf, packte sein Instrument weg, ohne weitere Bitten und Zureden auch nur zu beachten, und verärgert reiste er andern Tags ab.

Ich bin also leider jenen Abend um den Genuß guten Violinspieles gekommen, denn was Bruder Louis, der einzige dort oben, der hin und wieder auf einer Geige kratzte, in dieser Beziehung bot, war wirklich sehr bescheiden, selbst wenn man in Betracht zieht, daß es in beinahe 2500 Meter Höhe geboten wurde. Allerdings ist zu bedenken, daß Bruder Louis sozusagen nur im Nebenamt Musikant war, im Hauptamt ist er Schneider, in zwei weiteren Nebenämtern Ansichtskartenverkäufer und Coiffeur. Eine leichte Hand hat er aber nicht, was ihm eigentlich auch nicht zu verargen ist, mißt er doch sicher weit über 1 Meter 80 und wiegt wohl so ziemlich das doppelte Schneidergewicht. Da ist es denn bei solchen Verhältnissen auch nicht zu verwundern, daß mir, nachdem er einst mit blankem Stahl mein Haupt seines zu üppigen Haarschmuckes entledigt hatte, dicke Tränen in den Augen standen und ich, voll innern Schauders, sein Anerbieten ablehnte, auch meinen etwas in die Breite gewachsenen Bart wieder in gefällige Spitzform zu bringen.

Sonst war Bruder Louis wohl der am liebsten gesehene von all den achtzehn Mönchen, die da oben, auf der von Winden umsausten Paßhöhe, eine Gastfreundschaft ohne gleichen ausüben. Er ist der Komiker der schwarzen Gesellschaft, unerschöpflich in lustigen Liedchen und Schwänken und überall im Hospiz dabei, wo eine Flasche entkorkt wird, oder zwei Gläser zusammenklingen. Gar oft hörte ich durch den Speisenaufzug seine lustige Stimme, mit der er nach dem Mittagessen seine Mitbrüder Ernst und Sorgen des Lebens auf ein paar Minuten vergessen machte. Einen zufriedenern Menschen gibt es wohl auf der Welt nicht, sein ganzes bisheriges Leben erscheine ihm „comme un beau jour," sagte er einst zu mir, und wenn er alljährlich seine zwei Wochen Ferien im Tal verlebe, so verspüre er gräßliche Sehnsucht nach der Höhe und sei eigentlich erst wieder ganz zufrieden, wenn er wieder in den Mauern des Hospizes weile. Glücklicher Bruder Louis, ich hab' dich damals fest ins Herz geschlossen, dich mit deiner bescheidenen und doch so stolzen Zufriedenheit!

⌘ ⌘ ⌘

Die kunterbunte Gesellschaft aus aller Herren Ländern, die sich im Salon und im Speisesaal alltäglich neu zusammenfindet, entspricht so ziemlich derjenigen, die in den Schweizerhotels während der Saison überall zu treffen ist. Da sich bei dem großen Andrang die Gäste nur einen Tag und eine

Nacht im Hospiz aufhalten dürfen, so ändert sich jedoch ihre Zusammensetzung von Tag zu Tag vollständig, und an der Tafel sitzen immer wieder andere Deutsche, andere Engländer, andere Franzosen, andere Russen, andere Amerikaner und andere Italiener. Diese Gäste alle haben nach ihrer Abreise von dem eigentlichen Leben und Treiben der Hospizbewohner keine Ahnung, denn sie kommen bei ihrem kurzen Aufenthalt nur mit den Brüdern in Berührung, die sich mit dem Empfang und der Bewirtung der Gäste befassen. Die anderen Mönche leben ein streng geregeltes Klosterleben, und ein stets geschlossenes Gitter sperrt den Flügel, in dem ihre Räume liegen, gegen jedes Betreten durch Fremde ab. Es ist daher auch nicht zu verwundern, wenn über die Mönche und die Hunde des St. Bernhards so viel gefabelt wird, denn jeder, der da ein paar Stunden Gast des Hospizes gewesen ist und wenig oder nichts gesehen hat, geht nachher hin und verkündet aller Welt seine Weisheit. Da wird denn oft in den Zeitungen Unglaubliches zusammengelogen. Das aber kann ich den betreffenden Herren Zeitungsschreibern versichern, daß niemand mit größerem Behagen ihre Phantasiegebilde liest, als eben die Mönche, die so eigentlich erst aus der Zeitung erfahren, was sie für Tausendsassas und was ihre Begleiter, die berühmten Hunde, für außergewöhnliche Tiere sind. Es ist z. B. während meines Aufenthalts im Hospiz in der in Paris erscheinenden Ausgabe der „Daily-Mail" eine poetische und dramatische Darstellung von Barrys II. Leben und Tod verbreitet worden, bei deren Lektüre der Herr Prior sich halb krank lachte.

Der Herr Prior! Wie gerne erinnere ich mich immer wieder des mittelgroßen, kräftig gewachsenen Mannes mit dem runden Kopf auf breiten Schultern und dem unvermeidlichen Walliser „Stumpen" in der linken Mundecke! (Diese Walliser „Stumpen" sind an beiden Enden konisch zulaufende Zigarren, die in der Mitte entzweigeschnitten werden, worauf dann jede Hälfte für sich geraucht wird.) Ohne diese Zigarre habe ich den Prior außerhalb der Kirche überhaupt nie gesehen.

Wohl 35 Jahre währt schon sein Aufenthalt im Hospiz, das er als ganz junger Mensch bezog; seine Erzählungen aber aus dieser langen Zeit bekommen erst das richtige Relief, wenn man den Mann auf Skiern durch die Schneewüste sausen sieht, ihn mit der Flinte in der Hand auf der Jagd trifft, oder von ihm in der Nacht durch Schnee und Eis auf unkennbarem Pfad freundlich und sicher geleitet wird. Goethe erzählt in seiner Schweizer Reise beim Übergang über die Furka von einem Führer, der ihm den Mut und die Stärke eines Rosses zu haben schien, und eines ähnlichen Eindruckes konnte ich mich während des Umganges mit dem Prior nicht entziehen. Es war ein Eindruck von unwiderstehlicher Energie, der von dem kraftvollen Manne ausging.

Es dürfte nicht bekannt sein, daß er wohl einer der ersten war, der in unserer Gegend sich den Skiern anvertraute. Er erzählte mir, daß dem Hospiz im Jahre 1878 von einem Norweger drei Paar Skier geschenkt wurden.

Die Mönche wußten damit nicht viel anzufangen und bewahrten die seltsamen Hölzer auf dem Estrich auf. Im Jahre 1883 forderte der damalige Prior den jetzigen, der damals ein junger, etwa zwanzigjähriger Mann war, auf, es doch mal mit diesem Geschenk aus dem Norden zu versuchen, und von jenem ersten Versuch an gehören die Skier zum unentbehrlichen Requisit der Mönche.

Man muß sie gesehen haben, die schwarzen, schlanken Gestalten, wenn sie in sausender Fahrt durch das „Tal des Todes" rasen, ein ungewöhnlicher Anblick in jener weißen Wüste. Seit Jahren verfertigen sich die Mönche ihre Skier selbst, und das Skifahren und die Jagd bilden im Winter die einzige Unterbrechung ihrer Studien.

Etwa acht der Hospizinsassen waren damals (bei meiner Anwesenheit) Priester und dozierten als Professoren den jungen Mönchen theologische Gelehrsamkeit. Nach beendeten Studien machen die jungen Leute ihr Examen, um sich dann später, nach etwa fünfzehnjährigem Aufenthalt im Hospiz, auf irgendeine vakante Pfarrei im Kanton Wallis wählen zu lassen. So trifft man dann die ehemaligen Augustinermönche öfters als wohlbestallte Pfarrherrn. Die meisten tragen von ihrem Aufenthalt in der unwirtlichen Berggegend ihren Rheumatismus davon, und nicht jeder hält das Klima in solcher Höhe ein Leben lang ungestraft aus wie Prior Lugon, der seit langem auch das in Europa wohl am höchsten gelegene Post- und Telegraphenamt bedient und für seine 120 Franken Jahresgehalt stempelt und telegraphiert wie ein eingefleischter Postbeamter.

Die Jagd wird von den Mönchen mit der alten Schweizer Militärwaffe, dem „Vetterli", das vom „Bund" für 5 Franken zu kaufen ist, ausgeübt. Viel ist ja da oben nicht zu holen, und nur die ganz gewiegten Nimrode der Gesellschaft habe ich mit Beute, etwa einem grauweißen Hasen, einem Schneehuhn oder einem Marder, heimkommen sehen.

Da tat sich namentlich der Philosophiedozent hervor, der nie ohne Resultat der Jagd oblag und dem die einfache Tafel die meiste Abwechslung verdankte. Er machte sich denn auch weidlich über die weniger glücklichen Jäger lustig und ward nicht müde, eine interessante Geschichte vom „Buffetier" zu erzählen, der auf dem Anstand einschlief, worauf Füchse und Marder vor seiner Nase eine improvisierte Vorstellung gegeben haben sollen, die ihresgleichen suchte und die nur



Rosario Guerrero als Carmen.
Gemälde von Prof. Fritz August von Kaulbach.



den einen Fehler besaß, von niemand gesehen worden zu sein, denn als der Nimrod erwachte, da hatten die Akteure, allerdings unter Hinterlassung handgreiflicher Spuren, das Weite gesucht.

Mit dem Hauptjäger und Philosophen nun hatte ich recht bald Freundschaft geschlossen und verdanke es zumeist ihm, wenn ich vom Leben und Treiben im Hospiz mehr sah und miterlebte, als andere gelegentliche Besucher.

Er war nie aus den Bergen fortgewesen, kannte alles nur aus seinen Büchern und hatte auch gar keine Lust, die Welt durch Anschauung kennen zu lernen. „Die schönste Zeit," sagte er mir, „ist für mich die Winterszeit, wo wir, durch gar keine Fremden gestört, nur unseren Studien leben können." Orientiert war er über alles, und auf seinem Bücherbrette sah ich modernste Werke über Architektur, Chemie und Physik. Von Natur aus aber war er ein Streithahn sondergleichen, und nachdem er einmal herausgefunden hatte, daß er in mir einen halsstarrigen, immer zum Kampf bereiten Gegner zu begrüßen hatte, benutzte er jede freie Stunde, um mich aufzusuchen und mit mir anzubändeln.

Durch eine Bemerkung über Haeckel, die der Philosoph, so nannte ich den Mönch immer, fallen ließ, gerieten wir das erstemal aneinander, und ich erinnere mich, daß ich öfters in der Kirche auf einer Leiter stand und meine Ornamente pinselte, indessen er mir, den einen Fuß auf die unterste Leitersprosse gestellt, aus irgendeinem philosophischen Schmöker voll Feuer und Flamme vorlas und mich zu überzeugen suchte. Im Anfang mochte er ja wohl über den „philosophischen" Malergesellen gelächelt haben, ich hielt ihm aber ernsthafter Stand, als er vermuten konnte, und da wurde er nicht müde, immer wieder neues Geschütz in den Kampf zu führen. Für mich war die Sache insofern schwierig, als er kein Wort Deutsch verstand und ich den Streit auf Französisch durchführen mußte, was mir manchen Extraschweißtropfen kostete. Einig sind wir nicht geworden, aber als gute Freunde sind wir geschieden.

Als Nebenbeschäftigung übte er das Buchbinderhandwerk aus, auch hat er einst mit vielem Fleiß und großer Sorgfalt eine Geige gebaut. „Als ich damit fertig war," erzählte er, „da verschenkte ich das Instrument, denn von jenem Moment an hatte die Sache keinen Reiz mehr für mich."

⌘ ⌘ ⌘

Ein pikantes Intermezzo war allwöchentlich die Ankunft des „Simplicissimus", den ich mir nachsenden ließ und den ich ein paar Brüdern, so gut es ging, übersetzte. Die „Obern" wußten allerdings nichts davon. Ich will hoffen, daß niemands Seele dadurch Schaden genommen habe!

⌘ ⌘ ⌘

Im Herbst kam hoch zu Roß der Prévôt, der Probst, geritten, der erste Mann der Brüderschaft, der in Martigny residiert und sich nur hie und da einige Wochen im Hospiz aufhält. Er ist nicht dem Bischof, sondern dem Papst direkt unterstellt, woraus sich schon auf die Wichtigkeit seiner Stellung schließen läßt. Gleich in den ersten Tagen seines Aufenthalts im Hospiz mußte ihm der „Philosoph" von dem „philosophierenden" Malergesellen gesprochen haben, denn eines Abends, nach dem Nachtessen, erschien ein Bruder und lud mich ein, den Abend in Gesellschaft des Herrn Prévôt zu verbringen. Im warmen Zimmer neben der Küche saß ich dem alten Herrn mit dem feinen Diplomatengesicht beim Lampenschein und einer famosen Flasche Wein gegenüber, und ein Uhr war vorbei, als wir uns trennten. Zuerst hatte ich ein förmliches Examen über alle meine Kenntnisse zu bestehen. Dieses Examen schien zu meinen Gunsten ausgefallen zu sein, denn nun ging er aus sich heraus und wußte viel und gut zu erzählen. Im Gegensatz zu den anderen Mönchen war er viel gereist und weit herumgekommen, und Deutschland und ganz besonders Österreich waren ihm sehr gut bekannt. Er war ein Mann von kritischer Ader, und auch wenn er vom Hospiz und seiner Geschichte berichtete, so wußte er hie und da recht bissige Bemerkungen einzuschalten, die zeigten, wie vorurteilslos er urteilte. Einiges aus seinen Mitteilungen über das Hospiz ist mir im Gedächtnis haften geblieben. In Römerzeiten schon war der Paß stark begangen und trug auf seiner Höhe einen Jupitertempel. Der Platz, wo dieser stand, heißt heute noch „Plan de Jupiter", und zahllose römische Münzen, die in der Sammlung des Hospizes aufbewahrt werden, zeugen von den dem Jupiter gebrachten Opfern römischer Reisenden. Vom Übergang Napoleons und seiner Armee von 30000 Mann gibt seine Feldflasche in der Sammlung Kunde. Er schenkte sie dem Hospiz zum Andenken für die Aufnahme, die er dort fand.

Das vom heiligen Bernhard wahrscheinlich gegen das Jahr 970 gegründete Hospiz erreichte den Höhepunkt seiner Blüte um 1292, als die Zahl seiner Besitzungen sich auf achtzig belief. Obwohl es auch jetzt noch auf beiden Seiten der Alpen große Güter hat, so ist es doch arm gegen jene Zeit. Von seiner Gastfreundschaft kann man sich einen Begriff machen, wenn man sich vorstellt, daß es in der letzten Zeit durchschnittlich 35000 Passanten im Jahre beherbergt hat. Bei der Einweihung des Denkmals des heiligen Bernhard wurden an einem einzigen Tage 900 Personen verpflegt und über Nacht behalten. Natürlich ging es dabei etwas eng zu, obwohl sich neben dem alten Hospiz noch ein großer, eigentlicher Hotelbau zur Aufnahme der Gäste erhebt. Recht beschämend ist es, wenn man die große Passantenzahl mit dem Ergebnis des in der Kirche aufgestellten Opferstockes vergleicht. Wohl heißt es im Baedeker, daß der anständige Reisende

natürlich den Betrag, den er für Verpflegung im Hotel auslegen müßte, dem Opferstock einverleibe; wer aber tut dies von all den feinen Touristen? Von den 35000 Gästen sind ganze 4000 Franken eingegangen! Und ich, der ich während drei Monaten in der Kirche arbeitete und mit Absicht während der Fremdenbesuche den „tronc d'offrandes" im Auge behielt, habe gesehen, daß dieser Betrag zum kleinsten Teil aus den Börsen der Reichen stammt; nein, die armen italienischen Arbeiter, die nach schwerer Frohn über den Paß nach Hause wanderten, die klaubten sich ihre paar sauer verdienten Batzen aus dem rotgewürfelten Taschentuch und ließen sie dankbaren Herzens in den Schlitz gleiten; die Staatstouristen aber wanderten gewöhnlich stolz am „tronc" vorbei.

Eigentlich ist es ja sinnlos, reiche Leute umsonst zu beherbergen. So lange dies aber im Bereich seiner Mittel möglich ist, wird das Hospiz darin keine Änderung eintreten lassen und ohne Unterschied des Ranges und der Konfession alle Gäste unentgeltlich aufnehmen.

Auf gelungene Weise hat der Prévôt sein bißchen Deutsch gelernt. Vor Jahren langte einst im Kloster ein sächsischer Baron an, der, nachdem er sich einige Tage dort aufgehalten hatte, um eine Unterredung nachsuchte und erklärte, er könne nicht weiterreisen, bevor eine Summe Geldes, die er erwarte, angekommen sei.

Dieses Geld ließ aber sehr lange auf sich warten, und in der Zwischenzeit gab sich der Herr Baron, der sich auf irgendeine Weise nützlich machen wollte, alle Mühe, dem Prévôt etwas Deutsch beizubringen.

Wunderbarerweise kam aber endlich doch Geld, und der Sachse empfahl sich mit bestem Dank, nicht ohne Bedauern auf beiden Seiten, daß der mit gutem Erfolg begonnene Unterricht nun ein Ende haben mußte.

Ich brannte darauf, den Prévôt über die berühmten Hunde zu fragen, und erfuhr dann natürlich von ihm, daß alles, was in den Schulbüchern und Zeitungen hierüber steht, übertrieben und entstellt ist. Als ich erwähnte, daß kürzlich in einer Zeitung gestanden habe, die Bernhardinerhunde des Großen St. Bernhard hätten im ganzen 302 Menschen gerettet, da erwiderte der alte Herr lachend: „Gebissen vielleicht, ja, aber nicht gerettet!"

Diese Bemerkung wird der Reisende verstehen, der zu Fuß gegen das Hospiz kommt und sich plötzlich von einer Meute wilder Hunde umringt sieht, die sämtlich Miene machen, über ihn herzufallen, und von denen er erst befreit wird, wenn ein Bruder mit vierfach zusammengelegtem Strick unter sie fährt und links und rechts dreinhaut, daß es nur so klatscht. Da sind sie denn bald verschwunden. Die Wildheit der Tiere kommt jedenfalls nur davon her, daß sich kein Mensch mit ihnen abgibt, sie sich also selbst überlassen bleiben, viel eingesperrt sind und so ohne Zucht und Dressur aufwachsen. Wenn frühmorgens die Stalltür aufgemacht wird, stürzen sie heraus, umkreisen wild bellend drei- bis viermal das Hospiz, und weh dem, der sich ihnen in den Weg stellt; er wird unfehlbar umgeworfen und kann froh sein, wenn er ohne Biß davonkommt. Der Prévôt hat viele fremde Hundezüchtereien besichtigt und meinte, sie seien auch nicht immer großartig besorgt, „aber doch besser als bei uns." Er erwartete Besserung nach Errichtung neuer Stallungen, die mehr Platz bieten sollen. Durch Inzucht waren die Hunde zuzeiten sehr heruntergekommen und mußten durch frisches Blut von auswärts wieder in die Höhe gebracht werden. Diesen Umstand machten sich tüchtige Geschäftsleute sofort zu Nutzen. Sie offerierten dem Hospiz Hunde als Geschenk, was arglos angenommen wurde; erst viel später entdeckte man dann, daß jene Hundezüchter auf ihren Briefbogen sich „Fournisseurs du St. Bernard" nannten, worauf für die Zukunft auf ihre Geschenke verzichtet wurde.

Ende des XVIII. Jahrhunderts holten die Hunde auf besonders hergestellten Tragvorrichtungen, die jetzt noch vorhanden sind, Butter und Käse in der etwa eine Stunde unterhalb der Paßhöhe gelegenen Meierei; jetzt gehen sie äußerst selten allein fort. Von der ganzen Meute werden etwa zwei Tiere zum Spürdienst abgerichtet, und wenn diese nun vier bis fünf Jahre lang regelmäßig ihren Dienst gemacht haben, so kann es ausnahmsweise vorkommen, daß sie sich allein in den Schnee hinauswagen. Sonst geht immer jemand mit, seien es Brüder oder Knechte. Der berühmte „Barry" und ein gewisser „Jupiter" haben allerdings Menschenleben gerettet, aber bei weitem nicht so viele, wie gewöhnlich erzählt wird.

Was die Hunde unentbehrlich macht, ist der Umstand, daß sie nie vom Weg abirren, mag der Schneesturm noch so wild sein, und es dem Menschen unmöglich machen, den Pfad zu verfolgen. Der Prévôt ist einst mit einem Postkutscher, der den Weg vom Hospiz zur „Cantine de Proz", der nächsten menschlichen Behausung auf Schweizer Seite, täglich machte und ihn also gut kennen mußte, im Schneesturm am selben Tage zweimal verirrt. Das ist in Begleitung von Hunden nie vorgekommen, und Pacolla, der Knecht, sagte, er gehe sicherer mit „Jupiter" als mit drei Männern. „Sehen Sie," erzählte er mir, „wenn ich müde bin und nicht mehr weiter kann, da zieht mich das starke Tier an der Leine."

In meinen eigenen Erinnerungen an die berühmten Hunde überwiegen allerdings die Schattenseiten. So kam es z. B. öfters vor, daß mich auf einer Treppe in dem weitläufigen Gebäude solch ein Vieh stellte und knurrend und zähnefletschend mich keinen Schritt vorwärts tun ließ, bis etwa ein Knecht erschien und mit Stock oder Strick dem „allein zu zwei'n" ein Ende machte.

Der „Philosoph“ ging überhaupt nie ohne Strick durch die Gänge, was seiner Logik ebensowohl als seiner Voraussicht nur das beste Zeugnis ausstellen kann.

Im Erdgeschoß des alten Baues mündet ein langer Gang auf eine Tür, die direkt in die Kirche führt. Wenn wir nun, die wir in der Kirche arbeiteten, diese Tür öffneten, so waren wir sicher, daß die ganze Meute, die sich mit Vorliebe in diesem Korridor aufhielt, mit Geheul auf uns losstürzte. Wir beschlossen, das den Hunden gründlich abzugewöhnen. Wir stellten ein paar Kübel eiskalten Wassers bereit (es war im November), und als die Tiere nun wieder auf uns einsprangen, begossen wir sie mit sicherem Schwung, worauf sie heulend den Rückzug antraten und in Zukunft hübsch ruhig blieben. Bei der Kälte, die da oben im November herrscht, war es nicht zu verwundern, daß ihnen eine solche Dusche nicht behagte.

⌘ ⌘ ⌘

Unter der Kälte hatten auch wir nicht wenig zu leiden. Die Fremdenzimmer sind nicht heizbar, das Wasser in den Waschbecken gefror regelmäßig über Nacht zu Eisklumpen, und man muß sich selbst mal an einem eiskalten Morgen erhoben und durchs Fenster in solch flimmernde Schnee- und Eiswüste mit stahlblauem Himmel darüber hinausgesehen haben, um zu verstehen, daß ich beim Aufstehen manchmal hätte heulen mögen, besonders wenn ich die ganze Nacht vor Kälte kein Auge zugetan hatte. Primitiver als im St. Bernhardshospiz kann man mit der Heizung nicht eingerichtet sein. Wer würde glauben, daß es bis gegen das Ende des XVIII Jahrhunderts im Hospiz überhaupt keine Öfen gab, auch in den Mönchszimmern nicht! Da war die Küche der einzige warme Raum im ganzen Hause. Auch jetzt gibt es genug Mönche, die den Mantel den ganzen Winter hindurch nicht ablegen. Ich selbst war froh genug, in der Küche einen Ziegelstein wärmen und mir vor dem Zubettgehen zwischen die Bettücher legen zu können.

⌘ ⌘ ⌘

In das einförmige Winterleben kommt plötzlich Abwechslung, wenn etwa von der „Cantine de Proz“ durch das Telephon Passanten gemeldet worden und nicht zur Zeit im Hospiz angekommen sind. Da werden die Hunde angeleint und bellen aufgeregt, Schneestrümpfe werden von Mönchen und Knechten über Waden und Knie gezogen, Hüte unter dem Kinn festgebunden, Wein und Eßwaren verpackt, der alte Tragstuhl vom Boden geholt, und hinaus geht's in Sturm und Schneegestöber. Und Stunden vergehen, nichts hören die Zurückgebliebenen als das Pfeifen des Windes und sein Rütteln an Fenster und Laden. Hie und da stemmt sich einer gegen die Türe, öffnet sie mit Mühe und schaut in die „helle Dunkelheit“ hinaus. — Schon spricht man davon, eine zweite Kolonne auszusenden, da hört man vereinzeltes Hundebellen, schwarze Gestalten tauchen auf und verschwinden wieder, sie kommen näher, und still, aber schnellen Schrittes tragen sie eine leblose Gestalt ins Haus. Es ist ein armer italienischer Arbeiter, der unterwegs erschöpft liegen geblieben und eingeschlafen ist. Er kommt nun sofort in ein warmes Bad und wird nicht wenig erstaunt sein, wenn er erwacht und sich im saubern, weißen Bett findet.

Zweimal erlebte ich während meines Aufenthalts im Hospiz diesen Aus- und Einzug, und jedesmal stand ich unter dem Eindrucke, Außergewöhnliches zu erleben. Das eine Mal hatte sich ein armer Teufel den Spaß machen wollen, mit einem Fahrrad den Paß bei enormer Schneehöhe zu übersteigen; die Situation ließ an komischer Tragik nichts zu wünschen übrig, als etwa elf Uhr abends der bewußtlose Mann im Tragstuhl gebracht wurde und ein Bruder hintendrein das Vehikel halb trug, halb schob, dessen Räder zu großen Schneescheiben gefroren waren und tagelang so blieben. Da der Mann drei Tage das Bett hüten mußte, konnte ich mir damals in den großen Korridoren das Vergnügen einer Radfahrt leisten.

⌘ ⌘ ⌘

Auf der italienischen Seite gestaltet sich ein Nachtausflug weit schwieriger. In gerader Linie über die vom Schnee viele Meter hoch zugedeckten Felsen hinunter wird im Winter an Stangen ein Seil gespannt und führt steil ins Tal ohne jede Rücksicht auf den Weg, der im Zickzack sich hinabschlängelt, von dem aber nichts zu bemerken ist, da er ja nicht begangen wird.

Ich bin an einem schönen Sonntag bei warmem Sonnenschein an der „Corde“ hinab und hinauf gestiegen, und als ich todmüde wieder oben ankam mit meinen vom groben Seil wund geriebenen Händen, da hatte ich wenigstens eine blasse Ahnung davon, was es heißt, denselben Weg bei Nacht in eisiger Kälte und wildem Schneesturm zu machen.

⌘ ⌘ ⌘

Daß das Wagnis der Überquerung des Passes zur Winterszeit nicht immer einen guten Ausgang nimmt, ist ja genugsam bekannt. Nichts könnte einem das eindringlicher vor Augen führen als die sogenannte „Morgue“, ein kleines Steinhäuschen, in dem die Opfer des Passes, zu Mumien getrocknet, auf Laden aufrecht an die Wände gereiht sind. Jetzt ist die Türe zur Morgue zugemauert und wird nur geöffnet, wenn ein neues Opfer die Zahl der Toten vermehrt, früher aber gewährte sie freien Einblick, und manche Weltdame hat sich da ein „Sensatiönchen“ geleistet. Hin und wieder fiel freilich auch ein Weiblein in Ohnmacht, und auf wiederholte Reklamationen wurde endlich die Öffnung zugemauert. Auf photographischen Aufnahmen sieht man genau die grausige Wandparade, darunter die Mumie einer jungen Frau, die mit rührender Bewegung ein Kind an die Brust gepreßt hält. Der

Anblick erinnert lebhaft an ähnliche Funde aus dem Aschengrab von Pompeji.

Die Leichen werden auf diese Weise aufbewahrt, weil es unmöglich ist, in den Steinboden ein Grab zu graben; ein solches müßte schon ausgesprengt werden. In der trockenen Luft kommt es aber zu keiner Verwesung, sondern zur Mumifizierung der toten Leiber.

⌘ ⌘ ⌘

Von den Schrecken des Winters wissen die meisten langjährigen Insassen des Klosters zu erzählen, manche sind oft nur durch Zufall dem Tode entronnen.

So wurde der Prior einst auf der Jagd von einer Lawine mitgerissen, konnte sich aber selbst wieder befreien.

Bruder Joseph, schon während eines Menschenlebens auf dem Hospiz und auf dessen Besitzungen als Gärtner, Schuster, Koch und Bäcker tätig, war dabei, als im Jahre 1874 eine Staublawine dreizehn Mann begrub, von denen nur fünf wieder lebendig ausgegraben werden konnten. Gar eindringlich wußte der freundliche Greis das furchtbare Erlebnis zu schildern. In langer Reihe, einer hinter dem andern, zogen sie, eine Gesellschaft von vielleicht dreißig Mann, auf dem schmal ausgetretenen Schneepfade dahin. Still und eintönig war es um sie herum, so weit sie sahen, alles weiß von Schnee. — Ohne zur Seite zu blicken, trat der Hintermann in die Stapfen des Vordermannes, niemand sprach, nichts hörte man als das Keuchen der Lungen und das Knirschen des Schnees. Da, plötzlich wirft sich der Erste herum und will den Gefährten warnend „Attention“ zurufen, er bringt aber nur „A“ heraus, da ist er auch schon mit zwölf Kameraden hinweggefegt, und schreckerstarrt sehen die Zurückbleibenden hinunter in den Talgrund, wo die Lawine sich zur Ruhe legt und die kraftvollen Männer in eisiger Umarmung erwürgt.

Das kleine Hochplateau, auf welchem das Hospiz steht, wo der kleine See im Sommer sein dunkelblaues Wasser gen Himmel spiegelt, ist ringsum von Bergen umgeben, und fortwährende Lawinengefahr bedroht daher die Bewohner.

Der Neubau für die Fremdenzimmer war bis zum ersten Stockwerk gediehen, als der Winter einzog und für diesmal der Bauerei ein Ende machte. Es ging nun eine Lawine nieder, die, gleich einem ungeheuren wilden Tier über dieses Menschenwerk herfiel, zerstörte, was zu zerstören war, und z. B. die großen I-Balken, die das zweite Stockwerk tragen sollten, wie Draht zusammenbog und durcheinanderwand.

Düster und grau steht im Sommer das alte Hospizgebäude vor dem Ankommenden, im Winter jedoch hat sich Schnee in die kleinste Mauerritze und auf die geringste Unebenheit des Bewurfes gesetzt und so das ganze Haus weiß wie ein Zuckerhaus gemalt. Während man im Sommer ein paar Meter zu steigen hat, tritt man im Winter eben zur Haustür hinein, die Treppe davor ist gänzlich verschwunden. Die ganze Umgebung aber ist in ihrer Einfachheit von einer Größe, die ich annähernd nur in Winterbildern von Segantini wiederfand. In eine solche Natur hinein passen denn auch Menschen wie der alte Hélois, der seit dreißig Jahren den Postdienst nach dem Hospiz besorgt und den beschwerlichen, gefahrvollen Weg von Liddes aus im Winter wöchentlich zweimal macht. Er soll geweint haben, der alte Mann, als der Postwagen das erste Mal nach dem Hospiz fuhr und ihn so für den Sommer entbehrlich machte. Ein einziges Mal während seiner langen Dienstzeit hat er sich verirrt und wurde von den Mönchen nach zweitägigem Suchen noch lebend wiedergefunden. „Tu ne diras rien“ waren seine ersten Worte zum Prior, als er wieder sprechen konnte.

Und in die Natur dort oben passen auch die Schmuggler, die ihr gefährliches Gewerbe zuweilen ins Hospiz führt, wo sie sich tagsüber aufhalten, bei Hereinbruch der Nacht aber den Packen auf die Schulter schwingen und weitausgreifenden Schrittes auf unbekannten Pfaden in der Dunkelheit verschwinden.

In der Kirche stand ein großer Ofen, in welchem während unserer Arbeit geheizt wurde. Um diesen herum saßen oft fünf, sechs und mehr Italienerweiber, die sich Tabakpakete in die Röcke nähten, um damit über die Grenze zu gehen. Neben dem Hospiz wird den Sommer über von einem Pächter eine Kantine geführt, wo auch Spezereien zu kaufen sind. Von da geht jedenfalls manches Pfund Tabak und Zucker nach Italien, dessen Grenze ja kaum hundert Meter vom Hospiz entfernt sich hinzieht. Der italienische Postkutscher wenigstens fuhr nie ohne Zuckerpaket ab, und ich bezweifle sehr, ob er jedesmal den schuldigen Obolus entrichtet hat.

⌘ ⌘ ⌘

In der erwähnten Kantine, wo wir gewöhnlich nach dem Mittagessen einen schwarzen Kaffee, oder besser gesagt, eine Zichorienbrühe tranken und uns mit Rauchmaterialien versorgten, wirtschaftete der etwa vierzigjährige „Ephyse“ mit seiner jungen Schwester, der frischen „Juliette“. Ephyse war früher ein gefürchteter Wilderer gewesen, war aber dann ein ausgepichter Saufbruder geworden, der die Tage hinterm Weinglas beim Kartenspiel mit allerhand seltsamen Kumpanen verbrachte.

Letztes Jahr hat ihn eine Lawine, die über die Kantine herfiel und sie zudeckte, getötet.

Seiner Schwester aber verdanke ich eine der hübschesten Erinnerungen aus der Zeit meines dortigen Aufenthalts.

Ich war eines Mittags etwa eine halbe Stunde weit bergab gegen die Schweizer Seite gegangen und stieg nun wieder bei blendendem Sonnenschein aufwärts, die Augen zu Boden gerichtet und nur hie und da einen

Blick um mich werfend. Da hörte ich plötzlich über mir Geräusch, und aufblickend sah ich ein liebliches Bild vor mir: Lächelnd stand Juliette da, auf den Bergstock gestützt, den Schneehorizont überschneidend und so mit dem Oberkörper und dem frischen Gesicht auf der klaren Luft sich abhebend. Auf das Haar war ein kokettes Hütchen gesetzt und unter dem Kinn zusammengebunden, der schlanke Körper aber stak in Männerhosen und einem knappen Mieder. Selbstbewußt und mit naiver Koketterie stand das Mädel auf derben Nagelschuhen und ließ meine Blicke über sich ergehen, nicht ohne daß zarte Röte ihr in die Wangen stieg. Und diese Wangen, die zarten, flaumigen, braungesunden, und die blanken Augen, wie wurden sie gehoben von allem drum herum: vom weißen Schnee, vom blauen Himmel, von den grauen Kleidern, dem schwarzen Kraushaar und all dem Sonnenlicht, das darüber flimmerte! Donnerwetter, das war ein Anblick, der einem gut tat, bis ins Innerste hinein. — Sie hatte einen Schatz unten im Tal, die Juliette, und da durfte ich sie zum Abschied nur auf die Wange küssen, so gut Freund sie mit dem Malergesellen auch war; der Mund mußte für ihren „ami" reserviert bleiben, das hatte sie von Anfang an erklärt, und so war es auch, mit ganz wenigen Ausnahmen, gehalten worden. Vorsichtig, mit zierlichen Wendungen stieg das Mädchen weiter hinab, ich aber blieb stehen und sah ihr nach, bis sie sich, schon weit, weit unten, umdrehte und einen schallenden Jauchzer als letzten Gruß zu mir heraufsandte. — —

⌘ ⌘ ⌘

Im Hospiz selbst ist das weibliche Element im Sommer durch etwa vier Mägde vertreten, die die Wäsche zu besorgen haben. Unter diesen Dienerinnen mußte wohl jedem Besucher die Adèle auffallen, bei deren Anblick einem unwillkürlich Heines Verse in den Sinn kamen:

„Welcher Busen, Hals und Kehle!
(Höher seh' ich nicht genau)."

Es ist wirklich und wahrhaftig Tatsache, höher sah man bei diesem Kolossalweib nicht genau. Selbst dem weltfremden Philosophen mußte sie aufgefallen sein, denn als sie einst wiegenden Ganges an uns vorüberging, da rief er aus: „Quelle femme, quelle femme!" Ob in seinem Ausruf nur Erstaunen oder auch Wohlgefallen, oder am Ende beides zusammen klangen, wage ich nicht zu analysieren. Daß aber ein anderer Zölibatär, der „Aumônier", der drallen Adèle nicht nur mit Wohlgefallen, sondern mit vergnügtem Schmunzeln nachsah, das habe ich genau beobachtet und habe ihm das kleine Privatvergnügen auch von Herzen gegönnt. Gelacht aber habe ich doch, als ihn dann aus seiner Beschaulichkeit plötzlich ein Signal (die verschieden beamteten Mönche werden durch Glockenschläge gerufen) aufschreckte und er eiligen Schrittes seinen Pflichten nachging. Den ganzen Tag über hört man die verschiedenen Glockenschläge. Bald gilt es dem „Aumônier", bald dem vielseitigen und vielbegehrten Frère Joseph, bald dem Infirmier, der gelungenerweise auch das Amt des Lampenputzers das seine nennt.

⌘ ⌘ ⌘

Eine wichtige Person ist auch Bruder Alexis, der Metzger und Bäcker, den ich einst sogar als Kaminfeger auftreten sah. Wenn er in den Ferien ist, so wird seine Rückkehr von allen heiß ersehnt, denn während seiner Abwesenheit müssen sich die Hospizinsassen zumeist mit altbackenem Brot begnügen. Im Herbst gibt es immer eine große Schlächterei, wobei Bruder Alexis als Hauptperson fungiert. Während meines Aufenthalts wurden einst innerhalb zwei Tagen zwölf Kühe und viele Schweine geschlachtet und zum Teil als Vorrat auf den Winter verwurstet, zum Teil zum Trocknen an die Luft gehängt.

Unter der Treppe befand sich ein enger Schweinestall, in welchem eine große böse Sau hauste, die durch kein Mittel zu bewegen war, herauszukommen und sich schlachten zu lassen. Da war guter Rat teuer; wie sollte man das schwere, starke und äußerst bösartige Tier herauskriegen. Bruder Alexis wußte sich zu helfen. Mit einem Seil kroch er unerschrocken durch die Tür in die Höhle hinein, band das Tier an einem Hinterbein fest, und mit Hallo wurde die Sau von einem halben Dutzend Männer herausgezogen, schrecklich quiekend, bis Alexis mit wohlgezieltem Schlag der Sache ein Ende machte.

⌘ ⌘ ⌘

Eine drollige Bekanntschaft machte ich noch in den letzten Tagen meines Aufenthalts im Hospiz. Eines Mittags kam der Philosoph und ersuchte mich, mit ihm zu kommen. Es sei ein Engländer da, mit dem sie kein Wort sprechen könnten, und da ich ja von den „meisten Sprachen" einige Sätze radebreche, werde ich mich wohl auch mit diesem Engländer auseinandersetzen können. Mein Protest half nichts, und die Erklärung, mit meinem Englisch sei es gar ärmlich bestellt, wurde gar nicht angehört; ich mußte einfach mit.

Im Eingangskorridor traf ich nun den sehnigen, hochgewachsenen, etwa 27 Jahre alten Mr. Cleury, der frierend, mit in gelben Lederschäften verpackten Beinen dastand, sich auf einen großmächtigen Stock stützte und voll Sehnsucht auf einen Menschen wartete, mit dem ein paar Worte zu sprechen ihm möglich wäre. Er verstand nur seine Muttersprache, so daß also wohl oder übel Englisch mit ihm parliert werden mußte. Die Mönche hatten uns allein gelassen, froh, für den Englishman einen Gesellschafter gefunden zu haben, und so fing ich die Konversation ungeniert an, nachdem ich ihn in den Salon gebeten und vorsichtigerweise ersucht hatte, ganz langsam und deutlich zu sprechen. So verstand ich doch etwa die

Hälfte seines „Speeches“ und die andere Hälfte reimte ich mir notdürftig zusammen.

Mr. Cleury war ein Globetrotter, aber ein Globetrotter ungewöhnlicher Art. Er war eine Wette eingegangen, ohne Mitnahme von Geldmitteln, ohne weitere Ausrüstung als diejenige, die er gerade auf dem Leibe trug und, was jedenfalls das wichtigste war, ohne alle Sprachkenntnisse eine Reise um die Welt zu machen. Zu alledem war ihm eine Route, die oft sehr stark von der geraden Linie abwich, vorgeschrieben, was die Sache ganz verflucht kompliziert gestaltete. So sollte er z. B. erst durch Afrika nach Kapstadt gehen, und sein nächstes Reiseziel war Ägypten, wo er englische Offiziere und Unterstützung durch sie zu finden hoffte. Unter anderem sollte ihn später sein Weg auch nach Tibet führen; fünf Jahre waren ihm zur Ausführung der Reise gestattet, und außer einer hohen Geldsumme im Falle des Gelingens war ihm die kostenlose Drucklegung eines das Unternehmen beschreibenden Buches zugesagt.

Erst schien mir die Geschichte unglaublich zu sein, durch Vorlage von verschiedenen Papieren und Urkunden, sowie durch Ausschnitte englischer Zeitungen, in denen sein Plan besprochen wurde, überzeugte er mich, daß er die gewagte Wette wirklich eingegangen sei. „Ich bin ein armer Teufel,“ sagte er, „und durch mein Unternehmen will ich entweder ein gemachter Mann werden oder dabei zugrunde gehen; zu verlieren habe ich nichts, als das Leben.“ Ich bedeutete ihm, daß ich davon, daß er dieses Letzte und Einzige verlieren werde, allerdings vollständig überzeugt sei; er zuckte aber als Antwort nur die Achseln. Er war am Tage vorher nur durch Zufall dem Tode durch eine fallende Lawine entgangen und hoffte für später auf den gleichen Zufall. Recht energisch und kraftvoll sah der Mann mit seinem glatt rasierten Gesicht, dem fest geschlossenen Mund, dem markigen Kinn und den blitzenden Grauaugen gewiß aus und er mochte wohl einen tüchtigen Puff vertragen, ob er aber jetzt noch lebt, oder ob er längst durch seine gewiß nicht banale Wette den Tod gefunden hat (sein Weg mußte ihn ja zu ganz gefährlichen Völkerschaften führen), das wissen die Götter. Mir schien er die Wette in vollkommenster Unkenntnis dessen, was ihn erwartete, eingegangen zu sein.

Den ganzen Abend saßen wir in eifrigster Unterhaltung zusammen, während draußen ein Schneesturm tobte, wie er nur dort oben toben kann.

Andern Tags hatte sich der Sturm gelegt, Neuschnee ruhte aber meterhoch auf der alten Schneedecke. Unter solchen Umständen wollten die Mönche den mit der Gegend gänzlich Unvertrauten nicht weiter ziehen lassen, was Mr. Cleury gar nicht zu passen schien. Er verlangte, seine Reise unverzüglich fortzusetzen, obwohl es ihm, wie er mir versicherte, im Hospiz außerordentlich gefiel. Das Einzige, was er auszusetzen hatte, war der Umstand, daß die „Water-Closets“ „Closets without water“ waren! Da langten um Mittag etwa sechs italienische Viehtreiber mit einer Herde schwarzer Rinder im Hospiz an, die gleich wieder weiter wollten, um vor Nacht noch ins nächste Dorf auf der italienischen Seite zu gelangen, und ihnen schloß sich nun mit Genehmigung des Priors unser Globetrotter an. Ich hatte den Mönchen von dem Kauz und seinen Plänen erzählt, und sie fühlten lebhaftes Bedauern mit dem armen Teufel. Er stand unter der Türe, der Philosoph band ihm noch mit starker Schnur den grauen Filzhut fest um den Kopf, dann drückte der Engländer allen Umstehenden gerührt die Hände, tat einen langen Schritt hinaus in den Schnee und — — versank darin gleich bis an die Hüften.

Äußerst lebhaft steht mir noch heute das alles vor Augen: der graue Himmel über der weiten Schneewüste, die schwarze Rinderherde mit den schwarzen Treibern und hintendrein der mühsam sich im Schnee fortarbeitende Engländer im graukarrierten Wollanzug, wie sich Menschen und Tiere langsam weiter und weiter entfernten, nach und nach von der grauen Ferne aufgesogen wurden und endlich spurlos verschwanden.

⌘ ⌘ ⌘

Auch sonst machten wir allerhand schnell angeknüpfte und nur einen Tag währende Bekanntschaften. Die ankommenden Reisenden werden in drei Klassen eingeteilt, und ich mußte immer den zum Empfang der Gäste bestimmten Bruder bewundern, weil er mit souveräner Sicherheit die Leute beurteilt und sie der ihnen zukommenden Klasse zuweist. Sehr selten ist es, daß ihm ein Mißgriff passiert, und die meisten Reisenden erfahren kaum, daß es verschiedene Klassen gibt, obwohl es dem besseren Publikum eigentlich auffallen sollte, daß es da oben so „unter sich“ ist. Doch auch in diesen höheren Regionen zeigen sich mitunter Originale, die einem nicht wenig in die Augen stechen. Was sollte man z. B. von jenem Italiener denken, der sich mit tief aufs linke Auge heruntergezogener Reisemütze zu Tisch setzte und die Suppe mit Löffel und — Gabel aß? Oder von dem deutschen Gymnasialprofessor, der es sich nicht versagen konnte, der Tischgesellschaft eine Vorlesung über Physik zu halten, um darauf zur hohen Politik überzugehen? Man hätte sich das am Ende ja gefallen lassen können, wenn er nur nicht einen so arg überlegenen und dozierenden Ton angenommen hätte, der zum Widerspruch geradezu herausforderte. Bei der internationalen Zusammensetzung der Gesellschaft war wohl auch die Anmaßung, mit der er die Überlegenheit der deutschen Nation über jede andere betonte, nicht angebracht. Ich habe es mir nicht versagen können, nach seiner Abreise Name und Adresse des eisenfressenden Teutonen im Fremdenbuch nachzuschlagen und ihm eine

lustige Postkarte nach Hause zu senden, die in demselben wunderbaren Französisch geschrieben war, mit dem er sich im Buch eingetragen hatte, und die er sich ganz sicher nicht an den Spiegel gesteckt hat.

Da war mir der Potsdamer lieber, dem ich erklären mußte, daß in Basel deutsch gesprochen wird, wenn auch nur Schweizer Dialekt. Er hatte nämlich bei seinem Eintritt in die Schweiz das „Baseldittsch" für Französisch gehalten.

Ein Prachtkerl endlich war auch jener Engländer, der in der Postkutsche nach Aosta keinen Platz mehr bekam, worauf er sich, um dennoch mitfahren zu können, vom Postillon mit starken Stricken auf das am Hinterteil der Kutsche befestigte, zur Gepäckaufnahme bestimmte Brett binden ließ, in aller Gemütsruhe sich die Pfeife stopfte und anzündete und endlich unter allgemeinem Hallo nach der „bella Italia" abreiste.

Mit sehr angenehmen Gefühlen erinnere ich mich außerdem einer Gesellschaft reizender, brünetter, junger Mailänderinnen und dreier Amerikanerinnen. Die letzteren saßen im Spätjahr, als der Fremdenstrom längst versiegt war, allein mit uns zu Tische und luden uns nachher zum Tee ein, den sie auf mitgebrachtem Spirituskocher selbst sehr zierlich bereiteten. Das ließen wir uns gern gefallen und sprachen den aus silberner Dose servierten Cakes nicht übel zu.

⌘ ⌘ ⌘

Das vorhin erwähnte Fremdenbuch war für mich eine unerschöpfliche Unterhaltungsquelle. Der Band war eine poetische Fundgrube Nummer eins. Was darin in Versen geleistet wurde, das grenzt schon ans Unglaubliche. Dichter und Dichterinnen aus der ganzen Welt sangen in allen Sprachen den Hymnus der Bewunderung und der Dankbarkeit auf die guten Mönche, und ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß einzelne Poeme alles in den Schatten stellten, was mir sonst in gebundener Sprache unter die Augen gekommen ist! Da mir die Auswahl weh tut, will ich nicht zitieren und es einer berufeneren Feder überlassen, eine Monographie der St. Bernhards-Poesie zu schreiben.

⌘ ⌘ ⌘

Als dann der Winter eingerückt war, sah man natürlich äußerst selten Gäste im Hospiz; von den vier Malern, die den Sommer über dort gewirkt hatten, waren zwei Mann abgereist, und zwei Mann hoch waren wir in der Einsamkeit zurückgeblieben, um zähneklappernd unsere Arbeit zu beendigen. In der großen Kirche war es ja immer bitter kalt, und man mußte sich schon dicht zum Ofen hinstellen, um die Wärme überhaupt zu spüren. Auf der Orgel hatten wir unseren Spiritusapparat aufgestellt und bereiteten uns dort um vier Uhr den obligaten schwarzen Kaffee. Dasselbe taten wir abends spät auf unserem Zimmer. Einst ging uns nun der Weingeist aus, und im Kloster war er auch knapp geworden. Den Koch, einen grämlichen, unzivilisierten Kerl aus Sembrencher, wollten wir um keine Gefälligkeit angehen, doch auf unsern Kaffee wollten wir auch nicht verzichten. Nun hieß es erfinderisch sein: In der Kirche, wo es gegen Abend sehr bald dunkel wurde, arbeiteten wir oft bei Kerzenlicht; Kerzen standen uns in unbeschränkter Anzahl zur Verfügung, da sie im Kloster selbst fabriziert werden, und wir nahmen ein paar Bündel Lichter auf unsere Bude. Nun wurden etwa sechs Stück zusammengebunden, zwei Stühle so zusammengestellt, daß sie das Pfännchen mit Wasser in der Schwebe hielten, das Kerzenbündel brennend darunter plaziert und so das Wasser heiß gemacht. Gänzlich zum Sieden war es auf diese Weise nicht zu bringen, der Kaffee schmeckte uns aber gleichwohl wunderbar. Da auch im Zimmer eisige Kälte herrschte, lagen wir während unserer Kocherei im Bette, und nur hie und da, wenn die Kerzen soweit heruntergebrannt waren, daß die Flammen den Pfannenboden nicht mehr erreichten, sprang einer aus den Federn, schob geschwind die „Hosen des Herrn von Bredow", oder in der äußersten Not den „grünen Heinrich" unter und setzte mit gewaltigem Sprung wieder ins warme Nest zurück. Meister Gottfried wird uns im Jenseits sicher verzeihen, daß wir seine wundervolle Dichtung so respektlos behandelten; Not kennt eben kein Gebot.

⌘ ⌘ ⌘

Der Winter hatte angefangen, eine furchtbare Herrschaft auszuüben, die Kälte fiel einen nicht mehr an wie ein wildes Tier, sie durchdrang einen eisig von früh bis spät und nahm uns gänzlich die Freude am einzigartigen Aufenthalt bei den guten Mönchen. Wir sehnten uns gewaltig in die Tiefe zurück, und verlockende Bilder von lauschigen, warmen Ofenecken und allerhand anderen, halb vergessenen Annehmlichkeiten ließen uns den Abschluß der Episode im Hospiz als nicht nur wünschbar, sondern als sehr notwendig erscheinen.

Endlich, endlich waren wir mit der Arbeit in der Kirche zu Ende und machten unser Gepäck zur Abreise bereit, nicht ohne leise Wehmut zu verspüren. Doch die Freude, wieder ins gewohnte Leben zurückzukehren, überwog, und des Philosophen halb im Spaß, halb im Ernst an mich gerichtete Aufforderung, dazubleiben und mich ebenfalls dem Studium zu ergeben, fand nur lächelnde Ablehnung.

Im letzten Augenblicke, als die Abreise auf den folgenden Tag festgesetzt war, sollte uns das Wetter einen bösen Streich spielen. Es fing nämlich gegen Abend zu schneien an, und der Herr Prior erklärte, daß er uns am Morgen unmöglich fortlassen könne, die Lawinengefahr werde bis dahin zu groß sein. Da saßen wir nun, mit der Aussicht, unter Umständen noch vierzehn Tage warten zu müssen und in Ermangelung anderer Beschäftigung an den Nägeln zu kauen. Das durfte nicht sein!

Wir entschlossen uns, den Marsch nach

Martigny, wo wir die Bahnlinie trafen, sofort anzutreten und die Nacht durch zu marschieren. Das war aber ein tüchtig Stück Arbeit, denn die Entfernung von Martigny beträgt fünfzig Kilometer, was ja im Sommer schon ein hübscher Spaziergang ist, jetzt aber, durch mehrstündiges Gehen durch den Schnee, ohne richtigen Weg, zu einer anstrengenden Arbeit werden mußte. Um sechs Uhr morgens fuhr in Martigny der Zug, es war gerade halb sechs Uhr abends, also los!

Als wir, zum Abmarsch fertig, ins „Postbureau" hinunterstiegen, um uns zu verabschieden, da streiften sich der Prior und einer der jungen Brüder eben die Schneestrümpfe über die Waden, um, wie sie sagten, uns einige Stunden weit zu begleiten. Ich protestierte dagegen, da ich es unnötig fand; der Prior bemerkte aber ganz kurz, er käme einfach mit, und so schwieg ich. Wir drückten all den Brüdern, die uns wirklich lieb geworden waren, kräftig die Hände, ließen uns viel Glück auf die Reise wünschen, faßten unsere Stöcke mit fester Hand und stapften mit unseren Begleitern hinaus. Wir waren kaum hundert Schritte vom gastlichen Hause entfernt, da sah ich auch schon ein, daß der Prior wohl gewußt hatte, was er tat, als er darauf bestand, uns zu begleiten, denn ohne ihn wäre ich jedenfalls sofort wieder umgekehrt. Es war eigentlich ziemlich hell, der fallende Schnee bildete jedoch einen undurchdringlichen Schleier um uns herum, und so konnte man sich nicht besser orientieren als im tiefsten Dunkel; unten, oben, links, rechts, vor und hinter uns war einfach alles weiß. Obwohl wir das Gebäude eben erst verlassen hatten, war nichts mehr davon zu sehen, die Richtung hatten wir schon gänzlich verloren und so wendeten wir unsere Augen vertrauensvoll auf den Prior, der weitausgreifend uns voraus schritt. Der jüngere Bruder bildete die Nachhut.

Nun kam der Abstieg bis zur „Kantine de Proz", der die Hauptanstrengung dieser Nacht sein sollte und der uns trotz der Kälte gründlich heiß machte. Unter dem neuen war auf dem alten Schnee eine Art vielleicht dreißig Zentimeter breiten Pfades festgetreten, von dem aber nichts zu sehen war. Trat man nun neben diesen Pfad, so sank man mit dem einen Bein unfehlbar bis zur Hüfte in den Schnee und mußte sich wieder herausarbeiten. Dieses Vergnügen hatten wir nun alle fünf bis sechs Schritte, und das ermündete scheußlich. Nach etwa dreistündigem Marsche war ich gänzlich schlapp und so energielos, daß ich oft, wenn ich keuchend so im Schnee stak, allen Ernstes fragte, ob ich mich überhaupt wieder herausarbeiten und nicht lieber stecken bleiben wolle.

Zur Annehmlichkeit des Weges trugen die vielen Löcher, die im alten, harten Schnee von früher Durchgehenden getreten waren, nicht besonders bei, da man, wenn man in ein solches trat, jedesmal eine Fußgelenkverstauchung riskierte.

Wie es der Prior fertig brachte, unter solchen Umständen seinen „Stumpen", den er gleich bei der Abreise angezündet hatte, fortwährend brennend zu erhalten und dazu uns noch über alles Mögliche zu unterhalten, ohne seinen Vortrag zu unterbrechen, das ist mir jetzt noch ein Rätsel. Der Mann mußte Herz und Lungen von unverwüstlicher Ausdauer haben.

Nach einigen Stunden hörte es zu schneien auf, und hie und da schaute der Mond auf uns herunter. In lichten Momenten sah ich wohl, daß die Landschaft im „Tal des Todes", durch das wir uns bewegten, von ungeheuer winterlicher und nächtlicher Größe war, und ich warf hie und da einen Blick hinauf zu den links und rechts sich auftürmenden, mondbleichen, weißbedeckten Bergriesen, oder hinunter in den Abgrund, wo ein sonst wilder Bach vom Eise gebändigt tot und leblos im Bette lag, doch nahm der böse Weg meine Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch, als daß ich mich der landschaftlichen Schönheit besonders hätte freuen können, und körperlich war ich zu solchem Genuß zu sehr ermattet.

Das Licht der „Kantine", das uns plötzlich entgegenschien, goß uns neuen Mut in die Adern, in beschleunigtem Tempo bewältigten wir den Rest des heimtückischen Schneepfades, und bald saßen wir hinter einem prächtig warmen Ofen.

Der Prior stellte seine alte, wohl hundertjährige Lederflasche, die sogenannte Gourde, auf den Tisch, verlangte Gläser, und zum letztenmal stießen wir mit den Mönchen auf gegenseitiges Wohlergehen an, wir unserseits mit einem Gefühl tiefer Dankbarkeit im Herzen.

Wir konnten nun die Reise auf halbwegs gebahnten Pfaden fortsetzen, der Prior und sein Begleiter aber hatten den von uns zurückgelegten Weg bergauf noch einmal zu machen; es war eine Höhendifferenz von 700 Metern zu überwinden. Der Prior ging ans Telephon und befahl einigen Brüdern, ihm entgegenzukommen und Eßwaren mitzubringen; bei aller Stärke und Ausdauer war er ein vorsichtiger Mann.

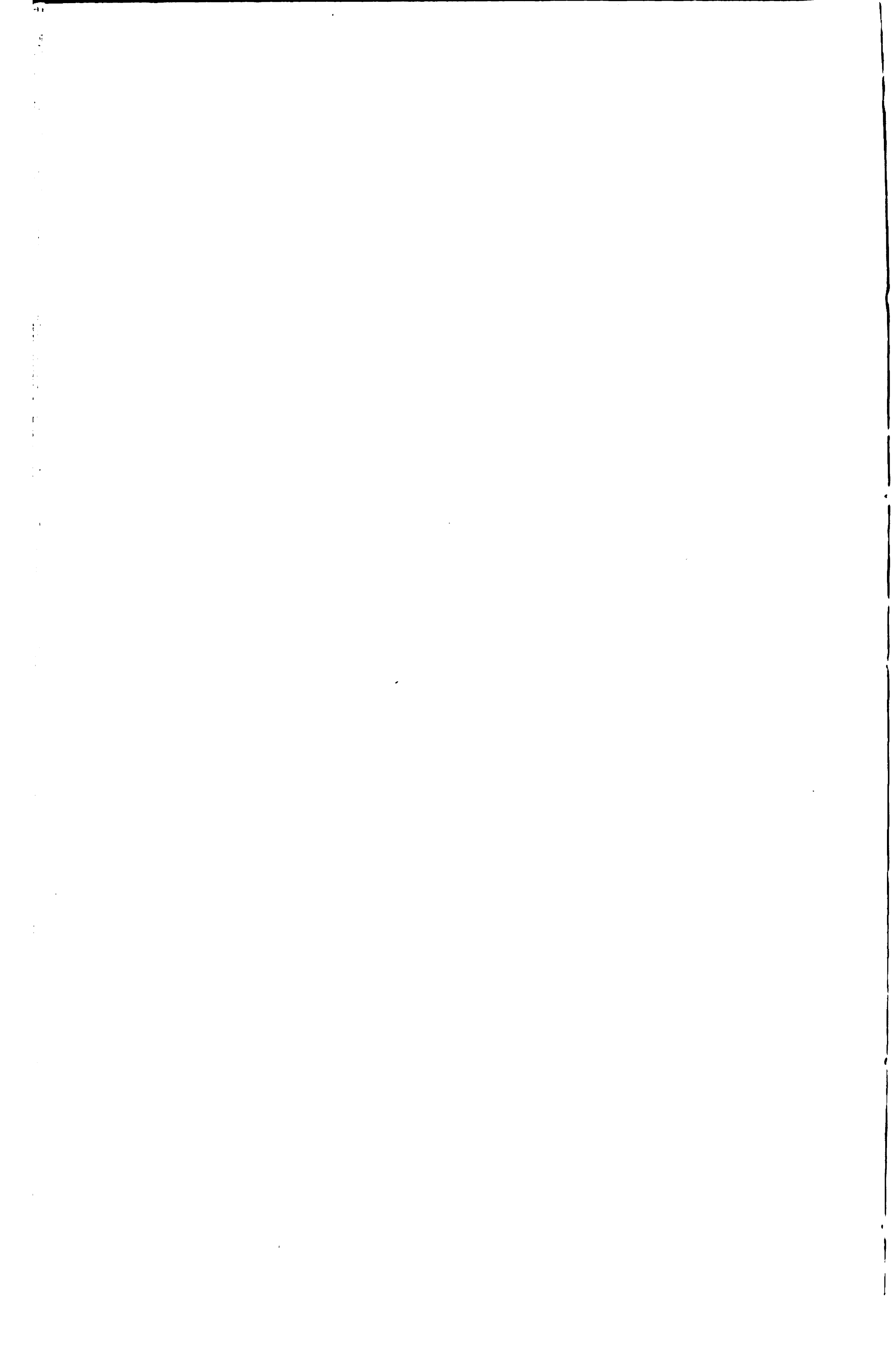
Nach etwa einer halben Stunde Rast brachen wir auf, mit warmen Händedrücken und herzlichstem Danke schieden wir von den freundlichen Mönchen, und ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß mir schier Tränen in die Augen steigen wollten, als ich durch die nun im hellsten Mondlicht daliegende Schneelandschaft den schnell sich entfernenden schwarzen Gestalten nachsah.

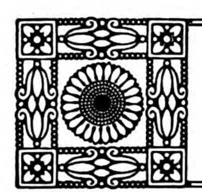
Eine Spanne Zeit war vorbei, während der mir ein Blick in ein Stück Leben vergönnt war, das als etwas Außergewöhnliches aus grauer Vorzeit in unser modernes Treiben hineinragt. — — —

Die Mönche waren verschwunden. Neugestärkt durch die kurze Ruhe, wandten wir uns talwärts, dem Leben des Alltags entgegen.

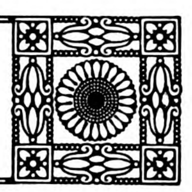


Die Münchener Peterskirche.
Gemälde von Prof. Ernst Liebermann.





Das Lichtspiel.



Von Victor Klemperer.



Es wird viel von dem Theaterüberfluß Berlins geschrieben; und damit setzt man sich in einen nur scheinbaren Widerspruch zu der gleichfalls häufigen Feststellung von der abnehmenden Theaterbegeisterung der Gegenwart: denn waren bei dem Publikum der wenigen früheren Schauspielhäuser heiliger Ernst und Kunstandacht das hervorstechende Merkmal, so füllt die zahlreicheren Theater des Heute eine Erholung und Zerstreuung suchende Menge, wobei es nichts verschlägt, ob dieses Erholen am Derbsten oder Feinsten, am rein Künstlerischen oder bloß Stofflichen gefunden wird. Der Überfluß an Theatern schrumpft in ein Nichts zusammen, wenn man ihn mit der Masse der in Berlin bestehenden Kinematographen vergleicht. Dem Berliner Wort „Kientopp" könnte man mit entschuldbarem Kalauer die Weiterbildung Kientopographie anhängen, da zu einer solchen überreichlicher Stoff vorhanden ist. In allen Stadtteilen Berlins, den vornehmsten wie den ärmsten, den stillen wie den lauten, begegnet man den immer lichtüberhäuften, fast immer farbenüberladenen Ankündigungen der neuen Erholungsstätten. Doch diese Bezeichnung, die dem modernen Theater so unbedenklich gegeben werden kann, ist hier vielleicht sehr viel weniger am Platze. Gewiß, der Wunsch nach Zerstreuung, nach Vergnügen lebt auch im Publikum der Kinematographen; aber jene Kunstandacht und jener heilige Ernst, den das Publikum hier teils mitbringt, teils ungewollt findet, dürften quantitativ wie qualitativ den Weihestimmungen des gegenwärtigen Theaters überlegen sein. Man nehme das für kein Paradoxon, es ist gesagt, wie es gemeint ist, und fußt auf der Beobachtung des Tatsächlichen. Man wende auch nicht etwa ein, in den Kientopp ströme das Volk, und das Volk sei eben leichter und entschiedener begeistert als der Gebildete; die Zeiten, wo nur das Volk im Kientopp saß, gehören so gut der Vergangenheit an, wie jene, wo nur das Volk in die Warenhäuser strömte, und im prunkvollen Mozartsaal des Berliner Westens verhält sich das soignierte Publikum nicht minder andächtig als das proletarische in irgendeiner Schaubude der östlichen Prinzenstraße.

Hier wäre nun die Gelegenheit, es mit dem Wortscherz der Kientopographie ernst zu nehmen und dem Begriff kulturhistorische Fülle zu verleihen. Sogleich ergibt sich aber eine unübersteigliche Schwierigkeit; denn nur mit einigen großen Lichtspieltheatern kann man als mit feststehenden Größen rechnen, während die Unzahl der kleinen bald hier, bald dort auftaucht und wieder verschwindet. Eine Beweglichkeit steckt darin, nicht der des einstigen Thespiskarrens gleichend, sondern der des Automobils verwandt. Buchstäblich verwandt; denn auch beim Kinematographen handelt es sich ja um den Ersatz des Natürlichen durch das Maschinelle. Und weil man die notwendige Maschinerie wohl in jedem langgestreckten Laden und Schanklokal unterbringen kann, und weil kein Bühnenraum notwendig ist und keine Kulisse und kein Schauspieler, so erklärt eben das Maschinelle der Einrichtung, die aus höchstem technischen Raffinement hervorgegangene höchste Simplizität der jeweiligen Aufführung, die Beweglichkeit der Anlage.

Und weiter erscheint mir eigentlich in kulturhistorischer Hinsicht solche kinematographische Ortskunde, sofern man vom Publikum absieht, das den einzelnen Stadtteilen entspricht, durch gleiche Andacht aber überall ein gleiches wird, beinahe überflüssig: denn im Grunde genommen trifft man überall wie auf die gleiche Andacht des Publikums auf die Gleichheit der Sache. Was wechselt, sind Äußerlichkeiten. Wo auf ein schlichteres Publikum gerechnet wird, tragen die Institute volltönende fremdsprachliche Namen wie Vitaskop, Bioskop, Biophon-Theater; der Westen (auch in der Farbengebung seines Firmenschildes schlichter) sagt Lichtspiele, das wissenschaftliche Urania-Theater spricht von Bewegungsbildern. Diese zweite Verdeutschung wäre nur dann am Platz, wenn man sich die Identität zwischen Bewegung und Leben immer gegenwärtig hielte, denn es handelt sich ja beim Kinematographen um mehr als um die bloße Darstellung von Bewegungen, es handelt sich um das Fließende des Lebens schlechthin. Eine noch zu erörternde höhere Berechtigung möchte die anmutige Bezeichnung Lichtspiel für sich haben, doch liegt vielleicht das innerlichste Recht bei den Titelkombinationen aus antikem Wortschatz, denn indem sie allen modernen Sprachen gemeinsam sind, deuten sie auf das Gemeinsame, auf das Internationale der Sache. Gewiß besteht ein Austausch auch zwischen den Theatern der einzelnen Länder; Schauspieler, bisweilen auch ganze Schauspieltruppen geben Gastspiele. Aber wieviel entschiedener, wieviel umfassender ist gleich seiner Beweglichkeit auch die Internationalität des Films. Das Gastspiel des Schauspielers ist immer noch die Besonderheit, er ist im fremden Lande, ja schon in der nächsten Stadt eben nur zu Gast; der Film macht keine Gastreisen, ist überall zu Hause. Wie charakteristisch hierfür ist die ständige Bemerkung auf den Zetteln der Mozart-Lichtspiele, man

bitte „um Nachsicht für Übersetzungsfehler in den Titeln ausländischer Films“. Der Kinematograph spielt in weitaus größerer Gleichheit vor dem Publikum der verschiedenen Städte und Länder; er kennt auch wie gesagt innerhalb derselben Stadt keine wesentlichen Unterschiede nach dem Orte, den er besetzt hält. Freilich die Eleganz des Zuschauerraumes wechselt von der jämmerlichsten Schenke bis zum üppigsten Saal, aber die Einfachheit der Form, das schmale Rechteck bleibt bestehen. Und im Norden findet man wohl unmittelbar neben den Sitzbänken einen schmierigen Schanktisch, während der Westen den Kaffeehausbetrieb in eigene Foyerräume verlegt; aber die Zwanglosigkeit des Anbietens und Nehmens von Erfrischungen während des Spiels (ein Bierglasbehälter vor jedem Sitz scheint Gesetz) ist überall dieselbe. In den billigeren Instituten wird während der Szene ein Klavier bearbeitet, oder ein Orchestrion grölt, oder es macht sich an rührenden Stellen ein Harmonium bemerkbar, im Westen ist eine tüchtige Kapelle eifrig an der Arbeit. Aber Musik muß eben dort wie hier vorhanden sein, wobei es gar nicht so sehr darauf ankommt, daß die Musik genau dem Stimmungsgehalt des Dargestellten entspreche, sondern einzig und allein auf die Musik an sich, auf die erträgliche Tonmasse; denn ohne sie würde man den stumm bewegten Bildern gegenüber das Gefühl haben, sich in einer Gesellschaft von Taubstummen zu befinden, und wie sehr sich dies auf die Dauer als Bedrücklichkeit herausstellt, kann man immer wieder an den wenigen Bildern erproben, die ohne musikalische Begleitung abrollen. War aber bisher von der nur ungefähren Gleichheit der Nebenumstände die Rede, so ist in der Hauptsache selber die Gleichheit eine vollkommene. „Die Räuber“ auf der Bühne des Deutschen Theaters und auf irgendeiner Vorstadtszene gebärden sich sehr verschieden; zum Film geworden, führen sie im proletarischsten wie im feinsten Kinematographentheater genau das gleiche Leben. Und man sage ja nicht, der Kinematograph spiele zwar dieselbe Szene überall gleich, aber er spiele eben nicht überall die gleiche Szene, sondern sein Programm wechsele vom Derben zum Feinen je nach dem Kostbegehren des Publikums. Ich habe in allen Stadtteilen die gleiche Kostmischung vorgefunden, und das „Volk“ hat dem Ernsten große Andacht entgegengebracht und die „Gebildeten“ haben laute Freude über Hanswurstiaden geäußert, für die sie sich als Zuschauer außerhalb des Kientopps zu gut gedünkt hätten. So ist der Kinematograph, wenn anders das Nivellierende das Demokratische ist, ebensosehr das demokratische Institut wie das internationalste. Demokratisch nicht nur in der Idee wie etwa das Schillertheater, dem die Körperlichkeit doppelt fehlt, weil es ja mit seinen beschränkten Mitteln die einzelnen Stücke doch nicht so verkörpern kann wie eine reichere Bühne, und weil es schließlich doch nur vor wenigen spielt und nicht vor der Masse des Volkes, sondern, demokratisch durch und durch, dem Volke die gleiche Leistung bietend wie dem Gebildeten und der ganzen wimmelnden Volksmasse zugänglich.

Nun fragt es sich, warum denn das ganze Volk nach diesem Genusse greift, den doch die wenigsten bisher als einen Kunstgenuß gelten lassen, den fast alle ein Surrogat natürlicherer Erholungen und Vergnügungen nennen. Wirklich nur deshalb, weil der Kientopp so billig ist? Aber im Mozartsaal kann man doch Preise zahlen (und bezahlt sie auch), für die sich ein guter Platz in jedem Theater erstehen läßt. Und das Volk zahlt im Zirkus und auf den Rennplätzen höhere Eintrittspreise, und den Gerichtsverhandlungen darf es ohne Eintrittspreis beiwohnen, und ein Platz im Schmierentheater kostet ungefähr das gleiche wie ein Platz im Kientopp. All diese Veranstaltungen in ihrem natürlichen Verlauf haben den und jenen Liebhaber — in den Kientopp, der die Gesamtheit solcher Veranstaltungen nachbildet, strömen sie alle.

Eben deshalb, weil es eine solche Gesamtheit biete, wegen seiner unvergleichlichen Buntheit und Fülle also, übe das Kinotheater auch seine unvergleichliche Anziehungskraft, argumentiert man zu zweit und trifft damit gewiß das Rechte, ohne freilich eine erschöpfende Erklärung zu geben, denn nach dem Billigen greift der Unbemittelte, nach dem Vielen und Bunten der kindlich Rohe, und es ist doch betont worden, daß auch die Wohlhabenden und Kultivierten zum Kinopublikum zählen. Immerhin, die ungeheure Mannigfaltigkeit des an einem Abend Gebotenen, die rasche Folge wechselnder Bilder, die durch äußerste Konzentration des gehäuften Stoffes erreichte äußerste Zerstreuung des Publikums muß gerade in der Gegenwart willkommenste Reizung sein. Man geht ins Theater, um sich zu zerstreuen; das Variété tut dem Theater Abbruch, weil es stärkere Zerstreuungsmöglichkeiten bietet, und die Zerstreuungsmöglichkeit des Kientopps verhält sich zu der des Variétés wiederum wie Maschinenkraft zu animalischer, wie das beinahe Grenzenlose also zu dem knapp und unübersteiglich Begrenzten.

Ich habe die Zeit des pedantisch um acht Uhr beginnenden Theaters nicht innehalten können und will zwei Abendstunden im Kino verbringen. Ich gerate mitten in die Vorstellung und bin doch — ursprüngliche und übertragene Bedeutung fallen hier zusammen — sofort im Bilde. Chinesische Häuser bauen sich an einem breiten, starkströmenden Flusse auf, seltsame Barken gleiten vorbei, legen an, landen Menschen und Waren. Zwei Jungen neben mir, in dem typischen Konfirmandenanzug der kleinen Leute, debattieren ernstlich darüber, ob die im Programm angekündigten „Bilder vom Jangtsekiang“ chinesische oder indische seien. Ehe der päda-

gogische Unterricht sich in seinem Ernst bedrücklich fühlbar macht, folgt eine lustige Clown- und Akrobatenaktion aus dem Zirkus. Von hier aus geht es auf den Sportplatz: das Reiterrudel jagt vorüber, die aufgeregten Mienen und Bewegungen der Zuschauer stellen sich dar, der Sieger wird beglückwünscht. (Bei alledem ist der Zuschauer bereits zu einem vollkommeneren Beobachten gezwungen worden, als ihm auf dem Rennplatz selber eignen dürfte; dort sieht er wahrscheinlich nur die Reiter, hier auch den Affekt des Publikums, und so drängt ihm das Lichtspiel ein größeres Lebensstück auf, als ihm das Leben selber zuführen würde.) Zoologische Bilder erfreuen nicht weniger als die geographischen; die Vorführung eines Gleitbootes in blitzschneller Fahrt, die Analyse seiner Maschinerie erregt atemloses Interesse. Womit denn der Kinematograph dort angelangt ist, wovon er seinen Ausgangspunkt nahm, ehe er an die Eroberung des Volkes (von unten nach oben) ging: beim Wissenschaftlichen. Doch ist all dieses Wissenschaftliche und Pädagogische, wie es etwa in den prachtvollen Zellen- und Bakterienvorführungen der Urania den eigentlichen Zweck des Kinematographen bildet, der gelegentlichen Oberflächlichkeit und Geschwinktheit „populärer Belehrung" mit dem unzerstörbaren Ernst des Tatsächlichen ein heilsames Gegengift bietend, wie es ihn an Universitäten und klinischen Anstalten zu immer größerer Bedeutung erhebt — im Kientopp als dem Theatersurrogat, ist es nur Füllsel; und Füllsel trotz ihrer Reichhaltigkeit sind auch die regelmäßig wiederkehrenden Bilder zur Tagesgeschichte, die zum Leben erweckten Zeitungsblätter mit ihren Prozessionen, Paraden, Truppeneinschiffungen, Bauten, Gottesdiensten, Schneiderkünsten, Gelehrten-, Künstler-, Hochstapler-, Polizeihundeporträts. Das Surrogat muß dem zu Ersetzenden ähnlich sein, und soll es wirklich ersetzen, d. h. siegreich verdrängen, so ist es mit der größeren Billigkeit allein nicht getan — die Margarine verdrängt die Butter nicht —, und mit der größeren Heilsamkeit auch nicht — der „koffeinfreie" schlägt den Kaffee nicht aus dem Felde —, sondern das Surrogat muß auf dem gleichen Gebiet wie das ursprünglich vorhandene Ding an tatsächlichen Vorzügen reicher sein. Das Lichtspiel tritt in Wettbewerb mit dem Theater; so muß es vor allem Theater sein. Die Kinematographenbühne beginnt, die eigentliche Bühne zu verdrängen; so muß sie ihr an tatsächlichen und nicht nur äußerlichen Vorzügen überlegen sein. Erst die Auffindung dieser Vorzüge vermag den Sieg des Kinematographen restlos zu erklären.

⌘ ⌘ ⌘

In einem kleinen und besonders primitiven Kientopp des Ostens bot man dem Publikum, das der denkbar niedrigsten Schicht angehörte, als offensichtlich besondere Attraktion einen Conferencier. Der Mann in schäbiger schwarzer Eleganz, das gedunsene Gesicht wohlrasiert, einen Kneifer vor den nicht unintelligenten Augen, begleitete von seinem der Leinwand entfernten Platz am Eingang der Schenke aus die einzelnen Bilder mit einem Redestrom, der bald pathetisch, bald sentimental, bald derb lustig klang. „Und nun sinkt die unglückselige Tochter dem alten Vater in die Arme! — Du hast mir mein Weib geraubt, einer von uns muß aus der Welt! — — Na, Karliniken, nu wollen wir mal erst die Lampe ausmachen! Und nu können wir woll das junge Ehepaar allein lassen — nich wahr, meine Herrschaften?" — Aber während der verkommene Literat so unablässig sprach, tönte mit gleicher Ausdauer und stärkerer Lungenkraft das Orchestrion; die Reden des Mannes schienen nur ein Geräusch mehr neben dem musikalischen, dienten auch nur zur Übertäubung der Pantomimenstille, fanden so gar keine Beachtung, daß ihr unvermitteltes Ausbleiben bei einigen Szenen ganz offenbar niemandem auffiel. Der Conferencier war so überflüssig wie ein Erwachsener, der das mit Entdeckungen in seinem Bilderbuch beschäftigte Kind durch seine Erklärungen mehr ablenkt als bereichert. Solch einem Erklärer bin ich denn auch auf meinen Streifzügen durch das Kinotheater nur dieses eine Mal begegnet. Der Kinematograph braucht das Wort nur als leiseste Stütze des Bildes, meist ist es mit der gedruckten Überschrift der einzelnen Szene getan, wie etwa „Im Nachtasyl", „Die Sühne", „Der Tod versöhnt alle", „Eine Wette", „Hilfe in der Not" usw. usw. Ins Gefüge des Dramas selber dringen immer nur kurze Briefe, Geldanweisungen, Geburts- und Todesanzeigen, Testamente, ein Rezept, ein militärischer Befehl. Im übrigen herrscht immerfort die pantomimische Handlung, aber eine ungleich verständlichere als die der Bühnenpantomime, weil eine ungleich reichhaltigere; denn hier bewährt sich die Maschinenkunst des Kinematographen, die alle Zirkusmöglichkeiten ins Spiel bringt. Ich sehe das Automobil des Arztes heranjagen, ich sehe den Kranken auf dem Operationstisch, und könnte ich diese beiden Dinge getrennt allenfalls auch noch auf der wirklichen Bühne sehen, so begleite ich im Kino den Arzt Schritt für Schritt von dem Augenblick, da ihm der Diener den Wagenschlag öffnet, durchs Haus über Treppen und Korridore bis zur Sekunde, wo er das Messer ansetzt. Ich sehe den Reiter beim Sprung über die Hürde stürzen, sehe die Hunde hinterm Wild herjagen und den Fluß durchschwimmen, ich kann es verfolgen, wie die streikenden Arbeiter vor dem Maschinenhaus sich ansammeln, wie sie kämpfend in die einzelnen Hallen sich ergießen, wie sie ihr Vernichtungswerk ausführen.

Es liegt nun der Einwand auf der Hand, dies alles sei kein Vorzug vor dem Theater, sondern das gerade Gegenteil des Theaters, der Zirkus nämlich. Insofern die bunte

Stofflichkeit, das verwegen Körperliche in den Zirkus gehöre, während es die Sache des Theaters sei ... ja, was ist denn Sache des Theaters? Drama heißt Handlung und nichts anderes, und die Sache des Theaters ist es also, durch eine unmittelbare Handlung zu erschüttern, das Ich aus der Enge seines alltäglichen Gefühls herauszuführen in die Freiheit der Teilnahme an anderen Menschenschicksalen. Alles, was dem Rollen der Handlung entgegensteht, was Gefühlszustände erklärt, alles Gedankliche, jeder Sprachschmuck ist im letzten Grunde undramatisch und bühnenunwirksam. Das erklärt den traurig zerrissenen Zustand des modernen Bühnenlebens. Man unterscheidet heute ebenso notwendiger- wie unsinnigerweise zwischen dem literarischen und dem Volksstück. Im Volke ist der Sinn für das eigentliche Drama und nur für dieses durchaus lebendig, das Volk sucht auf der Bühne den Ablauf starker Ereignisse, will von ihnen gerüttelt, zum Lachen und Weinen gezwungen werden. Der Gebildete hingegen steht dem gewaltsamen äußeren Geschehnis längst skeptisch gegenüber. Ihm kommt es auf die Ereignisse der Seele an; wie ihn das Seelische in Lyrik und Epik beinahe ausschließlich fesselt, soll es auch auf der Bühne herrschen. Es soll, aber es kann dort kaum regieren, ohne das eigentlich Dramatische ins Hintertreffen zu drängen. Gerade die besten modernen Stücke offenbaren ihre eigentliche Schönheit dem Leser und nicht dem Zuschauer. Das literarische Publikum empfängt von der Bühne herab Surrogate; an der Dichtung mag es sich zu Hause freuen, im Theater ist sie zur Bedeutung eines Kanevas herabgesunken, auf der als Stickerei und somit als Wesentlichstes erscheint, was doch eigentlich das Untergelegte, das Dienende sein sollte: die Kunst des Schauspielers und des Regisseurs. Wie charakteristisch ist es, daß man heute das System einer „Theaterkunst" baut, worin der Dichter nur ein Mitarbeiter unter mehreren ist und nicht der unumschränkte Herr seiner szenischen Diener. Die Theaterkunst bereichert die Reihe der Künste um eine neue, zugleich aber verengt sie das Gebiet der Dichtungsarten: wer der Moderne als Dichter etwas zu sagen hat, tut es am sichersten durch Lyrik und Epik; als Dramatiker läuft er die doppelte Gefahr, mit seinem Seelischen überhaupt zu verhallen und in dem, was an sich auf der Bühne hörbarer wäre, von den Selbstherrlichkeiten des Schauspielers und der Regie übertönt zu werden. Aber auch der Volksdichter ist in peinlicher Lage; er schämt sich einigermaßen seiner Kunst, die als roh, als Unkunst gilt, und um sie zu verschönern, greift auch er, und sei es mit plumpesten Fingern, ins Seelengebiet hinüber, verfälscht also seine dramatische Kunst. Er könnte freilich zu seiner Verteidigung sagen, das Drama in seiner ausschließlichen Bedeutung habe niemals existiert, aus der gottesdienstlichen Handlung hervorgegangen, habe es von vornherein in seinen Chören lyrische und gedankliche Bestandteile in reichlicher Menge enthalten. Dazu wäre dann zu sagen, daß die kinematographische Darstellung somit dem reinen Begriff des Dramas näher komme als alle vorher gewesene Dramatik, da sie buchstäblich die Erfüllung des dramatischen Ideals bedeute. Dem sei wie immer, so ist es doch ganz gewiß, daß die Kinoaufführung ein intensiveres, ein sozusagen ehrlicheres Volksstück bietet, als irgendeine natürliche Bühne heute zu bieten vermag. Handlung preßt sich an Handlung, da ist keine Fuge, in der sich jene Todeskeime des Dramas festsetzen könnten. Und doch liegt kein entseeltes Ganze, kein Zirkuswerk vor. Sondern das Volk ist in jedem Augenblick gezwungen zugleich und befähigt, den bewegten Körpern, die es sieht, selber die Seelen hinzuzufinden, einfacher gesagt: sich den Bildertext zu schreiben. Ein Kind läuft über den Fahrdamm, ein heranjagendes Auto soll gebremst werden, erfaßt aber dennoch den Knaben, der Verletzte wird zu seiner Mutter gebracht ... all diese Vorgänge und tausend andere gleiten, oft kunstvoll verkettet, vorüber, und alle bieten sie Anlaß, die Empfindungen und Gedanken der im Spiel Befindlichen aufzusuchen, wobei dann jeder nach Maßgabe seiner eigenen Tiefe des Fühlens und Denkens solche Beseelung vornimmt. Und dieses ständige Beseelenmüssen ist es nun offenbar, was den Ernst und die Andacht des Publikums hervorbringt, indem es aus Zuschauern Mitschaffende macht, indem es ein wirkliches Mitleben erzwingt. Und dies ist auch der Punkt, der die Filmbühne zur Volksbühne in der weitesten und einzig edlen Wortbedeutung macht, derart, daß auch die Schicht der Gebildeten vor dieser Bühne zum Volk gehört. Denn auch dem Gebildeten ist es ja notwendig, sich den Seelentext der Bilderreihe zu schreiben; niemand hindert ihn, den Text des gleichen Bildes tiefer und eigenartiger zu verfassen, als ihn vielleicht ein roherer Nachbar herstellt — aber verfassen muß er ihn, und gerade vor diesem „Muß" strömt auch hier die heilige Andacht aus, weil dieses Muß eben das Mitschaffen und Mitleben in sich schließt. Das Mitschaffen und Mitleben, das vom literarischen Stück der besten modernen Bühnen teils nicht mehr verlangt werden kann, teils nicht mehr verlangt wird. Die teilweise Unmöglichkeit dieser Forderung beruht auf dem schon erwähnten Umstand, daß jene feinsten Seelenregungen, um deren Ausdruck es dem modernen Dichter zu tun ist, im Lärmen und Hasten der Bühne versinken müssen (denn ein völliger Verzicht auf Hast und Lärm käme auf eine völlige Abtötung des dramatischen Nervs heraus). Das teilweise Aufgeben der Forderung aber liegt darin, daß die mitschaffende Phantasie des Zuschauers keinen Spielraum mehr hat.

Findet der Gebildete somit an den Volks-

stücken des Kinematographen einen innigeren Genuß als an den literarischen Dichtungen der modernen Bühne, so ist es doch nicht nur die kindliche Freude, die man so gern mit jeder Art des „Zurück zur Natur" verknüpft glaubt. (Um solch ein „Zurück zur Natur" handelt es sich ja hier wirklich, wenn auch der Rückweg mit allem Raffinement des Maschinenwesens gebahnt ist.) Er dürfte vielmehr als Erwachsener noch eine besondere verfeinerte Freude empfinden, eine Stimmungsfreude, wo die Ungebildeten die einzelnen Szenen als Wirklichkeiten schlechthin genießen. Denn während der naive Zuschauer mit unbefangener Illusionskraft die bewegten Bilder als etwas wahrhaft Körperliches nimmt, dem er die Seele abfragt, kann der bewußtere Betrachter keinen Augenblick das Gefühl dafür verlieren, daß er es nicht mit den realen Dingen, daß er es vielmehr mit ihren Schattenbildern zu tun hat. Und insofern reiht sich die Filmdarbietung eng an die uralten Schattenspiele, von denen sie sich wiederum durch die Plastik und ungeheure Bewegungsmöglichkeit ihrer Figuren unterscheidet. Dieser Unterschied bewirkt es, daß das Kinotheater eine neue, eben eine aus sprachloser, unablässiger Handlung gebaute Dramatik zu geben vermag, während das Schattenspiel auf gesprochene Texte angewiesen und also doch ein Notbehelf des eigentlichen Theaters war; jene Verwandtschaft aber überträgt alle Sonderreize des alten Schattenspiels restlos auf die Filmdarstellung. Nun ist es uralte, ewig wiederholte Weisheit, das Schattenspiel habe den Indern und manchen orientalischen Völkern nach ihnen deshalb eine besondere Freude bereitet, weil sie in der schattenartigen Darstellung der Menschen und Dinge ein Sinnbild für die Nichtigkeit der irdischen Erscheinungswelt gesehen hätten. Dieser Gedanke durchzieht, immer aufs neue belegt, die ganze „Geschichte des Schattentheaters" von Dr. Georg Jacob, die das Schattenspiel auf seinen Wanderungen von Indien nach Ceylon, Java und Siam, nach China und später zur mohammedanischen Welt begleitet. Und es ist der gleiche, nur noch entschiedener fatalistisch gefärbte Gedanke, wenn vor einem arabischen Schattenspiel, den „Liebenden von Amasia" (von Konsul Wetzstein, Brockhaus, Leipzig) als Motto steht:

Ich seh' im Schattenspiele tiefen Sinn,
Es ist ein Bild des Lebens für den Denker;
Gestalten ziehn vorüber, schwinden hin,
Dann endet alles, übrig bleibt der Lenker.

Nun glaube aber, wer will, daß solch eine pessimistische Philosophie die Masse des teilnahmvollen Publikums vor der Leinwand zu irgendeiner Zeit und in irgendeinem Lande in Bann gehalten und nun gar das freudige Interesse am Schattenspiel erhöht habe. Nein, immer und überall kann das Schattenspiel nur die Freude am Leben vergrößert haben. Denn hier sahen die Menschen die Dinge der Welt vorübergleiten als Objekte, denen die Tücke des Objekts fehlte, als irdische Dinge ohne Erdenschwere, in einer beglückenden Reinheit und losgelösten Selbständigkeit. Und diesen Vorzug, gleichsam die Idee der Dinge zu bringen statt der Plumpheit der Dinge selber, teilt das moderne Lichtspiel durchaus mit dem alten Schattenspiel. Jetzt erweist es sich, ein wie glücklicher Sprachgriff die Bezeichnung Lichtspiel ist; denn wirklich, hier handelt es sich um ein freudiges Spielen mit den Erscheinungen des Lebens: die anmutige Unerschöpflichkeit seiner Formen gleitet vorüber, all seine Beschwerde bleibt zurück. Die Masse der naiven Zuschauer hat dafür kaum ein Gefühl; sie nimmt das Lichtspiel so sehr als Wirklichkeit hin, daß ihr jede Unterstreichung dieser Wirklichkeit nur lieb ist. So finden die schreckensvollen Kombinationen, in denen ein Sänger auf der Leinwand agiert, während ein versteckter Phonograph die dazugehörige Arie ertönen läßt, zumeist lebhaften Beifall. Von solchen peinvoll unnatürlichen Nachahmungen der Natur wird sich der Gebildete abgestoßen fühlen. Dafür strömt ihm dann um so bewußterer Genuß aus dem eigentlichen Lichtspiel als einer besonderen Kunstgattung, in der ihn der einfachste Vorgang, wie das Schreiten eines Menschen, der Flug eines Vogels, ja die Hantierung des schlichtesten Instrumentes, einer Schere etwa, die ein Stück Tuch durchschneidet, aufs freundlichste anspricht — eben als befreites, unirdisch gewordenes Leben.

Wanderlied (aus der Liebesmesse).

Durch die Wälder in die Weite!
O Natur ist gut und schön.
Uns zum fröhlichen Geleite
Leuchtet sie auf Tal und Höhn.

Frischer Lüfte kühles Wehen!
Herz und Sinne glühen rein!
Mit verzückten Augen sehen
Wir ins Herz der Welt hinein.

Hier in friedlichen Bezirken
Quillt des Lebens Sinn und Saft:
Wie Natur soll jeder wirken,
So in Stille, so in Kraft!

Tausend Wundern hingegeben
Staunen wir und lauschen still,
Wie das tätig heil'ge Leben
Sich uns offenbaren will.

Will Vesper.



Im Kino.

Von Walter von Molo.

Ich fuhr mit der gnädigen Frau im „Gummiradler" zum Kino. Ein verlorenes Vielliebchen war schuld daran. Sie saß neben mir, mit dem pikantesten Glockenhütchen, das aufzutreiben gewesen — eine fleischgewordene Gibsonzeichnung — und sah durchs Fenster. Mit einem Male war sie ganz sprühendes Wort: „So einen Kinematographen möchte ich eigentlich sehen!" Sie zeigt gruselig erregt mit dem weißen schmalen Glacé durch die schütternde Wagenscheibe. Wir fahren langsam an einem Kino letzter Güte vorbei. Zum Schneiden dick ist die Luft, die durch die halbverhängten Fenster scheint, ein Klavier kläfft gequält durch die unablässig gehenden Türen, durch die sich Arbeiter und Schuljungen Stimmung holen. Grelle Dreifarben-Plakate kleben am Eingang: Zehn erstklassige Schlager bei niederen Preisen! Sensationell! Kunstfilm! „Auf dem Altare des Mitleids! Großes, zu Herzen gehendes Drama aus dem montenegrinischen Bauernaufstand. Aus Mitleid zur Freundin das eigene Leben geopfert! Ein menschliches, tieftrauriges Bild!" — „Revolution in Portugal!" — „Macht der Liebe!" ... Wir sind vorbei.

„Das hätt' ich gern gesehen," sagt sie fratzenhaft und spielt die Beleidigte, „das wäre gewiß interessant!"

„Ich will Ihnen, Gnädigste, das *Beste* zeigen." Der Handkuß wird gnädig quittiert, die Querfalte auf der Stirn der großen Jour-Organisatorin schwindet jedoch erst als ich sage: „Sie säßen unter schlecht gewaschenen Menschen ohne Manieren."

Ein verzeihender Blick antwortet: Sie haben recht! „Warum heißt's eigentlich Kino?"

„Kino? Das ist so eine Umbildung wie Auto, Taxi — Sinn hat's keinen, aber —"

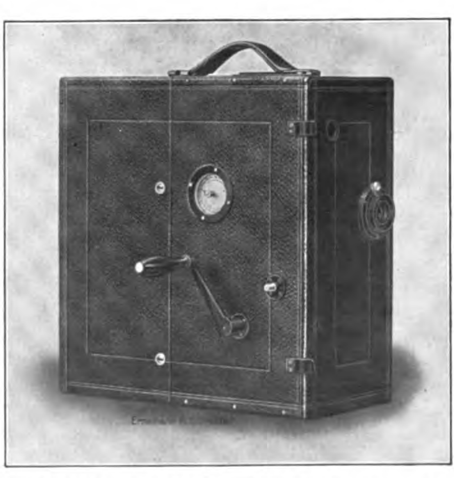
„... Hübsch ist's! Ich geh' ins Kino! Wie nett das klingt! — Da ist schon wieder eins! Schauen Sie! Schauen Sie!"

Wir lesen ein Plakat: „Cäsars Glück und Ende. Großes historisches Drama aus dem Wüstlingsleben des geschichtlich bekannten Cäsars des Grausamen — und dessen schreckliches Ende" — und sind vorbei.

„Daß es so viele Kinos gibt, hab' ich gar nicht gewußt," sagt die kleine Frau und liebkost ihren Muff. „Rentiert sich denn das?"

Ich krame meine Wissenschaft nachlässig aus: „In England sind 8000 Kinos, in den Vereinigten Staaten 12000 — auf der Erde 70000. Es ist das Theater des Volkes geworden! Ade Volksstück ..."

„Ihr Drama ist noch nicht aufgeführt?" meint sie liebenswürdig frech.



Ernemanns Normal-Aufnahme-Kino Modell A. Von Heinrich Ernemann, A.-G. für Kamerafabrikation in Dresden-A.

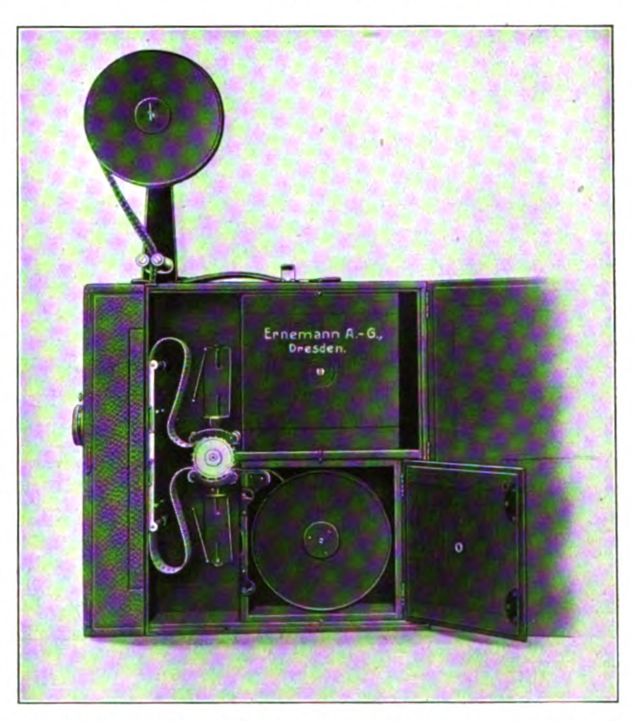
Meine heroische Handbewegung legt diese nebensächliche Angelegenheit ad acta. „In den Vereinigten Staaten besuchen täglich vier Millionen das Kino — also, der Zahl nach, in fünfundzwanzig Tagen die ganze Bevölkerung der Vereinigten Staaten."

„Steht das im Lexikon?"

„Ich hab's nach besten Quellen festgestellt! — Wir sind da!"

Wir steigen aus; der Windfang spielt. Der Riesensaal, der sonst nur Damen mit Haararchitektonik sieht, mit fließenden Gewändern und weißen Schultern, der größte Tanzsaal Wiens, ist ein Kino. „Lichtspiele“ heißt es hier. Die Garderoben sind übervoll, bei den Kassen klimpert das Geld. „Die Damen werden höflichst gebeten, die Hüte abzunehmen.“ Der Garderobier zeigt auf die Riesenpapptafel. Seufzend tut's Frau Lotte und sticht die Riesennadeln durch das grüne Glockengebäude, langsam, als finde sie, es sei unter solchen Umständen für ihren Hut das Beste, von ihrer Hand zu sterben. Die Stufen hinan in wohliger Hast, verdunkelnde Türen klappen lautlos auf und zu, und wir sind im Finstern. „Na, das ist gut,“ sagt sie. „Bitte die Karten,“ sagt ein Mann, der eine Blendlaterne vor der Brust trägt. Das Auge gewöhnt sich an die Lichtleere, es unterscheidet im tiefen Halbdunkel des Riesensaales Kopf an Kopf — sie sind alle der großen Leinwandtafel zugewandt. „Da“ — wildes gurgelndes Wasser schießt um düstere schwankende Baumwipfel, ein Kanoe jagt in den Stromschnellen des exotischen Flusses, es fährt auf einen gischtumwirbelten Felsen, es hängt fest, nackte braune Eingeborene springen ins rauschende Wasser — das Rauschen kommt vom zischenden Projektionsapparat —, sie machen das Boot flott, es beginnt zu treiben, immer schneller und schneller, die Wirbel drehen es, die nackten Kerle springen hinein und ergreifen die Ruder, die schlanken Beine glänzen vor Nässe. Heidi! Weg sind sie! Das Fabrikzeichen einer Reklame flammt farbig auf der Riesenleinwand auf. Ich fühle: w i r s i t z e n, vom Mann mit dem elektrischleuchtenden Herzen mystisch hierhergebracht. Es wird licht im Saal.

„Was war das?“ fragt verdutzt die kleine Frau.



Ernemanns Normal-Aufnahme-Kino Modell A geöffnet während der Herstellung eines Positiv-Films vom Negativ-Film. Von Heinrich Ernemann, A.-G. für Kamerafabrikation in Dresden-A.

„Laos in Indien — Naturaufnahme,“ lese ich aus dem Programm.

„Hübsch ist das.“

„Ja,“ sage ich und weiß, daß ich in diesem Augenblicke so aussehe, als hätten nicht die Brüder Lumière in Lyon Anno 1895 den Wunder-Apparat geschaffen, sondern ich: Walter von Molo. Der Mensch ist einmal so. — „Passen Sie nur auf; Sie werden noch ganz andere Dinge zu sehen bekommen.“

Sie dreht den Kopf und wendet die schönen Schultern; sie mustert den schwarzen Projektionsapparat, der drohend auf der rückwärtigen Schmalseite des Sophiensaales postiert ist, dort, wo sonst die Musikkapellen die süßen Walzer fabrizieren, die der Jugend in die tanzunlustigen Ästhetenbeine fahren, daß sie wider Willen im Strauß- und Lanner-Walzertanzpoem schleifen und drehen.

Der Marsch der Musikkapelle reißt ab, Dunkelheit fällt wie ein schwarzes Tuch über die Menge.

„Kaiser Franz Joseph auf der Gemsjagd.“

„Ach, das wird nett; ich seh' den alten Herrn gern," sagte die kleine Frau despektierlich.

Vor dem Jagdschlosse in Ischl fahren die Equipagen vor, die Leibjäger bringen das Jagdgerät, die Gäste erscheinen und dann Er, der unverwüstliche Weidmann und Glücksucher für seine vielen Völker, neben ihm ein eisgrauer Riese: Luitpold von Bayern. Die Herren sind in Lederhosen, sie nehmen Platz, die Räder rollen über die Eisenbahnschienen, alles grüßt ehrerbietig, die großstädtischen Saisondirndln knicksen, der Kaiser dankt, er hebt immer wieder und wieder mechanisch den verwitterten Steirerhut vom Herrscherhaupt. Vor dem Bahnhofsgebäude biegen die Equipagen ein, Begrüßung, Hutschwung. Der Kaiser brennt darauf, zum Schuß zu kommen. Er geht schnell über den Perron, er dankt dem Stationsvorstand, der sich meldet; leicht, ohne fremde Hilfe, ersteigt der Achtzigjährige das Coupé, die Lokomotive zieht an, rauchwirbelnd verschwindet der Zug. — Hoch oben im Wald warten die Jäger und Treiber. Markige Waldriesen. Sie werden unruhig und zeigen mit den Fingern, sie reißen die Hüte von den Köpfen: Die Equipage der Monarchen rollt vor, das Pferd steht bereit, der Kaiser hat die Regierungssorgen von sich getan, er spricht mit dem und jenem. Die Jäger stoßen sich gegenseitig an, die liebende Hochachtung ist in aller Mienen. Der Kaiser besteigt das Tier, die Treiber eilen, die langen Bergstöcke schwingend, voran. — Eine latschenübersäte Geröllhalde liegt vor dem Ansitz. Es beginnt im Kar zu wimmeln, das sind die Gemsen. Der Kaiser sitzt regungslos — nur das Bild zuckt hier und da ein wenig und fleckt, als koche es unter der projizierten Schichte: es flimmert — auf einmal reißt er den Stutzen hoch, das Ohr hört den Schuß, ohne daß er fällt. Das Publikum jubelt lautlos über den kapitalen Treffer seines Kaisers; eine wellenförmige Bewegung geht durch den Saal. Die Gemse kugelt. Der Bruch wird dem Kaiser präsentiert, er nimmt ihn lächelnd entgegen. Schluß der Jagd! Die Jäger steigen zu Tal, die Treiber schleppen das Wild. Der Kaiser besichtigt die Strecke, eilig, nervös, ungeduldig, es ist, als hätten ihn die Regierungssorgen schon wieder eingefangen: die deutsch-tschechische Verständigung, der ungarische Ausgleich! Das Bild des Kaisers erscheint allein — die Musik intoniert die Volkshymne; das Publikum steht und singt mit, auch meine kleine, kokette Nachbarin, denn sie ist eine Patriotin, allerdings mit der Lokalfärbung: Wienerin, das ist eine Ortsgruppe des Reichspatriotismus. Oh, die Wienerin versteht ebensoviel von der Politik, wie alle anderen Frauen auf der Welt. Wieviel, das sag' ich nicht.

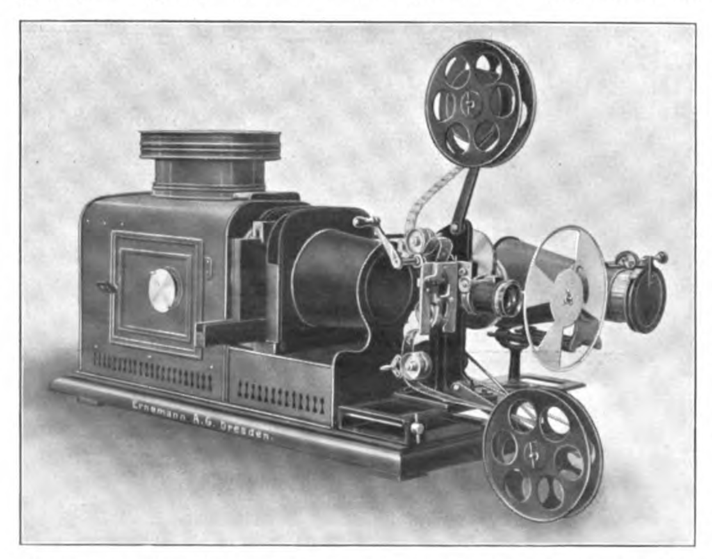
Als sie wieder sitzt, lächelt sie mit dem süßen Zähnchenwerk und netzt die Lippen. „Wirklich hübsch ist das! — Wie nimmt man das Zeugs denn auf?"

„Wie photographiert wird, wissen Sie?"

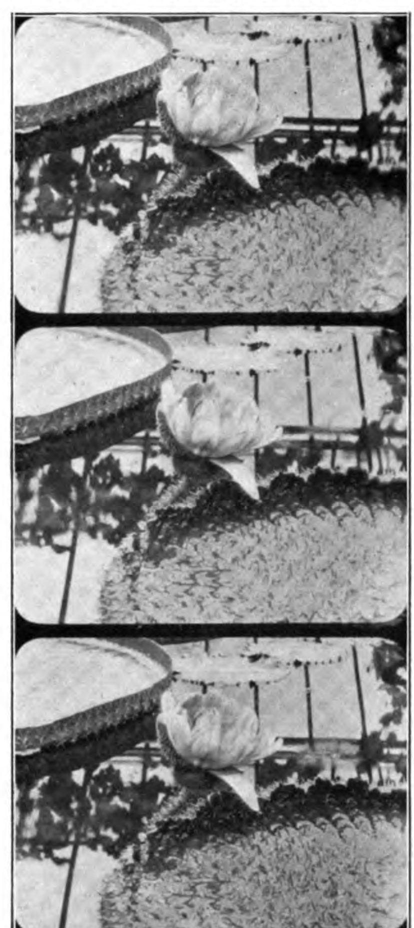
„Natürlich!"

„Eine Laterna magica kennen Sie auch?"

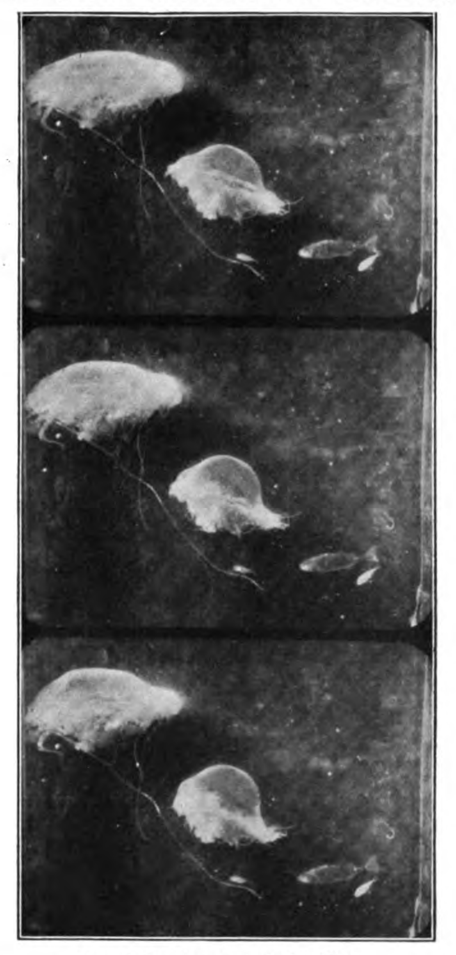
„Das ist doch das Zeugs, wo man Bilder einsteckt, — und



Ernemanns Kino-Bob Modell X für Einloch-Films mit Vor- und Nachwickler und selbsttätigem Filmaufwickler.
Von Heinrich Ernemann, A.-G. für Kamerafabrikation in Dresden-A.



Das Aufblühen der Victoria Regia.
Teil eines Normalfilms von Heinrich Ernemann, A.-G. für Kamerafabrikation in Dresden-A.



Das Leben der Qualle im Meer.
Teil eines Normalfilms von Heinrich Ernemann, A.-G. für Kamerafabrikation in Dresden-A.

ein Licht wirft sie vergrößert auf die Wand?"

„Sehr richtig! Hier ist es ebenso."

„Aber das Zeugs bewegt sich?"

„Weil hier statt eines Bildes hunderte und hunderte hintereinander projiziert werden, so schnell aufeinanderfolgend, daß man den Eindruck der Bewegung hat."

„Das versteh' ich nicht."

„Das menschliche Auge, gnädige Frau, hat die Gewohnheit, einen Bildeindruck noch einige Zeit festzuhalten, nachdem das Gesehene schon verschwunden ist. Das nennt man die Nachbild-Erscheinung. Wenn man nun — solange dies Nachbild im Auge noch vorhanden ist — wieder ein neues Bild in das Auge treten läßt, so vermischen sich die beiden Eindrücke. Ein im Kreise geschwungenes Licht erscheint als feuriger Kreis oder noch besser. — —"

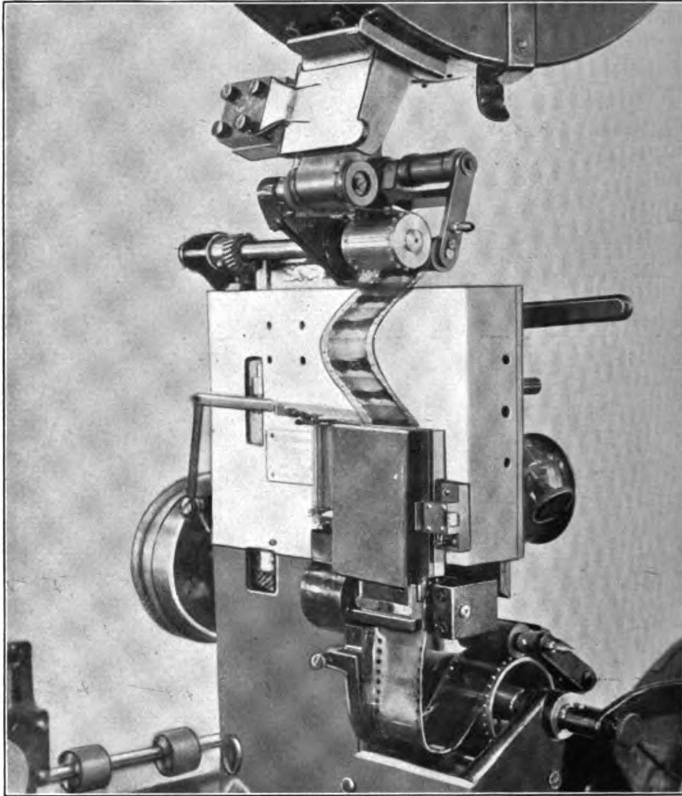
„Genug der Beispiele! Wie kriegt man aber so viele Bilder zusammen?"

„Das will ich Ihnen gleich erzählen. Zuerst kommt noch der Projektionsapparat. Sehen Sie, da rückwärts den schwarzen Kasten, neben dem sein Feuerwehrmann steht und aus dem — aus dem Kasten nämlich, nicht aus dem Feuerwehrmann — ein greller Lichtkegel strömt, wie ein Scheinwerfer in dunkler Sturmnacht . . ."

„Keine dichterischen Phrasen, lieber Freund!"

„Das ist der Projektionsapparat. Die Bildchen sind sehr klein, sie sind fort-

laufend auf einem Streifen angeordnet, der vor der Lichtquelle, meist elektrischem Bogenlicht, vorbeibewegt wird. Bei der Laterna magica oder dem Skioptikon, wie's jetzt verbessert heißt, steht das Bildchen fest, beim Kinematographen wird das Filmband, so heißt nämlich das Bildchenband, fortwährend bewegt. Die Filmbänder sind biegsam und durchsichtig, aus Zelluloid hergestellt; drum der Feuerwehrmann, denn Zelluloid ist sehr feuergefährlich! Natürlich sind die Zelluloidstreifen mit einem lichtempfindlichen Stoff überzogen, wie bei der gewöhnlichen photographischen Platte das Glas."



Kinematograph.
Von Léon Gaumont in Paris, Berlin, London ꝛc.

„Natürlich." Sie macht eine großartige Gebärde des totalen Begreifens und springt ab: „Aber, sagen Sie, warum zittert das Bild so oft? Es hat Fehler? Nicht wahr?"



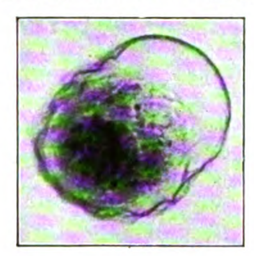
Der kleine Pariser Abélard (fünf Jahre alt, links stehend), zeigt seinem Wiener Freunde Fritzchen die Sehenswürdigkeiten von Marseille.
Ausschnitt aus einem Film von Léon Gaumont in Paris, Berlin, London ꝛc.

„Ja, schöne Frau! Das Zittern kommt von den Filmbandlochungen. Das Filmband wird von einer Rolle abgezogen und nach Passieren des Lichtkegels auf eine andere Rolle aufgewickelt; daher ist das Band mit Lochungen versehen, in die vorschiebende Zahnrädchen eingreifen. Wenn sich nun, durch oftmaligen Gebrauch, die Löcher des Filmbandes ausweiten, so zittert das Bild. Und die Flecken und Striche im Bild stam-

men von nicht retuschierten Flecken und Kratzern oder von andern Fehlern in der Schichte des Bandes her."

„Die Menschen gehen und gestikulieren alle so hastig und puppenartig, viel schneller als im Leben. Nicht wahr?"

„Gewiß! Die Reihenbilder müssen eben bei der Projektion schneller durch den Apparat geführt werden als seinerzeit die Aufnahmen erfolgten. Mindestens 30 bis 35 und mehr Bilder folgen in der Sekunde aufeinander, damit die zwischen den einzelnen Bildchen liegenden Verdunkelungen des Filmstreifens nicht unangenehm fühlbar werden: sonst entsteht das lästige Flimmern, das bei guten Apparaten, also hier" — ich schmeiß' mich in die Brust — „nicht vorkommt!" . . .



Stark vergrößerter Pestbazillus, entdeckt durch den Franzosen Yersen und den Japaner Kitesato. Ausschnitt aus einem Film von Léon Gaumont in Paris, Berlin, London ꝛc.

„Pst!" Die Pause ist um; die Schinkensemmel ist verzehrt, die Männer, die die Saalluft desinfizierten, sind mit den Perolin-Spritzen verschwunden, es wird dunkel. „Ein Ausflug im lenkbaren Luftschiff, Naturaufnahme."

. . . Der Riesenballon wird aus der Halle transportiert, die Propeller drehen sich, die Leute beginnen herum zu rennen, sie photographieren und schwenken die Hüte; der Ballon steigt, es ist als steige man mit ihm: man sieht den See und die Stadt — ich glaube es ist Luzern —, wunderschön ist's, wie die Menschen unter einem immer kleiner und kleiner und schließlich zu Streifen in der Draufsicht werden, doch: es interessiert dies alles meine kleine Frau nicht; sie ist in natura „mit Zeppelin" gefahren. Sie studiert die zischenden Lichtgarben, die den Saal durchfliegen, um jeden Punkt des Filmbandes gehorsam auf die Leinwand zu malen, sie beginnt leise zu reden: „Wie nimmt man denn das Zeugs auf? Ich meine, wie macht man den Filmstreifen?"

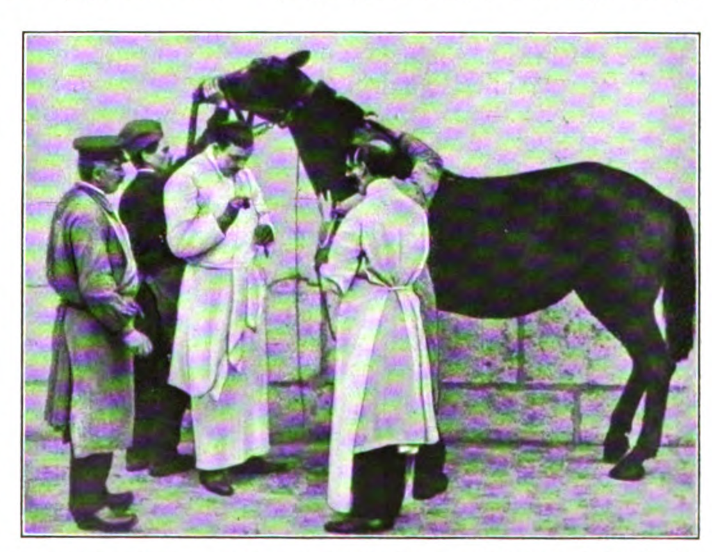
„Entweder macht man eine Reihe photographischer Einzelaufnahmen sehr rasch hintereinander, es gibt schon Apparate, die 6000 Aufnahmen in der Minute zuwege bringen, oder man photographiert in Zwischenräumern bei sehr langsamen Veränderungen des Objektes. Die Brüder Lumière in Lyon haben, wie gesagt, als erste solche Reihenbilder, sogenannte Diapositive, auf Zelluloidbänder — der Feuerwehrmann! — reproduziert und diese in den Handel gebracht."

„Wieder die Franzosen! Hört's mir mit eurem Volk der Dichter und Denker auf. Die Moden kommen aus Paris und jetzt auch die Kinematographen."

„Die kamen übrigens aus Lyon! Und überdies hat Meßter, unabhängig von den Franzosen, Anno 1896 den ersten deutschen Kinematographen erfunden!"

„Sagen Sie, wer läßt sich denn eigentlich für solche Kinematographenvorführungen aufnehmen?"

„Schauspieler! Oft sind die besten Kräfte



Mediziner bei der Herstellung von Pestserum anläßlich der Epidemie in China 1911.
Ausschnitt aus einem Film von Léon Gaumont in Paris, London, Berlin ꝛc.



Katharina (Mme. Réjane) mahnt Kapitän Bonaparte (Mr. Duquesne). Filmausschnitt, für den Kinematographen bearbeitet nach dem Lustspiel „Madame Sans-Gêne“ von Victorien Sardou und Emile Moreau. Aufnahme von Le Film d'art.

dabei beschäftigt, es gibt bei den einzelnen Firmen riesige Aufnahmeateliers, in denen die ersten Künstler die Bilder ‚stellen‘ — das ist ein hübscher Nebenverdienst . . .“

„Schwefeln Sie nicht!“

„Gott ist mein Zeuge! In diesen Ateliers ist alles vorhanden, was ein erstklassiges Theater besitzt und noch mehr: Grundstücke werden gekauft, mit Wald und Feld und Eisenbahnstrecken, mit Grotten, Parks, Wasser, mit Einrichtungen aller Arten und Stile. Die Firmen scheuen keine Kosten; Fixigkeit ist hier das oberste Geschäftsprinzip. Sie rüsten Expeditionen in fremde Weltteile aus, sie schicken Aufnahmeapparate und Beamte zu jeder politischen Kundgebung, zu jedem Monarchenbesuch zu jedem großen Unglück, zu den bedeutenden Rennen allerart, kurz: dorthin, wo immer etwas geschieht oder geschah. So entstehen dann die ‚natürlichen‘ Aufnahmen. Ein bis zwei Tage nach dem Ereignis, oder noch früher, gehen kilometerlange Filmbänder in die ganze Welt, für jedermann, um ein paar Wertmünzen, das große Ereignis reproduzierend.“

„Wie lang ist denn so ein Filmstreifen?“

„Für eine gewöhnliche Aufnahmreihe ist der Film ein drittel Kilometer lang; der Meter kostet etwa vier Mark und mehr.“

„Das ist ja ein Riesengeld!“

„In den Kinounternehmungen stecken Millionenkapitale — sie tragen reiche Zinsen. Die größten Firmen produzieren täglich an die hundert Kilometer Film und beschäftigen weit über tausend Arbeiter. In Deutschland sind, nach einer sehr verläßlichen Schätzung, ungefähr zehn Millionen Mark in kinematographischen Apparaten angelegt.“

„Das ist sicher aufgeschnitten!“

„Auf Ehre!“

„Pst! Da schauen 'S, das ist herzig — sind 'S jetzt endlich ruhig!“

„Zauber der Musik.“ Ein Werkelmann fährt in einem Hofe mit seiner Musikkarre auf; er beginnt, mechanisch die Kurbel zu drehen. — Der Text erscheint in Riesenschrift auf dem Projektionsschirm, die Musikkapelle spielt jeweils, wenn der Werkelmann eine andere Platte in sein Musikwerk einlegt, das Stimmungslied — Kinder kommen hinzu, sie fassen sich unter

und tanzen. Eine arme verblühte Näherin sitzt in der Dachstube vor der Nähmaschine; sie horcht auf. Spielt nicht das Werkel gerade drunten im Hof das alte Volkslied vom Scheiden und Meiden? Sie denkt ihres verschollenen Bräutigams — das Bild wechselt in die Vergangenheit zurück — sie geht mit dem schmucken Matrosen im Maienwald spazieren, er steckt ihr den Verlobungsring an den Finger, sie küssen sich. — Und nun sitzt sie weinend und dann wirft sie dem Werkelmann ein Geldstück durchs Fenster zu, dankbar im Schmerz, daß sein Lied ihr noch einmal die süßtraurige Erinnerung schuf.

Die kleine Frau ist gerührt. „Das ist sehr herzig!“ sagt sie feindselig bestimmt und schluckt, denn sie kennt meine Gemütsroheit in solchen Situationen. „Das ist se—h—r herzig! Wirklich! Das ersetzt manches Theater.“

Das ist ein Dolchstich gegen mich: „Ja, leider! Das Volksstück hat der Kinematograph schon umgebracht; die Masse geht lieber ins Kino, das ist billiger — o, unsere Theaterdirektoren! Warum können die nicht von der Luft leben? — und ‚unterhaltlicher‘, auch gruseliger! Arme Schaubühne! Den ‚Faust‘ haben sie schon auf den Filmstreifen und den ‚Müller und sein Kind‘ — ein Stück, das einer mit der Ahnung des künftigen Kinematographen schrieb — hab' ich für Allerseelen auf den Litfaßsäulen angekündigt gesehen.“

„Lassen Sie den Menschen ihre Freuden!“

„Gehen Sie nur einmal in so ein richtiges Vorstadtkino! . . .“

„Ich hab's ja gewollt; Sie waren der Traumichnicht!“

„Die bringen unglaubliche Sachen, die alles eher als das Volk erziehen.“

„Ich tät', statt bei dem Volk, bei meinen Kindern mit der Erziehung anfangen.“ — Das ist ein Hieb auf meinen Sohn Kurt! — „Und — was können sie denn gar so Schreckliches bringen?“

„Das kann ich Ihnen nicht erzählen. Allerlei. Solche Kinos sind lebendige Schauer-, Rassel- und Kriminal-Romane. Eine ordentliche Zensur gehört daher. Das Hauptpublikum solcher Kinos besteht aus Minderjährigen, aus Schulpflichtigen. Die



Mme. Sans-Gêne verletzt die Schwestern Kaiser Napoleons. Filmausschnitt, für den Kinematographen bearbeitet nach dem Lustspiel „Madame Sans-Gêne“ von Victorien Sardou und Emile Moreau. Aufnahme von Le Film d'art.



Die vor den Schwestern des Kaisers Napoleon triumphierende Mme. Sans-Gêne. Filmausschnitt, für den Kinematographen bearbeitet nach dem Lustspiel „Madame Sans-Gêne“ von Victorien Sardou und Emile Moreau. Aufnahme von Le Film d'art.

könnte man so mühelos mit dem Kino bilden. Und es ist auch schon besser geworden; langsam kommt die Wissenschaft im Kino zur Herrschaft. Fremde Länder und Sitten werden vorgeführt, industrielle Herstellungsarten werden erklärt — nur die Kunst soll man mit dieser Maschinenbildmalerei verschonen! Alles ordnet sich von selber ein, auch das Kino wird seinen ihm zukommenden Platz erhalten, das geht ganz von selbst . . .“

„Na, dann lassen Sie's gehen. Was soll denn die Wissenschaft — Sie meinen doch die von der Universität? — mit dem Kino anfangen?“

„Der Kinematograph dient zur Meeresforschung, zur Messung der Wirkungsdauer von Explosivstoffen, zur Materialprüfung, zum Aufzeigen der Kristallbildung; in der medizinischen Wissenschaft ist er ein wichtiger Behelf geworden, Operationen werden so für den Studierenden festgehalten, seltene Krankheitsbilder aufbewahrt. — In neuester Zeit benützen auch Schauspieler den Kinematographen, um ihre eigene Wirkung zu studieren. Der Schauspieler oder die Schauspielerin läßt sich in der zu kontrollierenden Rolle aufnehmen und sieht sich dann agieren, ein Ding, das bisher den Schauspielern gänzlich verwehrt war.“

„Ach? Da kann man sich selber beobachten, wie man aussieht? Natürlich! Sagen Sie, kostet so ein Apparat viel?“

Ich sehe möglichst gleichgültig drein: „Es gibt billige Apparate für Amateure. Denken Sie nur,“ sage ich ein wenig hämisch, „wenn Sie das Wachstum Ihres Bubis so festhalten könnten, wie nett das wäre, wenn man ihn in fünf Minuten vorführen könnte: vom Embryo zum großen Mann!“

„Sie sind ein schrecklicher Mensch.“ Doch ihr Gedanke bleibt am Kinde haften. „Das wäre wirklich herzig. Ich will einmal mit Bobby sprechen.“ — Das ist ihr Mann.

. . . Auf dem Projektionsschirm tanzen plötzlich die Dinge ohne Zusammenhang: Ein Herz flattert herein, ein Wurstel rennt ihm nach, ein Hammer kommt handgerecht durch die Luft geflogen, der Wurstel ergreift ihn und hämmert das Herz; der Hammer zerfliegt in Stücke, das rote Herz triumphiert in seiner Härte.

„Das sind handkolorierte Films,“ sage ich, „auch die Photographie in natürlichen Farben wird verwendet.“

„Da! — Der Wurstel kriecht von rückwärts, mit den Beinen voraus, in die Schachtel hinein. Wie ist das möglich? Wie macht man den Unsinn?“

„Das sind Kniffe. Hier zum Beispiel läßt man einfach das Filmband verkehrt laufen. Es gibt eine Menge solcher Kniffe, die die unglaublichsten Narrheiten erzeugen. Es gibt Menschen, die auf dem Kopfe gehen, die auf Wolkenkratzerfassaden hinaufrennen, als wäre dies ein Spaziergang. Der Kinematograph macht durch raffinierte Aufnahmetricks alles möglich. Aber er dient eben dann der Unterhaltung. Diente er bloß der Belehrung, um was wären die Jungen von heute gescheiter! . . .“

„Und dabei sind wir doch gar nicht so alt!“

„Na, ja.“

„Sie vielleicht!“ sagte sie empört.

„Damen altern allerdings nicht so rasch.“

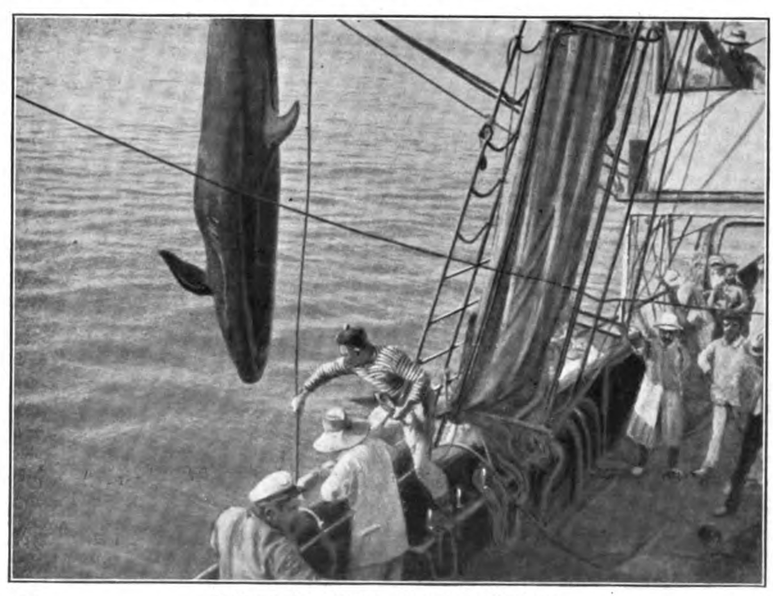
„Sie sind unverschämt! Woher kommt eigentlich das Wort Kine-ma-to-graph? So heißt's doch? Ich hab' Sie früher schon einmal gefragt, warum das Zeug Kino heißt; Sie sind mir aber ausgequitscht. Wissen Sie's nicht?“

„Das Wort stammt aus dem Griechischen: kinema, kinematos heißt die Bewegung und grapho heißt: ich schreibe.“

„Ach ja, freilich — das hätt' ich wissen können. Danke schön.“ Und sie dreht das feine Profil der Bühne zu, ich seh' wie sich ihre Lippen bewegen; sie lernen für den nächsten Jour. Kinemato = Bewegung, graph = aufschreiben. Ein bisserl falsch, aber es wird imponieren! Mit einem Male wird das kindliche Frauenantlitz bleich: ‚Um Gott, die Hofrätin hat ja studiert; die kann am Ende griechisch?‘ Sie muß noch einmal fragen: „Lieber Freund, wenn Sie den Artikel für Velhagen & Klasing geschrieben haben, sagen Sie mir's! Ja? Ich will ihn meinem Manne zu lesen geben — der ist in so neuen Dingen schrecklich indolent; er denkt nur an sein Geschäft. Und die griechische Erklärung kinematog = bewegen und raph = aufzeichnen, vergessen Sie nicht hineinzuschreiben, das macht sich gut. Nicht vergessen!“ Und sie droht ernstlich mit dem Finger.

„Gewiß nicht, teure Gefährtin!“

Und so hab' ich's getan! Wolle Gott, daß mir die Frau Lotte dafür gewogen bleibt!



Filmausschnitt aus einer Walfischjagd.
Von Léon Gaumont in Paris, London, Berlin 2c.

Tante Ellas kleiner Ritter.

Von M. Roda Roda.

Plauenburg, 18. Dezember.



Bin wieder mal so weit wie voriges Jahr, wie vor zwei oder drei Jahren. Weihnachten vor der Tür — die Kameraden verlassen die Kadettenschule, und ich bleibe zurück.

Vor vier Jahren habe ich geweint. Gott — ich war noch ein kleiner Junge, und Mama . . .

Sie starb im Sommer vorher. Ich schließe manchmal krampfhaft die Augen und möchte mir Mama vorstellen — ich kann nicht. Immer sehe ich nur das blasse Gesicht meiner Bonne vor mir. Wie kommt das? — Ich habe eben auch Mademoiselle Juliette vor vier Jahren zum letztenmal gesehen — als sie meine sterbende Mutter pflegte.

Am Christabend lädt uns immer der Herr Major zu sich. Uns — das heißt: mich und irgend einen Unglücksvogel, der mit mir dableiben mußte, weil bei ihm zu Hause irgend was nicht in Ordnung ist.

Riedhofens Brüderchen bekam vor drei Weihnachten den Scharlach. Voriges Jahr traf das Schicksal den dicken Heimbach. Seine Eltern wohnen hinter dem siebenten Gebirge — die Bahn war verschneit, der Zug konnte stecken bleiben. Einmal schon hatte Heimbach vierzehn Stunden auf offener Strecke gesessen, hatte gefroren und gehungert. Der dicke Heimbach — faul und gefräßig, wie er ist — zum zweitenmal wollte er den Spaß nicht erleben: er verzichtete auf ploblematischen Stullen der Mutter und zog den sicheren Kadettenfraß vor.

Der Herr Major ist ledig, geizig und mürrisch. Zu Weihnachten aber läßt er was springen und spielt den „zweiten Vater". Es gibt Fisch und Braten, Konfekt und süßen Malagawein. „Na, Jungens, prost!" ruft er uns zu, bis wir schläfrig werden und torkelnd in den langen, kalten, gespenstisch leeren Schlafsaal wandeln.

Dieser Schlafsaal macht mich weinen. In jedem Bett liegt sonst einer, der heut daheim ist. Alle sind daheim. Auch der eine, der mit mir blieb, könnte reisen, wenn's keinen Scharlach gäbe oder Schneeverwehung. Auch der eine hat Vater und Mutter oder wenigstens Großeltern, hat ein Zuhaus. Nur ich nicht. Ich habe nichts, nichts, niemand. Darum weine ich trotz und trotz allen guten Vorsätzen.

Wer wird dieses Jahr der Genosse meiner Weihnachtstage sein?

19. Dezember.

Graf Emmerich Tauern ist's aus dem vierten Jahrgang. Ich verachte ihn tief. Er ist dumm, aufgeblasen, lächerlich. Weil sein Großvater, sein Vater und er Nasen von demselben hackenförmigen Schnitt haben, redet er von einer Fixierung der Rasse — und doch lebte Klaus Freiherr von Glimmern, mein Ahnherr, dessen Namen ich trage, zu einer Zeit, wo noch kein zausiger Spatz von den Grafen Tauern pfiff.

Wir alle wissen längst, was er verheimlichen will: seine Eltern sind geschieden — Frau Mama hat einen Tenor geheiratet.

Hausmann aus dem dritten Jahrgang hat ihn mal singen gehört. Er ging dann zu Tauern und sagte ihm: „Du, Dein Stiefvater hat vier Goldplomben in den Backenzähnen."

Tauern wurde grün vor Zorn und zischte wie eine Natter. Hausmann sagte's ihm noch einmal — in das freche, grüne Gesicht. Da gab ihm Tauern eine Ohrfeige. Na, es wäre schlimm ausgegangen, wenn Hausmann es anzeigte. Aber Tauern leistete Abbitte, und Hausmann gelobte zu schweigen. Nur mir vertraute er's an — weil wir die besten Freunde sind.

Ein paar Wochen darauf, einmal im Kasino, sagte Tauern ganz laut, übertrieben laut: „Ich habe eben einen Brief von Haus bekommen. Vater und Mutter werden den Sommer auf unserm Stammgut verbringen. Ich freue mich sehr, ich bin so gern auf Tauern." Er blickte spähend rundum, musterte jedes Gesicht. Nur Hausmann errötete — ich wandte mich ab. Alle



Stille Stunde. Gemälde von Ludwig Wieden.

andern blieben gleichmütig — sie wußten ja nichts.

Da schenkte Tauern dem Hausmann ein silbernes Zigarrenetui mit dem Tauernschen Wappenspruch: „Still und treu“. Mir gab er hundert Zigaretten. Wir haben sie zusammen geraucht.

Freunde sind wir darum nicht. Ich kann ihn nicht ausstehen. Lieber wär ich allein als gerade mit ihm geblieben.

Warum er nicht fährt? Niemand weiß es. Und er bisse sich eher die Zunge ab, als daß er's uns sagte.

Also: Weihnacht mit Tauern. Wir werden umeinander herumgehen — die Einsamkeit wird uns beide drücken; die Zweisamkeit noch mehr.

⁂

Donnerwetter — dieses Pech! Eben ruft mich die Ordonnanz zum Herrn Major. Was habe ich denn angestellt? Eine Strafe — das fehlte mir gerade noch —

Drei Stunden später.

Ist es denn möglich? Ich bleibe nicht da. Ich reise. Bin eingeladen. Ich fahre zu Verwandten. Ich reise, reise, reise!

Angstvoll stand ich vor dem Herrn Major — angstvoll — — und er fragte mich: ob ich einen Vetter hätte mit Namen Joachim von Glimmern. Ich mußte ein wenig nachdenken. Und dieser Vetter im zweiten Glied, dieser gute Joachim hat mich zu Weihnachten zu sich geladen. Als ich noch ein kleines Kind war, hat Joachim uns besucht; aber ich erinnere mich nicht einmal mehr, wie er aussah.

Am Abend.

Wie die Zeit schleicht! Der Tag so lang, so lang. Morgen um zehn geht's los. Die Fahrt dauert sieben Stunden.

Heut Nachmittag standen Tauern und ich im Garten. Tauern dauerte mich. Er bleibt allein. „Oh,“ sagte er hochmütig, „es macht nichts. Ich bin gern allein.“

Der Regimentsarzt ging vorüber. „Sie, Glimmern, gehen also zu Verwandten? Na, überfressen Sie sich nur nicht!“

Oberleutnant Rottenberger — Geographie und Geschichte — rief mir zu: „Vergessen Sie die Bücher nicht und nehmen Sie in den Ferien Hinterindien durch!“ Er lachte, als glaube er selbst nicht, daß ich's täte.

Glimmerhof.

So ward denn auch einmal mir beschieden, ein Herrenleben zu führen! Ich schlafe allein in einem prächtigen Zimmer, in einem großen, breiten Bett. Nur ist mir die seidene Decke zu warm, das Bett zu weich. Auch Luxus will gewohnt sein.

Außer mir ist noch ein Besuch da: Frau v. Hauenstein mit ihrer Tochter.

Die Tochter heißt Leonie. Frau v. Hauenstein ist sehr lieb gegen Tante Ella, würdevoll zu Onkel Joachim und gnädig gegen mich.

Leonie ist groß, üppig, hat strohgelbes Haar und einen dicken roten Mund. Sie lacht Trompetensignale: „Habt Acht!“ und „Feuer!“ Unsympathisch. Auch Tante Ella zieht die Stirn kraus, als schmerzte sie der Lärm. Onkel Joachim gefällt's, er lacht mit — wie wir bei den Witzen des Herrn Majors.

Merkwürdig — ich hatte mir Onkel und Tante viel, viel älter vorgestellt. Sie sind aber jung, und Tante Ella ist sehr schön. Sie sieht wie eine Madonna aus. Hat ein blasses Gesicht, braune um den Kopf gelegte Zöpfe und eine sanfte, liebliche Stimme von dunkelm Klang. Sie ist traurig.

Sie haben Hauensteins im Seebad kennen gelernt. Hauensteins sind ... nein, langweilig sind sie nicht, aber recht ... überflüssig. Sie erzählen immerfort, wo überall sie schon gewesen sind — in Nizza und Kairo — Trouville und Marienbad, Paris und Budapest; aber sie haben nie gesagt, wo sie daheim sind.

Tauern und Giesebach bringen manchmal Bücher von den Ferien mit, die wir dann reihum lesen —. Bücher, die das Leben zweifelhafter Damen schildern. Diese zweifelhaften besiegen immer die anständigen Damen und bezaubern die Männer.

Leonie v. Hauenstein ist von Adel. Und doch am Ende ...? Merkt Tante Ella es nicht? Und Onkel Joachim?

Sonderbar: als ich herfuhr, dachte ich, mich erwarteten zehn paradiesische Tage. Nun kann ich abends nicht einschlafen und gehe bei Tage umher wie eine Patrouille in Feindesland.

Wir fuhren heut im Schlitten spazieren. Tante Ella und die blonde Bestie saßen im Fond, in Pelze gehüllt. Onkel und ich gegenüber. Immerfort gleitet die Decke

von Leonies Knien. Leonie dreht und wendet sich hin und her wie eine Wetterfahne. Sie tut entzückt und entsetzt, naiv und wissend, schmollt und verzeiht in einem Atem. Onkel Joachim bleibt niemals Antwort schuldig. Er paßt auf jede Silbe — wie unser Heimbach, der Streber, wenn der Herr Major Schießregeln vorträgt.

Und immerfort gleitet die Decke von ihren Knien, und Onkel Joachim stopft sie wieder fest.

Tante Ella sitzt still. Ich kann die Augen nicht von ihr lassen. Der frische Wind hatte ihre Wangen gerötet. Sie war wunderschön. Ihre Augen glitzerten unter dem Schleier — und plötzlich standen zwei Tränen auf ihren Wangen. Die Pferdehufe hatten wohl ein Schneestäubchen hingespritzt. Geweint konnte Tante Ella doch nicht haben?

Leonie hatte die Decke mitgezogen — Tante Ella fror. Da bückte ich mich, riß die Decke von Leonie ab und legte sie fest und warm um Tante Ellas Füßchen.

Sie faßte nach meiner Hand und drückte sie fest. „Ich danke schön, mein Klaus!"

Mich durchfuhr es wie ein heißer Strahl.

⌘ ⌘ ⌘

Komisch: daheim in der Kadettenschule, wo Stunden und Tage gleichmäßig plätschern, als rinne ein ruhiger Bach über weißen, gleichrunden Kies — da schrieb ich das Tagebuch seitenvoll. Und hier, wo die Minute von Erlebnissen überströmt, finde ich nur kurze Worte.

Ich hörte Onkel Joachim mit Tante Ella reden. Onkel war zornig, Tante Ella blieb in stiller Hoheit. Eine Stimme wie die einer Prinzessin, die leidend stirbt, doch ohne nachzugeben. Eine, die nicht trotzt, sich kaum wehrt und doch verurteilt.

Ich bin in Feindesland. Schlich also näher, drückte mich an die Portière, steckte den Kopf vor; die Lippen wurden mir trocken, der Atem pfiff darüber. Da hörte ich Tante Ellas geliebte, feine Prinzessenstimme: „Unmöglich, Joachim! Du hättest dich bedenken sollen."

„Und warum, meine Teure? Warum sollte deine Freundin nicht unter deinem, unter unserm Schutz den Ball besuchen?"

„Meine Freundin?" fragte Tante Ella — und in ihrem Ton lag eine Abwehr, die wällehoch und wällestark war. „Fräulein v. Hauenstein würde in unserer Gesellschaft auffallen."

Da schmiß Onkel Joachim irgend etwas hin. Ich machte, daß ich weiterkam — hierher, in mein Zimmer.

Morgen Heiliger Abend. Hätte nie gedacht, daß mir so wenig freudevoll, so friedlos zu Mute sein wird — bei Verwandten. Diese blonde Bestie! Ich muß an Erich Haller denken, der jetzt Majoratserbe ist, seit sich voriges Jahr sein älterer Bruder erschossen hat. Ein Telegramm rief unsern Haller ab — mitten in der Stunde, von der Schulbank. — Als er wiederkam, war er zu Tod verstört, der arme Kerl. Er ballte die Fäuste voll Wut und Schmerz. Irgend ein Weib, so eine — hatte seinen Bruder umgebracht.

⌘ ⌘ ⌘

Gestern Bescherung. Tante Ella schenkte mir ihr Bild in einem schönen Rahmen. Hinten die Widmung: „Zum Weihnachtsfest, mein lieber Klaus." Von Onkel Joachim bekam ich einen Karton Briefpapier, goldene Manschettenknöpfe und . . . aber ist's nicht gleichgültig, was ich noch bekam? Ich sah nur Tante Ellas Bild und las die lieben, lieben Worte.

Tante Ella ward von Onkel Joachim reich bedacht. Ein Spitzenfächer war unter den Geschenken. Onkel Joachim holte ihn aus dem Etui und reichte ihn Tante Ella.

„Für den Kasinoball, Liebe!"

Da legte Tante Ella den Fächer langsam zurück und klappte das Etui zu. Es gab einen kurzen, harten Knacks, wie wenn eine Patrone versagt.

Leonie lachte scharf auf. „Sind Sie aber verwöhnt, Baronin!" sagte sie. „Wenn mir jemand einen Fächer aus echten Brüsseler schenkte — ich würde springen vor Freude."

Wie ich sie hasse, das laute Ding! Sie hat mir alle Lust an diesen Ferien verdorben — sie und die graue Fledermaus, ihre Mutter.

27. Dezember.

Warum sie durchaus auf den Kasinoball will? Ihre Mutter erzählt in larmoyantem Ton, selber eine Zigeunerin, was eine andere Zigeunerin der Tochter prophezeit hat: „Leonie — der Name birgt ihr Los. Er verheißt ihren Löwensieg und endet perfid in einer Verneinung."

„Na, Mamachen," rief Leonie, „erstens war's gar keine echte Hexe — wir sind auf den Schwindel gekommen — zweitens nennst du mich seither Lala, und wir trotzen dem Schicksal. Ich muß auf den Ball."

Ich lag auf dem grünen Kanapee im Herrenzimmer. Tante Ella trat ein. Sie machte Licht und bemerkte mich. „Was hast du denn, mein Klaus?" fragte sie. „Bist du krank?" Und legte die Hand auf meine Stirn.

Mein Blut klopfte ungebärdig gegen ihre kalte Hand. Und ward doch sanft — wie sie — wie Ella, die sanft und still Unrecht duldet — auch im Dulden eine Herrin.

Tags darauf.

Ich weiß, ich werde nie mehr nach Glimmerhof kommen dürfen. Die Kadettenschule mit ihren finstern Fensterhöhlen harrt boshaft und selbstsicher ihrer Bewohner. All die kleinen Sklaven müssen wiederkehren, die für Tage oder Wochen der Tyrannei entflohen sind.

Es sei. — „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" — Wer hat's gesagt? Einer, der ein Held wurde, als die Wahrhaftigkeit ihn zwang.

An ihrer Tollkühnheit gehen die Bestien zugrunde. — In der Nacht hatte ein Sturm ums Haus getobt, als sollten Gerechte und Ungerechte unter krachendem Gebälk begraben werden. Am Morgen war es ruhig. Onkel Joachim schlug einen Gang ins Fasanengehege vor. Leonie stimmte zu — mit ihrem häßlichen, übertriebenen Eifer. „Ja, ja, gehen wir die armen Tiere besuchen — ob ihre Nester Schaden gelitten haben." Sie glaubt, die Fasanen nisten im Schnee. Tante Ella sagte, der Weg wär ihr zu weit.

„Dann ein Vorschlag," rief Leonie. „Ich gehe mit Ihnen, Baron — und Frau Ella hat einen Kavalier an Klaus. Klaus ist ein erwachsener junger Herr und wird seine Tante zu beschützen wissen."

„Klaus ist ein guter Junge. Er ist noch lang kein erwachsener Herr," sprach Tante Ella. — Ich weiß nicht, warum sie's sagte.

Joachim wandte sich, plötzlich entschlossen, mit Leonie ab. Wir, Ella und ich, gingen langsam die Allee hinab. Sie sah in die Luft und zwinkerte mit den Augen, als blende sie der glitzernde Schnee. Ihr Mund war fest zusammengedrückt. Der Sturm hatte den Schnee von den Bäumen geweht. Schwarz, knorrig und starr streckten die Eichen ihre Äste in den Winterhimmel, mit beschwörend tragischen Gebärden.

‚Ich nehme ein Messer,' dachte ich mir, ‚und stoße es Leonie in den Rücken. Gerade zwischen die Schulterblätter. — Oder ich packe sie, wenn sie oben durch den dunkeln Flur geht, und presse sie an die Wand, bis ihr der Atem ausgeht.'

Da waren wir zu Haus, und Tante Ella — als wäre sie aus einem Traum erwacht — schickte mich in die Bibliothek; ich würde da schon was zu lesen finden.

Ich las nicht. Ich lauerte am Fenster, bis die Zwei von den Fasanen kamen. — Sie lachten.

Am Abend — was geschah? Wie war's geschehen? Es ging wie Blitz und Knall — ich muß mich erst besinnen.

Nun sitze ich in meiner Stube — schlafen kann ich ja nicht — und warte, bis der Morgen graut. Dann wird — ja, vielleicht wird nur ein Diener kommen, der mir stumm den Koffer packt. Und draußen wird der Wagen warten, der mich zur Bahn fährt; niemand wird mir das Geleite geben. Einst werde ich bitter dieser Abschiedsstunde denken: daß es keinem den Schlaf kostete, als ich am Morgen weiter mußte. Keinem. Auch Tante Ella nicht? Und doch riß es mich um ihretwillen hin. Nun heißt's: zurück ins alte Waisenjungenleben.

Ich konnte nicht anders.

Als wir uns zum Souper setzten, da hatte Königin Ella verweinte Augen. Hörte denn niemand unser Schweigen, Ellas und meins, das grell in ihr eitles Hin und Her von übermütigen Worten klang?

Der Abend dehnte sich mir. Wir hatten Tee getrunken und saßen im blauen Salon.

Da streckte Leonie ihre Katzenpfote — sie hat so falsche, lügnerische Hände — über den Tisch und sagte schmeichelnd: „Ach, Baronin, Sie müssen auf den Kasinoball — mir zu lieb."

Tante Ella schüttelte den Kopf. „Nein, ich fühle mich zu müde."

Leonie faltete die Hände wie ein Kind und bettelte in langgezogenen Tönen: „Bi — — tte, bi — — tte, gehen wir

auf den Ball — ich möchte gern tanzen. Ich habe mir mein Ballkleid kommen lassen — es ist so hübsch."

„Sie werden es anderswo tragen," sagte Ella leise.

„Ich werde Ihnen mein Kleid zeigen, Baronin — dann willigen Sie schon ein." Sie sprang auf.

„Lassen Sie doch — morgen —," wehrte Tante Ella.

„Nein — jetzt gleich!" rief Joachim eifrig. „Wir wollen das Ballkleid sehen."

„Bon — jetzt gleich." Leonie lief an die Tür und verbeugte sich mit affektiertem Ernst. „Die Vorstellung des Verkleidungskünstlers Fregolli beginnt. Nur einen Moment Geduld, meine Herrschaften!"

Wir blieben in gereiztem Schweigen. Hörten plötzlich kleine Schuhe klappern — ein seidiges Säuseln — und Leonie stand da in gelbem, silbernem Glanz, mit schneeweißen, entblößten Armen und Schultern — und einem Lächeln, das fast kindlich verlegen war. Ich habe noch nie ein so sehr nacktes Weib gesehen. Sie war sehr schön. Das fühlte auch ich einen Augenblick.

„Ah!" sagte jemand. Es klang wie ein Seufzer.

„Licht, mehr Licht!" — Joachim knipste die Lampen an. Da fuhren zwanzig Flammen in den Kronleuchter, aus den Ecken schossen hundert Strahlen und umzüngelten das Weib.

Ella war aufgestanden und hatte ganz große, schwarze Augen. Joachim saß schon am Klavier und schlug wirbelnd die Tasten.

Die Nachteule mahnte: „Lala! Aber Lala!" Lala ließ die weißen Arme hängen, setzte zierlich Fuß vor Fuß und drehte sich langsam — langsam wie im Schlaf; immer schneller, im Zwang der Musik.

Joachim spielte immer schneller. Und wandte kein Auge von Lala ab. Die Adern traten ihm dick aus den Schläfen.

Leonie tanzte ihren seltsamen Tanz. Zwischen den bläulichen Wänden, den blauen Portièren fegte sie, eine Flamme, in ihrem gelben Feuerkleid. Rot leuchtete der offene, atemlose Mund.

Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Hallers Bruder, der sich erschoß — tat er's nicht solch einer wegen? Mit der Peitsche hat der alte Haller damals die Mörderin seines Sohnes von der Bahre weggejagt. Leonie im Flammenkleid! Brennt dir nicht rot der Peitschenhieb noch auf der nackten Schulter?

Und wie sie so um Joachim gaukelte, züngelnd und heiß — Ella daneben mit hilflosen Tränen in den Augen — da rüttelte mich ein maßloser Zorn auf. Ich wollte stark sein und zitterte. Wollte Atem holen und keuchte. Von meinem grimmigen Schrei stand die Musik still, die freche Werbung, die gleißende Flamme.

„Klaus?" Leonie hatte es gerufen. Der Ton sollte scherzen und schmollen und entsetzte sich. Ich keifte ihr ins Gesicht: „Sie Gottverfluchte! Abenteuerin! Hochstaplerin! Sie tanzen, wenn die Leute sterben." — Ich war wahnsinnig, wahnsinnig vor Wut.

„Klaus!" rief Tante Ella.

„Klaus!" rief Joachim.

Und die Nachteule schrie.

Die gelbe Flamme erlosch, als hätte eine Riesenhand sie erstickt. Niemand sah, wie sie zur Tür hinausschoß. Ich stand auf einmal allein mit Joachim, der drohend, rechenschaftfordernd vor mir stand.

Ich habe ihm alles gesagt: was ich gesehen hatte, was ich wußte und ahnte. Habe ihm alles, alles vorgeworfen: die Schlittenfahrt, den Gang zu den Fasanen, Tante Ellas Leid und seine Wünsche.

Er saß zusammengesunken im Stuhl.

„Tu mit mir, was du willst," sagte ich, und das Schluchzen war kaum zu bezwingen. „Du kannst mich auch töten. Aber die . . . die . . . Gottverfluchte muß weg."

Onkel Joachim trat auf mich zu und blickte mir starr in die Augen. Schlug mir schwer die Hände auf die Schulter und schüttelte mich. Wortlos ging er. Das war gestern abend. Der Morgen graut. Ich höre einen Schritt. Ist's der Diener, der meinen Koffer packen kommt? Niemand. Das Haus erwacht. Knarrend geht das Tor. Schwer belastete Schritte trappen auf Flur und Treppen. Ein Wagen ist vorgefahren, mit den Rappen bespannt. Ich warte noch immer. Ich stehe am Fenster und blicke hinaus . . .

Da — — kommen Hauensteins, schleierverhüllt.

Sie besteigen den Schlitten — verdrossene Diener setzen die Koffer auf den Bock. Die Schellen klingeln — der Schlitten saust davon. Niemand hat sie geleitet.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Ludwig Ganghofer, Lebenslauf eines Optimisten: Buch der Freiheit (Stuttgart, Bonz & Co.). — **Alfred Huggenberger, Das Ebenhöch** (Frauenfeld, Huber & Co.). — **Johannes Jegerlehner, Marignano** (Berlin, G. Grote). — **Heinrich Lilienfein, Von den Frauen und einer Frau** (Stuttgart, J. G. Cotta). — **Elisabeth Heydemann-Möhring, Hinter dem Nebel** (Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus). — **Heinrich Spiero, Verschworene der Zukunft** (Leipzig, Xenienverlag). — **Max von Boehn, Biedermeier. Deutschland von 1815—1847** (Berlin, Bruno Cassirer). — Neu-Ausgabe: **Wilhelm Busch, Humoristischer Hausschatz** (München, Fr. Bassermann).



udwig Ganghofer erzählt seine Lebenserinnerungen weiter — liebenswürdig, gewandt, humorvoll und ein ganz klein wenig geschwätzig. Auf das entzückende „Buch der Kindheit" und das auseinandergelaufene „Buch der Jugend" ließ er das „Buch der Freiheit" folgen (Stuttgart, A. Bonz & Co.). In den drei Bänden, die rund 1500 Seiten zählen, kommt er bis in sein 27. oder 28. Jahr. Er schwelgt im Harmlosen, Unwesentlichen, Anekdotischen, aber er ist ein so kurzweiliger und virtuoser Plauderer, daß man sich lächelnd in die Weite und Breite hineinziehen läßt. Was man am Ende nach Hause trägt, sind ein paar reizende „Dönchen", die als Rosinen den ganzen Kuchen durchwirken.

Ein Beispiel. Ganghofer studiert in Berlin. Er geht gern ins Theater. Auch im Zoologischen Garten verbringt er halbe Tage. Dabei fällt ihm gleich eine feine Geschichte ein. Nämlich der damalige Direktor des Zoologischen Gartens hieß Bodinus. Wenn er zwei wilde Bestien in ihrer Paarungszeit zusammenließ, teilte er das seinen Freunden durch eine kleine Zeitungsannonce mit: „Heute Tiger". Oder: „Heute felis leo." Dann kamen sie, um die ungezähmte Natur bei ihrem schöpferischen Werke zu belauschen. Und als sich dieser Direktor vermählte, ließ ein Lustiger unter seinen Freunden die kleine Zeitungsannonce erscheinen: „Heute Bodinus".

Da lacht und kichert es durch die Zeilen, und Ganghofer würde sich eher die Zunge abbeißen, ehe er solch ein Histörchen verschluckte. Ob es wahr ist, weiß er selber nicht; mit seiner „Entwicklung" hat es nicht das geringste zu tun, aber das Vergnügen, mit dem er es erzählt, steckt unwillkürlich an. Und wenn der erste Band seiner Autobiographie es schon zur 20. Auflage gebracht hat — was bei Schriftsteller-Erinnerungen sonst nicht vorkommt —, so hat der heitere Anekdotenkram wacker dazu mitgeholfen.

Die kleine Geschichte bestätigt außerdem, was schon die vorigen Bände verrieten: daß nämlich der allzu stubenreine Romanschriftsteller mit Wonne die Gelegenheit benützt, sich behaglich gehen zu lassen. Gerade weil ein Stück Poet in ihm steckt, kränkt es ihn doppelt, daß die Leute vom Bau meist nur den geschlechtslosen Familienblättler in ihm sehen, dem die literarische Marke fehle. Gegen diese Meinung will er offenbar mit seiner Autobiographie Front machen. So gibt er fast mit zu spürbarer Absicht dem Feigenblatt Urlaub, und die Schlußabrechnung führt zu dem drolligen Resultat, daß in den Erinnerungen keines anderen Literaten der lobesamen Tugend so oft ein schalkhaftes Schnippchen geschlagen wird, wie ausgerechnet in den seinen. Er freut sich selbst unbändig darüber, welch ein Tausendsassa er war. Er erzählt lustig galante Abenteuer, die man eher im Dekamerone suchen würde. Er beschwört einen ganzen Reigen zärtlicher Mägdelein, die einst an seinem Herzen ruhten. Er legt offenbar diesen ringlosen Liebesaffären eine größere Wichtigkeit bei, als andere Zeitgenossen. Aber um so mehr wundert man sich. Um so eher fragt man, warum seine Romane nichts davon merken lassen. Warum er dort verhüllt, was er hier verherrlicht. Warum der Ganghofer der Erzählungen in diesem Falle so verschieden ist von dem der Erinnerungen.

Auf ganz ähnliche Fragen kommt man hinaus, wenn man den liebenswürdigen Schriftsteller von den literarischen Ereignissen der damaligen Zeit reden hört. Ohne weiteres glaubt man ihm seine Begeisterung für Karl Stieler, für Rosegger, Wildenbruch, Anzengruber. Aber wenn er dann von dem gewaltigen Eindruck berichtet, den der auftauchende Ibsen, den der junge Max Klinger auf ihn gemacht hat, ringt man verständnislos die Hände. Mit allen Kräften hätte sich die sonnige, enge Natur des Försterjungen gegen die nordische Sphinx empören müssen: das wäre das selbstverständliche gewesen. Und vielleicht hat die Erinnerung dem zurückdenkenden Manne hier unbewußt doch einen Streich gespielt. Denn er scheint mir auch sonst das allgemeine Urteil von 1910 hier und da als sein persönliches Urteil von 1880 zu empfinden. Unwillkürlich färben sich die Eindrücke um, besonders bei einem Manne, der seinem ganzen Wesen nach gern mit dem allgemeinen Strome schwimmt. Sonst müßte man auch hier wieder staunen, daß zwischen seinen persönlichen Begeisterungen und seinem erzählerischen Schaffen eine so unüberbrückbare Kluft läge oder gelegen hätte.

Diese Bedenken verstärken sich noch in der Erkenntnis, daß Ganghofer doch immer nur die Oberfläche der Dinge berührt. Keine der bedeutenden Persönlichkeiten, mit denen das Geschick ihn zusammenbrachte, wird in ihren Grundzügen gepackt, sondern von jeder werden nur ein paar Äußerlichkeiten erzählt. Karl Stieler hat einen goldnen Bart und trinkt echt germanisch mit dem Besucher gleich eine Flasche Wein; der unselige Leuthold ist meist betrunken und trägt dann im Schweizer Dialekt für eine Portion Nierenbraten den Droschkenkutschern und Dienstmännern seine Gedichte vor; Hans Hopfen sprengt auf feurigem Goldfuchs durch den Tiergarten und muß die Erfahrung machen, daß zwanzigjährige Studenten zu Fuß bei jungen Gouvernanten meist beliebter sind, als vierzigjährige Reiter; Ibsen folgt einer Einladung, spricht ängstlich vom Wetter, wenn jemand von seinen Werken anfängt, und verläßt die Gesellschaft fluchtartig; Anzengruber erwidert auf die Bitte Ganghofers, sich sein Stück anzuschauen, kurz und trocken: „Na! Wann i a Stück sehgen will, schreib i mer selber ans.“ Alles hübsch und nett, aber nicht mehr. Will man ein Gegenbild, so denke man daran, mit welcher Meisterschaft etwa Paul Heyse in seinen Erinnerungen ältere Zeitgenossen charakterisiert hat.

Endlich rutscht Ganghofer ab und zu aus dem Plauder- in den Romanstil. Er erzählt die Ringtheaterkatastrophe nicht mehr, sondern er stellt sie dar und verkoppelt sie mit seiner Verlobung. Das mag der Spannung zugute kommen, aber in einem Memoirenwerk wirkt es stilwidrig. Hier sollen die schriftstellerischen Kunstmittel ganz ausgeschaltet sein. Je weniger sie bemüht werden, um so lieber und leichter glaubt man.

Nun könnte wohl ein dankbarer Leser des „Buches der Freiheit“ finden, ich hätte den schönen Pelz zu naß gemacht und zu ausgiebig gewaschen. Aber wie man in Werken spröder Dichter die versteckten Schönheiten unterstreichen wird, die das Publikum vor den offenbaren Mängeln leicht übersehen könnte, so fühlt man sich bei manchen anderen Schöpfungen zu dem umgekehrten Verfahren genötigt. Ganghofers muntre, liebenswürdig-natürliche, süddeutsch warme Art wird den Lesern aller geistigen Rangklassen so lieblich eingehn, daß man gleichgewichtshalber das „Aber“ stärker betonen muß, als das „Ja“. Das bitte ich zu bedenken, wenn man an diesem fröhlichen Buche sein Vergnügen hat. —

Hinter dem Bayern wollen wir zwei Schweizer aufmarschieren lassen. Den einen davon, Alfred Huggenberger, durfte ich schon mehrfach an dieser Stelle mit Auszeichnung nennen. Sein Gedichtbuch „Hinterm Pflug“ zeigte die Schlichtheit und Wärme eines echten Poetenherzens, und bald danach bewies er in einer Novellensammlung „Von den kleinen Leuten“, daß der Erzähler dem Lyriker nicht nachstand. So viel Gutes und Böses ich dazwischen gelesen habe: die Geschichte des armen Knechtes Daniel Pfund haftet noch immer mit reinem und freundlichem Glanz in meiner Erinnerung. Daraus kann sie auch keine der fünf neuen Schöpfungen verdrängen, die Huggenberger unter dem Titel „Das Ebenhöch“ jetzt zusammengefaßt hat (Frauenfeld, Huber & Co.). Es sind wiederum „Geschichten von Bauern und ihrem Anhang“, und sie zeigen sogar eine größere künstlerische Reife, als ihre Vorgänger. Man erkennt das an der Gestaltung der Mädchen. Das Herz lachte einem vor den prächtigen Dirnlein, die der Schweizer bisher in Trab brachte, vor diesen unverstellten, herzlichen Geschöpfen, die ihre Liebe und ihre Not auf der Zunge trugen und zur rechten Stunde mit ihrer Gunst nicht geizten. Gewiß gaben sie sich manchmal zu unverschleiert, und was sie heimlich nur dachten und fühlten, legte ihnen der Dichter auch als Wort auf die Lippen. Das tut der Reifergewordene nun nicht mehr. Das Feuerchen unterm Mieder brennt noch so heiß wie eh, aber nach außen tun die Holden spröder, und der Mund ist scheuer geworden. Man sieht, der Erzähler hat von der Wirklichkeit gelernt, man muß ihm deshalb auch ein Bravo hinüberrufen, doch es ist ein altes Leiden, daß die künstlerischen Fortschritte im ersten Augenblicke dem Leser oft Kummer machen: sie verknüpfen sich gar zu leicht mit einer Einbuße an dichterischer Ursprünglichkeit. Mindestens scheint es so. Deshalb sind ja die „zweiten“ Bücher der Poeten so gefährlich; deshalb bringen sie fast immer eine Enttäuschung. Es ist wahrscheinlich, daß auch Huggenberger an seinem zweiten Novellenbuch nicht die Freude erlebt wie an seinem ersten. Es muß ihm genug sein, daß man sein künstlerisches Vorwärtsstreben erkennt. Er wird später verstehen, daß man den „Daniel Pfund“ mit allen etwaigen Mängeln doch über den neuen Schöpfungen nicht vergessen kann.

Diese fünf neuen Erzählungen tun alles Romanhafte von sich ab. Es sind Geschichten, nicht Novellen. Von ihren Stoffen ist kaum zu reden. Da ist der Ferdi Kempf, der nach vielen Umwegen zu der richtigen Frau und zu dem ersehnten Acker am Herrenberg kommt. „Ich glaube,“ sagt Huggenberger, „er hat es mir bloß deswegen ein bißchen angetan, weil es auch mir auf meiner Fahrt manchmal wie ihm ergangen ist: Wenn ich nach Eichelhäherfederchen suchte, fand ich einen Igel, oder umgekehrt, und wenn ich nach einem verborgenen Schatze grub, kamen Kartoffeln heraus.“ Dann ist da die Schrenner-Elsbeth, die eine alte Jungfer ward, obwohl sie ein liebes und hübsches Mädel war. Wie das gekommen ist, weiß sie selber kaum: auch ihr Leben rollt sich so gar nicht programmmäßig ab. Durch die dritte Erzählung geht aufrecht die seltsam lockende und heiß machende Gestalt einer schönen Heuerin, und lose verknüpfen sich mit ihr Schuld und Unglück eines

Bauern. Auf den ins Dörfliche übersetzten „eingebildeten Kranken“ folgt endlich die tragische Geschichte des „Halbwild“ Streiff, der jahrelang als Brandstifter verdächtigt wird. Besonders fein und rührend ist sein Benehmen, als sich seine Unschuld herausstellt. Neben der ersten ist diese letzte Erzählung wohl psychologisch am feinsten. So wird man auch dieses Buch mit guten Wünschen entlassen: unter den Schweizer Dichtern ist Huggenberger fraglos einer der besten und wärmsten.

Sein Landsmann Johannes Jegerlehner ist für Deutschland ein homo novus, und selbst der neueste Literaturkalender kennt seinen Namen nicht. Das ist schade, denn man wüßte gern, wie alt er wäre. Steht er noch zwischen zwanzig und dreißig, so könnte seine Erzählung „Marignano“ (Berlin, G. Grote) Hoffnungen erwecken. Ist er schon ein Vierziger, so sind die Zukunftsaussichten trüber. Vier Walliser wandern aus ihrer Heimat fort, um gegen gutes Geld — ohne Geld keine Schweizer! — beim Herzog von Mailand Kriegsdienste zu nehmen gegen die Franzosen. Sie liegen in Welschland herum und gehen am Ende alle zugrunde. Der Jüngste, der Bub', ist heimwehkrank und erlischt wie ein Licht; der älteste erleidet schimpflichen Tod, weil er, von einer alten Geliebten gekirrt, die Schlacht verschläft; der dritte erhält bei Marignano die Todeswunde, und der Vierte erfriert heimkehrend auf einer Wallfahrt. Schon an diesem fürchterlichen Blutbad, das Jegerlehner unter Haupt- und Nebenpersonen anrichtet, mag man wohl den Anfänger erkennen, der nicht eher zufrieden ist, als bis alle seine Leute kalt geworden sind. Auch die Fabel ist ziemlich unbeholfen, und wer mit so polizeiwidriger Dummheit in die groben Netze der Frau Elisa hineintapert wie der Wendel, der hat unsere Teilnahme verspielt. Wie wenig wohl sich der Erzähler selber beim Intrigueneinfädeln gefühlt hat, zeigt schon die papierne Ausdrucksweise der beteiligten Personen. Die racheglühende Geliebte sagt wirklich und wahrhaftig, als ob sie auf einer schlechten Provinzbühne stünde: „Haha, in meiner Gewalt ist er voll und ganz, wenn ich will, und diesmal werde ich nicht den Kürzeren ziehen, das schwöre ich bei meinem eignen Fleisch und Blut!“ Wozu man noch bemerken muß, daß besagte Dame dieses „Haha“ und „voll und ganz“ anno 1515 herausschmettert. Noch mehrfach flattern ähnliche Blüten durch die Luft, und seitenweise glaubt man einem blutigen Dilettanten gegenüberzustehn. Aber dazwischen gibt es ganze Partien, aus denen man den Dichter herausspürt. Die Bergwanderung, das Liebesidyll zwischen Daniel und Livadia, die Schlacht bei Marignano lassen wir uns in der Darstellung des Schweizers gern gefallen. Am schönsten ist vielleicht die Szene, in der Wendel das geschlagene Heer an sich vorbeiziehen läßt, und keiner ihn eines Blickes würdigt, keiner ihm den ersehnten Todesstreich gibt. Alles in allem: ein Mischprodukt, in dem Konventionelles und Eigentümliches kunterbunt durcheinander geht. Man wird nur lauwarm dabei, aber wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben, daß uns Jegerlehner später einmal zu einer höheren Temperatur verhilft.

Auch mit Heinrich Lilienfein bleiben wir noch im Süden. Er ist ein Schwabe. Er hat sich mit Dramen die literarischen Sporen verdient. Er wirft als Erzähler wohl nur im Vorübergehn seine Visitenkarte ab. Unter dem greulichen Titel „Von den Frauen und einer Frau“ (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.) hat er zehn Skizzen gesammelt, die in die verschiedensten Lebenskreise führen und an allerlei Probleme tippen. Am liebsten aus der ganzen Reihe ist mir „Der Heimwehbauer“. Das übrige liest man und vergißt man trotz mancher aparten Pointe. Ein trinkfester Schulmeister, den eine weiße Maus zum Abstinenzler macht; ein Spießer, der auf einer Reise ein einziges Mal aus seiner Bahn weicht; ein Himmelstürmer, der im Philisterium landet; ein alter Pfarrer, der hitzköpfigen „Bekennern“ gegenüber den „Mut zu schweigen“ verteidigt — Kleinigkeiten allerart, leicht hingeworfen zwischen größeren Arbeiten. Aber Theodor Storm konnte rasend werden, wenn er sah, wie mancher Schriftsteller die kleinere Novelle gleichsam nur als Lückenbüßer betrachtete. Und er hatte vollkommen recht. Je enger die Kunstform ist, um so stärker muß die Konzentration sein, um so mehr kommt es auf jede Einzelheit, auf jeden Satz an. Im Roman verträgt man es, wenn der Dichter einmal ein paar Seiten lang „schwimmt“; in der Skizze ist das unmöglich. Deshalb wird fast jeder Romanschriftsteller, der seine besten Eigenschaften nur im weiten entfaltet, in der Skizze und kleinen Novelle ebenso versagen, wie der Novellist im Roman. Jede Gattung setzt eine ganz bestimmte Begabung voraus. Das wird leider zu oft vergessen, und was ein kleines feines Kunstwerk sein soll, wird auf die leichte Achsel genommen. Um auf Lilienfein zurückzukommen — ich finde, daß auch er sich zu wenig Mühe macht und zu geringe Kraft aufwendet.

Da könnte er manches von einer Frau lernen, die nur spärlich produziert, aber in jedem Punkte offenbar ihre Fähigkeiten zusammennimmt und anspannt. Ich rede von Elisabeth Heydemann-Möhring. Sie hat ihren früheren Novellenbüchern ein neues folgen lassen: „Hinter dem Nebel“ (Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus), und man braucht nur eine einzige Seite daraus zu lesen, um sofort zu wissen, daß sie es sich nicht leicht macht. In ihrer gedrungenen Sprache ist viel niederdeutsche Schwere und Verhaltenheit, und diese Sprache paßt zu den schweren Menschen, die sie schildert. Man wird von weitem an Frenssen erinnert, man spürt, wie jede Einzelheit bedacht ist, man

gewinnt Respekt, selbst wenn man zu keiner vollen Freude kommt. Über den beiden Novellen liegt bedrückende norddeutsche Nebelluft. In der ersten hat sich Jes Jessen, der derbe Schiffer, die feine, unkräftige Marret Rickmers zur Braut genommen, und sie, die in einem Feierabendhaus aufgewachsen ist, „wo man in Zeugschuhen geht", zittert wie ein ängstlicher Vogel unter der plumpen Zärtlichkeit des Mannes. Mit feinen Fingern ist das angefaßt; mit feinen Fingern wird das aparte psychologische Problem, das sich da entwickelt, durchgeführt. Neben den beiden Menschen, die in eine schlimme Bö geraten, stehn viele andre: der kleine Pastor und seine robuste Frau; die Mutter des Schiffers und ihr unheimlicher Besucher, der alte Taucher; die Besatzung des Heringsloggers und allerlei Hafentypen — aber jede einzelne wird in der gebotenen Knappheit lebendig herausgebracht, und bei aller äußeren Schmächtigkeit gewinnt die Novelle innere Fülle. Die zweite Erzählung erreicht ihre Bedeutung nicht, aber sie hat psychologische Vorzüge. Wenn trotz alledem das vielgerühmte Buch der Frau Heydemann-Möhring nicht ganz den starken Eindruck macht, den man nach dem großen Talenteinsatz erwarten sollte, so ist vielleicht eine gewisse Sprunghaftigkeit und Unruhe der Darstellung daran schuld. Nur hierin zeigt sich etwas wie weibliche Schwäche, und ich glaube, daß für die Zukunft alles davon abhängen wird, ob die Erzählerin darüber hinauskommt. Vielleicht überlegt sie einmal, weshalb wir Marie von Ebner-Eschenbach vor allen andren Dichterinnen preisen — selbst vor denen, die ihr in einzelnen Fähigkeiten weit überlegen sind. —

Der Atem des Meeres, den uns Elisabeth Heydemann-Möhring in aller Frische und Herbheit spürbar macht, weht auch in den ersten Roman **Heinrich Spieros** hinein, — des Ostpreußen, der als Nachbar Gustav Falkes seit langem in der Nähe Hamburgs eine zweite Heimat fand. Dieser Erstlingsroman mit dem verheißungsvollen Titel „**Verschworene der Zukunft**" (Leipzig, Xenienverlag) hat nichts Anfängerhaftes an sich. Man würde ihm gern eine gewisse Unbeholfenheit zugute halten, aber er nimmt unsere Bereitwilligkeit hierzu durchaus nicht in Anspruch. Er ist sehr leicht und flüssig geschrieben, zeigt eine bemerkenswerte Gewandtheit in der Dialogführung und fesselt bis zum letzten Worte als ein Versuch, gewisse zeitliche Luftströmungen, die über Deutschland hinzogen, einzufangen. Insofern mag man ihn einen politischen Roman nennen. Die etwa um 1880 mächtig ansteigende nationale Welle ergreift auch den Helden, den jungen Fritz Friedrich, und von Treitschke befeuert, von Familientraditionen bestimmt, wird er seine ganze Kraft in den Dienst der nationalen Idee stellen und für ein größeres Deutschland, für ein Deutschland mit mehr Luftraum, mehr Atemfreiheit kämpfen. Sehr geschickt ist die historische Verknüpfung zwischen dem so oft mißverstandenen Idealismus der alten Achtundvierziger und dem der jungen Generation vollzogen; sehr geschickt werden die Zustände in Rußland zu Kontrastwirkungen benutzt, und ehrliche patriotisch-staatliche Begeisterung zieht alle wirkenden Kräfte und Ereignisse der Zeit in den Rahmen hinein.

Solch eine Begeisterung ist immer schön, wohin sie sich auch richte. Aber Zweierlei scheint mir hier ihre beste Kraft zu unterbinden. Einmal kämpft Spiero für ein Ideal, das längst auf der ganzen Linie gesiegt hat, weite Volkskreise fast ausschließlich beherrscht und eines Tages eben an seiner Erfüllung, nicht an irgendwelcher Gegnerschaft, sterben wird. Jemandem den nationalen Charakter abzusprechen, gilt heute fast ohne weiteres als Beleidigung, und jeder Referendar schickt mir eine Forderung, wenn ich zu bezweifeln wage, daß er ähnliche Anschauungen hat wie Spieros Held Fritz Friedrich. Aber nur die Sehnsucht beflügelt, und Dichterideale müssen unerfüllt sein. Das schönste Lied an den deutschen Kaiser ist 1845 gesungen worden, nicht 1871, und es ist ganz etwas anderes, ob man wie Fichte die nationale Idee preist, wenn draußen französische Trommeln wirbeln und man seinen Kopf riskiert, oder ob man sich zu einer Zeit dafür begeistert, wo es alle Welt tut und wo man höchstens mit dem roten Adlerorden dafür geschmückt werden kann. Dieser nationale Gedanke hat ja schon das ganze XIX. Jahrhundert in der einen oder anderen Form beherrscht, und wie er seinerzeit die Ideen abgelöst hat, die dem XVIII. Jahrhundert Farbe gaben, so wird er über kurz oder lang von den neuen Tendenzen des XX. Jahrhunderts abgelöst werden. Mit anderen Worten: Spiero scheint mir etwas spät zu kommen, und sein Roman, der 1889 vielleicht einen Erfolg gefunden hätte, wird ihn 1912 schwerlich finden.

Zu den allgemeinen Gründen tritt ein besonderer. Die Anschauungen nämlich, die den blutjungen Studenten bewegen, können weder von Freund noch von Feind allzu hoch bewertet werden, weil sie nicht erkämpft, sondern nur übernommen sind. Mit einer Treitschkeschen Schrift im Tornister ist der Vater von Fritz Friedrich in den siebziger Krieg gezogen; wenn der Offizierssohn sich gleichfalls vaterländisch begeistert, zu Treitschke hält und in verba magistri schwört, so ist das eine natürliche Sache, die niemanden aufregen wird. Etwas wesentlich anderes wäre es gewesen, wenn der Jüngling zunächst in die radikale Opposition zu den üblichen Ansichten seiner Kreise geraten wäre und sich durch entgegengesetzte Weltanschauungen zu dem nationalen Credo hindurchgekämpft hätte. Dann würde seine schließliche Überzeugung unvergleichlich mehr Anspruch auf Beachtung haben. Ein Treitschke, mag man zu ihm stehen, wie man will, wird deshalb immer unserem höchsten Respekt begegnen. Aber die jungen Studenten, die seine fertige

Welt- und Staatsanschauung übernehmen, imponieren uns wenig. Sie sind Mitläufer und mögen in ihrer Autoritätsgläubigkeit zwar vortreffliche Bürger werden, doch sie sind gleichzeitig poetisch sehr unergiebig. So fühlt man auch nie recht das Bedürfnis, sich für den korrekten, redebegabten und verständigen Herrn Fritz den Finger naß zu machen.

Immerhin ist es erfreulich, daß Heinrich Spiero sich gleich für den ersten Anlauf ein Ziel gesteckt hat, das über das Hans- und Grete-Thema hinausgeht. Sein Buch, auf dessen „russische" Kapitel ich besonders die Aufmerksamkeit lenken möchte, regt schon deshalb vielfach an und wird besonders den zeitgeschichtlich interessierten Leser fesseln.

Etwas weiter zurück in die deutsche Vergangenheit führt uns Max von Boehn in seinem prächtigen Werke „Biedermeier" (Berlin, Bruno Cassirer). Das Deutschland von 1815—1847 muß dieser großen, köstlich illustrierten Kulturgeschichte der Zeit sein Bestes lassen. Die politischen und kirchlichen Zustände, die sozialen und die Verkehrsverhältnisse, die Richtungen in Literatur, Kunst und Wissenschaft werden herangezogen und mit leichter Hand auseinandergelegt. Über Bürgertum und Adel, Militär und Judentum, über die Mode und das Leben in Staat und Haus werden wir aus Zeitdokumenten unterrichtet. Ein großes Gemälde wird gleichsam in unterhaltender Weise zusammengestrichelt. Und wer überhaupt Sinn dafür hat, gerät bald in einen wahren Heißhunger des Lesens. Nicht nur, weil Max von Boehn das offenbar in langer Arbeit zusammengetragene Material mühelos bewältigt, nicht nur, weil Biedermeier in der Gegenwart höchster Trumpf ist, auch nicht, weil eine reiche Fülle von kolorierten Lichtdrucktafeln und Illustrationen den Text auf das Beste ergänzt. Sondern doch vor allem, weil aus der nicht umsonst in Mode gekommenen Vergangenheit immer wieder der Funke springt, der unsere Gegenwart beleuchtet. Das gibt dem schönen Buche eine Aktualität, wie man sie in solcher Stärke nicht erwartet hatte. Hier ist ein „Prachtwerk" im guten, neuen Sinne des Wortes geschaffen, und man möchte ihm viele Leser und Beschauer wünschen, schon weil man daraus im Hinblick auf heut so viel lernen kann oder lernen könnte. Aber das ist ein weites Feld, sagt Fontane.

Mit wenigen Worten sei endlich noch auf einen alten lieben Hausfreund hingewiesen, den man nicht mehr vorzustellen braucht: auf das „Wilhelm Busch-Album", von dem seit kurzem eine schöne Liebhaberausgabe vorliegt (München, Fr. Bassermann).

„Der Herr Verleger, der dein Pflegevater,
Verehrte, seh ich, dir ein neu Kostüm.
Mach einen Knicks. Es war doch nett von
ihm."

Ja, es war nett von ihm. Der in Leder gebundene Band wirkt jetzt sehr vornehm und hat auch textlich manche Bereicherung erfahren. Die kleine Autobiographie, das Gedicht „Der Nöckergreis" und die Verse „an Helene", die aus der Jubiläumsausgabe der unverwüstlichen „Frommen Helene" übernommen sind, wird man mit Freuden genießen, um dann wieder einmal in den unnachahmlichen und sentenzenreichen Meisterwerken des Humors zu schwelgen. Wie die kleinen Kinder recht von Herzen nur diejenigen Bücher lieben, deren Helden von saftiger Ungezogenheit sind — über Max und Moritz und den Struwelpeter geht ihnen doch gar nichts —, so haben auch wir großen Kinder aus einer ähnlichen Reaktion der Natur gegen die Kultur noch immer den schönsten Spaß,

„Wenn Biederleute, die allhier auf Erden
Geruhig leben, recht gehudelt werden,
Daß sie vor Ärger fast die Kränke kriegen."

Der Sämann.

Auf dem Acker draußen
Schritt der Sämann heute,
Und in kurzen Pausen
Er die Körner streute.

Und in leichtem Bogen
Warf er mit dem Arme
Körner, die verflogen,
Körner dicht im Schwarme.

Ruhvoll muß er schreiten
Jetzt in allen Tagen
Durch die Ackerbreiten,
Die das Korn bald tragen.

Ruhvoll muß er säen
Und zur Erde blicken,
Will er schwungvoll mähen,
Wenn die Ähren nicken.

Und kommt er gegangen,
Nicht bloß Körner fliegen,
Stets auch Lerchen sangen,
Die zur Sonne stiegen.

Sät er denn auch Lieder?
Weil beim Körnerstreuen
Jeden Frühling wieder
Sich die Lerchen freuen.

Max Dauthendey.



Der Auktionssaal im Erdgeschoß von Rudolph Lepkes Kunst-Auktionshaus in Berlin.
Von Regierungsbaumeister a. D. Adolf Wollenberg in Berlin W. 

Illustrierte Rundschau.

Rudolph Lepkes Kunst-Auktionshaus; Neue Wohnungskunst von Georg Honold; Altes Zinngerät; Zu unseren Bildern.

Die Einweihung des Kunst-Auktionshauses von Rudolph Lepke in Berlin bildete ein Ereignis auf künstlerischem wie auf gesellschaftlichem und wirtschaftlichem Gebiet. Ein Welthaus ist hier geschaffen, architektonisch würdig und bedeutend, ein Welthaus, in dem sich Festspiele eigener Art abspielen werden, Festspiele, auf deren Klänge die Kunstfreunde in der Alten wie in der Neuen Welt mit gespannter Aufmerksamkeit lauschen dürften. Die Tage, an denen ganze Galerien und wertvolle Sammlungen unter den Hammer kommen, haben nur selten den Charakter von Beisetzungsfeierlichkeiten, weit öfter sind es fröhliche Geburtstagsfeiern oder festliche Jubiläen, an denen in den Kranz des Ruhmes neue goldene Blätter gewunden werden.

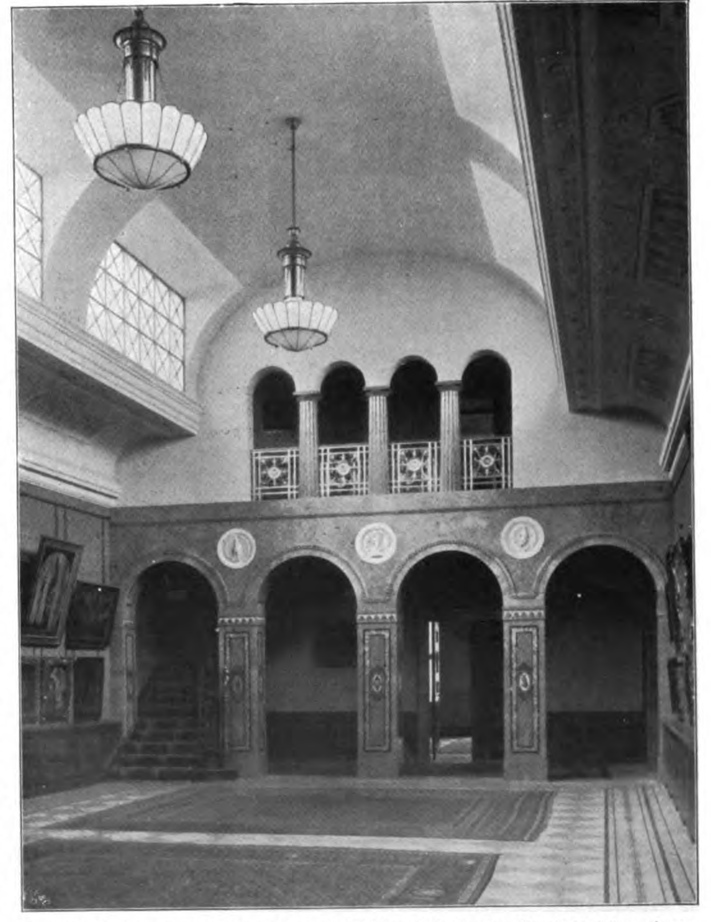
So mutet denn auch das Auktionsgebäude selbst fast wie ein Festspielhaus an. Drei wundervolle Bronzeportale, von Säulen flankiert, führen in das Haus. Leider steht es nicht direkt an der Potsdamerstraße, sondern bildet nur ein Quergebäude jenseits eines — übrigens künstlerisch geschlossen anmutenden — Hofes. Zwölf jonische Säulen tragen die Decke des Vestibüls. An den Wänden schauen farbige Majolikareliefs den Eintretenden an. Der Marmor des Fußbodens schimmert weißrot. Bronzene Möbel stehen breit und wuchtig da, die Feierlichkeit der Ouverture betonend. Der Antiquitätensaal befindet sich im Erdgeschoß; er hat in einem höher gelegenen Oberlichtsaal einen stimmungsvollen Ausbau erhalten. Die Bureauräume mit dem äußerst behaglichen Sitzungszimmer nehmen das erste Stockwerk ein. Eine Treppe höher treten wir in den säulengeschmückten Möbelsaal. Das oberste Geschoß enthält den großen Gemäldesaal, der einen herrlichen Vorraum besitzt: mit inkrustierten Marmorpfeilern, prächtiger Täfelung und lauschigen Emporen an den Kurzseiten. In Entwurf und technische Ausführung haben sich Reg.-Baumeister Adolf Wollenberg und Architekt Bröker geteilt. In einer geistreichen Studie ist der bekannte Kunsthistoriker Dr. Georg Malkowsky der Entwicklung des Hauses Lepke, die ein Stück Kunstgeschichte darstellt, gefolgt. Er weist darin auf ein Wort des Begründers der Firma hin, der mit berechtigtem Stolze sagen durfte: „Wenn das Kunst-Auktionshaus nicht bestände, müßte es erfunden werden.“ Von großem Interesse auch für weitere Kreise ist es, von den geschäftlichen Prinzipien zu hören, denen der vornehme Kunst-Auktionator folgt. Ein wesentlicher Vorzug der Versteigerung beruht in dem Vertrauensverhältnis der Firma zu Käufer und Verkäufer.



Vestibül im zweiten Obergeschoß in Rudolph Lepkes Kunst-Auktionshaus. Von Regierungsbaumeister a. D. Adolf Wollenberg in Berlin W.

es ist ihm vielfach erst die Möglichkeit seiner richtigen Einschätzung gegeben. Es wird ihm besonders als Besitzer einer Sammlung nicht nur das Feilschen um die einzelnen Stücke erspart, er bleibt sogar, wenn es sich um nicht allgemein bekannte Sammlungen handelt, auf Wunsch ganz im Hintergrunde, braucht nicht einmal seinen Namen in die Öffentlichkeit zu bringen, um so über die Gründe der Versteigerung zu allerart Vermutungen Anlaß zu geben. Der gesamte Versteigerungserlös gelangt innerhalb einiger Tage nach

Sie ist der sachverständige Mandatar beider, zwischen denen sie gegen eine festgesetzte Provision vermittelt. Jedes anderematerielle Interesse ist ausgeschlossen, da die Firma niemals und unter keinen Umständen Eigenhandel treibt. Das vertragliche Abkommen mit dem Verkäufer hält sich an bestimmte, fest umgrenzte Normen, die jede nachträgliche Zwistigkeit ausschließen. Von besonderem Wert ist die sachverständige Prüfung und Klassierung der Ware. Sie ist der Wertmesser für eine etwaige Preisbegrenzung durch den Verkäufer — immer unter der sachverständigen Aufsicht des Kunst-Auktionshauses — und auch für die übrigen Versteigerungen, bei denen der Verkäufer, wie es meistens, besonders bei ganzen Sammlungen der Fall ist, die Preise dem pflichtgemäßen Ermessen des Kunst-Auktionshauses überläßt. Der Verkäufer ist damit nicht nur gegen eine Verschleuderung seines Besitzes geschützt, sondern



Gemäldesaal im dritten Obergeschoß in Rudolph Lepkes Kunst-Auktionshaus. Von Regierungsbaumeister a. D. Adolf Wollenberg in Berlin W.

Schluß der Versteigerung zur Auszahlung. Das Risiko des Einganges trägt das Kunst-Auktionshaus.

Für den Käufer — Museumsvertreter, Sammler oder Antiquar — bietet die Versteigerung, wenn er die ihm gebotenen Chancen auch nur einigermaßen verständig benützt, die denkbar besten Garantien. Das Einzelobjekt ist im Katalog fachmännisch beschrieben und steht in der mehrtägigen öffentlichen Ausstellung der Kritik offen. So ist jedem Gelegenheit geboten, auch wenn seine Ansicht zunächst mit den Angaben im Katalog nicht übereinstimmt, sich durch Aussprache mit Fachgenossen und Kennern die Monogramme, Fabrikmarken und Jahreszahlen, weisen in knappen Notizen auf Gleichartiges und kunstwissenschaftliche Literatur hin und stellen sich so als Ergebnis der fachmännischen Untersuchung dar. Als solches gewinnen sie eine weit über die augenblickliche Wertung hinausreichende Bedeutung.

Die mehrtägigen Vorbesichtigungen in den Sälen des Kunst-Auktionshauses haben sich im Laufe der Jahre zu Treffpunkten aller derer gestaltet, die für Genuß, vergleichende Anschauung und Erwerb von Kunstwerken alter und neuer Zeit ein Interesse haben. Um Gelehrte, Sammler, Liebhaber und berufsmäßige Antiquare drängt sich ein ele-

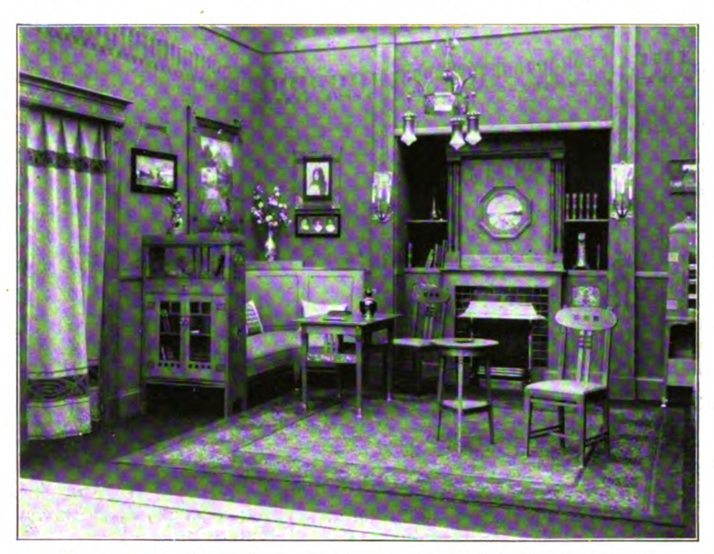


Speisezimmer einer Villa im Grunewald. Von Architekt Georg Honold in Berlin.

Grundlage für ein eignes Urteil zu bilden. Bietet doch gerade Berlin schon allein durch die Männer, die an der Spitze seiner Museen stehen und deren Wissenschaftlichkeit, praktische Erfahrung und Objektivität neidlos in der ganzen Welt anerkannt sind, die beste Gelegenheit, in Zweifelfällen die höchsten Stellen anzurufen.

Einen wichtigen Faktor im Betrieb des Kunst-Auktionshauses bilden die gut ausgestatteten Kataloge, die, an die Interessenten versandt, die Versteigerung vorbereiten. Zahlreiche Lichtdrucktafeln vermitteln die Anschauung und erhalten nach der Auflösung der Sammlung erhöhten Wert. Sie vermeiden jede Anpreisung der Ware, geben sämtliche erreichbaren Daten, Künstlernamen, gantes Publikum. Die Kataloge sind in aller Händen und werden mit Zeichen und Randbemerkungen versehen. Um besonders hervorragende Stücke bilden sich eifrig diskutierende Gruppen, deren autoritativen Worten man aufmerksam lauscht. Von den Experten werden letzte Auskünfte eingeholt, den Kommissionären Aufträge erteilt. Gerade von diesen Vorbesichtigungen geht eine Fülle von Anregungen aus. Die Schaustellung von Schätzen, die bisher im Privatbesitz der allgemeinen Betrachtung nicht zugänglich waren, bildet nicht nur ein ästhetisches, sondern auch ein gesellschaftliches Ereignis, dessen Wirkung immer weitere Kreise zieht. — —

Die Aufnahmen, die wir auf diesen beiden



Empfangszimmer in Eiche, silbergrau gebeizt mit Kupferbeschlägen. Entworfen von Architekt Georg Honold in Berlin, ausgeführt von der Möbelfabrik Friedr. Schramm in Lübeck.

Seiten von Georg Honolds neuer Wohnungskunst bieten, bedürfen bei unseren Lesern kaum einer weiteren Erklärung oder Empfehlung. Honold steht heute unter den ersten Innenarchitekten, und jedes seiner neuen Werke zeigt klar sein Bestreben: Zweckmäßigkeit und künstlerische Form mit Gediegenheit des Materials und der Arbeit zu verbinden. Die Verwendung seltener, oft sehr kostbarer Holzarten gibt seinen Schöpfungen einen besonderen Reiz. Er ruft Möbel ins Leben, die sich auch noch bei den Urenkeln derselben Hochschätzung erfreuen werden, wie etwa heutzutage besonders schöne Musterstücke der Biedermeierzeit.

Die letzten Seiten der Rundschau sind künstlerisch hervorragendem alten Zinngerät gewidmet.

Nachdem das Zinngerät seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts von Tafel und Tisch verschwunden war, hat es in neuester Zeit seine Auferstehung als Dekorationsstück gefeiert. Mit welcher Verehrung das heutige Geschlecht an diesem Urväter-Hausrat hängt, zeigte die überaus reiche Beschickung mit Zinngeschirr der vom 17. Juni bis 23. Juli 1911 in Chemnitz tagenden Ausstellung für „Haus und Herd“. Da gab es Bergmannsleuchter und Schützenteller: Spezialitäten des Erzgebirges. Ein mit dem sächsischen Kurwappen verzierter Teller aus dem Jahre 1700 ist aller Wahrscheinlichkeit nach auf kurfürstlichen Befehl in Leipzig gegossen worden. Er trägt die Leipziger Stadtmarke, ist mit reichem Reliefschmuck versehen und wird dem sogenannten sächsischen Edelzinn zugezählt. Bergmannsleuchter standen auf den Altären der Bergkirchen des Sachsenlandes, während die daneben abgebildeten Barockleuchter mehr in den Kapellen des böhmischen Abhanges vom Erzgebirge heimisch sind. Bis zur Tülle mißt der große Bergmannsleuchter 64 cm, er stellt die Verkörperung des einstigen Broterwerbs der Gebirgsbewohner dar. Zinnkelche, die bereits um 1469 in einem Inventarverzeichnis des Klosters Heilsbronn erwähnt werden, sind jetzt aus den Kirchen verschwunden, dafür bleiben Taufbecken und Schüsseln aus Zinnguß jetzt noch in den Kirchen in Gebrauch. Die zierliche Rokoko-



Herrenzimmer in der Villa Seeger in Steglitz bei Berlin. Von Architekt Georg Honold in Berlin.

schüssel mit der dazu gehörigen Helmkanne ist in verschiedenen Exemplaren in der Ausstellung vertreten. Derartige Geräte kamen bei Haustaufen zur Verwendung.


Kleingeräte der Empirezeit. In der Sammlung Max Uhlemann in Chemnitz.

Das leicht zu ritzende Zinn forderte gleichsam zum Gravieren auf und häufig erinnert eine derartige Inschrift an Familienereignisse, die schon längst der Vergessenheit anheim gefallen wären, hätte nicht das Zinngerät sie getreulich überliefert. So liest man an einem in seiner Ausführung einfach gehaltenen Teekessel den Vers:

Ich ward verlohren durch den Brandt
Und kam in eine fremde Handt,
Bis ich durch die Gerichts Persohn
Kam wieder an deß Vatters Sohn.
Palmarum 8. Aprill 1781.

Bei dem großen Brande in dem Städtlein Lunzenau an der Mulde war das in einer Truhe geborgene Zinn und Silber von des Feuers Glut in eine formlose Masse verwandelt worden. Ein unehrlicher Arbeiter entnahm dem Schutt den Klumpen, der später mit Hilfe des Gerichts dem rechtmäßigen Eigentümer zugestellt wurde, der das Metall zur Herstellung des Kessels verwendete.

Humor verrät die Tellerinschrift:

Herren Gunst, Aprilwetter,
Frauenliebe, Rosenblätter,
Würfelspiel und Kartenglück
Ändern sich all Augenblick.

Die derbe Schalkhaftigkeit eines Zunftgenossen bezeugt die Inschrift einer Zunftschüssel:

Wenn an jedes böse Maul
Ein Schloß gehenkt müßt werden,
Dann wär die edle Schlosserzunft
Die beste Zunft auf Erden.


Zunft-Pokale. In der Sammlung Rudolf Köhler und der Ortsgeschichtlichen Sammlung in Chemnitz.

Unsere Vorväter waren bei ihren immerhin beschränkten Mitteln nicht geneigt, auf das Hausgerät größere Summen zu verwenden, das blankgescheuerte Zinn glänzte ja auf dem Topfbrett und half, die Wohnstätte traulich zu gestalten, desto mehr jedoch war man bereit, Geld für Prunkgeräte in den Zunftstuben auszugeben. Daher diese prächtigen Willkommpokale der Ausstellung, daher diese sauberen Innungsschilder. Der mäch-

tige Willkomm mit reichem Behang aus dem Jahre 1681 in der Mitte des Bildes war einst Eigentum der Nagelschmiede zu Freiberg. Zur Seite stehen die einstmaligen Pokale der Schuhmacher- und Lohgerberinnung zu Düben mit zehn silbernen Stiftungsschildern und derjenige der Schneiderinnung zu Eger. Sie vertreten kostbaren Tafelaufsatz des Fürstenschlosses in dem beschränkten Raume der Zunftstube.



⊠ Rokokogeschirr. In der Sammlung Max Uhlemann in Chemnitz. ⊠

Zinnerne Kaffee- und Teeservice im Rokoko- und Empirestil bilden jetzt noch das Entzücken unserer Hausfrauen. Man sieht, daß das geschmeidige Zinn unter den geschickten Händen des Kandel- oder Zinngießers reizende Formen angenommen hat. Überblickt man die Chemnitzer Zinnausstellung, so findet man eine gewisse Übereinstimmung der Typen; wenn auch das Gebiet der Herstellung sich weithin dehnt, so ist es doch nicht zu gewagt, von nur im Gebirge heimischen Formen zu reden. Zwar sind holländische Wasserurnen, rheinische Krüge und Schweizerkannen auch vertreten, jedoch nur in der Minderheit. Zwei neuzeitliche Zinngießer lenken in der Ausstellung die Aufmerksamkeit auf sich, es sind dies Eduard Klemm aus Waldenburg in Sachsen und die Altenberger Zinn-Manufaktur in Altenberg. Beide gießen aus Feinzinn Geräte, die den Beifall aller Formenkundigen in hohem Grade erringen.

Zuletzt noch ein paar Worte über unsere Bilder.

Die farbigen Kunstbeilagen geben einen



Altarleuchter.
Aus der Laurentiuskirche zu Geyer im Erzgebirge und der Sammlung Rudolf Köhler in Chemnitz.

Vierklang von besonderem Reiz: Peter Severin Kroyers markantes Selbstbildnis, die ländliche Schilderung „Fleißige Kinder“ von Gotthard Kuehl, die wundervolle Goldbronze „Diana“ von Karl Kretschmer und die geradezu „sprechende“ Bäuerin aus Lippe-Detmold von Richard Nitsch. Zu dem Essay über Paul Meyerheim von unserem verstorbenen langjährigen Mitarbeiter Professor Ludwig Pietsch — seinem letzten Beitrag — gehören die beiden Einschaltbilder „Das Urteil des Paris“ und die vielbewunderte, immer wieder gern gesehene „Menagerie“, vor der auch heute noch jeder Besucher unserer Nationalgalerie ein Weilchen schmunzelnd stehen bleibt. In Marmor führt uns G. Weigèle das Bildnis einer schönen und klugen Frau vor; Schönheit und Temperament sprechen uns bei Kaulbachs Bild der Rosario Guerrero als Carmen an. Es ist ja eine Salon-Carmen, gewiß; aber man ahnt



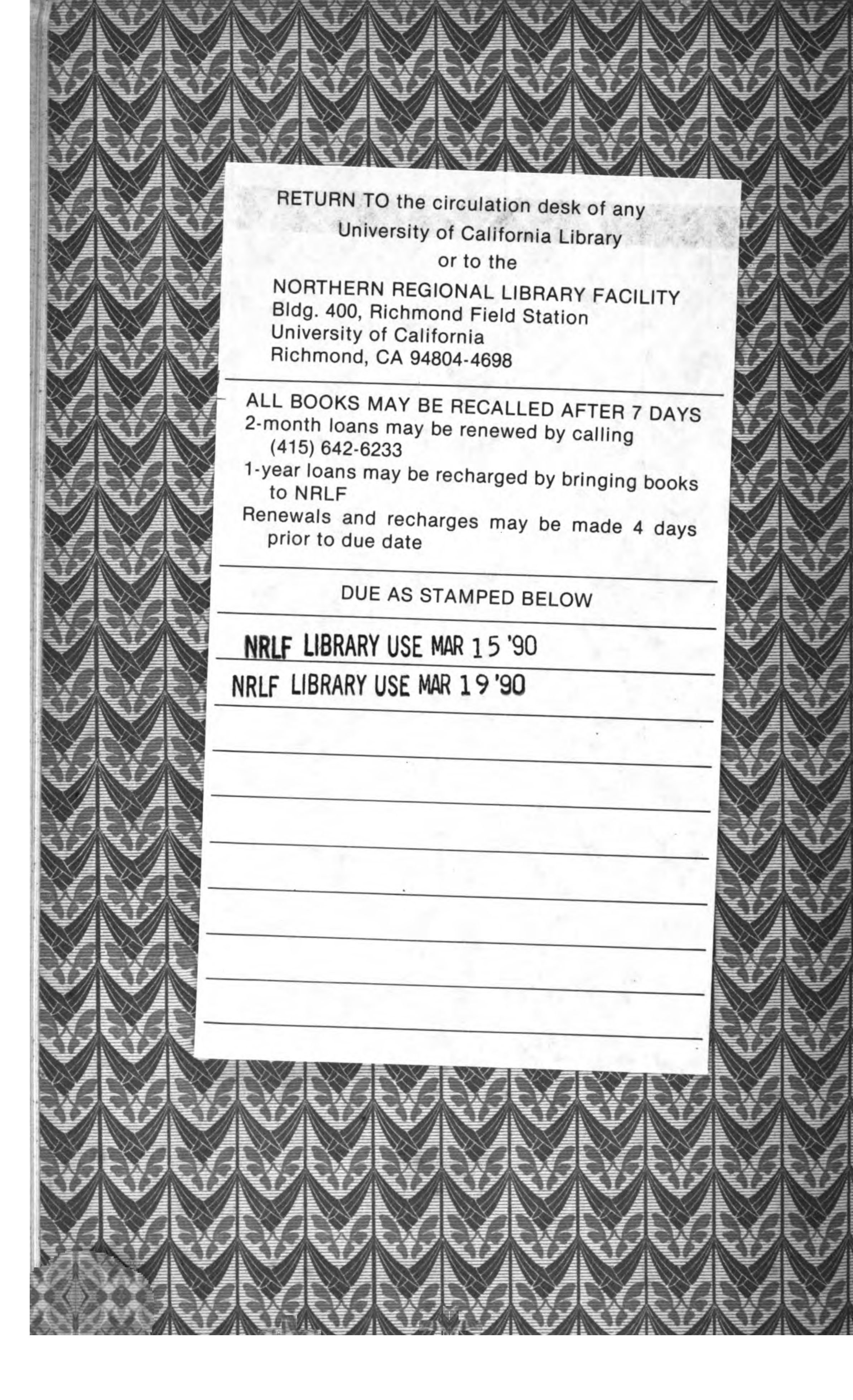
Kelche und Taufgeräte.
In der Sammlung Rudolf Köhler in Chemnitz.



Edelzinnteller. Im Königl. Kunstgewerbemuseum in Dresden.

doch: „... ist sie von heißer Glut entflammt, nimm dich in acht!“ Landschaftsbilder und Marine bringt das Heft von Ernst Liebermann („Die Münchener Peterskirche“), J. M. William Turner („Odysseus verspottet Polyphem“), und Hans Bohrdt („Abendsonnenstrahlen in Sylt“). Außer einem echten, rechten Zuloaga mit echten, rechten Spanierinnen (und dem echten, rechten Klatsch der glutäugigen Schönen) bittet noch die feinsinnige Malerin Therese Schwartze um Aufmerksamkeit. Ihr Gemälde „Der Brief“ ist ausgezeichnet gemalt, ganz modern gemalt; also wird es die linksstehenden Kunstkenner ja auch nicht weiter stören, daß es inhaltlich so allerliebst indiskret gar mancherlei ausplaudert. H.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.


RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
2-month loans may be renewed by calling
(415) 642-6233
1-year loans may be recharged by bringing books to NRLF
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

NRLF LIBRARY USE MAR 15 '90
NRLF LIBRARY USE MAR 19 '90


YD 26450

